Blätter im Winde

von

Max Waldau.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Blätter im Winde

von

Max Waldau.

Vom Baume reißt der Herbſt die Blätter los,
Sie rieſeln klingend in das weiche Moos;
Die Meinen hat der Frühlingshauch gebrochen,
Nun führt er ſie in ferner Freunde Schooß.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Braut

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Seiner Braut 1

Fantaſie über unbeliebte Motive 7

Lug in's Land.

Canzonen am Strande.

Liebe 17

Glaube 22

Hoffnung 27

An das Volk 31

Es gilt! 33

Viſion auf den Hohenſtaufen 36

So ſei's 39

Die Kleinen 41

Das Buch der Welt 42

Nachtfantaſie 43

Zeitgemäß 46

Sturmvögel 48

Das Gebet 49

Ruinen 53

Klarer Wein 56

Seite

Auch ein Frühlingslied 57
Auf Burgtrümmern 59
Die Europamüden 61
Weihnacht 63
Nacht und Morgen 64
Feuerwerk 65
Die Freiheit 67
Schachtmährchen 69
Wien und Krakau 73
Warum? 76

Xenien 79

Bilder.

Bleak cliff 87
Vorbei 89
Dämmerung 90
Der tote Dichter 92
Rosen 93
Aachen 95
Die Harfe von Neckarsteinach 96
Hornburg 98
Gruß 100
Des Zinkler's Turnierfahrt 102
Ultena 105

Sonette und Oktaven 119

Ludwig Uhland 122
Heidelberg 126

Seite

Traum 131
Kamellia 134
Veilchen 135
Weiße Lilie 136
Efeu 137
Nymphaea 138
Taxus 139
Akonit 140
Herbſtaſter 141
Regenbogen am Bodenſee 152
Nikolaus Lenau 153
A. Grün 154
F. Freiligrath 155
Platen 156
G. Schwab 157
An Fr. Marie Nebel zu Heidelberg 158
Nacht 160
Muſik 162
Der Dom 164

Zeitloſen.

Ein Strauß 169
Byron 171
Das Herz 173
Fata Morgana 175
Rheinfahrt 176
An K. S. 178

Seite
Lied eines Verbannten 180
Heidelberg 183
Ein Friedhof 186
Weihnacht 187
Verzweiflung 191
Apoſtrofe 193
Akkorde 203

Auszog von der Heimat Neſte
Der flügge Vogel, mein Blick,
Zog über Jubel und Feſte,
Und Thränen und Mißgeſchick.

Die Welt, die thaubeſternte,
Dort drohend und lächelnd hier,
Von ihr begreifen ich lernte
Die eigne Welt in mir.

Ich fühl's, wir werden ſiegend
Wie unſre Felſen ſtehn,
Mag über die Häubter auch fliegend
Noch manch ein Wetter gehn.

Ein deutſcher Gau vor allen
Macht quellen und fluten mein Lied,
Durch ſeine Tannenhallen,
Ein froher Pilger, es zieht.

Der Schwarzwald rauſcht und flüſtert,
Der Neckar flüſtert und rauſcht,
Oft hab' ich von Laub umdüſtert
Dort alten Sagen gelauſcht.

Drum bring' ich, mein Buch zu weihen,
Ein ſchlichtes Märchen von da, —
Ihr werdet es mir verzeihen,
Weil es aus Liebe geſchah! —

„Die Welle ſchäumt und brauſet,
„Das iſt der Nummelſee,
„In ſeinen Grotten hauſet
„Die ſchöne, mächtige Fee.“

„Ein Haus an der Fluten Saume
„Geſpiegelt zittert im Blau,
„Es wohnt in dem engen Raume
„Die alte, weiſe Frau.“

„Einſt kamen die Seegeſpenſter
„In ſchwüler Gewitternacht,
„Sie pochten an das Fenſter,
„Daß bebend die Frau erwacht.“

„Sie ſchaut aus einer Scheibe, —
„Die Nixen faſſen den Schopf,
„Bald folgt ſie mit ganzem Leibe
„Dem durchgepreßten Kopf.“

„Hinab und hinein in die Wellen
„Stürzt haſtig der nächtige Troß,
„Im Lauf, im geiſterſchnellen,
„Durchſtreicht er das Zauberſchloß.“

„Da liegt in Kindeswehen
„Die Königin, die Fei,
„Grünhaarige Nixen ſtehen
„Verzagt und weinend dabei.“

„Was Nixen oder Elfen, —
„Kaum denkt das Mütterchen dran,
„Hier galt's der Not zu helfen
„Und eilig war es gethan.“ —

„Zurück durch Bogen und Hallen,
„Durch Schimmer und Nebelſchaum, —
„Vom Felſen die Donner prallen, —
„Der Alten ſcheint's ein Traum.“

„Ein Körbchen mit dürren Blättern
„Als Lohn am Arm ſie entdeckt,
„Sie grollt, daß in ſolchen Wettern
„Um Staub man ſie aufgeſchreckt.“

„Sie gibt vom Zorne getrieben
„Zurück den ſchnöden Sold: —
„Ein Blatt iſt hängen geblieben,
„Am Morgen war es von Gold.“

Ob hier in dem Blättergewühle
Krauswilliger Jugendglut,
Wol auch in ſchattiger Kühle
Ein goldnes Blättchen ruht?

Euch muß ich darüber befragen,
Ihr richtet ja ſo gern,
Die Blumen auf dem Schragen,
So wie am Himmel den Stern.

Du aber, die Meine für immer,
Ob Spreu, ob goldne Zier,
Ob Blätter, ob Blütenſchimmer,
Du nimmſt es, weil es von mir! —

Heidelberg 1817.

Fantaſie über unbeliebte Motive.

To me 'tis given
The wonders of the human world to keep.

Shelley.

Ich möchte fluchen, wär's ein Frevel nicht,
Der meinen Prieſtermund befleckte, —
Wär's nicht ein Schleier, der das Sonnenlicht
Auf meiner Gottheit Herde deckte.
Und wol als Prieſter durch die Welt der Sänger geht,
Das Lied, es iſt ſein Opfer, ſein Gebet,
Der Wahrheit Schöne iſt ſein Weihekeſſel,
Der Zauber, den er bannt, es iſt die Feſſel!

Da klafft der Spalt hinab, die Glocken dröhnen,
O, wär' es Sturm ſtatt dieſer dumpfen Klage,
O, wär's ein keckes Fordern, trotzig Höhnen,
Ein Kampfruf ſtatt der alten, bangen Sage!

Das iſt ein großes Grab, ſo groß, wie ein Planet,
Als Denkmal drauf das Kreuz des Südens ſteht.
Am Rande irrt ein Weib, geiſtig leiſe,
Der welke Brautkranz ſchmückt ſein flatternd Haar,
Es kniet vor einem morſchen Traumaltar
Und ſingt Ofelia's verbuhlte Weiſe.

Fragt nicht, wo ſolch ein Grab und wer darin begraben,
Laßt Nacht ſein, — daß wir einmal Tage haben! —

Ein Wort, ein Bild noch glüht in meinen Träumen,
So wie ein Lied, das ich als Kind gehört, —
Das Wort mich in des Lebens Brauſen ſtört,
Das Bild, ich ſuch's auf aller Meere Schäumen.

Einſt gab es eine Zeit, da ſtand das Wort geſchrieben
Auf jeder Stirn, die denkt; auf jeder Bruſt, die fühlt; —
Einſt gab es eine Zeit, ihr Schatten iſt geblieben,
Da war das Wort ein Zauber, der jeden Schmerz gekühlt.

Es iſt vorbei! Verzerrt, beſchmutzt, zerſpalten,
So ſank es weinend unter eure Füße.
Ihr lerntet, es für ein Geſpenſt zu halten,
Ihr lerntet fürchtet ſeiner Lettern Grüße.

Ein Mal noch trat es mahnend vor euch auf:
Ihr habt den Heiland an das Kreuz geſchlagen! —
Ihr ſetztet ihm die Götterkrone auf,
Weil ihr des **Menſchen** Größe nicht ertragen.

Weh über den, der dieſe Waffe
Dem Wahnſinn in die Fauſt gedrückt,
Die er nun geißelnd auf die ſchlaffe
Todmüde Thorenmaſſe zückt.

Weh, daß ihr aus dem Einen Zwei gemacht! —
Seit da ward ſchlecht die reinſte Glut,
Und wer gejauchzt, und wer gelacht,
Verfiel bezahlter Lügner Wut.

Seit da ward Frevel jedes Sehnen,
Das in des Menſchen Buſen quillt,
Da floſſen ſtumm die erſten Thränen
Um mein begrabnes hohes Bild.

Ihr wollet Alles ſein und ſeid auch Alles,
Nur das nicht, was vor Allem not,
Ihr bergt euch in den Schranken eures Walles,
Und an das Menſchſein mahnt euch nur der Tod.

So ſeid der Knechtung ewig ihr verfallen,
Der Knechtung in den Hütten, in den Hallen,
Wo ihr auch ſteht, ihr traget Liverei,
Denn nur der Menſch, und nur der Menſch
iſt frei!

Ihr ſprecht von euren Freuden, eurer Luſt!
Das Wort iſt gut, doch frag' ich nach dem Kerne.
Es dämmern heitre Bilder auch in kranker Bruſt,
Und auch die Nacht hat ihre Sterne.

Wo iſt ein Lied, durch das, ein jäher Stral,
Nicht ſchneidend ſcharf ein Mißton ſchwirrte?
Wo iſt das Feſt und wo der Goldpokal,
In deſſen Spiegel nicht des Elends Schatten irrte?

Das iſt der Menſchheit ſtilles Weinen,
Der Menſchheit, der ihr ſelbſt gehört;

Was Wunder, daß, wenn ſolche Schemen euch
erſcheinen,
Sich gegen Jubel dann das Herz empört?

Der Knabe läßt die Seifenblaſe fliegen,
Die irisfarben in der Sonne blinkt, —
Sie platzt, indeß ſie noch die Lüfte wiegen,
Und nieder eine trübe Thräne ſinkt.

Das iſt die Freude nicht, der ich entgegenſtürme,
Das nicht der Jubel, der mich mutig weckt,
Auf dieſen Grund nicht bau' ich meine Thürme, —
Die Luſt zerreißt mein Herz, der Jubel mich erſchreckt!

Die Halbheit iſt der Satan, der euch Schlingen ſtellt,
Die Halbheit euer Frevel, euer Fluch,
Und mit der Halbheit buhlend ſinkt die Welt
Schlaftrunken auf ihr Leichentuch.

Hier, Kämpfer, iſt der höchſte Preis zu holen, —
Iſt's denn ſo ſchwer, ein ächter Menſch zu ſein?
Hier winken dir des Glückes Aureolen,
Sei Menſch, dann iſt der ganze Himmel dein.

In deines Herzens Roſenblättern wühle,
Du holde Jungfrau, ſüß und gut:
Ob nicht verſteckt in ihres Kelches Pfühle
Der Elfengenius der Menſchheit ruht!

Schon einmal hat das Weib den Heiland uns geboren,
Und noch geb' ich die Hoffnung nicht verloren.

Und fandſt du ihn, ſo ſaüg' ihn groß mit deinem Marke,
Mit deiner vollen Liebe, deinem Leben,
Daß zum Titanen er erſtarke,
Und nimmer wanke bei dem hohen Streben.

Dann wird er ſelber nach der Geißel greifen,
Die Erde, ſeinen Tempel zu durchſtreifen.
„Fort mit des Wahnes tollem Trödelkram!"
So wird er mächtig rufen,
Und was aus Trug und Lüge kam,
Das ſtürzt von ſeinen Stufen: —
Denn mit der Menſchheit kommt die Mannheit wieder,
Und vor der Mannheit klirrt die Kette nieder.

Lug in's Land.

Auf deine Zinnen will ich ſteigen, Lug in's Land,
Umbrauſt von deiner Stürme Reigen, Lug in's Land,
Von deiner Höhe will ich ſchauen und dem Volke,
Viel ſchlimmen Lug im Lande zeigen, Lug in's Land! —

Canzonen am Strande.

Liebe.

Das iſt das Meer! — In dumpfem Traum, bleifarben,
So rollt es ſeine Schlangen an die Klippe. —
Ein goldner Blitz im Oſt, ein roſig Sprühen,
Ein glühend Zauberwort auf bleicher Lippe,
Ein Flüſtern durch den Schwall der Wellengarben:
Die Sonne kommt, der Morgen will erblühen.
Wie ſchön dies Morgenglühen!
Die junge Welt, gehüllt in weiche Schleier,
Verſchämt, die zarte Knospe unverſchloſſen,
Die wenn der Tag verfloſſen,
Vielleicht der Schmuck von einer Totenfeier,
Vielleicht ein wertlos Wrack, vom Wurm zerfreſſen,
Gleich jenem dort, verfallen und vergeſſen.

Wie ſich die Fluten preſſen und umarmen,
Im Taumel Küſſe bringen, Küſſe nehmen,
Sich zögernd fliehn, und ſüßgeſchwätzig rauſchen,
Vom Schaum gekrönt, ein Spiel mit Diademen.
Sie wollen koſend, Bruſt an Bruſt, erwarmen,
Und Glut um Glut und Lieb' um Liebe tauſchen.
Im Aether ſeh' ich lauſchen,
Wie eines Dichters Geiſt, den braunen Falken,
Er ſchaut der tauſend Brüſte wonnig Beben
Verſchmelzen und verſchweben, —
Warum auf jener Trümmer morſche Balken
Senkt er ſo haſtig ſeine Schwinge nieder,
Und klaut ſich ein, als wich' er niemals wieder?

Längſt auf der See die Fiſcherbarken ſchweifen,
Nur eine ruht, und zögert noch am Strande,
Weil ihren Herrn daheim die Liebe kettet.
Er träumt und ſchwelgt im frohen Zauberlande,
— Sie mögen nach Gewinn in Sorgen ſtreifen,
Er träumt, an ſeines Mädchens Bruſt gebettet.
Und doch kein Lächeln rettet
Den Funken Zeit, den ſpielend er verloren.
Und wenn er ſpät ſich endlich aufgerungen,

Den Speer, das Netz geſchwungen,
Dann höhnt die Gilde noch den jungen Thoren:
Wir tragen ſchon zu Markte unſre Bürde,
Indeß dein Kahn noch leicht, und leer die Hürde.

Ein muntres Bild! Doch wollt' ich's höher loben,
Wenn hier der Liebe Feſſeln jäh zerſprängen
Und ſich die Flut zum Kriegestanze regte,
Die Wolken ihre Sturmſignale ſängen,
Und Blitz auf Blitz am weiten Himmel droben
Den blauen Königsbaldachin durchfegte.
Der Zorn, der langgehegte,
Er würde Geiſter gegen Geiſter führen:
Die Nebel dort, gigantiſch umgeſtaltet,
Hier Wogen, wutdurchwaltet,
Und drüber Sturm, des Kampfes Glut zu ſchüren.
Hinab, hinauf, das wär' ein luſtig Wettern
Wo als Trompetenruf die Donner ſchmettern.

Dann aus der Tiefe Ungetüme tauchen,
Die Behemote aus der Purpurferne, —
Geſtalten halb vermodert und verrottet,
Und Sterne auch, verſunkne Himmelsſterne.

Die Wogenſchweife fliegen, Wolken rauchen,
Geſpenſtern gleich vom weißen Schaum umzottet.
Zerriſſen und verſpottet
Sinkt dort in's Chaos eine Welle nieder,
Der Wolken Rieſenſchaar, trotz ihrem Sträuben,
Muß platzen und zerſtäuben.
Und ab und zu, durch beider Heere Glieder,
Blauzackig ziſchen, Streich um Streich zu führen,
In trunkner Luft die Blitze der Walküren.

So wie der König, das Turnier zu enden,
Den Stab von Gold geworfen in die Schranken,
So ſenkt die Sonne in des Kampfes Mitte,
Den Sieg beleuchtend, hier die Stralenranken.
Zum Frieden aber will ſich Keines wenden,
Nur Waffenruhe heißt der Müden Bitte.
Wenn nicht vom Felſen glitte
Das Wrak dort drüben, leck in allen Fugen,
Man wüßte nicht, ob ſtets das Meer gebrütet,
Ob hier ein Sturm gewütet,
Und ob die Feinde hier ſich grimmig ſchlugen.
Nun aber iſt der Bau vom Kampf zerſplittert, —
Und hoch in Licht des Falken Schwinge zittert.

Ihr meint, daß ich Empörung
Und Aufruhr ſtatt der Ruhe mir erkoren!
Mir liegt die Mär vom Drachenſchlund im Sinne:
Erſt nach dem Kuß die Minne,
Doch wer die Flammen ſcheut, der iſt verloren
Und wenn euch Liebesluſt das Höchſte bliebe,
Und dies iſt Haß — dann iſt der Haß die Liebe.

Glaube.

Der Strand wird weit, die Felſenſcheitel ſchwinden.
Vom Lenz geächtet, ſchleicht der Düne Wüſte,
Ein Blatt, auf dem der Schöpfung Lettern fehlen,
Ein fahler Schädel, eine flache Büſte,
Ein feuchter Dunſt, ſtatt friſchen Morgenwinden,
Statt Sproſſerſchlag ein Schrei aus Mövenkehlen.
Doch um den Fluch zu hehlen,
Zu ſchminken längſtvergilbte Buhlerzüge,
Des Meeres Blumen, ſtarre Muſchelſchalen,
Gehäuft im Sande prahlen.
Auch ſie ſind nichts als eine Frühlingslüge,
Halbfaul ein Wurm, ein buntverglaſter Scherben,
Kein rechter Tod und doch ein ewig Sterben.

Trotzdem, von einem Menſchen hingedichtet,
Erhebt ſich dort die kleine Strandkapelle.
Ein Bau aus Plankenſcheitern roh gezimmert,
Die triefend ausgeſpien des Meeres Welle;
Da ward zum Himmel manch Gebet gerichtet,
Wenn in den Sturm die Glocke bang gewimmert.
Der Diſtel Silber flimmert
Hart an der Thür, ein Fink verlor den Samen,
Ein Streifen Erde hat ihn aufgenommen,
Halb über's Meer geſchwommen,
Halb Staub von Pilgern, die zur Stätte kamen.
Am Dach hängt falbes Moos und dürre Flechten,
Die mit dem Wetter um das Leben rechten.

Und drinnen als Altar ein Himmelbette,
Geborgnes Gut, bedeckt mit bunten Fetzen;
Ein Kruzifix aus Gräten und aus Schnecken,
Korallen Dorn und Heil'genſchein erſetzen;
Ex voto raſſelt an der Wand die Kette,
Und leiht dem ſtillen Orte ihre Schrecken. —
Was willſt Du mir verſtecken,
Du einſam Bild in dieſen öden Räumen?
Der Mund iſt frei, zu Haübten Laubgewinde,

Nur um den Blick die Binde. —
Warum dies Fliehn zur Nacht und ihren Träumen,
Die Furcht, daß ſich ein Stral in's Dunkel ſtehle?
Verlorne, mit dem Auge fehlt die Seele! —

Doch weiß ich jenes Frauenbild zu deuten. —
Natur war einſt die Herrin dieſer Welten, —
Der Mund erſchuf, das Auge blickte Segen,
Von Fels zu Fels die Jubellieder gellten,
Ein ewig Feſt, ein ewig Feſttagslaüten,
Zur Freude kam der Menſch auf allen Wegen,
Als ſie im Schlaf gelegen,
Da ward ihr angekünſtelt jener Schleier.
Nun zog der Feind gefahrlos aus zum Raube,
Der Schleier war der Glaube!
Die Blinde ſchafft, doch fehlt des Segens Feier,
Sie ringt und kämpft, doch immer noch vergebens,
Es herrſcht der Traum, das Schattenſpiel des Lebens.

So iſt der Tag in Nacht verkehret worden:
Die Königsadler buhlen mit der Eule,
Das gute Recht muß ſeine Flagge ſenken,
Der grüne Schößling ward zur Zepterkeule,

Der Haß muß zeugen, — Liebe kann nur morden, —
Und jauchzend ihr Panier die Feinde ſchwenken.
Ich konnt' ein Volk mir denken,
Das Schritt um Schritt im Kampf nach Freiheit ſinket,
Ein Volk, deß Zähne in die Zügel beißen,
Bis einſt die Ketten reißen,
Und ſtolzer dann als je das Banner winket:
Hier aber iſt nicht Kampf, hier gilt der Glaube,
Vor einem Truge liegt die Welt im Staube.

Herunter mit der Binde, nieder, nieder!
Zur lichten Fackel ſie der Groll entzünde,
Daß ſie dem Volk der Lüge feiles Prunken,
Den ſchnöden Schimpf vergangner Zeiten künde.
Der Mutter gib die alten Rechte wieder.
Daß ſie dich ſegne froh und ſiegestrunken!
Noch lebt der Gotteſunken,
Friſch auf und wirf die Aſche in das Brauſen,
Die Aſche, die den Funken dir verborgen.
Friſch auf und laß das Sorgen, —
Wenn auch zu deinem Streit die Stürme ſauſen,
Es gilt die große Mutter zu befreien,
Wird Donnerhall noch durch die Stürme ſchreien.

Laß Deine Feinde zürnen,
Mit Kugeln drohn und ihrer Kerkerhölle;
Du biſt der Simſon, der die Säulen ſchüttelt,
Nur kühn und feſt gerüttelt,
Du wirſt erſtehen aus dem Schuttgerölle,
Und dir zur Luſt, der ganzen Welt zur Wonne,
Am Grab des Glaubens ſtrahlt des Wiſſens Sonne.

Hoffnung.

Geſchäftig ſummt am Hafen muntres Drängen,
Die ſtarren Bäume ohne Blatt und Blüte,
Die ſtolzen Maſten, in die Lüfte ſteigen;
Matroſen ſchwenken grüßend ihre Hüte,
Und ſchmücken ſich die Arbeit mit Geſängen, —
Ein bunter Kranz, ein ganzer Liederreigen.
Wie ſich der Briefe neigen
Die breiten Schiffe, ſchimmernd blanke Schwäne,
Und her und hin, von Bord zu Bord, ein Gleiten,
Ein Rudern, Rufen, Streiten,
Dazwiſchen wieder ſchwerbeladne Kähne:
Allüberall ein rührig ernſtes Streben, —
Das iſt nicht Mummenſchanz, das iſt das Leben.

Ein Schuß! Und tauſend bunte Wimpel wallen!
Von allen Raaen weiße Segel flattern,
Die Winde kreiſcht, Kommandoruf ertönet,
Das Tauwerk knarrt, und Maſt und Spieren knattern.
Der Anker weicht, noch einmal Schüſſe knallen,
Ein Lebewohl, das rings am Strand verdröhnet.
Sie ſind die Qual gewöhnet,
Die ſonſt das Scheiden bringt, und keine Thräne
Umflort den Blick, dem Heimat ſind die Planken,
Die auf den Fluten ſchwanken.
Sie ſind's gewöhnt, auf grauer Wogenmähne,
Statt frohem Augenglanz von ſchönen Frauen,
Der Sterne zitternd Spiegelbild zu ſchauen.

Jetzt fliegt das Schiff, mit ſeinen reichen Laſten;
Das Fernglas bringt es meinem Auge näher;
Ich ſehe Menſchen nach dem Lande ſtarren,
Die Ballen zeichnen ſchärfer ſich dem Späher,
Und deutſche Namen leſ' ich auf den Kaſten,
Die an der Lucke noch auf Bergung harren. —
Ihr, mehr denn goldne Barren,
Ihr ſtarken Arme, die den Herd verlaſſen,
O, könnt' euch noch mein Warnerruf erreichen,

Er müßte euch erweichen!
Umſonſt, die Segel ſchon die Briefe faſſen, —
Traumſieche Menſchen, hoffnungskranke Thoren,
Jetzt ſeid ihr für das Vaterland verloren!

Ich weiß, was euch der Heimat Gau verleidet,
Ich kenne euer Elend, eure Klagen,
Und doch, ihr ſolltet nicht von hinnen ziehen,
Nur müßtet ihr einmal zu kämpfen wagen.
Was ihr an jenem fernen Land beneidet,
Vom Siege wird es euch auch hier verliehen.
Ihr ſollt, ihr dürft nicht fliehen,
Kalt iſt es in der Fremde, kalt und trübe,
Ihr weint, ſeht ihr die Sonne droben ſcheinen
Und goldne Thränen weinen; —
Wie immer ſich auch euer Auge übe,
Ihm fehlt der Bach, das alte Feld, die Saaten,
Und könnt Ihr eurer Nachtigall entraten? —

Iſt unzerſtörbar, was euch hier verdrießet?
Mich dünkt ein kecker Streich, der bräch's zuſammen.
Wir brauchen alle Arme, bleibt im Lande,
Lärmfeuer laßt von allen Bergen flammen;

Und wenn die ſchöne Glut ſich froh ergießet,
Dann liegt die falſche Hoffnung ſelbſt im Brande.
Zerſprengt der Kette Bande,
Mit der die Macht der Lüge euch umſponnen.
„Für unſer Recht!“ das ſei der Spruch der Fahnen,
Er wird den Weg euch bahnen
Bis ihr die letzte große Schlacht gewonnen.
Dann ruht ihr aus im angeſtammten Hauſe,
Ihr ruht vom Elend und vom Kampfgebrauſe.

Fort mit der feigen Hoffnung,
Die ſich vom eignen Vaterlande wendet!
Wir müſſen uns, — zu löſen und zu binden,
Ein andres Wort erfinden,
Ein Wort, das mächtig unſre Klagen endet.
Drum ruf' ich kühn in Donnern und in Blitzen
Statt „Hoffnung“ nur ein „Siegen und Beſitzen!“

An das Volk.

Wir pochen feſt an eure Herzen an,
Wie Orfeus an des Hades Pforten,
Gebt ihn heraus, den lichten Freiheitsſchwan,
Man ſucht nach ihm an allen Orten.
Ihr ſchließt ihn ein, und wißt es nicht
Was tief im eignen Buſen klage; —
Ihr habt die Fackel ſelbſt, und ruft nach Licht,
Zum Himmel denn die Flamme ſchlage!

Der Meiſter macht den Plan mit buntem Stift,
Der Maſſe Hände müſſen bauen,
Soll ſein Gebilde in granitner Schrift,
Als Münſter durch die Wolken ſchauen.
Wenn er zu Trägern ſeiner Bogen traümt
Untadeliche Monolithen, —
Sie werden nur, wenn euer Arm nicht ſaümt,
Zu ewig feſten Stalaktiten.

Aus Blumen haben wir den Plan gewebt,
Nun laßt die Palmenſaulen ſteigen,
Und wo der Schaft zum Aether ſtrebt,
Laßt kecker ſich die Wölbung neigen;
Laßt weit hinaus in's kalte Dunkel glühn,
Dann vom Portal der Sonne Stralen,
Und prächtig aus dem Prunk der Roſen blühn
Am Thurm die Lilienſtalen.

Und wie es keimt und treibt, und wächſt und ſproßt,
Das iſt der Geiſter einig Wollen,
Das trotzt der Zeit und trotzt der Wetter Roſt,
Es trotzte der Titanen Grollen.
Wenn dann die Quadern hält das Rieſenband,
Wird ſich zum Firſt ein Sänger ſchwingen,
Dort um des Gipfels höchſten, freien Rand
Den letzten Blumenkranz zu ſchlingen.

Es gilt!

Wie ſtürmt' ich hinaus in des Wiſſens Tag,
Wie wild an den Nächten vorüber;
Wie ſchwand aus dem Herzen mir Schlag um Schlag
Ein Nebel, ein bergender, trüber.
Was nimmer im Traum ich gewebt und geglaubt,
Es glückte das höchſte Erkühnen,
Ich ſah mein ſtolzes glühendes Haubt
Den Lorbeer des Ruhmes umgrünen.

Dann ſchwoll mir die Bruſt, ich weiß nicht wie,
Ich kannte nur Blüten und Lieder,
Und wie ich verſtanden die Urmelodie,
So haucht' ich in Worten ſie wieder.

Und oft ein Traum mir die Schläfe umfing
Vom Reigen der Elfen im Mooſe,
Und wie ſie mich feiten im ſchimmernden Ring,
Ward mein die thauigſte Roſe.

Jetzt hab' ich mein Streben den Menſchen geweiht,
Den Schläfern am lichten Morgen,
Jetzt gilt's zu erringen im kecken Streit
Das Kleinod, das lange verborgen,
Jetzt gilt's den Gedrückten zu bringen das Licht
Trotz Schranken in allen Raümen,
Zu wachen, zu wecken erheiſcht die Pflicht,
Nicht ſelber ſchlummernd zu traümen.

Die Menſchen, der beſten Rechte beraubt,
Sie gilt's aus der Tiefe zu heben,
Vernichtung den Kaſten, die ahnenbeſtaubt
Als Sklavenvögte nur leben.
Wir brauchen aber die Vögte nicht mehr,
Wenn keine Sklaven mehr frohnen,
Die Welt von Geiern und Drachen leer,
Der Bienenkorb von Drohnen.

Dann drückt die ganze Menſchheit in's Haar
Den Kranz des Ruhmes und Sieges,
Die Palme führt in den Fängen der Aar,
Statt wilder Blitze des Krieges.
Und wenn ſich ſo in Jubel und Luſt
Gewandelt die finſtern Looſe,
Mag lieblich blühn an jeder Bruſt
Auch eine duftige Roſe.

Viſion auf dem Hohenſtaufen.

Der Thürmer ſtößt in ſein ſilbernes Horn,
Der Sturm in des Mondes Sichel, —
Wie duckt ſich ſchüchtern die Wachtel in's Korn,
In's Bette der deutſche Michel.
Da wird ein rieſiges Banner entrollt,
Umgrollt
Vom dumpfen Donnergebrülle;
Der Blitz nicht ſaümend in Wolken ruht,
Die weltdurchzuckende, friſche Glut,
Sie flammt aus der düſtern Hülle.

Hier weben die Geiſter geſpenſtigen Tanz
Mit Kronen und mit Tiare,
Und Geier bekämpfen im Irrwiſchglanz
Die doppelhaübtigen Aare.
Den nimmer geſühnten Streit,
Die Zeit,
Die Zeit will einmal ihn enden.
Theatermaſchinen, wie blitzt ihr ſchlecht,
Es weiß ein kräftig Männergeſchlecht
Jetzt beſſer das Heft zu wenden.

Und ſieh, dem Wolken- und Donnergraus
Entſteigt ein hohes Gebilde,
Die Krone leuchtet durch's Aetherhaus,
Es funkelt der Spruch auf dem Schilde.
„Hie Deutſchland!“ donnert das Wort,
Und fort
Durchbrauſt es die finſtern Geklüfte.
Die Schwerter ſchimmern im Geiſterlicht,
Sie ſauſen das ſtolze Heldengedicht:
„Hie Deutſchland!“ hell in die Lüfte.

Laßt ſchlafen die alte deutſche Schmach,
Laßt ſchlafen den alten Kaiſer,
Die Alten werden nur älter gemach
Und werden doch nimmer weiſer.
Heraus aus der Kerkerhaft!
Die Kraft,
Die Kraft zerſprengt uns die Banden.
Die wilde Fanfare bläſt uns der Sturm,
Hinauf zum trotzigen Schergenthurm
In donnergewaltigem Branden.

So ſei's.

Ich mag den Zefyr nicht und Lautenklang,
Auch wenn ſie jedes Herz bezwängen;
Mein iſt der Sturm und mein der Donnergang,
Ob Sturm auch heult und Blitze ſengen.

Die bunten Kränze, die ich thöricht wand,
Sie hängen müſſig am Gebälke,
Sie hängen nieder von des Simſes Rand,
Heublumen, farblos, duftlos welke.

Ich wollte legen einem Edelaar
Den ganzen Geiſtesmai zu Füßen,
Doch kann ich keinen aus der ganzen Schaar
So recht als Adler noch begrüßen.

Die maiengrüne Hoffnung ſank in's Grab,
Es kam dafür ein altverrufnes Drama,
Ihr wißt, wie man auf alten Bühnen gab
Den großen, deutſchen Dalai-Lama.

So iſt es mit den Spielen freilich aus,
Man ſchmückt mit Blumen nie Perrücken,
Doch kann man ſich ſo manchen guten Strauß
Auch wol zu anderm Ziele pflücken.

Drum laß' ich doch vom alten Brauche nicht,
Noch will ich tauſend Kränze flechten;
Doch nicht von Blumen purpurſchön im Licht,
Ich breche ſie in wilden Nächten.

Die Blitze ſind mein glühend Windeband,
Die Roſen werden zu Granaten,
So werf' ich ſie hinaus in's deutſche Land,
Als freie Branderdiplomaten.

Die Kleinen.

Wie ſind ſie gar ſo putzig doch,
Die kleinen Eiſenfreſſer,
Ja, ſtellten ſie ſich nicht ſo hoch,
So ſähe man ſie beſſer.

Die Großen möchten ſie ſo gern
In Allem treu kopiren,
Und können doch den kleinen Stern
Zur Sonne nicht poliren.

Drum Ihre Hoheit geht und ſteht,
O dolorosa mater, —
Wie Königin Eliſabet
Auf einem Dorftheater.

Das Buch der Welt.

Wol leſ' ich auch im Buch der Welten gerne,
Wo Lettern ſind die Völker und die Sterne,
Wo Pergament des Alls Gigantenraüme,
Worauf das Schickſal ſchreibt die ew'gen Traüme.

Das Blatt des Friedens hab' ich umgeſchlagen,
Es frommt nur Kampf und Streit in unſern Tagen,
Da ſteht ein Wort von Revolutionen,
Zerriſſnen Ketten und geſtürzten Thronen.

Mag bald ein Andrer dieſes Blatt auch wenden,
Das Buch es muß mit „Sieg und Frieden" enden,
Und fröhlich wird der Weltgeiſt dann es ſchließen,
Viktoria! die Himmelsböller ſchießen.

Nachtfantaſie.

Es kriechen tief im Thal des Nebels Schlangen,
Und Irrwiſchflammen ſpeit ihr weiter Schlund;
Sie rollen an einander, halten ſich umfangen,
Der wirre Knaül bedeckt den ganzen Grund.
Jetzt iſt's ein See, wie der, wo Sodom ſtand,
Die Wellen ſchlagen matt an's Thurmgemaüer
Und nirgends ſchwanket Schilf am flachen Strand.
Nur gleiten über dieſe Nebelfluten,
Wie Schwäne langſam ſchweigend jetzt dahin
Gedanken, die in meiner Seele ruhten,
Und neben ihnen ſchwimmen Sterne drin.
Schön biſt du goldnes Licht, Prometheusfunken,
Dort fern in's Meer der Aetherwelt verſunken,

Ich möchte dich, wie jener Grieche rauben,
Und kräftig ſchleudern in der Welten Herz,
Daß dann mit eins, die Blinden und die Tauben
Abwürfen ihres Schlafes wuchtend Erz.

Bei Gott! Ich möchte einen „Weckauf" führen,
Wie der, ſo Kaiſer Marens Feinden drohte,
Daß ich den Trägen, die nicht Donner rühren,
Den Tod in ihre öden Herzen lohte.
Was mich ſeit je von Haß und Groll durchwühlte,
Ich weiht' es gern den Fluten des Kozyt,
Und nur, was ich von Lieb' und Freuden fühlte,
Das hätte friſch aus meinem Sang geblüht.

Doch mir iſt's nicht gegeben zu vergeſſen,
Zu Trutz und Kampf aufſtachelt mich der Zwang;
Wer iſt es, der ſo keck und ſo vermeſſen,
Zu ſchelten meinen heilig ernſten Drang?
Fort mit dem Weltſchmerz weicher Hiſtrionen,
Nur That und nicht die Thräne ziemt dem Mann.
Wer Thränen ſä't, dem wieder Thränen lohnen,
Genügt das dem, der kräftig handeln kann?

Im Oſten glüht's, die Nebel ſinken nieder,
Bald träuft der Morgen ſchimmernd von den Zweigen
Und einer Sonne ſeh' in's Aug' ich wieder,
Die Leben ſtralt in's einſam tiefe Schweigen,
Die immer uns den Tag, und doch den Tag
nicht bringt.
Die Hähne rufen, und das Lied verklingt.

Zeitgemäß.

Zeit iſt auch im Lande der Reuſſen,
Und die Zeit ſie fordert Reform, —
So auch ändert man jetzt in Preußen
Jährlich ein wenig die Uniform.
Nun, nun, ein Jeder nach ſeiner Natur,
Ceterum censeo: Fort die Cenſur!

Narren im Dienſte ſind aus der Mode,
Jeder will jetzt ſein eigner ſein,
Daß man noch ſehe nach ſeinem Tode
Pfeffer und Salz in ſchönem Verein.
Nun, nun, ein Jeder nach ſeiner Natur,
Ceterum censeo: Fort die Cenſur!

Siedelt in's neue romantiſche Eden
Ueber der penſionirte Bandit,
Ward aus Liebe zu Quadrupeden
Hengſtenbergiſcher Jeſuit.

Nun, nun, ein Jeder nach ſeiner Natur,
Ceterum censeo: Fort die Cenſur!

Sturmvögel.

Die Wogen des Lebens ſind hoch und hohl,
Ein Uragan ballt ſich zuſammen,
Bald ſehen wir rings von Pol zu Pol
Die ganze Erde in Flammen.

Sahſt Mutter Carey's Küchlein du nicht,
Des Sturmes treue Vedetten,
Der du im ſchnöden Joche der Pflicht
Noch zweifelſt am Brechen der Ketten?

Die Barden, die Seher ahnten ihn lang,
Sind warnend umher geflogen,
Jetzt kommt er herein in wildem Drang,
Wie eine Sündflut gezogen.

Das Gebet.

Favete linguis!

Wie ſind die Berge blau, wie friſch die Matten,
Des Sees Silberſtirn iſt ohne Falten,
Der Felſen Spitzen glühen und erkalten,
Dort auf dem Kloſter träumt des Abends Schatten.

Und „Ave“ klingt es mahnend durch die Lüfte,
Wie kindlich Flehn, wie Geiſterruf:
Die Blumen hauchen ſanfter ihre Düfte,
Und leiſer ſetzt mein Roß den Huf.

Die Männer beten mit gezognen Hüten
Und treten betend auf das Haubt der Blüten;
Sie murmeln ihre langen Litaneein
Indeß die Fluren ſie des Mordes zeihen. —

Wie bet' ich heiß, — doch mein Gebet iſt Sünde,
So ſagten mir die bleichen Mönche drüben,
Weil ich auf andrem Herd mein Herz entzünde,
Als wo ſie ihre alten Bräuche üben.

Und doch, und doch, ich kann nicht weichen,
Ich folge meiner Gottheit Zeichen.

Gebt mir ein Wort, ein einzig armes Wort,
Das nie gemißbraucht, nie befleckt,
Das rein und ſchlackenlos zum höchſten Ort
Die makelfreie Schwinge ſtreckt:

In dieſe Silbe will ich all mein Beten preſſen,
Und was ich ſonſt Gebet genannt, es ſei vergeſſen.

Sucht nicht! Ihr findet Geifer überall!
Aus jedes Wortes noch ſo trautem Schall
Ward für den Haß ein Mordſtahl ſchon gehämmert,
Ward Nacht gebraut für eine Bruſt, in der's gedämmert.

Und was iſt dann Gebet, ſo fragt ihr wieder,
Wenn unſre Hymnen nicht, und unſre Lieder?

Ihr kennt den Spruch, den in der alten Zeit
Die Prieſter an die Tempelthüren ſchrieben,
Daß immer werde durch ein Wort, das ungeweiht
Der Gott aus ſeinen Hallen ausgetrieben. —

Durchbebt die Seele auch ein heilig Glühen,
Daß ihr in euch des Gottes Nähe fühlt,
So laßt die Sonne wärmen, laßt ſie ſprühen,
Daß ihren Stral kein jäher Schauer kühlt.

Wer ſagt, ob ihr das rechte Wort gefunden?
Ihr trefft es nicht — und aller Zauber iſt entſchwunden.

Dies leiſe Beben, dieſer Seelenſchwung,
Der keine Worte hat und keine Worte will,
So prächtig wie ein Traum und wie ein Traum ſo ſtill,
Der iſt Gebet, — Gebet, das ewig jung.

Es iſt Gebet, wenn auf dem Totenlager
Der Greis die Enkel um ſich ſieht,
Und ſeine Hand, die matt und hager,
Den Segen auf ſie niederzieht.

Es iſt Gebet, wenn ihr gerettet Kind
Die Mutter in die Arme drückt,
Wenn von den Wimpern noch die Thräne rinnt,
Indeß ihr Herz ſich feſtlich ſchmückt.

Es iſt Gebet, wenn nach verbrauſtem Ringen
Zwei Seelen, die im Sturm getrennt,
Hochjauchzend aneinander klingen,
Und Auge feſt in Auge brennt.

Es iſt Gebet, wenn ſich ein Volk erhebt,
Und ſeine Rechte ſchützt und ſeine Dränger ſchlägt, —
Und wenn vor ſeinem Zorn der Scherge bebt,
Und in die Wüſtenei ſein Brandmal trägt.

Es iſt Gebet, wenn mir die Fauſt ſich ballt,
Weil eine Thräne rann,
Weil eine Klage ſchallt, —
Und ich nicht helfen kann!

So werd' ich wortlos beten, ſo werd' ich brünſtig flehn,
Ob mich auch nun und nimmer die Mönche dort verſtehn.

Ruinen.

Wo ſahſt du Raum von Trümmern bloß
Im Weſten und im Oſten?
Wo nagt ſich nicht Verweſungsmoos
In Mauern und in Pfoſten?

Es ſagt, geſtürzt, ein Architrav,
Der Reſt von tauſend Saülen,
Wo Babel liegt im Todesſchlaf,
Ringsum die Schakals heulen.

Der Roma ſchuf ein Grabesmal
Der finſtre Bonarote,
Und auf die Dramen ſonder Zahl
Da folgte manche Zote.

Verſandet liegt Aegyptens Sfinx,
Man fleht zu andern Götzen,
Und harret nimmermehr des Winks
Von kalten Marmorklötzen.

Gras wuchert über Tempel hin,
Die erſt die Chriſten bauten,
Man hegt nicht mehr den alten Sinn,
Dem unſre Ahnen trauten.

Die Zeit, die Freiheit braucht mit Kraft,
Die Jerichopoſaune;
Sie ſchont nicht Spitze und nicht Schaft,
Doch nennt es nimmer Laune.

Das Alte muß hinab in Nacht,
Muß morſchen und vermodern,
Und drüber muß mit heller Pracht
Die neue Flamme lodern!

Wie ſoll ein Bau, der ohne Grund
Auf Schlamm, durch Knechtung ſtehet,
Vom erſten Hauch nicht werden wund,
Der friſch vom Herzen wehet.

Und nennt ihr Hauch den Kampf, den Sturm,
Der überall ſich reget?
Das Volk iſt länger nicht ein Wurm,
Den man in Feſſeln heget.

Wol iſt ein kranker, kranker Leu
Die Maſſe noch, die blinde,
Doch er erſtarkt, und ihr wie Spreu
Zerſtiebt in alle Winde.

Klarer Wein.

Der Reben Blätter hängen müd' und zottig,
Der Winzer preßt den Purpur in den Bottig,
Es gährt und wallt, es ſtrebt und quillt der Moſt,
Daß es gemach wie ferner Sturmwind toſt.

Vorüber geht das Branden und das Wogen,
Und klarer Wein wird endlich abgezogen;
Auch wir, wir wollen klaren, reinen Wein,
Drum muß bei uns auch erſt das Gähren ſein.

Auch ein Frühlingslied.

Sproſſende Blätter, grünende Blitze,
Platzende Knospen, Frühlingsgewitter,
Rufen hinan zum luftigen Sitze:
Fort die morſchen, verjährten Splitter,
Vorwerts treibt's uns, vorwerts!

Rollende Wellen mit ſchaumigen Kronen
Eilen und gleiten am Thurme vorüber,
Drängen nach ihrer Sehnſucht Zonen,
Wo der Himmel kein ewig trüber, —
Vorwerts brauſen ſie, vorwerts!

Stürme, die freien Götter der Lüfte,
Luſtig mir hoch zu Häupten ſauſen,
Jubeln durch Wälder und ſchroffes Geklüfte,
Daß die Schergen davor ergrauſen:
Vorwerts treibt's uns, vorwerts!

Aber die Menſchen hängen am Alten,
Pflegen vergangener Zeiten Geflimmer,
Lieben den trüben Himmel, den kalten,
Jauchzen die Frühlingsworte wol nimmer:
Vorwerts treibt's uns, vorwerts! —

Auf Burgtrümmern.

Das ſind gigantiſche Reſte
Von einer gigantiſchen Zeit,
Man ſaß im Adlerneſte,
Und trug ein eiſernes Kleid.

Da ſchwärmte man nicht für Werther
Und kindiſchen Firlefanz,
Aufſpielte das Sauſen der Schwerter
Zu reiſigem Männertanz.

Und hätten die Helden nur leiſe
In unſre Plane geſchaut,
Sie hätten nach ihrer Weiſe
Auf Felſen das Werk gebaut.

Sie hätten nicht bloß gebeten,
Sie hätten nicht bloß geklagt;
Sie hätten die Schranken zertreten,
Und hätten zu ſiegen gewagt! —

Die Europamüden.

Was ſollen uns Klagen und Thränen,
Was ſoll uns das wimmernde Weh? —
Was ſoll uns das Drängen und Sehnen
Nach dem Eden über der See?

Greift an mit Haubt und Händen,
Verdient euch den Honigſeim,
Da wird die Mummenſchanz enden
Und das Eden habt ihr daheim.

Und führt ihr keinen Ferrara
Und keinen Durandart,
Und ſeid ihr kein Niagara
Noch was ſonſt ſo gewaltiger Art:

Es ſtören Lawinen die Stille,
Wenn Maſſe auf Maſſe ſich rollt;
So wird ein Hüne der Wille,
Wenn nur Alle zuſammen ihr wollt.

Weihnacht.

Droben die leuchtenden, freundlichen Sterne,
Drunten der weiße, glitzernde Schnee,
Drinnen glänzend ſchimmernde Kerzen,
Augen, ſpiegelnd die Freudenſee.

Ueber der Luſt und über dem Glanze
Aber vergeſſen ſie allzumal,
Welche Blümchen aus unſerm Kranze
Wieder das ſcheidende Jahr uns ſtahl.

Heiland wieder ward uns geboren,
In excelsis gloria!
Noch iſt das Vaterland nicht verloren,
Ob für die Rettung auch wenig geſchah.

Nacht und Morgen.

Ruft immer nur „guten Morgen!“
Hinaus in die neblige Welt;
Noch kann ich nicht laſſen vom Sorgen,
Noch Zorn die Bruſt mir ſchwellt.

Es laſtet noch nächtiges Dunkel
Auf Millionen zugleich, —
Was nutzt uns der Sterne Gefunkel,
Wie ſehr ſie an Glanz auch reich?

Schweißt all die Sterne zuſammen
Mit wuchtigen Hammers Schlag,
Daß auf, als Sonne ſie flammen,
So haben wir endlich — Tag!

Feuerwerk.

Greif' aus, greif' aus, mein gutes Roß,
Fort über Damm und Hecke,
Wir laſſen hinter uns als Troß
Die Zeit, die müde Schnecke.

Es liegen Minen da und dort
In allen dieſen Landen,
Ihr Feuer ſei nicht länger fort
In Feſſeln und in Banden.

Und kommt nicht bald vom Wolkenſitz
Der Stral, der ſie entzündet,
So ſchmieden ſelber wir den Blitz,
Der unſre Freiheit gründet.

Greif aus, greif aus, mein wildes Roß,
Die Hufen ſprühen Funken: —
Vielleicht ſind in das Minenſchloß
Auch ſie hinabgeſunken! —

Die Freiheit.

So lang die Freiheitslieder klingen
Wie — sauve qui peut, — wie Wüſtenlaut,
Wird ſtets der Sänger nur die Haut
Zum frechen Markte bringen;
Der Troß auch muß empor ſich ringen,
Den Fittig wagen frei zu ſchwingen,
Der jetzt in Schmach ergraut.

Denn wenn auch Katarakte wüten
Und wild die Wellenbüſche wehn,
Kaum wird man anders auferſtehn
Vom Schlafen als zum Brüten.
Und kann man nicht die Fluten hüten,
Die Wahrheit werfen nicht zu Mythen,
So Alles doch verdrehn.

Das glatte Meer die Sonne ſpiegelt
Als goldnen, runden Freiheitsherd,
So lang kein wildes Wogenpferd
Hochbäumend ſich entzügelt;
Doch gleißen, wenn die Flut ſich hügelt
Millionen Bilder wirr durchwiegelt,
Im Meere, nur — verzerrt!

So ſchwimmt in's Volk die Freiheit nieder,
Und hell, wie Liebe, iſt ſie da,
Doch bringt ihr ſie dem Sturme nah,
So ſtreckt ſie ihre Glieder,
Es ſpringt das goldne Panzermieder,
Sie ſprühet aus und ſprühet wieder
Als Wutgirandola! —

Schachtmärchen.

In die graunumſtarrten Gründe
Dröhnt und hallt die Mitternacht,
Um die Zacken, um die Schlünde
Zündet ſich die wilde Pracht.
Gnomen, Zwerge, mißgeſtaltet,
Klettern rings aus jedem Riß,
Und der Fürſt, die Stirn gefaltet,
Thront auf ſeinem Feuerſitz.

„Auf Vaſallen, auf zur Weihe,
„Schwefel in die Pfannen ſtreut,
„Bringt der Erze lange Reihe,
„Und der Zauber ſei erneut!

Stufen, Blöcke und Kryſtalle
Schleppt herbei der Geiſter Hand,
Gold und Silber in der Halle
Schimmert, funkelt von der Wand.

„Gold und Silber diene wieder
„Zu verführen alle Welt,
„Ziehe in die Feſſeln nieder
„Manchen Mann und manchen Held!
„Kupfer morde, donnre, brülle,
„Furchtbar als Kanonenſchlund,
„Wüſter Pulverdampf verhülle
„Schlechter Zwingherrn letzten Grund!“

„Eiſen klirre fort als Kette,
„Scheuche Freiheitsträumerei,
„Niete an das Folterbette
„Jeden, der gedacht zu frei.
„Diamantne Thränen wallen
„Auf der Völker Leichentuch; —
„Alſo will es uns gefallen,
„Alſo lautet unſer Fluch!“ —

Geiſterſtunde hat geſchlagen,
Geiſterſpuk verſinkt in Schlaf,
Nur die Erze leiſe klagen,
Daß der Bann ſie wieder traf.
Niemand hört ihr banges Ringen,
Niemand ihre Thränen ſtillt,
Ihre Klage muß verklingen,
Und der finſtre Zauber gilt!

Still, der Morgenſonne Stralen
Blitzen rings von Stein zu Stein,
Um der Berge Stirnen malen
Sie den weiten Heil'genſchein.
Geiſt der Freiheit ſinket nieder,
Freiheit fürchtet nicht das Licht,
Geiſt der Freiheit, Geiſt der Lieder
Tief im Schacht die Weihe ſpricht.

„Gold und Silber ſollen ſchmiegen
„An der Sänger Harfen ſich,
„Stolze Lieder drauf zu wiegen,
„Kühn und prächtig, trutziglich.

„Kupfer ſoll als Glocke hallen,
„Donnernd fordern Kampf und Krieg,
„Und als letzter Klang verwallen
„Soll der Freudenjubel, — Sieg!“

„Eiſen werde allerwegen
„Schneidig ſpitz zu gutem Stahl,
„Denn wir brauchen Spieß und Degen,
„Brauchen Schwerter allzumal.
„Diamantne Thränen wallen
„Auf der Freiheit goldnes Buch,
„Alſo will es uns gefallen,
„Alſo heißt der Weiheſpruch!“

Wien und Krakau.

Gedankenroß, friſch ausgegriffen,
Der Cenſor ſchläft, der Kappzaum ruht,
Vorbei an Fels und Klippenriffen,
Hinüber in die Abendglut.

Dort ragt ein Thurm, — zu ſeinen Füßen,
Wie eine Sklavin, liegt die Stadt.
Laß mich den alten Stefan grüßen,
Ich bin vom wilden Ritte matt.

Sieh da, zu einem Puppenſpiele
Geſtaltet ſich das weite Feld,
Und auf der Ebne grüner Diele
Reiht ſich ein Lager, Zelt an Zelt.

Sipahis, Agas, Janitſcharen,
Roßſchweif und Turban, Allahu,
Geheul und wüſte Kriegsfanfaren,
Das mengt und miſcht ſich dort im Nu.

Mit uns die Jungfrau! ſchallt's entgegen,
Und, Polen hier! im Kampfesbraus, —
Die Heiden fliehn auf allen Wegen,
Die Raben halten Feſt und Schmaus.

Das iſt der König auf dem Schimmel,
Der König, der die Türken ſchlug;
Vorüber zieht das Kampfgewimmel,
Vorbei die Truppen, Zug nach Zug.

Sobiesky hält am Hügelrande,
Er hält und ballt die Eisenfaust:
Der Stefan bebt durch alle Bande,
Als sei ein Fluch vorbeigesaust.

Und wenn ich's von der Zinne riefe,
Sie schlafen all bei Weib und Kind,
Der Strom nur murmelt in der Tiefe
Wie störrig Volk, das Aufruhr sinnt.

Warum?

Fragt ihr, warum, gleich Griechenlands Mänaden,
Der Eiche Aſt fortſtürzt in zack'gem Spalt, —
Indeſſen in ſmaragdnen Laubkaskaden
Zum ſammtnen Moos herab die Birke wallt?

Fragt nach dem Sangdiplome ihr die Lerche,
Der freien Schöpfung freien Frühlingslaut,
Da euer Hahn nur kräht im dumpfen Pferche
Wenn friſch empor der rege Morgen graut?

Fragt ihr den Fels, was er mit Wolken buhlet,
Und ſtolz ſich ſtreckend in den Aether klimmt,
Da doch Herkömmlichkeit den Klepper ſchulet,
Wo in der Ebne man die Bahn beſtimmt?

Fragt ihr Vulkane, Weltenfeuers Schlotte,
Was ſie, wie Quellen Waſſer, Gluten ſpein,
Als ſuchten ſie noch einmal Kora's Rotte,
Zu rächen eines Heiligtums Entweihn? —

Fragt ihr das Meer, warum's an Klippen brande,
Als trieb' es an ein alter, wilder Haß,
Da's bei den Bächen doch ſo Brauch im Lande,
Daß in den Ufern bleibe fein ihr Naß? —

Ihr fragt ſie nicht, — ſie würden euch beſcheiden,
Ein Gott hat's uns gebettet in die Bruſt,
Und wollten wir, wir können's nimmer meiden,
Da's unſer Leben, Lieben, unſre Luſt!

Was fragt ihr mich? — Die Macht, die ſie geſchaffen
Und ſie hinausgeſtreut in's weite Land,
Sie läßt mich nicht nach euern Mythen gaffen,
Kein Irrlicht heißen einen Sonnenbrand!

Xenien.

1.
Griechenland und Deutſchland.

Stückwerk Beides, 's iſt wahr, auf dem Köllniſchen Schiff der Böoter,
Aber Antigone macht noch aus Berlin nicht Athen.

2.

Pückler, die Paalzow, die Hahn, welch herrlich Dreiweibervereinchen,
Aber die Hennen ſind doch, nimmer im Korbe der Hahn.

3.

Mit den Finanzen hat Rom die Schlüſſelgewalten verloren,
Und der prägnante Sinn fehlt auch dem goldenen Sporn.

4.

Pour le mérite.

Oehlenſchläger, Manzoni und Liſzt, ihr wohldekorirten,
Trage ein jeder das Kreuz, das ihm der König beſcheert;
Stellte man Uhland auch in die Reihen der preußiſchen Ritter,
Dächte man gar, er ſei ebenſo emeritirt.

5.

Kamen die Juden doch erſt nach Kanaan über den Jordan,
So auch wir in das Land, das man uns lang ſchon gelobt.

6.

Gloſſe zur Salzpetition.

Minen attiſchen Salzes bebaut man am Hofe zu Potsdam,
Aber das beſte Bonmot ſalzt uns die Suppe noch nicht.

7.

Der Frauenmiſſionsverein zu Berlin.

So, für den Himmel wollt ihr die Inder erziehn? — Was gäb' ich,
Zögt ihr das eigene Kind gut nur genug für die Welt!

8.

3. Februar.

Sagt mir, wozu das Patent für eure mißratne Erfindung?
Aefft euch doch niemand nach ſolchen erbärmlichen Kniff.

9.

Der Landtag.

Nimmer zwar tagt es durch euch, doch nennt man euch pomphaft den Landtag:
Quod non lucet, drum hieß lucus bei Römern der Hain.

10.

Stanze in der Pinakothek.

„König obgleich, macht unverdiente Ehre verlegen!"
Quos ego donnert Virgil, Sappho ergreifet die Flucht.

11.

Obelisk.

Bronzener Thurm auf der Lügenbeſudelten Baſis, ein Schafskopf
Lorbeergekrönet am Eck, wirlich ein bayriſcher Zug!

12
Säuſelpoeſie.

Sturm in die Eichen, ſie brauſen mit Macht; —
doch im hauchenden Zefir,
Summend ein Schlummerlied, wiegen die Halme
ihr Haubt.

13.
Die Adler.

Einen Geier ernährte Prometheus und krümmte
ſich qualvoll,
Duzende füttert man heut, drum auch der Krummen
ſo viel.

Bilder.

Die Sage.

Im Kelch verſchloſſne Süße, gleich der Biene, weck' ich auf,
Und alten Schmerz, daß er zum Schmuck euch diene, weck' ich auf,
Als kühner Taucher raub' ich Perlen ſelbſt dem tiefen Meer,
Ja, in der Zeitenaſche Glutrubine weck' ich auf.

Bleak cliff.*

Die Klippe hängt in die Brandung hinaus
Ein trotziger, finſtrer Rieſe,
Zerfetzte Wolken im nächtigen Graus
Peitſchen zum Sturme die Brieſe.
Die Wogen, noch blutig vom letzten Mord,
Sie grollen und brüllen, ſie heulen fort.

Da beugt ſich eine weiße Geſtalt
Weit über das donnernde Schaümen,
Sie ruft! — Ihr banges Rufen verhallt,
Leiſe, wie Liebestraümen.
Der Wogen Toben ziſchet und höhnt,
Und wilder und wilder die Brandung dröhnt.

* An der ſchottiſchen Küſte.

Da ſchüttelt die Locken aus ſeinem Geſicht
Der Mond, der traurige, bleiche: —
Die Wogen ſchaukeln im grellen Licht
Trümmer und eine Leiche.
Ein Schrei! — Die graue Klippe iſt leer, —
Und grauſiger brüllt und brandet das Meer.

Vorbei.

Sie ſteht am Roſenhage
Und weint darüber hin,
Es ziehen vergangne Tage
Trübe durch ihren Sinn.

Er ſtarrt in des Meeres Getoſe
Auf ferner Düne Sand,
Und eine verwelkte Roſe
Zittert in ſeiner Hand.

Dämmerung.

Es ſitzt am kühlen Abend
Der alte König im Kahn,
Es fächeln ſo friſch und labend
Die Silberwellen ihn an;
Er ſieht ſie ſpielend verfluten
Und denkt der Jahre Lauf, —
Wie bald aus der Freuden Verbluten
Grabroſen blühen auf.

Sein Töchterlein, ihm genüber,
Ein liebes, roſiges Kind,
Beugt froh ſich den Bord hinüber,
Streut Lieder hinaus in den Wind.

Es ſchwimmen die Worte auf Tönen,
Die Wellen rauſchen den Chor,
Wol dämmert's im Buſen der Schönen,
Wie Liebesſehnen empor.

Dem Schiffer die Töne ſanken
So weh in's kranke Herz,
Es ſprühet des Kahnes Schwanken
Manch Thränlein wellenwerts;
Und langſam nur läßt er gleiten
Das Ruder durch ſeine Hand,
Bis ſtill ſich die Nacht mag breiten,
Da ſteigen ſie all' an's Land.

Das Sehnen, Weinen und Sinnen,
Die Wellen ſpülten es fort,
Es trugen die Winde von hinnen
Der Lieder ſchmeichelndes Wort: —
Und Menſchen und Wellen verſchlungen
Hat längſt die Woge der Zeit,
In einem Laut iſt verklungen
Was ſich gelegen ſo weit.

Der tote Dichter.

Der Dichter ruht im Schragen,
Die Lippen verſtummt und fahl,
Die Glocken hallen und dröhnen
Den ernſten Feierchoral.
Die Freunde ſagen ſich leiſe
Bei ihrem traurigen Gang: —
So hallten auch ſeine Lieder
So dröhnte ſein Freiheitsſang.

Der Dichter ſchlummert im Grabe,
Das nimmer der Lenz noch mied,
Maiglocken ſingen in Winde
Ein leiſes Zauberlied.
Die Jungfrau kniet am Hügel,
Sie lauſcht mit geſenktem Haubt,
Es flüſtern die Blumenlieder,
Was einſt ſie geliebt und geglaubt.

Roſen.

Ich hielt in der Hand die Roſen,
Den thauig friſchen Straus,
Ich trug ihn meiner Lieben
Zum Ballſchmuck ſorglich nach Haus.

Da kam ein ſieches Mädchen
Das nimmer der Lenz gekannt,
Sie ſah auf meine Blumen
So traurig, unverwandt.

Es lag in dem einen Blicke
Der Armut Trauer und Not,
Des Lebens ganze Geſchichte,
Das keine Freuden ihr bot.

Nie flocht mit trautem Gekoſe
Der Freund ihr Blumen in's Haar,
Nie küßten geliebte Lippen
Die trüben Augen ihr klar —!

Da gab ich ihr haſtig die Blüten
Und eilte fort an den See,
Wo Wellen an's Ufer toſen
Verſenkt' ich das ganze Weh.

Aachen.

Es decken mächtige Steine
Die morſchen Kaiſergebeine
Zu Aachen im alten Dom.

Zur Nacht aus der Gruft ſie ſteigen,
Und ſchwankend im dumpfen Schweigen
Umſpielt ſie ein leuchtender Strom.

Sie knieen am Hochaltare,
Und Thränen kränzen die Haare
Dem betenden Traumfantom.

Was mögen die Kaiſer doch weinen
Dort auf den Marmorſteinen
Zu Aachen im alten Dom? —

Die Harfe von Neckarſteinach.*

„Hoho! — Erſchlugt ihr den Jungen,
„Ihr ſchuftigen Bürger dort:
„Iſt eine Saite zerſprungen,
„Tönt doch die Harfe noch fort!“

Der Ritter hat es gerufen,
Nun ſchmettert er wieder drein,
Und ſeines Rappen Hufen
Entſprüht ein blutiger Schein.

* Die Harfe war das Wappen der Landſchaden von Steinach.

Wie klingt die Harfe ſo ſchaurig,
Wenn krachend ein Schädel zerbricht,
Wie ſchaut die Sonne ſo traurig
In manches Totengeſicht!

Da ward der Ritter erſchlagen,
Verbrannt die Thürme dort,
Und über den Trümmern nur klagen
Die Töne der Harfe fort.

Hornburg.

Des Schloſſes Fenſter gluhen
Hinaus in die braune Nacht,
Und drüber die Sterne ſpruhen
In lichter Zauberpracht.

Es lehnt in des Schloſſes Erker
Die bleiche, fürſtliche Braut,
Hinüber nach dem Kerker
Ihr trübes Auge ſchaut.

Ihr prächtig Geſchmeide flimmert
Wie goldne Sterne hell,
Doch über die Steine ſchimmert
Noch heller ein Thränenquell.

Schon nahen der Fürſtin die Ritter
Und drinnen ruft der Tanz,
Da wirft ſie in's Kerkergitter
Den grünen Myrtenkranz.

Des Schloſſes Fenſter glühen
Hinaus in die braune Nacht,
Und nieder die Wolken ſprühen
Aus düſtrer Trauerpracht.

Gruß.

Ein Wandrer ſchlendert ſingend
In's Heimatſtädtchen hinab,
In's Städtchen, das die Wiege,
Das auch die Liebe ihm gab.

„Wie ſeid ihr Wolken ſo müde,
„Auf, flattert mir haſtig voran,
„Grüßt freundlich mein trautes Liebchen,
„Ich komme vor euch ſonſt an!“

So tritt er, vor Freude bebend,
In's alternde Giebelhaus,
Da weiſen ihn fremde Geſichter
Zur Friedhofsſtille hinaus.

Es rinnen ſchwere Tropfen
Hernieder auf's blumige Grab,
Der Wanderer ſinget leiſe
Gelehnt auf den müden Stab: —

„Wie ſeid ihr Wolken ſo müde,
„Auf, flattert mir haſtig voran,
„Grüßt freundlich mein trautes Liebchen,
„Ich komme vor euch ſonſt an!“

Des Finkler's Turnierſatzung.

Als Kaiſer Heinrich, der Finkler genannt,
Anfachte die Kämpfe der Ehre,
Da pflog er mit ſeinen Genoſſen Rat
Um Recht und Geſetze der Wehre.

Herr Heinrich den erſten Ausſpruch that:
Es ſoll ein Ritter nicht werden,
Wer gegen die Gottheit freveln mag
Durch Reden oder Gebehrden.

Zufügte Konrad, Graf von der Pfalz:
Wer gegen das Reich ſich verfehle,
Und gegen des Kaiſers geheiligte Macht,
Trotz ſänne in tückiſcher Seele.

Und Hermann ſagte, der edle Schwab':
Wer Weib und Jungfrau verletzet,
Iſt auch kein rechter und echter Mann,
Er ſei zu Knechten geſetzet.

Und Berthold der Baier ſprach alsdann:
Auch komme Keiner zum Stechen,
Der treu nicht und ehrlich dem Worte ſtand,
Und einhielt ſein Verſprechen.

Der Franke Konrad nun rief mit Kraft,
Nicht nahe kriegriſchen Scherzen,
Wer feig entflohen aus ernſter Schlacht
Mit zagendem, ſchwachen Herzen.

Als ſolchen Entſchluß ſie nun gefaßt,
Die tapfern, gewaltigen Helden,
Da ließen ſie ihn im deutſchen Land
Den Mannen allen vermelden.

Drum zähle ſich Keiner zur Ritterſchaft,
Er folge denn dieſen Lehren,
Nicht edler Ahnen ſtattliche Zahl, —
Den Edlen nur ſoll man ehren.

Ultona.

Nordiſche Sage.

1.

Ein Fels klimmt aus der See, vom Fels zum Himmel
Ultona's altberühmte Halle ragt;
Die Stirne küßt der Sturm, und wild Gewimmel
Der Brandung an der Mauern Wurzel nagt.
Am Thore ſitzt der greiſe Kruto, lauſchend,
Ob nahe nicht Olkluta's letzter Sproß;
Die Harfe, ſonſt zu Schlachtgeſängen rauſchend,
Hängt ahnungsſtumm an einem Eſchenſchoß.

Zum Kampf zog Arwan mit den Helden allen
Zu rächen an Almoda ſeine Schmach; —
Zum heißen Streite, deſſen Loos gefallen,
Als ſeinem Herzen Teuda's Auge ſprach.

Vom ſtolzen Bruder hat er ſie gefodert,
Und Spott erhalten für das ſüße Bild, —
Da iſt er auf in wildem Zorn gelodert,
Zur Haide rief die Freunde bald ſein Schild.

Er nimmt die Waffen, ſo dereinſt die Ahnen trugen,
Schon in der Kindheit ſeiner Wünſche Ziel,
Er nimmt das Schwert, mit dem ſie mutig ſchlugen,
Um Lob, der alten grauſen Schlachten viel!
Mit ſtolzer Liebe, drum mit leiſem Zagen
Läßt ihn der graue Vater von ſich ziehn; —
Es iſt die erſte Schlacht, die er will wagen,
Indeß den Feind ſchon hundert Völker fliehn.

Der Adler kehrte längſt zum kecken Neſte,
Der Nebel bergend um die Thäler rinnt: —
Noch klirrt der Becher nicht im Raum der Veſte,
Nur in der Fichte rauſcht der Abendwind.
Den Alten täuſcht der Möwenſchrei, der ferne,
Er wähnt, daß Stimmen tönen durch die Nacht;
Für Arwan hält im Zitterlicht der Sterne
Den Baum er, der am Felſenabhang wacht.

Da naht ſich's endlich, wallend, wie Geſtalten,
Doch langſam, tief zur Bruſt das Haubt geneigt,
Und ob ſie mit den trüben Waffen walten,
Es ſchlägt das Erz zuſammen, doch es ſchweigt.
Wol kennt der Vater ſeines Sohnes Helden,
Kennt ihn im nächtlich ſtummen Geiſterzug,
Und in der Bruſt die breiten Wunden melden,
Daß heut begann und — ſchloß des Jünglings Flug.

Verſchwunden iſt's! — Empor den Greiſen zwinget
Aus namenloſem Weh des Wahnes Wut: —
Er ſtiert, er ſinnt, — er ſchwankt hinan, entringet
Geſchwärztem Herd die Nahrung ſeiner Glut;
Wie in der Jugend, ihm die Sehnen ſchwellen, —
Gewaltig ſchwingt den Brand er zum Gebälk, —
Und Flammen werden wach, wie wilde Wellen,
Von heißen Steinen ſinkt das Schlingkraut welk.

In's Meer hinaus auf dunkler Wogen Nacken,
Schwimmt purpurleuchtend bald die grauſe Glut: —
Es ſpiegelt ſich im Schaum und an den Zacken
Des hohen Hauſes triefend Greiſenblut.

Die Adler rauſchen auf aus ihrem Sinnen,
Entfliehend ſcheu dem ungewohnten Glanz,
Sie meiden ungern ihrer Heimat Zinnen,
Und flattern kreiſchend um der Feuer Tanz.

Wo einſt die Väter, — ſitzet Kruto nieder, —
Krampft in die Saiten, Thränen rieſeln heiß,
Und ſterbend ſingt das Letzte ſeiner Lieder,
Der Letzte ſeines Stammes nun der Greis: —
„Wol horſten auf Ultona kühne Aare,
„Doch kühner war Olkluta's edler Stamm;
„Jetzt wird des Ruhmes Haus zur ſtillen Bahre,
„Verußte Trümmer trägt des Berges Kamm."

„Wie jener Eiche, die vom Blitz getroffen,
„Kein kräftig friſcher Aſt zum Licht entquillt,
„So ſtarb mit Arwan Kruto's letztes Hoffen,
„Vernichtet iſt des letzten Traumes Bild.
„Was ſoll er ſeine Zeiten überragen
„Und dorren, wie die Eiche, nach und nach?
„Kann er zur Rache Arwan's Feind erſchlagen,
„Iſt noch die Kraft in ſeinen Adern wach?"

„Nein, längſt iſt ſeiner Jugend Geiſt gewichen,
„Und nimmer er das Schwert im Kampfe ſchwingt,
„Der Augen kühne Flammen ſind verblichen,
„Der Jahre Band ſich um die Glieder ſchlingt!
„Um ſeine Herren mag der Felſen trauern,
„Ultona's Trümmer ſein der Winde Spiel —!"
Da brach des Feuers Glut die ſtolzen Mauern,
Es wallte hoch, — Ultona's Letzter fiel. —

2.

Almoda kehrt als Sieger, doch mißmutig,
Zur Burg zurück, wo Teuda einſam weilt,
Zerſchmettert Erzgeſchmeide ſchmiegt ſich blutig
Um ſeine Bruſt, die Flammenſchmerz durchpfeilt;
Denn ſeines Heeres beſte Krieger ſtarben,
Sie ſanken dort im Thal Olkluta's Kraft;
Ihn ſelbſt traf Arwan's Schwert in alte Narben,
Und wühlte dunkles Blut aus ſeiner Haft.

Doch Kummer löſcht der Met beim Heldenfeſte,
Ihn tilgt der Barden ſtolzer Siegesſang:
Bald hallt's und klingt und jubelt durch die Veſte,
Nur Teuda's Auge blicket ſtarr und bang.
Sie ſah die Schwerter unten gleißend ſprühen,
Und Bruder und Geliebten wechſeln Tod, —
Da wollte ihre Wange nimmer glühen
Von ſüßen Flammenwogen freudenrot.

Nun ſchreckt ſie auf des Bruders trotzig Höhnen,
Durch deſſen Bruſt ſchon neuer Frevel zieht,
Es fordert, ihre Harfe ſolle tönen,
Und klingen durch die Nacht ein helles Lied. —
Und ihre weißen zarten Hände gleiten,
Wie Wolken durch der Harfe Saitentag, —
Es bebt die Stimme, wo Gefühle ſtreiten,
Die Töne zagen mit des Herzens Schlag: —

Die Drachen halten ſich umfaßt
So wild dort auf der See,
Es ſplittert krachend Plank' und Maſt,
Die Woge ſchäumt zu Schnee, —
Und drüber ſtürmt's! —

Der Bogen raſchen Tod verſchnellt,
Der Arm ſich ſchmetternd hebt,
Der Kampfruf bis zum Ufer gellt,
Von Klagen matt durchbebt, —
Und drüber ſtürmt's! —

Alkromla ſiegt und Swarad ſinkt,
Ihn ſpült das Meer an's Land;
Dem Sieger froh das Feſtmal winkt
Um rieſ'ger Stürme Brand, —
Und drüber ſtürmt's! —

Wiloma kömmt zum Muſchelſtrand,
Will ruhn in Swarad's Arm; —
Sie ſinkt zu ihm auf feuchten Sand, —
Doch haucht ſie ihn nicht warm, —
Und drüber ſtürmt's! —

Es kämpft der Schmerz hinauf, hinab,
Da ſchwillt heran die Flut
Und ſenkt ſie ſtumm in's Wellengrab,
Wo Liebe ſicher ruht: —
Und drüber ſtürmt's! —

Die Männer ſtill den Thränenthau zerdrücken,
Indeß ſie lauſchend folgen Teuda's Sang,
Und manches Auge weilet mit Entzücken
Auf ihrer Bruſt, der ſolches Lied entklang.

Almoda ſieht's und lächelt durch das Grollen,
Das in ihm kochet mit Vulkanenmacht,
Und ſeiner Stimme Donner läßt er rollen,
Der Feinde Schrecken in der Männerſchlacht.

„Du, Thorno, haſt den Feind mir heut erſchlagen,
„Als ſchon ſein Schwert mich meiner Kraft beraubt,
„Du ſollſt den Siegespreis davon auch tragen,
„Sei Troſt der Maid, die ſonſt zu ſterben glaubt!
„Drum leite ſie hinaus, ſie wache heute,
„Umpanzre ſie, und gib der Hand ein Schwert,
„Nur, wenn ſie nicht vor Nacht und Graus ſich ſcheute,
„Dann iſt ſie auch ſo tapfren Mannes wert!"

Der wilde Thorno naht der bangen Schönen, —
Sie reißt ſich los mit einem Schmerzensſchrei,
Aus ihrem heißbewegten Buſen tönen
Die ſtolzen Worte: Wag's, noch bin ich frei!
Dann nimmt ſie ihres finſtern Bruders Wehre,
Und ſtülpt auf's Haubt den erzumglänzten Schutz,
Sie nimmt das Schild und zwei gewicht'ge Speere,
Furcht kennt ſie nicht, ſie kennt nur Haß und Trutz.

So ſchreitet ſie hinaus in hoher Schöne,
Und ſtaunend ſchauen ihr die Männer nach:
In Judas Buſen wallen wilde Töne,
Als gält' es jetzt zu rächen eine Schmach.
Die großen dunklen Augen flammig ſprühen,
Wie zur Walkyre wächſt die Huldgeſtalt;
Die Todgedanken, die das Herz durchglühen,
Umflattern ſchwarz das Haubt, zu Haar geballt.

3.

Drückt hier der Thau die Halme und die Blüten
So tief an ihrer Mutter Bruſt herab? —
Wie ſind die Perlen, die im Monde ſprühten,
So matt, ſo düſter heute, wie ein Grab? —
Und zeugten hier die Buchen und die Eichen
Sich gar ſo ſondre Saat aus Fleiſch und Erz?
Was ſollen in der Haide Freiheit Leichen,
Verzerrt von Wut und bittrem Todesſchmerz?

Du, Leuda, nahſt? — Wo ſich der Kampf entſchieden,
Dort ſuche Arwan in des Todes Reich, —
Ein Grablied ſäuſeln ihm des Sumpfes Nieden,
Im Schooß des Mooſes ruht er ſtill und weich.
Sie ſtarrt hinab, ſie weint nicht, kann nicht klagen,
Sie hört nicht Sturm, ſieht nicht des Blitzes Stral,
Sie hört nur, was die roten Wunden ſagen,
Sieht Arwan's Tod nur, fühlt nur ihre Qual.

Wer hebt ein bleiches Haubt, von Schnee umflogen,
Und ſtiert den fremden Krieger trotzig an?
Er kennt des Schildes Bucht, ſo ſtolz gebogen,
Den Speer, dem wol ſein eignes Leben rann.
Er taſtet leiſe in der Leichenrunde,
Und faßt ein Wurfgeſchoß, von Blut bethaut,
Der Barde braut mit todumblaßtem Munde,
Es tönt wie wilder Föhrengeiſter Laut: —

„Sollſt dich nicht freun an Kluta-Arwan's Leiden!“
Dann ſpannt er ſtramm der Sehnen letzte Kraft,
Und ſchleudert, wo ſich Helm und Panzer ſcheiden,
Dem Feind hinein den erzgeſpitzten Schaft.
Und Leuda ſinkt in Arwan's ſtarre Arme,
Brautfackel iſt Ultona's ferne Glut,
Ein Brautlied kreiſchet aus der Raben Schwarme,
Und Roſen auf das Bette ſtreut das Blut.

Im Alten glühn des Sieges wilde Flammen,
Er fühlt nicht länger, daß er todeswund,
Er rafft des Tages Bilder noch zuſammen,
Und fieberhaft nach Lauten haſcht der Mund;

Er ſucht die Harfe, aber ihre Splitter
Nur drücken ſich in ſeine ſchwache Hand;
Da quillt's auch ihm zum Herzen wieder bitter,
Er ſtirbt mit ihr, die ihm ſo eng verwandt.

Blut drückt, nicht Thau, die Halme und die Blüten
An ihrer Mutter frechentweihte Bruſt; —
Und ob ſie ſonſt im Monde flimmernd ſprühten,
Es löſcht der Tod des Glanzes heitre Luſt.
Die Leichen modern hier um Arwan's Wähnen,
Die Waffen ſäte rings des Kampfes Wut, —
Jetzt flattert in des Nachtgeiſt's Zottenmähnen
Das letzte Leben hin vom Feld voll Blut! —

Sonette und Oktaven.

Ich ſeh' in allen Raümen Dich nur allein,
Die Wolken und Wogen umſaümen Dich nur allein,
Drum, wie die Lieder auch wallen, heiter und trüb,
Du findeſt in meinen Traümen Dich nur allein.

1.

Weißt du, wie dort die Sterne ſind entſtanden? —
Als einſt zum Kampf Gigant und Titan zogen,
Da ſtürmten ſie empor durch Aetherwogen
Zum Götterſitz in rachewildem Branden.

Doch Zeus riß Sonnen aus den goldnen Banden,
Und warf ſie durch die Luft in weitem Bogen,
Bis ſie an einer Rieſenſtirn zerflogen,
Und nun als Goldſtaub flimmern ob den Landen.

Du fragſt, woher die tauſend Lieder tönen,
Die, Sfärendonnern gleich, die Welt durchklingen,
Und rings die Fluren ſchmücken und verſchönen?

Die toten Welten will die Bruſt bezwingen,
Und wenn ſie ſplittert dann an ihrem Höhnen,
So glüht als Funken Herzblut jedes Singen.

2. Ludwig Uhland.

Laß Deiner Saiten Zauber wieder klingen
Von kühnen Sängern und biderben Rittern,
Von Minneglück und tapfrem Lanzenſplittern,
Und dann von Völkern, die um Freiheit ringen.

Du ſagteſt ſelbſt, man müſſe jubelnd ſingen,
So lange noch des Herzens Fibern zittern,
Den Geiſt des Alters Feſſeln nicht verbittern,
Und ihn berauben ſeiner Adlerſchwingen.

Doch Seelen, wie die Deine, altern nimmer,
Geöffnet bleiben Dir des Lichtes Pforten,
Glänzt auch des Hauptes Haar mit bleichrem Schimmer.

Man hoffet noch auf Dich an allen Orten,
Und ſehnt ſich in dem bunten Versgeflimmer
Nach Vater Uhland's ernſten, tiefen Worten.

3.

Nicht leichte Flocken ſind es, was ich bringe,
Es ſind der Seele ſilberklare Thränen,
Der leiſe Sang von todeswunden Schwänen,
Dann Flammen wieder, die ich nicht bezwinge.

Von einer Kette ſind es goldne Ringe,
Die mich gefeſſelt an ein holdes Wähnen,
Und wilde Roſſe ſind's, mit düſtren Mähnen,
Auf denen ich mich in den Aether ſchwinge.

Was ich geraubt den Höhen und den Tiefen,
Der Seele Klagen und der Seele Glühen,
Verſuch's zu leſen dieſe Hieroglifen!

Und nennſt Du's Blumen nur, die Duft verſprühen,
Du weckteſt ihre Knospen, als ſie ſchliefen,
So laß ſie nun an Deiner Bruſt verblühen.

4.

Dich freun der Eſche dunkelgrüne Locken,
Du ſiehſt Feſtons von Zweig zu Zweigen wallen,
Und aus den golddurchblitzten Blätterhallen,
Da klingt es hell zu Dir, wie Friedensglocken.

Doch komm', und Deine Freude mach' ich ſtocken,
Ein wuchernd Schlingkraut iſt's, was Dir gefallen,
Aus einem Leichentuch die Stimmen ſchallen, —
Der Baum iſt tot und ſeine Aeſte trocken.

So ſchein' auch ich in friſchem Jugendglanze,
Die Welt ſieht blondes Haar und rote Wangen,
Die Lippen tönen mit im Liedertanze.

Doch durch den Schleier ſieh der Seele Bangen,
Die welken Blumen ſieh in meinem Kranze, —
Und eine Lüge wird das ſtolze Prangen.

5.

Die Sterne trübe auf und nieder glänzen,
Mir ſind ſie Fackeln, die ein Grab umgeben,
Und dieſes Grab, die Menſchen nennen's Leben,
Ich lieb' es nicht, und wär's um ſeine Gränzen.

Die Thoren aber ſchmücken es mit Kränzen,
Den Sarg zu decken iſt ihr ganzes Streben,
Drum wagen ſie nur ſcheu den Blick zu heben
Bei ihren hirnverwirrten Totentänzen.

Ich gönne ihnen ihre Fieberſchauer,
Ich gönne ihnen ihre Maskenzüge,
Bei denen ſich ein König dünkt der Bauer.

Mich tragen weiter meines Geiſtes Flüge,
Ich ſehe klar die ganze große Trauer
Und ſage nur: — das Glück iſt eine Lüge!

6. Heidelberg.

Da liegt der ſtolze Glaſt vergangner Zeiten,
Im Winde peitſchen grüne Efeuranken
Der alten Thürme morſchgeſpülte Flanken,
Und wehen als Panier in alle Weiten.

Wol ſeh' ich mehr in ihrem wirren Gleiten,
Verkörpert ſcheinen ſie für mich Gedanken,
Die unſtet zwiſchen Erd' und Himmel ſchwanken,
Und noch nach Beiden ihre Arme breiten.

Ich ſah in mir ein ſtolzes Schloß zerſtieben,
Die Trümmer ſtarren tot in blaue Lüfte,
Und keine Zinne iſt verſchont geblieben.

Doch Lieder web' ich über dieſe Grüfte,
Sie ſchwanken zwiſchen Einſamkeit und Lieben,
Und fluten über Beides ihre Düfte.

7.

Die Wolkenlider auf die Sterne ſinken,
Du ſchlummerſt längſt in Deiner ſtillen Zelle,
Ein Schleier deckt auch Deiner Blicke Quelle,
Und nur dem Geiſte Traumgeſtalten blinken.

Du magſt Dich ſatt an ihrem Buſen trinken,
Begierig ſaugen ihre ſüße Welle,
Und erſt, wenn ſie verſiegt, mag Tageshelle
Zum Wachen Dir, zum blaſſen Leben winken.

Die Nacht hab' ich durchwacht, wie ſchon ſo viele,
Doch nicht, zu ſtehlen Schnuppen ihre Bahnen,
Den Glanz zu haſchen, wenn er niederfiele;

Was kümmern mich verwehte Sternenfahnen,
Was kümmern mich des Aethers Wolkenſpiele,
Kann doch ihr Leuchten mich an Dich nur mahnen.

8.

Die Sonne iſt erſtanden von der Bahre,
Und guten Morgen ihre Stralen ſagen,
Zum Gruße wird der Nachtigallen Klagen,
Die Lerche ſchwirrt in's tiefe Blau, in's Klare.

Der Schweſter küßt der Thau aus ihrem Haare
Die Blume, die vom Morgenhauch getragen,
Die Maienglocken an einander ſchlagen
Und flüſtern leiſe, — Deinen Frieden wahre.

Noch bin der Welt ich nicht ſo fremd geworden,
Daß ich ſie mißverſtände, ihre Stimmen,
Die durch den Aether wallen in Akkorden.

Doch wo ich Abends ſah Dein Licht verglimmen,
Und das genügt, den Frieden mir zu morden,
Da ſeh' ich noch die Sonne aufwerts ſchwimmen.

9.

Laß Du die Knospe leiſe ſich erſchließen
Und duftig träumen in des Aethers Wellen;
Die Maſſen ſich im Schooß der Erde hellen,
Um endlich zu Kryſtallen anzuſchießen.

Laß Bilder aus den Wolkenballen ſprießen,
Und auf azurnem Grunde ſanft verſchwellen;
Laß auch den Sonnenbecher überquellen,
Und ſeine Glut als Purpurhauch verfließen!

Wol ziemt dem Weibe ſolch ein harmlos Blühen,
Dies leichte Schweben in der Elfen Reihen,
Und noch der wilde Zauber im Verſprühen: —

Der Stufe muß die Bruſt des Mannes gleichen,
Aus der die Flammen Gold der Wahrheit glühen,
Das edle Erz, das keine Wetter bleichen.

10.

Ich will Dir eine finſtre Höhle malen,
Den Orkus Dir, Du Reine, Milde,
Bewohner ſind nur kalte Steingebilde,
Sie traümen in der Nacht von ihren Qualen.

Die Fackel flammt den Schlund hinab, den kahlen,
Wol ſcheucht ſie auf der Kaüze Schreckensgilde, —
Sie löſcht, — es kehrt zurück die Jagd, die wilde,
Die ganz entweicht nur einer Sonne Stralen.

O, ſchaudre nicht, Du ſahſt in meinen Buſen,
Was Dir gezeigt des Liedes Fackelſchimmer,
Die Felſen waren einſt kryſtallne Druſen!

Verſchlungen hat die Nacht ihr Glanzgeflimmer,
Es klettern in die Höhle nur Meduſen,
Und meiner Sonne Licht vertreibt ſie nimmer.

11. Traum.

Der Frühlingsathem weht, die Roſen treiben,
Es ſpringt der Tulpenknospe blankes Mieder,
Du ſtehſt im Garten, rings umblüht vom Flieder,
Ich berge mich im Schatten finſtrer Eiben.

Die Sonnenwenden drehn nach Dir die Scheiben,
Die Elfen alle flöten ihre Lieder, —
Da ſteiget er die Stufen langſam nieder,
Ich gehe ſtill, — was ſollt' ich denn auch bleiben.

Du ſtaunſt, daß mich ein wilder Tod nicht ſchrecke,
Daß ich, als wär' ich in La Trappe's Orden,
Durch einen Grabesgruß mich ſelber wecke?

Ich forme ſeine Schmerzen zu Akkorden,
Du ſiehſt, wie mit dem Schlimmſten ich mich necke,
Da iſt die Hippe mir ſo ſtumpf geworden.

12.

Ja, Blumen will ich pflücken, duftig friſche,
Mit Deinen Haaren will ich ſie verweben,
Sie ſollen auf dem dunklen Grunde ſchweben,
Wie in des Waldbachs Wellen goldne Fiſche.

Und wenn ich Blätter auch den Blüten miſche,
Mir iſt es lieb, Du wirſt es wol vergeben,
Und gern als Bürgen ſtell' ich Dir mein Leben,
Daß aus dem Strauße keine Schlange ziſche.

Nach Willkür deutet man die wirren Lettern,
Die dort in Blumen, dort in Felsgeſchiebe
Die Urkraft grub in Wonnen und in Wettern.

Mir aber klingt ein Lied um alle Triebe,
Ich hör' ihn lockend durch des Donners Schmettern,
Den ſüßen Elfenſang von Lenz und Liebe.

13.

Ich bin, wenn Einer je, dazu geboren,
Zu lauſchen jenem ſtillverborgnen Träumen,
Das zitternd waltet in den Weltenräumen,
Im Falter lebt und in der Blüte Poren.

Urmelodieen ſind's für meine Ohren,
Gern mag ich drum die ſcheuen Klänge zäumen,
Sie gern zu bleiben zwingen und zu ſäumen,
Eh' ſie im Tagesrauſchen ſich verloren.

Oft aber ſind die Zeichen doppelſinnig,
Und Doppeldeutung dann ich unterſcheide: —
Mir klingt ſie finſter, Dir nur hold und innig.

Ob nun die Rechte, die im Trauerkleide,
Ob jene, die ſo blühend friſch und innig,
Ich weiß es nicht, — drum nimm ſie immer Beide.

14. Kamellia.

Nimm hier Tribut aus einem fernen Lande,
Die Roſe von Orangenlaub umfangen,
Es iſt ein reines Herz voll Glutverlangen,
Umflattert von der Hoffnung Lichtgewande.

Wer ſah nicht an Orangenzweiges Rande
Der goldnen Früchte reiche Fülle hangen?
So iſt's der heißen Liebe holdes Prangen,
Gewährung ihr vereint durch Blumenbande.

Ich mag ſie nicht, die ſchöne Doppellüge,
Der Roſe fehlt der Duft, der Bruſt die Liebe,
Ein Engel iſt es, aber ohne Flüge.

Und Niemand weiß von einem dieſer Triebe,
Daß Früchte er zu ſüßer Labung trüge, —
So iſt's nur Schein, der von dem Zauber bliebe!

15. Veilchen.

Wo um den Irisglanz die Falter ſchwärmen,
Bei Hiazynthenprunk und Tulpenſchimmer,
Da wehen ihre ſüßen Düfte nimmer,
Sie blühen einſam, fern vom Weltenlärmen.

Lenzſonne nur vermag ſie wach zu wärmen,
Zu wilde Glut verſcheucht ſie leicht für immer,
Am liebſten hauchen ſie in's Sterngeflimmer
Ihr leiſes Freuen und ihr leiſes Härmen.

So ſchwimmt Gemüt nicht oben auf der Maſſe,
Die Leute mißverſtänden nur ſein Beten,
Was weiß die Welt davon, die kühle, blaſſe.

Ich liebe dieſe Duftanachoreten,
Kannſt Du mir zürnen, wenn ich Menſchen haſſe,
Die meine Engelbilder kalt zertreten? —

16. Weiße Lilie.

Da ſtreckt ſie ihre leuchtend weiße Krone
Hinaus in friſch zum Feſt geſchmückte Hallen,
In bunten Kleidern lagern ſich Vaſallen,
Zu beiden Seiten ihrem hohen Throne.

Glühkäfer kommen durch die Nacht zur Frohne,
Und laſſen ſich im Kelche niederfallen,
Des Buſens Flammen durch die Blätter wallen,
Und glühn die Lilienpracht zum Purpurmohne.

Mag Fürſtenprunk, mag hohe Schönheit blinken,
Soll Dir der Lilie Sang die Bruſt durchtönen,
Der Liebe müſſen ſie zu Füßen ſinken.

Mir aber iſt ſie eine jener Schönen,
Die ſich, den Tod im Herzen fühlend, ſchminken,
Um noch zuletzt der Eitelkeit zu fröhnen.

17. Efeu.

Er klettert an den Stämmen auf und nieder,
Und tauſend wählt der Klimmer ſich zum Pfühle,
Ihn freut's, daß ihn der wilde Sturm durchwühle,
Sei's an der ſtolzen Eiche, ſei's am Flieder.

So gleicht er einem jener tiefen Lieder,
Die Allen lehren ihre Glutgefühle,
Die Allen geben ihres Friedens Kühle,
Und ewig durch die Räume hallen wieder.

Ich weiß, Du liebſt ſein kühnes Aufwertsſtreben,
Dich freuen ſeine immergrünen Lauben,
Die kecken Ranken, die im Aether ſchweben;

Und doch auch Du, Du predigſt einem Tauben:
Schmarotzer bohren ſich in fremdes Leben,
Ihr ganzes Daſein iſt ein ſtetes Rauben.

18. Nymphaea.

Vom Himmel iſt ein heller Stern gefallen,
In einem See iſt leuchtend er verſunken,
Verlodert iſt der goldne Himmelsfunken,
Und Wellen, leiſe rauſchend, drüber wallen.

Doch Blüten ſchickt er aus den Flutkryſtallen,
Sie blicken ſtill, von ſüßer Sehnſucht trunken,
Nach ihren Brüdern, die im Aether prunken,
Und ſelig wandern durch azurne Hallen.

So ſank die Liebe in des Menſchen Leben
Und ſchmückt' es froh mit tauſend Blütenſproſſen,
Die aus der eignen Bruſt zu Tage ſtreben.

Sie ſehnt ſich nach den alten Lichtgenoſſen,
Doch fühlt ſie Heimatklänge um ſich ſchweben,
Wo Herzen ſind, von ſtillem Glück umfloſſen.

19. Taxus.

Wer kann die ewig finſtre Nacht durchleuchten,
Die auch, wenn rings der goldne Tag ſich weitet,
Ein Grabesdunkel um den Taxus breitet,
Auf das die Wolken ſchaun, die thränenfeuchten?

Wer kann die Träume ſammeln, die verſcheuchten,
Wenn durch das Haubt ein Meer von Kämpfen ſtreitet,
Verzweiflungswahn die heiße Bruſt durchgleitet,
Und herriſch waltet in der mattgekeuchten? —

Umſonſt, je heller rings die Flammengarben,
Um deſto ſchroffer ſich die Schatten malen,
Um deſto düſtrer werden ihre Farben.

Und in der Stille, in der leichenfahlen,
Da brechen wieder auf die alten Narben,
Und einen ihren Schmerz den alten Qualen.

20. Akonit.

Nimm ihm die Pickelhaube, ſtahlbeſchlagen,
Die Rittermaſke nimm ihm vom Geſichte,
Zwei Tauben ſiehſt Du drunter, glänzend lichte,
Geſpannt vor eines Triumfators Wagen.

Wer immer mag den ſchweren Panzer tragen,
Durch ſein Viſier die hellen Blicke richte,
Die erzumglänzte Larve ihm vernichte,
Und in der finſtern Bruſt wird Liebe tagen.

Ein ſüß Geheimniß ſchauſt Du in der Blüte,
Den alten Sang vom Streiten und vom Minnen,
Ein Sang, der tauſend Herzen ſchon durchglühte.

Mir aber will das Gift nicht aus den Sinnen,
Das aus der Blume ſchon in Tauſend ſprühte,
Und Tod gemiſcht in ihres Blutes Rinnen.

21. Herbſtaſter.

Wie ihre Sterne hell im Winde blauen,
Durchſichtig klar, wie weiche Meereswogen,
So kommen ſpielend ſie herabgeflogen,
Der letzte Blumenkuß auf öde Gauen.

Es ſchwimmt ein Hauch von Glauben und Vertrauen
Um ihre ätherzarten Blütenbogen,
Sie bleiben, da die Andern fortgezogen,
Die Treue bietet Trutz des Sturmes Grauen.

Dich mahnen an den Himmel ihre Sterne,
Denn Du biſt fromm, das iſt der Liebe eigen,
Wenn düſtre Wolken ihrer Seele ferne.

Mir weht ein Grabesduft aus ihrem Reigen,
Beim matten Scheine ihrer Florlaterne,
Seh' ich zur Gruft die andern Blumen ſteigen.

22.

Mir gramt's Dir ſolche Speiſen aufzutiſchen,
Die nichts als Moderduft um ſich verbreiten,
Es ſollen in die Nacht die Schatten gleiten,
Ich mag nicht länger mehr im Trüben fiſchen.

Was ſoll auch Deinem Sinn, dem jugendfriſchen,
Geſpenſterhaftes Ringen, wildes Streiten?
Dir ziemen Blumen von beſonnten Weiten,
Nicht feuchtes Moos aus alten Mauerniſchen.

Du dächteſt auch, ich wäre ganz erſtorben,
Wenn Lücke ich auf allen Blättern fände,
Und auch die ſchönſte Knoſpe mir verdorben.

Rein waſch' ich in der Lenzluft meine Hände,
Die Freude ſing' ich, die ich nie erworben,
Zu fremdem Feſte zünd' ich Hochzeitsbrände.

23.

Vom Himmel möcht' ich Dir die Sterne holen,
Sie in Dein dunkles, dunkles Haar zu flechten,
Ich möchte gern für Dich die Sonnen knechten,
Erſehnteſt Du ſie Dir zu Aureolen.

Die lichten Wolken all, von Pol zu Polen,
Dir möcht' ich ſie zu Spitzenſchleiern rechten,
Und von den Wogen möcht' ich Dir's erfechten,
Daß Dir nur klängen ihre Barkarolen.

Das wär' ein andrer Schmuck als ſchlichte Worte,
Wie ſie auch glockentönig ſich verſchlingen
Zu einer golddurchwirkten Seidenborte.

Ob ich's auch will, ich kann es nicht erzwingen,
Verſchloſſen iſt die alte Zauberpforte,
Doch was nur mein, Dir will ich Alles bringen.

24.

Wie jauchzt' ich mutig, — fort die Nebelkappen,
Als an mein Herz gepocht des Lebens Wellen,
Im friſchen Morgenglanz, im ſonnighellen,
Flog ich hinaus auf meinem wilden Rappen.

Weit hinter mir den müden Troß der Knappen,
Galt meine Ritterfahrt des Feuers Quellen,
Im Winde ließ ich ſtolz mein Banner ſchwellen,
Blank putzt' ich meiner Ahnen altes Wappen.

Was raſt' ich hier an dieſer Klippen Rande?
Ein kecker Sprung, er brächte mich hinüber,
Und drüben glühn die langerſehnten Lande.

Das Schild umweht ein Wolkenhauch, ein trüber,
Mich feſſeln an die Stelle Geiſterbande,
Die Nebelkappe zog ich ſelber über! —

25.

Die Lippen ſind zum Seelentauſche Brücken,
Wenn ſie im Kuß ſich an einander biegen,
Und trunken ſind vom Siegen und Erliegen,
Vom Glücklichſein und wieder vom Beglücken.

Drum iſt's gefährlich einen Kuß zu pflücken,
Leicht kann die eigne Seele uns entfliegen,
Und keine andre wird ſich in uns ſchmiegen,
Wenn nur durch eine Bruſt gebebt Entzücken.

Gleichviel, was draüen mir die finſtern Klippen,
Gefahren würden nie zurück mich ſchrecken,
Ich würde trinken Deinen Hauch, nicht bange nippen.

Ich würde ſtill mich Dir zu Füßen ſtrecken,
Du nähmſt die Seele mir von meinen Lippen,
Und Todesnacht, ſie würde ſüß mich decken.

26.

Sie haben nichts, die dort das Blau umgittert,
Trotz ihrem ſtolzen Diadem von Blitzen,
Trotz ihren ewig lichten Sternenſitzen,
Von denen wild ihr Groll herabgewittert.

Und wenn auch ihre Macht die Welt zerſplittert,
Kometen Feuer durch die Raüme ſprit[illegible]n,
Sie holen nimmer aus der Wüſte Ritzen
Die Thräne, die an unſern Wimpern zittert.

So ſah ich Dich, Du holde Feeengleiche,
Und ob auch Blitze nicht die Stirn umranken,
Ich habe Dich gewähnt aus jenem Reiche: —

Du haſt geweint, und alle Nebel ſanken,
Da warſt Du eine Lilie, eine bleiche,
An deren Kelch des Thaues Perlen ſchwanken.

27.

Mit Purpur färbte dort der Wolken Bluten
Des ſchönen Stromes erzgegoſſnen Spiegel,
Gold war der Baum, und Gold des Daches Ziegel,
Die Sonne ſelbſt, ein Büſchel goldner Ruten.

Du ſahſt hinaus in dieſe Stralenfluten,
Die aufgeſprengt des höchſten Tempels Riegel,
Und fröhlich ſprang auch Deiner Lippen Siegel,
„Wie ſchön!“ ſo riefſt Du in die Abendgluten.

Ich war Dir nah, wie ich Dich ſtets umwache,
Doch ſah ich nicht in jene Flammen nieder,
Was kümmert mich der alte Feuerdrache!

Ich lauſchte nur dem Rythmus Deiner Glieder,
Dich ſah ich, nicht die Welt, die öde, flache,
Und leiſe haucht' ich Deine Worte wieder.

28.

Da plagen ſich die altersgrauen Weiſen,
Und was ſie ſchau'n im weiten Weltendome,
Zertritt ihr grübelnd Forſchen in Atome,
Und zieht es in den Staub aus Himmelskreiſen.

Erträglich ſteht es noch verlebten Greiſen,
Wir aber wollen fliehn die Gißfantome, —
Und ihre ſchönheitsleeren Idiome,
Wir werden nie als Syroſſerſang ſie preiſen.

So hab' ich auch, wie einſt das Weib entſtanden,
Geſchildert in dem alten Buch gefunden,
Das man ſo hoch verehrt in allen Landen: —

Wem aber ſoll ein ſolch Hiſtörchen munden?
Mir iſt das Weib ein Elfengeiſt in Banden,
Ein Veilchen in der Schöpfung Kranz gewunden.

29.

So will ich Dir die klaren Perlen reichen,
Die mir gelang der Tiefe zu entrücken,
Sie mögen Deine hohe Stirne ſchmücken
Als leichte, geiſterhafte Liebeszeichen.

Will ich von allen Roſen nur die bleichen
Zu einem ſchöngeſchlungnen Kranze pflücken,
Laß in die Bruſt mich nur die Dornen drücken,
So werden ſie an Purpur keiner weichen.

Nun hab' ich ausgeſungen, ausgedichtet,
Und meinen wilden Kampf ich wieder hehle,
Dein Herz, es nimmt die Blätter hin und richtet.

Ich glaube nicht, daß jener Knabe fehle,
Der an den Halmen früh den Thau vernichtet:
Zertritt nur auch die Thränen meiner Seele! —

30.

Vorbei! der Zaubrer winkt mit ſeinem Stabe,
Irrlichter ſprühn verlöſchend durch die Lüfte,
Zerriſſen flattert aus dem Felsgeklüfte
Zur Nacht zurück der letzte Wolkenrabe.

Und noch ein Wink und eine neue Gabe,
Verſunken unter Blumen ſind die Grüfte,
Der goldnen Freude ewig friſche Düfte,
Sie wuchern jauchzend auf der Trauer Grabe.

Vorbei, vorbei! Die Schranken ſind entriegelt,
Und zu Kryſtallen werden meine Thränen,
In denen ſich Dein frohes Auge ſpiegelt.

Zu Stralen werden meiner Roſſe Mähnen,
Die goldnen Zauberpforten ſind entſiegelt,
Und meine Kaüze wandeln ſich zu Schwänen.

31.

Harmoniſch ziehn die Sterne ihre Kreiſe
Hoch über Sturm und wüſtem Donnergrollen, —
Wir ſehn ſie funkelnd durch die Lüfte rollen,
Doch Niemand ſah der goldnen Wagen Gleiſe.

Die Schiffe enden ihre ſchwanke Reiſe,
Und knarrend leert der Krahn die ſchätzevollen, —
Doch nie die Wogen Furchen tragen wollen,
Sie fluten ſpiegelnd fort nach alter Weiſe.

Willſt Du „warum", „woher" die Liebe fragen,
Und forſchen welche Bahnen ſie genommen?
Den Nachen ſchaun, der ſie zu Dir getragen?

Umſonſt, umſonſt! Sie iſt herangeſchwommen,
Die Pulſe froher Dir und voller ſchlagen,
Du fühlſt und weißt es nur, daß ſie — gekommen.

32. Regenbogen am Bodenſee.

Zum Liebesbunde Zwei in's Münſter kamen,
Und heißer ſchlug der Braut das Herz an's Mieder,
Er ſah ſie an, — ſie gab den Blick ihm wieder,
Und freudeglühend ſie die Reifen nahmen.

Die alten Bilder treten aus den Rahmen
Und breiten ſegnend ihre Arme nieder,
Verbebend hallen nach der Orgel Lieder,
Und ihre letzten Töne rufen — Amen!

Die Firnen leuchten durch der Wolken Reigen,
Die Wogen, die ein wildes Wetter trennte,
Verſöhnt ſich an der Schweſtern Buſen neigen;

Ein goldner Bogen flammt im Firmamente,
Die Donnerſtimmen ſtolz verrollend ſchweigen:
Den Brautring tauſchen jetzt die Elemente!

33. Nikolaus Lenau.

Er hat ein Herz, um alles Weh zu fühlen,
Da ſeine Klagen, wie verwandte Töne,
In düſtrer, groſſerblühter Trauerſchöne,
Sich in die Seele unvermeidlich wühlen.

Ihn ſcheucht' in jeder Nacht von ſeinen Pfühlen
Der Traumgedanke, daß man Unglück höhne, —
Wen in der Welt ein Dorngeflechte kröne,
Den ſollten ſeine Troſtakkorde kühlen.

Er war der Mund für tauſend wunde Seelen,
Die, in ihr Weh geſchaudert, ſchweigend zagen,
Und ihre Leiden ſuchen zu verhehlen.

Zuſammen ſind jetzt über ihm geſchlagen
Die Wogen alle, die von Schmerz erzählen,
Das ſüße Gift hat ſchlimme Frucht getragen.

34. A. Grün.

Das war Achilles, den im Mädchenſchwarme
Die Mutter barg bei Lykomedes Laren, —
Doch trotz den Weibern wußt' er zu bewahren
Vor feigem Schlaf ſein Herz, das kampfeswarme.

Nach Waffen griff er raſch mit ſtarkem Arme,
Als vor ihm dröhnten muntre Kriegsfanfaren
Und er im Panzer ſah Ulyſſes Schaaren:
Von Spindeln ging's an's Schwert, zur Luſt vom Harme.

Du biſt Achilles dort im Kreis der Schranzen,
Auf, — höre ſtatt dem Saüſeln ihrer Feſte,
Den Kampfruf, und das Splittern unſrer Lanzen.

Ein flügges Lied entſende ſeinem Neſte,
Und brauſend laß die Saiten wieder tanzen
Zum Sturme auf die alte Babelsveſte.

35. F. Freiligrath.

Warum denn nicht? Der Berbern Yatagane
Bewehren wie der Flammberg tapfre Streiter,
Das Türkenroß gehorcht dem kühnen Reiter,
Ob Halbmond oder Sonnen auf der Fahne.

Warum denn nicht? Des Mauren Prachtkaftane
Erſtieg er keck auf ſeines Liedes Leiter,
Nun wandert er zu andern Burgen weiter
Und rührt ſein Spiel, daß es den Weg ihm bahne.

Sahſt Du ihn gern, umhängt mit buntem Flitter,
So horche jetzt auch ſeinen ernſten Weiſen,
Der Troubadour ſingt Liebe, — Kampf der Ritter.

Den heil'gen Gral der Freiheit ſchützt das Eiſen,
Schon flammt die Sonne durch das Kerkergitter,
Und ſingend ſchaaren ſich die Tempeleiſen.

Zürich. Mai 1846.

36. Platen.

Es ruht im fernen, duftumwallten Lande
Ein deutſches Herz, das einſt gar ſtolz geſchlagen,
Das, groß und mutig, eher Haß getragen,
Als ſich geſchmiegt in feile Höflingsbande.

Es lehnt ein Weib ſich über's Grab am Strande,
Und füllt die Luft mit heißen Witwenklagen:
Sie ließ er ſchon nach kurzen Flittertagen,
Die Keinem ſo geflammt in edlem Brande.

Die Muſe weinet über Platens Hügel!
Was ihm die Welt mißgönnt, die ihn verbannte,
Den Lorbeerkranz, ihn bringt des Windes Flügel.

Das Lied, das einſtens ſang der Schwerverkannte,
Die ſchlechten Feinde warf es aus dem Bügel,
Wie früher klingt's, die Zeit nur ſich ermannte.

37. G. Schwab.

Vor ſeiner Thüre ſitzt der Greis, die Linden
Beſtreun ſein Haar mit ihren Blütenflocken,
Und wie er ſtreichelt ſeiner Enkel Locken,
So läßt ſein Wort der Vorzeit Schleier ſchwinden.

Aus Sagen weiß er Kranz auf Kranz zu binden:
Der Väter Thaten ſind die Zauberglocken,
Die Thatenluſt auch aus dem Knaben locken,
Und ihm das Spielzeug aus den Händen winden.

Die That der Väter iſt ein goldner Funken,
Aus dem der Freiheit reine Flammen ſchießen,
Sie iſt ein Saatkorn, in das Land geſunken.

Sie macht die Wolken reißen und verfließen,
Die uns verhüllt der Wahrheitsſonne Prunken, —
Die Sage macht ſie frei, — nun laßt die Saaten ſprießen.

38. An Fr. Marie Nebel zu Heidelberg.

Im Sturme ſchaukeln ſich die Wolkenkähne
Der Wandrer tritt in's Haus, er muß ſich wärmen,
Und ſchon die Kinder neckend ihn umſchwärmen,
Sie zauſen ihn und ſeines Hundes Mähne.

Der Köter knurrt und blekt die weißen Zähne,
Die holde Mutter ſteuert kaum dem Lärmen! —
's Iſt ſpät, — der Wandrer geht mit ſtillem Härmen,
An ſeiner Wimper zittert eine Thräne.

So löſten ſich an Deinem Herd die Flocken,
Die Kinder rankten ſich um meine Glieder,
Und hauchten alles Eis aus Herz und Locken.

Und fand ich auch die höchſte Freude wieder,
Und rufen freundlich mich der Heimat Glocken, —
Ich geh', — doch aus dem Auge ſchimmert's nieder.

39.

Froh weckt den Blumentag die Maienglocke,
Es regt ſich Leben in der Kraüter Herzen,
Und zart, ſo wie der erſten Stralen Scherzen,
Iſt auch der Blüten duftig Lenzgeflocke.

Der Sommermittag bringt im Purpurrocke
Viel reiche Fürſtenpracht mit Luſt und Schmerzen;
Beim Male leuchten tauſend Roſenkerzen
Von ihrem lichtſmaragdnen Leuchterſtocke.

Und mild verfachernd Abendglühen ſprühet
Im Herbſt noch über Buchenlaub und Eichen,
Bis in den Berg hinab die Sonne glühet.

Dann kömmt die Nacht und ſchleudert ihre Zeichen
Herunter, wo's von ſpäten Aſtern blühet, —
Und rings iſt Tod, wenn auch die Sterne weichen.

Nacht.

Da blicket hold umrauſcht die Erde nieder,
Errötend, traümeriſch, wie eine Braut, —
Zieht unbewußt um ihre Königsglieder
Den ſterngeſtickten Mantel, der vertraut
Mit manchem Sehnen, das die Augenlider
Am Morgen dann ſo thränenhell umthaut.
Im Traümen hat ſie ſtill der Schlaf umfangen,
Indeß der Nachtwind kühlt die heißen Wangen.

Auf Sternenſtralen kommt herbeigeflogen,
Zum Reigentanz, ein wimmelnd Elfenheer,
Im Walde haben ſie den Kreis gezogen
Auf einer Wieſe buntem Blumenmeer.
Die Paare gleiten, ſpielen, wallen, wogen,
Die Fürſtin ſchaut vom Throne licht und hehr.
Die Nachtigall ſpielt auf zu heitren Tänzen,
Als Kerzen tauſend Flammenwürmchen glänzen.

Als Träume flattern dann die Luſtberauſchten
Um manches tagesmüde Menſchenhaubt,
Wenn ſeines Herzens Sehnen ſie erlauſchten,
Im Walde, wo er einſam ſich geglaubt,
Und ihm ſo freundlich ernſt die Eichen rauſchten,
Als hätten ſie zu klagen ihm erlaubt,
Da tröſten ſie, beglücken und verſöhnen,
Und ſuchen ſeinen heißen Wunſch zu krönen.

Indeſſen iſt gemach der Tag gekommen,
Weit thut die Welt ihr goldnes Auge auf,
Die Sterne und die Würmchen ſind verglommen,
Die Elfen haben nun getanzt vollauf;
Von Vögeln wird ihr ſchwanker Platz genommen,
Dazwiſchen ſchwärmt der Falter bunter Hauf.
So iſt der leiſe Traum der Nacht verflogen,
Laut branden nun erwachten Lebens Wogen.

Muſik.

Was durch den Buſen ſchwillt, wie Wellenzüge,
Und ſcheu verglänzt, wie Blütenſtaub der Sterne;
Was rüſtig hebt und ſenkt des Geiſtes Flüge,
Der Sehnſucht folgt in blaue Dämmerferne;
Was ſtolz entgegentritt der feigen Lüge,
Und Kampf entflammet in des Herzens Kerne:
Es dringt in's Leben über Seelenſchranken,
Und nach Geſtaltung ringen dann Gedanken.

Das Wort iſt kühl, hat ſtrenge, ſchroffe Gränzen,
Gefühle aber ſind wie Elfenklänge,
Verſchwommen, unbeſtimmt, in bunten Kränzen,
Und da das Denken nie ihr Sein durchdränge,
So würde nichts aus dieſes Chaos Tänzen,
Ob auch die Bruſt im heißen Ringen ſpränge;
Wenn nicht das Sehnen Laute ſich geſchaffen,
Die es gebraucht, als Blumen, wie als Waffen.

Die Töne ſind des Herzens reinſte Sprache,
Sie malen ſeiner ew'gen Mondnacht Walten,
Und welche Regung auch die Bruſt durchwache,
Sie kann in friſchen Tönen ſich entfalten:
Und zur Muſik wird Liebe, Schmerz und Rache
Sich durch die Macht der Harmonie geſtalten.
So iſt Muſik die heilig klare Welle,
Durch die man ſchaut bis in der Träume Quelle.

Und wenn ſie übt die Göttermacht, die ganze,
Und brauſet aus der Seele tiefſten Hallen,
Da rankt ſie, wie des Waldes Kletterpflanze
Wol tauſend Stämme grünend mag umwallen,
Von Bruſt zu Bruſt mit ihrem ſüßen Kranze,
Macht jubeln dort, und dort in Weh zerfallen.
Und wenn im raſchen Lied die Saiten ſpringen,
Da hallt wie Geiſterruf ihr letztes Klingen.

Der Dom.

Der Gottheit Dom, das ſind die Weltenraüme,
Die Pfeiler drin die ew'gen Gletſcherſpitzen,
Wo, gleich wie keckverwirrte Marmortraüme,
Bergſtröme, — Adern —, tauſendglutig ſpritzen;
Karnieße formen düſtre Wolkenſaüme
Mit goldnen Rippen hell durchglüht von Blitzen:
So auf zum Tempelbaldachin ſie ragen,
Die Wölbung ſenkt ſich frei und läßt ſich tragen.

Die Kerzen, — dort wie in ein Meer verwallen,
Dort ſprühn ſie Millionen Feuergarben,
Und ſticken all die weiten, ſchönen Hallen,
Mit Flammenlicht von reinen Himmelsfarben.

Und wenn der Tag beginnt, — das Feſt —, erſchallen
Die Lebenslieder, bis ſie ſcheu erſtarben —
Der Donnerorgel, die den Grundton dröhnet,
Wenn durch das All der Sturmchoral ertönet.

Dann ſchweigt's! — Es will ſich der Altar erbauen
Aus Aether im laſurkryſtallnen Glanze,
Als Prieſter läßt der Weltgeiſt ſelbſt ſich ſchauen,
Er ſchwingt den Sonnenball als Lichtmonſtranze
So ſegnend ernſt hin über Berg und Auen —,
Wie heißer Dank quillt's in der Fluren Kranze:
Der Gottheit Walten zeigt ſich ohne Weilen,
Lenzboten lächelnd durch die Welten eilen.

In ein Gebaü, das ſie zum Tempel weihten,
Glimmt leuchtend auch ein Gottesſtral hernieder,
Die Menſchen drinnen ſehn das Licht ſich breiten,
Doch ſchaun ſie nach den Mauern immer wieder;
Sie ſprechen von der Künſte ſtolzem Schreiten,
Wie Gott umfangen hier granitne Lieder, —
Kurz, ſie vergöttern gern das eigne Schaffen,
Um an den Werken ſich empor zu raffen.

Es ſei! — Nun aber ſagt, wie könnt ihr bannen
Den, der die Welt und ihre Pracht geſtaltet,
In enge, düſter ſchwüle Kerkerſpannen? —
Ha, ſucht die Gottheit, wo ſie ſich entfaltet,
Nicht wo das Licht die Schatten übermannen,
Wo Leben glüht, und nicht wo Luſt erkaltet!
Ich fand ſie niemals in gefügten Steinen,
Doch fühlt' ich immer ſie im Sonnenſcheinen.

Zeitlosen.

Die bunten Blumen blühen zeitlos,
Die goldnen Sterne ſprühen zeitlos;
Was weiß das Herz vom Sturm der Zeiten,
Auch ſeine Fibern glühen zeitlos! —

Ein Strauß.

Ein Strauß, ein bunter, flockiger Strauß,
Geraubt der Höhe und Tiefe,
Die Seele brachte ihn mit nach Haus,
Die ewige Hieroglife.

Hier Roſen, gefärbt mit des Lenzes Blut,
Dort eine Paſſiflore,
Nur zeig' ich hier nicht Eiſenhut,
Nicht Schwertel und Trikolore.

Sonſt wirres Geknospe, kraus und glatt,
Nachdem ſich's gerade mir ſchickte,
Dazwiſchen geſtreut mitunter ein Blatt,
Das mit den Blüten ich knickte.

Das Ordnen kümmert mich eben nicht ſehr,
Je wilder, je freier, je beſſer,
Drum mach' ich's dem Kritikus auch nicht ſchwer
Und ſeinem gefährlichen Meſſer.

Fort, fort, ich ſchleudre den Strauß in die Welt,
Was ſoll er daheim mir im Glaſe?
Nur draußen wird aus dem Knappen ein Held,
Dem der Kampfplatz die liebſte Daſe.

Byron.

Flammigen Tod hat einſt der Vesuv auf die Fluren geſprühet,
Reben glühen darauf; — glühen die Leichen ſie wach?
Efeu ſtricket ſein Netz um zerborſtener Mauern Entraumein: —
Lüfte den Vorhang nicht, hinter ihm niſtet der Tod!
Wo Sturzwaſſer noch jüngſt den Felſen zerklüftet, da blühet
Duftend wieder es jetzt; ſchließen die Blumen den Spalt? —
Byron, ſo Dir aus erſtorbenem Herzen labende Reben
Sproßten üppig und reich, uns zu unendlicher Luſt.
So mit mächtigen, zaubernden Liedern umwogteſt Du deckend
Deines Friedens Sturz, Deiner Zerriſſenheit Spur;
So hat Dir auch der Schmerz in die rieſige Seele geklüftet,

Ewig uneinbar, jäh, — borden auch Blüten die Kluft.
Bäume triebſt Du gewaltig empor, zu ſühnen, zu hüllen,
Schattete oben das Laub, bohrten die Wurzeln hinab,
Tiefer, dem Herzen näher anſtrebend, zwängend, zerſprengend,
Saugten ſie friſchere Kraft aus dem unendlichen Leid.
Als fremdeigene Lippen enthauchten die ewigen Blätter,
Was dem Blick ſich verbarg, Dein titaniſches Weh.
Und als die letzte Glut auch im letzten Zweig ſich entfaltet,
Floh der gequälte Geiſt über die Schmerzen hinaus.
Nimmer doch, wo ihn der Pöbel nur wähnt, in die Klüfte Gehenna's
Stieg er hinab, — denn vor ihm ſenkte der Cherub ſein Schwert.

Das Herz.

Es iſt ein Herz verlodert, ein Herz ſo groß und hehr,
So rein wie Thränenperlen, ſo tief, wie's Aethermeer;

So licht, wie Sonnenflammen, — ſo finſter wie die Nacht,
So wild, wie Blitzeszucken in Himmels Donnerſchlacht;

So weich, wie Roſendüfte, — ſo ſcharf wie tötend Gift,
So klar und freundlich offen, — ſo ſtumm wie Inderſchrift;

So heiß und innig fühlend, — ſo kalt, erregend Graun,
So voller guter Träume, — ſo ohne Weltvertraun;

So müd' und todesluſtig, — ſo friſch, ſo freudenfroh,
Doch nimmer wechſelnd, einig, bis ihm der Athem floh,

Bis es in Glut verfachert, in ſeinem Element,
Im Feuer, das am Himmel der Seelen zehrend brennt.

Das war ein Herz, geſchmiedet aus einer ganzen Welt,
War eins, und nur zerriſſen, wie Wolken hoch am Zelt.

Von Miſſolunghi dröhnte ſein Lob hinaus in's Land,
Den Golf wol überſchwankte manch düſtres Trauerband.

Die Heimat ſchloß ihm frevelnd die ſtolze Grababtei,
Nun wol, ſo bleibt's verſchwommen, wie einſt im Wachen frei.

Noch ſprudelt aus der Tiefe das Herz wie Schmerz und Luſt,
Macht beben manch ein Ahnen, macht blühen manche Bruſt.

Fata Morgana.

Jugendträume ſind wie Bilder, die der Karawane
Fern erſcheinen, über's Wüſtenmeer, auf leichtem Kahne,
Hingezaubert ſchwebend, Gärten, Kuppeln und Moſcheeen, —
Quellen unter Palmen rauſchend, wie im Reich der Feeen.
Doch der Lüfte Tauſchen fliehet, wie die Ferne ſchwindet, —
Von der allzuſchnell verflognen Traumoaſe findet
Schwer den rechten Weg der Führer wieder, den indeſſen,
Sandgebirge häufend, ihn der Samum ließ vergeſſen.

Rheinfahrt.

Keuchend ſpaltet der Dämpfer die Flut,
Um die Schaufeln ein Irisband,
Und der Sonne geſpiegelte Glut
Fachen die Wellen zu wildem Brand.

Starren die alten Trümmer herab,
Jeder Thurm ein gebrochnes Herz,
Stürme brauſen durch's wüſte Grab
Alte Lieder von Freud' und Schmerz.

Efeu klettert aus morſchem Verließ,
Träume Gefangner, hoffnungsgrün,
Um die Hügel, ein goldnes Vließ,
Tauſend und tauſend Reben glühn.

Laß die Geſellen wühlen nach Gold,
Wühlen nach Erz im Trümmermeer,
Goldner Schatz verrinnt und verrollt,
Und die Panzer, die ſind zu ſchwer.

In die Römer den purpurnen Wein,
Donnerndes Hoch dem deutſchen Land!
Offen ſteht der Heiligenſchrein,
Faßt die Gnade mit raſcher Hand!

Schon die Sonne verglüht und ſinkt,
Wie ein Königsauge bricht,
Schwingt den Becher und trinkt und trinkt,
Bis im Herzen ein neues Licht!

An K. S.

Du ſagſt, ich müſſe bezähmen
Zu drängende Bilderflut,
Da trunkene Worte nur lähmen
Gedanken, die einfach gut.

Es brauſen meine Gefühle,
Ein wilder trotziger Strom,
Ein ſchäumendes Wogengewühle,
Aufbrandend zu heiligem Dom.

Sie reißen vom bunten Geſtade
Auf ungeregelter Bahn,
Die Blumen, die ſich zum Bade
Vertraut dem kryſtallenen Kahn.

Die Wellen tragen ſie weiter
In wirbelnd reißendem Tanz,
Die Niren ſchmücken ſich heiter
Die Stirnen mit ſolchem Kranz.

Was tauchen die Blumen nieder,
Was nehmen die Wellen ſie fort? —
Was kann ich für meine Lieder,
Was für ein glänzendes Wort? —

Lied eines Verbannten.

Bewimpelte, gleitende Schiffe,
Von Hoffnung den Buſen geſchwellt,
Nicht achtend die drohenden Riffe,
So gleitet ihr durch die Welt.
Die Brandung den Kiel umbrauſet,
Das Ufer der Heimat winkt,
Vom Maſt, wo der Sturm gehauſet,
Manch freudige Perle ſinkt.

Die Vögel kommen von ferne
In ſchwirrenden Schwärmen zurück,
Begrüßen die alten Sterne,
Die Heimat, die Liebe, das Glück.

Der graue, klagende Kunde,
Der einſam murret zum Feſt,
Gehöret zu keinem Bunde,
Der Kukuk, er hat kein Neſt.

So irr' ich durch Forſt und Schlüfte,
Ich habe kein Vaterland,
Nur Föhren hauchen einſt Düfte
Ob meines Grabes Rand.
Genoſſen ſind mir die Winde,
Die ſind auch nirgend zu Haus,
Mit meiner Freundin, der Hinde,
Da ſchlaf' ich im Mooſe kraus.

Wol bin ich rüſtig gezogen
Weit über Berg und Meer,
Mir blieben Länder und Wogen
So öde, ſo freudenleer.
Ich horcht' auf manche Worte,
Ich lauſchte ſo manchem Klang,
Doch hört ich an keinem Orte
Noch meiner Heimat Geſang.

Ich ſehnte mich immer wieder
An meinen heimiſchen Herd,
Die Bruſt durchzogen die Lieder
Die dort mir die Mutter gelehrt.
Jetzt wurden zu Träumen die Laute,
Die mein vom erſten Tag;
Da ward mir die Wildniß Vertraute
Und Antwort der Nachtigall Schlag.

Heidelberg.

Die Sonne iſt verlodert,
in eignen Flammen verſiegt,
Der Berge glühenden Buſen
ein ſtaubender Schleier umfliegt.
Violen duften leiſe,
betaubend haucht der Jasmin,
Die Nachtigall läutet Ave,
zu Neſte die Finken ziehn.

Die Nacht, der rieſige Vogel,
entfaltet den Pfauenſchweif,
Der Mond umſprüht die Trümmer
mit ſcharfem ſilbernen Streif.

Wildrankig Schlingkraut fliehen
Leuchtelfen zu flatterndem Reihn,
Es zucken Erinnerungsſchauer
durch's alte, zerborſtne Geſtein.

Die Bogen dehnen ſich wieder,
die Hallen ſteigen empor,
Und tauſend Kerzen glimmen
hernieder vom Saülenchor.
Da wimmelt's von Dienern und Roſſen
im weiten, prächtigen Raum,
Und durch die Kellerfenſter
ſprizt feuriger Purpurſchaum.

Es flüſtert im Garten von Liebe,
Kampf dröhnt zum Erker hinauf,
Die greiſen Richter lehnen
auf ihrer Schwerter Knauf,
Den Sieger ſchmückt mit der Schärpe
ein roſiges Fürſtenkind, —
Ei ſieh, was zwiſchen den Beiden
von Auge zu Auge ſich ſpinnt! —

Doch weh, der dämmernde Himmel
in hohle Fenſter noch ſieht,
Und unten rauſcht der Neckar
ſein ewiges Klagelied.
Prinzeſſin, als wilde Roſe,
an eine Ulme ſich ſchmiegt,
Mich haben in waches Traümen
die Elfen leiſe gewiegt. —

Ein Friedhof.

Schemen erloſchner Flammen
Fachern über das Moor;
Thränen brennender Wimpern
Flimmern als Thau am Rohr.

Welke Kränze am Grabe,
Welke Herzen darin, —
Leiſe rauſchen die Weiden
Frieden darüber hin.

Weihnacht.

1.

Kerzenlicht an allen Zweigen
Steht im Saal der Tannenbaum,
Heute führt den bunten Reigen
Liebesmilder Kindertraum.

Jubel iſt in allen Herzen
Und in jedem Auge Glück,
Selbſt, wo Freude wich den Schmerzen,
Kommt ſie heute gern zurück.

Dort die frohe Kindergruppe,
Was zuerſt, und was zuletzt?
Mädchen faßt die neue Puppe,
Knabe ſeinen Säbel wetzt.

Liebe gibt, o ſüßes Geben,
Liebe nimmt, o ſchöne Luſt;
Warmes, friſches Frühlingsleben
Klingt und ſingt in jeder Bruſt.

2.

Wandrer iſt allein im Forſte,
Ihm zu Füßen knirrſcht der Schnee,
Adler ruht in ſeinem Horſte,
Wandrer fühlt ein einſam Weh.

Nach der Heimat läßt er ſchweifen
Seiner Träume trübe Flucht,
Schwerer will ihn drum ergreifen
Rings der Oede Eiſeswucht.

Da, von blauer Himmelswieſe
Glitzern Sterne durch die Nacht,
Und ein jeder Tannenrieſe
Zeigt ihm eines Chriſtbaums Pracht. —

Wandrer hat ein Dach gefunden,
Froh am warmen Herd er ſitzt,
Aber noch nach vielen Stunden
Ihm am Bart die Thräne blitzt.

3.

In der Hütte engem Zimmer,
Gibt der Span ein karges Licht,
Wirft den matten, bleichen Schimmer
Auf manch bleichres Angeſicht.

Vater ſchnitzt zu ſeiner Hacke
Einen neuen Eichenſtiel,
Knurrend treibt die junge Bracke
Ihm zu Füßen tölpiſch Spiel.

Mutter ſchlurft in Holzpantoffeln
Um den Herd und um den Tiſch,
Heut, wie immer, ſind Kartoffeln
Ihnen Braten, Brot und Fiſch.

Schlitten fliegt mit ſchönen Frauen
An der Hütte raſch vorbei,
Und die armen Kinder ſchauen,
Ob es wol das Chriſtkind ſei? —

4.

Dichter wandert durch die Gaſſen,
Schaut in Hütte und Palaſt,
Nickt den Frohen und den Blaſſen
Zu in ſeiner Fieberhaſt.

In die Nähe, in die Ferne
Schickt er ſeine Boten aus,
Dichter iſt bei Span und Sterne,
Bei den Kerzen auch zu Haus.

Dichter in des Buſens Grunde
Seinen großen Chriſtbaum trägt,
Und aus jeder Herzenswunde
Eine lichte Flamme ſchlägt.

Seinen Baum der Freude Gluhen,
Wie der Armen Sehnen ſchmückt,
Und der Thräne heißes Sprühen
Nieder ihm die Lider drückt!

Verzweiflung.

Da ſind die bleichen Geiſter wieder,
Die Schatten längſtvergangner Zeit,
Sie ſingen düſtre, wilde Lieder,
Und zeigen auf ihr blutig Kleid.
Geſpenſt der Roſe flüſtert leiſe,
Du brachſt mich grauſam und ich ſtarb!
Der Sturzbach flucht nach ſeiner Weiſe
Dem Felſen ein die ſcharfen Gleiſe,
Im Efeu ruft der Freund, der greiſe:
Du raubteſt, — und der Schatz verdarb!

Nur ſtill! — Die Reigen werden wilder,
Und dumpfer hallt das Lied der Nacht,
Entfärbte Falter, tote Bilder,
Sie fordern ihre alte Pracht.

Zurück, ihr ſchwarzen Nachtgeſtalten,
Was raunt ihr noch von Lenz und Glück?
Da ſeht die tiefgegrabnen Falten,
Die Glieder ſchaut, die eiſigkalten,
Zerfleiſcht von grauſen Sturmgewalten;
Was wollt ihr noch? — Zurück, zurück!

Gewaltig greift der Fürſt der Geiſter
In ſeine Donnerharfe ein! —
Sagt, was gebot der graue Meiſter?
Was ſoll der blaue, bleiche Schein?
Irrfackeln werden aus den Träumen,
Sie flattern wankend ihre Bahn.
Es brauſt um mich ein wüſtes Schäumen,
Und muß ich fort aus dieſen Räumen,
Was ſoll ich bange zaudernd ſäumen,
Auf, Blitze, leuchtet mir voran! —

Apoſtrofe.

Mir iſt die Roſe am liebſten,
die wild in Hecken ſich rankt,
Ich ſitz' im Kahne am liebſten,
wenn in der Strömung er ſchwankt.

Mir ſchlägt das Herz am frohſten,
wenn Sturm die Seele durchbrauſt,
Geſtalt an Geſtalten, geflügelt,
am Geiſte vorüber ſauſt.

Und käme mir einmal die Ruhe,
da wär' ich nicht länger frei,
Die Sonne würde mir löſchen,
mein Singen wäre vorbei!

Peace to the slumberers!

Thomas Moore.

Friede den Schlummernden!
Sie ruhen, wo die Schlacht gegrollt,
Ihr Leichentuch die Bläne,
Und nur von Wolkenlidern rollt
Auf ſie der Trauer Thräne.
Friede den Schlummernden!

Nutzlos ihr ſtolzer Mut!
Als Brücke lehnt im Sturz der Baum
Noch über Wellenſchimmer,
Doch Herzen, die verſchwebt im Raum
Sind hin, ach hin für immer.
Nutzlos ihr ſtolzer Mut!

Weh dem Eroberer!
Sei unſer Grab ſo kalt wie das,
In dem die Toten träumen,
Wenn wir, vergeſſend unſern Haß,
Die Schuld zu tilgen ſäumen.
Weh dem Eroberer!

Poor wounded heart.

Thomas Moore.

Du wundes Herz fahr' wohl!
Die Abſchiedsſonne ſinkt,
Und Deine Heimat winkt,
Du wundes Herz fahr' wohl!
Das Weh, es wird Dich meiden,
Das drückend auf Dir lag,
Wo voll von Todesleiden
War jedes Pulſes Schlag.
Du wundes Herz fahr' wohl!

Gebrochnes Herz fahr' wohl!
Nun iſt die Qual vorbei,
Des Abſchieds Qual vorbei,
Und Du von Schmerzen frei,
Gebrochnes Herz fahr' wohl!
Nur Tod iſt Dir geblieben —
Wie Wellen, matt gehetzt
Zum Uferrand getrieben,
So ſchläfſt auch Du zuletzt,
Gebrochnes Herz fahr' wohl! —

'T is the last rose of summer.

Thomas Moore.

Des Sommers letzte Roſe,
vereinſamt blüht ſie dort,
Und all die trauten Geſpielen,
ſie bleichten und flatterten fort.
Nicht eine verwandte Blüte,
kein Roſenknöspchen ſie ſchaut,
Das ſchämig wiederglühet,
ihr Seufzer für Seufzer vertraut.

Du ſollſt nicht trauern, Verlaſſne,
an Deinem verödeten Strauch,
Wenn Deine Lieben ſchlummern
ſo geh und ſchlafe Du auch.
Drum ſtreu' ich freundlich die Blätter
auf's Beet, die ſtille Gruft,
Wo Deine Gefährten weilen,
geſtorben und ohne Duft.

So will ich ſelber Dir folgen,
wenn Freundſchaft geſunken in's Grab,
Vom ſchimmernden Liebeskranze
die Knospen fielen herab;
Wenn treue Herzen vermodert,
geliebte nicht länger mein!
Wer möchte denn auch bewohnen
die öde Welt ſo allein? —

Humid seal of soft affections.

R. Burns.

Feuchtes Siegel ſüßer Liebe,
Naher Wonne Pfand und Gruß,
Schönſtes Band der Frühlingstriebe,
Reine Flocke, erſter Kuß.

Sprechend Schweigen, wortlos Sagen,
Liebesmorgen, kindlich Spiel,
Taubenkoſen, keuſches Wagen,
Leuchtend Thor zu licht'rem Ziel.

Trübe Luſt bei Abſchiedsqualen,
Trennen ſich die Lippen ſcheu; —
Welch ein Wort vermag zu malen
Liebesglut, wie Du ſo treu?

Wae is my heart.

R. Burns.

Weh iſt mein Herz, und das Auge weint,
Freude mir lang ſchon fremd erſcheint.
Verlaſſen und freundlos die Bürde mich drückt,
Und nimmer Tröſtung mein Ohr beglückt.

Liebe hat Scherze, wie liebt' ich ſo heiß, —
Liebe hat Sorgen, ich weiß, ich weiß; —
Und wieder ſpringt dies Herz entzwei,
Bald iſt ſein banges Zucken vorbei!

O, wär' ich froh, wo Glück mich umfing,
Unten am Strom, in des Schloſſes Ring,
Wohin ſie gewandert, und träumend von mir,
Leiſe verrinnen die Thränen ihr.

Oh, gin my love were you red rose!

R. Burns.

Wär' an des Schloſſes altem Bau
Mein Lieb die rote Roſ';
Und wär' ich eine Perle Thau
In ihrem ſüßen Schooß: —

Ich ſchwelgte da die ganze Nacht
In namenloſem Genuß,
Bis aus der weichen Faltenpracht
Mich ſcheuchte der Sonne Kuß. —

Und wär' mein Lieb der Flieder dort,
Der Purpurbüſche ſchwenkt, —
Hätt' ich als Vogel am trauten Ort
Den müden Flug geſenkt: —

Wie klagt' ich da, wenn Wintergraus
Den Schmuck herabgeſtreut, —
Wie wonnig ſchallte das Lied hinaus,
Wenn ihn der Mai erneut! —

Akkorde.

1.

Kennſt du es Schlummer, wenn die See die Nähnen
Sich leiſe kräuſeln auf der Fläche läßt,
Und ſpielend nur mit einzlen Perlenthränen
Die finſtern, trotzig ernſten Klippen näßt?

Noch nennſt Du's ſo, bis Du die Flockenwolke
Dort fern gewahrt am ſchwülen Horizont,
Die, ein Tyrann, dem müden ſtillen Volke
Der Wellen düſter dräut, nur blitzumſonnt!

Ha, ſieh! Schon ſträuben borſtig ſich die Zotten,
Und mit den Tatzen wühlt das Ungetüm,
Die Seegeſpenſter aus den tiefen Grotten,
Dann heult's und naht und flieht mit Ungeſtüm.

Es hat das Element den Sturm geahnet,
Hat ſeine Sehnen nur zum Kampf geſtählt,
Hat träumend ſich die Wege ſchon gebahnet,
Und mit dem Tod, zerſchellend, ſich vermählt.

Sag' nicht, ein Herz ſei ruhig, weil es lächelt,
Weil's ſchweigt, von Ahnung tief und bang durchbebt,
Es ſchwillt zum Sturm die Briſe, die gefächelt, —
Der Anker bricht, das Herz, — es hat gelebt! —

2.

Da rauſchen des Rheines Wogen
Die ernſte Sturmmelodei,
Und hoch auf dem Felſenbogen
Singet die Lorelei.

Da hangen die alten Mauern,
Und Wolken darüber getraumt,
Das iſt der Strom mit den Schauern
Von tauſend Wundern umſaumt.

Wie faßten mich dieſe Zauber
So jugendkräftig und wild,
Wenn ſie der goldne Rahmen
Von Deinem lieblichen Bild.

3.

Die Wetter raſten am Ziele,
Den Blitz entführte der Wind,
Nun ſpielt auf azurner Diele
Die Wolke, das holde Kind.

Die Feuer der Wache glühen
Das Lager herauf und herab,
Wir ruhen von Kampfes Mühen
Und ſpannen die Bogen ab.

Die Waffen glänzen und ſchimmern,
Ich wandre auf meiner Wacht,
Und ſinge beim Sternenflimmern
Hinaus in die lauſchige Nacht.

4.

Einſt ſpiegelten meine Lieder,
Ein tiefer, blauender See,
Auf tauſend und tauſend Wellen
Die holdeſte Blumenfee: —

Das Wunder, es iſt gewichen,
Iſt nimmer und nimmer zu ſchaun,
Und auf den Wogen ſchwimmet
Der Wolken düſtres Graun.

3.

Da ſinn' ich wieder in ſtiller Nacht,
Ich dachte, nun wär' es vorbei, —
Was ſoll mir die ſtolze Traumespracht,
Die blumige Schilderei?

Der Lenz iſt verloren, die Liebe iſt hin,
Das Herz iſt öd' und ſtumm,
Und einſam wanken in kranker Bruſt
Die Blumengeſpenſter herum.

6.

Was ſchilfſt Du die trüben Lieder? —
Nie matter die Nachtigall ſchlug,
Wenn auch ihr Neſt ein Flieder
Am Friedhofsrande trug!

Blüht je die Roſe bleicher,
Weil einem Grab ſie entſtieg?
Und iſt die Klage nicht reicher
Als Jubel über den Sieg?

7.

Gebt Raum, ſo ſtürmten des Wildbachs Fluten,
Umſchloſſen von düſtrer Berge Bruſt,
Gefeſſelte Glieder, gefeſſelte Gluten,
Gefeſſeltes Sehnen, gefeſſelte Luſt. —
Und Nacht war über ihr Träumen gegoſſen,
Belebt von finſtrer Fantome Tanz, —
Geſpenſter, aus Nebeln zuſammengefloſſen,
Die Augen fachernder Irrwiſchglanz.

Da brachen endlich, endlich die Schranken,
In Trümmer ſtürzte das Zaubergebäu,
Hinunter über ſein letztes Wanken,
Entſpringt lautbrüllend der wilde Leu.
Und ob er, an ſchroffen Zacken zerſchmettert,
Sein Blut auch tauſendglutig verſpritzt, —
Was thut's? — Hinunter, hinunter er wettert,
Wo Sonnenfeuer entgegen ihm blitzt.

Vermagſt Du zu zürnen, vermagſt Du zu grollen,
Wenn nun mit eins die Schaale ſich leert, —
Das alte, nun freigewordne Wollen,
Vieltauſend Blicke auf Dich nur kehrt?
Wenn all das langverhaltene Grüßen
Lautjauchzend auf ſeinen Wellen Dich wiegt,
Zu Deinen Füßen, zu Deinen Füßen,
In Deinem Glanze erglühend, ſich ſchmiegt?

Verklärte Fluten, heilige Wogen,
Sie dehnen ſich aus zum Strom im Thal,
Und Liederſchwäne kommen gezogen,
Akkorde verfolgen ſich ohne Zahl.
Und läßt Du die Töne bei Dir verklingen,
Erfreut Dich der Wellen ſchimmerndes Licht,
Und lächelt Dein Blick, wenn Blumen ſie bringen,
Verſchmähſt Du wol ihre Quelle auch nicht.

8.

Da bin ich am Abend im Walde,
Der Himmel iſt blau und hehr,
Vor mir die blumige Halde
Und knorrige Eichen umher.

Durch ihre Säle ſpringen
Eichkatz und Haſelmaus,
Die ewigen Lieder klingen
Durch's traute geräumige Haus.

Die Blüten verhauchen ihr Leben
Als ſüßverwallenden Duft,
Und über den Kelchen ſchweben
„Tagfalter, die Blumen der Luft."

An einer rieſigen Eiche
Da lehnt ein Madonnenbild,
Es weiht die lieblichen Reiche,
Drum traumt ſich's auch hier ſo mild.

9. Sie an Ihn.

Sind alle Seelen Harfen,
Muß er ein Harfner ſein,
Denn ſeine Worte greifen
In ihre Saiten ein.

Und will ich mich auch ſträuben,
Sie klingen und tönen fort,
Und neue Akkorde erwachen
Bei jedem neuen Wort.

Ich wache, träume und ſinge,
Weiß nicht warum noch wie,
Der Harfner ſpielt auf den Saiten
So zaubriſche Melodie.

10.

Ich wollt', ich könnte noch traümen,
Wie einſt von Liebe und Luſt,
Da blühten die alten Lieder
Auch ſchimmernd in meiner Bruſt.

Die alten, die ſüßen Lieder,
Ich würde ſie noch verſtehn; —
Ich wollt', ich könnte noch traümen,
Nie würd' ich einſam gehn.

11.

In die Luft die Lerche klettert
Und der Knappe in den Schacht,
Lerche hoch ihr Tagwerk ſchmettert,
Bergmann in der Tiefe Nacht.

Lerche in die Sonnenſtralen
Tauſend Liederkränze flicht,
Knappe ſingt bei ſeiner fahlen
Düſtern Grubenampel Licht.

Beide ſingen eine Weiſe,
Beider Lied hat hellen Schall: —
Hoch im Blau, im Felſeneiſe,
Liebe jubelt überall! —

12.

Wie iſt die Zeit ſo ſchlecht!
So klagte die ganze Welt.
Wir fuhren auf klaren Fluten,
Und ſchauten in die Gluten
Hoch oben am Wolkenzelt.
Mir ſchien ſo ſchön dies Schweifen,
Drum konnt' ich nicht begreifen:
Warum die Zeit ſo ſchlecht!

Wie iſt die Zeit ſo ſchlecht!
So jammern ſie wieder viel.
Wir ſaßen am Herde zuſammen,
Und freuten uns an der Flammen
Wildluſtigem Loderſpiel;
Ich hing an Deinem Munde,
Da blieb mir fremde Kunde:
Warum die Zeit ſo ſchlecht! —

Wie iſt die Zeit ſo ſchlecht!
Noch immer der alte Klang.
Du weilſt in weiter Ferne,
Dir blinken andre Sterne,
Du horchſt auf andern Geſang; —
Derweil hab' ich's gefunden
Und fühl' es alle Stunden:
Warum die Zeit ſo ſchlecht! —

13.

Die Föhren zerſchmettert der Winterſturm
Und ſpielt mit den bleichen Sternen;
Es dreht ſich kreiſchend der Hahn am Thurm
Nach dem Süden, dem ſüßen, fernen.

Es malt die zitternde Geiſterhand
Viel ſtarre Blumen im Eiſe,
Ein toter Lenz an der Fenſterwand,
Geſtorben auf langer Reiſe.

Mag glühender Junirosen Duft
Sich junger Liebe entfalten,
Mein Herz iſt ſtill, — vertrauter der Gruft,
Sind dort am Fenſter die kalten.

14.

Die Sterne funkeln und blitzen
Am blauen Firmament,
Sie möchten einander haſchen
Und bleiben doch immer getrennt.

Da ſteigen ſie auf die Wellen
Aus ihrem Himmel herab,
Sie gleiten und ſchlüpfen zuſammen
Und küſſen und herzen ſich ab.

Drum küßt euch, ſo lang ihr lebet,
Im Himmel küßt man ſich nicht;
Das iſt die große Lehre
Von dieſem kleinen Gedicht!

13.

Wenn drüben die Glocken klingen
In heiliger Weihenacht,
Da taucht das Schloß aus den Fluten,
Die alte, verſunkene Pracht.
Der Mond mit ſtillem Grauſen
Die Zinnen und Thürme beſcheint,
Die bleiche Frau ſitzt oben
Und betet leiſe und weint.

Wenn ich die Stimme hörte,
Die Stimme ſo glockenrein,
Da wollte die alte Liebe
Am alten Platze ſein.
Wenn ich die Stimme hörte,
Da hab' ich immer gemeint,
In mir die alte Liebe,
Sie betet leiſe und weint.

16. Mit Briefbogen.

Papier iſt geduldig,
Hat Raum für Liebe,
Und Raum für Haß;
Doch wie durch Siebe
Das flüchtige Naß,
Den Haß
Entlaß:
Papier iſt geduldig!

Papier iſt geduldig,
Zu ſüßen Träumen
Nimm dieſes hin,
Gib leeren Räumen
Viel lieben Sinn;
Ich bin
Doch drin?
Papier iſt geduldig!

17.

Ich ſah wie ein Hochzeitbitter
In meinem Traume aus:
Von Roſen zugegipfelt
Am Herzen den Lilienſtrauß.

Und als ich drauf erwachte,
Erwacht' ich ſonder Harm,
Dich hielt ich feſt umfangen,
Umfangen mit meinem Arm.

18.

Die Lilie mit weißem Kelche
Die blüht wie die Roſe dabei,
Ich ſeh's und weiß nicht welche
Von Beiden die Schönere ſei.

Doch ohne die ſchneeige Farbe
Iſt jene die Lilie nicht,
Und dieſe keine Roſe,
Wenn ihr der Purpur gebricht.

Sie ſprechen von Deiner Schönheit,
Kaum hör' ich ihnen zu, —
Denn wärſt Du nicht ſo lieblich,
Dann wärſt Du ja eben nicht Du.

19.

Nicht dieſes ſeidne Gewand, das kniſtert und rauſcht,
Und, wie ein Verräter, die kleinſte Bewegung belauſcht.

Ein ſchlichteres nimm, das ſich nachgibig ſchmiegt,
Wenn träumend mein Haubt auf Deinem Buſen ſich wiegt.

Und wenn Du Dich auch kopfſchüttelnd dagegen erklärſt,
Du weißt, wie Du mir um viel noch lieber wärſt.

20.

Im Walde eine Eiche ſteht,
Sie ſteht, und rauſcht, und ſinnt,
Durch ihre ſtarren Zacken weht
Der friſche Morgenwind.

Daneben eine Roſe blüht,
Träumt einen ſüßen Traum;
Im Thau an ihrem Kelche ſprüht
Das Bild vom Eichenbaum.

Die Eiche ihre Blätter ſchickt
Mit leiſem Geiſtergruß,
Auf ſie die Roſe lächelnd blickt
Und bietet Kuß um Kuß.

Sind auch nur eine Welt von Ungewittern
meine Lieder,
Von Stürmen, die vermochten zu umgittern meine
Lieder,
Ich bin die Harfe nur, ſie muß der Geiſterhand
gehorchen,
Drum mögen, wie ſie ſind, in Duft verzittern
meine Lieder!

Nach der Natur.

Erſter Theil.

1847.

Bei Hoffmann & Campe in Hamburg sind erschienen:

		Thlr.	Sgr.
Daumer, G. F.,	Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte	1	15
— —	Mahomed und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte	1	15
Gutzkow, Dr. K.,	Novellen. 2 Theile	3	—
— —	Briefe eines Narren an eine Närrin.	1	20
— —	Seraphine. Ein Roman	1	20
Heine, H.,	Reisebilder. 4 Theile	7	—
— —	der Salon. 4 Theile	6	20
— —	romantische Schule	2	—
— —	französische Zustände	2	—
— —	über Ludwig Börne	2	—
— —	Buch der Lieder. 7. Aufl.	1	15
— —	neue Gedichte. 2. Aufl.	1	15
— —	Atta Troll. Ein Sommernachtstraum	1	—
— —	der Schwabenspiegel. Abgedruckt im Jahrbuch der Literatur 1839. Mit Heine's Portrait	2	—
Immermann, K.,	Memorabilien. 3 Bände	5	10
— —	Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in 5 Gesängen	—	25
Lewald, Aug.,	Gorgona. Bilder aus dem französischen Mittelalter. 2 Theile	2	—
— —	Graf Lowzinsky. Polnische Novelle.	—	22½
— —	Novellen. 3 Theile	4	15
— —	Przebracki, der russische Polizeispion	1	15
— —	Schattirungen. 2 Theile	2	20
— —	Warschau. Ein Zeitbild	—	20
— —	Album aus Paris. 2 Theile	2	20
Mittheilungen	aus dem Leben eines Richters. 3 Bde.	4	15
Norder, E.,	Janus, oder Erinnerungen einer Reise durch Frankreich, Deutschland u. Italien. 5 Theile	8	20
Prinzhausen, Fr.,	der Scheinkrieg mit Dänemark im Jahre 1848. Ein Zeitbild	1	15
Schiff, H.,	Glück und Geld. Eine Novelle	1	—
— —	Gevatter Tod. Eine Märchen-Novelle. 2 Theile	3	—
Schirges, G.,	Karl. Ein Roman	1	15
— —	der Bälgentreter von Eilersrode. Niedersächsische Dorfgeschichte	1	10
Schirmer, A.,	Politisches Maibüchlein. Ein Tendenzroman in Versen	—	10
Spring, K.,	die beiden Warrick. Novelle aus dem amerikanischen Leben. 2 Bände	3	—
Struve, Amalie,	Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen	—	20

Nach der Natur.

—*—

Lebende Bilder aus der Zeit.

Erſter Theil.

Tyrol.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1850.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von H. G. Voigt.

Nach der Natur.

Erſter Theil.

1847.

Da iſt noch ein Stück Erde, deſſen Flaum von den Bilderjägern nicht ganz abgeſtreift worden; da ſind noch Wieſengründe und Bäume, die nicht an jedem Blatte Touriſtenſtaub zeigen. Das moderne Wünſchhütlein, der Dampf, wagt nicht über jene Bergkämme zu ſetzen, und ſogar das red book wird hier mit ſeinem Schönheitskataloge karg. —

Hinter uns liegt München mit ſeinen alten und neuen Schätzen, ſeinem Niobiden und ſeinem Adonis, ſeinen Salonkirchen und ſeinem elenden Pflaſter. Der Wagen rollt an der ſendlinger Kirche vorbei, deren Fresko-Niſche an die berüchtigte Mordweihnacht, d. h. an die Verdienſte Oeſtreichs um Baiern, erinnert. Zur Linken ſchäumt die kalte Iſar über die Wehre. Der mächtige Park nimmt uns auf. Rudel von Dammwild mit geſprenkelten Jungen brechen neugierig aus den Hecken und ſehn uns nach. — Ein duftüberwallter

Spiegel liegt zu unſern Füßen; es iſt der ſtarenberger See.

Jetzt ſchwimmt der Kahn über die Wellen, auf denen der Himmel mit ſeinem Wolkenſchmucke bald goldig grün, bald tiefindigofarben mit geſättigt roten Lichtern zittert. Poſſenhofen, Garazhauſen, Tutzing und eine Menge andrer Landſitze der vornehmen Welt von München, tanzen durch das Röhricht ihre Abſchiedsreverenzen. Ein Schwarm aufgeſcheuchter Möven zieht kreiſchend über unſre Häubter .... Die Ruder ſpielen fort. Amphiteatraliſch ſteigen rings herum die Ufer empor, eine weite, prächtig dekorirte Bühne, auf der das alte, ewig neue Tendenzſtück, — Leben und Beſitz, — immer wieder gegeben wird. Der Zugſpitz hat indeß das Morgengewand, ſein mattes Lila, mit einem grünbraunen, hermelinumbrämten Ueberwurfe gewechſelt, er hat uns zu Ehren Salontoilette gemacht; ſeine ſchroffen Zacken ſtarren unumflort in die Luft. — Die Bretter, die uns vom Waſſer trennen, knirſchen über den Kies, der Schnabel ſtößt auf, die ganze Länge des Sees iſt durchmeſſen, und der Wirt in Seeshaupt lupft ſeine platte Mütze.

Nun aber fort mit jeder Art von Fahrzeug, den Wanderſtab in die Hand, bergauf und bergab. Durch die Tannenforſten und Buchenhaine, deren Urahnen, moosbehangne Baumſtümpfe, geſtürzten Druidenaltaren

gleichen; weiter durch die geheimnißvoll düstern Schluchten, wo krystallenklar eine Quelle sickert und rinnt, bis sie endlich einen See gefüllt. Weiter, immer weiter, über die herrlichen Wiesen mit den Saftkelchen ihrer Gentianen, aus denen der Bergfink nippt; über die Almen, wo es von gelben und blaßroten Primelsternen wimmelt. Immer weiter, wieder in den Wald hinein, der uns schon am Saume seine scharlachne Erika zum Strauße bietet; vorbei an einsamen Schwaigen, vorbei an Schilf und Moor, bis ein Dorf mit seinem spitzen Thurme und leise summender Abendglocke zur Rast ladet.

Verirren wir uns, und das geschieht leicht auf den endlos gekreuzten Pfaden, so weist uns jeder Holzschläger zurecht und geht wol gar, plaudernd und singend, eine Strecke nebenher.

Es ist ein eigentümlicher Menschenschlag, diese Gebirgler! Freundlich und herzlich, viel zugänglicher für den Fremden, als das Volk sonst irgendwo, aber dafür ist der Verkehr mit ihnen auch nicht so lohnend. Sie selbst fragen nach Allem, — aber hat man den Alten Rede gestanden, erzählt und erklärt, hat man mit den Kindern gespielt und gescherzt, kurz, glaubt man ihr Vertrauen durch eine Gegenfrage prüfen zu dürfen: so geben sie geringe, unzusammenhängende Antworten über ihre nächsten Verhältnisse; Sagen und Märchen, wie sie

ſonſt im Munde des Volkes haften, kennen ſie gar nicht. Hier haben die Fluten keine Nixen, die Berge keine Kobolde, und das erinnert daran, daß man ſich dem Süden nähert, wo die Teufelei in der Natur einer andern Platz macht. Der Bauer im Odenwalde, im Schwarzwalde und in der Haart bietet ſeine wundersamen Geſchichten, wenn er erſt überzeugt worden, daß er keinen Spott zu fürchten hat, treuherzig und unbefangen als Gaſtgeſchenk. Dort geht Sage und Lied Hand in Hand, faſt kein Lied, deſſen Inhalt nicht eine Sage, und wieder keine Sage ohne Lied. Hier hat ſich dafür nur eine eigne Art burlesker Lyrik ausgebildet. Die Weiſe, die ſo recht ſchnalzend von den Bergen wiedergellt, iſt oft luſtig genug, aber die Worte ſelbſt, mit wenigen Ausnahmen liebenswürdiger Naivetät, reizlos und ſchal.

Die Männer ſind ſchlank und kräftig. Der hohe Spitzhut mit der Spielhahnfeder, die knappe, reich mit Knöpfen gezierte Jacke, das kurze Beinkleid und der ſtets wohlgepflegte Bart unter der Naſe, alldas giebt ihnen etwas Maleriſches. Bei den Frauen wird das Ebenmaß durch zu ſichtbar hervortretende Muskulatur, wie überhaupt durch zu große Maſſenhaftigkeit geſtört. Ihre unſchöne Tracht, die ſchwere Pelzmütze, die jede Verheiratete trägt, der durch den Anzug unnatürlich kurz und breit gezwängte Oberleib, mag nicht wenig dazu

beitragen, das ſchöne Geſchlecht hier unangenehmer erſcheinen zu laſſen, als die freundlichen Geſichter mit den ſauber modellirten Naſen verbeißen.

Die Vorliebe dieſer Menſchen für Blumen iſt charakteriſtiſch. Mich dünkt, dieſe Anhänglichkeit gäbe dem Volke wieder einen mehr nordiſchen Zug. Hier iſt ſie Bergen und Menſchen gemein. Jeder Burſch bringt ſeiner Dirne am Morgen einen Strauß von Bergauriſeln, die er oft mit Lebensgefahr aus den Felsritzen holt, man ſieht keinen Greis und kein Rind, deſſen Hut nicht mit Blumen geſchmückt wäre — und zugleich ſeinen Berg, dem, ſeine bunten Matten gar nicht zu rechnen, nicht das erſte Licht einen Kranz bleicher, duftiger Roſen, und der Abend ein Feſton flammenprächtiger Sonnenblumen auf dem eisgrauen Scheitel drückte.

Die Felſen erinnern dann an die alten byzantiniſchen Gemälde. Die ernſten, ſchroffen Steingeſichter ſind vom Goldgrunde umgeben und vom Nimbus überſtrahlt. Verklärt ſchauen ſie herab und hinauf, während tief unten in den Keſſeln der Klammen Nebel kochen und gähren, brodeln und aufflattern, — während die Wolkenbrut, die ganze wilde Jagd irdiſcher Gebrechen und Sorgen um ihren Fuß herum wirbelt und weint. O, die Berge ſind ſchön!

Mit dem Kroquirbuche unter dem Arme, die kleine Taſche mit Weißzeug auf dem Rücken, war ich über

Partenkirchen und Garmisch hinausgezogen und hatte am Eibsee bei einer Fischerfamilie übernachtet, deren anspruchslose Einfachheit und fast rätselhafte Unkenntniß jedes Lebensgenusses mich in Erstaunen setzte. Brot galt für eine Sonntagsleckerei, die Fische wurden ohne die geringste Zuthat auf dem Roste zubereitet, Kartoffeln ohne Salz dienten als Gemüse, Kompot und Salat zugleich, — und doch herschte in den Herzen dieser Armen neidlose Laune. Sie gaben, was sie hatten, und nahmen eine Bezahlung nur als Geschenk.

Der frische Maimorgen fand mich auf der Straße. Mächtig wühlte sich das junge Grün durch die Decke vermodernder Blätter; der letzte Schnee kam, polternd und fluchend über sein Ende, als improvisirter Wildbach aus den Rinnen in's Thal. Dicht an dem schmalen Pfade brauste er weiter, — aber so tief in dem finstern Spalte, daß ihn nur sein Toben, und gelegentlich ein weißer, blendender Blitz durch das saftgrüne Gitter verriet, das von einem fröhlichen Durcheinander von Buchensprossen und wilden Rosen gebildet wurde.

Die Felsen treten von beiden Seiten immer näher an einander und begrenzen einen schaurig schönen, langgedehnten Paß.

Es gehört wenig Fantasie dazu, sich diese Umgebung als Wohnsitz eines finstern Geistes zu denken. Dort ragt sein struppiges Haubt mit der tausendzackigen

Eiskrone über die Tannen. Weh dem Wandrer, der ein böses Gewissen hat! Noch ist der Pfad frei, noch spielt der Bach in der Tiefe mit Kalksplittern, aber der Geisterfürst winkt, das Wasser wächst, schwillt und umleckt schäumend die schmale Platte, — die herausgewühlten Stämme, die zerschmetterten Blöcke bezeugen, daß es geschehn, — und der Wandrer ist allein und eingeschlossen in den grausen Zauberkreis. Der Damon winkt wieder, — die Wolken, die harmlos im Blau geschwebt, ballen sich zusammen, der Sturm drängt sie heulend in den Schlund hinein, gepreßt und zerrissen, versprühen sie ihre Wut in zackiger Lohe. Der Geist lenkt den Stral: er trifft jenen halbschwebenden Vorsprung, und die Masse, die kalt und rauh auf den Steg herabgedroht, prasselt nieder, um das Opfer zu zermalmen .... Der Schlag eines Finken, ein einziges, hörbares Athemholen der Natur, genügt, uns aus dem Traume zu ziehen, und im Augenblicke ist auch die Vision verweht! Der Himmel ist blau wie vorher, die Felsen drohen heute wie seit Jahrhunderten, der Bach tritt nicht über seine Schranken, und der gigantische Steinpark leitet den Reisenden ungefährdet an den Planser.

Hier beengt lautlose Stille die Brust.

Wem sie draußen so wehgethan, daß er die Menschen zu hassen wagt, der komme in dies La Trappe der Natur, wo nur ein Fels dem andern zu Nacht im

Lawinendonner ſein „Memento mori!“ zuruft; und er wird mit neuem Glauben und neuem Vertrauen in die Welt treten, weil er hier zuerſt empfunden, was Einſamkeit ſei. Nicht jene beruhigende, balſamhafte Einſamkeit, in die man ein volles Herz hinausträgt, und Wald, Blume und Strom zu Genoſſen ſeines Leides, wie ſeiner Freude macht. Nicht jene Einſamkeit, in der man ſich der Natur voll und rückhaltlos an die Bruſt wirft und nicht bemerkt, daß die Eiche weiter grünt und flüſtert, die Blume nur mit der Sonne ihr Haubt ſenkt, und theilnahmslos eine Welle nach der andern verrauſcht. Nein, hier ergreift ihn jenes quälende Bewußtſein des Vereinſamtſeins, das ihm einen Angſtſchrei der Hilfloſigkeit und des Entſetzens auspreßt.

Die Berge ſehn im Dämmerlichte wie alte verwitterte Hünengräber aus, und die Nebelfetzen um ſie herum gleichen Geſpenſtern.

Durch dieſe, mehr als bizarre Gallerie zieht ſich der Weg an einer kleinen Kapelle vorbei nach den Stubenfällen. Der ſpannkräftige Burſche ſetzt aus der engen Kinderſtube keck und mutig in's Leben hinein, drückt den ſtarren, kalten Examinatoren, die ihm ihre gefühlloſen Marmorſcheitel entgegen ſtemmen, eine zottige Allongenperrücke auf's Haubt, reißt ein paar Blumen vom Geſtade, über ihm funkelt, wie ein ſchöner Jugendtraum, die Iris, — und ſo donnert er hinab. Der Traum zerſtiebt, und Du wirſt zahm werden; die Ge-

danken, die Du jetzt ſtolz und trotzig in die Welt hinaus rufſt, Du wirſt ſie nur in Dich hinein zu murmeln wagen! — Ich ſah ihn unten mit dem Lech verfließen.

Wie durch einen Zauberſchlag ändert ſich nun plötzlich die ganze Szenerie. Es giebt eine Poeſie der Oede, der Lautloſigkeit, alle Blätter vom Eibſee bis hierher reden ihre Sprache; jetzt traf mich die Poeſie des Lebens, und ihre Stralen wirkten nach ſo langer Entbehrung doppelt wohlthuend, doppelt warm.

Ich trat aus den mächtigen Buchen, den grotteſken Felsgruppen heraus, und vor mir lag eine Landſchaft, ſo anmutig und lieblich, daß der Kontraſt mich wirklich aus dem Tartarus in die Haine der Seligen verſetzte.

Wieſen, bebaute Felder, Flecken mit ſpitzen grünen Thürmen, der Lech blitzend wie ein kühner Effektſtrich; am andern Ufer ein Kloſter mit langer weißer Front! im Vordergrunde Heerden und regſame Menſchen. Als Hintergrund und Rahmen zugleich dient der Tarnelli mit ſeinen unendlich weich gezogenen Konturen, ſo daß man ein Bild, ein vollkommen abgeſchloſſenes, angemeſſen begrenztes Bild vor ſich hat. Wer irgend gereiſt iſt, wird den Wert eines ſolchen natürlichen Rahmens zu ſchätzen im Stande ſein, denn er wird wiſſen, wie ſchwer es oft hält, ihn ohne Licenz zu finden. Weil man ſich dieſe Freiheit aber immer, entweder ſchon in der Zeichnung, oder ſchlimmſtenfalls durch die Goldleiſten nimmt, ſo mag dieſer Umſtand als Löſung

des Rätſels gelten: weßhalb Gegenden, die uns in der Wirklichkeit keinen Augenblick feſſeln, gemalt häufig ſehr anziehend werden können. Das durch die Kunſt fixirte Bild der Natur iſt es nicht allein, ſondern der Zwang, der unſre Aufmerkſamkeit koncentrirt, und unſre Blicke nicht nebenher abſchweifen läßt.

Unten in Reitti kommen uns freundlich natürliche Leute entgegen, die Häuſer ſind reinlich, Alles ſcheint ein Sonntagsgewand zu tragen. Wenigſtens mir ſchien es ſo, mir, der ich offnen Herzens und freudig zu ihnen trat. Auch gefiel mir's ſo wohl, daß ich meinen urſprünglichen Plan aufgab, den Reitſteg verließ, und ſtatt über Hohenſchwangau und Füſſen an das ſchöne Schwabenmeer zu ziehn, tiefer in's Tyrol drang.

Hier gab's wieder Burgen. Ich liebe dieſe Denkmäler vergangner Zeiten, ich liebe ſie als — Ruinen. Hier gab's Burgen. Nicht wie in der Schweiz, verſteckt und hingeduckt gleich kleinen Vögeln, die ſich fürchten, daß der Lawinengeier mit ſeinen weißen Schwingen auf ſie hinabſtoße; nicht wie in den Vogeſen, gleich mexikaniſchen Götzenbilder hohläugig aus den Felsniſchen herabſchielend: ſondern frei und ſonnig als Kronen auf die Scheitel der Höhen gedrückt.

Ich hatte vor Jahren die meiſten dieſer verwitterten Reſte alter Thatkraft beſucht und gezeichnet. Um ſo mehr überraſchte mich die Veränderung, die mit einem, damals ſehr verfallenen Werke vorgegangen.

Zwei Zungen, in mäßiger Entfernung vom Gebirgsstocke auslaufend, umschließen einen weiten, reizenden Grund und einen dritten, kürzeren, kegelförmig nach drei Seiten abfallenden Vorsprung. Die Trümmer zwischen den Bäumen, die den letzten bekleideten, waren verschwunden, statt ihrer streckten sich Thürme in die Luft, und von dem höchsten wehte eine Flagge. Sonderbare Idee, dacht' ich, sich hier zu isoliren! Und doch war dies verborgne Plätzchen so schön gewählt, daß nicht grade Lebensüberdruß oder spleenhafte Laune den Ort gefunden haben mußten.

Dicht an den Berg geschmiegt, von einem verfallenen „Lug in's Land" überwacht, lag in dem einzigen Passe, der zu dieser natürlichen Vestung führt, ein schmuckes Dorf, dessen blanke Häuserreihen durch einen Bach, der von den Bergen fällt, getrennt werden. „Grüß Di' Gott!" klang mir's aus dem Wirtshause entgegen, und die Neugier, zu erfahren, wer dort oben seine Klause aufgeschlagen, trieb mich, noch rascher der Einladung zu folgen, als meine Ermüdung forderte. — Aber da frage Einer. Die Leute sahen mir, über meine grobe Unwissenheit offenbar sehr erstaunt, kopfschüttelnd in's Gesicht und sagten: „Ei, der Herr Graf!" Als gäbe es nicht Hunderttausende, die eine neunzinkige Krone über das Wappen prägen. Der vorige Besitzer der Herrschaft hieß, der alte Herr Graf, und der jetzige, der Herr Graf schlechtweg, — dabei blieb's.

Während die „gfirre“ Wirtin mir den rosa Wein und das durch Anis und Koriander für mich ungenießbar gemachte Brot auftrug, erzählte sie freilich mancherlei von einem schönen Schloßfräulein, das sich, ohne es doch nötig zu haben, in den Bergen müde klettre, dann im ersten besten Häuschen Milch zur Erfrischung nehme, sich mit den Kindern „gemein“ mache, wol auch eins dieser kleinen Aeffchen mithinaufführe und, wie eine Puppe geputzt, wieder schicke. Ebenso erfuhr ich, daß seit kurzer Zeit auch der junge Herr dasei und noch ein Andrer, — vielleicht Einer von meinem Metier, — wie sie mit einem schlauen Blicke auf die Skizze hinzusetzte, an der ich eben noch einige Striche nachtrug. Kurz, ich wußte bald eine Menge von Dingen, selbst aus Stall und Schloßkeller, aber die Namen nannte Niemand.

Die Sonne war noch nicht hinab. Ich wollte sie sinken sehn und ging im Vertrauen auf die Liberalität des „Herren Grafen“ oder die Fürsprache meines präsumtiven Handwerksgenossen, den breiten Kiesweg entlang, der zu der restaurirten Burg führte.

Der Abhang war mit Wald bedeckt. Man hatte Gänge ausgehauen und zwischen die alten Bäume allerhand buntblühendes Gebölz, Cytisus, Flieder, Viburnum, Akazien und Jasmin gepflanzt; auch Cercis war an maskirten Stellen recht gut angegangen und zeigte seine

Zweige mit violetten Blüten bedeckt. Dort und da gab die ausgedehnte Lichtung über gutgehaltnen Rasen und zierliche Blumenkörbchen weg eine herrliche Durchsicht. Der Blick streifte nach den fernen Bergen hinüber, deren Spitzen eben leise glühten, oder senkte sich nicht weniger gern auf den Wiesenplan mit seinem blinkenden Bache und auf das Dorf, das nun schon im Schatten lag . . . .

Die Burg selbst stammte offenbar nicht aus der frühesten Zeit. Sie war keins jener engen Raubnester, deren ganzer Raum noch heute den dumpfen, feuchten Eindruck eines Verließes macht, — eine Bauart, die freilich durch die ewigen Fehden und die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Streiter zur Notwendigkeit wurde. — Sie bildete ein großes, winkliges Vieleck, von einem weiten Hofe umspannt, auf der Bergseite durch einen breiten Graben, und rings durch eine Brustwehr mit zinnengekrönten Thürmchen beschützt. Der Graben war geraümt, statt der Zugbrücke lag ein breiter Bogen drüber, dessen Rand ein Geländer von Gußeisen zierte. Im Erdgeschosse waren die Fenster unregelmäßig vertheilt, hoch und niedrig, auch wol gebrochen, um einem Schnörkel oder einem Pilaster mit sonderbarem Thierknaufe Raum zu geben; die zweite Etage zeigte dagegen eine prächtige Reihe von Spitzbogenfenstern in der Front, von denen einige mit recht sauber gearbeiteten Erkern aus rotgrauem Marmor geschlossen waren.

Das Portal ſchien neu, aber im Geiſte des alten Mauerwerks aufgeführt und nur der überaus gefällige Balkon auf der Abendſeite war wie ein Akkord aus einer zwar verwandten aber doch anderen Tonart in die Harmonie des Totalbildes gekommen. Ich konnte im mehr und mehr ſinkenden Lichte ſeinen eigentlichen Charakter nicht ergründen. Eine Kapelle lag etwas ſeitwerts vom Haubtbau ab, und ein Gang mit den ſchönſten Ogiven ſtellte die Verbindung her.

Man mußte bei den Arbeiten mit beſonderer Rückſicht für den prächtigen Eſeu vorgeſchritten ſein, der, zu Bäumen geworden, üppig wuchernd die grauen Quadern bedeckte. Nur die Spitzen hatten durch die Gerüſte gelitten, und die Zeit half ſchon wieder nach. — Ich mag dieſen Teppich ſo gern an alten Zwingburgen. Es kommt mir immer vor wie eine Verkörperung der Hoffnungsträume, die den Gefangnen tief unten im Verließe das Leben friſteten. Sie ranken ſich empor und ſchlagen jetzt zur Rache ihre Wurzeln in die Fugen der Steine, um an dem Werke des Zerſtörens theil zu haben. Ohnmächtig Sehnen! Unbewußt werden die Stämme den Mauern zu neuer Stütze.

Ich dachte mich in die Zeit zurück, wo all das Leben, das mit dem Sturze des Feudalweſens in's Grab geſunken, den Schauplatz bevölkerte. Könnte die greiſe Buche vor der Brücke reden, oder vermöchte ich's, die in ihren Stamm gerunzelten Hieroglyfen zu ent-

ziffern, welch lehrreich grauſige Geſchichten würde ſie mir vielleicht vertrauen! Hunderte von Wappnern harrten auf den Wink des Gebieters, die Meute klaffte, Ritter und Frauen, wie ſie uns Wouvermanns aufbewahrt hat, zogen, den Falken mit Kappe und Schelle auf der Fauſt, heiter und ſcherzend zum luſtigen Waidwerk. Galt's einen Straus, ſo raſſelte die Zugbrücke wieder in die Höhe, die Hörner hatten andre Weiſen, und von den Zinnen wehten noch lange Zeit Tücher, von weißen Händen geſchwungen, den Scheidenden nach .... Das iſt es eben, was dem aufgefriſchten Mittelalter, den wiedererſtandnen Burgen fehlt: dies Treiben, dieſer Pomp, dieſe Maſſe von Dienern, buntbekleidet und glänzend bewaffnet. Das iſt es, was die Herſtellung des Domes zu einer verſchwenderiſchen Thorheit macht, — woher wird man die Beter nehmen, ihn zu füllen? Die Seele und das Herz dafür fehlt, drum ſind die Werke wol der Begeiſterung eines Architekten wert, ſonſt aber ſchal, wie jede Parodie. Die Donquirotiade erzeugt ſich ſelbſt ihren Sancho Panſa, der Jedem ſichtbar, der ſeine Augen brauchen will, und Jedem verſtändlich, der Verſtand hat, aus der großen Leere grinſt und mit aller Bonhommie vernichtende Witze ſpricht.

Wie um meinen Ideengang Lügen zu ſtrafen, bog eine Geſellſchaft zu Pferde .....

Es iſt vorüber! — Nur eine Spanne Zeit liegt zwiſchen damals und jetzt, und doch iſt das Bild entzwei, ſeine Farben verblichen, ſeine Atome verſtreut.

Der Leſer, der die Fabel, und nur die Fabel will, wird unzufrieden mit den Seiten ſein, die er eben überflogen. Er thut vielleicht am beſten, das Buch ganz fortzulegen. Rechtfertigen werde ich mich ihm gegenüber nicht. — Ich wollte die Bühne zeichnen, auf der die Fäden meiner Erzählung ſich zuerſt zum Gewebe verſchlingen, — die Skizze iſt weit geworden, die Erinnerung an traute Stunden hat mich fortgeriſſen. Orte, an denen ich froh geweſen, behalten eine eigne Weihe für mich, und ich zaubre ſie darum gern wieder aus den Nebeln der Vergangenheit hervor, erfreue mich an ihren Lichtern und ruhe in ihren Schatten .... Dieſe Blätter ſind eine ſolche Fantasmagorie, mehr vielleicht für mich, als für Andere gemalt.

Ich mag nicht verſprechen, daß ich dieſen „Fehler“ vorkommenden Falls vermeiden werde, denn ich würde mein Wort brechen müſſen, oder die Feder fortlegen. Folge mir alſo nur, wer Luſt und Vertrauen hat, — der Vorhang rollt auf!

Der Haldenfels.

„Überlaſſen wir das lahme Pferd der Obhut des Dorfcyklopen,“ ſagte Felix Halden zu ſeinem Begleiter. „der Wagen mag durch das Dreigeſpann hinaufgeſchafft werden, wir aber erreichen auf dem Fußpfade eher und bequemer den Burgbann meines geſtrengen Onkels.“

„Gern,“ entgegnete Stein. „Wir haben bei dieſer Gelegenheit freiere Ausſicht.“

So ſchritten ſie auf der Schneckenlinie den Haldenfels hinan.

Felix war groß, ungemein ſchlank und elaſtiſch gebaut, ſein Geſicht zeigte eine faſt frauenhafte, aber eigentümlich unſtete Schönheit. Langes lichtes Haar trug er weit aus der Stirn geſtrichen, aber die zuckende Heftigkeit, mit der er jede lebhaftere Rede begleitete, machte es immer wieder nach vorn fallen. Sein Auge war ſinnig ohne Ernſt, ſein Blick fieberhaft raſch. Aus ſeinen Zügen ſprach thätiger Geiſt, aber jene Macht, welche immer wie eine leiſe Feſſel die Lippen umlagert, und dem Kopfe allein den Ausdruck der Ruhe zu geben

vermag, den Willen, ſchien die Natur bei ſeiner Bildung vergeſſen zu haben.

Stein war hierin ſein vollendeter Gegenſatz, darum trat dieſer Mangel noch greller hervor. Machte Jener den Eindruck einer gährenden, ringenden Perſönlichkeit, ſo erſchien dieſer gelaütert und abgeſchloſſen. Er war nicht ſo ſchön und nicht ſo friſch, er war kleiner, aber bedeutender. Stein war ein Mann; Halden, ſo gering auch der Unterſchied an Jahren ſein mochte, — ein Jüngling. Jener war fern von aller Excentricität, fern von dem fliegenden Wechſel, der den Beobachter an dieſem beunruhigen mußte. Das nil admirari, das deutlich auf ſeiner weißen, hochgewölbten Stirn lag, hatte nichts von der abgeſchmackten, would be noblen Blaſirtheit, die uns ſo oft widerlich entgegentritt. Nicht die Wärme der Empfindung, ſondern der lyriſch überſchwengliche Rauſch mit ſeiner ungeſtüm vordringenden Pracht lag hinter ihm und hatte der Ruhe Platz gemacht. Dieſe bedächtig ſtolze Ruhe ſprach ſich oft in einem Blicke aus, den ich abſolutiſtiſch nennen würde, wenn das Wort nicht ſo verrufen wäre. Eine unwillkürlich auffallende Erſcheinung war er aber jedenfalls.

„Wir tragen eine Fee Morgana in uns,“ ſagte Halden, „die oft Fernes, Niegeſehenes hervorzaubert. Ich wollte wetten, daß ſie eben jetzt in Ihnen thätig iſt. Entwerfen Sie nicht in raſchen Zügen das Bild

meines Onkels? Gönnen Sie mir die Freude ein Urtheil über ihre Skizze zu geben.“

„In der That,“ entgegnete Stein, „ließ ich meine Fantaſie walten, und wundre mich über dies Spiel; denn ſonderbar iſt es doch, einen Menſchen gleichſam aus ſich heraus konſtruiren zu wollen, der ſchon ſeit fünfzig Jahren da iſt.“

„Wenn auch. Sie haben gewiß gefunden, daß eine Art Inſtinkt uns ſelten weſentlich irren läßt. Es iſt eine Spekulation, wie die erſte beſte philoſophiſche, die, noch dazu von einem willkürlichen Principe ausgehend, die Welt und all den alten Plunder aus abſtrakten Ideen zuſammenleimt, ohne ſich im mindeſten darum zu kümmern, daß dieſe Sachen ſchon ſeit Jahrtauſenden daſind.“

„Ich kann freilich nicht Allzuverkehrtes ausſinnen, da Sie mir den hohen Greis mit dem gebleichten Patriarchenbarte zu oft und zu genau geſchildert. Fügen Sie zu der Körperlänge eine Naſe, die der Ihren ähnelt, und ein paar große graue Augen, in denen Stolz und Gutmütigkeit kämpfen, ſo daß ſich daraus eine Art feiner, vornehm abſeits blickender Herablaſſung amalgamirt, ſo dürfte der Federzeichnung des äußeren Menſchen kaum ein merklicher Zug fehlen. Auch für ſeinen Charakter finde ich in Ihren Erzählungen, ja in Ihnen ſelbſt manchen Halt. Die Wahl des Wohnſitzes

endlich zeigt mir einen neuen Weg in ſein Inneres. Er iſt ein Reſt aus der guten alten Zeit der Barone, der genau weiß, wie weit er jedem Gaſte entgegen gehn darf, ohne ſich und ſeiner Würde etwas zu vergeben. Die Leute draußen und ihr ſtürmiſches Wollen behagen ihm nicht, drum zog er ſich zurück und landete endlich auf dieſem Ararat, wo er, wie Noah ſeine Thiere, von allen Prärogativen und Vorurteilen ein Pärchen ausſchiffte und ſie ſo vor dem Untergange in der neuen Sündflut rettete. An Schrollen wird es nicht fehlen, und da er jedes bürgerliche Kind der Zeit, das auf einige Intelligenz Anſpruch macht, gewiß für einen gebornen Gegner hält, ſo werde ich, — wenn anders er mich ſolcher Ehre würdigt, — manche Lanze mit ihm brechen müſſen.“

„Im Ganzen nicht ſo übel, wenn auch ſicher voreilig ſcharf. Sie wiſſen nämlich nichts von dem Grundzuge ſeines Charakters, von der Milde, die bei ihm nicht bloß das gewöhnliche Aggregat des Alters iſt. Er bricht nie den Stab über eine ſubjektive Anſicht und geſtattet immer offne Beſprechung; daß er ſich von der eignen, vorgefaßten Meinung nicht abbringen läßt, iſt bei ſo altem Herrn nicht wunderbar. Glaubt er wirklich ein Anathem gegen gewiſſe Grundſätze ſchleudern zu müſſen, ſo dehnt er es nie auf die Perſonen aus, die zufällig die Träger derſelben ſind. Menſchen können

ſich ändern, — beſſern, wie er ſagt. Zeugniß für meine Behaubtung gibt die Richtung, die ich einſchlug, und der er nie disciplinariſche Schranken entgegen zu ſetzen ſuchte. Glauben Sie nur, er iſt ein prächtiger, großartig edler Mann, dieſer alte Onkel; ein Mann, den Sie trotz Orthodoxie, Heraldik und Feudalismus lieben werden. — Meine Mutter wählte ſtatt ſeiner den jüngeren Bruder, ich verlor beide Eltern kurz nach meiner Geburt: ſie ließen mich dem, der Beide am innigſten geliebt, und von da ab war ich der Zweck ſeines ganzen Lebens. Ich hab' es nicht erfahren, wie Väter gegen ihre Söhne handeln, — beſſer und ſorglicher als Onkel Karl kann es aber keiner."

Auf Steins Geſicht zuckte momentan ein peinliches Schlaglicht. Nach einer Pauſe ſagte er: „Ich will übrigens Ihre Fantaſie auch auf die Probe ſtellen. Wie denken Sie ſich ihre Couſine? Ich lernte ſie in Zürich kennen; wahren Sie Ihr Herz, ſie iſt ſehr liebenswürdig."

„O, was das anbelangt, ſo habe ich dreifach Erz um die Bruſt, und bin überhaubt nicht ſo leicht entzündbar, als ein Künſtler! Nur berührt mich ihre jetzige Anweſenheit bei meinem Onkel unangenehm. Er hat mit uns Unausführbares vor, und daß ſie ſo bereitwillig darauf eingeht, zeigt ſie nicht im günſtigſten Lichte. Ich werde ihr das fühlbar machen."

„Plane mit Gräfin Wentheim? Fürchten Sie nichts, und zweifeln Sie vor Allem an ihrer Bereitwilligkeit. Ich bin überzeugt, daß sie nichts davon ahnt und nie einen Vorschlag ohne Weiteres annimmt.“

„Also ist sie eigensinnig?“

„Sagen Sie lieber, sie denkt selbst und hat Willen.“ — —

Die Wandrer hatten das Plateau erreicht und traten in die Halle. Zimmer waren bereit und die Diener eilten, die Ankömmlinge von dem Reisestaube zu befreien. Stein wartete, um Kleider zu wechseln, auf den langsam nachkommenden Wagen, Felix ging, den Burgherrn zu begrüßen.

Steins Zeichnung ließ in der That nichts zu wünschen übrig.

Der alte Graf war eine staatliche, patriarchalisch würdevolle Figur, deren gemessnes, exklusives Erscheinen vollkommen zu dem ehrwürdigen Hintergrunde paßte.

Es gibt Orte, für die nur gewisse Persönlichkeiten geschaffen sind. Ein berliner Lion in einer eisumstarrten Alpenkluft wird zur Karrikatur, und eine kleine schwächliche Gestalt, ein ausdrucksloses Gesicht würde hier, auch in dem nur aufgefrischten Mittelalter, einem Spottgedichte gleich gekommen sein. Die gigantischen

Mauern wollen ſtarke, gewaltige Männer zu Bewohnern, Männer, die den Gedanken, ſie aufzuthürmen, faſſen konnten.

Die Vorliebe des Beſitzers für die vergangne Zeit ſprach ſich, wie im ganzen Baue, auch in der Einrichtung des geräumigen Saales aus, in dem er den Neffen empfing. Mächtige Thüren von dunkelgebeiztem Eichenholze gewährten den Eintritt. Mit Gold gepreßte Ledertapeten, in die alte Jagdbilder von geringem Umfange eingeſetzt waren, deckten die Wände, an denen unten breite, geſchnitzte Boiſſerien hinliefen. Eine ſtaffirte Arabeske trennte und begrenzte den Plafond. Dieſer zeigte in ziemlich einfachem Stück auf mattgrünem Grunde das Wappen des Grafen, umgeben von einer allegoriſchen Gruppe. Hohe Armſtühle, mit ſchwerem Damaſte überzogen, ſtanden in den tiefeingeſchnittnen Fenſterböſchungen, und dort und da waren kleine Tiſchchen mit ausgezackten Marmorplatten vertheilt. Konſole von Bronze, in ſpitzgegittertem Geſchmacke, trugen wunderlich geformte Spiegel und kleine zierliche Statuetten. Der Kamin war maſſig, aber doch gefällig aus grauem, ſchwarzgeadertem Marmor aufgebaut, an ſeinem oberen Rande zog ſich eine feindurchbrochne Guirlande von Alabaſter hin, als Schlußſtein wieder das Wappen der Halden tragend. Das ſchöne, reinlich glänzende Täfel-

werk des Fußbodens gab dem Ganzen einen würdigen Halt. — Die Einrichtung war einfach, ſchwerfällig, aber in ihrer Einfachheit vornehm.

Graf Halden kam dem Neffen mit der Herzlichkeit eines Vaters, der ein langentbehrtes Kind umarmt, entgegen. „Jetzt entgehſt Du mir nicht ſo bald wieder,“ ſagte er nach den erſten Fragen. „Das eigne Haus und der ernſte, feſte Wirkungskreis vollendet erſt die Bildung, und macht den Mann. Endlich ſollſt Du am eignen Herde ſtreben, und meine Hoffnungen für Deine Zukunft Wahrheit werden laſſen. Und damit Dir die Erfüllung meines Wunſches nicht zu ſchwer werde, habe ich für eine Feſſel geſorgt, von der Du Dich gar zu gern wirſt halten laſſen.“

Dabei lächelte er ſo vergnügt, daß es Felix unmöglich war, ſeine Freude zu ſtören; — und doch wollte er ihn nicht verſtehn.

„Mein guter Onkel glaubt doch nicht, daß es eines andern Mittels bedarf, mich an ihn zu ketten, als ſeine Liebe?“

„Gewiß glaube ich das. In Deinem Alter will man mehr, um zufrieden und glücklich zu ſein, als die Liebe eines alten Onkels. Ich weiß das! Marie ſcheint mir indeß Alles zu beſitzen, was zur Ergänzung des Fehlenden nöthig iſt.“

Felix unterbrach dieſe Lobſprüche durch die Ankündigung ſeines Gaſtes, den er gebeten, ſein Schloß in Schleſien mit Freskobildern zu ſchmücken.

„Iſt er wirklich ſchon hier?“ ſagte der Burgherr. „Ich möchte Dir deßhalb faſt zürnen, und würde es auch, wenn die Freude über Deine Ankunft mich nicht beſchwichtigte. Aergerlich wenigſtens war ich, als Du mir von Deiner Abſicht ſchriebſt, dieſen Herrn Stein mitzubringen. Was ſoll er bei uns? Ich habe nichts für ihn zu thun. Du hätteſt ihn ja gleich nach Schleſien ſchicken können, ſo daß er in Deiner Abweſenheit Alles fertig gemacht hätte.“

„Ich dachte,“ ſagte Felix verletzt, „daß meines Onkels Haus auch meinen Freunden offen ſtände.“

„Deinen Freunden! Das iſt etwas Andres. Ich wußte nur nicht, daß ſich Graf Halden ſeine Freunde unter Malern ſuche, die doch jetzt wenig mehr als Handwerker ſind, die für unſer Geld arbeiten. Ich erinnere mich wol ähnlicher Marotten von Kaiſer Max und Franz von Frankreich, ja ſogar von Päbſten; damals war's aber auch noch etwas, Maler zu ſein, jetzt gibt's deren genug. Auch iſt Herr Stein doch weder ein Dürer, noch ein Primatrice, weder ein Rafael, noch ein Michel Angelo.“

„Und ich weder Kaiſer noch Pabſt!“ entgegnete Felix warm werdend. „Stein arbeitet überdieß, wenn

dieſer Umſtand die Sache in Deinen Augen anders erſcheinen läßt, nicht um ſeinen Unterhalt zu erwerben. Er malt, weil er muß, weil es ſeine Beſtimmung iſt. Er iſt keiner jener Menſchen, die zu Duzenden die Akademie verlaſſen, ohne etwas mehr als eine mechaniſche Fertigkeit in Farbenmiſchung und Pinſelführung mitzunehmen. Er iſt ein hoch gebildeter Mann, deſſen Charakter, wie ſeine Kenntniſſe, ihm die allgemeine Achtung erworben haben. Ich bitte alſo, daß Du ihn auf mein Wort als Freund empfängſt, bis Du ſelbſt die Ueberzeugung gewonnen haſt, daß er einer ſolchen Auszeichnung wert iſt.“

„Gut, ich will es thun, um Dich zu beruhigen. Glaube mir aber, dieſe Künſtler ſind doch alle leichtes Volk, das gern übermütig wird, und alle Schranken unbeachtet läßt. Man darf nicht verſäumen, ihnen mitunter die Zügel fühlbar werden zu laſſen.“

„Eine Kränkung Steins trifft mich mit, denn er iſt und bleibt mein Freund. Du kannſt verſichert ſein, daß er überall Zutritt hat, und in den beſten Häuſern mit der größten Zuvorkommenheit behandelt wird.“

Der Gegenſtand dieſer lebhaften Debatte unterbrach ſie durch ſeinen Eintritt, und die ſelbſtbewußte zuverſichtliche Weiſe, mit der er ſich näherte, beſtimmte den alten Grafen mehr als die Gründe ſeines Neffen, die er traurige Verſchrobenheiten der Zeit nannte, ihn

freundlicher zu empfangen, als das vorhergegangene Geſpräch verſprochen hatte. — Niemand iſt ſcheuer eine neue Bekanntſchaft zu machen, als das Alter. Tauſend Schwierigkeiten werden nach allen Richtungen erläutert und abgewogen, die ſonderbarſten Hypotheſen über die möglichen Eigentümlichkeiten des fremden Charakters aufgeſtellt, — und iſt der erſte Schritt gethan, iſt die Sache einmal fait accompli, ſo iſt die Erweiterung ihres Kreiſes grade den Alten am behaglichſten. Die Jugend traümt roſenfarb, ſie wünſcht ihre Gebilde fertig und prächtig in der Wirklichkeit vor ſich zu ſehn; die Fantaſie des Alters iſt ſchwer und finſter, ſie iſt an Taüſchung gewöhnt, ſie traümt immer in den dunkelſten Farbentönen, drum haben grade die Enttaüſchungen für alte Leute ſo viel Reiz. Sie ſehen überdies wieder Jemand um ſich, dem ihre alten Geſchichten, ihre Erlebniſſe neu und intereſſant ſind. Wer ſich von einem alten Herrn erzählen läßt, hat ſeine Gunſt vorweg.

„Der Freund eines Halden," ſagte der Graf, „iſt mir immer willkommen, und mein Haus das ſeine."

Stein las in Felix Zügen, daß ihn etwas beunruhige. Er wußte daher, um ihm Zeit zu geben, den Burgherrn in eine lange Auseinanderſetzung jener Mittel zu verwickeln, die es ihm möglich gemacht, das Schloß in ſeinem alten Glanze wiedererſtehn zu laſſen. Der Stoff intereſſirte Beide, Steins Wiſſen imponirte dem

Grafen, und ſeine Vorurteile, die des Malers ſicheres Auftreten und die feine Art ſich zu haben, ſchon milder gemacht hatten, begannen raſch zu verſchwinden.

Felix lehnte am Fenſter, und ſah in's Thal hinab. Das Mädchen, von dem der Onkel ſprach, war ihm ganz unbekannt. Es war eine entfernte Verwandte, gleich ihm früh Waiſe geworden und unter dem Schutze des alten Grafen erzogen. Sie war ſeit einiger Zeit hier, und ſchon aus den letzten Briefen glaubte der Neffe die Abſicht erraten zu können, die der Graf heute ſo unzweideutig ausgeſprochen. — Felix war aber ſeit wenig Wochen verlobt, und deßhalb machte ihn die unvermeidliche Begegnung ſeiner Kouſine verlegen. Er nahm ſich vor, ihr zu mißfallen, ſo daß die Möglichkeit eines Verhältniſſes ſich von ſelbſt löſe, und der Onkel dadurch für ſein eignes Vorhaben empfänglicher würde. Er ſelbſt glaubte nicht in ſeinem Inneren geſtört werden zu können.

Luftſchlöſſer von Thoren gebaut! Als wenn ſich jenes haſtige Erfaſſen oder Abſtoßen der Gemüter, oder jenes leiſe unbeachtende und unbeachtete Vorübergleiten voraus berechnen und ausdenken ließe. Viele freilich lernen ſich in einander ein, verzweigen und durchdringen ſich in der Zeit wechſelweiſe, wie dichtgepflanzte Bäume, ſo daß die verſchlungnen Wipfel nichts mehr von den getrennten Wurzeln wiſſen. Das ſind die

Werkeltagsmenſchen. In prägnanten Seelen iſt Liebe und Haß inſtinktmäßig, primitiv, wären ſie auch nicht gleich klar zum Bewußtſein gekommen. Das Bild trifft beim Daguerrotypiren die geäzte Platte, es zeichnet ſich, es iſt da, wenn auch die Dämpfe es erſt ſcharf und grell hervortretend beizen müſſen. Der Wille hat wenig oder nichts damit gemein, es iſt eine innre Notwendigkeit, ein unabwendbares Müſſen, das ſeine Begründung in ſich ſelbſt findet. Dieſer Fatalismus duldet weder auf der einen Seite Spaltung, noch auf der andern Verſöhnung; er bleibt ſich gleich, ſelbſt trotz ſcheinbarer Ebbe und Flut.

Felix wurde aus ſeinem Sinnen durch den Eintritt der Gefürchteten aufgeſchreckt.

Marie Wentheim mochte kaum neunzehn Jahre zählen. Sie war hochgewachſen und mädchenhaft ſchlank; aber ihre Formen hatten bei aller Zartheit jene elaſtiſche Fülle und Rundung, jene jugendkräftige Friſche, die wir an den Skulpturen der Alten bewundern. Sie war keine ätherzarte Elfe, — ſie war eben ein Mädchen. Ihr Teint hatte eine leicht bronzirte Tinte, die ſonſt nur dem Süden eigen; der kleine zierliche Kopf mit dem auffallend ſchönen Profile überragte eine vollendete Büſte. Ihre Naſe war fein und leichtgebogen, der Mund ſanft gefärbt und edel geſchnitten, die dunklen Augen groß und geiſtvoll. Beſonders markirt wurde

ihr Geſicht durch die faſt ſchwarzen Brauen, die mit dem lichtbraunen Haare angenehm kontraſtirend, ſich in einem ſchmalen Streifen über der Naſenwurzel vereinigten. Dieſe Eigentümlichkeit gab dem Blicke jedoch nicht, wie das ſonſt bei ſolcher Bildung gewöhnlich, einen finſtren, böswilligen Ausdruck. Es war ein neuer ſeltſamer Reiz, der es vollends unmöglich machte, ihre Erſcheinung je wieder zu vergeſſen.

Sie bot unbefangen dem Kouſin ihren Willkommen, und dieſer, zugleich überraſcht von der lieblich edlen Geſtalt, und bedrängt von ſeinen Vorſätzen, vermochte im Augenblicke kaum, ihr zu danken.

„Siehe da, Herr Stein! Ein alter Bekannter in dieſer Abgeſchiedenheit,“ wandte ſie ſich nun an den Künſtler. „Das iſt ein ſeltnes Begegnen, und ſchon darum ein liebes.“

Der alte Graf, dem die Beſtürzung ſeines Neffen nicht entgangen war, hatte nicht Zeit, die Herzlichkeit Mariens unpaſſend zu finden, vielleicht kaum, ſie zu bemerken. „Nun verbrennt der Flattergeiſt wol ſelbſt ſeine Flügel,“ flüſterte er dem immer noch Starren zu.

„Sollten wir nie, ohne uns zu kennen, aneinander vorüber gegangen ſein?“ fragte Felix. „Mir war bei Ihrem Anblick, als tauche ein bekanntes Bild, eine liebe Erinnerung in mir auf.“

„Kaum,“ entgegnete Marie, indem ſie die unwillkürliche Schmeichelei, die in der Frage lag, überhörte. „Nach Ihren Briefen aus der Fremde, die ich großentheils durch Onkel Karls Güte las, waren wir nie zugleich an einem Orte. Auch hätten die Fremdenliſten, die ich immer emſig durchſuchte, und die mir in der That mehrere Bekannte zugeführt, uns einander treffen laſſen müſſen. Hohenhauſens, mit denen ich ja reiſte, ſprachen ſo viel Gutes von Ihnen, daß ſie dann gewiß nach Ihnen geſchickt hätten.“

Stein rief wirklich alte Bilder in ihr wach. Der blaue See von Zürich mit den Bergen, die ſchämig glühend zum Bade hineinſteigen, und über deren Rücken die fernen Gletſcher neugierig herſchauen; die netten, blanken Villen, deren Lichter am Abend langgeſtreift in der Flut verſinken; die Muſik in den Gärten am Ufer, die auf den Wellen ſtirbt; die Kähne mit Pechfackeln, die gleich flammenaugigen Fantomen durch die Nacht hinüber und herüber fliegen: — all das zog ſeinen Zauberfaden durch ihr Geſpräch. Geheime unlösbare Bande verknüpfen uns dem Weſen, das mit uns zugleich, durch den Tauſch der Rede genähert, einen Blick in den offnen Buſen der Natur gethan. Es iſt eine zuſammen empfangne Weihe, Jedem gehört der Andre mit in das Bild der hohen Feier. Der poetiſche Rauſch, der uns in dieſen Augenblicken mit ſeiner ganzen lodern-

den Pracht umflattert und umſtürmt, gräbt ſich unendlich feſt in die Seele. Ein gewiſſes lyriſches Zittern ſchmückt noch lange die Erinnerung an ſolche Scenen, weil ſie das Andenken eines Aufgehens des kleinen Ich-Akkordes in der großen Naturharmonie auffriſcht.

Felix war der Fremde. Er fühlte es, und es that ihm weh, ohne daß er einen Grund dafür wußte. Vielleicht, weil ihm die Erfüllung ſeiner Pläne ſo leicht gemacht wurde.

Marie behandelte ihn freundlich, aber ſie zeichnete Stein aus.

Er ſetzte ſich zu ſeinem Onkel, der die Urſache der unverkennbaren Mißſtimmung, falſch oder richtig, in Marien ſuchte, und mit dieſem Reizmittel zufrieden war. Geſchäftsſachen, die Verwaltung der ſchleſiſchen Güter betreffend, die bisher gänzlich in der Hand des alten Grafen geblieben war, gaben ihnen reichen Stoff. Stein war heiter, ſprach viel und beobachtete dabei Felix.

Der Burgherr forderte die Geſellſchaft auf, ihn auf ſeinem gewöhnlichen Abendritte zu begleiten. Der Neffe ging mit Vorliebe auf den Vorſchlag ein, und eilte die Pferde zu beſtellen. Möglich, daß er einen ſchadenfrohen Nebenzweck hatte; denn Stein war ein unſichrer Reiter, Felix dagegen von Wenigen übertroffen. Marie ritt ſelbſt gern gewagt, der Onkel hatte dieſer Liebhaberei Erwähnung gethan, und Felix konnte deßhalb

um ſo gewiſſer ſein, daß ſie vergleichen würde. Auch wußte er, daß eine Dame viel eher einen andern Fehler, als eine derartige Schwäche überſieht, und ebenſo wenig verſaümt, eine hervorragende Gewandtheit anzuerkennen und zu loben. Er hoffte ſo die vertrauliche Stellung des Malers zu der Gräfin zu erſchüttern.

Hatte er dieſen Plan, ſo gelang er ihm nur theilweiſe. Stein ſchloß ſich dem alten Grafen an, der ein ruhiges Pferd ritt, das nicht aus ſeiner lang gewohnten Gangart fiel; er konnte ſich alſo keine Blöße geben. Marie galoppirte mit Felix voraus. Jedenfalls war aber ſo das Zuſammenſein, und der dem Kouſin unangenehme, warme Ideenaustauſch unterbrochen.

Steins aufrichtige Lobſprüche über die geſchmackvollen Anlagen um das Schloß herum, näherten ihn dem Burgherrn immer mehr. Alte Herren ſind ſtets eiferſüchtig auf ihre Anordnungen, und jede ihnen gezollte Anerkennung wirkt im höchſten Grade vortheilhaft. Die Pracht des herrlichen Gebirgsabends glättete vollends alle Falten, und als die Kavalkade heimkehrte, war es Stein viel mehr gelungen, den Grafen für ſich einzunehmen, als daſſelbe Manövre Felix, trotz ſeiner Reiterkünſte, bei Marien geglückt zu ſein ſchien. —

Nach Tiſche wünſchte der Graf Muſik zu hören, und Marie ließ ihre Harfe bringen.

Sie ſang eine alte Ballade mit ſonorer, klangvoller Altſtimme. Das Lied begann wild und ſchroff, die Uebergänge wechſelten heftig und überraſchend, die Zwiſchenſpiele waren ſcharf harpeggirt, — der Sturm tobte und die Brandung donnerte. Dann zog wie ein Traumbild der Liebe leiſe ein Mollakkord über die Saiten. Die Diſſonanzen löſten ſich immer mehr, die Donner verdröhnten als mattes Echo in der Ferne, und voll und melodiſch ſchlugen die Klänge in einander.

Marie lehnte ihren Kopf an die Harfe; ihre glänzenden Haare fielen aus dem Knoten im Nacken leicht gewellt auf das lila Kleid hinab, ihr ſchöner Arm umſchlang das Inſtrument, das Geſicht glühte, und die Augenlieder mit den prächtig langen Wimpern waren halbgeſenkt.

Felix hatte weit vorgebogen dem Geſange gehorcht, plötzlich rief er ſo ſcharf betont, daß Alle erſtaunt aufſahen: „Lorelei!“

Stein blickte ihn unwillig an, und er ſchwieg.

„Ei, Vetter, das iſt keine Schmeichelei. Was hätte ich mit jener Rheinſirene gemein?“

„Nichts in der That, als etwa die Stellung,“ ſagte Felix in höchſter Verwirrung. „Und doch,“ ſetzte er feſt hinzu, fand ich jetzt den Grund für meine Frage, ob wir uns nicht irgendwo früher geſehn. Ich erinnre mich nämlich eines Bildes, das Ihnen auffallend glich und die Rheinſirene zum Vorwurf hatte.“

Felix blieb den ganzen Abend einsilbig und in peinlichster Spannung.

Als die beiden Herren in ihre Zimmer gingen, fragte er: „Warum sagten Sie mir nicht, daß meine Kousine Ihnen zu Ihrer Lorelei gesessen?“

„Das that sie nicht.“

„Und doch ist sie ihr Porträt.“

„Ich wußte nichts davon. Wäre das Bild noch in meinem Besitze, so würd' ich es verbrennen, — es ist schlecht. Gute Nacht Halden!“

Am Morgen trat Felix in Steins Zimmer. Er glaubte ihn durch den halben Verrat eines Geheimnisses gekränkt zu haben, und wollte den Freund nun durch Vertrauen wieder zufrieden stellen.

Spräche die Erfahrung nicht dafür, so müßte es uns befremden, daß Menschen, die selten oder nie das Bedürfniß fühlen, ihr Herz durch Bekenntnisse irgend einer Art zu erleichtern, am häufigsten zu Vertrauten gewählt werden. Der einzige etwa haltbare Grund dafür ist, daß der gewaltsam strebende, auf der Oberfläche schon sichtbare Egoismus, der sich ja immer zu Erklärungen gedrängt findet, seinen Gegensatz, den verschlossnen und nur dem Seelenkenner verständlichen, Resignation scheinenden, sucht. Denn Egoismus ist überall wo Leben nach Geltung ringt; und wo wäre das nicht der Fall? Der Bewegte schließt sich an den Ruhigen,

der Wagende an den Besonnenen, weil er in dem, was ihm fehlt, eine Stütze zu erfassen hofft.

„Ich muß Ihnen den Grund meiner Abneigung gegen Marie Wentheim erklären," sagte Felix.

Stein sah ihn bei dem Worte Abneigung scharf an, stellte eine Mappe, die er eben ausgepackt hatte, bei Seite, und setzte sich, ohne etwas zu sagen, neben ihn auf den Divan.

„Sie erinnern sich meines letzten Aufenthaltes in Heidelberg. Noch von meiner Studienzeit her, war ich bei den meisten Familien eingeführt. Ich suchte sie wieder auf, und lernte in einer derselben die Tochter eines würtembergischen Offiziers kennen. Ich schrieb Ihnen auch von ihr nach München, aber nicht Alles. Ihr anspruchsloses, inniges Wesen zog mich mächtig an; auch sie behandelte mich mit großer Auszeichnung und jener Scheu, die ein so schlechter Deckmantel warmer Gefühle ist. Sie ist hübsch, gut unterrichtet, und hat ein reines unverdorbnes Gemüt, was brauche ich mehr? Ich hänge weder an einem großen Namen, noch an großen Reichtümern, mein Vermögen reicht aus. Bei einem Ausfluge in eine wunderliebliche Waldeinsamkeit jenseits des Kohlhofs, fand sich die Gelegenheit zu einer Erklärung wie von selbst. Klara war auch zu allerliebst in dem weißen Kleide mit dem dichten Efeukranze über den blonden Locken. Sie hätten sie gemalt, Stein, sie

war reizend. Genug, ich ſprach; ſie geſtand mir ſchüchtern, daß ſie vom erſten Sehen an, ihr Geſchick mit dem meinen engverkettet geglaubt, Alles wurde in Ordnung gebracht, und ich — war glücklich."

„In welcher Beziehung ſteht denn aber dieſer für Sie ſo angenehme Vorfall zu Gräfin Wentheim?"

„O, Marie iſt ganz anders, als Klara!" ſagte Felix und ſtarrte vor ſich hin. „Es wird einen ſchweren Kampf koſten, — einen ſchweren Kampf mit dem Onkel. Er wird mir zürnen, daß ich alle Schritte ohne ihn gethan. Endlich will er mich mit Marien verheiraten, — und wenn er auch einen Wortbruch weder fordern kann, noch wird, ſo ängſtigt mich doch die Nähe meiner Kouſine. Der Onkel iſt ſchonungslos, wenn ihm ein Lieblingsplan durchkreuzt wird, er unterläßt ſicher nicht, mich durch Anſpielungen aller Art zu quälen. Marie . . . . . ."

„Laſſen Sie uns ruhig darüber reden. Ich habe Sie geſtern im Auge behalten, und glaube in dieſer Sache klarer zu ſehn als Sie ſelbſt. Sie ſind noch immer im Herzen jung, Sie ſchwärmen für Ideale. Aber die Ideale der Jugend haben die Eigentümlichkeit, daß ſie ſchmiegſam und geſtaltungsreich ſind. Eine Bedingung iſt erfüllt, und wir geben unbewußt alle andern auf. Der Traum bildet ſich in den gefundnen Gegenſtand hinein, er wird zuletzt eins mit ihm. So

ging es auch Ihnen. Ihre Klara iſt lieblich, anſpruchslos, ſie wird ein treues Weib, eine gute Mutter ſein. Nun erblicken Sie hier eine exotiſche Blüte mit all der Farbenpracht, mit jenem ſeltnen Dufte, jenem geheimnißvollen Schmelz, den die ſchlichte Nurikel nicht hat: — das alte Ideal taucht wieder auf, Sie ſehen es hier am Ende auf ungeahnte Weiſe übertroffen, und werden ratlos. Es fällt Ihnen ein, daß es noch höhere Forderungen gibt, als die, glücklicher Familienvater zu werden, daß man eine Frau wählen kann, nicht bloß für das Herz, und daß die Vollendung nur dort iſt, wo dem Herzen wie dem Geiſte Genüge geleiſtet wird. — Das iſt weder außerordentlich, noch neu. Im Gegentheil, dieſe Betrachtung iſt alltäglich.“

„Aber Sie mißverſtehn mich ganz und gar,“ ſagte Halden ungeduldig. „An einen ſolchen Verrat habe ich noch nicht gedacht. Ich liebe Klara aufrichtig und wahr.“

„Nun denn, wie können Sie da ſchwanken? Sie ſtehen unter keines Menſchen abſoluter Gewalt, und Ihres Onkels Macht kann nicht ſo weit reichen, Ihren ernſten Willen zu beugen. Mit Recht wird er darüber zürnen, daß Sie ſo wichtigen Schritt gewiſſermaßen heimlich gethan, aber ſeine große Liebe wird vergeben, wenn er Sie glücklich ſieht. Um den Sturm möglichſt zu lindern, rufen Sie Ihren eignen Sturmgöttern ein

quos ego! zu, und ſetzen Sie dem Grafen dann die Sache leidenſchaftslos auseinander. Ich kann Ihnen nur Klarheit und Ruhe empfehlen, Sie richten bei einem alten Manne am meiſten durch präziſen Geſchäftston aus, dem jede Beimiſchung von Schwärmerei fehlt. — Was endlich das peinliche Gefühl betrifft, das die Gegenwart Ihrer Kouſine in Ihnen hervorruft, ſo gibt es dagegen ein ſehr einfaches Mittel: Reiſen wir ab! —"

„Wie beneide ich Sie um dieſe kalte Ueberlegung, um die Entſchloſſenheit, mit welcher Sie Alles in ſeine Schranken zwingen."

„Wagen Sie zu wollen, ernſtlich und entſchieden zu wollen, dann werden Sie ſehn, daß es gar nicht ſo ſchwer iſt, das Rechte, durch die Umſtände Gebotne, zu treffen."

„Begleiten Sie mich in den Park?"

„Nein! Kämpfen Sie ſich erſt ruhig."

Halden ging.

„Ich wußte es," murmelte ihm Stein nach, „er liebt ſie ſchon, und belügt ſich ſelbſt. Was ſoll aber dem ein Goldſtück, dem der blanke Kreuzer ebenſo viel gilt!"

Es war ein Sonntagsmorgen. Drüben in der Kapelle las ein emeritirter Kloſterbruder, den der alte

Graf zu ſich genommen, die Meſſe. Die ganze Familie war katholiſch.

Stein hatte unten im Salon ein Bild bemerkt, das ihm intereſſant ſchien. Er glaubte den Grafen und Marie in der Kapelle, und hoffte deßhalb ungeſtört zu bleiben. Er ging raſch hinunter, und trat in das Gemach.

Es war düſter und ſchwer, wie all die alten Zimmer mit den ellenſtarken Mauern und den breitgeſprengten Bogen. Zudem verkürzten die dichtbelaubten Nußbäume vor dem Fenſter das Licht. So ſtand er ſchon vor dem Bilde, als ihm ein Geräuſch verriet, daß er nicht allein.

Es war Marie.

„Verzeihung“, ſagte der Maler, „ich glaubte, daß alle Hausgenoſſen dem Gottesdienſte beiwohnen.“

„Ich betete hier“, entgegnete Marie, indem ſie ihre Harfe an das Kaminſims lehnte. Es war ein feuchter, verklärter Glanz in ihren Augen, ſie ſprach die Wahrheit. Dennoch fragte Stein mit einem Seitenblicke auf die Harfe: „Sie beteten“?

„Ja,“ ſagte ſie ernſt. „Die Worte, durch Haß entweiht, durch Flüche beſudelt, mag ich nicht zu Trägern höchſter Gefühle machen. Die Töne ſind rein, ſie gehören zu den wenigen Dingen, denen keine Schmach anhaftet. Die Muſik iſt ein Nolimetangere, die Töne

ſind ſchöne Ephemeriden, die mit dem Gedanken kommen und verſchweben, die nie und nimmer von der Materie betaſtet und befleckt werden können. Und ſprechen ſie auch dem Ohre nur undeutlich, ſo verſteht ſie doch das Herz und ſchickt auf ihrer Leiter tauſend heilige Träume empor.“

„Wunderliche Schwärmerei, die mit dem Scheine der Wahrheit ſpielt! Wenn ich Ihnen nun zeigte, daß die Welt der Töne ebenfalls ſchon vielfachen Fluch auf und nach ſich gezogen, würden Sie mir dann überhaubt die Unmöglichkeit deſſen, was man gewöhnlich Gebet nennt, zugeſtehn?“

„Gewiß nicht. Ich würde Ihnen das Unzureichende des von mir gewählten Mittels zugeben müſſen, im Uebrigen aber bliebe ich bei der Behaubtung, daß Sie ſich da in eine Sfäre wagen, die Ihnen ganz und gar fremd iſt. Ihre ſcharfen Definitionen werden im Reiche der Gefühle ſtumpf, und es iſt ein Herzensdelirium, das uns zum Gebete zwingt. Wer nie der Gefahr eines ſolchen ausgeſetzt iſt, wie kann der von ſeiner Unmöglichkeit für Andre reden?“

„Ich höre das aus Ihrem Munde weit lieber, als die modernen, oft nur halbverſtandnen Phraſen der Starkgeiſter, deren Pflanzſchulen die meiſten Penſionate ſind. Es wäre ein Vorſchlag, der gewiß nur im erſten Augenblicke parador erſcheint: alle Frauen katholiſch,

und alle Männer proteſtantiſch im ganzen Sinne des Wortes ſein zu laſſen. Der Beweis für die Richtigkeit liegt in Ihren eignen Worten, die, auf Ihre Weiſe, den Hang der Frauen zu mehr oder minder fantaſtiſcher Romantik ausſprechen. Wer denkt, iſt Proteſtant, denn jedes Denken iſt ein Schaffen, und jedes Schaffen iſt ein Proteſt gegen das Beſtehende. Nun glaube ich, daß dies deſtruktive Element beim Manne das Hervorſtechende iſt; — der Katholizismus begünſtigt dagegen die „Herzensdelirien," deren die Frauenſeele fähiger, und ſo wieſe mein Plan jede Eigentümlichkeit auf ihren natürlichen Platz.

„Sie können das nicht ernſt meinen, die Theorie wäre ſonſt allzu grau. Von vornherein glaube ich Ihnen nicht auf Ihr Wort, daß das Denken nur zerſtörend ſchaffen kann, wie es in Ihrer Schlußreihe ſcheint. Geſetzt aber auch, es wäre der Fall, ſo bliebe der ganze Satz doch nur dann richtig, wenn der Mann bloß dächte, die Frau bloß fühlte. Wollen Sie nun meinem Geſchlechte eine höhere Denkfähigkeit abſprechen, ſo verletzt mich der Schluß, und für die vollkommne Gefühlloſigkeit, zu der Sie die Herren der Schöpfung verdammen, werden Sie auch wenig Dank ernten. Sie ziehen ſich alſo Feinde von allen Seiten zu."

„Ein Vorwurf lag wol in meinen Worten nicht, auch meinte ich beſtimmtes Denken und beſtimmtes

Zühlen. Ich möchte nur, daß Sie dem Manne alles Rauhe und Eckige, allen Kampf überließen. Ich wünſchte, daß ſich die Frauen ganz in die weiche Tiefe des Gemütes verſenken, eine Richtung, die mit dem Echtweiblichen in ſo ſchönem Einklang ſteht."

„Da haben Sie die excluſive Männerariſtokrazie. Für ſie keine Schranken, für uns die engſten; für ſie den Himmel und die Erde, für uns wo möglich nur Küche und Wäſchkammer. Ein gewiſſer Hochmut liegt ſicher unter der ſcheinbaren Sorgfalt verſteckt, die Sie mit ſo vieler Wärme empfehlen. Die Erziehung der Männer gibt auch der Mittelmäßigkeit Gelegenheit den Mangel an Talent durch Wiſſen zu erſetzen, oder doch zu bedecken. Die geringſten Anlagen werden beachtet und ausgebildet; der Mann bekommt im Unterrichte etwas Ganzes von der Sohle bis zum Scheitel. Die Frau dagegegen muß ſich mit einer flachen Skizze begnügen; ſie erfährt nicht den vollen Zuſammenhang, ſie wird nicht pragmatiſch belehrt, — und daher kommt es, daß ſie auch ſonſt wenig von Gründen wiſſen will. Gründe ſind ihr etwas Ungewohntes. Zum Glück hat ſie den Erſatz für all dies Verſäumte in ſich ſelbſt. Wäre es nicht ſo, dann gäbe es nichts Unerträglicheres als unſre Lage. Denken Sie nur, wie widerwärtig uns oft zugemutet wird, einer bloßen Auswendiglerne- und Nachbete-Maſchine, eine unbeſtreitbare Ueberlegenheit

zuzugeſtehn. Wenn wir dieſen vernachläßigten Zuſtand trotzdem bei vollem Bewußtſein ertragen, ſo glauben Sie nur nicht, daß die Diktatur der Männer den magiſchen Kreis um uns zieht, den auch die Frauen, in denen höheres Leben aufgegangen, oft nicht zu überſchreiten wagen. Es iſt in uns etwas, wogegen alles Denken und Berechnen nicht aufkommt. Wir ſind dadurch den Männern überlegen, wie Urſprünglichkeit Gewordnem, Gemachtem überlegen iſt. Das iſt der natürliche Takt, eine Art Inſtinkt, der weibliche Genius mit einem Worte, der die Aufgabe erfaßt, und ohne Grübelei die rechte Löſung zeigt. Es geht dies ganze Weben und Wirken unbewußt in uns vor; die Zwiſchenglieder der Kette, die der Mann ſchmiedet, um Zuſammenhang zu haben, ſind uns fremd, — wir brauchen ſie auch nicht. Der Mann ſinnt, die Frau weiß; — der Mann findet, die Frau nimmt, — aber der Mann muß handeln, und die Frau läßt geſchehn. Wird dabei jene Divinationsgabe durch nichts getrübt, ſo haben Sie das Ideal einer Frau. Und nun ſpotten Sie!“ —

„Sicher nicht. Mich überraſcht aber, daß Sie gegen Ihre eben ausgeſprochene Theorie ſich alle Zwiſchenglieder zum Bewußtſein gebracht, und aufgezählt haben, ſo daß Sie mir, dem ein ſolches Ahnungsvermögen abgeht, immer verſtändlich geblieben ſind. Sollten Sie dadurch nicht ſelbſt das Unzureichende dieſer

gerühmten weiblichen Vorzüge ſtillſchweigend anerkennen? Und wer bürgt uns dafür, daß der Genius in jeder Frau, und immer ungeſtört iſt? Räthſelhaft bleibt mir indeß Ihr — „Syſtem“ doch, Sie ſind zu jung, um durch Empirie dazu gekommen zu ſein.“

„Wer weiß? Am Ende nicht ſo, wie Sie meinen. Da haben ſie den Onkel, deſſen Anſicht über die Lage der Frauen auf einen Bibelſpruch gegründet iſt, dagegen aber Menſchen und Bücher, die ich kenne, und die das Gegentheil behaubten. Jede Meinung wird mit Ueberzeugung verfochten, auf keiner Seite iſt eine mir genügende Autorität, da mußte ich mich denn wol auf meine eigne Forſchung verlaſſen, wenn ich eine gewiſſe Klarheit haben wollte. Zudem hat mein ſteter Umgang mit Männern, und die von der gewöhnlichen Mädchenerziehung abweichende Heranbildung meiner ſelbſt, mich in einen andern Ideenkreis gezogen: ich ſuchte Gründe, wenn, — wie Sie ſagen, — der Inſtinkt nicht zureichte. Grade Sie tragen vielleicht mehr Schuld an meinem Abfalle von dem Ideale, als Sie glauben! — Ich lerne gern, und die Männer lehren noch viel lieber, — wenn ſie auch den Lehrling nie für reif erklären wollen. Dieſer Lernbegierde wegen zog und ziehe ich aber Herrengeſellſchaft der von Frauen vor, und ſo mag der Talismann viel von ſeiner urſprünglichen Kraft verloren

haben. Der Zauber weicht mit dem unbedingten Glauben an ihn.“ —

Sie ſprach dieſe Worte erregt, und mit ſo liebenswürdiger Scheu, daß man die leiſe Selbſtanklage, die ſie hineinlegen wollte, augenblicklich herausfühlte, und der Reiz der Märchenhaftigkeit, den ihr der Ernſt vorher geraubt, ſie wieder mit all ſeinem zarten Schimmer umgab.

„Sie wollen lernen, Gräfin,“ ſagte Stein nach einer Pauſe, „und Sie lehren ſelbſt. Ich muß geſtehn, daß die Aufſchlüſſe über inneres, weibliches Leben, ſelbſt wo ihre Schilderung mir zu getragen ſcheint, von hohem Intereſſe für mich waren. Sie lehren in der That, und ſeit Sie gar in der Frauenſeele ein unfehlbares Orakel finden wollen, werde ich mir die Freiheit nehmen, Sie ſehr oft mit Fragen zu bedrängen. — Um gleich den Anfang zu machen, möchte ich wol als Pendant zu Ihrer Frau das Ideal eines Mannes ſchildern hören. Natürlich vorausgeſetzt, daß eine ſolche Bitte nicht zu indiskret iſt.“

„Das iſt allerdings ſehr indiskret“, ſagte Marie mutwillig, „zumal da wir in Bezug auf die Männer zwei ganz verſchiedne Maße haben. Ich müßte Sie erſt in dieſe Myſterien einweihen, ehe ich Ihnen weitere Aufſchlüſſe geben könnte.“

„Myſterien? Zwei Maße? Das iſt mir neu, um ſo mehr dringe ich darauf, meine Kenntniſſe erweitert zu ſehn.“

„Gut denn, ich will Ihnen nachgeben. Zuerſt der allgemeine Theil, um in meiner Entwicklung ja höchſt ſyſtematiſch zu Werke zu gehn. — Die Ueberſchrift des Haubtkapitels heißt Vertrauen. Ein Mann, der irgend Anſpruch auf Berückſichtigung von unſrer Seite machen will, muß Vertrauen erregen, er muß wenigſtens in ſeiner Art eine Wahrheit ſein. Das iſt die Grundlage, ohne die er gar kein echter Mann iſt. — Dann ſpaltet ſich der Stoff in zwei gleichſtarke Aeſte, in jene zwei Richtungen, von deren getrenntem Daſein Sie nichts zu wiſſen behaubten. — Entweder iſt der Ausbau auf jenem Grunde,“ fuhr ſie ſcherzend fort, „ſo vollendet, ſo bis in's Kleinſte ausgeführt, daß auch die feinſte Spürnaſe keine Lücke wittert, — denken Sie ſich zum Beiſpiel den freiburger Münſter; — oder es gibt dort und da Flickwerk daran, das den Mantel der Liebe braucht. Die fertigen Männer können das, was ihnen das Höchſte ſcheint, erſtreben, verdienen, aber auch ihm entſagen. Sie lieben nicht, das ſtörte ihr Gleichgewicht. Sie fühlen ſich zu groß, als daß Ihnen ein Einzelweſen einer heftigen, übergreifenden Leidenſchaft wert ſchiene. Weil ſie aber auch wirklich groß ſind, ſo verehren wir ſie. Ihre Kälte und Ruhe läßt kalt und ruhig, ſie ſind

von Stahl: Schmerz taſtet ſie nicht an, Freude erhebt ſie nicht, — es läßt ſich nichts für ſie thun. Man iſt in ihrem Schoße ſicher, deßhalb ſuchen wir ihre Freundſchaft zu gewinnen. — An den Zweiten gibt es Wunden zu heilen, Fehler zu verhüllen, ſie haben vielfache Bedürfniſſe, und vor Allem thut ihnen Mitgefühl not. Dieſe lieben wir, denn die Liebe will thätig ſein. Ihr Egoismus beſteht darin, daß ſie die Wunde liebt, weil ſie den Balſam dafür kennt; den Fehler, weil ſie die Decke dafür beſitzt, — Liebe iſt deßhalb auch noch im Leiden egoiſtiſch. Liebe und Egoismus ſind unzertrennlich verbunden wie Flamme und Licht! — Da haben Sie nun mein zweites Glaubensbekenntniß, und jetzt keine verfängliche Frage mehr.“

Es zuckte etwas Bittres um Steins Lippen. Ihre Worte, in denen er gewiſſe Beziehungen finden wollte, mochten ihn verletzt haben, und um dieſe Mißſtimmung zu verbergen, wendete er ſich wieder zu dem Bilde.

„Sie dürfen mir nicht zürnen, Herr Stein, wenn mein Orakel mir etwas Thörichtes eingeflüſtert hat,“ ſagte Marie, welcher der Wechſel in ſeinen Zügen nicht entgangen war. Sie reichte ihm ihre Hand und ſah ihm ernſt und voll in die Augen.

„Mag Sie Ihre gewagte Theorie zum Glücke führen,“ ſagte er, beugte ſich langſam herab, und küßte die ſchöne Hand, die in der ſeinen lag.

Die Meſſe war zu Ende. Ein Diener öffnete die Flügelthüren nach der großen Halle, wo der Graf alle Sonntage eine Art General-Audienz gab. Leute mit Bittſchriften aus den Dörfern, deren Schutzherr er war, ſeine eignen Amtleute, Diener und Zuſchauer, die nur ein paar freundliche Worte haben wollten, drängten ſich in den Raum.

Die zarte Art und Weiſe, mit welcher der Burgherr Wohlthaten austheilte, die ſtrenge Rechtlichkeit, mit der er Streitigkeiten entſchied, und die Milde, die ihn bei notwendigen Strafen immer den Bildungszuſtand der Betheiligten im Auge behalten ließ, drängten Steins Spottluſt zurück. Sonderbar ſah es in der That aus: Der alte Herr in dem hochlehnigen Armſtuhle, um ihn herum in weitem Halbkreiſe die kräftigen Gebirgler in ihrer gefälligen Tracht, dazwiſchen dort und da die Livree des Grafen, auf allen Geſichtern Ehrfurcht und Zutrauen. Jede Bewegung, jedes Wort des Grafen zeigte die Abſicht, durch dieſe Art von Verkehr den Rechtsſinn und höheres moraliſches Gefühl, aber auch den Reſpekt vor dem Herrn, im Volke rege zu erhalten. Es war indeß mehr Humanität, als Wohlgefallen an dieſer patriarchaliſchen Einrichtung, was ihn beſtimmte, ſich zu unmittelbarem Zuſammenſein mit dem „Volke“ herabzulaſſen. Wie geſagt, Stein konnte nicht ſpotten, die ganze Szene zwang ihm Achtung ab. Andrerſeits

vergnügte es den alten Herrn doch auch, vor einem Fremden ſein Reſtchen feudaler Machtvollkommenheit im beſten Lichte zu entfalten.

Eine komiſche Szene hätte indeß grade heute faſt das ganze Pathos vernichtet, wenn nicht Marie auf ihre Weiſe den bedrängten Richter aus ſeiner ſchlimmen Lage gerettet.

Ein großer vierſchrötiger Bauer führte ſchwere Klage gegen ſeinen Nachbar, ein kleines Männchen mit höchſt verſchmitztem Geſichte. Dieſer war erſt ſeit Kurzem in das Dorf gezogen, und hatte ein Ackerſtück gekauft, in das eine Art Enklave von dem Grunde des Klägers hineinragte. Hier ſollte er nun die Markſteine verſetzt, und einen Rain eingeackert haben. Der Kläger ſah ebenſo grundehrlich, als einfältig aus, dagegen hatten die Züge ſeines Gegners durchaus nichts Einnehmendes. Der Graf verlangte Zeugen. Das Volk iſt aber hier wie überall zu einer Lynchjuſtiz weit eher geneigt, als zu einem einigermaßen formellen Verfahren. Ueberdies herrſcht unter ihm ein weitverbreitetes Vorurteil, das den Zeugen nicht weniger gehäſſig erſcheinen läßt, als den Spion. Der Kläger konnte keinen Unbetheiligten finden, der ſein gutes Recht unterſtützt hätte. Der Andre war pfiffig genug, von ihm den Beweis ſeines Anrechts auf die fraglichen Stücke zu verlangen. Er berief ſich dabei ruhig auf ſeinen Kauf, den, wie er

besonders betonte, der Herr Pfarrer mit unterschrieben habe. — In der Seelenangst, sein Recht zu verlieren, und obenein als Verleumder dazustehn, gebehrdete sich der Kläger nun wirklich kläglich. Er behaubtete, die Sachlage ganz genau kennen zu müssen, da bei einer früheren Abgrenzung sein Vater ihm an Ort und Stelle eine „rechtschaffne“ Ohrfeige zum Denkzettel gegeben, die seine Wange geschwollen gemacht. Dabei zeigte der Mann mit seinen breiten Schultern, der offnen Brust, die aus der scharlachnen Weste und dem Hemde von halbgebleichtem Hanfgarn herausfah, mit den bloßen, muskulösen Knien, dicke Thränen in den Augen, jammernd auf sein Gesicht, als seien dort noch die Spuren jenes Denkzettels zu finden. — Unwillkürlich brachen Alle beim Anblicke dieser tragikomischen Positur in ein schallendes Lachen aus. Der Graf biß auf die Lippen, der Bauer stutzte über die Sensation, die sein Argument gemacht, und sein Gegner schrie: „Ew. Gnaden Herr Graf, Sr. Hochwürden der Herr Pfarrer hat mit unterschrieben.“ — Es gab einen förmlichen, drastisch ergötzlichen Tumult, der seinen Höhepunkt erreichte, als nun auch noch die Weiber der Parteien, schrill fistulirend, sich in den Kampf mischten. — Der Chor, der sich nur einen Augenblick aus seinem ehrerbietigen Schweigen hatte reißen lassen, stand bald wieder starr und in Respekt versunken, und um so greller stachen die Haubt-

akteurs mit ihrer lauten Leidenſchaftlichkeit von dieſem Hintergrunde ab. Die poſſirlichſten Vorwürfe flogen hinüber und herüber, die Wut zog eine Menge von Dingen an's Licht, die mit dem Streitpunkte in gar keinem Zuſammenhange ſtanden. Der Kläger gebrauchte der Sitte gemäß das derbe Du, der Verklagte ſuchte ſich dagegen durch eine gewählte Redeweiſe, die ihn fortwährend ſtolpern und gleiten machte, einen überlegnen Anſtrich zu gewinnen.

Der Streit war gar nicht ſo leicht zu entſcheiden, als man glauben ſollte. Die Unvollkommenheit der gerichtlichen Maßregeln zu Sicherung des Eigentums, das Verlaſſen auf Treu und Glauben hat hier noch ſo bedeutenden Umfang, daß der Schurkerei weiter Spielraum gelaſſen iſt. In dieſem Falle machte namentlich der einmal entfeſſelte Sturm jede Vermittlung unmöglich.

Vergebens wendete der Graf alle ſeine Auktorität an, um wenigſtens Ruhe herzuſtellen, ebenſo vergebens war ſein Verſprechen, morgen am Platze ſelbſt, eine genaue Unterſuchung vorzunehmen; endlich wurde er heftig, und befahl, die Halle zu raümen.

Marie war indeß auf ihr Zimmer geeilt, und kam nun mit einem kleinen Kruzifixe wieder, das ſie den Leuten zeigte, und augenblicklich trat Stille ein. Sie ſprach ihnen von wunderthätigen Kräften, die dies Kreuz beſitze, und verlangte, daß Derjenige, der von

ſeinem Rechte feſt überzeugt ſei, die Reliquie küſſe. Zugleich fügte ſie die Drohung bei, daß eine ſchwere Strafe den Frevler, der dies Mittel zum Betruge mißbrauche, ohne Zögern ereilen würde. Der Verklagte, der ſchon ſeine Hand nach dem Kreuzchen ausgeſtreckt, wich ſcheu zurück, und ſagte, er ſei noch zu kurze Zeit hier, um ſein Recht einem ſolchen Gottesurteile unterwerfen zu können; wenn der Kläger den Schritt wage, ſo wolle er zurückſtehn. Dieſer hatte ſchon nach dem geweihten Retter gefaßt, und küßte ihn inbrünſtig. Das andre Volk, das bei der Näherung des Fremden gemurrt, bekreuzte ſich jetzt kniend.

So hatte der Aberglaube den Knoten gelöſt, und die Menge verlor ſich jubelnd, oder zog ſchimpfend hinter dem verhaßten Eindringlinge her, der vergebens verſucht hatte, ſich ungeſehn zu entfernen.

„Es wäre auf keine andre Weiſe gegangen," ſagte Marie zu Stein, der ihr Betragen mißbilligte. „Sie kennen die Leute hier nicht. Der arme Mann wäre betrogen worden, und ſollte ich das ruhig und ſtillſchweigend anſehn?"

„Wer weiß, ob Sie nicht noch weit größeren Schaden angerichtet. Wie leicht hätte der Mann nur ein geringes Theil Schurkerei oder Vernunft mehr haben können, dann wären Sie mit Ihrem Mirakel zum Geſpötte geworden. Ich wollte wetten, daß er nicht gezö-

gert hätte, das Wunder zu proben, wenn das Murmeln der Andern ihm nicht zu deutlich gesagt, von welcher Art die Strafe sei, die ihn bedrohte. Und doch wären Sie verspottet worden, da die ganze Gemeinde sicher sein Unrecht kennt, und der himmlische Rachestral, den Sie versprachen, durch launige Umwandlung nur in den Fäusten der Bauern bestanden hätte. Jede Unwahrheit zieht eine solche Gefahr nach sich. Der Aberglaube ist ein Gestripp, das den guten Baum der Erkenntniß ersticken will. Mag sein Gewirr auch dann und wann einem besseren Zwecke dienen können, der Nachtheil ist ungleich sicherer, denn seine Wirkung ist eine dauernde und das Endresultat — gröbste Verdummung. In die Dornhecke baut der Zaunkönig und der Fliegenschnepper wol auch sein weiches Nest, und doch ist der ein Thor, der die Hecke nicht rodet, um dem Fruchtbaume Luft zu machen." —

Das Stadtleben gleicht einer münchner Dult. Bänkelsänger, dreſſirte Hunde und Menagerien locken die Menge an. Ein wirres, immer neues Treiben,

bunt und laut, wogt um die Zelte und Buden. Am dichteſten iſt es, wo der Pulcinell die Bühne beherrſcht. Zu ihm kommt nicht blos die Dachauerin mit dem tauſendfaltigen Rocke, der Oberländer mit dem Gemsbart und der Roblerfeder, nicht blos die Riegelhaube des Bürgermädchen von Gold und Silber ſtrotzend, — nein, Karoſſen, Gigs, alle Arten faſhionabler Fuhrwerke raſſeln heran, und entladen vornehme Herren und geputzte Damen in den Zuſchauerraum. Der Pulcinell iſt der Liebling Aller, der Pulcinell iſt der Matador; er ſpringt, ſingt und plaudert in einem Duzend von Exemplaren auf dem Platze. Jede mit bunten Fetzen behangne Bühne iſt ſein Tempel. Er iſt hier ein ſchlenkriger Kerl, Don Juan und Fauſt zugleich, vertheilt Orden und Würden, ſchimpft ſeine Rivalen Baſtarde, predigt Moral, gebehrdet ſich wie ein berliner Traktätleinausſtreuer, verſucht ſeine Dialektik ſiegreich gegen die des Teufels,— kurz er iſt ein Univerſalgenie. Der Beifall, deſſen er bei allen ſeinen Proben gewiß iſt, macht ihn ſicher, gerät ihm ein Witz etwas matt, und ihr lacht nicht, ſo nimmt er keinen Augenblick Anſtand, euch Dummköpfe zu nennen. Er empfiehlt euch das Beiſpiel der Gamins, die eifrig bemüht ſind ſeine tollſten Kapriolen zu kopiren. Die Kunſt über Alles, ſagt er, und dieſe Leute haben den wahren Kunſtſinn. — In dem Verſchlage neben ihm wird der groſze Ochſe aus

Stuttgart gezeigt. Thiere der Art, ſagt der Mann in dem roten Fracke, wachſen nur bis zum vierten Jahre, dieſer hier iſt 6 Jahr, — wird noch einmal ſo groß. Trotz dieſer Wunderlichkeit macht der Mann doch ein ſchlechtes Geſchäft; wer ſehen und hören will, geht — — nicht zum Doria, aber zum Pulcinell. Es koſtet nur einen Kreuzer, Standesperſonen natürlich nach Belieben. — Die Polizei iſt in der Nähe, ſie bewacht ängſtlich den Liebling des Volkes, die Gunſt könnte ihn in Verſuchung führen, einmal den Demagogen zu ſpielen. Aber nein, er iſt fromm, und ſpottet über jenen Bänkelſänger, der eben zu ſeiner Drehorgel das Lied von der neueſten Mordthat in Kölln dudelt .....

Wenn ich in einer Stadt lebte, und Laune und Muße genug hatte, einmal die ganze Steinmaſſe mit den darin herumwimmelnden Menſchen aus der Vogelperſpektive zu betrachten, ſo drängte ſich mir unwillkürlich der Gedanke auf, ich ſtehe mitten auf dem Dultplatze in München. Der Pulcinell herrſcht auch da über alle Klaſſen der Geſellſchaft, die Gallerie kopirt ihn hier wie dort, aber ſie beſteht nicht überall bloß aus Gamins von Profeſſion. — Das iſt der Unterſchied. — Endlich dürfte Jemand, der unbefangen die Verſuche, auch das Elendeſte, was der Tonangeber erſinnt, prächtig und geiſtreich zu finden, beobachtet, meinem Vergleiche dadurch

ein Ziel ſetzen, daß er vorſchlägt, an den Rand dieſes obligaten Dultplatzes ein Irrenhaus zu bauen.

Ich bin nicht gern in der Stadt, das läßt mich vielleicht zu grell zeichnen. Ich überſehe aber auch das Intereſſante und Gute nicht. Schon der ewige Wechſel und die Vielſeitigkeit der Erſcheinung gibt dem Stadtleben Reiz. Eine Menge von Perſonen, die kommen und gehn, bedeutend und unbedeutend, Kunſtgenüſſe, Intriguen, ein immerwährendes Schauſpiel, oft ein in's Leben übertragner Maskenball, — das ſind ſeine Grundzüge. Die Stadt hat vielfarbige Schwingen, aber in ihrer höchſten Vollendung iſt ſie ein Nachtfalter. Die Sonne brennt zu heiß auf den weißen Häuſern und den Quadern der Trottoirs; es iſt zu hell in den Straßen, ſchwere Sammtgardinen und geſchloſſne Jalouſien müſſen ein künſtliches, — vornehmes — Helldunkel erzeugen; die hohen Giebel, die graden Mauern ſchneiden immer die ſchönſten Stücke aus dem Himmel heraus, — die Stadt iſt ein Nachtfalter. Wenn die Gasflammen ihre blaugrünen Tulpenblätter entfalten, die Fenſter der Paläſte in das Dunkel hinausglühn, die Wagen über das Pflaſter rollen, Muſik aus den Hallen des Feſtes ſchallt, und der Proletarier den kotigen Tritt herabreißt, und am Portale die geputzten Damen angafft, dann beginnt der Schmetterling ſeinen Flug. Der Tag iſt, wenn nicht ein Korſo oder eine Parade

die gewöhnliche Ordnung ſtört, nur für die Arbeiter da. Die Keller und die oberſten Stockwerke der Häuſer ſchütten ihre armen Inſaſſen aus, wenn der Morgen graut, — Himmel und Hölle ſtreben und ſchaffen am Tage. Unter ſie miſcht ſich der Beamte, Aktenſtaub am Rocke und auf der Seele. Himmel und Hölle aber ſind nicht die — Welt. Der Welt iſt der Tag nur das Vorſpiel der Nacht.

Das Landleben, zumal wo kein großer Verkehr, oder befreundete Nachbarſchaft ſeine Eigentümlichkeit wenigſtens theilweiſe verwiſchen, hat ſeine Hilfsquellen nur in ſich ſelbſt. Es bildet ſich nur aus der Natur und den Menſchen die ſo vereinzelt daſtehn. Die Veränderungen in der Natur, der Wechſel der Jahreszeiten, dies tauſchende Abſtreifen einer alten und Anziehen einer neuen Schlangenhaut, bietet eine prächtige Bilderreihe. Die Lichteffekte, von der Morgen und Abendidylle, die von den glühenden Alpenſpitzen beleuchtet wird, bis zu dem impoſanten Drama eines Gewitters, oder der ſchauerlich grauenhaften Satyre eines Hagelſturmes, der mit ſeinen grauweißen zottigen Pranken die Felder zerzauſt: — All dies lächelt und glüht, lodert und brauſt, unverdeckt und unverſtümmelt in die Seele. — Zieht der Himmel die thränenſchweren Wolkenlider auf ſein blaues Auge nieder, und bannt die Geſellſchaft in beſchränkte Raüme, ſo muß die Lektüre und das Geſpräch,

der ewig junge Proteus, mit ſeiner kaleidoskopiſchen Fertigkeit, in raſchen Uebergängen neue Ideen zu wecken, neue Bilder zu geſtalten, die Lücken auszufüllen. Der Sturm, der im Kamine heult, der Regen, der an die Scheiben praſſelt, trägt nur dazu bei, das Gefühl von Ruhe und Sicherheit zu jener unvergleichlichen Behaglichkeit auszubilden, die ſonſt nirgends zu finden. Ein paar Wochen zuſammen auf dem Lande zugebracht, führen die Geiſter einander nothwendig näher, als eine jahrelange Bekanntſchaft in der Stadt. Man kann ſich nicht entfliehen, nicht ausweichen. Jede Anſchauung ruft entweder Widerſpruch oder Beifall hervor, und Beides dient dazu, den gegenſeitigen Wert zu ermitteln und zu begrenzen. —

Der Haldenfels bot eben nichts, als ſich ſelbſt. Die große Straße nach Innsbruck führte einige Stunden weit vorbei, die Schlöſſer ringsum lagen entweder in Trümmern, oder waren unbewohnt. Selten nur verirrte ſich ein Landſchaftsmaler, oder ein Pflanzenſammler in dieſen Winkel der Berge, und ſo gab es weder angenehme, noch läſtige Beſuche.

Promenaden zu Pferd und zu Fuß zeigten den Bewohnern täglich die vielfachen Schönheiten der Gegend. Halden deklamirte dann, Stein zeichnete Skizzen in Mariens Album, und dieſe, von der Bergluft zugleich aufgeheitert und gekräftigt, kletterte munter und harm-

los von Fels zu Fels, immer neue Aufgaben für Haldens Muſe und Steins Griffel findend.

Eine Bibliothek gab's wol auf der Burg, wenigſtens einen bequemen Saal mit großen Fenſtern im Erdgeſchoſſe, der dieſen Namen führte, und in den große Kiſten, voll Bücher gepackt, aufgeſpeichert waren. Eine Unterſuchung zeigte indeß ihren Inhalt faſt bis zur Unbrauchbarkeit einſeitig. Chroniken von ganzen Ländern und einzelnen Städten, unſchätzbar für den Antiquar; eine große Zahl heraldiſcher Werke, zum Theil mit prächtig auf Pergament gemalten Wappen; gute Ausgaben alter Klaſſiker in ſchweinsledernen Bänden; franzöſiſch geſchriebne Hiſtorien und Memoiren nahmen den größten Theil des Raumes ein. Was deutſche Literatur anbelangt, ſo war ſie, wie auch ſonſt die Belletriſtik, auffallend vernachläſſigt; ſie ſchloß mit Göthe, und war ſelbſt bis zu ihm nicht vollſtändig.

Bald nach Mariens Ankunft trafen auf ihren Wunſch allwöchentlich große Ballen von Innsbruck und München ein, die ſtets das Neueſte an Kupferſtichen, Büchern und Journalen brachten.

Man iſt verſucht, zu glauben, daß das konſequente Abſchließungsſyſtem, welches Metternich dem geiſtigen Vorwertsdrängen, das ſich ſeit lange täglich ungeſtümer äußert, entgegenſtemmte, wenigſtens im Stande war, die ſteckbrieflich verfolgten Schriften auszuſperren.

Die Erfahrung lehrt aber das Gegentheil. Entweder waren die oberen Grenzbeamten human genug, die gejagten Exemplare durchschlüpfen zu lassen, oder die „k. k. Finanzwächter" sorgten für ihre eignen Finanzen, und drückten für einen Zwanziger beide Augen zu. Bestechung charakterisirt überhaubt die beiden europäischen Kaiserreiche vollständig. Wenn die ersten Mittel fehlschlugen, half endlich der Schmuggel, der dann Propaganda machte. Ich habe verbotne Bücher fast nirgends so verbreitet gesehn, als grade in Oestreich. Es ist dies nur ein neuer Beweis, wie armselig und unzureichend alle Unterdrückungsmaßregeln sind, wenn die verfolgten Tendenzen erst einmal im Volke Anklang gefunden haben.

Der alte Graf nannte die Brochüren und Schriften, die auf solche Weise den Weg in sein Haus fanden, Verse und Prosa, politischen und theologischen Inhalts: sein „Deteriorationsbarometer." Er verfehlte trotzdem nie, sie gewissenhaft durchzulesen.

Besonders interessirte und ärgerte ihn die Flut von guten und schlechten Aufsätzen, die das Auftreten Ronges hervorgerufen. Er fragte Stein darüber und erstaunte nicht wenig über seine Antwort.

„Nichts halte ich von dem Gange der anfangs vielversprechenden Bewegung," sagte er. „Die Sehnsucht der Deutschen nach Opposition ist so groß, daß sie

auch die kleinſte Spur mit ungeheuerſtem Jubel begrüßen, und Jeden, der einmal ein Wort zur rechten Zeit geſprochen, augenblicklich kanoniſiren. Wer kaum die Scheibe getroffen, dem ruft die Maſſe ſchon ein Hurrah, als wär's ein Schuß in's Schwarze geweſen. Man kann der guten Sache durch ſolch marktſchreieriſches Ueberſchätzen niemals nützen, denn die Maſſe, die etwa von ſolchem Blendwerke hingeriſſen wird, hängt ſich doch nur an's Neue. Denker wollen mehr als liberale Phraſen. Die Wahrheit wird von den Leuten der Klugheit geopfert, und geſtelzte Redensarten ſollen die Konſequenz erſetzen. Etwas Halbes kann man lächerlich machen und zertreten, etwas Halbes läßt ſich verbieten, denn es ſchwankt; aber klare Konſequenz dem Truge gegenüber muß ſiegen. Wozu die Triumfe, die man der Gegenpartei durch einzelne Haltloſigkeiten notgedrungen einräumt? Jeder ſolche Schlag bringt uns eher zurück als vorwerts, und je größer das Jubelgeſchrei war, deſto unverſieglicher iſt nach dem Zuſammenſturze das Hohngelächter der Reaktionären. Robert Blum iſt der Einzige von allen Denen, die ſich an die Spitze der Bewegung geſtellt, welcher der Sache dadurch eine Baſis gab, daß er das troſtlos unerquickliche, theologiſche Feld nach und nach ganz verließ, oder doch zur Nebenſache machte, während er eifrig eine religiös-ſozialiſtiſche Richtung verfolgt. Ronge ſelbſt iſt zu

mittelmäßig, um bei der Entwicklung irgend mitwirken zu können. Sein Ruhm ist jung, und hat sich doch schon überlebt.“

Der Burgherr vergaß bei dieser Gelegenheit nicht die Festigkeit und eiserne Konsequenz des Katholizismus, die Solidität dieses Felsens, an dem alle Wogen branden und zerschellen, mit großer Vorliebe anzupreisen. „Zwei Swert liez Gott auf Erden, ein weltliches und ein geistliches,“ citirte er: „so sind mir diese beiden Gewalten von Gottesgnaden, Kirche und Staat, das von ewig für ewig Gegebne.“

„Das ist etwas Andres,“ sagte Stein hingeworfen. „Der Katholizismus hat als Maschinenmeister jenes gewisse, magisch sinnliche Element, dem in bestimmter Lage und Stimmung Wenige sich kalt entziehen können. Diese Magie hindert uns klar zu sehen, wir schwärmen zu leicht, um freies Denken zu haben.“

„Sie haben vollkommen Recht,“ unterbrach ihn Felix, „wenn Sie dem Katholizismus ein drastisches, unwiderstehliches Einwirken auf die Seelenkräfte zugestehn. Vor Kurzem noch empfand ich diese Macht. Ich trat in der Weihnacht in eine alte Kirche. Der ganze Raum war in zitterndes Helldunkel gehüllt, das mit dem Weihrauch zusammen die Pfeilerschäfte mit Dämmerung umwob, so daß die spitzen Bogengewölbe zu schweben schienen. Nur der Hochaltar, der Punkt, von

dem alles Licht, alle Weihe ausging, ſchwamm in einem Kerzenmeere. Die Orgel klang und dröhnte an den Wänden hin, mächtig und gehalten, wie ein ernſtes Mahnen, dazwiſchen ſtrömte gleich Engelſtimmen der Geſang der Chorknaben. Die Menge kniete und die alten Heiligenbilder ſahen ſegnend auf die Beter nieder. — Ich ſtand am Eingange einer Seitenkapelle; draußen vor dem Fenſter mochte ein „Oelberg“ ſein, denn Laternen und Fackeln beleuchteten die gemalten Scheiben. Unter der Kapelle war eine Gruft. Die Bilder fielen durch das große Gitter hinab und zeichneten ſich auf den matten Zinnſärgen. Irdiſche Farben, irdiſche Träume beſuchten die Verſtorbenen. Mir aber ſchien es, als wäre der heilige Chriſtoforus aus dem Glaſe heraus getreten, und hätte wirklich in dieſer Weihnacht den Heiland zu uns gebracht. Vom Altare herüber klang die Stimme des Prieſters, er ſchwenkte die Monſtranz und gab den Segen. Unfern von mir kniete eine arme alte Frau; ſie betete ſo heiß, es war eine ſolche Innigkeit in ihrem Blicke, — der Tag ohnehin und ſeine vergangnen Kinderfreuden hatten mich weich geſtimmt, — ich beneidete ſie um ihren Glauben, um ihr Gebet. Als ich an ihr vorüber ſchritt, ließ ich ein Geldſtück in das offne Buch gleiten, der Tag der Freude, ſollte auch ihr und den Ihrigen ein froher werden.“

„Malen Sie das,“ ſagte Marie zu Stein.

„Das geht nicht, obgleich Graf Felix nur mit Unrecht die am meiſten ſtummen und unſichtbaren Seelenkräfte in's Spiel gezogen. Es war doch eigentlich nur die Rede von einer Wirkung auf die Sinnesorgane, zumal auf die Augen, und dieſe iſt der Pinſel allerdings ohne Schwierigkeit im Stande wieder zu geben. Ich könnte Ihnen eine Kirche in ſolcher Beleuchtung malen, es wäre ein Architekturſtück. Die Zauberklänge der Orgel, den Choral müßte ich Ihrer Fantaſie überlaſſen, ebenſo könnten ohne gemachte Perſpektive die bunten Bilder nur bis auf die Quadern, nicht aber in die Gruft fallen; ja ſogar die alte Frau, die doch eigentlich der Geiſt und der Lebenshauch des Ganzen iſt, ſchrumpfte zur Staffage zuſammen. Es geht nicht.“

„Wie Sie das gleich abſcheulich zergliedern und kategoriſiren,“ ſagte Felix. „Trotz alledem könnte ich Ihrem Einwurfe doch höchſtens die Behaubtung einer unmittelbaren Einwirkung auf das Geiſtige opfern. Das Gefühl, das ſich aus der Anſchauung entwickelte, war immer eine Thätigkeit meines innerſten Lebens.“

„Die Zergliederung dürften Sie mit Recht zurückweiſen, wenn ich ſie nicht einzig zur Begründung der Unmöglichkeit, ein ſolches Bild zu malen, benutzt hätte. Die Lyrik, und dahin gehört am Ende Ihre Apoſtroſe, liegt mit ihrer Ueberſchwenglichkeit ein für allemal außer

dem Bereiche einer anatomiſirenden Kritik. Man kann Niemand beweiſen, daß er das oder jenes nicht gefühlt habe; er kann uns aber auch nicht zumuten, ihm Alles nach zufühlen. Genug davon. — Mit der Geiſtes-Unmittelbarkeit, die Sie ſelbſt aufgegeben, hört aber für mich jeder höhere geiſtige Zauber auf, — und hierin liegt die Schwäche des Katholizismus. Ich kann einen Nervenkitzel, einen Sinnenrauſch doch nicht ſo ohne Weiteres: Religion nennen. Wenn ich erſt zu denken angefangen, ſo muß alles Hohe eben auch mein Denken beſchäftigen, Seele muß zu Seele, der Weltgeiſt zu meinem Geiſte reden: da iſt Erhebung, da iſt Größe. Ihre Myſtik lullt dagegen alle Klarheit ein, ſie umſchleiert ſich ſelbſt die Augen, um ſich nur in dem unſtimmten Schweben, in dieſer geſpenſterſüchtigen Mondnacht wohl fühlen zu können." —

„Die Bedürfniſſe der Vernunft und des Verſtandes zu befriedigen, iſt eine Aufgabe der Philoſophie; Religion aber iſt ein Poſtulat des Herzens. Die Vernunft und der Verſtand ſind nicht in ſich abgeſchloſſen, ſie ſind ungleichmäßig vertheilt, die Uebermacht drängt, wo ſie ſich findet, vorwerts. Sie reißt heute ein, was ſie geſtern erſt mühſam aufgebaut; das Herz aber fühlt heute wie immer. Wir haben etwas Poſitives: — den Glauben; Sie können uns nie ein Aequivalent dafür geben."

„Dann laſſen wir dies Poſitive, das mir wenigſtens ſehr vague ſcheint, fallen. Ein Hirt und eine Heerde iſt ja überhaupt nur denkbar, wenn es weder Hirten noch Stall, weder Jeſuiten noch Pietiſten, weder Deutſchkatholiken noch Lichtfreunde gibt. Ich bin für eine Radikalkur. Der große Unfug, den Menſchen nach ſeinem religiöſen Zeichen, nach der Uniform ſeines Inneren zu fragen, muß endlich der Vergeſſenheit anheimfallen. Ganz umſonſt haben wir das Treiben doch nicht unterſucht, das uns ſo lange geknechtet. Wir haben die vergoldete Nußſchale mit dem Hammer der Vernunft zerſchlagen, die Trümmer liegen auf dem Ambos herum, aber — die Nuß war leer. Und um dieſer Hohlheit willen, all die Chikanen! Jeder iſt über ſein inneres Leben nur ſich ſelbſt Rechenſchaft ſchuldig, das Heilige gehört nicht auf den Markt, es ſoll nicht zum Stichwort und zum Parteinamen werden.“

„Und die Tauſende von Martyrern, die für ihren Glauben, für dies Poſitive, das Sie ſo ohne Umſtände dem Nichts preisgeben wollen, geblutet haben?“ warf der Graf ein.

„Sie ſtarben für ſubjektive Anſichten, für Ideen, die ſich erſt eine Geltung erkämpfen wollten, — ein Irrtum ging im andern unter. Wenn dieſe einer ſo beſondern Berückſichtigung wert ſind, ſo verlangt Pflicht und Billigkeit, allen Andern, die ihrer Grundſätze, ihres

Glaubens wegen ſtarben, dieſelben Rechte einzuraümen. All die Unglücklichen, deren Zahl Legion iſt, von den großen Einzelnen Huß, Savonarola, Arnold von Brescia, bis zu den maſſenweiſen Opferungen der Juden jenſeits der Pyrenäen, der Albigenſer. Kamiſarden, und jener Tauſende, deren Scheiterhaufen die Lieblingstochter des Satans, die Inquiſition, zündete; wofür bitten dieſe? Doch nur für Anſichten, die ſie als Menſchen den Menſchen gegenüber vertheidigen wollten. Warum hießen ſie aber boshafte, verruchte Ketzer, oder, im mildeſten Falle, fanatiſche Schwärmer? Die erſten Chriſten mußten den Römern und Juden ebenfalls als Ketzer erſcheinen, und die Gewaltbaber übten damals blos, was ſpäter oft genug unter dem Banner und im Namen der Liebe geübt worden iſt. Ich finde keinen Unterſchied zwiſchen den Chriſtenfackeln Nero's und den Autodafe's eines Torquemada."

„Mag ſein," ſagte der Graf, „Sie kommen aber mit Ihrem Negiren alles Poſitiven nicht durch. Der Dogmotismus iſt dem Menſchen angeboren. In dem Moment, wo Sie einen Satz befehden oder ſtürzen, haben Sie gleich einen zweiten in Bereitſchaft, an den wir ohne Weiteres abſolut glauben ſollen. Geben Sie uns keinen Satz, ſo iſt wenigſtens Ihre Negation als Dogma hingeſtellt, und Sie werfen Jeden in die Zahl der Ketzer oder Narren, der nicht zu ihrer Fahne

ſchwören mag. Ein Prinzip, alſo etwas Poſitives, iſt durchaus unentbehrlich.“

„Alles Objektive iſt poſitiv. Es gibt aber für uns keine reine Objektivität, weil das Medium unſres Ichs alles von außen Gegebne durchdringt, und wir es ſo nicht mehr als etwas Fremdes, als etwas Feſtabgeſchloſſnes erkennen, ſondern es uns ſtets mit einer bedeutenden Beimiſchung ſubjektiver Atome zur Anſchauung bringen. Alle Naturgeſetze ſind entſchieden poſitiv; wir ſehen aber in die Werkſtätte der Natur nur mit unſern Augen, wir denken uns nur mit unſerm Geiſte hinein: — das was wir ſahen und ergrübelten, kann wahrſcheinlich ſo ſein, ob aber poſitiv für alle Zeit, das iſt eine andre Frage. Ihre Bemerkung, Herr Graf, enthält indeß ſehr Richtiges, und der Vorwurf, den Sie in meiner Perſon ziemlich der ganzen Welt machten, iſt nicht ungerecht. Rätſelhaft bleibt es immer, woher der grauſame, eingefleiſchte Drang ſtammt, einen Menſchen religiöſer Ueberzeugungen wegen zu lieben und zu haſſen; woher die Sucht kommt, Andern ſeine eigne Anſicht als die allein ſelig machende aufzudrängen. Unnatürlich iſt der Zuſtand gewiß. Das in die Welt hinein gekünſtelte Gift einer Formelreligion rollt in den Adern unſrer Tage gährender als je, es zeigt ſich bei jeder Gelegenheit ſo bösartig, daß ich feſt glaube, die heutigen Schriftgelehrten und Fariſäer würden einen

Chriſtus, wie vor 1800 Jahren, wenn auch nicht an's Kreuz, doch ſicher in's Irrenhaus zu bringen wiſſen. — Ich kenne Leute, die nicht im Stande ſind, das kleinſte Geſchäft zu Stande zu bringen, ohne auf eine oder die andre Weiſe den Andern in einen konfeſſionellen Menſchen umzuformen. Sie brechen mitten im Handel ab, wenn ſie herausbringen, daß der Gegner ſein Kreuz auf andre Art ſchlägt, oder daß er Ruppianer oder Uhlichianer iſt. Wir wiſſen vor lauter Konfeſſionen kaum noch etwas von Religion. Träte ſie, die tief im Menſchen, wie in der ganzen Welt liegt, erſt einmal wieder ohne allen Beigeſchmack auf, ſo verſchwände mit den Unterſcheidungszeichen auch der Glaubenshaß, das Reinmenſchliche feierte den ſchönſten Sieg, und die Menſchen würden glücklich."

Die Ruhe, mit welcher Stein ſprach, ſein Verſchmelzen des chriſtlichen Geiſtes mit dem Weſen des Menſchlichen, konnte ſeine Wirkung nicht verfehlen. Es gibt eine Stimme in uns, ſo ſchwach und verſunken ſie auch ſein mag, die ſich gegen alle jene wuchernden Schmarotzerneigungen, gegen dieſen widerwärtigſten Kaſtengeiſt empört. Der Menſch wagt es mitunter, nichts als Menſch zu ſein: dann drücken ihn die Feſſeln, in die er ſich ſelbſt geſchmiedet; er fühlt, daß aus den Roſen, die er getraümt, eiſerne Ringe geworden ſind, die ihm die Glieder wund reiben. Aber ſogar dieſer

Kampf der Natur um ihr Recht wird ängſtlich bewacht, und als Frevel und Sünde gebrandmarkt. Die Unnatur und das Erlogne ſitzen auf dem Throne, von Häſchern und Sbirren in frommen Livreen umgeben, — die Natur zieht ſich in ſich ſelbſt zurück, und beweint den Verluſt ihrer beſten Schöpfung. Es gibt Leute, die, wenn ſie naht, erſchrecken und ſich bekreuzen. Sie ſchämen ſich ihrer, oder fürchten ſie. Aber ſie wird einſt, nicht mehr im Bettlergewande, ſie wird in der Pracht der Gewalt und des Zornes an die verſchloſſnen Pforten pochen, ſie wird die Riegel zerſchmettern, die Schranken niederwerfen, — mögen dann ihre Proklamationen nicht mit Blut geſchrieben ſein.

Verließ auch der Burgherr kopfſchüttelnd und unzufrieden das Gemach, ſo fand die Wahrheit doch an Marien bald eine warme Freundin. Ihrem klaren, gelehrigen Sinne waren die Widerſprüche, die aus dem Worte der Liebe, vereint mit der That des Haſſes notwendig ſprießen mußten, nicht entgangen.

„Laſſen Sie die lächerlichen Vorurteile,“ ſagte ſie dann, „der Umſchwung wird kommen, und den Trug vernichten.“

„Er wird kommen, — aber nennen Sie die Vorurteile nicht lächerlich. Das, was das Glück von einer Welt untergraben hat, und heute noch den Brand der Zwietracht in das Herz der Familien ſchleudert, ſoll nie

lächerlich, nie der Gegenstand des Spottes für uns sein. Ernst, heiligen Ernst müssen wir ihm entgegen setzen, sein Untergang ist eine neue Erlösung. Das Vorurteil ist eine finstre, dämonische Gewalt, die hastig und schadenfroh über die Saatfelder der Freude fährt, und Halme und Blüten zerknickt, ehe sie Frucht bringen können. Das Vorurteil ist mehr Teufel als alle teuflischen Ausgeburten der Fantasie vom Belzebuel bis zum Zernebog."

Felix schlug sich nach kurzem Kampfe gewöhnlich auch auf die Seite der Opposition; man wußte nur nie recht, ob aus Ueberzeugung, oder aus Gefälligkeit für Marie. Geschah es nicht, so zwang seine Gereizheit die Andern bald, den Gegenstand zu verlassen, in welchem Falle die Gräfin mit ihrem sichren Takte immer die rechte Gelegenheit fand und erfaßte.

Die politischen Zeitfragen waren nicht weniger Gegenstand ernster Debatte als die Theologie; und wenn Stein den politischen Haß auch milder beurteilte, weil er nicht grundsätzlich und notwendig so zu kolossalen Verirrungen ausschweift, so war er doch um nichts schonender, und seine Grundsätze auf diesem Felde ebenso radikal als im Bereiche des Religiösen. — Politischer Haß fußt auf den Glauben, wie religiöser: — das Glaubensbekenntniß, das dem Einen Weihe ist, ist dem Andern ein Fluch. Politisches Bewußtsein der Gesammt-

heit gibt dem Staate Kraft, erzeugt einen lebendigen Staat, aber es iſt ſelten, drum iſt ſo Vieles faul, — nicht blos „im Staate Dänemark.“ Politiſches Gift wirkt deßhalb auch nicht ſo verheerend. Der Mangel an Popularität, an Intereſſe für die ſtaatlichen Einrichtungen, läßt es nicht alle Menſchen gleich empfinden, Manche wiſſen gar nichts von ihm, wenn es nicht im Wetterleuchten der Schlacht ſich verkündet. Die Politik greift faſt nie die heiligſten Rechte des Einzelnen an, — wenigſtens nicht die geheimſten Familienrechte, in denen die freche Fauſt inquiſitoriſcher Schurkerei herum zu wühlen wagt, — ihr Eingreifen iſt nie unausweichbar, nie ſchneidend grell, und die Palliſaden von angelernten Anſichten ſind mit der Zeit eben morſch genug geworden, um ihre Unhaltbarkeit ohne große Mühe beweiſen zu können. Es iſt leicht zu zeigen, daß das „Gottesgnaden“ nur Strohfeuer, nur in die Augen geſtreuter Sand iſt, gegen Reinirdiſches kommen wir mit irdiſchen Waffen auf, aber es iſt unſäglich ſchwer, — den Glauben an gefeite Waffen, die im Beſitze der religiöſen Richtung ſein ſollen, aus dem Volke zu reuten.

Ein aus der Schweiz herüber geſchmuggeltes Paquet brachte Schriftchen von Heinzen und Freiligraths ça ira. Beide geben, der Eine in Proſa, der Andre in weißglühenden Verſen, das Rezept einer Revolution.

Dieſe in Deutſchland nie vorher gekannte Schamloſigkeit, dies gewaltthätige Antaſten alles Beſtehenden, Naturrecht und hiſtoriſch Verjährtes einander gegenüber geſtellt, — es iſt der Kampf eines im Schlafe ungarnten Löwen gegen den Tiger, der ſeinen Zuſtand benutzte. Der Feind im Beſitze aller Vorteile, die vollſtändiges Wachſein und ſyſtematiſcher Angriff bietet, — der Löwe noch ſchlaftrunken und manchen Streich in's Blaue führend. Die Umſchrift des ſchlafenden Thierkönigs auf den Kanonenröhren heißt aber allerwegen: Weck' mich nicht auf!

Der alte Graf hegte zwar die Ueberzeugung, daß auch dieſe Stürme vorüber brauſen würden, aber die Keckheit, mit der die Schriftſteller der Neuzeit nach den Zügeln griffen, verletzte ihn dennoch tief. „Dies gelehrte Proletariat," ſagte er, „hat nichts zu verlieren, und kann Alles gewinnen. Dieſe Leute wollen ſtürzen, nur ſtürzen, gleichviel was. Mag aus ihrem Schutte dann werden was da will. Jede Veränderung kann dem Schreierhaufen Vorteil bringen, und ſolch vager Hoffnung opfert er Recht und Gerechtigkeit, wie ſehr er auch ſeine Phraſen mit dieſen Worten durchſpickt." — Damit klappte er Heinzens Mahnung ärgerlich auf den Tiſch, und ging mit ſtarken Schritten durch das Zimmer.

Die Apoſtroſe war bald an Stein gerichtet, der eben mit Felix eintrat. Der Maler warf einen Blick auf den Titel des Heftes, und nahm den Handſchuh auf.

„Wie ſehr auch eine Unzahl von Plänklern, bei deren Treiben man immer gern ſagen möchte: „Ich geh' zum Doria!“ — Ihre Verwerfung verdienen mag, ſo muß doch dieſer Mann ſtreng von dem Haufen geſondert werden. Solch unklares Verneinen, eine leere Zerſtörungswut kann man Heinzen nicht unterſchieben. Sie dürften ſeine ſtolze Haltung, ſeinen düſtern, ſcharfen Blick, ſeine feſte Stirn nur ſehen, um im Augenblicke zu wiſſen, daß eine ſolche Perſönlichkeit nie eine Ahnung von banaler Schwärmerei, von nebelhaften Traumgeſichtern gehabt haben kann. Er iſt bitter, vielleicht zu bitter, — das liegt aber in ſeinen Verhältniſſen. Verkannt in einem durchweg biedern Streben, durch Unglück in ſeiner Familie, den Tod ſeiner Kinder in ſeinem Gemütsleben gereizt und geſtört, mit Gewalt endlich in's Extrem gehetzt, — hätte er ein unverwundbarer Heros ſein müſſen, um nicht in dieſe Stimmung zu geraten. Ein gewiſſer ſchneidender Humor bricht von Zeit zu Zeit durch dieſe Schatten. In ſolch bizarrer Laune ſchmückt er dann ſein Zimmer mit den Bildern europäiſcher Potentaten. In wunderlicher Zuſammenſtellung ſtehen ſie, zum Theil kopfüber, mit Inſchriften bezeichnet, an den Wänden. Dazwiſchen die preußiſche

Nationalkokarde, die Inſignien ſeines ehemaligen Offizierſtandes in der Landwehr, Patent, Epauletten, Degen ꝛc. Mir zwang er ſo unter den Eruvien ſeines ſtaatsbürgerlichen Daſeins, mit ſeinem Ernſte, ſeiner Ruhe, unter der ich einen Vulkan wußte, Achtung ab. — Ich muß geſtehn, daß ich manche Züge von ihm, wie z. B. ſeinen Sammlungsverſuch für die „verfolgte“ Tochter Tſcheché, übertrieben, und thörichte Oſtentation nenne, aber, und das iſt gewiß, Herr Graf, Heinzen weiß immer, was er bezweckt. Ich denke, wir können der Konſequenz unſre Achtung nicht verſagen, ſelbſt wenn wir der Tendenz nicht hold ſind.“

„Wie können aber dieſe Leute bei ihren Kenntniſſen, ihrer Ueberzeugung, ihrem Urteile, wenn ich ihnen einmal dieſe Eigenſchaften zugeſtehn ſoll, die ihnen zukommende Stellung ſo ganz außer Acht laſſen? Wie können Unterthanen ohne Rang und Stand tollkühn und anmaßend wagen, dem Herrſcher verſchreiben zu wollen: — ſo, oder ſo nicht? Darum finde ich, daß der König von Preußen durch das Patent vom 3. Februar ſich viel vergeben hat. Die Leute werden ſagen, er iſt gezwungen.“

„Zunächſt muß ich mit Ihrer Erlaubniß ein Perhorreszenzgeſuch gegen die Bezeichnung „Unterthan“ anbringen. Unterthan iſt weiter nichts als eine urbane Umſchreibung für Sklave. So weit ſollten wir auch

in Deutſchland doch endlich gekommen ſein, daß der bloße Gedanke an Hörigkeit unſer Blut ſchon in Wallung brächte. Ich bin in Kurheſſen geboren. Der Fürſt mag ſeine Erb- und Schutzrechte auf die Schelle vertheidigen — ſo lang er kann; die tote Erde kann ihn der Thorheit und Anmaßung wegen nicht verlachen, wol aber ich, der denkende Menſch. Und nun gar der Splitterpatriotismus, den man mit dem erſten Athemzuge ſchon einſaugen ſoll! Kümmert's mich, ob Der oder Jener ſeine Geißel ſchwingt? Ich würde es übelnehmen, wenn Jemand mich einen gebornen Heſſen nennen wollte. Ich kam als Menſch in die Welt, von andern angebornen Klaſſifikationen, die weder mit geiſtigen noch körperlichen Verhältniſſen in Berührung ſtehen, weiß ich nichts. Selbſt der Gedanke, ein Deutſcher zu ſein, macht mich nicht ſtolz. Die in die Erde geſpießten, buntbemalten Pfähle, Mutterſprache ſogar und Volkseigentümlichkeit ſind Zufälligkeiten, von denen ich mich um ſo weniger knechten laſſen mag, als meiner Ueberzeugung nach, durch dieſe Spaltungen die Erfüllung der Aufgabe des Menſchengeſchlechtes verhindert und hinausgeſchoben wird. Dieſe Aufgabe iſt, — den angelognen Trödel jeder Art abzuſtreifen, und in Weſt und Oſt, in Nord und Süd einig und ſtark, als — Menſchen zu ſein, zu genießen und zu dulden, aber nur Natürliches. — Le roi ne lâche que quand le peuple arrache!

Das iſt Alles, was ich ſonſt auf Ihren Einwurf entgegnen kann. So wie das Volk zur Erkenntniß ſeiner Rechte kommt, fordert es die Güter zurück, die man ihm in den Zeiten der erkünſtelten Unmündigkeit entriſſen, oder die es ausgeliehen, weil es kein Mißtrauen hatte. Wer zuerſt zum Bewußtſein kommt, der thut es zuerſt. Rang und Stand wirft bei jedem Handel, wo das Recht in's Spiel kommt, kein Gewicht in die Schale. Was können die erwachten Plebejer dafür, wenn die Großen für Bänder, Titel und Aemter ihre eignen Gerechtſamen mit denen des Volkes zugleich opfern? Time is money, und: Zögern bringt Tod! Wer kann, wer darf in dieſen Verhältniſſen warten, bis die Bewegung von oben ausgeht? Das Patent aber iſt ein Puff, der Niemand mehr Sand in die Augen ſtreut."

„Der anarchiſche Zuſtand, dem Sie hier das Wort reden, vernichtet Handel, Induſtrie, kurz den Wohlſtand des Landes. Die entfeſſelte Maſſe iſt die fleiſchgewordne Beſtialität, ſie weiß nichts von einer beſtimmten Richtung ihrer Wut, ſie tobt rechts und links; die Aufwiegler haben ſie ebenſo wenig in der Gewalt, wie der Schütze die abgeſchoſſne Kugel. Die Maſſe muß den Reiter fühlen, und darum gab uns der Herr eine Obrigkeit."

„Die blinde Wut der Maſſe laſſ' ich gelten, Pöbel wird es immer geben, aber ſeine Unzahl kann und wird zuſammenſchmelzen, wenn man die Beſſeren nicht mehr hindern wird, ſeine trüben Tage aufzuklären; wenn man ihn nicht mehr gefliſſentlich verſtocken und verdummen wird. Hätten wir nicht eine unnatürliche Ordnung, und wäre das Inſtinktive nicht grade dadurch verkümmert, und von ſeinem Platze verdrängt worden, ſo gäbe es auch keine ſo ſchreienden Unordnungen. Da es nun aber ſo iſt, ſo brauchen wir freilich eine leitende Hand. Wir brauchen eine Hand, aber den Kopf hat das Volk; die Hand darf nur ausführen, was der Kopf diktirt. Der Name dieſer Hand, ob König oder Präſident, ſcheint mir gleichgültig, nur muß ſie abgehauen werden, wenn ſie ihrer Pflicht nicht genügt."

„Gut, geſetzt all dies wäre ebenſo richtig, als es mir eine utopiſche Träumerei ſcheint, — ſo hätten die Herren Stürmer ja einzig und allein mit der Regierung zu thun. Warum vergeſſen ſie ſo ganz und gar alle Erfahrung, alle Hiſtorie, und richten ihre Pfeile auf etwas, das ſich zu allen Zeiten aus der Natur der Dinge entwickelt hat? Sie finden eine Ariſtokrazie in allen Republiken, in Sparta und Athen, in Frankreich gleich nach der blutigen Revoluzion, wie in Amerika. Der Name, die Baſis ſelbſt, Geld oder Geburt, ändert nichts, wenn nur die Idee vorhanden iſt."

„Dieſe Leute kämpfen um ein Recht der Geltung, das mit ihnen geboren iſt. Der Kopf iſt ihr Stammſchloß, Gedanken ihre Münzen und Diener, die großen Geiſter alle, die vor ihnen im Glanze des Erkennens geleuchtet, ſind ihre Ahnen. Tüchtige Männer fühlen ſich in der That von Gottesgnaden, und wenn dann kleine unbedeutende Weſen mit einem großen Titel ihnen vorgezogen werden, und ſie geringſchätzig behandeln, ſollen ſie dieſe lähmenden Mißverhältniſſe ſtillſchweigend übergehn und ertragen? Ich glaube, Herr Graf, Sie werden mir zugeben müſſen, daß jene Angriffe provozirt worden ſind. — Dem Erbadel liegt eine Idee zu Grunde, ein Schluß, eine Berechnung, bei der ein höchſt wichtiger Faktor gar nicht beachtet wurde. Durch irgend eine bedeutende That erwarb der Ahnherr in der beſten Zeit den Adel. Man ehrte das Verdienſt des Vaters im Sohne, und glaubte, daß die hohe Geſinnung ſich im Blute fortpflanze. So ſcheint mir auch jene berühmte ſtrittige Stelle des Tacitus zu wollen. Man ſetzte eine Notwendigkeit voraus, während der Zufall freies Spiel hatte — hinc illae lacrimae! Ich muß den Vorwurf, aus der Geſchichte nichts lernen zu wollen, den Vertheidigern des Blutadels zurückgeben, denn die Beiſpiele von Ausartung, von Schändung des Adels haben keine Zahl. Dem ſpäteren Adel, deſſen Verdienſte etwa Geld oder Verrat ſind, gönne ich kein weiteres Wort. Ich

halte ebenfalls die willkürliche Bevorzugung Einzelner in ihren Konsequenzen für eine schmachvolle Beeinträchtigung der ursprünglichsten Menschenrechte, eine Aristokrazie der Bildung und des Geistes lasse ich, wie jene Stimmführer, gern gelten. Eine solche wird sich auch immer behaupten. Glauben Sie nicht, daß Wolfgang Göthe, der Dichter des Faust, mehr Wert hat, als Herr von Göthe, der Premierminister von Weimar?"

„Sie werfen so viel mit Konsequenz um sich, daß ich Sie doch auf einige Inkonsequenzen aufmerksam machen muß," wandte Felix ein. „All die schillernden Worte, die Freiligraths Gedicht — Von unten auf — hier so pomphaft in die Welt hinaus donnert, bergen nur boshafte Gehässigkeit, nicht Gesinnung. Sollte er selbst nicht oft genug auf dem Dampfer über die Häupter der Maschinisten hinweg promenirt sein? Warum macht er dem Könige einen Vorwurf daraus, während er es bei sich gewiß nur natürlich findet? Warum ist er nicht in die glühenden Räume hinabgestiegen, um den neuen Titanen zu helfen? Die Burgen und Reben am Strande, das Nußlaub von St. Goar und der blinkende Rhein schienen auch ihm lockender als die Cyklopenwirtschaft in der Tiefe! Wozu all diese Redensarten?"

„Das Gedicht beweist wenigstens, daß er bei dem Genusse die traurige Lage des im Maschinenraume eingepferchten Proletariers nicht vergaß, daß er geistig mit

ihm litt, wenn er auch nicht helfen konnte. Warum Sie aber die ganz allegoriſche Faſſung der Verſe abſichtlich überſehn wollen, begreife ich nicht. Ihr Vorwurf zerfällt bei richtiger Auffaſſung und Deutung von ſelbſt.“

„Von ſtrengpolitiſchen Dingen verſtehe ich nichts,“ ſagte Marie, „ich habe meine perſönlichen Feinde auf einer andern Seite. Was den Adel anbelangt, ſo habe ich ihn nur immer als das Mittel wert gehalten, das mir ohne Schwierigkeit die beſten Geſellſchaften geöffnet. Sonſt iſt er mir nichts als der von den Vätern ererbte Name. Der Vorteil, deſſen ich erwähnte, ſcheint mir aber ſo groß, daß ich ihn nie leichtſinnig aufgeben möchte, — ich würde mich in einer fremden Sfäre nicht heimiſch finden können, und Verdienſte, die mich trotzdem auf der Oberfläche hielten, beſitze ich nicht.“

„Aber Ihre perſönlichen Feinde?“ fragte Felix ſcherzend.

„Hören Sie nur! Bei meiner großen Vorliebe für friſche Blumen, kaufte ich zu einer Zeit, wo dieſe theuer ſind, ein Ballſträußchen. Es beſtand aus Queen Victoria Kamellien, einem Moosröschen, weißem Hibiskus und einer ganz neuen Art Pensées. Ich erinnere mich grade dieſer Blumen noch ganz genau; — ich mußte 2 Louisd'or dafür zahlen. Zugleich mit mir war ein kleines Männchen in einem abgeſchabten Rocke,

mit ſtarkzerknittertem Hute, bei dem Gärtner geweſen, und am andern Morgen las ich in einem Journale eine breite Tirade über die Verſchwendung der Reichen. Es war da haarklein ausgerechnet, wie lange eine ganze Familie von dem Gelde hätte ernährt werden können, das eine Dame den Tag vorher für ein Bouquet ausgegeben, das heute ſchon verwelkt ſei, und im Nebricht modre. Die Blumen waren genau beſchrieben und die Anfangsbuchſtaben meines Namens genannt, ſo daß alle Welt mich erkennen mußte. Konnte dieſer Menſch denn wiſſen, ob ich nicht vielleicht in derſelben Stunde das Doppelte zu einer Unterſtützung beſtimmt hatte? Und blieb mir dann noch ſo viel, Blumen zu ſolchem Preiſe kaufen zu können, wer hat ein Recht, es mir zu verargen? Dieſe Leute, die uns immer den Spiegel eines Elends vorhalten, das wir nicht verſchuldet, und dem wir nicht ganz abhelfen können, auch wenn wir zu gleicher Armut herunterſtiegen, — dieſe Makler und Taxatoren unſrer Freuden, ſind mir von ganzer Seele zuwider. Es iſt mehr Neid in ihnen, als wahre Menſchenliebe; ſie koquettiren mit Schmerzen, die ſie nie empfunden, mit einem Mitleid, von dem ſie nichts als den Schein nachzuahmen wiſſen."

„Und mit vollem Rechte ſtrafen Sie dieſe Charlatane durch Ihren Haß", rief Felix. „Wir haben Beiſpiele in Menge, daß die heftigſten Lärmer, wenn ihnen

der Zufall Beſitz in die Hände geſpielt, härter und rauher gegen Arme geweſen, als jemals Einer, der an Reichthum gewöhnt iſt.“

„Trotz alledem, meine Gräfin, muß ich mich zum Advokaten der Idee, wenn auch nicht der einzelnen Perſonen machen. Jener Mann griff den Fall von — Verſchwendung auf, der ſich ihm grade darbot. Er erklärte nicht Ihnen die Fehde, das Beiſpiel diente nur dazu, ſeinen Gedanken ſchroffer in's Licht zu ſtellen. Sie würden in Ihren Salons, auf Ihren Parquets kaum eine Ahnung davon haben, wie verbreitet draußen Jammer und Elend ſind, wenn dieſe Taratoren den Gegenſatz nicht grell hervorzögen, und Ihnen Geſchichten von hungernden, in Lumpen gehüllten Kindern der Not erzählten. Zierlich auf Velin gedruckt, mit Goldpreſſe gebunden, liegen dann dieſe dem Geſchick und der Geſchichte in's Antlitz geſchleuderten Vorwürfe auf Ihren Toilettentiſchen. Vielleicht hat grade die Schilderung Ihres Bouquets irgend eine andre Dame erſt auf den Einfall gebracht, daß man, gewiſſermaßen zur Sühne für eine ſolche Ausgabe, an die Armen denken müſſe. Sprach Sie das Gewiſſen, das einzig gültige Kriterium unſrer Handlungen frei, dann dürften Sie ſich die ganze Sache nicht ſo nahe gehn zu laſſen. So gemacht auch unſre Beſitzverhältniſſe ſind, und ſo wenig ſie ſich naturrechtlich begründen laſſen, glaube ich doch, wenigſtens

noch für lange Zeit nicht an die Möglichkeit einer Nivellirung. Mir ſind die Mittel und Wege nicht klar, durch die dieſer Zweck erreicht werden könnte, und auf welche Weiſe der Inſtitution Dauer und Halt zu geben wäre.“

„Nein, ich greife trotz aller Ihrer ſcheinbaren Gründe die Idee ſelbſt an. An ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen. Wie läßt ſich, um nur ein Beiſpiel zu geben, der unendliche Schmutz rechtfertigen, den man auf ihre Rechnung in die Literatur paſcht? Die Sündflut ſogenannter Myſterien, die ekelerregenden Proſtitutionsgeſchichten, die aus jeder Lorette ein Opfer ſozialer Mißverhältniſſe machen wollen, und jeden Spitzbuben und Vagabunden zu einem Karl Moor ſtempeln; — dieſe modernen Ritter- und Räuberromane à la Cramer und Spieß ſind mir ein Graus“ ſagte Felix.

„Werfen Sie nur nicht Alles durcheinander, und trennen Sie die Werke, in denen wirklich eine ſoziale Idee verfochten wird, von den Kurzwaaren, deren Erzeugerin entweder die Mode iſt, oder die mehr oder weniger ſeichte Nachahmungen eines Originales ſind, das ſeinen Weg gemacht hat. Daß Niemand aufgetreten iſt, der Myſterien von Krähwinkel oder Flachſenfingen geſchrieben, um mit einem Schlage dem äffiſchen Unfuge den Garaus zu machen, begreife ich nicht. Welch köſtliches Feld für Ironie. Witz, Satyre, wie herrlich

wären da all die erfundenen Unnatürlichkeiten durch reine Natur zu parodiren, und zu persifliren gewesen. — Das Leben im Volke, in den unteren Schichten der Gesellschaft, um es richtiger zu bezeichnen, hielten die Engländer längst der Beachtung wert, und ich möchte es ein schlimmes Zeichen nennen, daß die Blousen uns so spät Interesse abgewannen."

Vertheidigen Sie denn überhaubt die Tendenzliteratur? fragte der Burgherr. Sie scheinen nicht unbedeutendes Gewicht auf Eugen Sue zu legen, der doch ein Tendenzschriftsteller par excellence ist."

„Wie kannst Du nur fragen, lieber Onkel, Stein ist heute in so störrig oppositioneller Laue, daß er ein Königreich um die Erfindung einer neuen Art zu opponiren gäbe."

„Ich sollte doch auch meinen," fügte Marie hinzu, „daß es passender wäre, all diese Gegenstände in Abhandlungen zu besprechen. Mir scheint es ein neuer Mißbrauch, das Elend, und nur das Elend zum Gegenstande der — Unterhaltung zu machen."

„Schaffen Sie die Censur ab, und werben Sie Leser für Abhandlungen, dann mag's gelten. Eine Novelle, ein Roman läßt sich leichter zu der behaglichen Breite von 20 Bogen ausspinnen, und Niemand schrickt vor dem dickleibigen Buche, das mit einer Heirat zu schließen verspricht, zurück. Eine Novelle, der tiefver-

ſteckt ein ſozialer Zweck aufgeprägt iſt, ſchlüpft wol allenfalls durch, aber hätten Sie nie von dem paniſchen Schrecken gehört, den die modernen Geſpenſter, Sozialismus und Kommunismus, die ihre Augen heute ſchon einmal in unſer Geſpräch blitzen ließen, in allen Kreiſen verbreiten? Denken Sie ſich dieſe Ungeheuer, ohne erborgten Namen, ohne Frack, ohne Glace-Handſchuhe, auf grauem Papiere, wie man es gewöhnlich den Abhandlungen gönnt, — und die Polizei dazu: dann iſt die Hetzjagd gegeben. Es iſt die dringendſte Notwendigkeit, welche die Tendenz in die Belletriſtik hinüber geſchraubt. Die Zeit will einmal Tendenz, ihre ganze ſtreng praktiſche Richtung bringt es mit ſich, die Gewerke herrſchen, — ſie mußte ſich einen Kanal ſchaffen, den die Cenſur nicht ſo leicht verſtopfen kann."

„Ihr letzter Satz hat viel Wahres, und doch werde ich immer bedauern, daß man auch das wenige Harmloſe, was uns geblieben, vergiftet hat, daß uns das nervöſe Fieber der Zeit auf jedem Blatte mit ſeinen grauſen Fantaſien ſchreckt."

Marie ſagte: „Ich glaube noch einen andern Grund für dieſe offenbare Verirrung gefunden zu haben, der mit jener „Geſinnungstüchtigkeit" in keinem Zuſammenhange ſteht. Das Mittelalter und der düſter umwölkte Horizont, die Dämmerung des dichtangrenzenden Zeitraumes, früher ein gewöhnlicher Stoff für ſchrift-

ſtelleriſche Arbeiten, bot mit ſeinen koloſſalen Unordnungen, ſeiner Verſchrobenheit, ſeinem Fehdeſiechthum, der Inquiſition, den Hexenprozeſſen, der Tortur, ſo draſtiſche Vorwürfe, daß der Leſer ſchon durch dieſe Greuel, die der Farbenſchmuck weder verhüllen konnte, noch wollte, immer in fieberhafter Spannung erhalten wurde. Das Publikum hat indeß den Geſchmack an Kreuzfahrern und Mönchen verloren, es will etwas Andres, aber ebenſo Reizendes. Hausbackne, ohne Humor, ſpießbürgerlich zuſammengeleimte Romane ließen kalt, das alte Problem, den Hans mit ſeinem Gretchen nach tauſend Schwierigkeiten zu verbinden, ſetzte durch ſeine ſchreckliche Einfachheit die Schriftſteller allmälig in Verlegenheit. Man verſuchte es noch einmal mit der alten Zeit, man beſchwor wieder die alten Schatten mit Speer und Schild, — aber es erſtand mit den Geſtalten nicht mehr der alte Geiſt der Kraft und That. Myſtiſch märchenhafte Wunderlichkeiten, halb ironiſch, halb ernſt, der eitle, gottminniglich rittertümliche Pomp mit der langen, faden Brühe von himmelnder Weinerlichkeit und allzeit fertigen Thränendrüſen, klangen aber natürlich auch nicht an, es mußte endlich etwas Andres aus dieſem Krampfe hervortauchen. Man mußte die Feuer- und Waſſer-Proben, welche die Vorzeit ohne Paraphraſe darbot, zu allegoriſiren ſuchen. Neben dieſen Beſtrebungen lief in neueſter Zeit noch das Genre der Hahn und der

Paalzow. Die geſelligen Dramen der Erſten wurden durch die geſpreizte Blaſirtheit, die Novellen der Zweiten durch die Verzeichnung hiſtoriſcher Charaktere, und durch die plebejiſche Bedeutung, die ſie jeder Livreetreſſe beilegt, unangenehm. Man wollte ſich von dem, was uns in der Wirklichkeit langweilt, nicht noch in Büchern verfolgen laſſen. Die Schriften waren ein Bild der Zeit: Es geſchah viel, aber es wurde wenig gethan. So griff man denn mit einer gewiſſen ängſtlichen Haſt auf den Boden der Geſellſchaft. Die Helden ſtehen nun in den Reihen der Proletarier, ein unbekanntes Feld, das mit Begierde durchwühlt wird."

„Und", fiel Stein in ihre Rede, „die hohen Herrſchaften leſen das, wie etwa ein Märchen aus Tauſend und eine Nacht; denn märchenhaft genug muß es Manchem klingen, daß der Funken des Prometheus unter der Blouſe des Arbeiters ebenſo hell glühen ſoll, als unter dem pariſer Fracke. Es iſt etwas Neues, Frappantes. Ein Buch dieſes Inhaltes iſt verſchlungen worden, Grund genug, ihm Tauſende folgen zu laſſen. Uebertrieben wird dabei bis zur Unkenntlichkeit. Der Handwerksburſche, der notdürftig leſen kann, baut Syſteme, und der Bauer, der ſeine 3 Kreuze als Unterſchrift gelten laſſen muß, führt durch ſeine Dialektik tüchtige Gelehrte auf's Eis; aber dies Alles thut keinen Schaden, es ſetzt ſich in uns unwillkürlich eine gewiſſe

Achtung gegen die niederen Stände feſt, deren Früchte ſegensreich ſind. — Sie haben in Ihrer literarhiſtoriſchen Skizze wirklich das Richtige gefühlt, es ſchimmerte da und dort durch, ſeltſamer Weiſe aber haben Sie das Eigentliche nicht ausgeſprochen. Sie gingen vom hiſtoriſchen Romane aus. Wir möchten gern wieder eine Geſchichte haben, das Gefühl ſagt uns aber, daß das Heft, das Privilegium, Weltgeſchichte zu machen, aus den Händen der Großwürdenträger in die des Volkes übergegangen iſt. Nicht mehr Privathaß und kleinliche Zwiſtigkeiten der gekrönten Häubter, ſondern die Bewegungen, und die ganze Völker durchdringenden Ideen ſchreiben große Züge in das Buch der Welt. Eine Geſchichte ohne Thaten iſt ein Unding, von oben aber kommt kein kräftiges Handeln mehr, der Feldruf Vorwerts erſchallt „Von unten auf!“ Der Maſſenkampf, den Napoleon in der Strategie anwendete, ſchmettert nun auch Reihe nach Reihe derer nieder, die ſich mit der neuen Taktik nicht befreunden wollen. Das Volksleben, das früher nur zu Genrebildchen Stoff gab, malt nun die Geſchichte. Der Treiber in dem Jagdſtücke jener Tapete, der mit gebognem Rücken und ängſtlicher Demut der Gruppe von Herren den geſchoſſenen Haſen überreicht, wäre unter der Hand eines Malers der Neuzeit ſicher eine andre Figur geworden. Ein paar markirte Striche an Stirn und Brauen, einen ſcharfen

Punkt in's Auge; ſtatt der ſtupiden Gemeinheit, die ſeinen Mund öffnet, — die Lippen geklemmt, ein bittres drohendes Lächeln in den Falten, und das Bild wäre nicht mehr ein bloßes, nichtsſagendes Jagdſtück. Auf der letzten breslauer Kunſtausſtellung fanden die Kunſtrichter für gut, Hübners „Auswanderer", eins der tiefſten, ſinnigſten Gemälde, die der Pinſel je hervorbrachte, unter die Genrebilder zu werfen. Die Leute haben dadurch ihrem Urteile ſelbſt den Stab gebrochen. Wahrhaftig nur ſolche Bilder ſind die Hiſtorie des neunzehnten Jahrhunderts, — aber nicht Schmierereien, wie das bekannte berliner Huldigungsbild. Die Auswanderer haben außerdem noch das Verdienſt, ohne den geringſten Apparat auf kleinem Raume das große Weh eines ſolchen Auszugs aus der Heimat zu veranſchaulichen. Dieſer Bauer mit ſeiner jungen Tochter, der zum letzten Male den Friedhof ſeines Geburtsortes beſucht, den letzten Kranz an das geſunkne Kreuz hängt — um am Miſſiſippi oder am Sabine fern von ſeinen Vorfahren eine Ruheſtätte zu finden, — es iſt eine ergreifende, hochpoetiſche Gruppe. Man hat Hübner die fahle Beleuchtung des Vordergrundes zum Vorwurfe gemacht. Die Leute wiſſen nichts von Gefühl. Der trübe Gedanke, der die Seele des Malers umſchleierte, miſchte auch ſeine Farben, und was das Werk an Friſche verlor, gewann es grade durch dieſen Zug an Herz-

Hinten im Sonnenlichte die ſchwerbepackte Wagenreihe und jubelnder Leichtſinn, vorn gedrückte Herzen am Grabe der Aeltern und Kinder; der Gegenſatz iſt ſo einfach, unmittelbar verſtändlich und rührend zugleich, daß grenzenloſe Gemütsloſigkeit oder pyramidale Vornirtheit dazu gehört, ihn nicht zu begreifen. Ja, das iſt die Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts. Sie mißfällt Vielen, weil ſie ſich zu natürlich äußert, weil ſie dem Gemachten und Erlognen zu grell gegenüber tritt. Es giebt auch Menſchen, denen die weinerliche Thekla lieber iſt, als Egmonts Klärchen, und die Marquis Poſa's Philoſophie der Unmöglichkeit der ſtarren Ironie des Mephiſtopheles vorziehn. — Müßte ich nicht fürchten, Sie zu ermüden, ſo würde ich noch hinzufügen, daß Sie den Dichtern, die tendenziöſe Stoffe zu ihren Gedichten verwenden, ſchon darum zu nahe treten, weil der Dichter nicht über der Zeit ſtehen, ſondern grade ſeine Zeit ganz in ſich aufgenommen haben muß. Wir lernen Geiſt und Stimmung der verſchiednen Jahrhunderte aus nichts beſſer kennen, als aus den Dichtern. Warum wollten wir den Dichtern unſrer Tage das Recht abſprechen, die Gährung und das Streben von heute den Enkeln abſpiegeln zu dürfen?"

„Grade aber durch die Poeten, ſie mögen nun in gebundner Rede oder in Proſa ihre Träumereien in die Welt ſenden, wird das zerſtörende Prinzip auch in die

Geſinnung der Frauen übertragen. Frauen ſind ja ſo faſt das einzige Publikum der Schriftſteller. Die Folge hiervon iſt dann all der verderbliche Emanzipations-Schwindel, der jetzt in ihren Köpfen ſpukt.“

„Und die preußiſche Polizei ſorgt außerdem dafür, daß eine Art Nimbus, ein gewiſſes Martyrertum nicht fehle. Hat ſie doch dem Namen Aſton faſt eine Bedeutung gegeben“, ſetzte Stein hinzu. Man konnte nicht recht ſehn, ob es ihm damit Ernſt war.

„Meines Wiſſens“, ſcherzte Marie, „haſt Du, lieber Onkel, ja mit keiner andern Frau zu thun, als mit mir, und daß ich ſo emanzipationsſüchtig ſei, wußte ich nicht. Ich möchte auch keine jener „ſuperioren“ Frauen der Gräfin Hahn ſein. Sie ſind alle, um die ſonderbare Terminologie beizubehalten, „aigrirte“ Charaktere, die weder fähig ſind, glücklich zu werden, noch zu beglücken. Alle Beiſpiele zeigen es, und die von der Hahn geſchilderten zumeiſt recht grell. Warum mag man wol das ſchöne, kernhafte Wort „Weib“ als nur für den Pöbel paſſend gebrandmarkt haben? Zur Frau gehört ein Herr, zum Weibe ein Mann. Seit die Ehe aufgehört hat, nur aus dieſen beiden letzten Elementen zu beſtehen, aus einer innigen Vereinigung willensſtarker, rühriger Kraft auf der einen Seite, und verſöhnender Hingabe auf der andern, — ſeit da kam das Fremde, Störende hinein, der Kampf um das Zepter. Davon wußte man vorher

nichts, weil Mann und Weib, ich möchte ſagen, eine chemiſche Verbindung eingegangen waren, die nach den Richtungen der Grundſtoffe wirkend, jedes in ſeinem Gebiete für ſich einzig, doch zuſammen nur ein Ziel wollten, nur einen Zweck erfüllten. Diejenigen, die zuerſt die Idee einer extremen Frauenemanzipation ausgeſprochen, haben ein neues Sklaventum der Frauen hervorgerufen, — die Sklaverei des Mißtrauens. Verlangt der wahrhafte Mann Dienſte vom Weibe, ſo können es nur ſolche ſein, die er analog jeden Augenblick ſelbſt wieder leiſten kann, ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben. Sie haben nur eine Ehre, nur eine Schmach, erniedrigt ein Theil den andern, ſo erniedrigt er ſich ſelbſt. Jedes Weſen hat nur auf dem ihm von der Natur angewieſenen Platze ſeinen vollen Wert: der Mann als Mann, das Weib als Weib.“

„Jeder ideale Standpunkt iſt gewöhnlich grade hoch genug, um die Konflikte zu überſehn, die unſre leidigen Einrichtungen, dieſe Naturverbeſſerungen eines Pfuſchers, notwendig erzeugen müſſen. — Ihre Theorie, meine Gräfin, iſt, trotz aller guten Verſprechungen, grau wie jede andre; und daß ſie wirklich auf hiſtoriſchen Boden fußt, iſt ſchwer zu beweiſen. Wenn nun, um mich ſtreng an die von Ihnen gewählten Bezeichnungen zu halten, der Herr und das Weib, der Mann und die Frau verbunden werden, ganz abgeſehn von den möglichen Taü-

ſchungen, wie dann? Ich muß voraus ſchicken, daß ich aller Erfahrung entgegen eine gewiſſe romantiſche Idee von der Ehe hege; nichts deſto weniger glaube ich, daß all die, welche ſie als etwas Künſtliches anfeinden, durchaus im Rechte ſind. Meine Anſicht über dieſen Punkt, die einzige Schwärmerei vielleicht, der ich huldige, kann nicht maßgebend ſein. Die Feinde der Ehe werden übrigens, ſo lange unſer jetziges Beſitz und Erbſyſtem gilt, nie eine Aenderung herbeiführen können, und bis dahin will ich den Gedanken an die Möglichkeit einer vollkommen glücklichen Verbindung von Mann und Weib in der Ehe mit Liebe pflegen."

„Zu ſpätes Erkennen und Täuſchungen aller Art laſſe ich gelten, aber wenn man Willen hat, kann eine Mißehe gar nicht vorkommen. Ich wenigſtens wüßte kein Vorurteil, keinen äußeren Zwang, der mich einem ſolchen Schickſale preisgeben könnte. Ich würde nicht wollen, da haben Sie meine unwiderlegbaren Gründe. Mich ſelbſt kann ich nur ſelbſt vergeben, weder Prieſter noch andre Menſchen können Jemand Rechte und Gewalten über mich verleihen. Ich begreife ebenſo wenig, wie man ſich bei einem ſolchen Schritte von irgend etwas verleiten laſſen kann, wie mir unerklärbar bleibt, daß ſich irgend ein Herr einen Korb holt."

„Und doch kommt es vor", ſagte Stein, „die Herren holen ſich Körbe, und die Mehrzahl unſrer Ehen

gehört thätſächlich unter die Kategorie derer, die Ihnen unmöglich ſcheinen. Kann einem Uebel nicht vorgebeugt werden, ſo muß man wenigſtens bedacht ſein, Mittel aufzufinden, die ihm ſpäter abhelfen; — das aber iſt die Aufgabe, an der bisher alle Bemühungen geſcheitert ſind. Es mengen ſich, wie ich ſchon andeutete, zu viel grobmaterielle Intereſſen in dieſe Verhältniſſe, als daß ein friedliches Verſöhnen der Konflikte möglich wäre. Und doch iſt die Unauflösbarkeit der Ehe eine Feſſel, die fürchterlich wird, wenn ſie dem Wortlaute nach gilt, aber faktiſch die Zerſetzung ſchon da iſt. Wir ſind zu ſehr mit dieſer Idee verwachſen, zu ſehr in jämmerlicher Einſeitigkeit verſunken, die Begriffe Eigentum und Beſitz kreuzen alle möglichen Projekte, und eine Verbeſſerung dieſer Zuſtände, deren Unſinn oft klar genug hervortritt, kann nur über dem Schutte unſrer ganzen ſozialen Anordnungen emporwachſen. Die Vereinigung wirklich zuſammen ein Ganzes bildender Elemente wird auch dann nach wie vor unlösbar ſein!“ — — —

So wurden die Abendſtunden ausgefüllt. Am Tage arbeitete Stein an den zur Ausführung vorbereiteten

Kartons, und blieb dabei gern ungestört. Er hatte von München aus ein paar gewandte junge Maler nach Schlesien geschickt, um dort die Grundarbeiten zu verrichten und den Umbau der einen Saalwand des Schlosses W— zu leiten. Sie schrieben ihm, daß Alles sehr langsam fortschreite, daß die Leute erst völlig neu dressirt werden müßten, kurz, daß er vor Ende Juli gewiß nicht würde anfangen können. Diese Nachricht schien Stein nicht unangenehm zu berühren; — als der Burgherr äußerte, daß seine Aufsicht vielleicht das Werk beschleunigen würde, erklärte er, daß die beiden strebsamen Künstler, die er mit diesem Geschäfte betraut, für Vorarbeiten weit zuverläßiger seien als er selbst. „Sie haben für Cornelius und Schnorr gearbeitet", sagte er, „und es ist nur freundschaftliche Gefälligkeit, die sie bewogen, mir denselben Dienst zu leisten, sie sind in keiner Weise meine Untergebenen, und bedürfen keiner Ueberwachung. Da der Herr Graf so freundlich war, mir Gastfreundschaft zu bieten, und die Gegend zu höchst interessanten Studien geeignet ist", setzte er mit der sonderbar trocknen Ruhe hinzu, die er immer annahm, wenn er etwas durchsetzen wollte, „so werde ich denn auch hier verweilen, bis ich selbst Hand anlegen kann."

Marie hatte von ihren Reisen eine große Anzahl bunter Muschelschalen und dergleichen Seeprodukten mitgebracht. Sie beschäftigte sich jetzt damit, aus den

kleinen wunderlich geformten Dingern natürliche Blumen nachzubilden. Sie beſchenkte die Andern mit ihren zierlichen Arbeiten, die ſie als Bouquets auf Pappkäſtchen befeſtigte, oder in Bildform einrahmte.

Ihre Zimmer lagen nach der Thalſeite. Man trat vom Flur in ein Entree, das durch prachtvolle Schlinggewächſe, die dort und da mächtige Tropfſteine aus der adelsberger Höhle freiließen, völlig in eine Grotte umgewandelt war. Die Fenſterniſche hatte einen Überzug von Roſenquarz und Amethyſtdruſen bekommen, von deren Kryſtallflächen das Licht in tauſend Farben durch das üppig grüne Laubgitter blitzte. Die Gräfin hatte durch dieſe ſchroffe Miſchung von grellem Lichte und düſtren Schatten auf eine eigentümliche Weiſe jenes beliebte clair obscur gewonnen, das man für eine vornehme Wohnung nun einmal unentbehrlich glaubt. Das Entree bildete gewiſſermaßen einen Uebergang. Ein Auge, das durch die reinen Spitzbogen der Korridors, durch die langen glatten Mauern verwöhnt war, würde ſonſt durch den Wechſel der Architektur, den Marie grade für ihre Zimmer gewünſcht hatte, zu plötzlich, zu ſchneidend überraſcht worden ſein. Von außen konnnte man den Abſtand nicht ſo bemerken, da dieſe Zimmerreihe dicht am Abhang hinlief, und man von unten durch die Bäume zu wahrhafter Schwindelhöhe hinaufſehn mußte. Mit dem grünen, duftigen

Entree begann eine neue Welt. Durch den Druck einer Feder ſprang die von Gebüſch maskirte Thüre auf, und man glaubte in einem der kleinen Säle der Alhambra zu ſein. Das zierliche Ω in den Bogen, weiße, ſchlanke Saülchen und Pilaſter mit vergoldeten Knaüfen, eine breite, bunte Arabeskenbordüre unter den Simſen, das Plafondgewölbe bedeckt mit jenen wunderbaren Netzgeweben mauriſcher Schnörkelei, wiedergeſpiegelt in dem glatten Fußboden von Marmormoſaik. Auf den weißen glänzenden Wänden ſtanden gleich Sprüchen aus dem Koran mit verzognen Goldlettern, ſo daß ſie beim erſten Anblicke wirklich den Eindruck arabiſcher Schrift machten, Strofen deutſcher Dichter. Schwere gelbſeidne Vorhänge, Divans von demſelben Stoffe, ein einfaches, aber reiches Mobiliar von Roſen und Citronenholz vollendeten die Einrichtung des Salons. Eine große ſilberne Gasätherlampe, Herkules, der dem Atlas das Himmelsgewölbe abnimmt, darſtellend, ruhte auf einem Tiſchchen von demſelben Metalle; ſie war der einzige Gegenſtand, der nicht ſtreng dem Geiſte der Umgebung angepaßt ſchien. Eine ſchmale Gallerie, wie das Entree mit Schlingpflanzen umzogen, verband dies Gemach mit Mariens Schreibſtube. Sie nahm das eine Eck des Schloſſes ein. Das zierliche Bureau von Zebra, bedeckt mit einer Menge von Statuetten, Porzellan und Elfenbeinarbeiten, ſtand mitten unter der Kuppel des

Haubtgewölbes. Jede Niſche bildete gleichſam ein beſondres Zimmer, und hatte ſeine beſondre Beſtimmung. Die eine war Bibliothek, in der zweiten lehnte der Stickapparat und der Muſchelkaſten, das Fenſter der dritten zeigte ein altdeutſches Glasgemälde, eines jener wunderbaren Madonnengebilde, die bei aller Steifheit der Zeichnung ſo tiefen Eindruck auf uns machen. In dieſer Niſche ſtand ein Betſchemel. Alle waren durch Gardinen von amarantfarbnem utrechter Sammt abgeſchloſſen. In die abgeſtumpfte Ecke des Schloſſes hatte man eine Thüre gebrochen, die auf einen geräumigen Balkon führte, der frei und kühn über den Abgrund hinaushing. An dies Lieblingszimmer der Gräfin ſtieß ihre Garderobe, dann ihr Schlafzimmer und das Kabinet ihrer Zofe.

Der alte Graf, der ſich nach den letzten Debatten wieder mehr von dem Maler entfernt hielt, war viel bei ihr. Sie ging, da es ihm Freude machte, gern auf den ceremoniöſen Hofton ein, den er der modernen Nonchalence der jungen Herren entgegenſetzte, und wußte immer etwas aufzufinden, das ihn erheiterte. Sie las ihm vor, kam ſeinen Eigenheiten überall auf ſo liebevolle Weiſe entgegen, — ſeine Augen glänzten, wenn er von ihr ſprach, ſie war ihm Alles. Es konnte gar keinen natürlicheren Wunſch geben, als den, Felix, der auch großen Theil an ſeiner Liebe hatte, mit ihr zu verbinden. — Dieſer beſchäftigte ſich auf den dringenden

Rat ſeines Freundes mit ſeinen eignen langvernachläßigten Angelegenheiten. Wenigſtens ſagte er ſo. Eines Tages aber brachte er Stein ein ziemlich bedeutendes Heft von Gedichten, über die er ſich geheimnißvoll eine Kritik ausbat. Stein las die an Marien gerichtete Dedikazion, aus der ſich ergab, daß das Bändchen ein Geburtstagsgeſchenk für die Gräfin werden ſollte, und überflog die andern Verſe. Derartige Lyrik, ſagte er zu Felix, die das niemals ausgeſungne Lied von Lenz und Liebe, Liebesluſt und Liebesleid, zum Thema wählt, hat nur Intereſſe für die Liebenden ſelbſt. Statt aller andern Kritik, fragte er hingeworfen: Haben Sie lange nicht nach Heidelberg geſchrieben? Halden gab eine halbe, ausweichende Antwort, und auch dieſe, oder grade dieſe genügte dem Maler.

Anhaltendes Regenwetter beſchränkte die Geſellſchaft faſt ganz auf die Zimmerraüme, auf das Geſpräch und das Billardſpiel. Zur Abwechslung vertrieb man ſich die Zeit mit der Aufſtellung der Bibliothek. Marie hatte Büſten und Reliefs, theils in Marmor, theils

Gipsabgüſſe nach Antiken gekauft und beſtellt, die in die Blenden und auf die Schränke geſetzt werden ſollten. Ein Theil davon war angekommen und wurde vorſichtig ausgepackt. Es war ein Abguß einer antiken Meduſe darunter, zu deſſen Anfertigung ſie keinen Befehl gegeben.

„Das iſt einmal keine Meduſe, wie ich ſie mir denke“, rief ſie, „als das Stück vorſichtig aus der Umhüllung von Werg und Spänen genommen wurde. Sehen Sie dieſe gedrückte, knochige Stirn! Auf der Stirn liegt der Ausdruck, ſagt Leſſing, und Sie nennen den Laokoon ja ihr Orakel. Eine Meduſe muß ſtolz ſein, und der Stolz wohnt auf einer hohen, freien Stirn. Dieſer große, gemeine Mund mit den wulſtigen, ſinnlichen Lippen, das iſt kein Sitz für verſteinernden Hohn. Perſonen, in deren Zügen ein ewiger Hohn lauert, haben dünne ſchmale Lippen, die nie ſo mohrenhaft aufgeworfen ſein können. Dies Bild iſt durchaus häßlich, und doch kann nur eine ungewöhnliche Schönheit ſo anziehn und ſo feſſeln, daß Flucht unmöglich wird. Den Schrecken und das Entſetzen muß die eiſige Kälte, muß das Lächeln eines unnahbaren Hohnes geben, der die ganze Geſtalt wie mit einer Dornenwand umſtarrt. Nein, dies petrifizirte Scheuſal iſt keine Meduſe. Entweder irren die Kunſtkenner, oder es iſt das Werk eines gedankenloſen Handwerkers.“

„Sie sind zu hart“, meinte Felix, „wir können über die Alten nicht so rasch ein verwerfliches Urteil fällen. Noch vorsichtiger aber müssen wir sein, wenn es sich um einen anerkannt bedeutenden Rest ihrer Kunst handelt.“

„Doch, doch, wenn sie die ewigen Muster des Geschmackes, die nie fehlenden Meister der Aesthetik sein sollen, so verlangt es die Achtung vor ihnen selbst, daß wir eine Stümperei mit dem rechten Namen bezeichnen. Wir müssen an ihnen grade die strengste Kritik, die genauste Zergliederung üben, um uns über das Wahre der Kunst sichre Aufschlüsse zu verschaffen. Helfen Sie mir doch, Stein, Sie müssen das wissen.“

„Je schärfer und überlegter unsre Kritik ist, desto mehr kommen wir zu dem Resultate, daß die Werke der Alten makellos edel sind, die Kritik wird also den wohlverdienten Ruhm der Antiken nie schmälern können. Die Alten dachten sich die Meduse als ein gräßliches Ungetüm, als ein solches schildern sie Homer und Ovid. Schlangenhaar, grasser Blick und schlaffe Flügel am Kopfe „scheußlich und furchtbar“, so sieht sie aus dem Schilde der Athene. Ein solches Antlitz widerstrebte dem Marmor der Verewigung; die Kunst bemächtigte sich also der weiteren Mythe, die das Ungeheuer vorher ein wunderbar schönes Mädchen sein läßt, das die Augen Neptuns auf sich ziehn konnte, und bildete mit der ganzen

Kühnheit und dem vollen Rechte adligſten Geſchmackes faſt immer die ſterbende Meduſe, nicht die verſteinernde. Die Medusa Rondanini iſt ein Bildwerk voll troſtloſen Schmerzes, ein Geſicht, das denſelben Eindruck macht, wie die Beatrice Cenci. Und ſo iſt ſie in allen Reliefs, in allen Steinen, in denen ſie ſelbſtſtändig erſcheint. Ganz zu vermeiden ging aber die Darſtellung des „δεινοῖο πελώρου", des Gorgonenhaubtes, das Homer „δεινή τε σμερδνή τε" nennt, dennoch nicht. Sie citirten Leſſing; erinnern Sie ſich nur der Stelle, an der er die künſtleriſche Darſtellung eines idealen Gedankens ſtreng von den Skulpturen ſondert, die als Bedürfniſſe des Kultus verfertigt worden. In ſolchen Arbeiten herrſcht ein pedantiſcher Zopfſtil, ein Zwang, der faſt ebenſo erbaulich iſt, als der in Gutzkow's Maha Guru geſchilderte. Hier mußte ſich der Künſtler dogmatiſch an das Hergebrachte halten. Sie finden die Parallelſtelle noch heute in gutkatholiſchen Ländern. Der alte verrenkte Chriſtus mit ſchielenden Augen und mongoliſchen Backenknochen, den in grauer Zeit ein Dorfklerer mit Leimfarben geſchmiert, — die affenbraune Madonna, deren Mantel ſich durch rätſelhaft unmöglichen Faltenwurf auszeichnet, beide gelten den Leuten weit mehr, als neue Bilder, die denſelben Gegenſtand kunſtrecht und edel behandeln. Die ſogenannt wunderthätigen Bilder ſind durchſchnittlich wider-

wärtige Fratzen. — Offenbar iſt dieſe Meduſe auf die letzte Weiſe entſtanden. Sie war kein ſelbſtſtändiges Werk, ſondern einer Statue der Minerva oder des Perſeus als Attribut beigefügt. Sie findet ſich ſo, d. h. thätig, nicht leidend, häufig an Sarkofagen oder als Schmuck des Aegis. Aber auch hier noch und grade an dem Relief, das uns vorliegt, finden Sie deutliche Spuren des Geſchmackes der Griechen. Ich ſehe gar nicht, daß der Kopf ſo abſtoßend häßlich iſt. Die Augen ſind weit offen und herrlich geſchnitten; was Sie an der Stirn für Knochen nehmen, halte ich für verſteintes Zucken, das von der Qual des Sterbens her geblieben, und das mit dem gleichfalls verzognen Munde korreſpondirt. Die Lippen endlich ſind rund und voll gewölbt, wie bei allen Antiken, mohrenhaft und wulſtig aber gewiß nicht. Der Kopf mißfällt Ihnen, weil Sie der Mythe eine andre Seite abgewinnen wollen; und weil er Ihnen mißfällt, übertreiben Sie. — Daß ein Antlitz, wie das, deſſen Umriſſe Sie angaben, bedeutenden Wert haben könnte, iſt nicht zu leugnen; nur ſcheint es mir eine über die Möglichkeit geſpannte Aufgabe, dieſen lebendigſten Ausdruck dem Steine einzuhauchen. Ich kenne übrigens die Technik der Bildhauerkunſt zu wenig, um definitiv entſcheiden zu können, wie weit das Genie hier den Widerſtand des Mittels zu beſiegen vermag.“

„Schwer? Zugegeben; unmöglich? Nein! Denken Sie doch nur an den Laokoon, an die Niobe! Aber ich will Ihnen, um jede Ausflucht abzuſchneiden, lieber ein Werk der Neuzeit nennen. Denken Sie nur an Canovas Magdalene! Dieſe Weichheit und dabei dies Beben, dieſe Vollendung des Schmerzes, dieſe demütige Reue, die einen trüben Schleier auf das geſenkte Auge wirft. Kann der Meißel das hervorbringen, warum nicht Kälte, Haß und Hohn?“

„Weil die Aufgaben diagonal entgegengeſetzt ſind. Das geſenkte Augenlid bei der Magdalene deckt zugleich die ſchwache Seite der Skulptur. Man vermißt den Stern nicht, — ja der Schatten des Lides ſcheint ſogar einen zu bilden. Bei der Meduſe iſt er faſt unentbehrlich. Lebhafteſter Affekt und ſtarre Ruhe vereint bilden das ſchwer zu löſende Problem, und Beide müſſen größtentheils im Auge liegen. Die Alten ſahen die Unmöglichkeit einer glücklichen Löſung ein, darum gaben ſie dem Gedanken, der ihnen gewiß nicht fremd war, keine Form.

„Sie haben mich nicht aus dem Felde geſchlagen, ſondern mir ſelbſt eine neue Waffe geliefert. Den heftigen Affekt braucht der Künſtler ja nur in die andern Züge zu bringen, Mund, Nüſtern, Stirn ſind gewiß dazu geeignet; die ſtarre Ruhe gibt der Stein und die ſternloſen Augen von ſelbſt. — Aber da kein Mann

vom Fach unſern Diſput entſcheiden kann, ſo führt er ja doch zu keinem Ziele; — und, — wer Recht behalten will . . . . . Sie kennen das Uebrige. Hätte ich aber wirklich geirrt, ſo wäre der Gegenſtand ſicher ein lohnender Vorwurf für den Maler. Hier gilt es den Geiſt wiederzugeben, nicht blos Verkürzungen und Muskulaturen, die ſich lernen laſſen. Der Künſtler, der meine Meduſe malt, muß empfinden und verſtehen, die Auffaſſung allein gibt den Ausſchlag, denn die Ohnmacht der Farben werden Sie mir doch nichts als Entſchuldigungsgrund anführen wollen?“

„Man hat es auch verſucht. Ich ſelbſt beſitze ein ſolches Bild, die letzte Arbeit eines Freundes. Es knüpft ſich eine kurze, aber grauenhafte Geſchichte daran. Ich kann die Tafel nie ohne innerliches Grauſen anblicken; ob nun das Gemälde ſelbſt, oder die Umſtände, die es entſtehen ließen, ſo grell auf mich wirken, kann ich nicht beſtimmen. Es liegt tief unter meinen Jugenderinnerungen vergraben, ich mag es nicht ſehn. Der Maler war mir theurer, als irgend ein Menſch, er iſt mit meinen liebſten und traurigſten Erfahrungen und Schickſalen verwebt, und die Art, wie ich ihn verlor, klingt mir immer wie eine ſchaurige, geſpenſtertolle Sage nach.“

„Aber ich möchte es ſehn,“ ſagte Marie naiv. „Ich möchte noch mehr, ich wollte gern die düſtre Ge-

ſchichte kennen, die es erzeugte. Und außerdem müſſen Sie eine Meduſe malen, die meinem Ideale entſpricht.“

„Große und ſchwere Dinge verlangen Sie da in einem Athem. Verſprechen kann ich Ihnen nur den erſten Theil, und auch dieſen, wenn ich ehrlich ſein ſoll, nur ungern.“

„Ich kann meiner Neugierde nicht widerſtehn. Sie ſind ein ſo ſonderbar gelaſſner und abgeſchloſſener Mann, daß ich gern wüßte, wie Sie dazu gekommen. Als ich Sie kennen lernte, waren Sie es lange nicht in dem Maße. Ich bilde mir ein, die Geſchichte des Bildes oder Ihre Verbindung mit dem verlorenen Freunde, werde mir einen Schlüſſel dazu geben. Sie ſehen, ich lege es ſyſtematiſch darauf an, mich in Ihr Vertrauen einzudrängen.“

„Das iſt ein Vertrauen von Ihrer Seite, meine Gräfin, das mir ſchmeichelhaft ſein muß. Meine eigne Geſchichte bietet aber nur wenig Intereſſantes. — Ich habe für mich eine Art Hieroglyfenſchrift. Wie Andre Tagebücher führen, ſo entwarf ich Skizzen der Situationen, die mir bemerkenswert ſchienen. Dies Album, das ſehr früh begonnen wurde, zeigt mir zugleich, wie ich künſtleriſch fortgeſchritten bin. Ich will es Ihnen hervorſuchen, und gern Erklärungen zu unverſtändlichen Bildchen geben.“

„Verſprachen Sie mir erſt ſo viel, ſo müſſen Sie meinem Eigenſinn, der durchaus eine Meduſe nach ſeinem Rezepte haben will, auch noch genügen.“

Zwiſchen die großen Freskobilder, deren Entwurf Stein vollendet hatte, ſollten Arabesken auf Leinwand eingefugt werden, von den eigentlichen Gemälden durch geſchnitzte, in die Mauer eingelaſſne Goldrahmen getrennt. Der Maler hatte in die Mitte der bunten Ranken Medaillons, aus denen mythologiſche Köpfe ſahen, gezeichnet, — und ließ ſich endlich das Verſprechen abdrängen, der Meduſe einen Mars zu opfern, und die Ausführung ſelbſt zu übernehmen. —

Da man auf dieſe, in den Stadtſalons entweder verpönte, oder durch Blauſtrumpferei unerträglich gemachte Weiſe, die Eintönigkeit des einſamen Zuſammenlebens zu verſcheuchen wußte, ſo ſtrich die Zeit leicht und freundlich vorüber. Ein rechter, heitrer Humor kam indeß doch nicht auf, ſo nahe ſich dieſe vier Menſchen auch nach und nach getreten. Des Burgherrn Luſt an der Form, ſeine Sucht jedem Geſpräche eine konfeſſionelle Wendung zu geben; des jungen Grafen

dann und wann immer neu aufblitzende Taktloſigkeit; Steins oft gedrückter, ſinnender Ernſt, waren abwechſelnd die Hemmniſſe einer ganz freien Bewegung. Marie, die lebendigſte von Allen, gewöhnte ſich ſo ein, daß auch ſie ihrer Munterkeit nur Spielraum gab, wenn es galt, den alten Herrn zu erfriſchen. Dieſer war zufrieden damit, daß Zelter eine Menge kleiner Sorgen für Marie hatte, er wollte auch, da er ihre Feſtigkeit ſah, der ruhigen Entwicklung nicht vorgreifen, und ließ Alles ſeinen Gang gehn. Er hoffte durch Stein Zelter zu einem raſcheren Entſchluſſe zu treiben. „Ich bin für frühe Heiraten,“ ſagte er dieſem. „Man muß eine Frau nehmen, wenn man noch fähig iſt, ſich über Kleinigkeiten, über ein Nichts zu freuen; dieſe Freuden werfen ihre Reflexe auf ſpätere Tage zurück, und machen manche trübe Stunde unmöglich. Wenn die Charaktere erſt ganz ſchroff ausgebildet und unfügſam geworden ſind, wirken die Ecken abſtoßend auf einander, man kann ſich nicht mehr recht durchdringen, Mißverſtändniſſe vernichten dann den Frieden. Daß die Männer durch Verhältniſſe gehindert werden, früh zu heiraten, iſt mehr der Grund des Verfalls der Ehe, als Alles, was neulich hier darüber geſagt worden. Wo aber die Verhältniſſe nicht hindernd, ſondern im Gegentheile aufmunternd ſind, iſt jede Zögerung unverantwortlich. Jung gefreit, ſagt ein altes deutſches Sprichwort, hat noch

Niemand gerent, ich erinnre mich auch in der That keiner unglücklichen Verbindung, die früh geſchloſſen worden.“ — Er ſprach die letzten Sätze mit ſo erhobner Stimme, daß Felix, der mit Marien Schach ſpielte, ihn verſtehen mußte.

Felix hatte einen unbegreiflichen Leichtſinn. Er ſpielte mit dem, was er ſelbſt Verrat genannt, ohne es zu wiſſen. Wir finden dies Vergeſſen ſeiner ſelbſt gewöhnlich nur an Menſchen, die mit unwiderſtehlicher Glut vom Augenblicke beſtimmt, von der Gegenwart gelechzt werden. Die unnatürliche Reizbarkeit ihrer Nerven läßt ſie nicht aus fortwährendem Zucken und Vibriren herauskommen; ein ewiger Rauſch, ein unbeſtimmtes Streben und Ringen, das ſich an Alles klammert und an Nichts Halt findet, hindert die Bildung einer konſequenten Richtung. Der ruhige Überblick, den der Mann ſich erkämpft, kaltes Überſchauen von Wirkung und Urſache, ſind ihnen Chimären. Sie kämpfen mit geträumten Feinden, wägen alle Vorteile der nur in ihnen vorhandnen Verhältniſſe ab, und erliegen grade dann zumeiſt der Wirklichkeit, wenn ſie ſich im Traume dem Siege nahe glauben. — Weh ihnen, wenn ſich nicht doch endlich die rechte Klarheit durch eigne Erkenntniß und von innen heraus entwickelt. Die ſchonungsloſe Wirklichkeit, die plötzlich wie ein Blitz die ſorglich gehegte Dämmerung durchglüht, das Wiſſen,

das eisig und schneidend von Außen kommt, kann bei einem solchen Zustande der Seele nur vernichten. Und doch muß es einmal kommen. Der Geist, nun mit einem Zauberschlage aus der gleichförmig schmeichelnden Ordnung geschreckt, bricht entweder matt zusammen, oder von Verzweiflung gehetzt, stürzt er kopfüber in wahnsinnige Bitterkeit. Es gibt keine Rettung. Die Welt in uns, sobald sie der äußeren für immer Fehde erklärt hat, zehrt wie ein schleichendes Gift langsam aber sicher an unsrem Marke, sie reibt uns endlich auf. Die Fantasie und der Traum sind Gifte, die nichts neutralisirt, sie lassen nur ein Sinnen, kein Denken zu, und ohne Denken gibt es kein rechtes Leben mehr. Stein fühlte sich nicht berufen, Felix auf die Gefahr aufmerksam zu machen, der er sich unbedacht aussetzte, aber er war empört über die Gesinnungslosigkeit, mit der er ein Wesen, das ihm erst so theuer schien, opferte. — — — —

Endlich riß das Gewölk wieder, das wie ein schwerfaltiger Vorhang, das Allerheiligste, die weißen

Gletſcherſpitzen verhüllt hatte. Marie war bald darauf bei einer kranken Frau geweſen, die in einem einſamen Gehöfte zwiſchen den Felſen wohnte. Auf dem Rückwege hatte ſie eine neue, nach ihrer Schilderung überaus prächtige Partie entdeckt, zu der gleich für den nächſten Abend eine Wallfahrt verabredet wurde.

Es war in der That ein pittoresker Platz. Hohe Felsblöcke, Reſte und Zeugen eines früheren Bergſturzes, waren loſe bis an den Abhang verſtreut. Zwiſchen ihnen wuchſen breite, gefiederte Farrenkräuter, deren friſches Grün die grauen, rötlich erzdirten Steine umwogte. Gebüſch mit dem gewaltigen Schwunge, der nur dem Gebirge eigen, ſtarre Rüſtern und zackiger Berghollunder, breiteten ihren Schatten auf das weiche fußhohe Moos, das, wieder von dürrem Riedgraſe überragt, ein angenehmes Lager bildete. Aus vermorſchten Stämmen ſtiegen rieſige Epilobien und Digitalisarten mit einer Unzahl roter und gelber Blüten empor. Etwa funfzig Schritt entfernt lag die Schwaige von Tannen umgeben, dahinter, immer mehr umduftet, der waldige Berg.

Dicht unter ihnen ragten die Thürme des Schloſſes in die Höhe; man ſchien ſie über die Kluft hinweg erreichen zu können. Die Fenſter funkelten im Abendlichte durch das Laub, wie ein Schwarm von Leuchtkäfern, und ſeitwerts, noch tiefer, zitterten die glühenden

Sonnenreflexe auf den Schieferdächern des Dorfes. Man konnte den Bach, der unweit dieſes Standpunktes, in tauſend Farben ſchillernd, eine Kaskade bildete, unendlich weit verfolgen, bis er im Blau des Abends hinter den Bäumen verſchwand.

„Sehen Sie da drüben auf dem Friedhofe die alte Ulme,“ rief Marie. „Dort verſprach ich, das gute Mütterchen, das heute Morgen geſtorben iſt, begraben zu laſſen. Es war, wie ſie ſagte, ihr Lieblingsplatz. Wie wenig Wünſche mag das Leben dieſer armen Frau erfüllt haben! Es macht mich wirklich froh, ihr den letzten gewähren zu können. Hätten Sie nur geſehn, wie heiter ſie mein Verſprechen machte, ich glaube faſt, daß es ihr den Tod erleichterte!“ —

Der Diener, der die Mappe nachtrug, hatte auch eine Kaffemaſchine mitgebracht. Sie wurde auf einen Felsblock geſtellt, den Felix nicht verſäumte einem Opferaltare zu vergleichen, — und Marie bereitete den Nektar, der, ſo wie eine Cigarre, nach des Malers Behauptung zu einer gemütlichen Bergpartie gehörte. Beautie, die große weiße Windhündin, die der Gräfin überall folgte, ſtarrte mit ihren hellen Augen in die Spiritusflamme. Marie ſtreichelte ihren Kopf, das Thier ſprang an ihr hinauf, ſie wehrte ihm, ſeine Bewegung aber warf den ganzen Apparat herunter. — Der brennende Spiritus hatte im Augenblick das dürre

Gras entzündet, und von der Zugluft gefacht, eilten die Flammen in reißender Schnelle der Meierei zu. Mariens Schrei erſt machte die Herren auf die dringende Gefahr aufmerkſam, und entſetzt erblickten ſie das plötzlich hereingebrochne Unheil. Marie hatte, um ſich ſelbſt zu ſchützen, raſch einen der Blöcke erſtiegen, und der Maler benutzte daſſelbe Mittel, um von Stein zu Stein ſpringend über das brennende Gras hinweg, dem Feuer den Vorſprung abzugewinnen, und womöglich die bedrohte Hütte zu retten. Felix folgte ihm.

„Laſſen Sie die alte Frau nicht den Flammen,“ rief ihnen Marie nach, „ich kann ſonſt mein Verſprechen nicht halten.“

„Thorheit,“ gab ihr Stein zurück, „hier gilt es Lebende zu bewahren.“

Der Umweg, den ſie notgedrungen einſchlagen mußten, ließ ſie zu ſpät kommen. Die Maſſen von Reiſig, Blättern und Fichtenzapfen, die an der hinteren Seite des Hauſes aufgeſchichtet lagen, hatten das Feuer raſch auf das Bretterdach geleitet. Stein ſah die Unmöglichkeit einer Rettung des Wohnhauſes und warf ſich deßhalb auf die Wirtſchaftsgebäude, die von jenem durch einen Arm des Baches getrennt waren. Die dichten grünen Büſche und der moorige Boden hielten das Element hier von der Waldſeite auf, nur Flugfeuer konnte weiter zünden, und ſo hoffte er durch Befeuchten

des Daches wenigſtens die Vorräte der Armen zu bergen, die, keine Gefahr ahnend, entfernt ihren Geſchäften nachgingen. Er ſtieg auf den Ueberhang des am meiſten gefährdeten Stadels, und ließ ſich durch den Diener fortwährend Waſſer hinaufreichen.

Felix dachte dagegen nur an Mariens Wunſch. Der kahle Boden des Hofraumes bot dem Feuer keine Nahrung, der Graf war alſo gefahrlos in das Haus gedrungen. Eine Art, die er im Flure fand, öffnete ihm nach langem Hinundherirren die Thüre der Kammer, in der die Leiche ruhte. Das Bett hinter ſich herſchleppend, erſchien er nach einiger Zeit wieder am Eingange. Unglücklicher Weiſe blieben die hinteren Füße des großen ſchweren Bettgeſtelles an der hohen Schwelle hängen; er hatte nicht Kraft genug, ſie von Außen herüber zu heben, und ſprang deßhalb noch einmal in das Innere. In demſelben Augenblicke fing aber auch das Obergebälk, der das Haus umgebende Altan, Feuer, gleich darauf brannten ſelbſt die Thürpfoſten. In wilder Schnelligkeit jagten die Flammen um das morſche Holzwerk herum, ihre Zungen leuchteten und loderten durch den Rauchwirbel, der im Nu das Haus füllte. Zugleich regnete es von oben halbverkohlte Brettſtücke und glimmende Sparren.

Erſchreckt von der Gefahr, die ihn plötzlich von allen Seiten umgab, ſeiner Sinne durch den beizenden

Rauch faſt nicht mehr mächtig, ſtand Felix ratlos und unthätig im Hauſe.

Marie, die langſam denſelben Weg zurückgelegt, ſtürzte durch ſein Ausbleiben geängſtigt, nach Hülfe rufend, in den gefährlichen Bann.

Stein erriet, was geſchehn, blitzſchnell glitt er von ſeinem Sitze herunter und ſchob Marie zurück. „Sinnloſe Narrheit!“ donnerte er dem betäubten Grafen zu, riß durch einen energiſchen Ruck die hemmenden Bettſtollen ab, und zog den Verlornen aus der Gluthöhle. Felix brach ohnmächtig zuſammen, und der Maler trug ihn aus dem Bereiche der Flammen.

Ohne weitere Rückſicht auf dies gräßliche Intermezzo zu nehmen, eilte er wieder auf ſeinen Poſten.

Nach langem, ſchwierigen Kampfe, der die beiden Alleinthätigen völlig erſchöpft hatte, eilten endlich Hülfsmannſchaften herbei, die durch das Niederreißen des Sparrenwerks der Verbreitung des Feuers hier Einhalt thaten. Weiter hinauf hatte das durch zahlreiche Quellen friſch erhaltne Gras auch dem Waldbrande ein Ziel geſetzt.

Das vorher ſo ſchöne Bild hatte eine grauſige Umgeſtaltung erlitten. Das niedergebrannte Haus mit der Rauchſäule über ſich, umgeben von dampfend kahlem Boden, die Gebüſche welk und angekohlt, die Leiche auf dem zerbrochnen Lager, halb herausgeſchleudert mitten

im Hofe, — Zerſtörung überall. Stein, deſſen eiſerne Nerven doch durch die übergroße Anſtrengung ſchlaff geworden waren, ſtand matt und müde an einen Baum gelehnt; Marie war bleich und aufgeregt über Felix gebeugt, der an den Händen Brandwunden trug, — und um dieſe Gruppe herum das Geſchrei, das Gewühl der Arbeitenden, und die Klagen der Leute, die der Verluſt getroffen. Staunen, Mutmaßungen über die Entſtehung des Feuers, Drohungen und Groll ſelbſt, wurden dort und da ausgeſprochen; man vermochte ſich das Unglück und die gleichzeitige Anweſenheit der Schloßbewohner nicht zu erklären. Die düſtre, gedrückte Stimmung, die dies Rätſel über alle Geſichter verbreitete, machte die Szene vollends ſchrecklich. Alles war verändert; — nur der Himmel war blau und heiter geblieben. Was weiß er von dem Elende, das heimtückiſch ſchnell, wie eine giftgeſchwellte Schlange, das Schönſte, was die Erde bietet, umſchlingt, verpeſtet und zerſtört. Es gibt keine Diſſonanz, die ſchneidender und greller das Gemüt berührt, als ſolch ein Widerſpruch unſrer Stimmung und der Natur. Wir möchten einen Nebel vor unſer ſehendes Auge niederziehn, der Himmel ſoll weinen, er ſoll zeigen, daß er Mitgefühl hat. Er iſt blau und fern, ſein Auge lächelt über unſer Verbluten hin, — er weiß nie von uns, wenn wir uns am liebſten an ihn klammern möchten. Seine Heiterkeit

wirkt dann wie Hohn, ſeine kalte Ewigkeit mag groß ſein, ſchön iſt ſie nicht.

Endlich war Felix durch die Sorgfalt ſeiner Kouſine wieder erwacht und wankte, auf Marie und Stein geſtützt, nach Hauſe.

Niemand ſprach. Felix war zu matt, Marie beengte eine Art Scham, und Stein, dem der ganze Vorfall aus mehr als einem Grunde unangenehm ſein mochte, ſchien abſichtlich ein freieres Aufathmen nicht vermitteln zu wollen. Sie hatten einen bequemeren Weg wählen müſſen, und deßhalb den alten Grafen, der ihnen entgegengeritten, verfehlt. Stein verließ Felix, nachdem er ihn auf ſein Zimmer gebracht, nahm ein Pferd und ritt dem Burgherrn nach. Er hatte immer noch kein Wort mit Marien gewechſelt.

Plötzliche unvermutete Ereigniſſe, die uns von der unergründlichen Macht, die wir „Ungefähr“ nennen, in den Weg geſchleudert werden, erzeugen ein unklares Rauſchen, einen nebelgrauen Wirbel auch in dem geordnetſten Kopfe. Einzelne Momente, ſpezielſte Situationen drängen ſich wechſelnd in greller Beleuchtung und markirter Betonung, alles Andre übertaubend, in den Vordergrund. Der raſche Wechſel dieſer Bilder und die damit notwendig verknüpften Ideenſprünge, hindern uns lange Zeit, das ganze Faktum in einen Rahmen zu bringen und von oben herab zu überſchauen.

Unwillkürlich zerreißen wir die Kette immer wieder und klammern uns mit ängſtlicher Sorgfalt an unbedeutende Winzigkeiten. Der Anblick eines großartigen Waſſerfalles ruft eine ganz ähnliche Erſcheinung hervor. Der Tanz der Wellen, wie der Tanz der Begebenheiten, umtoſt und umſtaubt uns. Der Sturz, wie das Faktum in ſeinem äußeren Antaſten unſrer Perſönlichkeit, raubt uns nicht einen Augenblick Geiſtesgegenwart und Ueberblick. So wie wir aber das Geſehene in der Erinnerung neu ſchaffen wollen, beginnt jenes geſpenſtige Treiben, jenes geiſterhafte Flimmern vor den Augen der Seele. Wir ſind nie mehr im Stande, den Totaleindruck in uns auftauchen zu machen, es gelingt uns nie mehr, das nebeneinander zu fixiren, was doch urſprünglich zugleich auf uns gewirkt.

Wer kann die Grenzen der Macht angeben, die das ſcheinbar unbedeutendſte Ereigniß erreichen wird? Wer kann die feinen Nerven entdecken und verfolgen, die es in tauſend Dinge ſtreckt, die zunächſt in gar keinem Zuſammenhange mit ihm ſtehn? Im Stillen wirkt es oft geheimnißvoll und deſto ſichrer fort, ſtraft die begründetſten Berechnungen Lügen, entwirft neue Plane, ſpinnt oder zerreißt Netze, deren Fäden ewig dauern, oder auf der andern Seite ewig zu dauern verſprechen. Es gibt kein Zurück. So wie der Grundſtein, der erſte lautgewordne Gedanke, ſich ſelbſt weiß,

baut eine Geiſterhand, — man nenne ſie nach Belieben — an dem Werke weiter. Der Wille wird Sklave ſeiner Vorzeit.

Pygmäenhaft ſteigt die Zukunft auf die Schultern des Jetzt, aber ſie dehnt ſich, wächſt nach ungeahnten, unbeſtimmbaren Geſetzen, endlos in ewigem Wechſel, zum Rieſen, — die Füße bald vom Nebel der Vergangenheit verſchleiert, das Haubt von Wolken umträumt. Bergen dieſe Wolken Segen, bergen ſie Blitze? Wer kann es wiſſen? Die Zukunft wächſt zum eigenwilligen, gewaltthätigen Koloſſe, der über uns ſpottet, und hohnlächelnd ſeinen Weg ſchreitet, ohne unſre Mauern und Vorſichtsmaßregeln zu beachten. — Der Funke Gegenwart iſt uns unterthan, wir aber ſind Knechte der Fackel, die wir damit entzünden.

Dieſes Unvermögen, Herr des Kommenden zu bleiben, mag von großer Bedeutung für jenen Seelenzuſtand der Verwirrung ſein. Dies Bewußtſein mag mehr noch als der Taumel ſelbſt, jenes peinigende, qualvolle Gefühl hervorrufen, das uns in ſolchen Augenblicken bleiſchwer überkommt.

Stein ſtand noch ſpät an ſeinem geöffneten Fenſter und ſah unruhig träumend in die Nacht hinaus. Er fuhr wiederholt mit der flachen Hand über die glühende Stirn, als wollte er Gedanken verſcheuchen und andre ſammeln. Die Kataſtroſe der ſo viel verſprechenden

Waldpartie ſchien ihm ohne Zweifel eine engere Näherung der beiden Verwandten nach ſich ziehn zu müſſen. Theorie und Praxis ſind in einer Mädchenbruſt faſt immer diagonal entgegengeſetzt. Je mehr eine Frau ſich ſelbſt in der Gewalt zu haben glaubt, deſto lieber treibt das Geſchick ſein Spiel mit ihr. Die Willkür und der Schmuck der Fantaſie hilft dann alle Lücken ausfullen, und der ideale Traum von ſtarrer Willenskraft iſt vergeſſen. Die leitenden Gründe in einer Frauenſeele ſind andre, als die des Mannes. Die Weichheit, das Nachgeben, die Sucht ſich ſelbſt zu opfern, ſind Eigenſchaften, die im entſcheidenden Augenblicke jede andre vorgefaßte Anſicht überwältigen. Es iſt eine Schwäche; aber das Weib iſt grade durch dieſe Schwäche reizender und ſieghafter als durch eine Feſtigkeit, die neben ſeinen andern angebornen Eigentümlichkeiten fremdartig und ſtörend hinlaüft. Stein hatte keinen Grund zu glauben, daß Marie hierin eine Ausnahme ſei. Sie hatte zwar von Felix geſagt, er bliebe ihr fremd, denn er verſtehe weder ſie noch andre Menſchen, weil er ſich über ſich ſelbſt nicht klar ſei. Stein nährte dieſe Überzeugung in ihr, weil ſie Wahrheit enthielt. Es war ihm bisher gelungen, jeden Verſuch des jungen Grafen, die Schranken eines gewöhnlichen Verhältniſſes zu überſchreiten, zu bewachen und zu vereiteln. Für den Augenblick aber glaubte er

ſeinen Einfluß von einer größeren Macht überflügelt zu ſehn. Das Mitleid, das oft Grundſätze zu Boden wirft, und aus Feinden Freunde macht, war ein Gegner, dem er keine Waffe widerſtemmen konnte. Das Mitleid iſt ein Weh, das wie ein elektriſcher Funke, durch den bloßen Anblick des Leidens, in uns überſpringt und wirkt und ſchafft, je nachdem unſer Weſen ihm Verwandtes hat. Eine völlige Unempfänglichkeit dafür gibt es gar nicht, ſo wie andrerſeits die Behaubtung, man bedürfe keines Mitgefühls, eine gemachte iſt. An dem Einen huſcht es vorüber, ein flüchtiger Schatten, eine Falte auf der Stirn, die raſch verſchwindet, — in einem Andern niſtet es ſich feſt, bald klar und willensſtark, bald weich und verloren; der Weltſchmerz ſelbſt iſt nichts als eine Verzerrung des Mitleids. Unter denen, die ſich recht titanenhaft ſtolz über das Mitleid der Menſchen erheben wollten, nenne ich Byron. Grade ein Dichter, und grade an dieſem iſt der Beweis leicht zu führen, daß unter der Maſke einer ſcheinbaren Verachtung das lebhafteſte Beſtreben verborgen iſt, ſelbſtgefühltes Weh in allen Herzen nachbeben zu laſſen. Nicht bloß dichteriſch objektiv geſchilderte Leiden, ſondern grade den eignen Kampf, den eignen Schmerz. Hüllt er ſich dann in ſeinen Mantel und will allein ſein, ſo erhöht er dadurch nur noch den Effekt, denn er zieht ſich doch nie eher in ſich ſelbſt zurück, bis er überzeugt ſein kann,

daß er überall das wärmſte Intereſſe erregt. Mitleid und Bedauern ſind oft verwechſelte, und doch himmelweit unterſchiedne Begriffe. Wo kein Mitleid gefühlt, kein Mitleid verlangt wird, da iſt kein Leben mehr; die Äußerung des Bedauerns bedingt ein geſteigertes, das Bedauertwerden ein deprimirtes Lebensbewußtſein. Bedauern iſt nicht beklagen. Bedauern, Mißachtung und endlich Verachtung, das iſt eine folgerichtige Reihe, die den Gegenſtand dieſer Gefühle immer mehr von uns entfernt. Mitleid ſteigert ſich zu Sorgfalt, zu lebendigſter Aufmerkſamkeit, wir lieben endlich den Gegenſtand unſrer Sorgen ſchon um dieſer Bemühungen willen. Mitleid macht vertraut, und vereint Getrenntes . . . . .

In Mariens Bruſt mußte ſich dies Gefühl doppelt mächtig äußern, da ſie den Vorwurf nicht zu entkräften vermochte, daß ſie ſelbſt den größten Theil der Schuld an dem Unfalle trage.

Die Gefahr zeigte ſich noch dazu leider größer, als der erſte Anſchein hatte glauben laſſen. Der nervöſe Bau des Leidenden war durch die heftige Erſchütterung ſo angegriffen, daß ſich alsbald ein Fieber einſtellte, bei deſſen Anblick der am Morgen herbei geholte Arzt bedenklich den Kopf ſchüttelte.

Marie hatte geweint, als ſie den Burgherrn noch ſpät am Abende des Unglückstages im Salon aufſuchte. Sie hielt ſich für die unmittelbare Veranlaſſung des

ganzen Vorfalles, und Steins Schweigen, die ſtumme Anklage, die ſie in ſeinem Blicke leſen wollte, machten ihr die Laſt unerträglich drückend. Sie wich wenig vom Bette des Kranken. Man mußte ihr ſeine Pflege überlaſſen, da ſie dies Recht dringend und heftig beanſpruchte. Es ſchien, als wolle ſie durch dieſe Anſtrengungen ihre Schuld ſühnen, und den ſtrengen Richter befriedigen.

Stein kümmerte ſich um den Zuſtand des Grafen faſt gar nicht. Dieſe ſcheinbare Herzloſigkeit hing gewiß eng mit der Gedankenkette zuſammen, deren Ringe er in jener Nacht, ſich ſelbſt quälend, an einander gereiht. Es war kaum Abſicht, der abundzu wogende Gedankenſtrom ließ ihn nicht an etwas denken, das außer dem Bereiche ſeiner Wellen lag. Indeß, verdient ein Unglück, das durch zweckloſe Tollkühnheit herangezwungen worden, nicht die innige Theilnahme des Unbetheiligten, ſo war hier doch ſein Benehmen eben ſo auffallend als hart.

„Können Sie meinem Leichtſinne immer noch nicht vergeben?“ fragte ihn Marie, als ſie ihn einmal allein im Park begegnete. „Felix iſt weit nachſichtiger, ihn ſcheint vor Allem zu drücken, daß ſein Zuſtand mich beunruhigt. Geben Sie doch endlich der ſtummen Anklage, die ich fortwährend auf ihrem Geſichte leſen muß, Worte!“

Wie hätte ich ein Recht, an Ihrer Handlungsweise zu makeln, gnädigste Gräfin?“ ſagte Stein höflich. „Noch weniger habe ich etwas zu vergeben.“

„Sie ſind ein ſonderbarer Menſch, Stein, ich glaube Sie zu verſtehn. Ich weiß nicht, wie ſich dieſe Pedanterie, eine ſolche iſt es ſicher, mit Ihrer Kunſt verträgt. Von dem Geſchehenen ſelbſt nehmen Sie ſo wenig Notiz als irgend möglich; wäre Ihnen durch meine Schuld ein Unfall zugeſtoßen, ſo hätten Sie ihn längſt verziehen, weil Sie das Faktiſche daran nicht hätten überſehn können. Jetzt aber wiſſen und überlegen Sie immer nur, in wie weit ich gegen Ihr Prinzip gefehlt habe. Eine Kränkung Ihrer Perſon vergeſſen Sie leichter, als einen ſolchen Verſtoß. Iſt das nicht auch eine Verknöcherung? Können Sie mit einem Mädchen ſo rechten?“

„Ich muß wiederholen, daß ich mir durchaus keine derartige Beurteilung anmaße. Meiner Anſicht nach trägt Felix allein die Schuld. Bei Ihnen war die Rettung der Leiche ein Gedanke, der von vieler Pietät zeugt; von Pietät, die immer anerkennenswert bleibt, ſelbſt wo ſie nicht am rechten Orte iſt. Felix aber, der Ihren Wunſch zu erfüllen ſuchte, während ſeine Ueberlegung ihm das Thörichte zeigen mußte, ließ ſich von der Romantik Ihres Einfalles übermannen, — und das verdient Strafe!“

„Dann fällt mir die schwere Aufgabe zu, ihm diese Strafe tragen zu helfen. — Aber lassen Sie uns Frieden machen. Der gute Onkel ist in Verzweiflung über die Sache, die eine so unglückliche Wendung genommen. Unsre Mißstimmung, das allgemeine Stillschweigen, das ihn jeder Zerstreuung beraubt, nimmt ihm vollends alle Laune. Ihm zu Liebe lassen Sie uns Frieden machen, da meine Bitte Sie nicht dazu bewegen kann. Ich verspreche Ihnen dagegen auch, Niemand mehr in eine romantische Versuchung zu führen.“

Stein verbeugte sich verbindlich, und ging neben ihr her, aber der alte, bewegt herzliche Ton wollte nicht wiederkehren. Seine Stirn wurde trotz der emsigen Bemühungen des Burgherrn, der nun in dem Maler den Retter seines Neffen schätzte, trotz der Aufmerksamkeiten Mariens nicht mehr frei. — —

So bald Felix sich einigermaßen erholt hatte, und er wieder mehr sprechen durfte, wurde über den Hauptbalkon eine breite Marquise gespannt, unter der sich die Gesellschaft versammelte. Marie hatte früher bei allen Spaziergängen den Arm des Grafen mit der Bemerkung abgelehnt, daß sie lieber frei und ungehindert gehe; jetzt war sie es immer, die den Schwachen zu seinem Sitze leitete. Der freudige Ausdruck, der bei dieser Gelegenheit sein Gesicht überflog, hatte den Maler wiederholt

geſtört. Noch unangenehmer berührte es ihn, als Marie auf den Vorſchlag des Burgherrn einging: Couſin und Couſine ſollten das fremde „Sie“ gegen das trauliche „Du“ vertauſchen. Der triumfirende Blick auf Stein, mit dem Felix jede ſolche Anrede begleitete, verletzte dieſen, und es war — mehr als Freundſchaft, daß er ihm den Vorſchlag machte, ſtatt ſeiner, noch vor der gänzlichen Geneſung, ſeinen Unfall nach Heidelberg zu berichten.

„Gott bewahre! — Klara würde ſich nur unnütz kümmern. Wozu ihr Angſt bereiten?“

Ebenſo wenig wollte er, trotz Steins Drängen, nach ſeiner Herſtellung dem Onkel eine definitive Erklärung abgeben.

„Es wäre mir zu unangenehm,“ ſagte er, „ihm gleich wieder neuen Verdruß zu machen, da er eben erſt meine Krankheit verſchmerzt hat.“

„Begreifen Sie denn aber nicht, daß er aus Furcht einen Rückfall hervorzurufen, grade jetzt viel weniger ſchwierig ſein würde, als ſonſt?“

All dieſe Vorſtellungen bewirkten nur, daß Felix jede Gelegenheit mied, mit Stein allein zu bleiben.

Das Brüten, das ſich Steins bemächtigt hatte, nahm immer mehr zu. Er erſchien wiederholt nicht bei Tiſche und ließ ſich damit entſchuldigen, daß er ohne Nachtheil, ſeine Arbeit nicht unterbrechen könne. Er

zeichnete an jener verſprochenen Meduſe, ohne daß ihn ſeine Verſuche befriedigten. Die Linien blieben unbeſtimmt und verworren. Je mehr er auf ihre Schwingungen ſtarrte, deſto unklarer wurde ſie; eine Welt wirrer Träume, wirr wie die Züge des Entwurfes, kreuzten ſich unter ſeiner Stirn, — aber dort und da wollte ſich kein ganzes Bild daraus geſtalten.

Mariens Geburtstag kam heran. Felix war unendlich geſchäftig, er ſchien große Überraſchungen vorzubereiten. Stein fragte ihn nicht danach, und Felix ſprach nicht davon, weil er den Ruhm der Anordnungen allein haben wollte. Der Burgherr hatte von Likl in Wien eine prächtige Physharmonika beſorgen laſſen. Marie wünſchte ein ſolches Inſtrument, das ſich vorzüglich zur Begleitung von Liedern eignet, zu beſitzen. Felix bekam ſeine Gedichte, die er trotz Steins Abmahnen hatte drucken laſſen, und überreichte das Prachtexemplar dem Geburtstagskinde. Vorher ſchon hatte er eine Sammlung exotiſcher Schlinggewächſe in antik geformten Porzellannäpfen hinübergeſchickt. Nur Stein

hatte ſich noch nicht ſehn laſſen, er ſchien es zu vermeiden, die Zimmer der Gräfin zu betreten. Sie hatte heute als beſondres Vorrecht verlangt, daß ihr ſonſt unnahbarer Salon der Verſammlungsort der Schloßbewohner ſei, — und der Maler war zum Frühſtück nicht gekommen. Der alte Graf ordnete unten ein Feſt für die Dienerſchaft, Felix ließ im Garten verſchiedene wunderlich geformte Röhren und Kaſten vergraben, Marie war allein. Sie fand Steins Betragen, hinter welchem ſie eine Abſichtlichkeit vermutete, abſcheulich und kränkend. Er iſt ungezogen, ſagte ſie ſich, und verdient nicht, daß man es bemerkt. Oft hätte ich glauben mögen, daß er ein Gefühl für mich hegt, dem er keinen Namen zu geben weiß, nun verſtehe ich ihn nicht mehr. Obgleich ſie ſich gern überredet hätte, daß dieſe Vernachläſſigung ſie wenig berühre, ging ſie doch ärgerlich und unruhig aus einem Zimmer in das andre, nahm ein Buch, griff ein paar Töne auf der Harmonika, — knüpfte ein Tuch um, und wollte in den Park: an der Thür aber kehrte ſie zurück. — Wenn er jetzt grade käme? Er muß kommen, es wäre unerklärlich; eine ſo auffallende Vernachläſſigung grade von ihm habe ich nicht verdient, dachte ſie. Sie erinnerte ſich lebhaft all der freundlichen Aufmerkſamkeit, die er ihr die Zeit über gewidmet, der Bedeutung, die er ihrem Umgange auch ſeit der letzten Störung des Verhältniſſes immer noch

beizulegen ſchien; es that ihr weh, daß er grade heute ausblieb. Sie hatte ihn nie ſo ungeduldig erwartet. Er kam nicht, ſie harrte umſonſt. Als ſie noch einmal mißmutig ihre Zimmer durcheilte, gewahrte ſie auf dem Bureau ein verſiegeltes Paquet von bedeutendem Umfange. Es war an ſie überſchrieben. Sie ſchnitt den Bindfaden durch, und erbrach das unbekannte Siegel. Ein Paar Zeilen von Stein fielen ihr entgegen.

Eine Menge von Erinnerungen, ſchrieb er, die bei dem Wiederanblick ſeines Jugendlebens in ihm rege geworden, hätten ihn ſo verſtimmt, daß er den Tag der Freude nicht durch ſein ernſtes Geſicht trüben wolle. Zudem haſſe er das offizielle Gratuliren. Daß er Mariens Glück wünſche, habe er oft gezeigt und geſagt, er könne es unmöglich heute mehr und beſſer als ein andermal. Er bäte ſie das kleine Kunſtwerk, das er beilege, als Andenken zu behalten; zugleich überſchicke er ihr, um ſein Verſprechen zu löſen, das gewünſchte Album und das Bild, das er eine Meduſe genannt.

Das war Alles ſo froſtig, ſo gezwungen kühl geſagt, man konnte zwiſchen den Zeilen die Bemühung leſen, jedes warme Wort zu unterdrücken. Marie lächelte darüber. Wie ſchwer mag es ihm geworden ſein, dies Briefchen grade ſo zu ſchreiben, ſagte ſie in ſich. — Durfte er denn anders? Sie wurde wieder ernſt.

Das Andenken, das er ſie anzunehmen bat, war ein Rahmen von altem Email auf Gold und Silber, prachtvoll gearbeitet, die Schraubenroſetten an den Ecken enthielten einen Stern von Safiren, die innerſte Bordüre ſtellte Weinlaub dar, die Trauben, die dort und da aus den Blättern ſahen, waren von Perlen gebildet. Der Rahmen mochte ein Reliquiarium eingefaßt haben, Stein hatte ſtatt deſſen einen ausgezeichnet geſchliffnen Stahlſpiegel einſetzen laſſen.

Marie geriet durch den unerwarteten Reichtum des Geſchenkes in Verlegenheit. Sie wußte, daß ſie die Gabe nicht ablehnen durfte, aber es war ihr nicht angenehm, daß ſie außer der Bedeutung, die ihr die Kunſt gab, noch ſo großen materiellen Wert hatte.

Sie erinnerte ſich, geſagt zu haben, daß ſie die Alten namentlich darum beneide, daß ſie auch zum gewöhnlichſten Gebrauche kunſtvoll gearbeitete Geräte benutzt; das feſte Lederfuteral, das den Spiegel einſchloß, ſagte ihr, daß Stein, auf den Gedanken eingehend, ihr nichts als einen Reiſeſpiegel hatte geben wollen. Er war geſchmackvoll, bequem, kunſtreich, aber von zu großem Werte. Steins finanzielle Verhältniſſe waren ihr fremd; jedenfalls aber fand ſie es ſonderbar, daß er ein ſolches Geſchenk gewählt. Es ſchien ihr ein Mißbrauch ihres Zartgefühls. Immer noch beunruhigt,

ſchloß ſie die elegante Maroquinmappe, in der das Album ruhte, auf.

Es enthielt große und kleine, weiße und bunte Blätter ſorgfältig numerirt und an einander geheftet. Unſchlüſſig blickte ſie einen Augenblick hinein, klappte den Band zu, ſchrieb einige Worte, und ſchickte ſie zu Stein hinüber.

Sie bat ihn, zu ihr zu kommen. — Er kam. —

„Ich kann Ihnen für Ihre Gabe nicht danken, ſagte ſie. Ich hoffte, Sie würden mir ein von Ihnen gemaltes Bildchen ſchenken, Sie haben mich um dieſe Freude gebracht, Sie haben mich in Verlegenheit geſetzt, ſtatt mir eine Freude zu machen. Geſtehen Sie wenigſtens Ihr Unrecht ein, damit ich doch eine kleine Genugthuung habe.“

„Ich hoffe, daß Sie mich in dieſer Beziehung freiſprechen werden, wenn Sie mir eine kleine, ſcherzhaft galante Deutung erlauben wollen. Der Rahmen iſt eine ſehr alte, und wie die große Mühſamkeit bezeugt, deutſche Arbeit. Jamitzer, der berühmte Nürnberger Goldſchmidt iſt ſein Meiſter. Er iſt ſeit undenklichen Zeiten in meiner Familie, ich ließ ihn nur putzen und verbogne Zierraten ausgleichen. Seine Beſtimmung iſt: ein Reliquienkäſtchen zu umſchließen. So hing er im Schlafzimmer meiner Eltern. Ich will keine Profanation, und gebe gern Alles ſeiner urſprünglichen Be-

ſtimmung zurück. Dieſem Grundſatze huldigend, konnte ich keine Anwendung von dem Rahmen machen, die zweckdienlicher wäre.“

„Wahrhaftig, Herr Stein, ich kenne Sie gar nicht wieder. Sie ſagen Schmeicheleien, und machen dadurch die Sache nur . . . . . .“ Marie vollendete den Satz nicht, der ernſte Blick, den Stein auf ihr ruhn ließ, machte ſie erröten. „Ich habe Sie auch nicht deßhalb zu mir bitten laſſen,“ ſagte ſie haſtig. „Es iſt mir unmöglich, Ihr Tagebuch anzuſehn, wenn Sie nicht zugegen ſind. Es kommt mir vor, als ſähe ich durch den Spalt eines Fenſterladens in eine Parterrewohnung; als ſpielte ich eine unberufne Lauſcherin. Es mag intereſſant ſein, ſo in ein Leben hineinblicken zu können, wenn alle und jede Maſke abgezogen worden, wenn alle Rollen fortgeworfen und vergeſſen ſind, die uns die Welt aufdringt, ich kann es aber doch nicht über mich gewinnen, den Verſuch zu machen. Vielleicht,“ ſie nahm die Mappe zur Hand, „haben Sie hierin Manches, das Sie mich lieber nicht ſehn laſſen wollen. Meine Bitte war überhaubt eine übereilte, unpaſſende, ich würde Sie auch nicht an ihre Erfüllung erinnert haben.“

„Ich würde mich kaum haben bewegen laſſen, dieſe Blätter aus den Händen zu geben, wenn ich nicht gehofft, daß Ihr Wunſch eine Art Theilnahme, ein Intereſſe in ſich ſchließe, das mir Freude macht. Bloße

Neugier wird in meinem Leben nichts Anziehendes finden; habe ich mich in dem Motiv Ihres Wunsches geirrt, so ist es sicher besser, Sie lassen die Mappe, wie sie ist." —

„Wollen Sie sich neben mich setzen, und Ihre Erklärungen nebenher gehn lassen," sagte Marie rasch und herzlich, nahm auf den Divan Platz, und legte den Band auf ihre Kniee.

„Man hat das Leben oft genug mit einem Strome verglichen," sagte Stein, „und es gibt in der That keinen besseren Vergleich. Erst ist es ein Bach, still spielend und in sich hinein murmelnd. Die schlanken Erlenstämmchen mit ihren dunklen Laubkronen, die bunten Wiesenblumen spiegeln sich drauf, oder schwimmen in den Wellen. Idyllischer Friede ist rings. — Die Fluten drängen sich vorwerts, der Kampf mit Felsbarrikaden beginnt. Nicht mehr gemächlich plauderhaft, sondern ruckweise dahinschießend, stürzend, an Steine prallend, schaümend, zerstaübend, aüßern sie jetzt ihre Thätigkeit. Sie wollen etwas, aber entweder das Wollen selbst ist ihnen nicht klar, oder es fehlt ihnen die Kraft, das Gewollte durchzusetzen. Sie grollen mit sich selbst, und zürnen, daß man sie in solche Schranken presse. Raum! eifern sie, und wir leisten Ungeheures. Sie würden es auch. Oft aber würden sie nur zerstören, ohne in ihrer Flüchtigkeit bauen zu können. —

Sie gewinnen Raum, der Bach wird zum Strome, nachdem er unendlich viel Fremdes in ſich aufgenommen. Die Wellen ſpiegeln nicht mehr die Büſche am Ufer, nicht mehr nackte Felſenwände, an denen nur der Efeu unſrer Träume hinklettert. Sie gleiten an ſtolzen Städten, an Schlöſſern und Burgtrümmern vorbei. Vergangenheit und Gegenwart ruht auf ihrem mächtigen Nacken, und der Zukunft tragen ſie ſchwerbeladne Schiffe entgegen. Der Strom ſchwillt und wächſt fort, bis er großartig in den Ozean hineinbrauſt, oder müde im Sande verrinnt. — Ich kann mein Leben überſehn; es liegt vor mir, wie der Lauf eines Waſſers auf der Karte. Ich habe die erſten Phaſen durchgemacht. Städte und Zinnen, Menſchen mancher Art und Sprache haben ſich darin geſpiegelt; — ob es voll und kräftig bis zum Ozean fortwallen wird, oder ob es allmälig verſiegt, davon weiß ich nichts. Wunderſam berührt hat mich das in der Krain oft wiederkehrende Schauſpiel, daß der Boden große Waſſermaſſen buchſtäblich verſchluckt. Leben und Tod hart neben einander. Das Waſſer kommt von den Rädern großer Werke, die es treibt, auf eine Wieſe, bildet einen kleinen See, der in der Mitte eine trichterförmige Vertiefung zeigt, — der Strom, das lebendige Vorwärtsrollen, iſt ſpurlos verſchwunden, der See hat keinen ſichtbaren Abfluß. Ich glaube, der Boden unſrer Geſellſchaft iſt ebenſo durch-

höhlt und zerlöchert, wie die Krain, und dadurch ein plötzliches Untergehn warmer Thätigkeit ebenfalls möglich. Es iſt ein grauenhaftes Ende, aber wer hat hierin eine Wahl? — — — — Ich habe lange nichts mehr in mein Buch gezeichnet, weil ich kein Ereigniß zu notiren hatte. Der Brand, den wir durch unſre Unvorſichtigkeit veranlaßt, ſcheint mir ſo unvergeßlich werden zu wollen, daß er keiner beſondern Bemerkung bedarf.“

Marie hatte unterdeß den Band aufgeſchlagen. Die erſte Seite enthielt ein mit vielem Fleiße bis ins Kleinſte ausgeführtes Aquarell, eine freundliche Landſchaft.

„Dieſe Gegend ſah meine Kindheit. In jenem Herrenhauſe mit dem doppelten Dache, das noch einmal ſo hoch iſt als der Unterbau, wohnten meine Eltern. Die prachtvolle Eiche im Vordergrunde, die ich wol hundert Mal in allen Jahreszeiten gezeichnet, ſpielt eine Rolle in meinem Leben, ſie war meine Vertraute. Ich lag traümend oft in ihrem zitternden Schatten, die Blätter flüſterten mir viel Freundliches zu, bis ich einſchlummerte, und von Hauſe geſucht werden mußte. Der Baum, der Jahrhunderte geſehn hat, ſtand in der ganzen Umgegend in großer Achtung, man näherte ſich ihm des Abends nur mit einer gewiſſen Scheu; ja, es gab Leute, die Elfenringe und andern Zauberſpuk in ſeinem Banne bemerkt haben wollten. Selbſt nicht ganz fern von einem gewiſſen Aberglauben, ſann mein Vater

darauf, dem Baume eine Weihe zu geben, die jeden zauberiſchen Einfluß vernichtete. — Unſre Familie hatte auch in der Zeit, wo der Katholizismus faſt politiſch anrüchig machte, ſtreng an ihrem Glauben feſtgehalten. Die Pfarrgemeinde als ſolche verdankte ihre Exiſtenz faſt nur den großen Opfern, die von Seiten der „Herrſchaft“ gebracht worden. Auch die alte Kirche, gleich einem Blockhauſe aus ganzen Stämmen zuſammengefügt, mit dem ſonderbaren, abgeſtumpften Pyramidenthurme, den Sie hier auf dem Bilde ſehn, war von den Meinen erbaut worden. Grünes Moos und falbe Flechten hatten ſie in der Zeit, die mir erinnerlich, in eine ſchimmernde Laubhütte verwandelt, ſo daß man ſie kaum aus den Linden des Friedhofes herausfinden konnte. — Dieſe ſtrengkonfeſſionelle Richtung brachte meinen Vater auf den Gedanken, ein altes Madonnenbild, das vom Rauch des Kamins geſchwärzt, vergeſſen, hoch an der Decke eines Zimmers hing, auffriſchen und in einem Glasſchreine an meine geliebte Eiche befeſtigen zu laſſen. — Es war der Wunſch meiner Eltern, daß ich Prieſter werde, ſie hielten es in ihrem einfach frommen Sinne für mein höchſtes Glück. Von Natur ſchwärmeriſch und dem heilig Myſtiſchen innig zugethan, war es leicht geworden, mir dieſen Stand als angeborne Beſtimmung darzuſtellen. Meine Spiele ſelbſt deuteten darauf hin, und es gehörte zu meinen liebſten

Vergnügungen, bei der Meſſe dienen zu dürfen. Ein gewiſſer Widerſpruch war indeß doch ſchon da, es hatte ſich unbewußt ein mächtiger Hang in meine Bruſt geſchlichen, der mit der religiöſen Etiquette nicht zuſammen klingen wollte. Das Leben in der Natur ging mir über Alles. Ich begriff nicht, daß man mich ſchelten konnte, wenn ich unter meiner Eiche der Gottheit näher zu ſein glaubte, als in der Kirche. Im Freien, auf einem Felſenſtücke, meinte ich, ſollte man die Meſſe leſen, wo die Sonne als ſegnende Monſtranz in der Hand des Höchſten blinkt. Ich war recht betrübt, daß man mir ſolche Gedanken als Sünde verketzerte. — Das Madonnenbild an der Eiche ſtörte mich anfangs ſehr, ich konnte mir gar nicht denken, daß dem Baume irgendetwas fehle, das eine ſolche Weihergänzung nötig mache. Den Tag vor der feierlichen Einſetzung des Schreines noch kritzelte ich auf ein Blatt Papier die Umriſſe der alten Freundin, ich bat ſie kindlich betrübt mit heißen Thränen, meinem Vater ſein Unrecht zu verzeihen. Dieſe Zeichnung war der erſte Verſuch in dem Berufe, dem ich ſpäter mein Leben gewidmet. Erinnerungen aus der Kinderzeit haften ſchärfer, als die aus ſpäteren Jahren. Es iſt auch ganz natürlich. Nur ein gewiſſer Kreis, nur gewiſſe Gegenſtände wirken auf uns, ſie haben deßhalb Zeit, ſich einzeln und allmälig einzuätzen. Später drängen ſich die Bilder, eins verwiſcht das

andre, man lernt vergeſſen. Zu meinem großen Bedauern verlor ich das Blatt, das ich lange, wie ein Palladium auf dem Herzen getragen. Ich zeichnete den Baum täglich wieder in allen ſeinen Phaſen, und die ganze Szenerie, der Gang meiner Traümereien dabei, iſt mir noch vollſtändig gegenwärtig. Ebenſo zieht deutlich vor meiner Seele die Prozeſſion vorüber, in der wir die Madonne an ihren Platz gebracht. Ich hatte das Bild nur verraüchert in dem Winkel der Stube hängen ſehn, jetzt hatte es wieder grelle Farben, einen violetten Mantel und vergoldete Stralen um das Haubt des Kindes, wie der Mutter. Das Bild war nicht ſchlecht, namentlich hatte der Kopf des kleinen Heilandes einen ſinnig liebevollen Ausdruck. Ich gewöhnte mich an dieſe Zier, meine Schwärmerei fand darin neuen Nahrungsſtoff. So ſehr ſich mein Gefühl dagegen geſträubt, ſo ſehr ich geweint, bald ging ich nicht mehr unter die Eiche, um ſie, ſondern nur um das heilige Kind zu ſehn. Mein zitternder, ſchwacher Stift bemühte ſich nun, die Züge des neuen Lieblings wiederzugeben, und ich ruhte nicht eher, bis ich mit Hilfe meines Tuſchkaſtens eine Kopie davon hergeſtellt, die als kunſt- und bildungsloſer Verſuch nichts zu wünſchen übrig läßt. — Wollen Sie das Blatt wenden? Die nächſte Seite enthält dies kleine Kunſtſtück, das ich nach dem Tode meiner Mutter aus ihrem Gebetbuche

nahm. Als ich mein Werk in einem ſeligen Rauſche von Entzücken, wie ich es bei ſpäteren, größeren Erfolgen nie wieder gefühlt, den Eltern zeigte, fanden ſie in dieſem Zufalle eine neue Beſtättigung für meinen geiſtlichen Beruf. Ich zählte damals etwa 11 Jahre. Sie glaubten nicht länger zögern zu dürfen. Der Ortspfarrer hatte bisher meinen Unterricht beſorgt, auf ſeinen Rat beſtimmte mein Vater ein damals ſehr berühmtes Stift in der Schweiz für meine weitere Ausbildung. Wie ſchwer mir der Abſchied von den geliebten Fluren wurde, in denen jeder Stein durch eine Erinnerung geweiht war, kann ich nicht ſchildern. Ich kniete vor dem Bilde, die Eiche rauſchte über mich hin, es war ein frommer heiliger Moment, deſſen ergebne Ruhe noch oft wie ein leiſer, mahnender Troſtakkord durch meine Seele zitterte, wenn ich geſtört und mit mir zerfallen war. —

„Eine erſte Reiſe, auf der ſich eine Flut von gänzlich neuen Gegenſtänden in uns hineinzaubert, iſt ein Nachklang geliebter Feenmärchen. Wenn zum erſten Male die Vergleichspunkte mit dem, was uns alle Tage umgab, fehlen; wenn wir durch Unbegreifbares und Ungeahntes aus dem gewohnten Denkkreiſe herausgeriſſen werden, dann ſtellt ſich ein Gefühl ein, für das wir keinen Namen haben. Es iſt nicht Schmerz, es iſt nicht Luſt, und doch eine Miſchung von Beidem. Es

thut uns weh, daß nicht in der lieben Heimat all dies Schöne zuſammengedrängt iſt, und zugleich freuen wir uns, daß die Pracht der Natur nicht blos für Bilderbücher ertraümt worden, daß ſie großartiger und — freundlicher in der Wirklichkeit vor unſern Augen funkelt. Ich kauerte mich ſtill zuſammen, wie im Fieber zuckte ein Bild nach dem andern an mir vorüber, ich lauſchte hinaus, und wieder in mich hinein. Als ich am Abende des erſten Tages meinem Vater, der mich begleitete, lautweinend um den Hals fiel, glaubte er, ich weine aus Bangigkeit, und ſuchte mich zu beruhigen. Mir war aber nicht bange, ich fand nur keine Worte für meinen geſpannten Zuſtand. Mein Herz war ſo voll, ſo gehoben und gepreßt zugleich, mir war nicht bang, — die Welt war ja ſo ſchön! — Wir zogen über Frankfurt, Heidelberg, Karlsruhe nach Straßburg, wo ich nicht glauben wollte, daß der Münſter von Menſchenhänden gebaut, von einem Menſchen gedichtet ſei: wie Blumen und Berge dachte ich ihn unmittelbar dem Schoße der Natur entwachſen. Nur die Natur hatte bisher gewaltig und unabweisbar auf mich gewirkt, daß die Werke der Menſchen ebenfalls ergreifen und beſiegen können, ahnte ich zuerſt, als man mir den Namen des Baumeiſters, den großen Erwin, und die Zahl der Baujahre nannte. Kräftig, wie ich für mein Alter war, beſtand ich darauf, den Vater bei der Thurmbeſteigung

begleiten zu dürfen. Auf der offnen Treppe, an den waſſerſpeienden Ungetümen vorbei, die einen Zauberpalaſt zu bewachen ſchienen, kletterte ich rüſtig fort. Umſonſt habe ich den Münſterthurm wiederholt beſtiegen, ich konnte das Meer von Seligkeit, das mir damals den Horizont begrenzte, nicht wieder finden. — Von Straßburg fuhren wir nach Baſel, von Baſel über Solothurn nach Bern. Sie kennen die Tour jenſeits Bern ſelbſt genau, Gräfin. Unweit einer Brücke über die Aar liegt ein kleines Dorf, deſſen Namen ich vergeſſen habe; unſer Geſpann war ermüdet, ich ſelbſt war durch die Ueberreizung ermattet und eingeſchlafen. Wir hielten in dem Dorfe, ich erwachte, und ſah nun mit einem Male das ganze unbeſchreibbare Panorama, die ſtarren, blendend ſchimmernden Eiskoloſſe vor mir. Sie ſtiegen in den Himmel hinein, die Zacken und Ecken ſchienen mir ganz bequeme Treppenſtufen, man mußte auf ihnen beſſer, als auf dem berüchtigten babiloniſchen Thurme, der mir aus der bibliſchen Geſchichte wohlbekannt war, den Himmel erreichen können. Ich ſprach dieſen Gedanken auch aus, ich hoffte auf dieſem Wege, ohne den finſtern Tod küſſen zu müſſen, ein Engel zu werden. Der Vater lächelte über meine Einfalt, und vernichtete meinen Traum durch die Kunde, daß jene Gletſcher unerſteigbar ſeien. Hübſch fand ich's eben nicht von der Gottheit, daß ſie uns eine Treppe

hinbaue, und dieſe höhniſcher Weiſe für uns unbenutzbar mache. — So kamen wir an den Beſtimmungsort. — Wenn ich bei dieſem Abſchnitte meines Lebens länger verweilte, als vielleicht nötig ſcheinen mag, ſo liegt der Grund darin, daß ich Ihnen gern durch einzelne Züge angeben wollte, welche Anlagen, welche Sinnes- und Geiſtesrichtung ich in die Welt mitbrachte. Ohne dieſe Baſis würden Sie doch nicht wiſſen, wie ich geworden bin, und das wollten Sie ja, wenn ich nicht irre.

„Ich blieb alſo in der Obhut der Jeſuiten. Der erſte Eindruck, den ich empfing, als ich den prächtigen Palaſt, der die ganze Stadt dominirt, durchſchritt, war ein ſtolzer. Ich fühlte mich durch den Gedanken getragen, in dieſen großartigen Raümen von der Wiſſenſchaft genährt zu werden. Im Freien beherrſcht uns Gefühl, Poeſie, innig gemütliches Anſchmiegen; in den Mauern wird Ehrgeiz und Ringen nach Überlegenheit geboren. Mein erſter Unterricht war vorzüglich geweſen, und eine leichte Faſſungsgabe half mir noch raſcher vorwerts. Ich ſtrebte ſo rührig und emſig, daß ich bald die Augen der Lehrer auf mich zog. Wir Penſionäre wohnten zu dritt in einem Zimmer, und je drei Zimmer ſtanden wieder unter der beſondern Aufſicht eines Paters. Der uns zugetheilte Aufſeher war ein Mann, der bald mein Vertrauen, meine ganze Liebe beſaß. Eine edle hohe Geſtalt, blitzend geiſtvolle Augen,

wohlklingende Stimme und freundlicher Ernſt zeichneten ihn aus. Erſt einige dreißig Jahr alt, hatte er im Dienſte des Ordens, große Reiſen in Amerika und Aſien gemacht. Das traümeriſche Element, das damals in mir lag, und der mächtige Drang nach Wiſſen, der in mir kämpfte, machte mich ihm beachtenswerth. Ich brachte bald all meine Mußeſtunden bei ihm zu. Er erzählte mir von den Wundern in Oſt und Weſt mit Glut und Wärme, wenn aber durch ſeine Worte der Wille hindurch leuchtete, mich von der Macht ſeines Ordens wiſſen zu laſſen, dann wurde ſein Blick ſtolz, und ein geringſchätziges Lächeln flog über ſeine Züge. Dies Lächeln galt der ganzen Welt, — es that mir weh, und doch bewunderte ich den Mann immer mehr. Er brachte mir ſpielend fremde Sprachen bei, ich hatte ihm geſagt, wie ich faſt immer im Freien gelebt, — er wirkte mir die Erlaubniß aus, ihn auf Spaziergängen, auf Reiſen ſelbſt, begleiten zu dürfen; er fand mich zeichnend, — augenblicklich ſprach er mit einem andern Pater, der ſehr brav malte, und ich erhielt von dem Augenblicke an auch in dieſer Kunſt ſorgfältigen Unterricht. Kurz Pater Aloiſius war mein Gott, mein Alles, ich verbarg nicht das Geringſte vor ihm, er löſte meine Zweifel, er half mir zu Verſtändniſſen, er erzog mich vollſtändig, und ich folgte ihm gern. — Zugleich hatte ich mit einem jungen Manne, der bereits ſeit mehreren

Jahren ein Zögling des Kollegiums und Zimmerverstand meiner Wohnung war, innige Freundschaft geschlossen. Ich habe nie eine so reine serafartige Gestalt gesehn als die meines Freundes. Alles an ihm war Harmonie und Klang. Dieser Mensch erschien mir wie ein Wunder. Was er angriff, gelang ihm; er faßte die schwierigsten Dinge auf, und führte sie leicht und graziös durch, indem er immer noch eine gewisse ihm eigentümliche Verklärung darüber zu verbreiten wußte. Er hatte schon längere Zeit den Unterricht des Pater Malers benutzt, kaum aber hatte er diesem einigermaßen die Technik abgelernt, so war er dem Lehrer schon voraus. Ebenso viel Talent zeigte er für Musik, und seine schöne klare Stimme beherrschte den ganzen Chor. Ich liebte ihn unendlich, und es blieb mir unerklärlich, daß weder Pater Aloisius, noch sonst Jemand dasselbe Gefühl für ihn zu hegen schien. Man suchte unser Verhältniß sogar zu stören. Zunächst mußte Werner Stauff, das war sein Name, ein andres Zimmer beziehn, dann die Unterrichtsstunden bei dem Maler aufgeben, ich sah ihn nur noch selten. Trotz alledem wußten wir uns zu finden. Ich war unterdeß 17 Jahr geworden, also in die Reihen der älteren Zöglinge eingerückt. Unter den Pensionären dieser Klasse herrschte seit jeher ein Komplott, sie besaßen trotz aller Beobachtung, trotz aller Aufsicht, Nachschlüssel zur kleinen Ausfahrpforte.

Dieſe wurden mäßig, und in einer gewiſſen Folge benutzt, ſo daß bisher nie ein ſolcher nächtlicher Ausflug ruchbar geworden war. Ein alter Herr, ein ſeltſamer Kauz, wir konnten nie recht herausbringen, was für ein Landsmann er ſei, hatte ſeit Jahren ſeine Wohnung zu dieſen Ausfällen dargeboten. Wir durften ihn nur ſchlechtweg Anaſtaſius nennen. Er ſchien ſehr wohlhabend, ſeine Zimmer ſtanden voll prächtiger Sachen, bunt übereinander gehäuft: Spieldoſen mit herrlichen Moſaiken verziert, antike Vaſen, geſchnittne Steine, und reiche goldne Geräte als Tafelaufſätze, deren Form zeigte, daß ſie früher der Kirche angehört. — Dann wieder kleine Staffeleien an den Fenſtern mit Kabinetsſtücken niederländiſcher Meiſter; auf Tiſchchen vertheilt, oder zur Deſoration der Wände benutzt, eine Menge naturhiſtoriſcher Seltenheiten, Kryſtalle und ausgeſtopfte Thiere, Muſcheln und dergleichen. Ein andrer Raum war buchſtäblich bedeckt mit Waffen aller Art, von den Feuerſteinpfeilen des Indianers bis zur Halenbüchſe des Mittelalters, — Morgenſterne, Flammberge, Spieße und Hellebarden ſtarrten in Unzahl aus allen Ecken. Wenn wir kamen, wurden die Jalouſien geſchloſſen und große Lampen von damaszirtem Silber, Drachen darſtellend, die Flammen ſpien, angezündet. Das fremdartige Spiegeln und Funkeln auf den Gegenſtänden umher, die unbekannten Apparate, die das Zimmer füllten, in dem

wir unſre Sitzungen hielten, machten einen zauberhaften Eindruck auf unſre jungen Gemüter. Er ſteigerte ſich faſt zum Grauen, als der Greis uns einmal nach einem Buche in ſeine Bibliothek ſchickte. Sie lag jenſeits des Schlafzimmers, und bis an deſſen Thüre nur waren wir bisher gekommen. Denken Sie ſich einen großen, ſchweren Betthimmel, pompös gearbeitet, — über einem gewöhnlichen Feldbette ſchwebend; aber dieſen Himmel trugen als Karyatiden vier menſchliche Gerippe. Ich fand den Gedanken ſo bizarr, ſo entſetzlich, daß er mich wochenlang ſchreckte und verfolgte. — Das war der Ort, den unſer Sonderling Anaſtaſius bewohnte. Niemand kam zu ihm, ſelbſt ſein alter Diener ließ ſich nur ſelten ſehn; wie grade die Jeſuitenſchüler ſich ſeiner beſondern Vorliebe erfreuten, wie überhaupt der Erſte von uns zu ihm gekommen, wußte Niemand. Er war immer freundlich, aber nie heiter, ich habe nie auch nur ein Lächeln auf ſeinen Lippen geſehn. Wir verbeugten uns ſtumm, wenn wir eintraten, er deutete uns Plätze an, und begann augenblicklich vorzutragen, oder vorzuleſen. Das Gefüge des Weltalls, die Geſetze der Natur waren ſeine Stoffe, waren das Thema ſeiner Belehrung. Wilde, großartige Poeſie, trunkne Schwelgerei in dem unendlichen Felde, ſchlagende Klarheit neben anziehendem Schmucke waren die Eigenſchaften ſeines Vortrags. Die Zeit flog, während wir in atemloſer

Stille horchten. Oft ſprach er nur wie im Traume vor ſich hin; er redete gewöhnlich franzöſiſch, verlor er ſich aber ſo in ſich ſelbſt, ſo ſprach er deutſch. Es lag dann etwas Lauſchendes in ſeinen Zügen, ſeine Stimme, die meiſt rauh und hart war, nahm einen melodiſchen Fall an, die Worte wogten und wiegten ſich her und hin: plötzlich brach er ab, und ein fürchterlicher Ausfall gegen Pfaffen und Pfaffentum tobte uns in einem Gemiſch von Sprachen entgegen. Er riß in kurzen Stunden das Gebäude in uns nieder, das man durch Jahre in uns hineingebaut. Stauff war ſein erklärter Liebling, er ſtrich ihm die Haare von der weißen Stirn, und küßte ihn ſtets vor dem Scheiden. Ich glaube es der Empfehlung dieſes Freundes zu verdanken, daß ich nach und nach derſelben Gunſt theilhaftig wurde. Warum lieben die Andern, fragte ich den Mann, als ich einmal allein bei ihm war, Stauff nicht auch, wie wir? Weil er reiner iſt, als ſie, weil er ihnen nichts glaubt, war die kurze Antwort.

„Dieſe Worte erzeugten ein unangenehmes Nachgefühl in mir. Ich war unbewußt in den Fehler der alten Scholaſtiker verfallen: die Philoſophie lief neben der Religion her, die rationellen Grundſätze, die ich aus der einen ſog, ließ ich nicht auf meine religiöſen Träume wirken. Glauben und Denken wußten nichts von einander. Daß Stauff nichts glaubte, machte mich für

ſein Seelenheil zittern, — ich betete für ihn. Die Erkenntniß ſollte ſich indeß auch mir nun bald in grellem Lichte zeigen.

„Das Verhältniß zu Pater Aloiſius war eher inniger geworden, er ſchien mich nun mehr und mehr für reif zu halten, ſeine Geſpräche bewegten ſich auf demſelben Boden, auf den Anaſtaſius ſein Syſtem baute. Natürlich kam er zu entgegengeſetzten Reſultaten. Die Philoſophie muß uns glauben lehren, ſagte er. Dieſe Worte entzündeten einen Brand in mir, der nie mehr zu löſchen war. Der Zuſammenhang leuchtete mir plötzlich ein und meine Stunde hatte geſchlagen. Als gar Pater Aloiſius, da er einen meiner Einwürfe nicht mehr zu widerlegen im Stande war, erklärte: Die Welt müſſe glauben, ſonſt könne ſie nicht beſtehn, fielen die letzten Schuppen von meinen Augen. Müſſen iſt ein tyranniſches Wort, wir ſuchen ſeiner Macht gar zu gern zu entfliehn, — ich wehrte mich natürlich auch. Ich entwickelte ihm einen Gedanken, den ich von Anaſtaſius gehört, er war ſo präzis, ſo treffend, man konnte nicht anders, als ſeine Wahrheit anerkennen. Ich hatte im Kollegium auf Mienen und Bewegungen achten gelernt, ich bemerkte, daß er nur ſcheinbar vor ſich hin ſah, daß er mich unter ſeinen geſenkten Lidern fixirte. Wir wollen ſehn, ſagte er kurz, und entließ mich. Am nächſten Morgen ſchon wurde ich zu ihm gerufen. „Es

iſt noch Zeit Dich zu retten", ſagte er mir, „Du biſt in ſchlechten Händen, weil Du ungehorſam warſt." Darauf erzählte er mir von meinen nächtlichen Streifzügen zu Anaſtaſius, er wußte Geſpräche, die dort gepflogen worden, Dinge ſelbſt, die nur Stauff und mir bekannt ſein konnten. Ich war außer mir. „Du ſollſt auch wiſſen, wer Dich verraten", fuhr er fort, „wenn Du mir verſprichſt, Alles was wir hier geſagt, zu verſchweigen." Ich that es. „Dein Freund Stauff, und kein Andrer. Es iſt bei der großen Zahl von Zöglingen nicht möglich, ſie immer im Auge zu behalten, und doch bedürfen junge Leute einer immerwährenden Überwachung. Wir müſſen alſo Jemand haben, der uns berichtet. Stauff gab ſich dazu her. Wir benutzen ihn, aber Du wirſt bemerkt haben, daß dieſe Schlechtigkeit ſeines Charakters ihm trotz der hervorragenden Talente, die er beſitzt, die allgemeine Verachtung zugezogen hat. Der deutſche Graf, den ihr Anaſtaſius nennt, iſt uns längſt bekannt, aber er iſt nicht gefährlich. Seine haltloſen Träumereien verſchwinden vor der Wahrheit des Glaubens wie ein Irrlicht vor der Sonne. Wir litten eure Zuſammenkünfte, damit ihr, mit allen Verirrungen bekannt, einen deſto größeren Sieg, einen deſto herrlicheren Triumf feiern könnt. — Wenn Du ſchweigſt, darfſt Du ſo oft zu ihm gehn, als Dir beliebt, nur gehe nie mit Stauff."

„Ich war aus meinen Himmeln gestürzt. Stauff ein Spion, ein Verräter! Dieser Gedanke brachte eine unsägliche Bitterkeit in mich. Ich wurde krank. Große Anstrengungen hatten meine Nerven geschwächt, dieser Blitz aus blauem Himmel brachte den Ausbruch. Ich lag wochenlang im Krankenzimmer, Pater Aloisius pflegte mich. In meinen Fantasien muß ich mein ganzes Herz ausgeschüttet haben, denn der Pater wußte später mehr, als selbst Stauff ihm hätte sagen können. Diesen vermied ich mit offnem Abscheu.

„Unter den Büchern, die Anastasius mir theils geliehen, theils geschenkt, war auch Byron. In der Übergangsperiode, in der ich stand, schrieben sich diese Feuerzeichen doppelt glühend in mich. Ich fühlte das Bedürfniß, mich darüber auszusprechen. Ein Abend, an dem kein Andrer die Schlüssel benutzen wollte, gab mir Gelegenheit, allein zu Anastasius zu eilen. Mein Buch unter dem Arme schlich ich fort, und gab an der Thür unser besondres Zeichen. Die Thüre öffnete sich sonst, wie von selbst, heute blieb sie geschlossen. Ich mußte unverrichteter Sache heimkehren. Als ich die Treppen hinaufschritt, kam mir Pater Aloisius entgegen. „Du warst bei Anastasius?“ sagte er mild. Ich bejahte die Frage, und sprach mein Bedauern aus, ihn nicht angetroffen zu haben. „Sonst war ich Dein Vertrauter, vielleicht kann ich Dir wenigstens, da Jener verreist ist,

wieder dienen.“ Beſchämt und gerührt zugleich, nannte ich ihm den Beweggrund meines Beſuches. Er wünſchte das Buch an ſich nehmen zu dürfen. Ich gab es ihm, und wir trennten uns. — Als wir uns des Morgens in der Kapelle verſammelten, wurde dem Gottesdienſte ein langes Gebet „Für einen Verirrten!“ angeſchloſſen. Obgleich ich mir keiner Verirrung bewußt war, ahnte ich doch dunkel, daß die Fürbitte auf mich gemünzt ſei. Den Tag über geſchah nichts. Erſt ſpät am Abend ließ mich Aloiſius rufen. Er ſchloß die Thüre hinter mir, ging langſam in ſein Nebenzimmer, und rief mich erſt nach einiger Zeit. Ich fand ihn in vollem Ornate, eine Kohlpfanne vor ſich, Weihwaſſer daneben, und die Agende in der Hand. Nach einer langen Anrede, in der er mir auseinanderſetzte, wie verrucht es wäre, ein Buch zu leſen, das im Index der vom Pabſte verbotnen Bücher ſtehe, las er eine Verfluchungsformel ab, beſprengte meinen Byron mit Weihwaſſer, — damit er nicht noch Rauch und Flamme verunreinige, — und verbrannte ihn auf den Kohlen. — Ich ſtand während der ganzen Ceremonie überraſcht und ſprachlos da. Der Vorfall ſchien mir erſt lächerlich, dann unklug, und endlich empörend niedrig. „Haben Sie Byron geleſen?“ fragte ich den Henker. Er bekreuzte ſich, und erklärte nie ein Buch geleſen zu haben, das im Index verboten ſei. Das war nun doch etwas zu ſtark. Hätte ihn perſönlicher

Widerwille zu dieſer abſurden That geführt, ſo wäre der Heroſtrat im Kleinen gewiß noch einigermaßen zu entſchuldigen geweſen, nun aber erſchien ſie mir doch zu albern. Zugleich fühlte ich mich tief gekränkt. Aloiſius hatte mich nicht mit den Andern auf das Prokruſtesbette der Pauſch und Bogen-Erziehung geworfen, er hatte bei ſeinen Belehrungen ſtets meinen Standpunkt im Auge behalten, — jetzt fiel er auf einmal aus der Rolle. Oder vielmehr, er nahm eine Rolle an, die für uns Beide nicht berechnet war. Dachte er mich durch ſolch einen kindiſchen coup de théatre aus der Faſſung zu bringen? Sollte mich das Gericht, das er an ein paar Blättern Papier vollzogen, zerknirſchen? Ich begriff ihn nicht mehr. Ein ſo unpädagogiſcher Streich war auf keine Weiſe mit der ſonſtigen geiſtigen Tüchtigkeit zu vereinen, die der Mann überall gezeigt. Er erwartete in der That ein „Pater peccavi.“ Ich wurde mir plötzlich über ihn und mich klar, ſah ihm kalt, und ich glaube faſt ſchadenfroh in die Augen, wandte mich, und ging. — Er mußte bald zu der Einſicht kommen, daß er ſich eine nie mehr zu bedeckende Blöße gegeben. Daß er mir dieſe nie vergeben würde, wußte ich. Ich hatte nie eine Strafe bekommen, hatte aber die Überzeugung, für mein Benehmen gewiß eine recht harte erwarten zu können, und dieſer Schmach wollte ich entgehn. Ich beſchloß, noch in derſelben Nacht zu ent-

fliehen. Der Weg nach Hauſe war zu finden, aber ich hatte kein Geld in den Händen. Meine goldne Uhr und eine dicke Kette von demſelben Metalle hätten mir zwar helfen können, ſie waren in der Nacht aber nicht mehr flüßig zu machen. Während ich auf Mittel ſann, meinen Plan auszuführen, und in dieſer Ungewißheit meine liebſten und notwendigſten Sachen auf eine Weiſe ordnete, daß ſie mir gleich zur Hand ſein konnten, trat Stauff herein. Er ſprach ein paar Worte mit meinen Stubengenoſſen, ich glaubte natürlich aber, daß er nur gekommen, mich zu beobachten. Ich murrte ihm ein Schimpfwort nach, als er das Zimmer verließ, er wendete ſich in der Thür noch einmal um, und ſah mich mit ſeinen großen ſchönen Augen ſo traurig und doch ſo freundlich an, daß es mir durch die Seele ſchnitt. Wenn Aloiſius mich betrogen hätte? Wie aber hätte er dann wiſſen können, was wir geſprochen.

„Die Betglocke wurde gelaütet, wir verſammelten uns wieder in der Kapelle, ich vermißte Stauff, die matte Beleuchtung ließ es indeß nicht zu, daß ſeine Abweſenheit auch ſonſt bemerkt wurde. — Die Nacht war finſter, ich ſtand noch immer unſchlüſſig am Fenſter. Die beiden Knaben, mit denen ich wohnte, ſchliefen längſt. Die Thür wurde leiſe aufgemacht, „Richard!“ rief Stauffs ſanfte Stimme. Ich ging ihm trotzig entgegen, und wollte eben recht laut antworten, als er

mir die Hand auf den Mund drückte, und mich zu ſchweigen bat. „Still,“ ſagte er, „Alles wird ſich aufklären, im Augenblicke nur vertraue mir ohne Erklärung, wir haben keine Zeit zu verlieren. Du willſt fort, ich ſah Dich packen, wenn Du fertig biſt, ſo komm'!“ Ich nahm die wenigen Sachen, die ich nicht zurücklaſſen wollte und die in einem kleinen Mantelſacke Platz hatten, und ſchritt lautlos hinter Stauff her. Plötzlich fiel mir ein, daß ich die Schlüſſel vergeſſen. Ich flüſterte erſchrocken dies Unglück in Stauffs Ohr. Er winkte mir Schweigen und führte mich immer weiter. Wir ſtiegen in die Gruft hinab, die ſeit Wochen wegen größerer Reparaturen offen ſtand. Mich faßte ein Schauder, aber ich wagte nicht zu reden. Wir ſtiegen wieder in die Höh, ich wußte nicht mehr, wo ich war, eine kleine niedre Thür öffnete ſich durch eine Feder, wir ſtanden im Freien. Beim Schimmer einer Straßenlaterne ſah ich erſt, daß Werner den Talar eines Paters trug. Betäubt und verwirrt durch die Wanderung in der Unterwelt, wo mich Werner zwiſchen den Sargreihen hinziehen mußte, folgte ich ihm ohne Frage. In einer entlegenen Straße harrte ein Wagen mit 4 Poſtpferden, der Poſtillion küßte Stauff die Hand, die Peitſche knallte, und wir flogen der Freiheit entgegen.“

„Unſer Kourier hat 3 Stunden Vorſprung, wir finden überall Pferde bereit, und ſind nicht mehr zu

erreichen," ſagte Stauff. Mir klang das Alles wie ein Märchen, ich taſtete an mir herum, und konnte keinen Zuſammenhang finden. „Erſt laß mich Dir beweiſen, daß ich Dir immer Freund war," begann Stauff, als der Wagen fortrollte. — Ich fürchtete, die Lehren unſres lieben Anaſtaſius nicht vollſtändig in meinem Gedächtniſſe aufbewahren zu können, lernte ihm ſeine eigne Chiffreſchrift ab, und notirte Vortrag um Vortrag. Eines Tages, kurz vor Deiner Krankheit, vermißte ich das Heft. Ich unterſuchte das Schloß meines Schrankes und fand, daß es gewaltſam geöffnet worden. Ich ſchwieg, denn ich wollte beobachten, wozu man meine Notizen benutzt. Dein Benehmen zeigte mir bald Veranlaſſung und Zweck. Ich erriet den ganzen Gang und eilte, ſobald ich konnte, auf dem durch Zufall von mir entdeckten Wege, durch die Gruft, zu Anaſtaſius, um mir Rat zu holen. Die Regierung des Kantons hatte ihm eben die Weiſung zugehn laſſen, binnen 24 Stunden den Kanton, in dem er viele Jahre ungeſtört gewohnt, zu verlaſſen. Er war bisher der Aufmerkſamkeit der Jeſuiten entgangen, eine unvorſichtige Äußerung von Dir und mein Heft, hatten ihm, als höchſtgefährlich, die Verfolgung des Ordens zugezogen. Er zürnte nicht, als ich ihm meine Vermutungen mittheilte, er beſtätigte ſie, und trug mir auf, Dir zu ſagen, daß er uns immer lieben würde. Ihr werdet doch einmal fliehen müſſen,

meinte er, als ich ihm Lebewohl ſagte. Du biſt arm, hier ſind die Mittel dazu, und damit gab er mir eine kleine Brieftaſche, in der ich 8000 Frcs. in Papieren fand. Von alledem hätte ich Dich gern in Kenntniß geſetzt, ſo wie, daß er uns als Rendezvous Florenz genannt, aber ich konnte Dir nicht nahe kommen. Meinen Schatz hielt ich verborgen. Daß die ſcheinbare Strafloſigkeit nur ein Deckmantel ſei, wußte ich. Ebenſo war mir bekannt, daß die Pforte bewacht wurde. Als Du letzhin ausgingſt, wollte ich Dich warnen, denn nur auf uns Beide lauerte man, Du wichſt mir aber aus, wie immer. Aloiſius beobachtete Dich, und ich ihn. Ich ſah eure Begegnung, und daß Du ihm ein Buch gabſt. Das Gebet am Morgen galt Dir. Als er Dich rufen ließ, konnte ich meine Neugier nicht zähmen, von der Linde im Hofe erreichte ich das Sims unter ſeinem Fenſter, es war finſter genug, ſo wurde ich Zeuge des ekelerregenden Autodafe. Als Du von ihm gingſt, fühlte ich, daß kein Bleiben für Dich und mich wäre, denn jetzt mußte einmal Alles zur Sprache kommen. Ich wollte mich erſt überzeugen, ob Du Anſtalten macheſt, und trat deßhalb bei Dir ein. Packteſt Du auch auf eine Weiſe, die den Knaben nicht auffallen konnte, ſo bemerkte ich es doch. Augenblicklich eilte ich auf meinem Wege zum Poſtdirektor, verlangte geheimnißvoll im Namen des Ordens für den Regens Pferde,

und einen Kourier auf 5 Stationen voraus, leiſtete ebenfalls im voraus Zahlung, er machte ſeine ehrerbietige Verbeugung, und, wahrſcheinlich an dergleichen geheime Aufträge gewöhnt, richtete er Alles zum Beſten ein. Es war ein gewagter Schritt, aber es war nur ſo möglich unverraten zu bleiben. Dem Orden, der den Kanton beherrſcht, wird unverbrüchliches Stillſchweigen gehalten, und die große Summe, die der Mann in meinen Händen ſah, ließ gegen den ohnehin nicht unwahrſcheinlichen Auftrag keinen Zweifel aufkommen, da der Mann ſah, daß ich wieder in's Stift zurückging. Morgen werden ſie über uns Gericht halten wollen, wir aber ſind weit!“ —

„Meine Freude, den Freund wieder achten und lieben zu dürfen, glich nur der Wut über den Heuchler, deſſen Klauen ich entronnen. Iſt es nicht empörend, in ein junges, eben erſt aufgehendes Herz Mißtrauen und Argwohn zu ſäen? Dieſer Vorfall hatte den Herrn für immer die Larve vom Geſichte geriſſen, mein Mißtrauen wendete ſich gegen ſie ſelbſt. Der Entſchluß ſtand in mir feſt, nie zu ihrer Fahne zu ſchwören, der ganze Stand ſank ſo in meiner Achtung, daß ich zugleich erklärte, nie die Weihen nehmen zu wollen. — Wir kamen ungefährdet nach Konſtanz, und hier erſt, in völliger Sicherheit überlegten wir, was zu thun ſei. Stauff hatte ſchon unterwegs das Prieſterkleid abgelegt,

wir fuhren als — Flüchtigreiſende. Der Gedanke an meine Eltern machte mir Kummer, indeß hoffte ich ſie durch klare Darſtellung der Sache zu beruhigen. Ich gehe direkt nach Florenz, ſagte Stauff, von da nach Rom, und werde Maler. Nach Florenz konnte ich nicht eher, bis ich bei meinen Eltern geweſen, Stauff hatte Niemand, der um ihn beſorgt war. Er gab mir ſo viel, daß ich bequem meine Heimat erreichen konnte, der Gaſtwirt verſchaffte ihm einen Paß, wir verſprachen uns bald zu ſchreiben, und ſchieden mit ſchwerem Herzen. — Ich werde auch Maler, dachte ich."

„Aber wir vergeſſen ganz, daß ich nur den Text zu meinen Bildern geben wollte. Sie haben immer noch das lächelnde Chriſtuskind vor ſich, während doch ſchon manche Wolke in meine Erzählung hineingedunkelt, und geblitzt. Da, ſehen Sie das Kollegium und die Kirche. Hier das ſcharfe, intereſſante Geſicht des Pater Aloiſius, und daneben den Engelkopf Stauffs. Das nächſte Blatt zeigt mein eignes Bild, von Stauff gezeichnet. So war ich damals, Ähnlichkeitsſpuren ſind noch vorhanden, mehr aber kaum. Die innige Schwärmerei, die hier mein Auge umträumt, der reiche, ſchmelzende Ausdruck, hat ſtarren, harten Linien Raum geben müſſen; der glühende und doch freundliche Kampf, der um dieſe Lippe ſpielt, iſt in der Ruhe untergegangen, — Sie würden mich nicht wieder erkennen. —

Das iſt Anaſtaſius! Ein rechter Studienkopf, voll myſtiſcher Bedeutung. Die Augen fragen uns ohne Worte Alles ab, und jede Falte auf der Stirn ſcheint ein ſchweres Geſchick erzählen zu wollen. — Hier endlich noch die Verbrennungsſzene meines Byron. Stauff zeichnete ſie mir in Konſtanz. Sehn Sie nur dieſe kühnen, markirten Striche. Es iſt nur ſkizzirt, und doch iſt der Ausdruck unvergleichlich, aus jedem Zuge ſpricht urſprünglichſte Beſtimmung, aus jeder Linie redet das Genie. — Randzeichnungen, die wir Beide zu unſern Klaſſikern machten, Vignetten, zum Theil wirklich nicht ohne Geſchick gruppirt, die wir im Kollegium entworfen, füllen die nächſten Seiten. Während Sie dieſe, mitunter höchſt poſſirlichen Bildchen, überfliegen, fahre ich fort."

„Ich kam nach Hauſe, — die Eltern ſaßen eben bei Tiſch, der Pfarrer war bei ihnen. Aus dem Knaben war unterdeß eine Geſtalt geworden, die wenigſtens nur unbedeutend kleiner als meine heutige ſein mochte. Unerwartet, wie ich kam, erkannten ſie mich im erſten Augenblicke gar nicht. Dann gings an ein Fragen: Was iſt vorgefallen? Wie kommſt Du hierher? Sind Unruhen ausgebrochen? Als ich mich erſt ein wenig geſammelt, erzählte ich den ganzen Hergang einfach und wahr. Mein Vater ſagte: So! und wendete mir den Rücken; der Pfarrer zuckte mit den Achſeln, nahm ſeinen

Hut, und ging; ich hatte die Hand meiner Mutter festgehalten, ich fühlte, daß ſie heftig zitterte, große Thränen rollten über ihre Wangen, dann ſtand ſie auf und ging dem Vater nach. Ich war allein im Zimmer geblieben, nur ein alter Hühnerhund, den ich als Kind oft gezauſt, ſchmiegte ſich freundlich winſelnd an meine Knie, und ſah mir mit den trüben, blöden Augen in's Geſicht. — Das war mein Empfang, als ich nach faſt 8jähriger Abweſenheit in das Haus meiner Väter heimkehrte. — Das Naturwidrige der Verhältniſſe, die dieſe Szene hervorgerufen, ſtellt ſich ohne weiteren Beweis durch den Umſtand heraus, daß ſie die allernatürlichſten Beziehungen, die heiligſten Familienbande ſtören konnten. Ich war wie vernichtet, ich wußte damals noch nicht, daß die ſogenannte Geiſtlichkeit einen Klapperſchlangenartigen Zauber auf die Menſchen ausübt. Ich wußte nicht, daß, wenn man den Frevel eines Pfaffen rügt, ſich gleich die ganze Kleriſei erhebt, und behaubtet, man habe — nicht etwa ſie, — nein, die Gottheit ſelbſt beleidigt. Die Frechheit einer ſolchen Idee iſt ſo grandios, daß ſie allerdings imponiren kann, ſo lange man an einen Nimbus glaubt. Meine Eltern ſahen mich für einen verlornen Menſchen an, denn ich hatte einen Geweihten des Herrn, Heuchler und Schurken genannt. Ich kann Ihnen die Qual dieſes Momentes nicht ſchildern; der Scharfſehende kann Stumpfheit der

Augen nie ordentlich faſſen; daß die Meinen das Recht nicht auf meiner Seite fanden, war mir völlig rätſelhaft. Die Zeit, die ich nun im Hauſe zubrachte, war eine bittre, indeß machte mich grade die Kälte, die man mir zeigte, feſt. Ich war noch nicht genug entwickelt, mein Charakter nicht ſicher ausgeprägt; ein liebevolles Entgegenkommen, herzlich verſöhnende Milde hätte mich nachgeben laſſen, und die Wünſche meiner Eltern wären ſelbſt gegen meine beſſere Überzeugung erfüllt worden. So ließen ſie mich viel mit meinen Gedanken allein, ihre Kälte ſteckte mich an, ich wurde ſtarr. — „Was ſoll nun mit Dir werden?“ fragte mein Vater endlich . . Ich zeigte ihm meine Mappe, und ſagte, daß die Natur ihren Willen, wie ich glaube, klar ausgeſprochen habe. Es ſchiene mir Sünde, meine Beſtimmung zu vergreifen und den Drang in mir mißzuverſtehn. „Thu', was Dir beliebt,“ antwortete er, „aber rechne nicht auf mich.“ Nun folgte eine ergreifende Szene. Ich wollte die Schuld kennen, die ihn ſein einziges Kind ſo lieblos von ſich ſtoßen ließ. Er wurde leidenſchaftlich, wie ich ihn nie vorher geſehn, er überhäufte mich mit Vorwürfen, ich ſollte undankbar und verworfen ſein, ich wolle mich an liederliche Menſchen, Künſtler nämlich, anſchließen, weil mir die ſtrenge Ordnung des Kollegiums nicht behage, und dergleichen mehr. Ich war mir bewußt, nichts der Art gedacht zu haben, und wurde

deßhalb noch kälter, noch ruhiger. Ich blieb bei meiner Erklärung. Auch die Bitten meiner Mutter, die, wie ich da zuerſt ſah, faſt gar keinen Einfluß auf meinen Vater hatte, und die meinetwegen viel litt, bewegten mich nicht, meinen Entſchluß aufzugeben. Das Mutterherz verleugnete ſich nicht. Im erſten Augenblicke hatten die angelernten Meinungen in ihm geſiegt, es fand aber doch bald das Richtige. Die Mutter beweinte, daß ich nicht Prieſter werden wollte, ſie gab aber lieber ihren Lieblingsplan auf, als daß ſie ihr Kind in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt gebracht hätte. Der Pfarrer ſchürte das Feuer. Man müſſe mich zwingen, meinte er, und könne es leicht, wenn man mir die Mittel entzöge, nach meinem Sinne zu leben. Es gab noch einmal großer Kampf. Meine bleiche, abgehärmte Geſtalt, die Furcht mich zu verlieren, gab endlich der Mutter die Kraft, darauf zu beſtehn, daß ich die von mir gewählte Laufbahn einſchlagen dürfe. — Dieſe Tragödie im Kleinen, wie ſie wol faſt in jeder Familie vorkommt, die das Unglück hat, ein künſtleriſches Talent unter ihren Gliedern zu beſitzen, hatte mir ein gutes Theil Lebensmut genommen, ich war ſtumpfer geworden. Während man mir alſo auf der einen Seite den Willen ließ, mußte ich mich doch auf der andern wieder fügen. Nicht nach Florenz und Rom, wie ich gewünſcht, ſondern zunächſt nach München wurde ich geſchickt. Arbeiten,

die ich mit Liebe und Luſt trieb, zerſtreuten mich, und ſtärkten meine Geſundheit wieder. Stauff hatte Anaſtaſius troß der genauen Angaben, die er ihm hinterlaſſen, in Florenz nicht entdecken können, er war deßhalb weiter gereiſt, hatte Italien durchſtrichen, — kurz auch eine erſte Reiſe mit Herz und Aug' und Ohr gemacht. Meine Briefe, die ich nach Florenz adreſſirt, bekam er alle zuſammen, als er wieder dahin zurückkehrte. Die Anzeige, daß ich nach München ginge, beſtimmte ihn, ſich auch dort niederzulaſſen, und ſo waren wir bald wieder vereint. — Widerwärtig berührte mich die Bemerkung, daß man mich von Hauſe beobachten ließ. Die Leute, mit denen ich umging, wurden bei meinen Eltern angeſchwärzt, Äußerungen von mir entſtellt, mein Kirchenbeſuch nachgezählt, ſogar das Malen nach Modellen, als höchſt ſittenlos, gerügt. Die Briefe, die ich von Hauſe erhielt, ſtrotzten von Vorwürfen, man entfremdete mir auch die Mutter mehr und mehr. So knickten die Menſchen mir Blüte um Blüte, und pflanzten ſcharfe Dornen an ihre Stelle; ich wurde herb und bitter, und blieb es, bis ich auch über dieſe Prüfungsſtufe hinaus war. — Mein Vater wurde gefährlich krank, ohne daß ich mehr erfuhr, als daß er unwohl ſei. Plötzlich zeigte mir der Pfarrer ſeinen Tod und die gleichzeitige Erkrankung meiner Mutter an. Ich eilte ſo raſch als möglich in die Heimat, an das

Grab des Vaters, an das Sterbebett der Mutter. Das waren noch ſchreckliche Momente. Man hatte mich ſchurkiſch verleumdet, die P. P. Jeſuiten ſprachen von den nächtlichen Ausflügen ſo dunkel, daß man unwillkürlich arge Unſittlichkeiten vermuten mußte; Stauff wurde in den Briefen, die ich in meines Vaters Schreibtiſche fand, als ein elender Verführer, als ein verlorner Wicht dargeſtellt, — die Jünger Jeſu hatten ſich gerächt. Bitter genug gerächt, ihre Rache raubte mir die Liebe und das Vertrauen des Vaters. Der Pfarrer ſchien mir mit im Komplott, wenigſtens warnte mich die ſterbende Mutter, die den Sohn doch nicht ganz aufgeben wollte, vor ihm. Man hatte verbreitet, der Gram um mich, um den Verlornen, habe den Lebensfaden der Eltern abgeſchnitten. Meine Mutter raffte ſich noch einmal auf, ſie ſah mich mit ihrem brechenden Auge ſo fragend an, als wollte ſie Tod und Leben aus meinem Blicke empfangen. Mein Gewiſſen war rein, ich konnte ihrer Frage frei und offen begegnen. Sie verſtand mich, wie ich ſie verſtanden; ich nahm den letzten Hauch von ihren Lippen, wir ſchieden verſöhnt. — So ſtand ich allein, unverſöhnlichen Haß gegen die Störer unſres Friedens im Herzen. Dies Gefühl zog immer mehr Nahrung aus den Papieren, die ich nun zu ordnen hatte. Der Pfarrer behaubtete zwar, mein Vater habe ihn in ſeinen letzten Augenblicken den Auf-

trag gegeben, dies Geſchäft zu übernehmen, ich war aber volljährig und gab es natürlich nicht zu. Als er gar von unabſtreitbaren Rechten ſprach, ſagte ich ihm: Herr, Sie und Ihresgleichen haben mir die Liebe meiner Eltern geſtohlen, Sie ſollen mich nun wenigſtens nicht hindern, zu erfahren, welche Schurkenſtreiche Sie dazu angewendet. Zwingen Sie mich nicht, zu vergeſſen, daß Sie einmal mein Lehrer geweſen. Er entgegnete, ich ſolle nicht die Achtung aus den Augen laſſen, die ich ſeinem Amte ſchuldig ſei, und mehr dergleichen ſalbungsvolle Redensarten. Da brach mein Groll aus. Hätten Sie nicht graue Haare, ſagte ich ihm, Ihr Amt ſollte Sie nicht vor den Zähnen meines Hundes ſchützen. Wehe Ihnen aber, wenn Sie noch einmal die Schwelle dieſes Hauſes betreten, ſo lang ich Herr davon bin! — Die Teſtamentseröffnung belehrte mich erſt, daß meine Eltern reicher waren, als ich geglaubt. Die Pfaffen hatten auch dabei die Hand im Spiele. Mein Vater vermachte ihnen ein ſo bedeutendes Legat, daß es faſt einer Enterbung glich. Mir blieb indeß immer noch mehr als das Pflichttheil, ſo daß ich das Teſtament nicht gerichtlich anfechten konnte. Es that mir nicht ſo leid um das Geld, aber es wurmte mich, das Gut meiner Väter in ſolche Hände kommen zu ſehn. Das Mutterherz war treu geblieben, es hinterließ mir ungeſchmälerten Beſitz, und in rührenden Worten die ein-

fache Bitte, das beträchtliche Vermögen, Allen zur Hilfe, Niemand zum Schaden anzuwenden, und ihrer in Leid und Freude zu gedenken. Vertraue auf Gott und Dich selbst, hatte sie eigenhändig darunter geschrieben, glaubst Du recht zu handeln, so lasse Dich durch nichts irren. Ich habe Dich auch geliebt, als ich Dir zürnen zu müssen glaubte, ich lasse Dir meinen Segen. — Ich dachte, ich hätte die Thränen vergessen. Die bittern Worte, die mir der Vater noch in seinem letzten Willen nachrief, hatten mein Gesicht kaum zucken gemacht; diese wenigen Zeilen von meiner Mutter preßten mir reiche Thränen ab, — und ich schäme mich ihrer nicht. Ich war glücklich, sie hatte mich also doch geliebt.

„Ich konnte das Gut behalten, das Vermögen meiner Mutter bestand größtentheils in Hypotheken und zinstragenden Papieren, so daß ich den, durch das Klosterlegat entstehenden Ausfall hätte decken können. Der Pfarrer aber fanatisirte die Leute in dem Grade, daß ich eine schiefe Stellung zu meinen Grundholden eingenommen hätte, und nie hoffen konnte, in der Weise auf sie zu wirken, die mir einzig wünschenswert gewesen wäre. Zugleich zog mich meine Kunst, ich hatte Italien noch nicht gesehn, noch die Werke italischer Meister nicht studirt, von denen Stauff mit Begeisterung redete.

„Ein großer Grundbeſitzer in der Nachbarſchaft, der ſich zu arrondiren wünſchte, bot mir einen vortheilhaften Kauf an, und ich ging darauf ein. Das Legat meines Vaters, das vorzüglich zur Gründung eines Kloſters der grauen Schweſtern beſtimmt war, wurde baar ausgezahlt; mein Antheil blieb auf dem Gute haften, er betrug zum großen Ärger der Pfaffen durch dieſen Verkauf mehr noch als das Legat.

„Wohlhabend, unabhängig und zugleich beruhigter, kehrte ich zu meinen Arbeiten zurück. Ich erwarb mir den erſten Preis. Stauff hatte ſein viel beſſeres Bild zurückgezogen. Er wußte, daß ich ehrgeizig ſei, und kannte ſeine Überlegenheit. Auch ſein Bild war bald, und gut verkauft; wir reiſten nach Italien.

„Sie finden auf den folgenden Blättern eine große Reihe von Landſchaften, von Skizzen und Studien, die Ihnen bekannt ſein werden; ich verdanke ſie Alle dieſer Reiſe. Die beſonders ſcharfen mit den originellen Färbungen, mit der zierlich bizarren Staffage, ſchenkte mir Stauff. Dort und da iſt eine luſtige Gruppe, ein Stück Künſtlerleben aus der Taverne, oder dem Atelier eingeſchoben. Blättern Sie drüber hinweg! Betrachtet man ſolche Skizzen nicht mit dem Auge des Künſtlers, ſo ſcheinen ſie manchmal zu luſtig. Kam ich ſelbſt auch ſelten aus der deutſchen Halbſchwermut, mit der wir unſre Schwerfälligkeit beſchönigen, heraus, ſo waren die

Freunde, die mich beſuchten, doch vielfach leichter bewegt. Eine Tarantella mit der Palette auf der Fauſt, die Pinſel klappen daran, wie die Finger auf das Tambourin, heitre Mädchen und eine Fogliette mit funkelndem Wein, — das ſind Epiſoden, welche die ernſten Arbeiten oft unerwartet und improviſirt unterbrechen. Meine Ruhe wurde das Stichblatt vieler Witze. Hier iſt eine Karrikatur von Stauff, eine ſolche Atelierſzene. Das Zimmer und die darin befindlichen Gegenſtände ſind durch einzelne ſcharfe Striche ſo markirt, daß ſie einem Spinnennetze gleichen. Die kurze dicke Spinne, die lauernd hinter der Staffelei ſitzt, ſoll ich ſein, die Fliegen, die kreuzluſtig herumflattern, ſind bekannte Maler. Dort und da hängt eine, die des Guten zu viel gethan, im Netze; die zierliche Weſpe, die ſich der Schlinge eben wieder entzogen, iſt Stauff ſelbſt. Nehmen ſich die frappant getroffnen Menſchenköpfe auf den Inſektenleibern nicht höchſt poſſirlich aus? Und die ganze Zeichnung iſt das Werk eines Augenblicks. Gleich darauf ſaß er wieder an ſeiner Arbeit, und malte an einem tiefernſten Gemälde. Ich finde keinen ſolchen Menſchen wieder, ſo kindlich froh, ſo edel und ſo tüchtig zugleich.

„Das nächſte Bild, die gemütliche Familiengruppe, verſetzt uns wieder nach Deutſchland, und, wenn es Sie nicht ermüdet, nehme ich meinen Faden wieder auf.“

„Ein deutscher Fürst, dessen Bekanntschaft ich in Rom machte, überredete mich, mit ihm heimzukehren, um für ihn ein großes Familienbild zu malen. Seine Besitzungen liegen in Thüringen und Franken. Ein Schloß im letzten Gau diente zum Wohnsitze. So angenehm er war, so unliebenswürdig kalt und abgeschlossen waren die Damen seiner Familie. Sonderbar genug, daß sich Damen weit schwerer über Standes- und Rangverhältnisse hinwegsetzen können; der Mann glaubt viel eher, daß Kunst und Charakter ein Diplom aufwiegen, als die Frau. Ich fühlte mich unter den gespreizten Leuten, die auf mich, wie auf eine Art höheren Bedienten herabsahen, nicht wohl, und die zuvorkommende Freundlichkeit des Fürsten konnte mich das Unangenehme meiner Stellung nicht vergessen machen. Ich hätte das Bild rasch, oder gar nicht beendet, wenn nicht ein andrer Umstand mich hätte zögern lassen. — In einem nahegelegnen Dorfe, das ich durch einen Spazirgang von einer Stunde bequem erreichen konnte, lebte ein Förster, der zwar wenig Anziehendes für einen Menschen hatte, der ihn nicht etwa zu psychologischen Studien analysiren wollte, der aber dafür zwei Töchter besaß, die eine desto größere Anziehungskraft ausübten. Namentlich war die eine, Ida hieß sie, eine Gewebe von Anmut und Geist. Sie kam zuweilen zu einer der Prinzessinnen, deren Milchschwester sie war. Ich hatte sie da gesehn,

und beſchloß, ſie im Hauſe ihres Vaters aufzuſuchen, wo ich ungeſtörter die Vorzüge dieſer holden Perſönlichkeit genießen konnte. Der Förſter war ein Original. Er hatte nur zwei Leidenſchaften: Muſik und Gebet, aber er trieb beide in's Extrem. Bei meinen erſten Beſuchen erſchienen die Damen auf ſeinen Ruf, machten ihre Verbeugung, und verſchwanden auf ſeinen Wink wieder. Daſſelbe Manövre wiederholte ſich beim Abſchiede. Er hatte ein Sammlung von Heiligenbildern in Kupferſtich an ſeinen Wänden hängen, ich kannte die Originale zumeiſt, rühmte ihre Vorzüge, ſprach von einigen ſogar mit Enthuſiasmus, und gewann ſo Boden bei ihm. Von Muſik verſtand ich leider nichts. Ich ſetzte ihm zwar die Verwandtſchaft meiner Kunſt mit der ſeinen auseinander, bewies ihm, daß die Harmonie in der Muſik, in der Malerei die rechte Vertheilung von Licht und Schatten, das Übergehn der Töne und Tinten in einander wäre; daß die Melodie endlich ſich in der Gruppirung, in dem Stoffe ſelbſt ausſpräche. Aber was half's, ich war doch nur ein halber Menſch, und von meinem Glauben, von meiner Liebe zum Gebete hatte er auch noch nichts geſehn. Mir lag indeß zuviel daran, mich in ſeine Familie ſo recht einzuniſten, als daß ich mich gleich hätte abſchrecken laſſen. Die Kirche brauchte ein neues Altarbild, ich beſchwichtigte mich ſelbſt, bot mich an, unentgeltlich ein

ſolches zu malen, und machte ihm den Vorſchlag, ſeine Ida, als Himmelskönigin hineinzubringen. Mein Plan wurde verworfen, er fand den Gedanken frivol und profan. Alle Hoffnungen ſcheiterten an dieſem eigentümlichen Manne. Auf gewöhnlichem Wege war ihm nicht beizukommen, da half er mir ſelbſt. Er hatte ein ſchlechtes altes Bild, das ſeine verſtorbne Frau darſtellte, er wünſchte eine Kopie davon, weil die ſchlechten Farben des andern, die noch dazu durch groben Firniß verdorben worden, kaum unterſcheidbar und ſchmutzig geworden waren. Schüchtern trug er mir ſein Anliegen vor. Ich mußte mich zwingen, nicht zu freudig zu ſcheinen. Der Zufall war mir günſtig, ich komponirte aus den Geſichtern der beiden Töchter, die theilweiſe der Mutter glichen, geleitet durch das vor mir liegende Original, ein Porträt, das ſprechend ähnlich geweſen ſein ſoll. — Noch mehr! — Ein durchreiſender Virtuoſe auf der Violin ſpielte im Schloſſe bei einer großen Geſellſchaft. Der Förſter war natürlich nicht eingeladen, der arme Mann lauſchte an der Thür des Salons und fing jeden Ton auf. Mein Diener erzählte mir davon, und ich bewegte den Künſtler, mir einen Tag zu ſchenken. Ich ſagte mich in der Förſterei an, und fuhr mit meinem Virtuoſen hinüber. Ich brachte das Bild und Muſik. Dieſe Glückſeligkeit! Ein großer Mann, ein Zauberer in ſeiner Stube, ein Künſtler, der ſeine Violin lobte,

ſogar auf dieſem Inſtrumente mit ihm Duetten ſpielte! Dann wieder das Bild, das eine Tote aus dem Grabe herauf zu zaubern ſchien. Ich habe nie einen ſolchen Taumel, einen ſolchen Ausdruck — — chriſtlicher Wonne geſehn. Der Förſter richtete eine ſo brünſtige Apoſtrofe an die heilige Cäcilie, die über dem Flügel hing, daß ich für ſeinen Verſtand fürchtete. Ich hatte ihm dieſe überirdiſche Freude bereitet, er war dankbar und ſchickte nun nie wieder ſeine Töchter fort, denn ich mußte fromm und gut ſein, der große Virtuoſe war ja auf meinen Wunſch zu ihm gekommen. Ich vermied natürlich, ihm Ärgerniß zu geben, und war nun oft im Hauſe, auch wenn ihn Geſchäfte entfernt hielten. — Ich war damals in dem Stadium menſchlichen Werdens angelangt, in welchem man, durch viele aufreibende Anſtrengungen und Kämpfe übermüdet, den Frieden ſucht. Wo man um jeden Preis jene Ruhe, jene ſtillſelige Zufriedenheit des Herzens erringen möchte, die ſelbſt im engſten Kreiſe dem Zuſtande am nächſten kommt, den man „Glück“ nennt. Die vergangnen Wetter hatten mir zwar eine beſtimmte, ſcharfausgeprägte Richtung gegeben, aber die Wunden bluteten nicht mehr; die Narben ſelbſt hatten mir noch Weichheit und ſo viel von meiner urſprünglichen Gemütsinnigkeit gelaſſen, daß ich nicht allein Sinn für Häuslichkeit in mir trug, ſondern mir auch ſelbſt ſagen konnte, daß ich ein warmes

Gefühl ſchätzen würde. — Dieſe Seelenſtimmung zog mich zu Ida. Es war nicht glühende Begeiſterung, nicht ſchwunghaftes Getragenſein, es war ein leiſes, natürliches Ineinanderhineinleben, das nichts von Sentimentalität wußte. Sie kam mir in ihrer friſchen Reinheit ohne Arg entgegen, ſie wußte nicht, daß ihre Augen mir täglich geſtanden, daß der feſte, entſchloſſne Sinn des Mannes, ſich in dem kleinen, unbewachten Herzen Raum gewonnen, ſie ahnte kaum ſelbſt, daß es ſo ſei. — Mein Familienbild war unterdeß faſt fertig geworden, und ich hatte nach ſeiner Beendigung keinen vernünftigen Grund, noch länger in der Gegend zu verweilen, es mußte alſo etwas geſchehn, da ich in der That die Abſicht hatte, mich mit Ida zu verbinden. Die unbefangne, vielleicht mehr als ſchweſterliche Zärtlichkeit, die ſie in ihrer völligen Unkenntniß der Welt, mir oft gezeigt, machte mir es leicht von meinem Plane zu reden, und ehe ſie ein Wort ſagen konnte, verriet ihr ganzes Weſen ſchon, daß ihre Wünſche den meinen entſprächen. Ja, ſie wollte die Meine ſein. Wie ſich vor meinen Augen im Nu ein Bild friedlichen Glückes entfaltete, bedarf keiner Schilderung. Plötzlich ſtörte Ida, die ſelbſt träumend, ſich an mich ſchmiegte, die traulichen Entwürfe einer freundlichen Zukunft. Zitternd und lautweinend, faſt krampfhaft preßte ſie ihr Geſicht an mich, der ich dieſen ſonderbaren, überraſchenden

Ausbruch nicht zu deuten wußte. Meine beſorgten Fragen konnten ihr keine andre Antwort abdrängen, als die ſchluchzend ausgeſtoßnen Worte: der Vater, der Vater! Ich hielt dieſe Ängſtlichkeit für die kindiſche Furcht, er könne ſeine Einwilligung verſagen. Meine Eitelkeit, oder beſſer, mein Bewußtſein hob ſich, ich konnte ihm eine Stellung bieten, die für die Tochter eines Förſters mehr als glänzend war, und das, dachte ich, würde und müßte nebſt Unbeſcholtenheit einem Vater genügen. Ich irrte mich! Der Mann war in ſeiner Frömmigkeit härter und verſchrobner, als ich für möglich gehalten. Er lieferte mir einen neuen Beweis, daß man mit Gebeten auf den Lippen grauſam, finſter grauſam gegen ſein eignes Blut ſein könne. Der Wahnſinn, man müſſe der Welt entſagen, um eines erträumten Himmels würdig zu ſein, ließ ihn das Glück ſeines Kindes zertreten. — Ich wollte lieber mündlich als ſchriftlich meinen Antrag ſtellen, eine Überrumpelung ſchien mir notwendig. Ich verſuchte Ida zu tröſten, ſo gut ich konnte; ſie verließ mich, als der Förſter heimkehrte, ich bat ihn, mir einige Minuten zuzuhören, und erzählte ihm Alles. Er beſann ſich nicht einen Augenblick, dankte mir ohne Heuchelei für meinen Antrag, und — wies mich ab. Meine ältere Tochter, ſagte er, iſt mit einem braven Manne verſprochen, wenn Gott will, wird ſie in Kürze ſeine Hausfrau; es

war aber ſeit jeher der Wunſch meiner ſelig entſchlafnen Frau, eine unſrer Töchter dem Herrn zu weihen. Ida iſt durch den Umgang mit den hohen Perſonen auf dem Schloſſe weltlicher geworden, als gut iſt, ich fürchte für das Heil ihrer Seele, und muß Sorge tragen, daß ſie in einen Kreis kommt, der ſie dem Himmel wieder gibt. Ein gottesfürchtiger Mann hinterließ eine bedeutende Summe zur Gründung eines Kloſters, ich habe meine Tochter bereits auf die Liſte der Novizen ſetzen laſſen. — Meinen Einwurf, daß die weit ſtillere ältere Schweſter beſſer für eine ſo trübe Beſtimmung paſſe, daß Ida außerdem entſchiedne Neigung für mich hege, wies er damit zurück, daß er eine eingegangne Verbindlichkeit nie löſen, ein gegebnes Wort nie brechen werde. Was die Neigung ſeines Kindes anbelange, ſo wäre Ida eine zu gute Tochter, um ſie nicht auf den Wunſch des Vaters, Gott zu Liebe, zu überwinden und zu vergeſſen. Ich hätte über dieſen bizarren Gedanken lächeln mögen, wenn die Sache nicht zu ernſt geweſen wäre. So weit reicht väterliche Gewalt nicht. Was ich indeß auch ſagen mochte, er blieb ruhig und feſt, und bedauerte nur, daß ich durch mein Sprechen mit Ida, dieſer eine ſo ſchwere Prüfung zugezogen. Indeß, ſagte er feierlich, ſie wird durch die Überwindung dieſer Verſuchung die Gnade und den Schutz des Höchſten erringen. Mich bat er freundlich und faſt rührend, ſeinem Kinde den

Kampf nicht zu erſchweren, und ſie nicht mehr zu ſehn. Wunderbare Verkehrtheit, wunderbare Miſchung von Liebe und Zerſtörungswut! Der Mann mag, als ich ihn verließ, niedergekniet ſein, und dem Himmel gedankt haben, daß er ihn zur Erfüllung deſſen, was er chriſtliche Vaterpflichten nannte, geſtärkt. Unendlich bitter berührte mich der Gedanke, der bald zur Gewißheit wurde, daß grade das Legat meines Vaters dem Sohne die Braut geraubt. Die vergifteten Pfeile der Pfaffen ſind nie mit einem Opfer, nie mit dem Tode eines Gefühles zufrieden. Von dem alten Förſter war nichts zu erzwingen, an ſeiner Gottergebenheit ſcheiterten alle Gründe der Vernunft, alle Beweiſe des Verſtandes; ich gab aber doch nicht alle Hoffnung auf, die Tochter zu bewegen, ſelbſt gegen den Willen des Vaters, mein zu werden. Die Geſetze waren für uns, ſie durfte nur wollen. Ich erhielt eine Lehre, die mich um ein Gefühl ärmer machte, aber meine Menſchenkenntniß bereicherte. Ich überraſchte ſie, und machte ihr den Vorſchlag, das Haus ihres Vaters zu verlaſſen, der Fürſt, den ich von dem Geſchehenen unterrichtet, bot für dieſen Fall ein Aſyl, die Gerichte ſollten dann entſcheiden. Zwiſchen Vater und Tochter? ſagte ſie vorwurfsvoll. Dann umfaßte das unglückliche Mädchen im höchſten Kampfe ihrer Gefühle, meine Knie, ohne daß ich ſie hindern konnte, und bat flehentlich, ſie ihrem Schickſal zu überlaſſen.

Dringen Sie nicht in mich, sprach sie, ich fürchte mich vor dem Gedanken, daß Sie siegen könnten. Mein Vater würde mich verstoßen, sein Fluch mich wahnsinnig machen, und so wäre doch nirgends Glück für uns. — Ich werde für Sie, für Ihr Glück beten, Richard, hauchte sie gebrochen, als wir uns für immer trennten. — Ich schlich noch einmal des Abends spät unter ihr Fenster, — die Hunde wußten nichts von der veränderten Gesinnung der Menschen, ich war ihnen ein alter Freund, sie gaben keinen Laut. Das Haus stand isolirt, die Mädchen mochten deßhalb gefahrlos oft bei offnen Laden zur Ruhe gehn, ohne irgend Störung zu befürchten. Ich sah hinein. Die ältere Schwester schlief schon; eine tiefherabgebrannte Kerze beleuchtete das kleine Gemach matt und düster. Ida kniete, das Gesicht halb mir zugewendet, vor einer kleinen Madonne von Maratti, die ich ihr geschenkt. Der Kampf war noch nicht vorbei, und das Gebet wollte ihn nicht beschwichtigen. Der Förster war auch noch wach, leise, verbebende Töne, die halbzerstreut von seiner Hausorgel herüberklangen, erhöhten die elegische Stimmung meines Geistes. Auch dies war ein unvergeßlicher Moment. Endlich erhob sich die Betende, ihr Gesicht war heilig und verklärt, die Thränen nur, die noch auf ihren Wangen blitzten, waren Zeugen des Kampfes. Hatte sie nun abgeschlossen? Hatte sie nun Ruhe erstritten, und für

immer? — Ich zeichnete dieſe Szene aus der Erinnerung. Der Entwurf, den Sie vor ſich ſehn, gibt ſie treu wieder. Das leichte Nachtgewand, in dem ich ſie damals ſah, und das ihre ſchönen, feinen Formen zeigt, verrät auch Ihnen, daß ſelbſt das verwöhnte Auge des Künſtlers gern auf ihr weilen mußte. Und ihr Herz war rein, ihr Geiſt friſch, wenn auch nicht großartig. Die Ergebenheit, mit der ſie ſich von mir riß, ſo ſehr ich ihre Motive zu ſchätzen wußte, machte mich doch auf einen Zug aufmerkſam, der vielleicht ſehr weiblich, aber doch — zu ſchwach iſt. Ich hatte recht, wenn ich Ihnen vorhin andeutete, der Gedanke, mich mit ihr zu verbinden, habe mir Zufriedenheit gegeben; das was man glühende, verzehrende Liebe nennt, hatte ſie mir nicht eingeflößt. — Am Morgen nach jener Belauſchung reiſte ich ab. Ich dachte noch oft gern, und mit tiefem Gefühl an ſie, ich malte ſogar ein großes Bild, die Novize am Vorabende ihrer Einkleidung, das faſt völlig ihr und jener Situation entſprungen. Es war ein Vergnügen eigentümlicher Art, auf den Ausſtellungen die verſchiednen Urteile darüber zu hören. Die Leute wußten nicht, was ſie in dem einfachen, nur eine Figur enthaltenden Bilde bewegte. Die Poeſie lag nicht in der Dekoration, nicht in den Farben, ſie lag im Gedanken. Das Bild iſt wahr, das iſt der ganze Zauber. Jene ſchauerlichen Zuſammenſtellungen in Bildern und

Schriften, groſſe Laſter, erſchütternde Verbrechen, Greuelſzenen aller Art, wie man ſie jetzt liebt, laſſen ſich nach einer durchſchwärmten Nacht erſinnen; es iſt eine fortgeſetzte Wolluſt, in den Verzerrungen des menſchlichen Herzens zu wühlen: Wolluſt und Grauſamkeit ſind Kinder aus einem Neſte. Das Klagegefühl, das wie eine verſtimmte Saite durch rauſchenden Jubel hindurch ſchwirrt, das immer und immer fortlebt, und uns in jeder Sekunde glauben macht, nun iſt das Weh zu Ende, nun muß die Saite ſpringen, dieſes Gefühl muß ſelbſt gefühlt ſein, wenn man es Andern verſtändlich machen will. Nur eine ſolche Sprache redete meine Novize, ſie verſtimmte auch mich, ſo oft ich ſie erblickte, das Bild war mir zu lieb, drum verkaufte ich es. So thue ich immer, wenn ich mich vor einer meiner Schöpfungen fürchte. Es war ein Stück Leben, ein Tropfen Herzblut von mir, ich gab es fort, riß damit den ganzen maiſeligen Traum aus mir heraus, und der Roman meiner Jugend war vorbei.“

Marie hörte an den kurzen, ſcharf hervorgeſtoßnen Lauten, daß es Stein ſehr ſchwer geworden ſein mußte, dieſen Abſchnitt ſeines Lebens wieder zu erwecken. Er ſaß weit zurückgelehnt, die rechte Hand auf dem Blatte liegend, das jenes nächtliche Gebet vergegenwärtigte. Marie glaubte in dieſer Hand ein leiſes Zittern zu bemerken. Er muß bleich und angegriffen ausſehn, dachte

ſie, und obgleich ſie kurz vorher nichts für weniger thunlich gehalten, wendete ſie ſich raſch zu ihm. Er ſaß nicht mit geſchloſſenen Augen, oder dumpf vor ſich hinſtarrend, wie ſie erwartet, ſeine Farben waren weder erhöht, noch gedrückt, er hatte ſein tiefes, fragendes Auge ernſt und ſinnend auf ſeine Zauberin geheftet.

„Es wird uns ſo ſchwer von der Jugend zu ſcheiden“, ſagte er, „verzeihen Sie mir dieſe Pauſe; ſie bedeutete bald Trauer um die Vergangenheit, bald galt ſie dem Kampfe mit Gegenwart und Zukunft. Es iſt eigentümlich, daß es faſt keine einzige Macht gibt, die unſer Inneres mit ſo unvergänglichen Linien bezeichnet, als deren viele es mit unſern Stirnen thun. Die Falte, die ſich einmal zwiſchen den Brauen feſtgeſetzt, wird durch keine Kunſt verwiſcht; die Friſche, die Kummer und geiſtige Anſtrengungen dem Körper rauben, kehrt nie zurück. Der Geiſt iſt elaſtiſcher. Die momentane Depreſſion, dauerte dieſer Moment auch Jahre, wenn ſie durch Gram und Schmerz erzeugt worden, kann unter Umſtänden grade eine erhöhte Schwungkraft, eine bedeutendere Expanſibilität des Geiſtes bedingen. Das Mehr, das unſerem Geiſte plötzlich geboten wird, macht ihn wieder jung, gibt ihm die Kraft wieder, die ihm das Minder geraubt; er wird jung, ſtrebſam und hoffend. Das fühlte ich eben jetzt. Der Scheideblick für meine erſte Jugend ſchien mir faſt ein Gruß für eine neue.“

„Wie dürften Sie auch verzagen? Alles Schlimme, von dem Sie mir bis jetzt gesagt, konnte ja nur dazu dienen, Ihren Charakter zu stählen. Ihr Vertrauen auf die Menschheit ist freilich tief herunter gedrückt. Sie müssen aber doppelt glücklich werden, wenn Sie nun einmal vertrauen können.“ Marie hatte sich während sie dies sagte, ebenfalls zurückgelehnt, um dem Blicke des Malers zu entgehn. — „Was wurde denn unterdeß aus Ihrem Freunde Stauff, dessen Sie zuletzt bei Gelegenheit des Spinnengewebes gedachten?“ sagte sie, um dem Gespräche eine andre Wendung zu geben.

Stein strich langsam über seine Stirn, dann fuhr er wieder mit ruhiger fester Stimme in seiner Erzählung fort.

„Die Gemälde meines Freundes waren gesucht, er hatte immer schon im Voraus bedeutende Bestellungen, es gehörte sein eiserner Fleiß, und die Leichtigkeit, mit welcher er zu arbeiten vermochte, dazu, allen Anforderungen zu genügen. Obgleich er kein Vermögen besaß, hatte er doch auf diese Weise ein sehr reichliches Auskommen und lebte ohne Sorgen, auf seine Art sogar glänzend. Wir hatten zusammen ein Haus in Rom gekauft, das, etwas einsam freilich, aber unendlich reizend lag. Eine herrliche Aussicht auf die ewige Stadt und in die albaner Berge, ein netter Garten, ein zierlicher bowling-green, und ein Frühstückplatz unter

prächtigen Pinien. Ein geräumiger Saal, der jahrelang den früheren Besitzern als Rumpelkammer gedient hatte, eignete sich vortrefflich zum Atelier; kurz wir richteten uns ganz allerliebst ein. Ich hatte viel außer dem Hause zu thun, da ich immer lieber Freskobilder als in Oel malte. Stauff war unumschränkter Herr unsres gemeinsamen Eigentumes. Hierdurch gewann es sehr, denn er änderte und putzte daran, schmückte Garten und Haus mit Statuen und Bildern, ja, er richtete sogar eine echt altdeutsche Trinkstube neben dem Atelier ein, zu deren Ameublement er Humpen und Pokale aus allen Weltgegenden verschrieb. Sein kindlicher, ewig heiterer Sinn, verließ ihn nie, er wußte mich immer wieder aufzurütteln, wenn ich trübe war. — So verließ ich ihn, als ich mit dem Fürsten nach Deutschland zurückkehrte. Ich gehe auf Reisen, schrieb er mir bald darauf, man macht in der Nähe von Neapel Ausgrabungen, ich habe eben wieder Geld für zwei Bilder erhalten, und muß sehn, ob ich für unser liebes Haus nicht etwas recht Gutes erwerben kann. — Meine Stunde hat geschlagen, fing ein zweiter Brief an. Eine fantastische, feenhafte Beschreibung der Dame seines Herzens, wie ich sie von ihm nicht anders erwarten konnte, folgte diesen Worten. Ja, schön mußte sie sein, diese Eleonora, seine Nera, wie er sie nannte, es hatte Niemand so viel Gefühl für reine, klassische Schönheit

als Stauff. Jede Linie an diesem Wesen ist antik, sagte er, es ist ein Marmor des Phidias, aber zauberisch belebt. — Sprach er es auch nicht klar aus, so schien er doch ihrer Gegenliebe gewiß zu sein, und daß er im allem Ernst damit umging, sich mit ihr zu verbinden, verriet mir durch seine Schwärmerei hindurch die gewisse Solidität seiner Reflexion, die immer einem festen Entschlusse, einer Entscheidung über zukünftige Lebensverhältnisse folgt. Sie ist nichts mehr als ein Landmädchen, schilderte er, aber durch ihren natürlichen Verstand, wie durch ihre körperlichen Vorzüge allen Gespielinnen so überlegen, daß sie ihr huldigen, wie einer Königin. Sie winkt, und Alle fliegen, ihre Wünsche zu vollziehn. Ihre Mutter selbst, die wenig Ähnliches mit ihr hat, ist fast unterwürfig gegen sie. Keiner von den jungen Burschen des Ortes wagt sich an sie heran, sie hat etwas Exklusives, einen Anstand, der eine Fürstin zieren würde. — All dies befremdete mich nicht. Man findet wirklich in Italien, und der Künstler, der mit Muße von Ort zu Ort streift, hat Gelegenheit, diese Verhältnisse zu entdecken und zu beobachten, noch Gestalten, in denen der ursprüngliche, klassische Typus vollkommen rein bewahrt ist. Namentlich in den Gebirgen sind auch mir Frauen aufgestoßen, deren Züge unvergleichlich edel und grandios waren. Die natürliche Grazie, die Eleganz der Bewegung, ist dem Italiener

überhaupt eigen, und nicht wie bei uns ein ausſchlieſsliches, und dabei noch ſeltnes Privilegium bevorzugter Stände. Der Italiener iſt auch gewecker als das Volk ſonſt, die wiſſenſchaftliche Erziehung der Frauenwelt häufig mehr vernachläßigt als bei uns, und wenn die Sprache, der Dialekt und die geſellige Manier dort nicht die Stände unterſcheidet, ſo iſt es ſchwer ein Bauermädchen, das irgend begabt iſt, von der vornehmen Dame zu ſondern. Stauff ſchrieb mir, ſeine Nora ſpreche ſo klar, ſo ohne allen Jargon, daß es eine Freude wäre. Ich muß geſtehn, mißtrauiſch wie ich war, dieſer kleine, von dem Liebenden als Vorzug gerühmte Umſtand, machte in mir den Gedanken an eine Myſtifikation rege. Der Verdacht bekam noch mehr Halt durch die Erzählung von jener huldigenden Unterwürfigkeit, die man der ſchönen Dame bieten ſollte. Eiferſucht iſt ein Laſter, das nicht unter die Regale gehört, man verzeiht Überlegenheit auf dem Dorfe ſo wenig wie am Hofe. Ich traute nicht recht. Als mir Stauff gar im nächſten Briefe das Pergamentblättchen ſchickte, das Sie vor ſich haben, ſchien mir mein Verdacht Gewißheit zu werden. — Der Ausdruck dieſes ſchönen, großen Auges iſt nicht natürlicher Adel, es blizt aus ihm anerzogne, geringſchätzige Vornehmheit. Mir zerſtört dieſer Blick den ganzen prachtvollen Kopf. Ich begreife nicht, wie Stauff ſo befangen ſein konnte, wie er, deſſen ruhige Beobach-

tungsgabe ich ſo oft bewundert, hier von der Außenſeite geblendet, alles Andre vergaß. Und daß die Ähnlichkeit ſprechend ſei, möchte ich verbürgen. — Ich machte ihn ſo ſchonend als möglich, auf meine Schlußreihe aufmerkſam und bat ihn, ſich nicht hintergehn zu laſſen. Statt aller Antwort ſchickte er mir das zweite Bildchen, das ihn allerdings, auch wenn mein Verdacht ſich beſtätigte, über alle Gefahr erhob. Sie liebte ihn. Auf dieſe Weiſe würden auch Sie gewiß dieſe allerliebſte Gruppe überſetzt haben. Das weinumrankte Haus, die Trümmer einer Kolonne von dem zerfallenen Tempel im Hintergrunde als Sitze vor der Thüre, und die beiden Geſtalten auf denſelben. Nora in der anſprechenden Tracht eines Bauermädchens im ſcharfen Mondlichte auf der Guitarre ſpielend; Stauff ihr zu Füßen, den Kopf an ihre Knie gelehnt, und mit dem Ausdrucke unausſprechlicher Seligkeit zu ihr aufſtaunend. Die Stellung iſt ſo vertraulich, die Züge reden eine zu große Innigkeit, als daß meine Erklärung eine gewagte ſein könnte. Sie liebte ihn, dann war es gleich, welcher Klaſſe der Geſellſchaft ſie angehörte. Stauff war eine Erſcheinung, die wol Rang und Stand vergeſſen machen konnte; denn die Idee, Nora ſei eine vornehme Dame, hatte ſich, ich weiß ſelbſt nicht wie, in mich eingeniſtet. Vergebens ſuchte ich mir zu beweiſen, daß die Dorfleute nicht ſo unverbrüchliches Stillſchweigen halten würden,

wenn Stauff, durch meine Bemerkungen aufmerksam gemacht, das Geheimniß hätte durchdringen wollen. Eine Ahnung, wir haben manchmal in aufgeregter Stimmung, Momente, in denen der Vorhang vor der Zukunft sich verschoben zu haben scheint, erfüllte mich mit unbestimmter Furcht . . . .“

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie unterbreche“, sagte Marie, „aber bei Gelegenheit der Ahnungen wollte ich auf eine seltsame Erscheinung aufmerksam machen, die ich an mir beobachtet, und die ich nicht zu erklären weiß. Ich durchlebte manchmal Szenen scheinbar doppelt, und zwar das Scheinbild vorher. Ich weiß ganz genau, was Personen, die ich zum erstenmal sehe, thun und sagen werden, ich weiß meine Antwort voraus, und kann, selbst wenn ich wollte, keine andre geben.“

„Wenn sich das Phänomen überhaupt erklären läßt, so wird Niemand eher den Schlüssel dazu haben, als der ehrwürdige Justinus Kerner, der so gern in die Wunder der Natur noch eine zweite Welt hineinträumt. Mir bleibt es unverstanden, obgleich, wie der Verlauf von Stauffs Geschichte zeigen wird, ich ganz Ähnliches an mir wahrnahm. — — Da ich trotz meiner dringenden Bitten unsäglich lange Zeit keinen Bericht von Stauff erhielt, und nicht glauben konnte, daß er mich im Glücke vergessen hätte, wurde meine Unruhe unerträglich. Ich war wieder Herr über meine Zeit und eilte,

ihn aufzusuchen. Ich sah den Comersee mit seinen blühenden Oleandern, ich athmete wieder die Luft des Südens, der unendliche See von Cypressen, der italische Himmel, dehnte sich über mir. Florenz nahm mich nach einigen Winkelfahrten auf. Ich durchstrich die ewig heitre Stadt; Ghiberti's Wunderportale, die Schätze der Paläste degli Uffizi und Pitti übten auf den peinlich Gespannten diesmal ihren fesselnden Zauber nicht aus, eine dämonische Hand trieb mich in die verlorensten Winkel, in einsame volksleere Straßen. Ich ließ mich willenlos fortziehn und trat ebenso willenlos in das Kloster eines Bettelordens, das seine schmucklose, altersschmuzige Flanke in eine dieser Straßen streckte. Erst als der Pförtner mich nach meinem Begehren fragte, erwachte ich aus dem traumerischen Versunkensein und verlangte die Kirche zu sehn. Ein solcher Besuch mochte hier selten sein, und deßhalb erfüllte der meine den gutmütigen Alten mit übergroßer Freude. Er lief in dem niedrigen Kreuzgange mit einer Hast vor mir her, daß er komisch genug oft über seinen geflickten Habit stolperte. Ich erwartete nichts von dieser unbekannten Kirche, und daß ich wirklich von Altar zu Altar schritt, war mehr, um den Mönch nicht in seiner Freude zu stören, als um die unbedeutenden Gemälde zu betrachten. Plötzlich stand ich erstarrt. Das Bild auf dem kleinen Seitenaltare stellte die Enthauptung Johannes des Täufers

war. Die Herodias hielt in blinkender Schale das bluttriefende Haubt des Vorläufers, und dieſe Herodias war — Nora. Dieſer verzerrte, gealterte Johanneskopf — Stauff. Derſelbe wunderſchöne Kopf des Mädchens, daſſelbe Lächeln um die Lippen, aber die vornehme Kälte im Auge war gegen ein feindſeliges Stechen vertauſcht. Das Bild war neu, Stauff mußte hier ſein, ich kannte ſeine Compoſition, ſein Colorit, und vor Allem den Kopf Noras. — Wo iſt der Maler? fuhr ich auf den Mönch ein, der unterdeß knieend betete. — Heißt Ihr Stein? fragte er zurück. — Ja, ja, ſchrie ich, nur raſch, wo iſt er? — Dann folgt mir; außer Euch, will er keinen Menſchen ſehn, nach Euch aber ruft er im Fieber. — Alſo krank, unglücklich, hier, und dies Bild! Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen.

„Sie können denken, daß nun ich der Eilende war. Iſt er verloren? Hatte man mir auch den letzten Knoten zerſchnitten, der mich mit den Menſchen verband? — Ich wußte kaum mehr, was ich dachte.

„Eine müde Geſtalt, an der meine Augen alle Zeichen ſchnellfreſſender Abzehrung erkannten, wankte mir in der Zelle, die wir betraten, entgegen. Stier ſah mich der langeſuchte Freund an, ſeine Lippen bewegten ſich und ſchienen zu fragen: Wer biſt Du? ich rief Dich nicht, ich will keinen Menſchen bei mir. Er erkannte mich nicht. Werner, rief ich ſchmerzlich,

Werner! Er lauſchte, dann murmelte er: „Du rufſt einen Toten, geh!“ und wendete ſich ab. Ich faßte ihn außer mir am Arme, preßte ſeine feuchte Hand und bat ihn, mich zu erkennen. Ich bin Richard, bin Dein Freund, rief ich ihm in's Ohr. — Der Mönch ſtand an der Thür, rollte die Kugeln ſeines Roſenkranzes durch die Finger und betete halblaut. Dies eintönige Gemurmel, das hartnäckige Schweigen Stauffs, ſein ſtarrer Blick, der ſich glanzlos in meine Augen wühlen zu wollen ſchien, brachte mich ſelbſt einem Fieber nahe. Man hatte mich, man hatte die ganze Welt beraubt. — Er war irre. O, das ſchnitt mir in die Seele, man hatte ein Kind, einen Engel vernichtet. Alle Mühe war umſonſt.

„Als ich noch Werner Stauff war, eh' ich Nora fand“, ſagte er endlich tonlos vor ſich hin, „hatte ich einen Freund, der Richard Stein hieß. Seit da iſt viel geſchehn, wovon er nichts weiß: ich bin nicht mehr Werner, ich habe keinen Freund.“

„Ein ſchrecklicher Huſten unterbrach ihn. Ich ſetzte mich auf das Bette und nahm den Unglücklichen wie ein Kind auf meine Kniee. Er ließ Alles mit ſich geſchehn, ohne daß ſich der Ausdruck ſeines Geſichtes einen Augenblick änderte. — Erſt als er eine Zeit ſeinen Kopf an mich gelehnt, wurden ſeine Züge plötzlich wild, er

ſprang auf, ſtieß mich von ſich, und nun erfolgte ein fürchterlicher Ausbruch ſeines Wahnſinns.

„Fort, Schlange, fort, ſo zog ſie mich oft an ſich, um mich deſto ſichrer zu verraten. Fort, Euer Hauch iſt Peſt, Eure Berührung zehrend Feuer. Ha, wann kommt endlich der Blitz, der dieſe ganze Giftbrut, dieſe Schande der Welt, die Menſchen, vernichtet!“

„Grauenhafte Flüche, wie ich ſie nie aus ſeinem Munde gehört, überſtürzten ſich, und gaben mir immer neue Beweiſe von der unſeligen Zerrüttung ſeines Geiſtes. — Stunden vergingen darüber, — ich weinte zuletzt aus unſäglicher Abſpannung.

Er bemerkte es, und ſagte: — „Ah, Du haſt noch Thränen, in Dir wacht noch ein Funke Gefühl. Sieh, wenn Du Einen findeſt, der Werner Stauff geliebt, gib ihm dieſe Blätter und dies Bild.“ Damit gab er mir das Etui, das Sie hier ſehn. Ich wollte das Schloß öffnen, aber der Mönch hinderte mich daran; indeß konnte er nicht wehren, daß Stauff ſich durch einen raſchen Griff ſeines Schatzes wieder bemächtigte. Er riß die Klappe auf, ſeine Augen traten weit aus den Höhlen, er ſchien eine zeitlang wie gebannt. Dann kniete er nieder, küßte den Gegenſtand, den die Kapſel verbarg, überhäufte ihn mit Liebesworten, unter die ſich mehr und mehr Verwünſchungen miſchten, bis er im

höchſten Delirium von Liebe und Fluch, Alles von ſich warf, und bewußtlos zuſammenſtürzte.

Der Mönch raffte die Mappe auf und wollte mich eilig fortziehn, indem er mich beſchwor, die Tollwut, die meinen armen Freund jedesmal befiel, wenn er das Bild geſehn, nicht abzuwarten. Ich zögerte, und als ich endlich, tief betrübt, Abſchied nahm, erwachte Stauff eben wieder. Wie ein Tiger war er mit einem Sprunge an mir: „Das Bild, ſchrie er, gib es mir wieder, oder ich erdroſſle Dich!“

„Hier iſt es“, ſagte der Mönch, und zeigte ihm die Mappe. Während der Wahnſinnige danach griff, riß mich der Pförtner zur Thüre hinaus, die er raſch verſchloß. Gelobt ſei die Jungfrau Maria und der heilige Anton von Padua! Endlich iſt es gelungen, die Zauberei zu brechen, rief der Mönch, indem er mich die Treppen herunter riß. — Ich bemerkte, daß er das Etui noch in der Hand hielt, und Stauff nur die äußere Kapſel gegegeben hatte.

„Was iſt es damit? fragte ich, während das Toben meines einzigen Freundes durch die Gänge gellte.

„Angelo, ſo nennen wir den Unglücklichen hier im Kloſter, kam zu uns, matt und krank; er bat um eine ſtille Zelle, und verſprach uns ein Bild dafür. Ihr habt es in der Kirche geſehn. Er war ſo gut, wir

liebten ihn Alle. Er ſprach nicht, er ſah immer ergeben und ſtill aus, wie ein Sterbender. Da führte ihn der Satan in Verſuchung, er verſchloß ſich in ſeine Kammer und malte das Gräßliche, was dieſe Kapſel birgt. Niemand im Kloſter hat es geſehn, — dabei bekreuzte er ſich —, Niemand will es auch ſehn, denn es iſt Zauberei im Spiel. Seit er dies Bild fertig hatte, war er verloren. Er ſaß tagelang davor, ohne etwas zu genießen, er ſah es ſo lange an, bis ihm die Madonna ihren Schutz entzog, und er wahnſinnig wurde. Vergebens verſuchten wir, ihm das Angebinde des Teufels zu entreißen, er biß, ſchlug und ſtach um ſich, ſobald ſich Jemand dem Bilde näherte. Sogar im heftigſten Fieber ließ er es nicht von ſich, und ſein Bewußtſein kehrte augenblicklich zurück, wenn Einer das Bild antaſtete. Gelobt ſei die Madonna, der Teufelſpuck iſt in meiner Hand!“

„Er wollte das Bild durchaus augenblicklich verbrennen, er beſchwor mich, es ihm zu laſſen, und ich mußte zuletzt Drohungen anwenden, um mich in den Beſitz des Vermächtniſſes zu ſetzen. Der Mönch entließ mich damit, wie einen Verlornen. Jeder Menſch mußte nach ſeiner Anſicht verwirrt werden, wenn er das Gräßliche erblickt, — das war die geheime Kraft des Bildes. —

„In der That, man vergißt es nicht wieder, und es miſcht ſich, einmal geſehn, in jeden ſchrecklichen Traum.

„Ich ahnte wol, daß es ein Porträt Nora's ſei, aber dieſe Auffaſſung überraſchte mich und gab mir zugleich einen Schlüſſel zu dem ganzen Verhältniſſe.

„Ich kann mich noch immer kaum entſchließen, es Ihnen zu zeigen, es wird einen zu peinlichen Eindruck auf Sie machen.“ —

„Sie ſpannen mich auf die Folter,“ ſagte Marie, „nach alledem iſt es ja ganz unmöglich, daß ich die Meduſe nicht ſehe, ich ſterbe vor Begierde. Sie haben nun ſchon zweimal die Feder gedrückt, und das Schloß immer wieder einſchnappen laſſen, das iſt wahrhaftig eine Tortur, — bitte,“ — damit nahm ſie das Etui aus Steins Hand und öffnete es. — „Wie ſchön! rief ſie. Aber ich habe etwas viel Schrecklicheres erwartet. Dies herrliche bleiche Geſicht mit der alabaſternen Stirne, in der man das Blut rollen ſieht, dies prachtvolle große Auge, dies wilde Haar mit dem diademartigen Reifen, dieſer Roſenblattmund, deſſen Lippen nur ein wenig geöffnet ſind, um das blendende Email der Zähne nicht zu verbergen, das ganze wunderbare Oval des Kopfes, — dies Himmelsbild, ein Fluch?“

Stein ſchwieg, und beobachtete geſpannt ihre Züge.

„Aber, wie iſt mir denn,“ fuhr ſie fort, „der Ausdruck dieſes Geſichtes ſcheint zu wechſeln, jetzt macht mich das Auge frieren, die wilddrappirten Haare ringeln ſich mir wie Schlangen entgegen, die Lippe ſchnellt höhniſcher Spott in die Höh', -- hu, wie ein Vampyr!“ — Sie zitterte.

Stein ſchob das Bild in das Etui zurück. „Es iſt keine Zauberei hier,“ ſagte er, „aber ein Stück natürliche Magie, das Hölle und Himmel in dieſen kleinen Rahmen bannt. Das Bild iſt ſo wunderſam ſchön, daß Jeder im erſten Augenblicke den feindlichen Ausdruck überſieht, es iſt ſo ſchön, daß Niemand den Blick abwenden kann. Man bleibt gefeſſelt. Das ſtarre Anſehn macht das liebliche Enſemble verſchwimmen, die prägnanten Züge treten mit ihrer tötlichen Kälte immer entſchiedner, immer ſchrecklicher hervor, und der eiſige Glanz der Augen beherrſcht endlich alles Andre. Die prächtigen Haare werden zu Schlangen, die Diamanten ſelbſt, die den Reifen ſchmücken, ſcheinen giftig ſchielende Blitze zu verſprühen; — man zittert, friert, und doch gehört ein Kampf dazu, wegzuſehn. Dies Bild iſt ein ungeheurer Triumf der Kunſt, aber ein gräßlicher. Wenn je eine Meduſe gemalt worden iſt, wenn je etwas die Fabel des Altertums glaublich machen kann, ſo iſt es dies Bild und ſeine Geſchichte.

Dieſer Kopf iſt wahr, ich ſah ſein Original ſelbſt, — und bebte.“

„Bringen Sie nun aber die Geſchichte Ihres armen Werner zu Ende, das Geſpenſt dieſer Nora wird mich doch verfolgen, und meine Fantaſie würde ſich den Verlauf vielleicht nur noch ſchauderhafter ausmalen. Bitte, erzählen Sie. Ich begreife, nachdem ich das Bild geſehn, Alles, ich begreife auch, daß er rettungslos verloren war.“

„Das fühlte ich auch, als ich es zum erſtenmal erblickte. Ein Menſch wie Stauff konnte dem Geſchicke nicht entgehn. Mich bannte der Kopf ſo feſt, ich war ſo erſchüttert, daß ich lange Zeit, mein Geſicht in beide Hände gepreßt, daſaß, ehe ich ſo viel Ruhe gewann, die Blätter, die mir Stauff gegeben, leſen zu können.

Drei Monate hatte ſein Glück gedauert. Er hatte ſich ſo daran gewöhnt, daß nicht der leiſeſte Zweifel an ſeine Ewigkeit in ihm aufſtieg. Rein und arglos, wie er war, gab es für ihn nichts Höheres, als Nora mit Blumen zu ſchmücken, ſie zu ſehn, ihre Stirn, ihren Mund mit Küſſen zu bedecken, und ſich an ihrer ſüßen Stimme zu ergötzen. Er wurde neben ihr durch ſeine Liebe zum Kinde, er ſah nur ſie, er ſah nur die Gegenwart, und eine Zukunft nur durch ſie. Er träumte ſo ſchön, er war ſo befriedigt, daß es ihm gewiß ſchon

eine Störung dieſes ruhigen Zuſtandes ſcheinen mochte, als er endlich über die Art und Weiſe, dieſe Zukunft zur Reife zu bringen, mit ihr ſprach. „Sie lachte auf,“ ſchreibt er hier, „wie eine Tolle, als ich ſie fragte, ob ſie mein Weib werden wolle, faßte meinen Kopf mit ihren Händen, küßte mich raſch, entwand ſich ebenſo raſch meinen Armen und ſprang fort, indem ſie ſich noch von Zeit zu Zeit lachend umſah. Ich war ihre Art ſchon gewöhnt und ſah innig froh dem Abende entgegen, wo ſie mir, wie ich hoffte, auf unſrem ſchönen Plätzchen vor dem Hauſe meine Bitte gewähren würde. Der Abend kam, ſie kam nicht. Mir ſchien es eine abſcheuliche Neckerei, oder eine Herausforderung, mir die Erklärung ſelbſt zu holen. Umſonſt, die Alte, die ich für ihre Mutter hielt, ließ mich diesmal nicht ein. Warte nur, mein Herz, rief mir Nora aus dem inneren Zimmer zu! Ich mußte mich alſo tröſten. Ich wartete geduldig bis zum andern Morgen. Da kam das kleine ſtumme Mädchen, das Nora als Dienerin bei ſich hatte, und brachte mir ein Briefchen, ich öffnete es haſtig, und fand nichts als die Worte: Am 3. Auguſt in Neapel, Toledo, Palazzo B . .! Durch Zeichen fragte ich das Kind, wo Nora ſei. Es zeigte auf ſein Herz, ſo deutete es immer Nora an und machte mir durch Pantomimen verſtändlich, daß meine Geliebte fort ſei. Ich begriff von alledem nichts. In Neapel, im

Palaſte des Fürſten B.; was that ſie dort? Und endlich noch faſt ein Monat bis zum Wiederſehn. Ich entſchloß mich natürlich augenblicklich nach Neapel zu reiſen, denn eine ſo lange Trennung ſchien mir unerträglich.“ — Nora's Abreiſe ſetzte den ganzen Ort in Bewegung und entfeſſelte zugleich die Zungen der Leute. Sie erzählten nun, daß das Mädchen nicht dem Dorfe angehöre, ſondern erſt ſeit einem halben Jahre mit der alten Frau hierher gezogen ſei. Dieſe alte Frau ſei im Orte geboren, aber ſchon lange Zeit als Bedienſtete in der Stadt. Sie habe das Mädchen zwar für ihre Tochter ausgegeben, man glaube aber, daß es einer ſehr vornehmen mächtigen Familie angehöre, und dies ſei der Grund, warum früher Niemand gewagt, ihm ihrem Wunſche zuwider, zu ſagen, daß ſie nicht ſtets im Dorfe gelebt. — Myſterien über Myſterien. All dies machte Stauff indeß nur noch ſeliger, er war ihrer Liebe rührend gewiß, und der dritte Auguſt galt ihm von da ab als höchſter Feſttag. — Er ging nach Neapel. Wie oft mag er die großen Fenſter des Palazzo B. durchſucht haben, wie oft ſich nach den Gliedern der Familie erkundigt. Einmal glaubte er die Alte aus dem Portale treten zu ſehn, er eilte auf ſie zu, aber im nächſten Augenblicke war ſie ſchon in einem andern Palaſte verſchwunden. Der Principe B. war ein Mann von etwa dreißig Jahren, er hatte keine

Schweſtern, keine weiblichen Verwandten in ſeiner Nähe. Man wußte überhaubt wenig von ihm, da er ſehr lange Zeit im Auslande gelebt hatte, ſich wenig öffentlich zeigte und ein großer Sonderling war. Stauff konnte den Zuſammenhang immer noch nicht finden. — Eines Tages im Theater San Carlo ſieht er unter andern großen Damen, dicht an der Loge des Hofes, ſeine Nora, prächtig gekleidet, ſtralend im Glanze ihrer Schönheit und reicher Edelſteine. Wer iſt die Dame dort drüben? jauchzt er ſeinem Nachbar zu. Welche? fragt dieſer, ein alter grauer Mann. Die Schönſte, die Schönſte! ruft Stauff. — Signore meint wol die Tochter des verſtorbenen Marcheſe von Caſtellcone, die ſtolze Eleonora? — Nora, ja, Nora, ſie iſt's. — Sie iſt ebenſo ſchön, als kalt, eitel und herzlos, entgegnete der Alte, und dabei ſind ihre Einfälle höchſt unziemend für eine Dame ihres Standes. — Sie kennen ſie wol nicht, ſonſt würden Sie ihr gewiß nicht ſolchen Vorwurf machen, ſagt Stein, überglücklich im Anſchauen verſunken. Nora herzlos, Nora die Glut, die Liebe ſelbſt, flüſtert er vor ſich hin. — Nach dem Tode ihres Vaters verſchwand ſie plötzlich hier aus der Stadt, weil ſie fand, daß die Trauerkleider ihre Schönheit nicht genug zeigten, und zog ſich irgendwo auf das Land zurück, um ihre bunten Flitter nach wie vor an ſich ſchimmern zu laſſen. — Stauff vertheidigte ſie. Der Grund ihrer Entfernung

iſt gewiß eine Verleumdung und überdies prägt ſich die echte Trauer nie in der Kleidung aus, ſie weint im Herzen, ſagte er, -- aber er mußte ſich geſtehn, daß er nie einen Anklang von Trauer an ihr bemerkt. Konnte indeß nicht die Liebe jedes andre Gefühl vollſtändig verdrängt haben? — Sein Nachbar fügte noch hinzu, daß man ſage, ſie wolle ſich nächſtens verheiraten, ſie habe in Rom, oder irgendwo außerhalb Neapel eine Verbindung angeknüpft, aber Niemand wiſſe, wer ſie und ihre Schätze heimführen werde. — Stauffs Jubel erreichte den höchſten Grad, mußte er ja doch der Überglückliche ſein. Sie liebte ihn, war Herrin ihrer Hand, auch nicht die geringſte Ahnung eines Verrats, nicht die kleinſte Wolke trübte ſeinen Himmel. — Als ſie die Loge verließ, eilte er herunter, verirrte ſich aber in den Gängen, und konnte dem im Galopp entführten Wagen nicht folgen.

„Ihre Wohnung war nun leicht ausfindig zu machen; er fand ſie auch, wagte aber nicht ſie zu betreten. Er hätte, wie er glaubte, vielleicht einen Plan durchkreuzt, er wußte ja das Rendezvous, — und ſie liebte ihn.

„Zu Anfang Auguſt, es waren ſeine letzten glücklichen Tage, die letzte, traumſelige Zeit, machte er einen Ausflug nach Capri. Die Wunder der blauen Grotte ſollten ihn auf das Wunder ſeiner Liebe vorbereiten. — Er kam zurück. Die Worte, mit denen er den folgen-

den Tag ſchildert, ſind charakteriſtiſch, ich leſe ſie Ihnen.“

„Die Sieſtazeit war vorüber; bis dahin hatte ich meiner Sehnſucht Zügel angelegt, oder ich hatte es vielleicht thun müſſen, da die Pforten des bezeichneten Palaſtes den Morgen über geſchloſſen blieben. Guirlanden ſchmückten die Saülen, an jedem Fries liefen breite, duftige Bordüren hin, Kränze, Blumen überall. Das galt Alles meinem Empfange: — Unſelige Verblendung! Reichgekleidete Diener empfingen mich als wüßten ſie ſchon, daß ich erwartet werde; oben an der ebenfalls mit Blumen beſtreuten Treppe kam die Alte. Mein Herz ſchlug hörbar. Ihr werdet Augen machen, Signor! ſagte das Weib. Ich hatte ihm doch nie etwas gethan. Durch eine Reihe von Zimmern geführt, mußte ich zuletzt in einem kleinen Entree, deſſen Plafond ominös genug Jupiter und Semele ſchmückte, warten.“

„Endlich ging die Thür auf, ich ſtürzte in den Saal hinein, wollte auf Nora zu, als mich plötzlich ein ſchneidendes Weh durchzuckte, und das dumpfe Vorgefühl einer Ohnmacht meinen Schritt feſſelte. — Auf einem Schaukelſtuhle wiegte ſich nachläßig der Mann, den ich mir als Principe B. hatte zeigen laſſen, ein Glas in's rechte Auge gepreßt, fixirte er mich. Und Nora? Sie ſtand neben ihm, die Stirn frei, die Haare wirr zurück-

geworfen, als hätte Jemand ihren reichen Strom durchwühlt, (ich hatte es oft gethan), den Kopf ſtolz gehoben, auf allen Zügen ein Hauch von Spott. Ihre Hand ruhte auf der Schulter des Principe. Ich ſtarrte bald ihr Geſicht, bald den diamantgezierten Reifen in ihren Locken, bald die ganze Pracht der Umgebung an und konnte kein Wort aus meinem trocknen Schlunde preſſen."

„Dies iſt," ſagte ſie, zu dem Manne im Schaukelſtuhle gewendet, „der Maler, der mir die Langeweile des Landlebens tragen half, ich verſprach ihm für heute ein Rendezvous, um ihm zu ſagen, daß ich ſeine Bitte nicht erfüllen kann. Signor erwies mir nämlich die Ehre, um meine Hand zu werben."

Der Mann rückte ſein Glas zurecht und lachte heiſer. Dann ſagte er, immerfort den Engländer affektirend: „Ich danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit gegen Donna Eleonora, meine Gemalin!" Dabei wiegte er ſich ruhig weiter.

Seine Gemalin? Nora, *meine* Nora, das Weib dieſes Mannes. Für ein Spiel war das zu grauſam; und doch, ich rief mir alle Szenen zurück, die ich mit ihr durchlebt, es konnte ja nicht ſein. Sie hätte ja verſchwinden können, ohne mir dieſen Schmerz zu bereiten, ohne dieſe gräßliche Verzweiflung in mir herauf zu beſchwören. Warum, warum hätte ſie das gethan?

Sich an meinem Schmerze zu weiden? Ich konnte von alledem nichts glauben. Sie mußte ja mein werden. — Ich eilte auf ſie zu, wollte ihre Hand ergreifen, ſie trat aber einen Schritt zurück, und ſagte kalt: „Signor, wir ſind nicht mehr in den Bergen, ich bedarf keiner Stütze, ich bin an das Parquet gewöhnt.“

Es mußte ein Traum ſein. Ich ſtürzte auf meine Kniee: Nora, rief ich, Nora, ich beſchwöre Dich, ſag' mir, es iſt ein Traum, der mich quält. Du kannſt das nicht gethan haben! — Ich wand mich in halbem Wahnſinne ihr zu Füßen, — und ſie? Sie ſtand in ihrer Pracht da, ſtolz und kalt, das Haubt zurückgeworfen, die Augen dämoniſch funkelnd, grauenhaften Hohn um ihre immer wunderſchönen Lippen. „Signor,“ ſagte ſie, „ich beſtellte Euch den dritten Auguſt hierher, weil ich mich am Tage vorher dem Principe vermälte. Nun könnt Ihr gehn!“

Wie von einer Schlange geſtochen, fuhr ich empor. So ſeiſt Du — verflucht! wollte ich rufen, hatte aber nicht mehr die Kraft, den Saz zu vollenden. Der Mann mit dem Glaſe, der wieder heiſer gelacht hatte, ſchellte, und, als ich, meiner nicht mehr mächtig, an der Wand hintaumelte, ſank ich dem eintretenden Diener in den Arm. — Nora lachte laut; in der Thüre verſchwendete ich meine lezte Kraft darauf, mich noch einmal nach ihr umzublicken, — ſie küßte ihren

Gemal. Ich ſah nichts mehr. Dumpf hörte ich die Leute draußen ſagen, ich ſei verrückt, und ich wußte in der That nicht, ob ſie eine Unwahrheit ſagten. In einer Miethskutſche brachte man mich in meine Wohnung. Mein Fieber, meine Fantaſien ſollen ſchrecklich geweſen ſein, und ich leide noch ſehr. Ich werde nie wieder geſund werden, ich fühle, wie inneres Weh an meinem Körper nagt. Nora war die reinſte Geſtalt, die je die Natur geſchaffen, es kann nichts Schöneres, Engelhafteres geben. Und ſie war ſo teufliſch. Wenn ſie nicht gut ſein konnte, wie kann es da irgend Jemand? Die Natur vergreift ſich nicht, ſie verſchwendet nicht ihre ganze Pracht auf Schlechtes. Nora iſt der Typus des Beſten. So ſind ſie Alle, und wenn das Beſte ſo ſcheußlich iſt, wie erſt das Andre? Ich habe mein Alles auf ſie geſetzt, und mit ihr verloren. Es iſt nicht ſo der Verluſt ihrer Perſon, der mich niederdrückt, es iſt die Idee, daß ich wie an ihr, der Vollkommenſten, an der ganzen Menſchheit verzweifeln muß. —

Ich werde ſterben, wozu trüg' ich ein Herz voll Liebe in der Welt herum, wenn ſie nur von giftigem Gewürm bevölkert iſt, — aber ich werde ſie malen, eh' ich ſterbe.

Anfang November!" —

„Er hat Wort gehalten. Sie ſehn, daß er in jener Zeit, als die fixe Idee des Verzweifelns an der

Menſchheit, weil er Nora für ihren Gipfelpunkt hielt, ihn beherrſchte, noch möglich geweſen wäre ihn zu retten. Aber ich, der ich ihn liebte, war fern, und nun war es zu ſpät. Der Wahnſinn hatte ſich ausgebildet, die Abzehrung fraß an ſeinem Leben, — das Bild war gemalt.

„Meine Empörung war ungemeſſen, ich wollte ihn noch nicht aufgeben, oder wenn —, ihn rächen.

„Der Morgen kam, ich eilte in das Kloſter. Er war in der Nacht geſtorben. Tot, ohne mich wieder erkannt zu haben, tot, ohne lichten Augenblick, geſtorben, vielleicht an gebrochnem Herzen, weil wir ſeinen Schatz entführt. Verzerrt, mit verglaſtem, halboffnem Auge, noch einen Schrei ohnmächtiger Wut, einen Fluch für mich, den Räuber vielleicht, auf den geklemmten Lippen, die Mappe zerriſſen in den krampfig geſchloſſnen Händen, lag er da. Es war meine letzte liebe Leiche.

„Rache, Rache! gellte es in mir. Ich flog nach Neapel. Ich fand den Palaſt auf dem Toledo, ich erfuhr, daß die Beſitzer da wären, und ohne einen Plan über die Art meiner Rache entworfen zu haben, galt es nun mit dem Hauſe in Berührung zu treten. Es war derſelbe dämoniſche Zwang, der mich in Florenz in das Kloſter geführt, ich lebte nur dieſem Zwecke. Die Ausführung war nicht ſo leicht. Der Principe, der ſeine Anglomanie nur auf die Nachahmung der Grillen

dieſer Inſulaner beſchränkte, war unzugänglich für Fremde, wie ein engliſches Landhaus. Man erzählte ſich als einen Akt ſeiner Sonderbarkeit, noch als ich hinkam, daß er unerhörterweiſe ſich nicht in einer Kirche, nicht, wie ſeinem Range angemeſſen geweſen wäre, vom Erzbiſchofe, ſondern im Palaſte ſeiner Braut heimlich in der Nacht, von einem Mönche habe trauen laſſen; und daß er die Erlaubniß dazu mit vielem Gelde erkauft. Dies galt ihm als Surrogat einer Gretna-Green-Trauung.

Ein Zufall ließ mich erfahren, daß er eine Statue zu kaufen wünſche, die ein junger Künſtler eben vollendet, und daß er nur des Preiſes wegen den Kauf nicht abgeſchloſſen. Die Differenz war unbedeutend, aber auf beiden Seiten gleiche Starrheit. Ich kaufte den Marmor und wußte es bald darauf ſo einzurichten, daß man dem Principe ſagte, ich ſei des Anblicks der Nymphe müde geworden, wie denn in der That nicht viel daran war, und würde mir ein Vergnügen daraus machen, die Statue für den von ihm gebotnen Preis abzugeben. Er ſchrieb mir ein paar Zeilen, und ich antwortete, daß ich nicht übel Luſt hätte, auf einen Verkauf, oder lieber noch auf einen Tauſch einzugehn, — jedenfalls aber nur mit ihm perſönlich verhandeln würde. Zugleich ſagte ich ihm einen Tag an, an dem ich ſeinen Beſuch erwarte. Um meinen Plan nicht durch eine Kleinigkeit ſcheitern zu laſſen, gab ich noch denſelben

Tag meine Karte bei ihm ab. — Ich richtete meine Wohnung vollständig auf engliſchem Fuße ein, lieh mir von allen befreundeten Künſtlern Bilder, ſo daß eins meiner Zimmer eine gar nicht üble Gallerie bildete. So erwartete ich den Gemal Noras. Er kam, ich ſprach ihn engliſch an, und er kauderwelſchte dieſe ſeine geliebte Sprache ſchlecht genug. Ich hatte erfahren, daß er einige unbedeutende antike Torſo's habe, und ſchlug ihm einen Tauſch vor, — eigentlich nur, um unter dem Vorwande, ſie zu ſehn, ſein Haus betreten zu können. Er war ſchwierig, aber ſtolz darauf, daß ich ſeine Schätze ſehn wollte, — mehr verlangte ich nicht. Ich zeigte ihm meine Gallerie abſichtlich erſt, als es ſchon zu dunkel war, die Bilder ordentlich zu ſehn, um auch ihn wieder zu mir zu locken. Dann führte ich ihn durch mein Parloir in einen Speiſeſalon, wo ich ein echt engliſches Diner hatte auftragen laſſen. In der City ſelbſt konnte er die engliſche Küche nicht vollkommner haben; in der That hatte auch der Koch eines Lords, der die bel étage meines Hauſes inne hatte, unſre Speiſen bereitet. — Man mußte das Schmunzeln dieſes Narren mit dem ewig eingeklemmten Glaſe ſehn als er an meinem Tiſche ſaß. Ich war ſein Freund, das Non plus ultra eines Menſchen geworden, da er Alles comfortable fand. Er ſchien eigentlich nicht übel, es kam mir vor, als wenn ihn nur ſein Hang zum

Außerordentlichen verzerrt hätte. Er konnte lebhaft, glühend ſogar werden, kurz ein echter Italiener ſein, wenn er auf Augenblicke ſeine Rolle vergaß. Ich hätte nach der Szene mit Stauff denken müſſen, er ſei ein fiſchblütiger Schurke, glaubte aber einen großen Fonds von edlen, männlichen Grundſätzen neben und unter den Tollheiten, die ſeine Rinde bildeten, zu entdecken. — Es war Nora, an die ich mich zu halten hatte, nicht an B., und doch war mir die ganze Sache rätſelhafter und verworrener als je geworden. Ein edler Mann, und ein ſolcher ſchien mir der Principe allerdings, hätte einen Menſchen nicht ſo kalten Blutes vor ſich moraliſch töten ſehn. War's denn nicht ein Mord? Und Nora? Stauff hatte eine ſo entſetzlich reiche Fantaſie, er konnte ſich faſt aus ſich herausdichten, ſollte dieſe Eigentümlichkeit nicht am Ende im Spiel geweſen, und ſeine Liebe ihn überdies Manches haben mißverſtehn laſſen? Ich muß geſtehn, daß mit dieſer Reflexion meine Rachegluth bedeutend an Nahrung verlor. Noras Gemal ſchien mir einmal kein Schurke. Ich wollte indeß nicht voreilig ſein und nahm die ceremoniöſe Einladung, ſein Haus zu beſuchen, freudig an. Ich mußte dies Weib ſtudiren, kennen, die Manen Stauffs mit ihm verſöhnen, oder ihn rächen.

„Der Principe ſtellte mich vor. Es war unnötig, ich hätte ſie unter Millionen herausgefunden, es gibt

keine zweite ſolche Erſcheinung. Sie war prächtig, königlich, geboren zu herrſchen, ich konnte ſelbſt kaum einen Ausruf der Bewunderung unterdrücken. Armer Stauff, ich glaube, er hatte die Macht über ſeine Sinne in dem Augenblicke ſchon verloren, in dem er ſie zum erſtenmal ſah. Ich konnte mir denken, daß man, um dies Weib zu beſitzen, mit dem Ungeheuren ſpielt. Sie war freundlich und geiſtreich, Blitz um Blitz, ſie feſſelte, aber ſie verſteinte nicht, es war keine Meduſe. Sie theilte von ihrem Feuer mit, — und doch ſchien mir ihre Umgebung faſt furchtſam, ſie ſelbſt aber dem Gemale gegenüber ſcheu und unterwürfig. Nie ſah ich in einem Verhältniſſe weniger klar.

„Der Principe zeigte mir ſeine Sammlungen, verſprach den folgenden Tag meine kleine Gallerie zu beſuchen, und bat um die Erlaubniß, ſeine Frau, die ebenfalls großes Intereſſe an Gemälden habe, mitbringen zu dürfen. — Das war's ja eben, was ich wünſchte. Ich hatte ein Mittel ausgedacht, durch welches ich der Wahrheit in's Geſicht zu ſehn hoffte. Der Gedanke, daß ein unſeliges Verhängniß mit Stauff geſpielt, trat indeß immer lebhafter in mir hervor. Das ſchönſte Weib, ein ſolch elendes, herzloſes Scheuſal, wie ſeine Geſchichte es malte, — das war eine Idee, mit der ich mich nicht mehr befreunden konnte, ſeit ich Nora geſehn.

Sie trafen zur beſtimmten Stunde bei mir ein. Eleonora war ſo hold, etwas ſo Reines, Ruhiges lag auf ihrer ſchönen Stirne, ich hätte meinen Kopf für ihre Unſchuld eingeſetzt. Während ihr Gemal vor dem kecken Bilde einer ſicilianiſchen Uferſzenerie, von einem Franzoſen gemalt, bewundernd ſtehn blieb, führte ich ſie an den Wänden hin. Ich hatte das ominöſe Bild, das Sie in der Hand halten, ſo verſteckt aufgeſtellt, daß es nicht gleich in die Augen fallen konnte. Jetzt ſtand ſie dicht davor, ihr Blick traf die Platte. Ihr Arm zuckte in dem meinen, ſie verfärbte ſich, das war aber nur ein Moment. Es war kein Bild mehr da, ein Spiegel ſchien ſeine Stelle einzunehmen, ſo fürchterlich glich der lebendige Kopf dem gemalten. Ihr Arm, der bisher auf dem meinen geruht, entzog ſich mir, wir ſahen einander an. Wir anerkannten und tauſchten in einem Blicke tötlichſten, unverſöhnlichſten Haß. Sie verſtand mich, ich verſtand ſie, ohne daß ein Wort gewechſelt worden war. Sie trat zu ihrem Manne, und ich ſtellte die Meduſe unbemerkt bei Seite. Die Kriegserklärung war geſchehn, ich hatte die Schuld auf ihrer Stirn geleſen. So ſeiſt Du verflucht! dacht' ich in Stauffs Namen. Noch einmal, als das Paar von mir ging, wendete ſie, wie um mich in meiner Ueberzeugung zu ſtärken, den Kopf zurück, es war wieder der ſchreckliche

Ausdruck in ihren Zügen, nur noch grauſenhafter durch den beredten Haß.

„Noch am ſelben Abende, von einem Spaziergange zurückkehrend, fand ich auf meiner Schwelle einen Brief, in dem mir befohlen ward, das Bild und eine Erklärung, wie ich dazu gekommen, in einem Hauſe auf S. Lucia abzugeben. „Weigerſt Du Dich, dann wehe Dir!“ Damit ſchloß der Zettel. – Ich nahm natürlich keine Notiz davon, ſondern ſann auf Mittel, meinen Zweck auszuführen. Darüber verging ein Tag, und nun folgten ſich die Attentate auf dem Fuße. An meiner Thüre ſtand mit großen ſcharfen Lettern: Guerra! Es war mit Kreide und ſchon am frühen Morgen geſchrieben worden. Niemand als eine unbekannte Frau hatte das Haus betreten. Ich ging aus; kaum war ich fort, ſo ſtiegen 2 Menſchen in Livree die Treppen hinauf, welche die Leute im Hauſe ruhig paſſiren ließen, da ſie von meiner Abweſenheit nichts wußten. Durch ein beſondres Geräuſch aufmerkſam gemacht, ſah man ihnen indeß nach und fand ſie beſchäftigt, meine Thür zu erbrechen. Sie entflohen die Hintertreppe hinab. Durch dieſe Vorgänge gewarnt, ging ich des Abends nie anders, als mit Taſchenpiſtolen bewaffnet, über die Straße. Ich brauchte ſie bald. Nach einer Fahrt auf dem Golfe, langſam am Strande hinſchreitend, wurde ich von drei Lazzaronis mit Dolchen

angegriffen; der erste schlechtgezielte Stoß fuhr zwischen Arm und Brust durch, ich sprang zurück, und meine Kugel machte Einen kampfunfähig; auf den Schuß eilten Fischer herbei und die Mörder mit dem Verwundeten davon, indem sie mir, — auf ein andermal! zuriefen.

Ich wußte in einer Osterie in der Nähe Bekannte und ging, um mir eine kleine Bedeckung gegen Übermacht zu holen. Man scherzte über mein Abenteuer, als dessen Motiv ich bloße Raubsucht angab, und bewog mich in der lustigen Gesellschaft zu verweilen. Ich suchte in ein Gespräch mit zufällig anwesenden Neapolitanern zu kommen und heftete, als sie darauf eingingen, den Faden an den Principe B. — „Das ist ein würdiges Paar, zwei ebenbürtige Teufel, und nur der Satan weiß, welches von Beiden schlimmer", sagte mir der Eine. „In ihren Adern rollt das Blut der Borgia und er —, die Madonna beschütze uns! Man sagt", flüsterte er mir in's Ohr, „daß Eleonora mit seiner Hilfe den alten Marchese von Castelleone, ihren Vater, umgebracht habe, weil er ihre Verbindung nicht zugeben wollte. Sie passen zusammen, sie haben Beide nur Lust am Verderben. Seine Narrheit ist nur Maske, um weniger gefährlich zu scheinen. Er lockt damit, und sie mit ihrer Schönheit."

„Aber woher rührt diese Verzerrung des Charakters, es muß doch ein Grund dafür da sein? Daß ein

ſolches Scheuſal geboren wird, iſt mir unglaublich, warf ich ein.“

„Woher? Das weiß Niemand. Dabei haſſen ſich Beide, wenn man den Bedienten glauben darf. Er iſt raſend eiferſüchtig, und ſoll ihr früher ſchon, ehe ſie ſeine Frau war, den Tod bei der kleinſten Untreue angedroht haben. Sie kann nicht von ihm los, ein Verbrechen verbindet ſie unlöslich. Man ſagt, daß ſie ihn dadurch etwas beruhigt, daß ſie in ſeiner Gegenwart einen armen Teufel, der ſich in ſie verliebt, auf das Härteſte geopfert. Trotz alledem will man wiſſen, daß der Principe ſie bei dem kleinſten Argwohn peitſche. — Signor, man ſagt das Alles, die Madonna bewahre mich davor, daß ich geſagt hätte, ich weiß, daß es ſo iſt.“

„Pſychologiſche Rätſel, Unergründliches!“ Ich ſah in einen Abgrund, deſſen Tiefe ich nicht ermeſſen konnte. „Warum brandmarkt man dieſe Ungeheuer aber nicht durch offne Verachtung?“ fragte ich.

„Wer ſagt, daß es wahr iſt? Und der Principe B. iſt ſehr reich, ſehr mächtig. Behüte mich das Blut des heiligen Januarius, daß ich ihn zum Feinde hätte, meine Stunden wären gezählt.“

„Damit, als hätte er ſchon zu viel geſagt, rückte er von mir ab, und ließ mich meinen Gedanken. Was mir dabei noch auffiel, war, daß die Italiener, ſonſt

ſo ſehr empfänglich für Schönheit, grade von dieſer, der größten, die ich in Italien geſehn, nie mit Enthuſiasmus ſprachen. Es war, als wenn nur diejenigen, die mit ihrem verderblichen Kreiſe irgend in Berührung ſtanden, die ganze Macht fühlen könnten.

„Übrigens, ſo unbefriedigt ich Sie auch für den Augenblick laſſen muß, Gräfin, kann ich doch nicht anders als kurz ſein. Ich verſuchte den Tag nach dem Anfalle, einen Beſuch im Palazzo B. zu machen, — aber die Herrſchaft war verreiſt. Wohin? das wußte wieder kein Menſch. Weit und auf lange. Das war Alles, was ich erfahren konnte. Sie waren mir und meiner Rache entgangen. Ich wußte und verſtand nichts. Ich blieb unbefriedigt, und doch habe ich die feſte Überzeugung, daß ich den Schleier noch einmal gehoben ſehn werde. Sie können nicht ungeſtraft bleiben, ich werde Ihnen noch einmal ſagen können, Stauff iſt gerächt, oder ich erliege dieſem Weibe ſelbſt. Begegnen werd' ich ihr ſicher.“

„So ſehr ich dieſer Nora auch eine Strafe gönne“, ſagte Marie, „ſo freut es mich doch, daß ſie Ihnen entſchlüpft iſt. Die Rache mag kommen, woher ſie will, nur nicht von Ihnen. Ich muß geſtehn, daß ich Sie nur mit einem gewiſſen Schauer hätte anſehn können, wenn Sie ihr Werkzeug geweſen wären. Liegt denn nicht auch eine gräßliche Strafe in ihrem dauernden

Verhältniſſe zu einem Manne, den ſie verabſcheuen muß, wie er ſie.“

„Gräfin, dieſe Strafe iſt nicht vollgültig. Der Unterſchied zwiſchen Sünde und Verbrechen iſt einfach folgender. Sünde iſt ein Vergehen gegen die Geſetze der Natur, durch welches nur eine Perſon befleckt, belaſtet, vergiftet wird, durch welches nur der Thäter leidet. Verbrechen aber iſt ein Vergehen gegen die Geſetze der Natur, durch welches Anderen eine Kalamität zugezogen wird. Die Sünde findet ihre Strafe in ſich ſelbſt, im Gewiſſen; das Verbrechen aber, wie es nach Außen gewirkt, muß von Außen gerichtet und beſtraft werden. — Ich gab meinen Plan auch nicht ſogleich auf. Ich hoffte in London auf die Familie zu treffen, fand ſie aber nicht, und ging nach einigem Aufenthalte nach Paris, wo ich jahrelang meiner Kunſt lebte, wo, wenn Sie ſo wollen, meinen Schmerz austobte, wo ich jene Ruhe erlangte, die immer das Ergebniß ſtürmiſcher Vergangenheit iſt. Meine Mappe enthält nichts mehr, als Skizzen von Gemälden und Croquis von Landſchaften. — Von Paris kam ich nach der Schweiz, wo ich das Glück hatte, Sie kennen zu lernen, und ſpäter auch Graf Felix. — Ob Sie nun wiſſen, wie ich aus den Feuerproben meiner Ergebniſſe hervorgehn mußte? — So bin ich geworden.“

„Ich denke, ich weiß es“, ſagte Marie, „und werde Sie jetzt immer beſſer verſtehn.“ Dabei blätterte ſie über die Skizzen hin. Es war Zürich, was ſie aufſchlug, das ſchöne Zürich. Eine große, hingeworfne Skizze, aber die Staffage des Vordergrundes ſorgfältig ausgeführt. Mehrere Damen, die eine hatte den Hut abgenommen, der Beſchauer ſah ihr Geſicht en face, — es war Marie. Sie ſchlug das Blatt um. Eine andre Partie, aber derſelbe Kopf darin. Er kehrte immer wieder. Sie errötete leicht, und machte den Band zu. „Laſſen Sie mich die Meduſe noch einmal ſehn“, ſagte Sie, um nur etwas zu ſprechen, mit unſichrer Stimme, „noch einmal ehe Onkel mit Felix kommt. — Ach, es greift Sie zu ſehr an“, rief ſie, als ſie die heftige Bewegung in ſeinem Geſichte ſah, „laſſen Sie nur, laſſen Sie. Nehmen Sie meinen herzlichſten Dank, Sie haben mir meinen Geburtstag zu einem rechten Feiertage gemacht. — Da kommt der Onkel,“ ſagte ſie haſtig, als Stein ihre Hand behielt und küßte. Sie wickelte das Album und das Bild zuſammen, und trug es, während Graf Halden eintrat, in ihre Schreibſtube.

Stein wollte ſprechen, — da war ſie fortgeeilt.

„Das iſt ſchön von Ihnen, Herr Stein,“ ſagte der Graf, „daß Sie ſo freundlich waren, Gräfin Wentheim Geſellſchaft zu leiſten, ich fürchtete, wir

kümmerten und Alle ſo ſehr darum, ihr ein Feſt zu bereiten, daß ſich die Feſtkönigin unterdeß langweile.“

„Langweile hatte ich nicht,“ entgegnete dieſe, eben wieder zurückkommend, „Stein hat mich nicht allein unterhalten, er hat durch das, was er mir erzählte, ſogar den größten Wunſch, den ich im Augenblicke hatte, erfüllt. Und ſo wenig Heiteres auch unſre Plauderſtunde ausgefüllt, bin ich doch grade dadurch ſo reich beſchenkt worden, daß ich von meiner Seite den beſten Hymen für den Tag meiner Herrſchaft verſprechen kann. — Um durch nichts darin geſtört zu werden, will ich den einzigen Strafakt, den ich heute vorzunehmen habe, gleich jetzt in Dulcis Gegenwart vollziehen. Stein, Sie ſind der Schuldige. Kläger und Richter in einer Perſon, ich ſelbſt. Das kommt mitunter vor. Ich klage Sie an, mich durch eine Gabe in Verlegenheit gebracht, und dieſe durch eine Schmeichelei erhöht zu haben. Eine weitere Vertheidigung iſt unzuläſſig. Mein Urteil lautet, daß Sie ſich eine Revange gefallen laſſen müſſen, und mich in aller Form um Verzeihung zu bitten haben. Außerdem danken Sie natürlich für gnädige Strafe.“

Er ließ ſich auf ein Knie nieder, und bat mit komiſchem Pathos um Vergebung; ſie reichte ihm einen in Papier eingeſchlagenen Gegenſtand, der wie ein Buch

anſah und ließ ſich zur Beſiegelung der Verſöhnung die Hand küſſen.

Der Graf wollte nun die Veranlaſſung zu ſo angenehmer Strafe wiſſen, Marie holte den Spiegel, und Stein entfernte ſich unter einem Vorwande. Im Grunde war er begierig zu erfahren, was ſie ihm gegeben.

„Sieh Onkel, wie wunderſchön dieſe Arbeit iſt, ſagte Marie, ich erinnere mich kaum ſo Sauberes geſehn zu haben.“

„Sehr ſchön, aber es iſt gut, daß Du Dich revanzirt haſt, dies Geſchenk iſt von einem Fremden, von einem Maler, etwas ſonderbar. Ja, es iſt unpaſſend.“

„Das fand ich auch, ich hatte aber keinen Grund, ihn durch eine Abweiſung zu kränken, und zog deßhalb dieſen Weg vor.“ Sie erzählte ihm nun die Bemerkung, mit der er ſein Angebinde begleitet. Der Graf fand ſie ſehr galant, doch eigentlich für ſeine Stellung auch nicht paſſend, er wiederholte ſie dann aber ſelbſt, und ſchloß ſeine Nichte herzlich in die Arme.

Heir kam vergnügt und müde aus dem Garten herauf, er hoffte Marien in tiefes Studium ſeiner Gedichte verſunken zu finden, und ſein Blick verfinſterte ſich, als er den Band noch an demſelben Platze liegen ſah, an den er ihn früh gelegt.

„Nun Vetter, ſieht man Dich endlich? Du ſcheinſt mein Zepter zu fürchten, und entziehſt Dich meinem Bereiche,“ rief ihm Marie entgegen. Mochte ſie nun ſeinen Blick bemerkt haben, oder gab ihr der Augenblick den Einfall, ſie ſchlug vor, die Zeit bis zum Diner auf dem Balkon zuzubringen, und forderte ihn auf, ſeine Lieder vorzuleſen. „Der Dichter muß die Muſik ſeiner Worte ja beſſer vertragen können, als ein Andrer, und Gedichte müſſen laut geleſen werden,“ ſagte ſie, „die Magie wird dadurch geſteigert.“ — —

Stein war in ſein Zimmer geeilt und hatte haſtig die Hülle entfernt. Er fand ein Notizbuch, das er Marien in Zürich hatte ſtecken ſehn. Auf der erſten Seite ſtand aus jener Zeit: „Ich habe keinen Mann geſehn, dem ich lieber Alles, was mich bewegt, ſagen kann, als Stein. Wenn er die Andern durch ſeine Schroffheit zurückſtößt, ſo möchte ich grade dies Scharfausgeprägte ungern an ihm miſſen; ſeine glühende Empfänglichkeit für die Natur, das innige Streben für Menſchliches zeichnet ſich auf jenem dunklen Hintergrunde wohlthuend hell; es iſt Licht und Schatten in ihm, er iſt ein Charakter. Ein Ausflug ohne ihn, gewährt mir nur halbes Vergnügen, es iſt mir eine liebe Gewohnheit geworden, mir von ihm jedes Verſtändniß vermitteln zu laſſen. Ich freue mich, wenn er kommt, es thut mir leid, wenn er geht, — ich habe ihn ſtets noch um

etwas zu fragen. Ich wollte faſt, er wäre immer in meiner Nähe!«

Darunter ſtand, eben erſt geſchrieben: »Sie werden mir nie fremd ſein!«

In einer Seitentaſche entdeckte er endlich noch eine zierlich geflochtene Haarkette, ſo ſchönes lichtbraun, wie nur Marie es beſaß. Das war eine reiche Revange. Er befeſtigte die Kette an ſeiner Uhr, und maß das Zimmer mit immer heftigeren Schritten. Unausſprechliche Heiterkeit und tiefer Ernſt wechſelte in ſeinen Zügen. Er las die Zeilen immer wieder, ſchien jedes Wort zu meſſen, zu wenden, zu wägen, andre in ſeinem Gedächtniſſe aufzufriſchen, zu vergleichen, — bis er endlich, von der Tiſchglocke gerufen, das Buch verſchloß, und immer noch ſinnend, aber heiter, hinüber ging.

Marie hatte ſich doch darein fügen müſſen, den Tiſch im gewöhnlichen Speiſeſaale ſerviren zu laſſen, da der Raum bei ihr zu beſchränkt, und die Küche zu entfernt war. Auch hätte man in der Ordnung ihres Salons mehr zu ändern gehabt, als ſie zugeben wollte. Marie und die beiden Grafen waren ſchon da, als Stein eintrat. Er ſuchte ihren Blick, und ſie vermied den ſeinen.

»Onkel, Du nimmſt meine rechte Seite, Stein, der Oppoſitionsmann, die Linke ein; Felix hat ſich heute ſo wenig um mich bekümmert, daß er dafür den ganzen

Tiſch über mein Geſicht ſehen muß. So, Dein Pla
iſt mir vis-a-vis."

„Du ſpielſt Martha und derſelbe Vorwurf tri
Dich, der dieſe beſorgte Hausfrau traf," lachte der al
Graf. „Indeß, ohne etwas zu verraten, glaube ic
Marie wird ihren Vorwurf heute noch zurücknehme
Ich denke, es hat Niemand ſo viel Kummer Deinetwege
gehabt, als der gute Felix."

„O, ich nehme meinen Platz auch nicht als Straf
ſondern als Lohn an. Deine Beſcheidenheit wähl
dieſe Form nur als Deckmantel; verzeihe mir, wen
ich ihn lüfte."

„Nun, wie Du willſt," ſagte Marie munte
„laß Dir aber des Anblicks wegen dieſe vorzüglic
turtle-soup nicht verderben. Wenn meine Strafe
ſtets für Belohnungen angeſehn werden, ſo iſt das n
ein Beweis für meine Gerechtigkeit und Milde zugleich

„Dann muß ich doch ſehn, wie ich heute au
noch zu einer Strafe von Dir komme, meinte de
Graf, bis jetzt bin ich der Einzige, der leer ausg
gangen iſt."

„Dir will ich lieber eine ungeſchminkte Belohnun
zu Theil werden laſſen, und zwar in Geſtalt dieſe
einladenden Paſtetchens. Raoul, der Koch mit de
romantiſchen Namen, übertrifft ſich heute ſelbſt, er liefe
uns die Quinteſſenz, die Poeſie der Kochkunſt. Dieſ

Paſtete mit dem piquanten Nachgeſchmacke läßt ſich gewiß, — ohne daß ich profaniren will, Vetter Felix, — mit einem Sonette vergleichen, wenn anders ich ſeinen Bau richtig begriffen. Die geſchmückte Hülle als Einleitung, die auch dem Geweihten kaum den Inhalt verrät, der eigentliche Stoff in der Farce, und die epigrammatiſche Spitze in all den piquanten, nicht von einander zu ſcheidenden Ingredienzen, die noch lange nachher unſre Zunge reizen."

„Nun, dann bitte ich noch um ein Sonett," ſagte Felix, „obgleich ich fürchten muß, das Epigrammatiſche einzig und allein Deiner eignen Zunge zuſchreiben zu können."

„Vetter, Vetter, Du wirſt Dir noch ſchlimmere Strafen zuziehn, wenn Du heute keinen Scherz verſtehn willſt."

Es war in der That ein rechter Feſttag für Alle geworden, alle Steine abgewälzt, Alle frei und froh. Nie flog das Tiſchgeſpräch muntrer und vergnügter von Einem zum Andern, und als endlich der alte Graf einen launigen Toaſt, ohne jede ſtörende Beimiſchung von Anſpielungen ausbrachte, war das Zugegenſein eines „Fremden," das ihn immer gewiſſe Grenzen halten ließ, vollſtändig vergeſſen. Der Champagner kreiſte, Marie rief oft, komiſch genug: zur Ordnung. Felix ſchien den Keller dezimiren zu wollen, er verſuchte eine

Flaſche nach der andern, Piper, Sergent, Cliquot, wurde bei Seite geſchoben, Röderer bekam ſchon ein Lächeln des Beifalls, bis er endlich Schreiber, den maſſiven Sohn des andern, würdig fand. Eine toaſtartige Apoſtroſe ſprudelte nun mit dem mutigen Weine um die Wette. Daß der Improviſator ſtecken blieb, erhöhte den Reiz; um ſo mehr, da er eben willens war ſich zu ärgern, und von Marien zur Ordnung gerufen werden mußte. — „Ewige Jugend,“ ſagte Stein, als er Mariens Glas mit dem ſeinen berührte.

Das Deſert wurde aufgetragen, und zugleich dem Grafen eine Viſitenkarte überreicht.

„Ludwig Pleſſenberg Bruggwört, und eine Grafenkrone darüber,“ ſagte er und legte die Karte auf Mariens Teller. Der Herr iſt unten im Dorfe, berichtete der Diener, und hat ſeinen Groom herauf geſchickt, um zu fragen, ob der Herr Graf ihm erlauben, ſeine Aufwartung zu machen.

„Das geht heute Dich an, liebe Marie, erlaubſt Du es?“

„Nun, obgleich ich heute grade nicht Beſuch wünſchte, ſo darf ich am Ende Niemand unglücklich machen. — Graf Pleſſenberg wird uns angenehm ſein.“

„Meines Wiſſens war der letzte Pleſſenberg ein alter wunderlicher Knabe, 20 Jahr älter als ich, und nie verheiratet. Seine Mutter war eine Fürſtin Clary,

wieder mit den Radziwills liirt. Dieſer alte Herr kann uns doch unmöglich hier oben beſuchen wollen? Ich muß hernach in den Almanach ſehn."

„Alt iſt er gewiß nicht," warf Marie hin.

„Kennſt Du ihn?" fragte Onkel und Neffe zugleich.

„Ich habe ihn ſicher niemals geſehn, noch von ihm gehört, aber ſeit die Karte da iſt, umſchwebt mich wieder eins jener Doppelſpiele, von denen ich Ihnen heute früh ſprach, Herr Stein. Wenn er kommt, werde ich mich vielleicht auf die ganze Szene beſinnen können."

„Nur keine Viſionen!" lachte Felix. „Keine Viſionen nach Tiſch, die Pſychologen laſſen dieſe nicht für voll gelten."

„Felix nötigt mich die Tafel aufzuheben!" ſagte Marie, und ſtand auf. „Die Herren nehmen eine Schale Mokka wol oben auf meinem Balkon. Wir haben von dort zugleich das Vergnügen, den Herrn von Pleſſenberg zu taxiren und zu klaſſifiziren, wenn er den Berg heraufſteigt."

Der Onkel dehnte die heut ſo ſehr entſchiedne Lockerung der Etiquette ſo weit aus, daß er ſeine ſchöne Nichte in Steins Gegenwart küßte, und Marie bot unbefangen auch dem Couſin ihre Lippen dar. Stein war in eine Fenſterniſche getreten. — „Heute macht

mir Jedermann nach Tiſch ſeine Reverenz," ſagte ſie ſcherzend und trat zu ihm. Er fühlte den warmen Druck ihrer Hand, verbeugte ſich, ihr Kopf war ſo nah, — ihm war, als hätten ſich ihre Lippen geſtreift. Sie war ſchon wieder fort.

„Jeder der Herren hat ſeine Strafe, und da ich Niemand auszeichnen mag, Keiner ein größeres Verdienſt hat, ſo reiche ich auch Keinem den Arm, die Herren mögen ihre Gebieterin als Suite begleiten. O, wie iſt das Herrſchen ſüß, auch nur einen Tag, nur einen Tag!"

Sie ging, und die Männer folgten ihr, Graf Halden freudeſelig, Felix weinſelig, Stein traumſelig. Marie hatte Alle glücklich gemacht.

Die Geſellſchaft faßte Poſto auf dem Balkon, Marie mit einem Fernglaſe, der Graf mit dem Almanach, die beiden andern Herren mit ihrem Mokka.

„Anaſtaſius, Benedikt, Roderich, Ludwig, Graf von Pleſſenberg, Freiherr von Trapphart und Rietheim," las der Burgherr, „geboren zu Stade in Hannover am 5ten Februar 1771. Reſidenz: Bruggwört. Unvermält, der Letzte ſeines Stammes. Aufenthaltsort, ſeit Jahren unbekannt.

Vater: Ernſt, Roderich, Ludwig Graf von P. ꝛc. † 4ten October 1801.

Mutter: Adelaide, Agnes, geborne Fürstin Clary † 25ten September 1798.“

Der Graf hatte das eigentlich nur sich selbst vorgelesen, denn die Herren waren schon wieder in eifrigem Gespräch mit Marien, die von Zeit zu Zeit in die Landschaft hinauslugte, um den Gegenstand lebendig zu sehen, mit dessen Abstammung sich der Onkel indeß so eifrig beschäftigte. — „Wunderlich, höchst wunderlich, es existirt wirklich kein Andrer,“ sagte er endlich.

„Da kommt er,“ rief Marie.

„Doch nicht zu Fuß? Er ist ja nahe an achtzig Jahr.“

„So sieht er nicht aus. Er trägt einen kleinen, schwarzen Bart, so viel ich durch das Glas erkennen kann, mir scheint er Dreißig und einige,“ berichtete Marie, die ihr Glas auf Felix Schulter gelegt hatte. „Ein stattlicher, großer Mann, militärische Haltung, und ein Jokei mit einem immensen Blumenstrauße hinter ihm. Die Livree ist rot und Silber; willst Du nicht einmal nachsehn lieber Onkel, ob das auf Deinen Plessenberg paßt?“

Richtig, zwei Rosen und eine Lilie, Silber in rot, das ist das Wappen. Kurios, das muß er uns erklären. Sollte der alte Graf heimlich verheiratet gewesen sein? Eine Mesalliance?“

„Und der Strauß gilt mir,“ lachte Marie, „er hat unten erfahren, daß heute ein Feſt bei uns iſt, das iſt prächtig. Ich muß mir gleich die größte Blumenvaſe zu recht ſetzen laſſen, um dies Ungeheuer aufzubewahren.“

Die Bäume hatten den Mann, deſſen Familien- und Galanterie-Geheimniſſe man hier aus dem Verſteck belauſchte, den Blicken wieder entzogen. Der Onkel konnte über den Almanach nicht hinaus, und die jungen Leute übten ihren Witz an dem Monſtrebouquet.

Graf Pleſſenberg! meldete während dieſes Zwiſchenſpieles der Diener, und Alle ſahen, das Lachen über eine boshafte Bemerkung von Felix unterdrückend, erwartungsvoll nach der Thüre.

Der Blumenſtrauß, der in der Hand des winzigen Jokeis ein Rieſe geſchienen hatte, ſchrumpfte in der Hand des ſtattlichen Mannes zu einem zierlichen Bouquet aus Feldblumen zuſammen. Es war nichts an ihm was zum Lachen reizen konnte.

Er ſtand der Gruppe einen Augenblick erſtaunt gegenüber und ließ die Begrüßung des Burgherrn faſt unbeachtet. „War ich auch durch den Ort auf Wunder gefaßt, ſagte er dann mit einer verbindlichen Verbeugung ſo betäubt mich doch das, was ich hier erblicke, wie der Singſang eines morgenländiſchen Märchens. Ich dachte daß ich durch die geheimnißvolle Pforte unter Fremd

verſetzt würde, und ich ſehe keine einzige Perſon, die mir nicht bekannt, oder ſogar befreundet wäre.

„Herr Graf, Sie hatten einſt auf der „Hirondelle“ Ihr Taſchenbuch in den Hut gelegt, es war auf der Höhe von Speier, ein Windſtoß warf Hut und Buch in den Rhein. Ein junger Mann, der auf dem Verdeck ſtand, ſprang nach, die Gegenſtände ſchwammen, da der Hut auf den Cylinder gefallen war, er fing ſie auf, erreichte das Boot im Wenden, warf Beides in ein Kajütenfenſter, grüßte und ſchwamm an's Ufer; er war zu Hauſe. Der junge Mann war ich.

„Sie, mein Herr,“ ſagte er zu Felix, „habe ich ebenfalls geſehn; es iſt lange her, vielleicht helfen Sie mir darauf, wo, und bei welcher Gelegenheit. Sie haben ſich ſeit da ſehr verändert, ſie trugen damals ein kleines blondes Spitzbärtchen, aber ich muß Sie doch wieder erkennen.

„Die Gemſen auf dem Abhange des Maladetta grüßen, verbitten ſich aber ſo gefährliche Beſuche, als der, den ich ihnen mit Herrn Stein zu machen die Ehre hatte,“ wendete er ſich nun zu Stein. „Mit Pinſel und Büchſe gleich ſicher, ein tapfrer, lieber Meiſter.

„Zu Ihnen, Fräulein, zuletzt, weil Sie mir die bekannteſte und vertrauteſte Erſcheinung ſind. Ein Bild, deſſen Gegenſtand offenbar Sie ſind, iſt die beſte Zierde

meines Schloſſes. Ein Irrtum iſt, ſelbſt wenn ich meine Augen Lügen ſtrafen wollte, nicht möglich, da ich Herrn Stein, den Schöpfer meiner Lorelei bei Ihnen ſehe. Ich ſah Sie Tag für Tag, und kann nun auch was in meiner Abweſenheit wol unterbleiben mag, den Strauß, den das Bild ſonſt immer bekommt, ſtatt ihm ſeinem Urbilde bieten. Man hat mir verraten, daß heute Ihr Feſt, Sie nehmen die Blumen, die Ihnen ein Fremder reichen wollte, hoffentlich lieber von einem Manne, den Sie als Bekannten anerkennen müſſen, de er Sie ſeit einem Jahre, wenigſtens in effigie, verehrt.“ —

Es iſt ein eigentümliches Gefühl, wenn ein Wildfremder, deſſen Geſicht wir offenbar nie geſehn, oder doch nie bemerkt haben, uns auf den Kopf zuſagt: Ich kenne Dich, ich habe Dich da und da geſehn, das und das mit Dir gethan. Und wenn er ein Geſicht dazu macht, was abſolut keinem Zweifel Raum gibt.

Außer Stein, der ſich des Grafen erinnerte, war hier die ganze Geſellſchaft in dieſer Lage. Der Burgherr wußte wol das Faktum noch, aber die Perſönlichkeit des mutigen Tauchers war ihm entſchwunden. Hätte im Almanach nur ein 30jähriger Pleſſenberg geſtanden, ſo wäre Alles gut geweſen, — aber ſo! Marie ſah abwechſelnd den Fremden und Stein an, und wußte nicht

was ſie von der Lorelei, die ihr ſchon zum zweiten Male genannt wurde, halten ſollte.

„Nehmen Sie mich“, ſagte Pleſſenberg, als er die Spannung bemerkte, die ſeine Antrittsrede hervorgerufen, „als bekannt an, und die Geheimniſſe, die noch ſchlummern, werden ſich aufklären. — Sie waren auf dem Balkon, erlauben Sie, daß ich Sie wieder dahin führe“, damit bot er Marien den Arm und geleitete ſie zu ihrem Sitze.

„Herr Stein,“ ſagte Marie, „wollen Sie mir nun ſagen, was es mit der Lorelei für ein Bewandtniß hat? Ich erinnre mich, daß Sie Vetter Felix, der wie es ſcheint, von demſelben Bilde reden wollte, Stillſchweigen auferlegten. Sie begreifen, daß ich die Sache jetzt wiſſen muß, — wenn ich ſie wiſſen kann.“

„Eine flüchtige Ähnlichkeit, weiter nichts, Graf Pleſſenberg wird es bald ſelbſt finden,“ antwortete Stein verlegen. „Einige Züge von Ihnen kamen zufällig in eins meiner letzten Bilder, Graf Pleſſenberg hat es im Ausſtellungsſaale geſehn und erworben.“

„O, es drängte ſich Alles um das prachtvolle Bild. Wenn die Gräfin, wie ich höre, nicht dazu geſeſſen hat, ſo iſt das vorzügliche Treffen, die Ähnlichkeit des Originals und meiner Lorelei um ſo wunderbarer, und ich bin Ihnen um ſo mehr verbunden, da Ihr Genie

mir die Möglichkeit verſchaffte, die Gräfin als Bekannte zu begrüßen.“

Stein bog ſich unter der Laſt dieſer Lobpreiſungen und verwünſchte ſie.

„Marie auf der Ausſtellung, am Pranger, feilgeboten, verkauft, — das iſt die Folge der Künſtlerbekanntſchaften“, zürnte der Burgherr Felix in's Ohr.

„Ich will den Zauberring, der, wenn Sie uns nicht auch bekannt ſind, immer an einer Seite offen bleibt, ſo viel als möglich zu ſchließen verſuchen“, ſagte Marie. „Herr Stein, wollen Sie mir zu dieſem Zwecke helfen, ein Bild aus ihrem Album, das noch bei mir liegt, herauszunehmen?“

„Mit Vergnügen!“ Er folgte ihr in das Zimmer.

„Stein, Sie haben mich gemalt, und das Bild verkauft?“

„Ich ſagte Ihnen ja heute früh, daß ich meine liebſten Bilder ſtets aus der Hand gebe, ich fürchte mich vor ihnen. Für mich war das Gemälde nichts. Seit Stauff tot iſt, würde ich nie ein ſolches behalten.“

„Aber warum als Lorelei?“

„Gräfin, ich wiederhole Ihnen, daß mein Pinſel damals abſichtslos Ihre Züge wiedergab. Ich äußerte ſchon gegen Felix, daß ich das Bild verbrennen würde, wenn es noch in meinem Beſitze wäre. Es iſt eine ſchlechte Kopie der Natur, aber gewiß nicht ſo ſchlecht

als Bild," ſetzte er mit Stolz hinzu, „daß Sie meine zufällige Kühnheit übelnehmen könnten. Der Schriftſteller nimmt Charaktere, wo er ſie findet, ſollte dem Maler nicht daſſelbe Recht zuſtehn? Und daß ich dies Bild verkauft habe? Es genügte mir für mich nicht, und doch war ſchon zu viel Ähnlichkeit da, um es in meiner Nähe zu behalten. Wenn Sie in meiner heutigen Erzählung nicht die Erklärung für meine Handlungsweiſe finden, ſo weiß ich in der That nicht, was mir zu ſagen übrig bleibt."

„Hätten Sie mich nur nicht als Lorelei gemalt. Fühlen Sie nicht, daß mir darin ein Vorwurf, daß etwas Unangenehmes, Kränkendes darin liegt?"

„Der Graf ſcheint das nicht zu finden, — und ſoll ich Ihnen Alles ſagen . . . ."

„Nein, jetzt nicht. Löſen Sie das Blatt mit Anaſtaſius aus dem Album, und bringen Sie ihn zu uns."

Das war bald geſchehn, und je mehr er die Zeichnung anſah, deſto mehr wunderte er ſich, daß ihm nicht ſchon bei früherem Zuſammenſein die auffallende Familienähnlichkeit zwiſchen dieſem Kopfe und dem Grafen Pleſſenberg klar geworden.

„Lauter Ähnlichkeiten", ſagte er, indem er das Blatt in Mariens Hände legte. „Eine Erinnerung aus meiner Jugend, Herr Graf, ein alter myſteriöſer Herr,

den ich unter ſonderbaren Verhältniſſen kennen lernte, und deſſen Ähnlichkeit mit Ihnen, Gräfin Wentheim aufgefallen iſt.“

„Gewiß mein verſchollener Onkel, der Alchymiſt“, ſagte der Angeredete und bog ſich über die Zeichnung. „Nannte er ſich nicht ſchlichtweg Anaſtaſius? Ja, ja, er iſt's, ſein Bild hängt auf dem Ehrenplatze in meiner Gallerie, nur muß das meine wenigſtens 20 Jahre früher gemalt ſein, als dies. Ich fand es in Bruggwört. Ich muß ihm faſt für Alles dankbar ſein, ſogar für meinen Namen. Er vermachte ihn mir mit ſeinen Beſitzungen, Elektriſirmaſchinen, Retorten, Reagirgläſern, Kurioſitäten, einem Centner Papiere, einem Duzend ſchwer zu erfüllender Aufträge, und einem dringenden Rate, den ich eigentlich nicht in Gegenwart einer Dame wieder ſagen ſollte, da er ihr einen gar zu ſchlechten Begriff von der Galanterie meines Onkels beibringen muß. Er riet mir nämlich, mich nie zu verlieben. — Der Humor davon iſt, daß ich plötzlich ein bedeutendes Vermögen bekam und die Pflicht, einen großen Namen zu vertreten, — aber zugleich auch ein Rudel von Prozeſſen mit näheren Verwandten durchzufechten hatte. Ich erinnre mich des Mannes nur aus einer einzigen Szene, die noch in meinen Kinderjahren geſpielt hat. Ich war bei ihm in Bruggwört und durfte trotz meiner Wildheit in ſein Laboratorium. Es war heiß, ich ver-

langte Limonade. Warte, mein Kind, ſagte er, nahm aus einer Glasflaſche ein kleines Kryſtall, ſtreifte ein wenig von einer öligen Flüßigkeit auf Zucker ab, goß Waſſer in ein Glas, warf Kryſtall und Zucker hinein, und die Limonade war fertig. Ich ruhte nicht, bis er mir etwas von dieſer Eſſenz gegeben, und faſt möchte ich glauben, daß mein Verlangen nach Acidum citricum mir einzig und allein ſeine Gunſt erwarb. Ich ſah ihn nie wieder und glaubte vergeſſen zu ſein, als mich plözlich die Nachricht traf, er habe mich ſterbend adoptirt.

„Seine Papiere ſind gewiß ſehr intereſſant; außer den Familienſachen habe ich aber nichts davon leſen können, da alles Andre in Chiffern geſchrieben iſt und überdies das Leſen des Vorrats faſt ein Menſchenalter in Anſpruch nehmen würde.“

„Ich hänge mit ſehr regem Intereſſe an dieſem Herrn,“ ſagte Stein lebhaft, „Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir einiges Licht über ſeine Geſchichte, oder wenigſtens über ſeinen Tod geben könnten.“

„Sie kannten ihn vor Jahren? Nun, wer weiß, ob ich nicht an Sie auch einen Auftrag habe. Es iſt ſo ſchlimm, daß dieſe alle ebenfalls in Chiffern ſind; der gute Vetter hat aber das Beſte, den Schlüſſel vergeſſen, und was iſt nun zu thun? Sie ſind vielleicht glücklicher im dechiffriren als ich, Sie intereſſiren ſich

dafür, — und ich bin Ihnen Revange ſchuldig. Ich werde Ihnen den Pack, der Notizen über ſein Leben enthält, — von dem ich ſelbſt nur ſehr matte Umriſſe weiß, — zugehn laſſen. Seine chemiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Folianten bleiben aber wol den Motten und Bücherkrebſen. Alles, was ich mir von Ihnen erbitte, falls Sie die Hieroglyfen entzaubern, iſt ein Auszug, der das Wiſſenswerteſte mit Hinweglaſſung aller Weltanſchauungsphraſen, an denen der Band gewiß überreich iſt, à la Boccacio zur Anſchauung bringt. Notizen über ſeinen Tod ſtehen Ihnen ebenfalls zu Dienſten. Er ſtarb im Jahre 1843, ich weiß nicht an welchem Tage des November in Cairo. Dieſer barbariſche Tod und einige nichterfüllte Formalitäten machten mir eine Menge von Schwierigkeiten.

„Mein Gott aber, was bin ich mauvais genre, ich erzähle Ihnen nichts als Familiengeſchichten, und komme mir vor, wie ein Abenteurer, der ſich durch Details Glauben verſchaffen will. Laſſen Sie mich Ihnen lieber in den duftigen Abend hinaus eine Promenade vorſchlagen.“

„Dagegen muß ich für den Augenblick noch proteſtiren“, meinte Felix, „das kommt erſt ſpäter, wir werden eine wunderſchöne Nacht haben. Mir wäre es viel lieber, wenn die Herrſchaften ſich in den Salon zurück-

zögen, und für eine Zeit alle Korreſpondenz mit der Außenwelt unterbrächen.“

Der Onkel notirte den Todestag des alten Pleſſenberg im Almanach, ſein hier anweſender Nachfolger ſah ihm zu, nahm dann den Stift und ſchrieb mit der Bemerkung: „zu mehrerer Genauigkeit!“ darunter: — Titel und Beſitz fällt an die jüngere, weibliche Linie Harttrapp — Rietheim . . . . . Er wollte offenbar den Namen dieſer Linie hinzufügen, aber ein Blick auf Felix, der ihn unheimlich fixirte, und den auch er wiederholt düſter anſah, ließ ihn damit abbrechen, als hätte er den Reſt nur als Vergeſſen unterdrückt. Der alte Graf überſah den Mangel im Augenblicke auch, oder überlas die Kunkelverbindung und war nun ganz zufrieden, daß Mariens Bild wenigſtens nicht in plebejiſche Hände gekommen. Das entſchuldigte aber Stein in ſeinen Augen nicht.

Welchen Grund der Fremde auch haben mochte, ſeinen urſprünglichen Namen zu verſchweigen, es war gewiß, daß dieſe Abſicht in irgend einem Zuſammenhange mit Felix ſtand. Die Blicke, mit denen er dieſen maß, hatten etwas Mißtrauiſches, Feindliches. Während man die Plätze im Salon arrangirte, blieb Pleſſenberg einige Minuten mit Stein auf dem Balkon. „Herr Stein“, ſagte er dringend, „unſre frühere Bekanntſchaft hat Ihnen hoffentlich gezeigt, daß ich ein Mann von

Ehre; Sie werden mir alſo eine Bitte, die ich an Sie richten muß, nicht mißdeuten, wenn ich Ihnen mein Ehrenwort gebe, daß der Grund dafür kein ſchlechter. Ich bitte, daß Sie den Namen, unter welchem Sie mich früher gekannt, und für den ich jetzt von Rechtswegen einen andern trage, nie verraten. Sie werden mich noch mehr verſtehn, wenn ich Ihnen ſage, daß ich mit dem Grafen Felix irgend ein unangenehmes Renkontre hatte, das freundſchaftliche Beziehungen zwiſchen mir und dem Hauſe unmöglich machen könnte. Er erkennt mich trotz der Unvorſichtigkeit, mit der ich ihn anſprach, nicht wieder, ein Nervenfieber hat mich geſtreckt und Haar und Bart dunkler gefärbt; er erkennt mich nicht, aber mein alter Name würde mich verraten. Verſprechen Sie mir zu ſchweigen? Ich verſichre nochmals auf mein Ehrenwort, daß ich keinen andern Zweck habe, als den, einem unvermeidlichen Zuſammenſtoße mit dem Grafen auszuweichen."

„Es iſt mir lieb, daß Sie mir Ihren Wunſch mitgetheilt, denn da ich keine Ahnung von einem ſolchen Verhältniſſe hatte, ſo wäre vielleicht einmal der Name „Hallerſtein", der mir allerdings gelaüfiger, als der „von Pleſſenberg", über meine Lippen geſchlüpft."

„Ich erkläre Ihnen bei Gelegenheit Alles, nur begnügen Sie ſich jetzt mit meiner Verſicherung."

„Ich werde Sie ganz gewiß nicht verraten."

Pleſſenberg blieb bei dem Durchgange durch Mariens Schreibſtube vor ihrem Bücherſchranke ſtehn und überflog die Titel.

„Sie haben da ein Buch, das ſehr beliebt iſt“, ſagte er zu ihr tretend, „und das grade in das Genre gehört, das mich zurückſtößt. Ich meine die Frithiofsſage. Ich überſehe die vielen Schönheiten, die Menge von lieblichen und markigen Stellen nicht, es iſt der Plan, den ich angreife. Mir iſt es eine Profanation, eine widerwärtige Unnatürlichkeit, zwei Menſchen, die einander lieben, durch eine Heirat zu trennen, ſie einander fortlieben zu laſſen, ſo daß das Mädchen dann als Wittwe endlich ihrem erſten Geliebten zufällt. Ich kann mir denken, daß ich eine Frau lieben könnte, die ich als Frau kennen gelernt, ja, daß ſie als Wittwe meine Frau würde, aber der Gedanke ſchon iſt mir zuwider, wenn ich dieſe Frau als Mädchen geliebt. Die Frithiofsſage feiert dies Thema par excellence und deßhalb iſt ſie mir vor Allen unangenehm. Die letzten Nummern ſind auch offenbar die ſchwächſten des Gedichtes. — Viel anſprechender iſt der weniger bekannte Kinkelſche Otto der Schütz. Da iſt doch eine geſunde Natur, eine ſtarke Leidenſchaft, und friſche Färbung überall.“

„Ich theilte Ihr Urteil über die Frithiofsſage nicht“, bemerkte Stein, „auch wenn ich Ihrem Raiſonne-

ment über den Plan Gerechtigkeit wiederfahren laſſe. Eine aus grauer Vorzeit überkommne Sage darf durch eine neue Bearbeitung nicht etwas Neues werden. Die Sage iſt Eigentum des Volkes, hat ihren Urſprung mehr oder weniger in einem allgemein bekannten Faktum, jedes Ändern würde ſie dem Volke entfremden, und dadurch müßte der Zweck jeder Dichtung, Verbreitung, Anklingen, vereitelt werden. — Otto der Schütz iſt ein harmloſes, anſpruchsloſes Gedicht, dem Jeder gern gibt, was es für ſich fordert, es gehört unter die Lektüre, die ich gemütlich nennen möchte; die Frithioſsſage iſt aber jedenfalls bedeutender und tiefer."

„Pah, ich kann mir dieſen Frithiof nicht anders denken, als wie einen Bullenbeißer, der zuviel in den Mond geſehn und dadurch einen romantiſchen Anſtrich bekommen. Seit Kaulbach den Reinecke Fuchs illuſtrirt, wäre es nicht unmöglich, daß auch Sie, lieber Stein, die Illuſtrationswut überkäme. Vergeſſen Sie dann doch ja die Szene nicht, wo der Nordlandsrecke den König Ring und ſeine Ingeborg mit Schlitten und Pferd aus dem gebrochnen Eiſe zieht, und an's Ufer trägt. Ich bin neugierig auf die Verhältniſſe, in denen Sie uns dies Rieſenwerk verſtändlich und glaublich machen."

„Dieſe Szene würde bildlich dargeſtellt allerdings etwas ſonderbar ausfallen, es gehörte viel Fantaſie dazu . . . . ."

„Und ein neues Hebelgeſetz! — Nein, es iſt ein eigen Ding mit der Poeſie; das übertrieben Draſtiſche wird matt. Bei zu großer Überſchwenglichkeit weiß man nie, was man lebendiger empfinden ſoll, direkte Ideenverbindung oder Ironie. Alles Übergeiſtern iſt ein ſpiritualiſtiſches Paralyſiren ſeiner ſelbſt. Das konnte Niemand beſſer, als Shelley, deſſen Werke ich auch bei Ihnen ſah, ſein ruhigſter Zuſtand iſt Fieber, ſeine höchſte Luſt krankhaftes Zittern. — Béranger! Das iſt Leben, das iſt Wahrheit, das iſt Natur, da iſt keine Schminke, kein bleichſüchtiges Wimmern. Erhabenheit und plaſtiſche Würde neben petillantem Mutwillen und ſchäkernder Fröhlichkeit, ein Humor ohne Grenzen. Béranger iſt mein Dichter! Béranger und Shakespeare!“

„Ei“, entgegnete Marie, „meinen Shelley laſſe ich mir nicht ohne Kampf herabſetzen. Ihr Liebling iſt Béranger, und der meine Shelley. Kann es eine grandioſere Fantaſie geben, als Queen Mab? Er iſt ſo wunderſam rein, und Béranger . . . .?“

„Was iſt Shelley's großes und berühmtes Gedicht: Queen Mab, gegen die einzige Stelle Shakespeares, die in wenig Verſen eine ſo anmutige Schilderung von der kleinen, neckiſchen Fee gibt! Man kann ſie „nicht größer als der Achat am Zeigefinger eines Ratsherrn“, in ihrem Geſpann über die „Naſe der Schlafenden“ hinziehn ſehn. Die Speichen von Spinnenfüßen, die

Peitſche aus Heimchenknochen, der Phaeton eine Nuß, und dann die Charakteriſtik der Fee ſelbſt. Sie müſſen dieſen Paſſus aus dem ewigen Liede ewiger Liebe, aus Romeo und Julie, wieder in Ihr Gedächtniß rufen. Shakespeare gibt eine Geſtalt, etwas Durchſichtiges aber doch Greifbares, Züge, die nicht zu verfehlen ſind, Stein kann die duftige Königin malen, während er aus Shelley's Figur höchſtens eine azurne, goldrandige Wolke machen könnte, die ein unbeſtimmtes, kaum zu erratendes Geſicht hat. Es iſt eine Thorheit, die Materie abſtreifen und davon fliegen zu wollen; nur in der Materie kann uns unlaügbar Wahres geboten werden."

„Einem geiſterhaften Gebilde der Fantaſie müſſen Sie doch auch das Recht einraümen, ſo geiſterhaft zu ſein, als es dem Dichter behagt. Je mehr Materie Sie hinzudichten . . . ."

„Deſto wahrſcheinlicher wird das Gebilde, deſto mehr Halt gewinnt es. Die Materie iſt dem Menſchen einmal Baſis für Alles."

„Deſto weniger geiſterhaft wird es, wollte ich ſagen", bemerkte Stein. „Shakespeares Königin Mab iſt der Spuk des Volksglaubens, die Shelley's hat nur den Namen von ihm, die Figur iſt ſein Eigentum. Sie iſt die Trägerin ſeiner Philoſophie, das Gedicht ſein. Syſtem."

„Gehört gar nicht in ein Gedicht. Alle Welt hängt an der Materie, und ich weiß nicht, warum wir so unredlich ſind, uns dieſes Strebens zu ſchämen, es iſt uns einmal natürlich. Auch haben Sie Ihrer Theorie von der Sage widerſprochen. — In Hohenſchwangau amüſirte mich die Pfiffigkeit des Herrn Max von Baiern, Königliche Hoheit, unendlich. Höchſt konform mit der ganzen Umgebung ſtanden unter Glas und Rahmen, eine Legion von minneſingerlichen Werken, Raynouard Lexique Roman des Troubadours, Jubinal Jongleurs et Trouvères, was weiß ich —, aber dahinter, dahinter ſteckte Paul de Kock's Moustache, Soeur Anna, kurz eine ganze Litanei höchſt andrer Bücher. Die ſchönen Lederbände und der prächtige Goldſchnitt der Troubadours waren intakt, ganz wie ſie aus der Preſſe des Buchbinders kamen, Freund Paul de Kock aber ſichtlich wiederholt durchleſen und abgegriffen. Das iſt ein ſelbſtredendes Faktum, dem ich kein: dieſe Fabel, die eine wahre Geſchichte iſt, lehrt! — anhängen will."

„Es iſt aber ein Vorzug, ein Glück für den Menſchen, daß er ſich über die Grenzen der Materie hinausdenken kann."

„Ein Glück, Gräfin, ein Glück? Was iſt Glück? Es gibt keine Definition dieſes Begriffes, die nicht eine banale Phraſe wäre. Das Glück iſt gar kein Zuſtand,

den man erringen kann. Das Glück ist ein Moment, der kommt und geht, der nicht mehr da ist, so wie man ihn ergreifen, so wie man über ihn reflektiren will. Das Glück ist ein momentanes Vergessen von Vergangenheit und Zukunft, ein Aufleuchten in der Gegenwart. Es gibt kein Mittel diesen Moment herbeizuzwingen; ihn hinnehmen, wenn er kommt, das ist die ganze Kunst, glücklich zu sein, das ist die ganze Philosophie des Lebens.“ —

„Verzeihung, wenn ich ein philosophisches Gespräch unterbreche,“ sagte Felix, der erhitzt aus dem Park heraufkam, „aber die Luft ist draußen so einladend, daß es sich gewiß im Freien besser fortsetzen läßt.“

„Ich bin neugierig auf die Wunder, die Du mir zeigen wirst,“ sagte Marie und nickte ihm freundlich zu.

„Es ist kühl,“ mahnte der Burgherr, „nimm etwas Wärmendes um.“

„Gewiß lieber Onkel, Du weißt, daß ich nicht so leichtsinnig bin, als Felix,“ lachte sie und kam einen Augenblick später in einer leichten Mantille wieder, deren Kapuze sie über den Kopf gezogen hatte. Pleſſenberg bot ihr den Arm; Stein glaubte einen Schatten getaüschter Erwartung über ihr Gesicht fliegen zu sehn, als sie ihn annahm. Felix biß die Lippen über einander.

„Das ist ja allerliebst," rief Marie, als die Gesellschaft aus dem Portale auf die Brücke trat.

Die Mädchen aus dem Dorfe, im schönsten Festtagsputze, nach ihrer Größe aufgestellt, so daß an den beiden Enden die kleinsten standen, bildeten auf der Brücke ein Spalier und hielten reiche Blumenguirlanden schwebend zwischen einander. Auf den Brückenpfeilern brannten bunte Pechkessel und beleuchteten die freundlichen Gesichter, denen man ansah, daß sie diese Huldigung gern und ungezwungen darbrachten. Jenseits der Brücke sprühten zwei ungeheure Feuertöpfe ihren glühenden Regen, der als Flammenkaskade wieder herabstürzte, in die Luft. Blaue, grüne und rote Leuchtkugeln flogen zwischen den Funken in die Höhe und spielten zwischen dem dichten Geäst der Tannen. An der Schloßfronte brannte in riesigen Lettern, aus Tausenden von Lampen zusammen gesetzt, der Name Marie. Das blendende, und doch nichts weniger als intensive Licht einer Illumination schwebte und facherte in die Gänge hinaus, die nur durch einzelne, zwischen die Äste gehangne Ampeln, mit buntangestrichnem Gaze umzogen, erleuchtet wurden. Zwischen diesen Flammen flogen leise und bescheiden die Glühwürmchen durch die Schatten. —

Marie verließ Plessenberg, um dort und da mit den Mädchen zu sprechen, nickte den Eltern, die sie in der Menschenmenge, — denn das ganze Dorf war

herauf gewalfahrtet, — erkannte, freundlich zu, und ſchloß ſich dann an Felix an.

Wie ſonſt Blumengruppen oder veränderter Baumſchlag die Überraſchungen des Parkes bildeten, ſo diente jetzt das Feuer als Schmuck. Bei jeder Biegung des Weges ſprudelte ein Feuerquell, oder ſchwärmten Raqueten durch die Nacht. In den dunkelſten Partien fiel dem Auge plötzlich irgend eine ſinnige Strofe in Transparent auf; und auf den Wieſen hatte Felix in die Mitte Roſen und andre Blumen, von Lampenkränzen umgeben, ſtellen laſſen, ſo daß ſie eine Art Vaſe bildeten, aus deren Mitte ein unendlicher, farbiger Feuerſtrom emporſchoß. An den Bäumen ringelten ſich pfeilſchnelle glühende Schlangen hinauf, deren Köpfe hoch im Gezweige mit einem Knalle ſprangen und als Sterne herunter fielen; kurz, jede Abwechslung, die ein Feuerwerk bieten kann, wurde gewährt. Alles klappte in einander, Alles wurde rechtzeitig entzündet: — auf Felix Geſichte ruhte das Lächeln einer vollen Befriedigung.

Man war in den gewundnen Gängen bis auf den höchſten Punkt des Parkes gekommen, von dem aus man eine undurchkreuzte Anſicht des Schloſſes hatte. Die Kontouren des Gebäudes waren zu ſehr beglänzt, und die Nacht doch wieder nicht dunkel genug, als daß man die Begränzungen deutlich erkennen konnte; Alles

was man ſah, war der Name Marie, der mit dicken Feuerſtrichen hoch an den Himmel geſchrieben zu ſein ſchien.

Die Geſellſchaft, die bisher für jede Freude, für jede Überraſchung ein Wort gefunden, war ſtumm geworden, die Dorfmuſik, die den Leuten vor dem Schloſſe zum Tanze ſpielte, klang in verlornen Tönen herüber . . . . .

Ich überlaſſe es dem Leſer, ſich die Flammenlettern zu denken und mit den Perſonen meiner Erzählung in dieſe feurigen Züge, die wenigſtens freundlicher ſind, als Belſazar's: „Mene, mene tekel, upharſin," in ihre Lohe hinein zu ſtarren, während ich, auf die Gefahr für abergläubig gehalten zu werden, auf dem Gebiete der Vorzeichen und Ahnungen herumſchwärme. Myſtiſches werde ich nicht bringen, ich wüßte nicht, wie ſich das mit meiner Philoſophie „vereinbaren" ließe. Der Menſch iſt ein Ganzes, und nicht ein dualiſtiſches Hirngeſpinnſt, ich werde Sie daher nicht von einer Spazirfahrt des Geiſtes unterhalten. — Die Menge zufälliger, unbedeutender Dinge, die eine ſkrupulöſe Aufmerkſamkeit, oder angelernter Aberglaube mit dem Amte bekleidet, Zukünftiges vorher zu verkünden und beſtimmte Erfolge herbei zu führen, die vernünftigerweiſe in gar keinem Zuſammenhange mit ihnen ſtehn, gute und böſe Omina, liegen ganz außer dem Bereiche dieſes Streifzuges.

Spinnen am Morgen oder am Abend, ein geſprungnes Glas, ein Haſe, der quer über den Weg lauft, all dieſe Kinderſpielereien, mit ihrem fantaſtiſchen Brimborium, kümmern uns nichts. Aber es gibt eine Art von Profezeiungen, die nicht, wie die modernen, von der Folge auf den Grund zurück ſuchen, und ſo einem hazardirten Worte etwas unterſchieben, das dem Redenden völlig fremd war. Es gibt ein direktes, poſitives Vorherſagen, das nicht blos ein folgerichtiges Schließen aus bekannten Zuſtänden auf neue iſt. Freilich wird die Zukunft nie etwas andres ſein, als das Produkt der Gegenwart und Vergangenheit, ihre Urſachen werden ſelbſtverſtändlich ſtets in Dingen liegen, die um uns vorgegangen, — und wer recht tief in alle Gewebe ſeiner Umgebung eingeweiht wäre, der könnte allerdings für dieſen Kreis immer einen ſcheinbaren Proſeten abgeben, der würde den Nichteingeweihten oft Eröffnungen machen können, deren Beſtätigung ſie überraſchte. Immer würde dies indeß nur auf eine nächſte Zukunft ſein können, und eine Menge zufälliger Ereigniſſe müßten ihm ſeinen Glauben verderben. Darum handelt es ſich alſo ebenfalls nicht. Mein Thema iſt weniger das Vorherſagen, als das Vorherfühlen. Wir finden uns manchmal in einer getragnen Stimmung, in einer ſo eigentümlichen Situation, daß wir von der momentanen Anſchauung ausgehend und an ſie anknüpfend, unſrer Fantaſie die

Zügel laſſen, ihr Sporen und Peitſche geben, und nun in ein vibrirendes Traumreich entführt werden. Wir ſehen bei dieſem Fluge eine Menge von Dingen erſcheinen, wir erfinden eine Unzahl von Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, gleiten darüber hin, freuen und betrüben uns, bis die Stunde vorbei, bis irgend ein naheliegender Umſtand uns das Zauberroß pariren macht. Die ganze Fata Morgana iſt in ein ungeformtes Grau verſchwommen, — aber es bleibt mitten darin ein Bild, das uns, ehe es noch verrinnt, auf ſeltſame Weiſe in die Augen ſieht, das uns an etwas zu mahnen ſcheint, und ſich ſo in das Gedächtniß feſtgräbt, wenn es auch bald von neuen Bildern verſchüttet und verſargt wird. Die Zeit kommt, wo wir es wieder unter dem Schutte hervorziehn, und dann ſtaunen wir die Wahrheit unſrer Fantaſie an: — wir haben genau daſſelbe erlebt. Es iſt ein eigentümliches, peinliches Gefühl, das uns eiſig anfaßt und ſchauern macht. Bei dieſem Phänomen ſind wir aber erſtens ſelbſtthätig aufgetreten, wir haben die Träume herausgefordert, zweitens bleibt uns nur das haften, oder vielmehr, es entſteht nur das Bild wieder in uns, das eben, und in dem Momente, in dem es eingetroffen. Bemerkenswert iſt nur, daß auch grade dieſes im Traume ſchon ſehr lebhaft eine Saite in uns angeſchlagen. — Seltſamer noch aber iſt es gewiß, wenn wir uns plötzlich in eine Szene verſetzt fühlen,

die, ſo fremd ſie uns ſein müßte, plötzlich als ganz genau bis in die kleinſte Details hinein bekannt vor uns ſteht; wenn wir athemlos lauſchen, ob ſich Alles erfüllen wird, ob kein andres Wort, kein Blick die Weihe ſtört. Wir wiſſen nicht, woher uns dies Alles ſo vertraut, aber es iſt ſo, wir können es uns nicht ablaügnen. Ich erinnre mich beſonders lebhaft einer ſolchen Szene, die mir ewig unerklärlich ſein wird. Ich war an einem Orte, den ich nie früher betreten, unter Menſchen, mit denen ich erſt ſeit wenigen Tagen bekannt, und doch mußte ich plötzlich ſtutzen, ich hatte vor langer, langer Zeit ganz Daſſelbe durchlebt, es fehlte kein Geſicht, kein Stern am Himmel, ich wußte bei jedem Schritte, was ich ſehen würde. Ich muß es dem Leſer überlaſſen, hievon zu denken, was ihm beliebt, ich kann nur ſagen, was ich empfunden. Mag er nun das Folgende in jede Kategerie bringen, die ihm Recht ſcheint, ich kann nur wiederholen: ſo iſt es geweſen, ſo iſt es geſchehn. —

Marie! brannten die Lettern noch immer am Schloſſe.

„Nichts am weiten Himmel zu ſehn, nichts als Marie,“ flüſterte Felix ihr zu.

Aufgeſcheucht aus dem Zauber des Hinüberſtarrens, zog ſie mit einer raſchen Bewegung die Kapuze tiefer in das Geſicht. Das Licht einer einſamen Ampel fiel

auf ſie herab; ſie hatte ſich nicht ſo raſch verbergen können, daß nicht die Herren geſehn, daß an ihren Wimpern eine Thräne zitterte.

„Komm', mein Kind," ſagte der Burgherr, „die Nachtluft überreizt Deine Nerven."

„Ach nein, es iſt vorüber; ich war ein wenig kindiſch und ſchäme mich, zu ſagen, was ich ſah und dachte; Felix ſpottet ſonſt wieder über Viſionen. — Aber," fuhr ſie fort, als die Herren im Schweigen verharrten, „es wird mir eben ſo ſchwer, es nicht zu erzählen. Als Ihre Karte gebracht wurde, Graf Pleſſenberg, ſtieg eine eigne Fantasmagorie in mir auf, ich hatte den heutigen Tag ſchon geträumt; alles Andre matt und verwiſcht, aber doch ſo erinnerlich, daß ich die Umriſſe erkennen konnte, nur dieſe Szene, dieſer Anblick war mir ganz klar. Er war genau ſo, und doch ganz verändert. Man ſah drüben in der Luft, als Transparent meinen Namen glühen, ich ſelbſt war nicht dort, nicht hier, ich war überall, ich war tot. Drei Herren ſtanden auf dieſem Platze, der Onkel, Herr Stein, aber der Dritte war nicht Felix, es war eine Geſtalt, die ich vorher nie geſehn hatte, es war — Graf Pleſſenberg. Sie ſahen nach dem Namen hinüber, der immer matter, immer mehr entfernt ſchimmerte; ſie waren ſehr ernſt, ich dächte ſogar, betrübt. Felix war nicht bei ihnen. Als ich mich nun vorhin, halb in dieſen Traum

verſunken, umblickte, hatten Ihre Geſichter durch das geſpannte Sehn in die Ferne, und durch die ſonderbare Beleuchtung wirklich einen ſchmerzlich ernſten Ausdruck angenommen, namentlich ſtarrte Herr Stein ſo tonlos in die Leere, daß ich erſchrack. Felix ſtand hinter mir, ich konnte ihn alſo nicht ſehn; er war nicht da; mir wurde wohl und weh; ich war geſtorben, und Sie ſuchten mich drüben. — Es iſt kindiſch, daß ich mich von dieſem Anklang ſtören ließ, aber ich hatte keine Gewalt über meinen Zuſtand."

„Ich bilde mir ein," ſagte Felix, „daß ich bei dieſer Viſion am beſten wegkomme. Da iſt gleich die Nutzanwendung: Ich entführe Dich den Herren, ſie bleiben hier oben und werden Dich gewiß ſo ungern in ihrer Mitte vermiſſen, daß ſie ſehnſüchtig mißvergnügte Geſichter machen." — Damit nahm er ſcherzend Mariens Hand und zog ſie raſch den Weg hinab.

Es gab indeß nur ein mißvergnügtes Geſicht, das des Grafen Pleſſenberg. Der Burgherr rieb ſich freudeſtrahlend die Hände, er dachte wie Stein, Felix würde ſich erklären. Er hoffte, durch die ſo ſehnlich gewünſchte Verlobung dem heutigen Feſte die Krone aufgeſetzt zu ſehn. Das glaubte Stein nicht. Wenn Felix zu ſprechen wagt, dann iſt bald Alles entſchieden, Marie wird und muß ihn zurückweiſen. So zögerten die Beiden abſichtlich und ſchlugen einen andern Weg

ein, um das vertrauliche Alleinsein nicht zu stören. Der alte Graf war so glücklich in seinem Traume, daß er sogar Stein im Augenblicke die Lorelei verziehen hatte; er drückte ihm, mit einem vielsagenden Blicke, die Hand. Stein nickte ihm lächelnd zu, — ihre Überzeugungen waren himmelweit auseinander. — Sie täuschten sich Beide, Felix wagte trotz seiner Aufregung nichts.

Die Pechkessel brannten matter, einzelne Lampen blinzelten nur noch von Zeit zu Zeit schwach in die Höh', das Spalier von Mädchen hatte sich aufgelöst, die Dörfler tanzten auf dem geschornen Rasen nach der schreienden Musik, aus der man vor Allem die Klarinette heraushörte. Felix stand mit Marie am Saume des Platzes und sah dem ländlichen Vergnügen, dem Treiben des improvisirten Feiertages zu. Plessenberg trat unbemerkt zu ihnen. „Wie wunderschön!“ sagte er halblaut. Marie wandte den Kopf zu ihm, ihre Blicke trafen sich, — er hatte nicht die Fröhlichkeit des Festes gemeint.

„Gräfin, Sie haben aber kein äußeres Zeichen an sich,“ sagte er leicht, „das Sie als Festkönigin kenntlich machte; erlauben Sie mir, daß ich Sie schmücke. — Er nahm einem der Dorfmädchen ein Stück Guirlande ab, das dieses noch in der Hand hielt, band es mit einem Halme zusammen, — Marie schob die Kapuze

zurück und ließ ſich den Kranz aufſetzen. Ein Knabe, der eine Menge Glühwürmchen gefangen, ſah dem Scherze neugierig zu, Pleſſenberg nahm ihm ſeine Beute ab und ſtreute die Käfer in die Blüten und in das Haar der Gräfin; dann brach er von dem nahen Bosquet einen ſchlanken Lilienſtengel und ſagte: »zur Krone nun auch das Zepter.«

»Sie machen ja mit aller Gewalt aus meiner Nichte eine Heilige.«

»Warum vergleichſt Du Marien in dieſem Puge nicht lieber mit der holden Elfenkönigin, mit Titania?«

»Ohne, daß Sie dadurch irgend geſchädigt werden, erſcheinen Sie mir doch weder wie eine Heilige, noch wie eine Elfe; ſie ſind eben, was Sie ſind. —«

»Unvergleichlich!« unterbrach Stein leiſe den Grafen.

Die Menſchen um dieſe Gruppe herum ſahen auch nichts als das wunderliebliche Bild. Und, ſo ſehr die Menge ſonſt geneigt iſt, jede ihr etwas maskenhaft und abenteuerlich entgegentretende Erſcheinung für närriſch und unziemend zu halten, ſo berührte ſie hier die ohnehin geliebte Geſtalt der Gräfin doch zu freundlich, als daß ſie nicht in Jubel ausgebrochen wäre. — Der dichte Kranz von Roſenknospen, Kornblumen und weißen Verbenen, aus dem an den Schläfen dunkelgrüne, ſpitzgezackte Efeublätter herunterfielen, umrahmte das edle Oval ihres Kopfes. In den Haaren ſchimmerten die

Glühwürmchen, oder ſchwebten, eben wieder die Freiheit ſuchend, wie flatternde Sterne, über ihnen. Der roſa Atlas des Überwurfs mit Schwan beſetzt, die Kapuze halb ſtehend, als Hintergrund für den Kopf, das lichte faltige Kleid, der Lilienſtengel, — und vor Allem das frohe friſche Geſicht hier unter der jauchzenden Menge, in der dunkelroten, dumpfen Beleuchtung der verglimmenden Illumination, — es war ein Stück aus einem Sonntagstraume geriſſen. — — —

„Das Zepter mahnt mich wieder an mein ſchweres Amt“, ſagte Marie. „Onkel, nun wird es Dir zu kühl, und außerdem zieht es auf der Brücke. Ich habe Dir deshalb einen Mantel bringen laſſen, und befehle Dir, ihn anzunehmen. Meine Herren, ich hoffe, Sie beim Souper zu ſehn. Gute Nacht!“ rief ſie den Leuten zu. Ein Tuſch der Muſik und der donnernde Zuruf der Verſammelten begleitete ſie in das Portal.

„Das iſt ein feines Weib“, ſagte Pleſſenberg zu Stein.

„Und eine ſo edle Natur, ein ſo kräftiges, klares Gemüt, wie es uns Bildung und Verbildung nur noch zu Zeiten unverpfuſcht laſſen. Ihr Fehler iſt, daß ſie faſt zu klar über ſich und die Welt iſt, als daß ſie leicht zufrieden ſein könnte.“

„Sagen Sie mir, iſt der Graf gaſtfrei?“ warf Pleſſenberg nachdenklich hin.

„Wollen Sie hier bleiben?“ fragte Stein erſtaunt.

„Ich bin ſo lang unterwegs“, entgegnete der Fremde mit einem Anflug von Verlegenheit, „ich möchte gern etwas ruhen, und doch zieht es mich nicht nach Hauſe. Indeß kann ich ja wol eine Woche unten im Dorfe wohnen!“ — Er wendete ſich an den alten Grafen und ging mit ihm in das Schloß. Felix ſchritt neben Stein her und machte ärgerliche Bemerkungen über den unzeitigen und unangenehmen Beſuch.

„Wie ein Störenfried ſchleicht er unhörbar herum und ſteckt ſeine Mefiſtofeles-phyſiognomie immer zur Unzeit über Mariens Schulter. Wüßt' ich nur, wo ich dies unheimliche Auge ſchon einmal geſehn, ich bin überzeugt, es war bei keiner rühmlichen Gelegenheit. Sieht er nicht aus, als wenn alle Stürme, alle Leidenſchaften ſchon an ihm genagt hätten; als wäre von dem urſprünglichen Menſchen nur noch der Grundgedanke übrig?“

„Trainirt ſcheint er allerdings, indeß iſt die Quinteſſenz grade dadurch recht konſolidirt. Er iſt immer ein ſchöner, kräftiger Mann, der durch die etwas angegriffenen Farben um ſo intereſſanter wird. Verliebt ſieht er nicht aus, und ich finde, daß der Anſtrich von Arroganz, den er ſeinem Weſen mit großer Unbefangenheit gibt, ihm recht gut läßt.“

„Mir ſieht er aus, wie die eingefleiſchte Ironie jedes wahren und warmen Gefühls, wie die Hefe der-

gegner Güte, die nur noch Gährung hervorrufen kann, kurz wie ein echter Mefiſto. Wenn er, alle Welt unterbrechend, das Wort ergreift, ſo ſcheint es mir immer, als wollte er durch ſein Sprechen ſeine innerſten Gedanken, die Schattenbilder früherer Verbrechen niederzwängen, als wollte er durch den Laut der eignen, eine Stimme in ſich übertäuben. Er ſtört mich, er verdarb mir heute alle Freude. Ich athmete immer erſt frei auf, wenn ich aus ſeiner Nähe war. Hoffentlich läßt er uns bald allein."

„Sie malen nach Ihrer gewöhnlichen Art Alles in den grellſten Tönen. Als großen Hypochonder habe ich ihn allerdings auch in den Pyrenäenbädern kennen gelernt; er hatte dabei aber, und vielleicht grade deßhalb, ſo viel Gefühl für fremdes Leid, er that ſo viel Gutes, half wo er konnte, daß ich ohne jene Scheu, die Sie empfinden, gern und oft mit ihm zuſammen war. Nach Ihrer Erklärung müßte auch mehr Diaboliſches als Mefiſtofeliſches in ihm ſein."

„Mag ſein! So oder ſo! Ich ſage Ihnen aber, daß er uns Verdruß machen wird, wenn er nicht bald geht."

Dir vielleicht! dachte Stein, und um ſeine Lippen ſpielte ſeit langer Zeit wieder einmal das Lächeln des ruhigen, bewußten Selbſtvertrauens, das Lächeln der Überlegenheit. —

Der Abendtiſch war im Anfange etwas gedrückt, da der Burgherr trotz ſeiner Aufmerkſamkeit kein Zeichen einer vorhergegangenen Erklärung zwiſchen ſeinen beiden Pflegekindern entdecken konnte, und dadurch ſeine Himmel wieder zerſtört fand. Er erzählte eine Geſchichte von einem ſeiner Jugendfreunde, deren Nutzanwendung und Moral in den Worten beſtand: — Zu meiner Zeit brauchte man nicht Monate, um eine Erklärung in ſchöne Worte zu ſchmieden, man wagte und gewann in wenig Stunden.

„Da machſt Du ja den Damen aus Deiner Zeit ein ſehr ſchlechtes Kompliment, lieber Onkel, ich hörte doch immer ſagen, man ſei damals etwas prüde geweſen, und habe eine Menge von Ceremonien beobachtet, über deren Unterlaſſung uns jetzt die alten Damen ausſchelten.“

Pleſſenberg brachte eine Geſchichte, welche Mariens Anſicht vertheidigte, Niemand als Stein und Felix verſtand die Beziehung, die der Graf hineinlegte, und bald entwickelte der Fremde eine ſolche Flut komiſcher Erzählungen und Anekdoten, daß der Burgherr ſeinen Verdruß faſt ganz vergaß. Es herrſchte wieder ſprudelnde Heiterkeit, zu der Felix Verdroſſenheit die Folie bot.

Als Graf Pleſſenberg Abſchied nehmen wollte, erklärte der Burgherr, daß er bereits Befehl gegeben, die Sachen aus der Dorfſchenke herauf zu ſchaffen, und

daß er hoffe, den Reisenden einige Zeit bei sich zu sehn.

Ein freudiges, ein erstauntes, ein höfliches, ein gleichgültiges und ein bestürztes Gesicht.

Graf Pleffenberg war also installirt! —

Wenn ich auf die Idee gekommen wäre, diese Erzählung in Kapitel, in größere und kleinere Abschnitte zu zerreißen, so müßte ich nun einen neuen großen Anfangsbuchstaben malen, ein neues Kapitel beginnen, eine neue Überschrift ausfindig machen, kurz die präziesten Trennungsmarken anbringen; da, wie sich leicht voraus sehn läßt, für den Haltenfels jetzt eine neue Aera heraufdämmert. — Es ist wahr, die Kapiteleintheilungen haben etwas Bequemes. Man nimmt des Abends vor dem Schlafengehn ein solches Buch in die Hand, liest das 210te Kapitel bis zu Ende, kann darüber einschlafen, das Buch an die Erde gleiten lassen, und weiß am andern Tage doch, das nun das 211te an der Tour ist. Ebenso bequem ist diese Einrichtung für den Schriftsteller, wenn er ein Werk schreibt, das ganz und gar

Eigentum ſeiner Fantaſie iſt. Er kann da in den Kapitelüberſchriften, die er für ſeine 10 Bände im Voraus entwirft, eine genaue Dispoſition für ſeine Arbeit treffen, er kann den, ſonſt oft ſo ſchlüpfrigen Faden nicht verlieren. Ich habe Bücher geſehn, von denen man nichts zu leſen hatte, als dieſe Überſchriften, ſie enthielten den Gedanken des Kapitels, das Kapitel ſelbſt war nichts als eine dünne Brühe, die an den Kopf und das Motto überflüßiger Weiſe angegoſſen worden. Und dieſe Motto's! Als ich Primaner war, mußte ich par ordre du Mufti ein Excerptenheft, ein Florilegium, oder wie mein gelehrter Herr Magiſter es ſonſt zu nennen beliebte, anlegen und mindeſtens zwanzig Gedanken in meiner wöchentlichen Lektüre ſchön und aufſchreibenswürdig finden. Wäre damals Seeger's Sohn der Zeit ſchon in meinen Händen geweſen, ſo hätte es mir nie an Göthe'ſchen Kraftcitaten gefehlt, und ich hätte wahrſcheinlich auf Seeger's Auktorität hin manche Sünde begangen. Der Magiſter war aber kein Anhänger Göthe'ſcher Klarheit, er liebte nur Jean Paul und mondnächtige ſtarkverſchwebelte Lyrik. Es iſt der große Jammer der Schülerzeit, daß man den Herren Lehrern manchmal ſeine Überzeugung, ſeinen Geſchmack, kurz das eigne Verſtändniß verbergen muß, um eine gute Note für ſolche Maryttenhuldigung zu bekommen. Ich ſchrieb alſo wahllos Jean Paul'ſchen Schwulſt,

Schlagworte aus Horaz, prächtige Stellen aus Homers Ilias, durcheinander; und da ich damals ſelbſt ſehr ſchlechte neblige Verſe ſchmiedete, ſo fehlten auch dieſe unter fremder Firma nicht. Der gute Magiſter war über ſeinen Jean Paul nicht hinausgekommen und las die Levana nun ſchon zum 101ſten Male, er nahm alſo meine Schmuggelwaare ruhig als echt hin. Ja, ich konnte meine Kühnheit ſo weit treiben, daß ich bei der Maturitätsprüfung, um ein Gedicht eines deutſchen Dichters gefragt, vor dem geſammten Kollegium eine Romanze von mir unter Uhlands Namen vortrug. Ich war entrüſtet, als man ſie mir paſſiren ließ, — ich war damals noch nicht ſo eitel wie jetzt. Das ſind nun Leute, die Jünglingen die Kenntniß der deutſchen Literatur aufſchließen ſollen! — Um aber wieder auf meine Excerpten zurückzukommen, die ich neulich unter altem Krame fand, ſo ſtehn ſie, einige hundert Seiten ſtark, jedem Mottoliebhaber zu Dienſten, und hat er von mir keine Reklamation in Bezug auf fingirte, untergeſchobne Namen zu fürchten. Sie umfaſſen, um mit möglichſter Beleſenheit renommiren zu können, überdies eine Menge von Sprachen. Es ſind da, griechiſche aus 6 Autoren, lateiniſche aus 15, italieniſche aus 4, franzöſiſche aus 52 bis in die neueſte Zeit, engliſche aus 12, ſogar eine Stelle aus einem Romane von M. Trollope; alſo ſicher eine charmante Auswahl. Die deutſchen Notizen, wenn

man meine eignen mitrechnet, ſind ohne Zahl. Von Göthe aber ſteht nur mit beſondrer Beziehung auf meinen guten Magiſter darin: Original, fahr' hin in Deiner Pracht! Wie geſagt, dieſe Blumenleſe ſteht Jedem zu Dienſten, denn ich werde mich vorläufig nicht zu ſolchem Herunterkapiteln verſtehen, ſondern meine Geſchichte ſchlicht weiter erzählen. Und doch iſt es vielleicht Undank von mir. Wer weiß, guter Magiſter, ob dieſe Leſefrüchte, wie Du ſie wol auch nanntest, mir nicht noch einmal aus einer peinlichen Verlegenheit helfen. Ich denke dann mit thränenden Augen an Deinen blauen Schwalbenſchwanzfrack mit den gelben Metallknöpfen, an die ſchlottrigen Unausſprechlichen, an die ſchmierige Halsbinde, die Brille mit den Radgläſern, den Pack Bücher, der Dir das Tragen des ewigen genähten Regenſchirmes ſo ſehr erſchwerte, und endlich an den Rotſtift in Deiner Hand, mit welchem Du den, von Cicero's „Quousque tandem" niedergeſchmetterten Catilina, zu erdolchen ſchienſt. Ich denke dann vielleicht mit Rührung an die ganze Geſtalt, über die ich ſchlimmerweiſe ſo oft gelacht. Ich erkläre Dir hiermit vor dem Leſer feierlich, daß ich meinen Leichtſinn bereue und Dich, um Dir zu zeigen, wie gern ich an Dich denke, zum Helden meines nächſten Buches machen werde. Quod Deus bene vertat! würdeſt Du beſcheiden hinzufügen. —

Graf Pleſſenberg war Bewohner des Schloſſes geworden, und bald machte ſich ſein Einfluß geltend. Mariens Zimmer waren bis zu ihrem Geburtstage ein unnahbares Heiligtum geweſen, das nur auf beſondre Aufforderung von ihrer Seite betreten werden durfte. Sie hatte den Morgen nach dem Feſte Steins Mappen zu ihm geſchickt und ihn bitten laſſen, zu ihr zu kommen. Er fand ſie im Morgenüberrocke, mit ihrem Muſchelkaſten beſchäftigt, und ſie reichte ihm freundlich ihre Hand.

„Ich muß Jemand haben, mit dem ich über unſern neuen Hausgenoſſen ſprechen kann“, ſagte ſie. „Sie kennen ihn ja von früher, erzählen Sie mir doch von ihm; ich denke, alle Menſchen mit denen Sie in irgend einem Verhältniß zu ſtehn für gut fanden, ſind über die Plattheit des Gewöhnlichen hinaus und deßhalb intereſſant. Zudem liegt etwas Auffallendes in Pleſſenberg's Perſönlichkeit, und meine Viſion, in der ich ihn wahrhaftig ganz ſo wie geſtern auf der Höhe geſehn, beunruhigte mich heute die ganze Nacht.“

„Diesmal kann ich Ihnen nur ſagen, daß ich ihn, ſo viel ſich bei flüchtiger Badebekanntſchaft beurteilen läßt, ſchätzen gelernt habe, näher ſind wir einander nie gekommen.“

„Felix wird von ſeinen markirten Zügen ſo unangenehm berührt, er will etwas Tückiſches in dem

Auge finden, in dem ich nur eine Trübung durch Unglück ſehe.“

„Ich mag die ſcharfausgeprägten Münzen viel lieber, als die verwiſchten, man kann ſie ſo leicht erkennen. — Aber laſſen Sie mich Ihnen doch auch Dank ſagen . . .“

„Erlauben Sie mir nur dies eine Mal für die viele Freundlichkeit, die Sie mir in der Zeit Ihres Hierſeins erwieſen, erkenntlich zu ſein. Ich wollte Ihnen auch eine kleine Freude machen . . . . . .“

Leiſe öffnete ſich die Thüre, und Graf Pleſſenberg trat über die Schwelle.

Marie erhob ſich, und eine Art von Entrüſtung über den Bruch der Hausgeſetze malte ſich in ihren Zügen; der Gedanke, daß der neue Hausgenoſſe dieſe nicht kennen konnte, milderte indeß den ſtrengen Ausdruck in etwas. „Herr Graf“, ſagte ſie, „Sie ſuchen gewiß meinen Onkel, ſeine Wohnung liegt im andern Flügel, dieſe Zimmer gehören ausſchließlich mir.“

„Ich hatte ſchon die Ehre, dem Herrn Grafen meine Aufwartung zu machen, und in der That galt mein jetziger Beſuch ausſchließlich Ihnen, gnädigſte Gräfin. Da ich keinen Diener an der Thür fand, mußte ich mich ſelbſt anmelden, und müßte mich nun auch, wenn Sie nicht zu ſprechen ſind, wieder ſelbſt abweiſen.“ Damit zog er ſcherzend einen Seſſel heran

und warf ſich in die Polſter. — „Das war geſtern ein ſchöner Abend“, begann er. „Als ich Mittags die Flagge von den Zinnen des Schloſſes wehen ſah, dachte ich nicht, daß ſie mir zu ſo vieler Freude winke. — Sie dürfen nicht finſter ſehn, Gräfin, daß ich mich ſo ohne Umſtände bei Ihnen eingeniſtet, ich bin nicht frei genug von düſtrer Vergangenheit, daß ich nicht nach Erholung lechzen ſollte. Ihr Anblick thut mir wohl, Ihr ganzes Weſen wirkt auf mich wie ein Trunk aus dem Lethe. Warum wollten Sie mir einen ſo wohlthätigen Einfluß, der Sie in keiner Weiſe ſtören kann, entziehn? Jeder freundliche Blick von Ihnen iſt eine Gabe, die auf mich augenblicklich ihre Heilkraft ausübt.“ — In dieſen Worten, die raſch und empfunden geſprochen wurden, klang lebhaft die zerriſſne Saite nach.

Marie bereute ihre Apoſtroſe. „Bleiben Sie nur“, ſagte ſie, „ich empfange nur ſonſt meine Beſuche unten im Salon.“

Pleſſenberg's Auge ruhte auf Stein. — „So wie es hier verbotne Raüme gibt“, ſagte er, „dann hört der Ort auf ein Paradies zu ſein; das werden Sie nicht wollen und daher folgerichtig das Verbot, Sie hier zu beſuchen, aufheben. Sie könnten in einer Anwandlung von Tyrannie, die durchaus nicht zeitgemäß iſt, den Einfall haben, unſre Geduld zu prüfen und uns im

Salon warten zu laſſen: das iſt eine Folter, und dieſe iſt geſetzmäßig und für immer abgeſchafft. Bewilligen Sie als kluge Herrſcherin freiwillig, ehe eine Revolution Ihnen die Genehmigung abtrotzt. Dieſe Zimmerflucht iſt aus tauſend und einem Grunde die ſchönſte in der Burg, und ſie nicht betreten dürfen, das hieße ſich durch Sehnſucht ſelbſtmorden. Wozu dieſe allerliebſten Arrangements, wenn ſie Niemand ſehn ſoll? Ich behaubte, man kann im ganzen Schloſſe nur hier inmitten all dieſer niedlichen Sachen recht fröhlich ſein."

„Beruhigen Sie ſich", lachte Marie, „ich will Ihnen die Erlaubniß geben, in dies Zimmer zu kommen, aber unter der Bedingung, daß Sie nur von 2—5 Uhr davon Gebrauch machen. Dieſe kleine Beſchränkung muß ich aber mit Feſtigkeit aufrecht erhalten, da ſie von meinem Miniſterium zur Kabinetsfrage gemacht werden dürfte. Natürlich erſtreckt ſich dieſe Vergünſtigung auch auf die andern Herrn, die bisher zu dieſer Befugniß meiner ſpeziellen Einladung bedurften!"

„Haben Sie großen Dank!" rief Pleſſenberg und legte ſeine Uhr auf den Tiſch, „jetzt fühle ich mich erſt recht heimiſch hier. — Der gediegne Bau, der Anflug von Poeſie an den Wänden, die leichte Coquetterie in dem Ausputze, in den Guirlanden und Leiſtchen, Alles trägt den Frauencharakter an der Stirne."

„Coquetterie und ein poetiſcher Anflug ſind Ihnen alſo notwendige Requiſite für den Charakter der Frau?“ ſagte Stein.

„Gewiß, ohne ein Bischen Schwärmerei und Coquetterie gibt es gar kein weibliches Weſen. Wie ſollte es auch? Das Gefallen iſt ja eine Bedingung ſeiner Exiſtenz, es iſt ſeine Beſtimmung. Wir würden dieſe Neigung an den Damen ſehr ungern vermiſſen, und Sie thun entſchieden Unrecht, wenn ſie dieſe Eigenſchaft wie einen Makel proſkribiren. Ich hatte mich eine zeitlang auch der brotloſen Kunſt des Verſemachens ergeben, lernte aber nie das, was ich ſagen wollte, ſo poetiſch und dunſtig verhüllen, daß man nicht auf den erſten Blick, und ohne Hinterthürchen meine Abſicht erraten konnte. Es ſtand immer das ganz nackt da, was ich dachte, alſo ungefähr: Du gefällſt mir, ich finde Dich reizend, oder dergleichen, was die Dichter wol, aber nicht ich, zierlich zu verſtecken wiſſen. Das wurde mir nun ſcheinbar ſehr oft übel genommen. Eine Dame zerriß und verbrannte in meiner Gegenwart ſolch ein Roſenblättchen, in dem ich ihr auf den Kopf zu ſagte: ſie intereſſire ſich für mich. Hinterher, als ich darüber lachte und behaubtete, es ſei doch ſo, geſtand ſie mir, daß ſie die Verſe auswendig wiſſe, und außerdem in ihr Album geſchrieben habe. — Eine Andre, die ſogar Verſe von mir verlangt hatte, erhielt eine Summe

davon, feurig, wie weißglühend Eisen. Ich hatte sie höchst zierlich auf weißes satinirtes Papier geschrieben und war mir bewußt, in der äußeren Ausstattung immer eine große Reinlichkeit und Sorgfalt beobachtet zu haben. Ich bekam sie, wahrscheinlich auf Zureden der Mama, der ich das Manuskript ungeschickter Weise übersandt, ohne Weiteres unter Couvert zurück. Aber in welchem Zustande? Brüche, wie sie nur dadurch entstehn, wenn man schreibend ein Blatt an die Büreaukante drückt, Dintenflecke, die ebenfalls nur durch hastiges Kopiren darauf gekommen sein konnten, verunzierten meine poetische Gabe. Ich war überzeugt, daß ihr meine Worte durchaus nicht mißfallen hatten, sie freute sich, daß sie mir diese Verse entlockt, und las sie gewiß sehr oft. Wäre es nun nicht viel einfacher und unschuldiger gewesen, wenn die sorgsame Mama ihrem Töchterchen das Blatt ruhig gelassen, und ihr gesagt: Ein Gedicht richtet man nie an eine bestimmte lebende Dame; es gilt immer dem Ideale, das der Dichter in der Brust trägt, und dies kann er wie eine Puppe nach Belieben heute Ida, morgen Luise oder Klarisse heißen, ohne daß dadurch dem wahren Gefühle selbst irgend ein Abbruch gethan wird. Der Dichter gibt ein Blatt fort, damit es gelesen wird, damit es ein Gefühl erweckt, ohne daß er dadurch seinem eignen Herzen ein andres abzwingen läßt, als den Traum einer neuen

Stellung, einer eigentümlichen, mehr oder minder nach der Natur gezeichneten Lage — ſeinem Ideale gegenüber. Ich war zwar nur ein Verſeſchmied, kein Dichter, bei meinen Verſen ging es aber doch immer ſo, ich richtete ſie alle in's Blaue, an ein Weſen, das ich noch gar nicht geſehn hatte, und dem doch alle meine Pulſe entgegenſchlugen. Ich verehrte es indeſſen in ſeinen Schweſtern. Und ich habe die feſte Überzeugung, dieſe Verehrung hat und mußte ihnen gefallen, denn ſie fühlten ſich dadurch in dem Gefühle ihrer Beſtimmung, in dem Gefallenſollen und -wollen bekräftigt. Daß ſie es nicht eingeſtanden, war unehrlich, taüſchte mich aber nie."

„Wir finden Gefallen an dieſer Coquetterie der Damen, wenn wir uns in Ihre Terminologie hineindenken, denn dann iſt ſie allerdings natürlich. Es iſt aber eben ſo natürlich, daß dieſe Abſicht, für ſich einzunehmen, nicht eingeſtanden werden kann, ohne den geheimen Reiz abzuſtreifen. Ich würde das Geſtändniß, ich will Dir gefallen, immer für eine Erklärung nehmen, und Jedem wird doch jede Dame nicht eine ſolche machen wollen."

„Sollten Sie denn nicht wiſſen, daß die Damen in der That Jedem gefallen, Jedem eine Huldigung abnötigen wollen, daß ſie die Aufmerkſamkeit, die einer Andern gezollt wird, entſchieden für einen Raub halten,

den man an ihnen begeht? Ein faſt nicht bewußter Neid, eine verdeckte Eiferſucht regt ſich auch dann, wenn der Dame eigentlich gar nichts an der Eroberung dieſes oder jenes Herrn liegt. Reizt das Benehmen des Herrn dieſen Neid erſt an's Tageslicht, ſo iſt ein andres Gefühl gar nicht fern."

„Und haben Sie davon nie Ausnahmen gefunden?" fragte Marie lächelnd.

„Nein, Gräfin, denn wenn ich mich einer Dame näherte, wenn ich ſie ſo bedeutend fand, daß ich ihr einige Zeit widmen durfte, ſo ſuchte ich gewiß immer grade diejenigen auf, die ſo viel Weib als möglich waren. Da gehört denn das Alles dazu. Es iſt nicht denkbar, daß ein ſolches Weſen gleichgültig bleibt, wenn es ſich von einem Manne, der Einiges für ſich hat, überſehn ſieht; wie es ihm unmöglich iſt, gleichgültig zu bleiben, wenn ein ſolcher Mann ihr lebhaft huldigt. Ein Menſch, der uns energiſch zeigt, daß er eine mächtige Neigung für uns hegt; und einer, der uns gar nicht zu bemerken ſcheint, das ſind die Pole, die ewig die Richtung unſrer Gedanken, unſrer zitternden, ſchwankenden Magnetnadel feſſeln. Je weniger wir dieſem Drange nachgeben wollen, deſto mehr ſchafft er ſich Recht. Das Beſtreben, zu vergeſſen, führt ja immer den Gegenſtand, den wir verſchleiern wollen, vor unſre Augen, wir denken deſto mehr an ihn."

„Das paßt aber doch nicht auf mich und meine Schweſtern allein. Sie werden Ihre Behaubtung dahin modifiziren müſſen, daß im Menſchen überhaubt all die Eigenſchaften liegen, die Sie den Damen allein andichten wollten.“

„Bei den Damen treten ſie aber greller hervor, weil ſie durch die Erſcheinung in hellerem Lichte ſtehn.“

„Nein, dafür gibt es nur ein unumſtößliches Geſetz,“ ſagte Stein, „ſie treten dort am ſchärfſten auf, wo am meiſten Egoismus und Eitelkeit, wo am meiſten Einbildungskraft und Eroberungsluſt im Charakter liegt. Ich halte ihre Erſcheinung nicht eben für ſehr anziehende Symptome und würde mir nie Mühe geben, ſie aus dem ſchlummernden Zuſtande zu locken.“

„Dann würden Sie der Natur nie grade in's Geſicht ſehn,“ entgegnete Pleſſenberg und blieb ruhig ſitzen, obgleich Marie und Stein ihre Plätze verlaſſen hatten. — „Sie müſſen dieſen Spiegel,“ fuhr er, ſich im Zimmer umſehend, fort, „etwas geneigt und höher hinauf hängen, er faßt dann durch die Lücke der beiden Tannenwipfel grade eine ſehr hübſche Partie des Thales auf, und Sie haben ein niedliches lebendes Bild im Zimmer. Die Menſchen, die auf der Wieſe arbeiten, das Vieh, das dort und da weidet, erſcheinen beweglich auf der Fläche, Sie rücken ſich die Natur um ein gutes Stück näher und haben ſie außerdem vor Wind und

Wetter geſchützt. Die beiden großen Muſcheln dort auf dem Sims ſind leicht zu durchbohren, und werden dann als Conſolen und Schlinggewächsnäpfe zugleich, daneben angebracht. Ich glaube, das wäre ein recht zierlicher Putz.“ Während er noch ſprach und in ſeiner ganzen Haltung den Willen ausdrückte, zu bleiben, hatte er das Bändchen mit Felix' Gedichten ergriffen, das unter Journalen auf einem zierlichen Tiſchchen von Gitterbronze lag. Er las, indem er mit einer einladenden Bewegung Marien ihren Stuhl wieder zuſchob:

Hätt' ich Dich nie geſehn, Du lichtes Weſen,
Hätt' ich mich nie an Deinem Hauch berauſcht,
In Deinem Auge nie ein Lied geleſen,
Nie Deines Gliederbau's Muſik belauſcht.

O, hättſt Du nie ein wunderſam Erkennen,
Ein tödlich Sehnen nie in mir erweckt,
Und wußt' ich dieſes Fühlen nicht zu nennen,
Das zuckend mich aus Deiner Nähe ſchreckt.

Wie ein Gebet durchdringſt Du meine Träume,
Und wieder, wie ein Fluch, der mich verdammt;
Wo ich Dich finde, ſeh' ich Tempelräume, — —
Doch am Altar giftzüngelnd Feuer flammt.

Zu Deinen Füßen möcht' ich niederknieen,
Um einen Blick, um eine Silbe flehn;
Dann wird mir bang, ich möchte Dir entfliehen,
— Ich ſeh' Dich an und kann, und kann nicht gehn.

Ich muß in Deine Augen mich vertiefen,
Als müßt' auf ihrem Grund mein Schickſal ſtehn,
Als ſtänd' es dort in Flammenhieroglifen, —
Und doch, und doch, — hätt' ich Dich nie geſehn!

Hätt' ich Dich nie geſehn, ſo glaubt' ich heute,
Wie ich's geglaubt in Tagen, die vorbei,
Noch an der Blumen leiſes Feſtgeläute,
Noch an mein Herz, das ſtark und ſorgenfrei.

Ich glaubte mich von Blumen noch umwunden,
Wo jetzt mich eine ſchwere Kette drückt;
Es hätte Blüten meine Hand gefunden,
Wo jetzt ſie Diſteln nur und Neſſeln pflückt.

Ich mag nicht knirſchend in die Ringe beißen,
Es iſt ein Kampf, ich fang' ihn mächtig an!
Die Kette trag' ich nicht, — ſie muß zerreißen,
Und das haſt Du, ja, das haſt Du gethan.

Sie muß entzwei, ob drum auch Thränen fluten,
Und ob ein armes Herz auch drüber bricht, —
— Und doch, ich weiß, es wird umſonſt verbluten,
Du haſt's gethan, und Du, Du liebſt mich nicht.

Der Friede geht, um nie zurückzukehren, —
— Nun wirſt Du meine Bangigkeit verſtehn, —
Und Du nur kannſt mir andre Wünſche lehren,
Als den, als den: Hätt' ich Dich nie geſehn!

Nun, das ist, bis auf ein paar übertriebne Redensarten, ein recht hübsches Gedicht, und heiß genug, um bei völlig kaltem Blute geschrieben zu sein. Man sieht aber das Berechnete gar zu sehr heraus. Dies „Du liebst mich nicht“ steht unter diesen Verhältnissen nur da, um die Dame, an die es gerichtet ist, zum Geständnisse des Gegentheils zu bewegen. — Er schlug das Titelblatt auf und seine Stirn faltete sich; er sah die Dedikazion und rief: „Wie, das gilt Ihnen? Dann hat dies Gedicht eine Geschichte, darf ich diese nicht wissen?“

„Ich höre es eben durch Sie zum erstenmal, da mein Vetter mir seine Poesieen erst gestern geschenkt, und ich bisher keine Muße fand, sie zu lesen. Ich glaube indeß, daß das Bändchen eine völlig bezug- und planlose Sammlung enthält, sonst wüßte ich nicht, wie diese Verse hineinkämen. Aufklärung darüber erhalten wir ja leicht von Felix selbst, den die Herren jetzt gewiß im Billardzimmer treffen.“

Das war nun doch ein zu klarer Abschied. Plessenberg steckte seine Uhr wieder ein. „Gräfin,“ sagte er, „Sie spielen auch?“

„Ungern nur, weil die Herren mich absichtlich gewinnen lassen. Ich bin eine schwache Gegnerin.“

„Ich bin ebenfalls nicht ſonderlich ſtark, wir werden ebenbürtig ſein, ich erlaube mir alſo, Sie um einen Kampf zu bitten.“

„Hoffentlich geben Sie mir meine Freiheit wenigſtens ſo lang, bis ich Toilette gemacht.“

„Da ich einmal muß.“ — Endlich ging er.

Stein lachte und meinte, „Sie werden es mit Gräfin Wentheim verderben, wenn Sie ihre Winke nicht verſtehn lernen, ich glaube nicht, daß Sie ſich ihr durch dieſe allzu große Anhänglichkeit unentbehrlich machen.“

„Herr,“ ſagte Pleſſenberg mit einem ungewöhnlich ernſten Geſichte, „mich unentbehrlich machen, davon iſt wenig die Rede, aber ſie iſt mir unentbehrlich, ſie kennen ja die Geſchichte vom König Saul und dem Sänger David. Ich weiß nicht, ob die Gräfin ſingt, aber ihr ganzes Weſen iſt Muſik. Es kann ſie nicht kränken, und ich will lieber überläſtig ſcheinen, als unnötiger Weiſe eine Minute von ihr fern ſein.“

„Das iſt wahr, Herr Graf,“ ſagte Stein, immer noch lachend, „Sie übertreffen Felix an Hitze, dieſe Empfänglichkeit iſt mir an Ihnen neu; ich weiß nicht, was ich mehr bewundern ſoll, die Leichtigkeit, mit der Sie die Mahnung Ihres Onkels vergeſſen, oder die Offenheit, mit der Sie auf jede Gefahr hin Ihre Gefühle zur Schau tragen.“

„Spotten Sie nicht, es ist wahrhaftig wenig Thorheit in alledem. Ich achte und ehre Sie, wie einen ganzen Mann, sonst würde ich in Ihrer Gegenwart anders gewesen sein. Ich gebe Ihnen alle Erklärungen, so wie mir Zeit haben. Jetzt aber sagen Sie mir, da Sie gewiß in die Verhältnisse des Hauses eingeweiht sind, wie steht der junge Graf mit Marien, was hat es für eine Bewandtniß mit dem Gedichte. Ich war vielleicht indiskret, als ich die Gräfin danach fragte, aber es ist einmal meine Art, Alles, was ich glaube wissen zu müssen, ohne Umschweife an der Quelle zu suchen."

„Von dem Gedichte weiß ich so wenig als die Gräfin, im Übrigen glaube ich, daß Felix sich kopfüber in den Gedanken gestürzt hat, seine Kousine zu lieben, was ihm um so schwerer geworden wäre, nicht zu thun, da Graf Halden die Verbindung dringend wünscht. Mehr weiß ich nicht."

„Aber die Gräfin . .?"

„Liebt ihn nicht! Das mag ich wol verbürgen." —

„Und ich glaube die Entstehung des Gedichtes gefunden zu haben," schloß Plessenberg.

Sie spielten Billard. Marie kam und erfüllte ihr Versprechen. Sie war zurückhaltend und fast abstoßend gegen Plessenberg, dessen gewaltsame Näherung ihr zu

mißfallen ſchien; doch konnte man ſehn, daß ſie ihn von Zeit zu Zeit mit lebhaftem Intereſſe fixirte. Es war ein ſchönes Spiel, beide Gegner zeigten große Sicherheit und gewannen den Beifall der Zuſchauer, zu denen ſich auch der Burgherr geſellt hatte. Seine Gegenwart ließ Pleſſenberg wieder eine Menge piquanter Geſchichtchen erzählen, die er auf die leichteſte Weiſe, als Beleg für ſeine Bemerkungen einflocht

Er hatte von der angebornen und mehr noch anerzognen Scheu der Frauen geſprochen, den Blumenkorb ihrer Gedanken, wie er ſich ausdrückte, unbefangen auszuſchütten. Er fügte hinzu, daß dies um ſo auffallender ſei, da die Damen entſchieden ungeheuren Mut beſäßen. „Ich behaubte," ſagte er, „daß jede echte Frauennatur den Mut hat, einem Manne, wär's auch mit geſenkten Augenlidern, ohne Umſchweife zu geſtehn: Ich liebe Dich! und dazu gehört mehr Mut, als zur Erſtürmung einer Batterie." Er wies alle Einwendungen damit zurück, daß die Voreiligkeit der Männer, die Frauen faſt immer um den Triumf dieſer Großartigkeit brächte. „Die Frau muß ſich zuerſt erklären, ſonſt finde ich in jeder Bewerbung maßloſe Anmaßung."

„Ohne dieſe Anmaßung, wie ich es übrigens nicht nennen würde," entgegnete Marie heiter, „dürften die Herren doch ſehr oft ohne die gewünſchte Erklärung bleiben."

„Die Leerausgehenden verdienten dann die natürliche Regung nicht; ich muß dabei bleiben, daß eine innigſte Liebe zuerſt in der Seele des Weibes Worte findet. Spricht die Frau zuerſt, dann iſt es gewiß Liebe in der edelſten Phaſe.“

„Mag ſein, aber nehmen Sie den Fall einer Zurückweiſung dieſes lebhafteſten Gefühls. Das Weib würde ſie nicht ſo leicht tragen, wie die Herren, bei denen eine Erklärung nicht immer mit der edelſten Phaſe in eins fällt. Ihre Behaubtung mag etwas für ſich haben, mit ihrer Natürlichkeit finde ich mich aber noch nicht zurecht, endlich verſtößt ſie auch ganz gegen die hergebrachte Etiquette.“

„Was wiſſen Gefühle von Etiquette? So ſehr ich gewiſſe Formen in der Geſellſchaft liebe, ſo energiſch ſchließe ich die Pforten der Gefühlswelt vor ihnen. Das Gefühl gibt ſich die Form ſelbſt, immer alt, und doch immer neu. Was für ſonderbare Plackereien erfindet die Etiquette auch ſonſt? Mir iſt eine Szene erinnerlich, die mir ein Freund vor Kurzem noch ſchilderte. Er ſteht bei einem preußiſchen Küraſſierregimente und war zu der Zeit nach Berlin zur Lehreskadron kommandirt, als Prinzeſſin Marie durch Prokura mit dem Kronprinzen von Baiern vermält wurde. Am Tage nach der Feierlichkeit werden ſämmtliche Offiziere der in Berlin garniſonirenden Regimenter, die

der Lehreskadron mit einbegriffen, in das Palais des Prinzen Wilhelm beordert und in einer langen Gallerie aufgestellt. Die jungfraüliche Vermälte, ein freundliches, roſiges Kind, erſcheint in eigentümlicher Gallatracht, von zwei Pagen, die ihre Schleppe tragen, gefolgt. Nun muß die Unglückliche durch die blitzenden Reihen Spießruten laufen und Phraſen machen, die ihr doch gewiß nicht von Herzen kommen. Bei der Garde, von der ſie durch Hofbälle einzelne Herren kennt, findet ſich indeß doch ein oder der andre Ankuüpfungspunkt, aber die Litzen nehmen ein Ende, und fremde, ſchnurrbärtige Geſichter fangen an. Sie kommt zur Lehreskadron, ſchüchtern und in tötlichſter Verlegenheit wagt ſie einen der am freundlichſten ausſehenden Offiziere anzureden, da brummt's im tiefſten Baſſe aus dem Hintergrunde: Gott, wie ſie das arme Wurm quälen! Die Prinzeſſin ſchrickt zurück, wagt es indeß einige Schritte weiter doch wieder heranzutreten. Nun drängt ſich ein rieſiger Küraſſier, mein Freund hat 15 Zoll und eine immenſe Schulterbreite, — durch die Ehrfurchtsſtarren aber Mitleidsloſen: Königliche Hoheit, ſagt er, gehen Sie nur wieder heim, wir nehmen's für geſchehn an, und verſichern Sie unſrer Ergebenheit! — Donnerwetter, ſagte er, als er mir die Geſchichte erzählte, ich hätte weinen können, daß man das kleine, liebe Geſchöpf, das ſo fromm und gut ausſah, ſo plagte. Ich ſage Dir, ſie

zitterte wie Espenlaub und wurde rot, wie meine Aufschläge, als ich ſie anſprach. — Das iſt nun auch übertriebne Etiquette. Vertheidigen Sie dieſe?"

„Ich dächte, Ihre Erzählung ſpielte auf einem ganz andern Felde, und Sie hätten einen weiten Sprung machen müſſen, um von Ihrer Behaubtung zu dieſem Entreakt zu kommen."

„Wol möglich, ich halte nicht viel von dem Erſchöpfen eines Gegenſtandes, man muß zuweilen Sprünge machen, um die Unterhaltung vor eintönigem Feſſelgeklirr zu ſchützen. Einen Gedanken da, einen dort, am Abend gibt's doch ein ganzes Bild, ſo ſchön in einen Rahmen gepreßt, als der Tag irgend geweſen. — Zum Beiſpiel gleich wieder etwas Neues!" — Er füllte am Büffet ein Kelchglas mit Madeira, trat vor Marie, und ſagte mit halbernſtem, halbkomiſchen Anſtande: „Edles Fräulein, es will mir ſcheinen, als ob Ihr in dieſen Hallen mir gegenüber die altehrwürdige Sitte verſaümt hättet, dem Fremdlinge einen Ehrentrunk zu kredenzen. Ich bitte Euch, holt dieſe Verſaümniß nach und ſühnt dadurch die Betrübniß Eurer Ahnen."

„Ein kecker Burſch!" flüſterte der Burgherr Stein zu, „Felix ſollte ſich an ihm ein Beiſpiel nehmen."

Marie nahm das Glas und koſtete den Wein: „Auf Euer Wohl, Herr Ritter!" ſagte ſie dann lächelnd. Sie war leicht errötet.

An der Tafel riß Pleſſenberg ebenfalls das ganze Geſpräch an ſich; er ſchien es ſich zur Aufgabe gemacht zu haben, die Koſten der Unterhaltung zu tragen. Oft war Ernſt in dem, was er ſagte, er kleidete ihn aber in die heiterſte Form, Alles wurde in ſeiner Hand zum Scherz, und nur kurze Momente kamen, in denen er, wie in ſich ſelbſt verſunken, vor ſich hinſtarrte. Dann ſtreifte ſein Auge wieder vorſichtig und ſcheu an Felix vorüber, haftete, immer freier werdend, auf Marien, und im nächſten Augenblicke flutete ein neuer Strom ſeiner Laune dahin.

Bisher hatte ſich Alles dem einmal geordneten Gange der Dinge gefügt, Jedes hatte eine gewiſſe Rolle, eine unveräußerliche Stellung eingenommen, das war aber mit Pleſſenberg's Ankunft vorbei. Er wälzte Alles um. Er wußte für jeden ſeiner Vorſchläge einen Scherz, wenn ihm der Grund fehlte, einen Witz, und ohne auf eine Antwort zu warten, arrangirte er Alles ſelbſt.

Der alte Graf gab ihm zu Liebe ſeine Sieſta auf, wenn er einen Spaziergang beantragte; Marie überredete er, nie Gelb zu tragen; ſogar Stein bequemte ſich, unter ſeiner Leitung täglich eine Stunde lang Reitübungen vorzunehmen. Nur mit Felix vermied er augenfällig jede nähere Begegnung.

Beautie, die ſeit der Feuersbrunſt in Ungnade gefallen war, lag oft in einem Winkel des Korridors, in der Nähe von Mariens Zimmern. Pleſſenberg bemerkte das ſchöne Thier, lockte es an ſich und nahm es mit hinein. Der Hund blieb ängſtlich an der Thüre ſtehn, wedelte verlegen und ſah ihn halb hoffend, halb betrübt an.

„Leiden Sie nie einen Hund im Zimmer?“ fragte er Marien, die ihm aus ihrer Schreibſtube entgegen kam.

„Früher war Beautie immer bei mir, ſeit ſie aber Veranlaſſung zu einem Unglücke geworden, mag ich ſie nicht mehr. Das Thier erinnert mich zu lebhaft an jene ſchlimme Zeit.“ Und nun erzählte ſie den Vorfall.

Beautie ſtand noch immer an der Thür.

„Und hat dabei das arme Thier in der Heftigkeit ſeiner Zärtlichkeit irgend etwas verbrochen?“ ſagte er mild. „Komm Beautie, Deine Herrin vergibt Dir.“ Als hätte der Hund die Verhandlung begriffen, war er nun mit einem langen Satze zu den Füßen Mariens hingeſtreckt. Er ſah mit ſeinen treuen braunen Augen zu ihr auf, und als ſie ihm die Hand reichte, ſprang er in maßloſem Entzücken, immer wieder zu ihr zurückkehrend, in der Stube herum. Dann äußerte er ſeine Dankbarkeit auch gegen den Verſöhner. Er drängte den

langen ſpitzen Kopf an ſeine Kniee, und leckte ſeine Hand.

Beautie lag wieder dicht an die Füße ſeiner Herrin geſchmiegt, eine kleine Stille war der Szene gefolgt.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, Sie brachten mir einen Freund wieder, den ich ungerechterweiſe vergeſſen hatte,“ ſagte Marie endlich.

Pleſſenberg beugte ſich nur herab, und ſtreichelte den Kopf des Hundes. — „Sie müſſen mir die Brandſtätte zeigen, und, wenn es Ihnen recht iſt, gleich heute nach dem Diner. Die Leute haben die Angſt nun einmal überſtanden, ein neues Haus, ſtatt des alten, und die alte Frau hat ihre Ruhe längſt. Ich wüßte nicht, warum Sie vermeiden ſollten, einen ſo hübſchen Platz zu ſehn. Wir werden heute auf demſelben Platze Kaffee trinken und — ein Bischen vorſichtiger ſein. — Ich will die Marquiſe auf Ihrem Balkon, der mir übrigens, beilaüfig geſagt, grade ſo vorkommt, wie die Futterbehälter an einem Vogelbauer, herunterlaſſen, die Luft iſt prächtig, der Balkon iſt im Augenblick der ſchönſte Platz.

„Ehrlich geſtanden,“ lachte er heraus, „verband ich mit dieſem Vorſchlage einen ſelbſtiſchen Zweck, ich bin ſo gern bei Ihnen und rauche doch auch gern vor Tiſch eine Cigarre. Dinirt man, wie hier, erſt um 5 Uhr,

ſo iſt es ein langes, und nicht angenehmes Faſten; ſchließe ich nun aber hier die Balkonthüre, ſo zieht kein Rauch in Ihre Sachen, und ich habe keine Lücke in meinem Vergnügen.“

„Mein Onkel liebt das Rauchen nicht, ich würde es Ihnen ſonſt immer geſtatten“, ſagte Marie und ließ eine Kerze bringen.

„Hinge der Spiegel nicht immer noch an ſeiner alten Stelle, und trügen Sie heute nicht gegen Ihr Verſprechen ein gelbes Band, ſo wäre ich geneigt, Sie dieſer Erlaubniß wegen, für vollkommen zu halten!“

„Die Schleife iſt ein Vergeſſen, dem ich nachhelfen will“, — ſie ſteckte ſie ab und warf ſie hinunter, — „aber Ihr Plan mit dem Spiegel, den ich ſonſt ganz billige, iſt nicht ausführbar. Ich ließ es verſuchen, es fand ſich aber, daß die Mauer, die noch etwas feucht geweſen ſein muß, als man den Spiegel aufhing, unter ihm eine ganz andre Farbe hat; ſie würde alſo, da die Platte doch einige Zoll gehoben werden müßte, von den andern Theilen der Wand garſtig abſtechen.“

„Haben Sie von den Goldleiſten, die zu den Garnirungen verbraucht wurden, nicht noch einige Stangen?“

„Wohl möglich, daß der Hausmeiſter davon aufbewahrt hat.“

„Ich bin in Schreinerarbeiten nicht ganz ungeſchickt und hoffe Rat ſchaffen zu können. Es gilt eine Probe, Sie mögen dann urteilen, ob die Veränderung nach meinem Entwurfe vorgenommen werden darf und ſoll. Der Spiegel ſtört mich.“

Felix kam und brachte die Schleife, die er, — zufällig unter dem Balkon vorbeigehend, — gefunden.

„Ich will ſie Dir ſchenken, Vetter, trage ſie, und denke mein.“ Mit dieſen ſcherzhaft pathetiſchen Worten ſteckten ihre roſigen Finger die Schleife an ſeine Bruſt.

Felix wurde glührot vor Freude, Pleſſenberg lächelte. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Pleſſenberg machte Allarm im Schloſſe, Marie, Felix, Stein, Beautie und die Kaffeemaſchine wurden in Bewegung geſetzt, Alles pilgerte nach dem Unglücksplatze. Er war ſo ſchön, wie damals, nur fand ſich ſchon da und dort ein rotes oder gelbes Blatt in das Grün. Die Natur war nicht mehr im Morgenglanze; ſie brauchte, — wie ja das Alter Edelſteine und eine ſorgfältigere Toilette, die Manches verbergen, Manches mehr zeigen muß, benutzt, — ein grelleres Farbenmeer ſtatt des weichen beſcheidnen Grüns: Es wurde Abend am Himmel und auf der Erde. — Das neue Haus, an deſſen weißem Giebel in einer Mauer niſche, ein von Stein auf Blech gemalter St. Florian prangte, ſah

herüber, ſicher und ſtill, ihm drohte keine neue Gefahr. Der Heilige, der mit ſeinem Schilde die Blitze aufzufangen, und mit wenigen Tropfen ein Feuermeer zu löſchen wußte, beſchützt es. Glücklicher Kinderglaube!

Marie hatte einen reichen Kranz aus Waldblumen gewunden, er war vollendet und lag in ihrem Schos. Sie ſpielte mit ihm, da beugte ſich Pleſſenberg, der ihr gegenüber auf einem herangeſchobnen Steine ſaß. vor, und gleichſam unwillkürlich legte ſie den Kranz auf ſein Haubt. Er faßte ihre Hände, die den Blumenreifen noch hielten, und drückte ſie einen Augenblick an Kranz und Kopf.

„Verdienen Sie dieſe Zierde nun nachträglich,“ ſagte Marie, mit einem Schatten von Verlegenheit, „und holen Sie ſo viel Blumen, daß ich meinem Vetter und Herrn Stein ebenfalls Kränze ſchenken kann. Für Stein Eichenlaub, und für Felix recht viel Gelb.“

„Nun, was ſagen Sie zu der Art, mit der er mich um meinen Kranz brachte?“

„Nichts, als daß ich bedaure, nicht auf ſeinem Platze geſeſſen zu haben, dann hätte ich Sie darum gebeten.“

„Das konnten Sie von Ihrem Felſen aus ebenfalls thun, indeß kommen Sie nicht zu kurz!“

„Darf ich nicht wiſſen, warum mein Kranz ſo viel Gelb enthalten ſoll?“

„Lieber Vetter, aus keinem andern Grunde, als um die vielen goldnen Träume, die Deinen Kopf umſchweben, zu bezeichnen!“

Pleſſenberg kam mit einer Bürde von Eichenäſten und wirr durch einander gedrückten Blumen, zurück.

„Hier iſt Stoff zu hundert Bürgerkronen, ich will Ihnen unterdeß dieſe Ginſterblüten und Ranunkeln, die ich in der Haſt wahllos abriß, ordnen!“ — — — —

Jeder der Herren hatte nun ſeinen Schmuck, Felix und Stein trugen den Kranz am Arme, Pleſſenberg hatte ihn über den Cylinder ſeines grauen Filzhutes geſteckt.

„Laſſen Sie uns den Leuten in der Meierei einen Beſuch machen, da wir uns doch einmal in dies gefährliche Terrain gewagt“, ſchlug Marie vor.

Man verſuchte wieder den Weg über die Steine zu nehmen, fand aber bald, daß die Schwierigkeiten größer ſeien, als ſie damals in der Eile und Angſt geſchienen. Man mußte einen Umweg machen und fand auch dieſen Pfad bald durch geſtautes Waſſer ungangbar.

„Ich habe Zeugſchuhe an“, ſagte Marie ſtehen bleibend.

Während Felix eine Fuhrt ſuchte und der Maler einen Stein in die Mitte wälzen wollte, nahm Pleſſenberg Marien leiſe aber doch feſt auf den Arm, und als die Herren wieder herankamen, war ſie ſchon am andern

Ufer. — Er hatte ihr nicht Zeit gegeben, ſich irgend zu ſträuben, irgend etwas zu ſagen, es war ein Moment. Sie wußte nur durch die Glut, die ihr Geſicht bedeckte, daß etwas geſchehn ſei. Pleſſenberg drehte ſich auf der Ferſe um, brach eine Blume ab und ſagte völlig unbefangen: „Sehn Sie nur, welche reizende Potentilla! Dieſe feinen ſilbernen Härchen auf den Blättern! Bitte, ſtecken Sie ein Sträuschen davon an.“ — Er rettete durch dieſes leichte Drüberhingehn Marien, auf deren Antlitz Scham und Zorn kämpften. Es war geſchehn, und ſie mußte ſich zuletzt geſtehn, daß ſein Mittel das allereinfachſte geweſen. Sonderbar genug, ſie hätte nicht das Geringſte darin gefunden, wenn ein Diener ſie über die Lacke gehoben, und jetzt machte der Gedanke, daß Pleſſenberg ihr dieſen Dienſt geleiſtet, ſie immer wieder ſchauern. Wir glauben eine rechte Aufmerkſamkeit, eine rechte Kränkung nur von Ebenbürtigen empfangen zu könnnen; und in dieſer Beziehung gelten Diener nie dafür, wenn nicht ganz beſondre Umſtände obwalten. Er rettete Marien und erſparte ihr das Kundgeben einer peinlichen Verlegenheit; aber er rettete dadurch nicht ſich. So ſanft er ſie auch umfaßt, ſo zart er auch verfahren, hatte er doch einen Augenblick das Heben und Sinken ihrer Bruſt an der ſeinen gefühlt, ihr Kopf hatte den ſeinen berührt, er hatte ihren warmen elaſtiſchen Körper in innigſter Nähe umfangen.

Das fühlte er auch, und ſeine Pulſe flogen raſcher, ſeine Unbefangenheit war gemacht. — Bringt zwei Weſen, die einander lieben könnten, ſo fremd ſie einander auch noch ſind, in eine ſolche Lage, und die Berührung wirkt wie ein galvaniſches Experiment, ſie bringt eine Art natürlichſter Elektrizität zum „Für ſich ſein.“ Die Pole ſind entweder gleich, und ſtoßen ſich ab, oder ſie ſind entgegengeſetzt, und ziehen an. Man wird die Empfindung nicht wieder los, ſie zittert lange nach, ſie iſt die Äußerung latenter Liebe, latenter, ſtummer Harmonie der Materie, die möglicherweiſe auch niemals zu vollem Bewußtſein kommen kann. Wir müßten eigentlich beim Tanze ganz Ähnliches wahrnehmen, wenn wir nicht für dieſe gewöhnliche Reizung zu ſtumpf geworden wären, wenn unſre Nerven dabei nicht durch permanentes Geſpanntſein die Empfindlichkeit für ſo feines Antippen verloren hätten, — oder, wenn wir nicht — mechaniſch tanzten.

Pleſſenberg fühlte denſelben Schauer wie Marie, wenn auch Beide bald ſo viel Gewalt über ſich bekamen, daß ihre Oberfläche nichts davon verriet.

Felix ſchäumte, überſprang den Graben, und Stein ſah ihm an, daß er den Grafen ſeiner „Unverſchämtheit“ wegen zur Rede ſtellen wolle. „Keine Szene!“ ſagte er ihm raſch, und faßte ihn beim Arm. Pleſſenberg hatte die Worte gehört, wendete ſeinen Kopf zurück

und ſah die beiden Herren ſo ruhig und ernſt an, daß Felix ſeinen Plan aufgab. Er hatte in dem Blicke geleſen, daß es Mariens Sache ſei, eine Beleidigung in der That zu finden, und daß er dann erſt ein Recht habe, als Beſchützer aufzutreten. Er ſah auch bald, daß ſich Marie nicht beleidigt fühlte, ſie nahm die Blumen, die Pleſſenberg in ein kleines Bouquet gebracht und ſteckte ſie durch die violette Schleife, mit der ſie die gelbe erſetzt. Das war nun doch wol ein Zeichen ganzer Verſöhnung. Übrigens ging ſie mit Pleſſenberg voran, und die geſtockte Unterhaltung war bald wieder zu munterem Geplauder geworden. — —

Gegen Stein war Marie herzlicher als je, ſie hatte ihm ſogar die Erlaubniß gegeben, eine Stunde früher, als die andern Herren zu ihr zu kommen. »Ich muß wenigſtens eine Stunde haben, die ich ungeſtört mit Ihnen zubringen kann!« Pleſſenberg wich denn den ganzen Tag faſt nicht mehr von ihrer Seite.

»Dieſer Pleſſenberg iſt der eigentümlichſte Menſch, den ich noch je geſehn, mit einem Geſichte und einer Leichtigkeit, als wäre es unmöglich, ihm eine Antwort zu verweigern, weiß er mir meine geheimſten Gedanken abzufragen. Man muß es wagen, wie die Biene, den Honig aus dem Blütenkelch zu holen, ſagt er, ſonſt weiß der Tag nichts von ihm. Und in der That iſt es mir nicht möglich, ihm eine ausweichende Entgegnung

ſtatt baarer Münze zu geben. Er fragt immer direkt, ſo daß auch nicht das kleinſte Hinterthürchen bleibt. Es ginge noch, wenn er nicht bei dem unmerklichſten Abwege augenblicklich ein ſo klagendes, trauriges Geſicht machte, als wollte er ſagen: Du haſt alſo gar kein Vertrauen zu mir! Und das muß ich zu ihm haben, er tritt mir ſo ohne alle Winkelzüge entgegen, mit einer Gradheit und Unbefangenheit, daß ich ihn jetzt, da er kaum acht Tage bei uns iſt, faſt mit ebenſo großer Ruhe um dieſe oder jene Erklärung bitten kann, als Sie. Es iſt ihm nicht zu entgehn, man iſt mit ihm bekannt, vertraut ſogar, ehe man ihn kennt. Er ſagt es: „Sie kennen mich,“ und man kann ihm nicht widerſprechen. Er iſt zutraulich, aber auf die angenehmſte Weiſe von der Welt, denn er weiß die aufdämmernde Verlegenheit im Nu zu vertuſchen. — Ich bin wahrhaftig ohne mein Wiſſen auf einen Fuß mit ihm gekommen, der mich ſelbſt ſtaunen macht. Hat er ſeine hypochondriſche Laune, ſo genügt ein Wort von mir, ein Wink, der faſt wie eine Mahnung ausſieht, und den ich ihm von Herzen gern gebe, die Wolken zu zerſtreuen, und er ſieht mich dann ſo dankbar, ſo innig vergnügt an, daß mich die Macht, die ich über ihn habe, wirklich freut. Dann geht ein neues Leben in ihm auf, ſeine Augen leuchten, ſeine Worte bekommen einen weichen, poetiſchen Schwung, er vergoldet dann Alles, was er

ſagt. Er gleicht für die Dauer dieſes Einfluſſes halb Ihnen halb Ihrem Freunde Stauff. Iſt es nicht eine prächtige Gabe der Natur, ſo einen armen Unglücklichen, wenn zerriſſen iſt ſein Inneres doch, — ich bilde es mir wenigſtens ein, — aufmuntern zu können?« —

»Laſſen Sie ſich aber von dem wohlthätigen Eindrucke der eignen Wohlthätigkeit auch nicht zu weit fortziehn; nicht ſo weit, daß Ihre Abſicht mißverſtanden werden kann. So ſehr ich nach Allem, was ich von ihm weiß, Grund habe, den Grafen zu achten, glaube ich doch, daß ſein Verhalten der Damenwelt gegenüber nicht ohne Anſtrich von Libertinage iſt. Er würde ſich kein Gewiſſen daraus machen, zu ſagen, er habe Sie im Sturme erobert, wenn er einen ſolchen Ausſpruch irgendwie zu rechtfertigen wüßte. Es iſt für mich eine ſehr ſchwierige Aufgabe, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß Ihre natürliche Güte wol den ganzen Wirkungskreis haben, aber ſich doch Zügel anlegen ſoll, wo Mißdeutung möglich iſt. Die Art, wie er von ſeiner früheren Stellung zu Damen ſpricht, gefällt mir nicht ganz, und da er gewiß nicht ohne ein gutes Quantum Eitelkeit iſt, mag er manche Äußerung nach ſeinen Wünſchen gedeutet haben, auch wenn ſie ohne Bezug gethan worden.«

„Ja, darin hat er allerdings eine ſehr loſe Zunge. Erzählte er mir doch erſt geſtern, daß er faſt einmal den „dummen Streich“ gemacht, ſich zu binden und um ein Mädchen anzuhalten. Glücklicherweiſe, fuhr er fort, hatte die Dame, wie ich zufällig gehört, eingeſetzte Zähne. Dieſer Umſtand, oder vielmehr die Furcht, da Schaden anzurichten, ließ es auch im traulichſten tête-à-tête nicht zu, ſie plötzlich und heftig zu küſſen, und obgleich wir recht genau bekannt waren, oder grade darum, hätte ich damals keine andre Weiſe gewußt, meine Gefühle zu bevorworten; die Erklärung des Kuſſes, hätte die Erklärung meiner Gefühle ſein müſſen, ſonſt wäre ich zu verlegen geworden. — Iſt das nicht prächtig naiv?“

„Damals muß Pleſſenberg noch ſehr jung geweſen ſein. Daß Sie aber in dieſem Hiſtörchen, und in ſeiner Erzählung zur Würze des Geſpräches, nicht eine Verſpottung eines wirklichen, und darum ſchüchternen Gefühls, erkennen, wundert mich. Die Damen ſcheinen derartige Indiskretionen nicht ſo übel zu vermerken, als ſie ſollten. Wer bürgt dafür, daß er nicht einer Andern eine ganz ähnliche Anekdote von der erzählt, die er eben zur Vertrauten gemacht?“

„Sagen Sie nur jetzt noch, ich verſtünde nichts davon, dann haben Sie mich einmal ähnlich abgefanzelt, wie Pleſſenberg. Er ſagt mir nämlich alle Augenblicke

ganz einfach: Gräfin, das verſtehn Sie nicht; Gräfin, darüber ſind Sie ſich nicht klar geworden; Sie beten nach, und dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr. Zu meiner Rechtfertigung erlaube ich mir nur zu bemerken, daß ich ihm etwa das ſagte, was Sie jetzt darin gefunden. Er wies mich aber mit den Worten ab: Ein wirkliches Gefühl war es nicht, es war eine Kinderei, die von Gefühlen träumte, und dieſe zaghaft in's Leben zu übertragen verſuchte. Ein wirkliches Gefühl iſt nie ſchüchtern, es iſt mutig wie ein Löwe, es wagt Alles für Alles, — alſo auch, wie er ſcherzend hinzuſetzte, einen falſchen Zahn für einen Kuß."

„Der Mut der Liebe äußert ſich aber nicht allein in ſolchen Operationen, in ſolchen Gewaltthätigkeiten, die ohnehin ein intimes Verſtändniß vorausſetzen. Bei ihm mag dies freilich nicht immer nötig ſein, denn er liebt es ja, die Einleitungen zu überſpringen."

„Schelten Sie ihn nicht zu ſehr und glauben Sie, daß ich mir nichts vergeben werde. Ich kenne Sie nun ſchon ſo lange, habe Sie wirklich lieb, — und doch, ſo unbedacht ich auch manchmal ſein mag, wüßte ich nicht, daß ich etwas nicht gethan haben wollte, was Sie betraf, oder daß ich Ihnen Gelegenheit gegeben, mich deßhalb zu tadeln. Und das thun Sie doch ſonſt gern ..... O, nein, ich weiß, daß Sie mich kleines Sternchen zur Sonne poliren möchten," fuhr ſie fort,

als Stein sprechen wollte; „Ihr Tadel, selbst wenn er schmerzt, ist mir lieb. Ich sagte Ihnen ja, daß ich Sie gar nicht anders möchte. Schelten Sie aber auch dieser Kleinigkeiten wegen nicht auf Plessenberg. Glauben Sie mir, er ist sehr gut. Mein Mädchen erzählte mir heute, daß er kurz ehe er hierher kam, ein glückliches Paar gemacht. Er war eine Strecke zu Fuß gegangen, und sein Packträger, ein junger Bursche, klagte ihm dabei seine Leiden. Er war arm und liebte ein armes Mädchen, nun wissen Sie die ganze Geschichte die der Liebende gewiß nicht so kurz gefaßt. In der Heimat des Burschen angekommen, erkundigte sich nun der Graf nach ihm und seiner Geliebten, hörte nur Gutes von den Leuten, und sorgte für sie. Als er den Ort verlassen, wurde ihnen von der Behörde eine Aussteuer für die Braut und ein niedliches Gehöfte, das grade feil gewesen, mit einem Stücke Acker für den Bräutigam übergeben. Er war ihrem Danke entgangen. Die beiden Vereinten hatten aber seine Fährte aufgespürt, waren ihm gefolgt, und fanden ihn gestern hier im Dorfe, als er sich von dem Schreiner eine Hobelbank lieh. Dadurch kam die Handlung aus.“

„Wenn dieser freundliche Akt unten bekannt geworden, so dürften sich bald eine zahlreiche Menge solcher Paare finden, die seine Kasse in Anspruch nehmen. Aber mich überrascht dieser Zug nicht. Er that Ähnliches

ſchen, als er ſich nicht in ſo glänzenden Verhältniſſen zu befinden ſchien, als heute.“

„Das freut mich, wir wollen ihm auch dafür danken, und er ſoll uns damit nicht ſo ſtreng abweiſen dürfen, als ſeine Schützlinge, denen er vorwarf, daß ſie beſſer zu verwendendes Geld auf eine unnütze Reiſe ausgegeben.“

Es ſchlug zwei Uhr. Zugleich ließ ſich ein Poltern und viele Schritte auf dem Korridor hören. Pleſſenbergs Stimme klang befehlend durch den Tumult, der die ſonſt ſo ſtillen Räume wiedertönen machte.

„Sehn Sie nur nach, lieber Stein, welche neuen Tollheiten er ausführen will!“

Der Gang wurde ihm erſpart; Pleſſenberg machte die Pforte auf, blieb aber im Entree ſtehen. Er hatte eine Nankinjacke ohne Schöße an und eine große blaue Schürze vorgebunden; ein kleines ſchwarzes Käppchen auf dem Kopfe und eine kurze Pfeife im Munde. — Marie lachte hell auf.

„Ich wage nicht, in dieſem Aufzuge Ihr Zimmer zu betreten, finde ihn aber für einen improviſirten Handwerker ganz paſſend. Um nun Ihre Geſellſchaft bei meiner Arbeit nicht zu entbehren, habe ich meine Werkſtatt ganz in Ihrer Nähe aufgeſchlagen, Stühle herbeiſchaffen laſſen, und hoffe nun, daß Sie mir draußen die Ehre Ihrer Gegenwart ſchenken.“

„Warum nicht lieber unten in der Halle, da haben Sie ja mehr Raum.“

„Schweigen Sie nur, verehrter Meiſter Rafael, Raum iſt hier für uns Alle, und ich kann die Gräfin meinetwegen wol fünf Schritt, aber nicht alle Treppen hinab nötigen. Schweigen Sie nur, Sie finden eine Aufgabe für Sie ſchon fertig, die Ihnen zu denken geben wird. Während ich aus Goldleiſten ein proviſoriſches Konſol für dieſen widerſpänſtigen Spiegel zurecht ſchneide und zuſammenſetze, zeichnen Sie den Entwurf des zukünftigen, wirklichen. Ich kenne in Stuttgart einen Mann, der prächtig in Holz ſchnitzt, er bekommt Ihren Plan und wird ihm Ehre machen!“

Ein Diener ging an ihm vorbei in Mariens Schreibſtube und nahm die Physharmonika. Auf Mariens Frage, wozu? ſagte er: „Der Herr Graf haben befohlen!“

„Ja, ich bilde mir ein, bei Muſik geht die Arbeit raſcher, und in dem gewölbten Gange müſſen die Töne prächtig anklingen. Oder wollen Sie lieber Ihre Harfe?“

Kurz, er hatte wieder Alles arrangirt und war ſchon gewohnt, darin keinen Widerſpruch zu finden. Nur Stein proteſtirte.

„Das iſt der Unterſchied zwiſchen Handwerk und Kunſt,“ ſagte er. „Sie haben Ihre Maße, das

Material, das Werkzeug und das Geſchick es anzuwenden, Sie können in jedem Augenblicke anfangen, das kann der Künſtler nicht. Seiner Arbeit muß eine Art Inſpiration, die Konception einer Idee vorangehn. Es iſt viel größer, den ausführbaren Plan zu einem Dome, zu einer gothiſchen Kathedrale entworfen zu haben, als dem Gedichte in Stein und Erz Form zu geben. Der Plan iſt etwas Unbegreifliches, ein ungeheurer Traum des Genies, das Ausführen ein Exempel, das nichts als Zeit, Geld und Menſchenhände erfordert."

„Lariſari, lieber Stein! Sie wiſſen, wie ſehr ich die Kunſt, und Sie als Künſtler ſchäze, aber dieſe Apoſtroſe paßt nicht auf den konkreten Fall. Sie ſollen uns nicht den Plan zu einem Münſter entwerfen, Sie ſollen gar keinen ungeheuren Traum haben. Wir ſind viel leichter zufriedengeſtellt. Haben Sie nur die Güte, uns im Geſchmacke des ganzen Zimmers ein zierliches Konſol von der Größe dieſer Maße zu zeichnen. Ein paar Akanthusblätter oder ſonſt eine Arabeske, ſo ſchön, als es Ihnen für Gräfin Wentheim möglich, das iſt Alles, und das werden Sie auch ohne Inſpiration improviſiren können. Bitte, quälen Sie mich nicht durch übermäßige Beſcheidenheit . . . Sagen Sie nicht, ich mute Ihnen dieſe Arbeit zu, wie ich einen Schneider erſuchen würde, mir einen Rock zu machen. Sie ſind Künſtler, und ein tüchtiger. Sie haben viel geſehn, Sie

müſſen eine ſolche Kleinigkeit ſpielend vollbringen. Im Notfalle holen Sie Ihre Mappe, da findet ſich gewiß ein Anklang."

„Das iſt ſchön, und zum Theil auch wahr, nur können Sie mir gewiß einen Tag Zeit geben, und Gräfin Wentheim durch dieſen Termin erſparen, eine Pfuſcherei in ihrem Zimmer zu haben, die ich nur mit Scham anerkennen müßte. Ich habe nie dergleichen Entwürfe gemacht, kann alſo nicht für den Erfolg ſtehn."

„Wir werden ja ſehn, ſagte der Unerſchütterliche. Hier iſt Ihr Reißbrett, hier Stifte und Alles, was Sie brauchen. Holen Sie nun Ihre Offenbarung aus den Akkorden, die uns Gräfin Wentheim vorzaubern wird."

Für den Burgherrn und Felix waren ebenfalls Stühle da, und bald hielten ſämmtliche Bewohner des Schloſſes ihre Sitzung in dem kleinen Kreiſe, deſſen Fenſterſeite Marie und Stein einnahmen, während Pleſſenberg ihnen gegenüber im Innern des Ganges an ſeiner Hobelbank arbeitete.

Da dieſe Einrichtung von Pleſſenberg ausging, der den alten Grafen mit einem neuen Schwanke begrüßte, ſo machte dieſer keine Einwendungen. „Wenn der Junge," ſagte er auf Felix zeigend, „doch nur etwas

von dieſem Menſchen lernen wollte.“ Stein zuckte, wie gewöhnlich, die Achſeln.

Es iſt, als wenn gewiſſe Menſchen das Privilegium hätten, Alles, was ſie thun, liebenswürdig gefunden zu ſehn. Hätte Felix den Vorſchlag gemacht, im Kreuzgange zu muſiciren, ſo würde Marie es nicht gethan haben; hätte Stein ſich ihre Geſellſchaft zu einer Arbeit im Korridor ausgebeten, ſo wäre der Burgherr über ſolche „Impertinenz“ entrüſtet geweſen. Pleſſenberg ſetzte es mühlos durch, und wurde noch dazu als Muſter aufgeſtellt.

Marie ſpielte auf der Physharmonika. Nachdem ſie einige Opernmuſik gegeben hatte, verſuchte ſie eine Fuge vom Abte Vogler.

„Wenn ich nur begreifen könnte, welche Idee zur Fuge geführt?“ ſagte Pleſſenberg. „Die Fugen ſind und bleiben mir unklar.“

„Nun,“ entgegnete Marie, „wie der Chor der Ausdruck einheitlicher Vielheit, des Verbundenſeins, des Aufgebens der Individualität iſt, ſo iſt die Fuge der Ausdruck höchſter individueller Berechtigung. Sie iſt letzte Freiheit in äußerſtem Zwange, melodiöſe Feſſel und harmoniöſe Freiheit. Denken Sie ſich Roſſe, die auf weitem, unbeſchränktem Plane, rechts und links fliehend und nahend die reizendſten, ſcheinbar willkürlichſten Bewegungen machen, während doch immer dieſelbe

rythmiſche Figur jeden Satz, jedes Emporbaümen beherrſcht: ſo iſt die Fuge. Oder, wollen Sie ein Gleichniß, das für den mächtigen Ernſt Sebaſtian Bachs beſſer paßt, ſo nehmen wir die Bewegung der Weltkörper. Alle fliegen ihre Bahn für ſich, und doch beherrſcht alle das gleiche Geſetz, die gleiche Notwendigkeit. — Jedes Inſtrument nimmt den Satz auf eigne Weiſe auf, achtet dabei mit zarter Schonung auf die Gefährten, und ſorgt im Jubel ſeiner Freiheit gefällig für das Bedürfniß der andern.“

„Den Mechanismus kannte ich wol, und wußte von: Führer und Gefährten, aber ich hörte ihn gern noch einmal auf Ihre anmutig-verwirrte Weiſe erklären. Trotz alledem bleibe ich bei der Frage: Wozu dieſer Tonkampf? Welcher Gedanke führte zu ihm? Seine Notwendigkeit iſt mir das Unbegreifliche. Sie nannten es eine Freiheit in Feſſeln; das iſt ein komiſches Ding, faſt eine Wildpaſtete als Baiſertorte, Herkules am Spinnrocken, der, während ſeine Finger Faden ziehn, nebenbei ganz harmlos mit der Ferſe ein paar Löwen tot tritt, — aber doch ſpinnt. Eine Fuge durchzuführen, iſt das Mühſamſte und Qualvollſte, was es geben kann, es iſt eine rechte Probe für Geduld, Fleiß und Takt. Man iſt nie ängſtlicher an das Notenblatt gebunden, — das iſt eine Freiheit nach Noten!“

„Sie treiben ſelbſt Muſik?“

„Nein. Ich brachte es nicht einmal zur Mittelmäßigkeit, meine Finger blieben steif, meine Töne hart. Sie verletzten mein sehnsüchtiges Ohr. Aber durch große Liebe, unendliches Hören und Umgang mit Meistern, die mein theoretisches Studium leiteten, brachte ich es zu einem leidlichen allgemeinen Verständnisse der Tonkunst. So weiß ich z. B. daß die neue Musik, die ich natürlich der alten nicht vorziehe, nie eine Fuge erzeugen wird. Das aber scheint mir kein Fehler. Der Jammer liegt tiefer, es herrscht ein gewisses Proletariertum auch in der Musik. Es gibt jetzt immer nur eine melodieführende Stimme, und jedes andre Instrument, der ganze Orchesterkram ist ihr sklavisch unterthänig: in der alten Musik geht fast durch jedes Tonstück ein Anklang an die Bauart der Fuge, der hier sehr schätzenswert ist, durch. Nehmen Sie Don Juans allerliebstes: Reich' mir die Hand mein Leben! Gesang, Flöte und Streichinstrumente, eins koquettirt mit dem andern. Das ist Reichtum, Pracht ohne Schwulst. Wie ärmlich dünn klingt dagegen: Trema Byzanzio! Das ganze Orchester in rührender Eintönigkeit Septime und Dreiklang, dann und wann Quartsext als Begleitung, und zuletzt mit einer wahren Wut, während des Applauses, die Wiederholung der Melodie.“

Marie spielte Mendelssohn-Bartholdy's Musik zu dem Liede: „Es ist bestimmt in Gottes Rat.“

„Ja, das iſt auch wieder ein Stück aus dem Himmel, eine Blüte aus dem verlornen Paradieſe, einzig einfach und koloſſal großartig,“ rief Pleſſenberg, als die Akkorde, wundervoll gezogen verklungen waren. „Wie unabweisbar und doch wie rätſelhaft greifen bei dieſer urkräftigen Melodie die Töne ineinander! Gräfin, tauſend und tauſend Dank, ich höre nichts auf der Welt lieber als dieſe wehmütige Pracht, dieſe ſingenden Thränen!“

„Die Magie der Muſik,“ warf Stein hin, „liegt vorzugsweiſe darin, daß ſie keine Individualität des Gefühls zuläßt, ſondern uns dem Allgemeinen in die Arme führt. Je mehr die Menſchen die Muſik lieben, je mehr ſie ihr Weſen verſtehn lernen, deſto auffälliger iſt es, daß ſie das Feſthalten der Individualität auch noch über das Grab hinaus wünſchenswert glauben. Die Individualität iſt die Schranke, aus der alle unſre Leiden ſprießen. Sie ſtellt uns einander gegenüber, während wir doch eigentlich eins ſind,“ — (der alte Graf rückte ſeinen Stuhl von dem Maler ab) — „wir ſind nie glücklicher, als wenn wir unſre Stellung als Einzelweſen vergeſſen haben, es iſt alſo eine Selbſtqual, dies Folterwerkzeug in die Ewigkeit hinüberzutraümen. Wie die Wärmeſtralen unſern Körper beben machen, ſo wirken die Töne auf unſer Nervenſyſtem und rufen ein allgemeines Behagen hervor.“

„Verehrteſter, das iſt nicht ganz richtig. Die Muſik hat Ihnen zum Trotze manchmal die Kaprice, ganz ſpecielle Gefühle hervorzurufen. Die Pikkoloflöte in Robert dem Teufel und im Freiſchütz müſſen es mir bezeugen. Und ſollten Sie ſich eines innerſten Schauderns haben erwehren können, wenn in Spohrs Fauſt das Orcheſter im dritten Akte, glaub' ich, pianiſſimo die Repriſe der Polonäſe nimmt?“

„Da iſt's die Ideenverbindung, nicht die Muſik.“

„Und doch iſt der Gedanke ein Kind der Muſik, der Schauder ein Gefühl, das erſt durch die Muſik geboren wird . . . . . “

„Diesmal haben Sie Unrecht“, ſagte Marie, und Pleſſenberg verbeugte ſich. „Sie haben Unrecht, auch wenn das, was ich ſagen will, auf den erſten Blick Ihre Behaubtung zu unterſtützen ſcheint. Ich werde Ihnen nachher beweiſen, daß es nicht ſo iſt. — Es läßt ſich unſchwer eine Parallele zwiſchen Beethoven, dem Tonkönige, und Byron, dem Dichterfürſten, ziehn. In allen Sonaten, auch in den ſcheinbar heiterſten, die wir Beethovens Genius verdanken, liegt ein ahnungsvoller, bebender Schmerz, der uns ergreift und erſchüttert. Man findet eignes, umſchleiertes Weh durch die Töne wiedergegeben, aber auf welch erhabne Art! Der Schmerz wird dadurch zugleich edler und milder. Die Leidenſchaft hat ſchon ausgetobt, wenn auch anſcheinend

die Töne noch durcheinander raſen. Da haben Sie die E-Moll Sonate mit ihren zwei Sätzen und ihrer kleinen reizenden Melodie . . . .“ Und ſie gab ſie auf dem Inſtrumente an. — „Dieſe allein beweiſt Alles. Sie ſpielt heiter, aber welche Wehmuth zittert durch; das iſt echt und tief poetiſch. — Bei Byron finden Sie dieſelben Elemente, die Kühnheit, die Größe, die Pracht, das Ungeheure endlich, das aber doch durch alle ſeine Herrlichkeiten die Zerriſſenheit der Seele zeigt. Man ſtaunt nicht nur, man erſchrickt ſogar . . . und möchte doch wieder weinen. Sie ſind ebenbürtige, engverwandte, aber himmelweit verſchiedne Helden. Sagen Sie nicht, daß ich ſpezielle Gefühle aus den Akkorden herausgehört, ich bezeichnete ſie von vornherein als etwas Umſchleiertes, Ahnungsvolles. Bei Byron iſt auch das Nichtausgeſprochne, auch das, was er durch roſige Schleier ahnen läßt, ein jedem Denkenden klares Etwas. Bei Beethoven kann es nie aus der Dämmerung heraus, — bei Byron bricht es ſich von Zeit zu Zeit mit einem Blitze Bahn. Darin liegt der große Unterſchied. Hätte Beethoven ſeinen unbeſtimmten Schmerz zu benennen gewußt, ſo hätte er ihm Worte gegeben, nicht Töne; Byron wußte den Namen dafür, daher präciſer Ausdruck ſelbſt im Nebel, daher das ſpezielle Fühlen, das ſeine Verſe erzeugen. Das Gefühl brütet den Gedanken aus, der Gedanke nimmt ſich die Form. Iſt das

Gefühl kein voller Gedanke geworden, iſt es nur ſo mäßig von der Reflexion durchdrungen, daß es immer noch ſchwebend bleibt, ſo wird es ſich die Form der Muſik wählen, während der fertige, runde, vollkommen abgewogne Gedanke nur in ſcharfen, ſchroff abgegrenzten Worten ſich ſelbſt wieder erkennt. Sie wiſſen ja, ein gut ſingbares Lied darf keinen Gedankenüberfluß haben ....“

„Ah, daher kommen wol auch die gedankenarmen, waſſerſüchtigen Operntexte,“ unterbrach Pleſſenberg Mariens warme Rede. „Ich wäre unwahr, wenn ich ſagte, es ließe ſich nichts mehr zu meinem Vortheile und gegen Ihren Vergleich des Schauſpieler Byron und des unvergleichlichen Maeſtro ſagen, aber hätten Sie auch Recht, ſo darf und ſoll uns die Muſik für alle Fälle nicht ſo verallgemeinern, daß wir den ſpeziellen Zweck vergäßen, dem zu Liebe wir unſer Haubtquartier auf den Flur verlegt. Sie laſſen Ihren Stift ruhn, lieber Stein, ſind Sie ſchon fertig mit Ihrer Skizze?“

Stein reichte ihm das Blatt. „Ich hoffe, Sie werden zufrieden ſein.“

„Prächtig? Was ſoll aber dies Oval in dem Rankenwerk, deſſen Schwung ich bewundre?“

„Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, daß das Gerät in dem Salon der Gräfin, mit Porzellanplatten

eingelegt iſt, auf welche Lieber in Heidelberg allerliebſte Blumen gemalt. Ich glaube, daß man dieſen Gedanken auch hierbei wiederkehren laſſen muß. Das Oval deutet eine ſolche Platte an!“

„Wenn die Gräfin nicht anders entſcheidet, muß ich mich gegen dieſen Vorſchlag erklären. Die weiße Platte in den Blättern würde ausſehn, wie ein aus dem Neſte gefallenes Ei.“

„Ihr Vergleich könnte Grund haben, wenn dunkles Holz genommen werden dürfte; da es aber doch zu dem Roſenholze des Mobiliars paſſen muß, ſo wird das Porzellan hier ebenſo wenig grell herausſtechen, als an den Stuhllehnen. Ich bin für Herrn Steins Entwurf.“

„Ich auch“, ſagte Felix.

„Ich glaube nicht, daß es ſtören wird“, ſagte der Burgherr.“

„Gut, ich bin überſtimmt und muß mich fügen, aber ich werde Recht behalten, Sie ſollen ſehn.“

„Welche Blume nehmen wir nun?“ fragte Marie.

„Eine Oenothera,“ rief Felix.

„Ah, das iſt die treue Mexikanerin, die bei ihrer Überſiedlung nach Europa nicht vergeſſen hat, daß in ihrer Heimat die Sonne aufgeht, wenn ſie bei uns niedertaucht. Sie öffnet ſich hier bei Sonnenuntergang mit einem leiſen Knalle.“

Felix ſah ihn ingrimmig an; das wußte der alſo auch. Er hatte die Blume nur vorgeſchlagen, um dies Geſchichtchen zu erzählen. —

„Aber“, fuhr Pleſſenberg fort, „das iſt eine häßliche, ungraziöſe Blume; ſchon darum häßlich, weil ſie gelb iſt. Vielleicht gelingt es mir jetzt, meinen Kandidaten durchzubringen. Da Sie gewiß ſchon eine Alhambrarose haben, — o, die Roſen von Granada ſind die ſchönſten der Welt! das hört man in Spanien tauſendmal, — ſo wird die Wahl für dies in die Augen fallende Stück nicht leicht ſein. In Erwägung, daß es die größte Platte iſt, in Erwägung ferner, daß die Blume dem Raume angemeſſen ſein muß, in Erwägung endlich, daß ſie wo möglich mit den Ranken und Blättern des Konſols harmoniren ſoll, ſchlage ich zu dieſem Zwecke eine ſchottiſche Diſtel vor. Sie wird mit ihren zackigen Blättern und mächtigen Blütenknäufen nur ſo viel Weiß übrig laſſen, daß dadurch auch der von mir gefürchtete Übelſtand gehoben wird. Nun, abſtimmen!“

Stein vertheidigte die Diſtel gegen Felix, der eine Kamellie haben wollte, und der Vorſchlag ging durch. Unterdeß war auch Pleſſenberg fertig geworden. Man nahm den Spiegel ab, die Haken wurden eingeſchlagen, und bei der Emſigkeit, mit der Pleſſenberg das Arrangement betrieb, war in kürzeſter Zeit Alles wieder in

Ordnung, der Korridor geräumt, und er im Geſellſchaftsanzuge bei Marien. — — —

Marie hatte Briefe zu ſchreiben, der Burgherr war mit Felix ausgeritten; Pleſſenberg bat Stein, ihm eine Stunde zu ſchenken.

„Ich habe Ihnen Erklärungen verſprochen," begann er, „ich will Ihnen damit einen neuen Beweis der Hochachtung geben, die ich Ihrer würdigen Männlichkeit zolle. — Felix Halden und ich ſahen einander in einer Stunde, deren Laſt ich nicht abzuſchütteln vermag, und die ich nur vergeſſe, wenn ich bei Gräfin Wentheim bin, wie ſie in den Hintergrund trat, wenn ich den Geſang Ihrer Lorelei zu dem Bilde hinzuträumte. Wir waren Beide noch ſehr jung: ich, Unterlieutenant in einem bairiſchen Regimente, das in Nürnberg lag; er Student in Heidelberg. Ich hatte ein Verhältniß mit einem Mädchen, deſſen Bruder er kannte. — Was ſoll ich viele Worte machen, ein Augenblick riß uns hin, ſie wurde mein, und daß es geſchehn, ließ ſich bald nicht verbergen. Ihr Bruder erfuhr es und drang in mich, Helene zu heiraten. Sie war die Tochter eines Bürgers aus der Klaſſe der Handwerker, ihr Vater war tot, ſie lebte bei ihrer Mutter. Ich hätte aus dem Offizierſtande treten müſſen und war damals nicht ſo arrangirt, wie jetzt, ich hatte gar kein Vermögen. Ich ſtellte ihm dies vor, er war maßlos heftig, hörte meine Gründe nicht, und

forderte mich endlich. Felix Halden ſekundirte ihm. Wir ſchoſſen zugleich, er fehlte mich, und meine Kugel tötete den Rächer der Verführten. Die Strenge des Duellgeſetzes hatte uns beſtimmt, ein Abkommen zu treffen, nach welchem der Bleibende durch Selbſtmord umgekommen ſein ſollte. Wir hatten Beide Briefe, die auf dieſe Abſicht hindeuteten, in unſre Zimmer gelegt. Unſre Anſtalten waren ſo heimlich betrieben worden, daß Niemand einen andern Zuſammenhang ahnte. Helene, die ſich als die Urſache der That wußte, verhauchte auf gräßliche Weiſe unter den Verwünſchungen der Mutter ihren Geiſt auf der Leiche des Bruders. Und auch mich ſchloß ſie natürlich in ihre Flüche ein. Ich konnte den Ort nicht verlaſſen, ich wohnte im Geheimen ſogar dem Begräbniſſe der von mir gemordeten Geſchwiſter bei. Man begrub ſie nicht zuſammen. Der Selbſtmörder wurde ohne Feierlichkeit an der Mauer des Friedhofes verſcharrt, und das unglückliche Mädchen wenig anders. Felix hielt eine Rede an Helenens Grabe, die mir wie ein ewiger Wehruf nachgellt. Dann, als der Friedhof leer geworden, trat er an das Grab ſeines Freundes, ich ſah ihn, hinter einem Taxusbuſche verſteckt, und verſtand aus ſeinen Bewegungen, daß er mir Rache geſchworen. — — Ich bekam an demſelben Tage ein Kommando, wurde verſetzt, und kam nie mehr nach Nürnberg zurück. Seit ich Beſitz

habe, erhält die arme Mutter eine Rente, ſie wird es nie wiſſen, woher; aber kann ich ihr damit zwei Leben wiedergeben? Sie mag oft ihrem Wohlthäter danken, und zugleich dem Zertrümmerer ihrer Freuden fluchen, ohne zu ahnen, daß Beide dieſelbe Perſon ſind. — Nie hat wol Jemand ſeinen angebornen Namen mit größrer Freude weggeworfen, als ich. Ich bildete mir ein, damit eine Brandmarkung abgeſtreift zu haben, ich kann auch wirklich ſeit da wieder heiter ſein. — Nicht wahr, mein Verhältniß zu Felix iſt Ihnen nun klar, und Sie finden meine Bitte gerechtfertigt?"

Er athmete tief auf, und ſeine Stirn perlte. Erſchüttert, und von der Erinnerung überwältigt, warf er ſich auf den Raſenſitz, zu dem ſie eben gekommen.

„Ich wollte, Sie hätten mir das nicht geſagt!"

„O, ich weiß, es verzeiht mir Niemand. Dieſes Stück Leben vergällt mir all meine Zeit. Was ſoll ich aber thun? Sie verurteilen mich kurzweg mit ein Paar Worten, als ließe ſich auch nicht das Geringſte zu meiner Entſchuldigung ſagen, und doch fällt ſo viel den Verhältniſſen und jugendlicher Unbeſonnenheit zur Laſt. Sollten Sie nie die erſten Szenen dieſer Tragödie durchgeſpielt, nie einen ſchönen Mund geküßt haben? Lag es in Ihrer Hand, wie ſich die Folgen abwickelten? Ich kann keine Ziffer, die ich in die Rechnung meines Lebens geſchrieben, wegwiſchen, aber ich

weiß, daß von jenem Tage ab ſo viel in's „Haben“ gekommen iſt, daß ich mir zu verzeihen beginne. Ich gab mir ſelbſt das Wort, nie mehr den Anfang einer ſolchen Verkettung herbeizuführen; ich verſprach mir, nie einem Mädchen zu ſagen, daß ich es liebe, wenn es mir nicht zuerſt in klaren Worten daſſelbe geſagt, kurz nie den erſten Schritt zu einer Erklärung zu thun. Das hab' ich gehalten, und werde es thun, das iſt meine Buße. Und eine ſchwere, wenn man Gräfin Wentheim nahe iſt; meinen Sie nicht auch?“

„Ich würde es viel unerklärlicher finden, wenn Sie mit dem Bewußtſein einer freſſenden Schuld im Herzen, es wagten, die Hand nach einem ſo reinen Weſen zu ſtrecken. Ich dächte, Sie müßten einen Schauer bei ihrer Berührung empfinden. Sie ſteht Ihnen unnahbar heilig gegenüber.“

„Und dieſem Menſchen, dieſem knabenhaften Felix, der in Mariens Nähe die jämmerlichſte Figur ſpielt, wollen Sie dies „reine Weſen“ geben? Iſt er etwa beſſer? Sie wiſſen wol nicht, daß er eine Braut hat, der er ſeit einem halben Jahre nur einen Zettel mit zehn Zeilen, die ſo viel als nichts enthielten, geſchickt? Daß er dies Mädchen auf die elendſte Weiſe hinzieht, während er hier, wie Sie ſagen, um Gräfin Wentheim wirbt?“

„Das ſagte ich Ihnen nicht. Der alte Graf wünſcht es, und Felix zögert mit einer Kunde vorzutreten, die dieſen Wunſch vernichtet. Felix behaubtet, er liebe Klara. Woher wiſſen Sie aber von dieſem Verhältniſſe?“

„Auf die einfachſte Weiſe, ich kenne ſeine Braut und las ſeinen Brief, der wirklich für einen Knaben ein Kunſtſtück iſt. Es ſteht Alles darin, was Sie irgend wollen, und doch wieder nichts. Überreden Sie ihn doch zu einer Erklärung gegen den Burgherrn, Sie haben ja ſo viel Macht über ihn!“

„Ich habe mir vorgenommen, mich in dieſe Familienangelegenheit in keiner Weiſe zu miſchen. — Um indeß auf das vorige Thema zurück zu kommen, ſo verurteile ich Sie keineswegs; Sie ſind und bleiben mir achtungswert, und weil ich Sie eben hoch halte, hätte ich gewünſcht, den Fleck, der Sie verunziert, nicht zu kennen. Darauf bezog ſich mein Ausruf!“

Wenn ein Menſch ſich auch noch ſo vieler Vorurteile entaüßert zu haben ſcheint, ſie tauchen bei gewiſſen Principfragen, bei Dingen, die ein großes, perſönliches Intereſſe haben, immer wieder auf. Pleſſenberg achtete Stein ſehr hoch, aber er fürchtete nur Felix. Daß die Gräfin Wentheim dieſen Maler lieben könnte, fiel ihm gar nicht ein, ſo vertraut er ſie auch mit ihm ſah. Und

doch machte ſich dieſe Vertraulichkeit auf jede Weiſe bemerkbar. Marie war durch Pleſſenberg noch viel lebhafter, viel erregter geworden, ſie begann zu lieben, ohne daß ſie es wußte. Es war jener dumpfe und doch ſo heftige Drang in ihr wach geworden, ſich anzuſchließen, ſich mitzutheilen; jenes Streben, mit dem Aufgeben der eigenſten Individualität in eine andre zu verſchmelzen. Und das iſt immer das erſte Kennzeichen der Liebe, dies harmoniſche Aufgehen im Allgemeinen. Daher die unendliche Verwandſchaft der Begriffe Glück, Poeſie und Liebe. Sie ſind Wirkungen einer und derſelben Urkraft, ſie ſind Ausſtrömungen, Äußerungen eines geheimen, ſich ſelbſt verbergenden Weſens, wie Elektrizität, Magnetismus, Galvanismus ſich gegenſeitig durchdringen, ſo daß man nicht zu erkennen vermag, woher ſie ſtammen und welches das andre erzeugt. Sie ſind immer zuſammen, wie Glück, Liebe und Poeſie nie getrennt erſcheinen. Auf dieſe paßt nur die eine Definition: Sie ſind ein Verklingen im Ganzen, ein Vergeſſen jeder Trennung; man ſieht die Sonne nicht aufgehn, nicht verſinken; man weiß nicht, daß dem Frühlinge ein Herbſt folgt, daß eine Blume welkt, nicht daß ſich irgend etwas ändert; man weiß ſich ſelbſt nicht mehr als Einzelweſen, man fühlt ſich unendlich getragen, man iſt ſelig. — Auch wenn dieſer Zuſtand noch nicht

in seiner ganzen Pracht aufflammt, wenn er nur erst seine Schwingen probt, und leise in der Brust fachert, treibt er den Menschen schon aus seinem gewohnten Geleise. Marie fühlte, daß sie in den Händen einer fremden Macht sei, der sie nicht widerstreben konnte. Sie mußte eng mit einem Menschen verbunden sein; dieser Drang und ein ängstliches Suchen nach Schutz vor der ungestümen Gewalt, Beides führte sie naturgemäß zu Stein. Sie bestürmte ihn mit Fragen der heterogensten Art, sie überhörte seine Antworten, leitete das Gespräch auf die verfänglichsten Dinge, sprang dann wieder scheu ab, ließ ihn nicht zu Worte kommen, als fürchtete sie, daß er etwas sagen könne, was sie zu klar machen dürfte. Sie gab ihm die Hand, und nahm sie ebenso rasch zurück; sie sang und spielte, scherzte, und wurde auch wieder oft plötzlich ernst.

Sie liebte, aber sie wußte nicht wen; die Liebe wußte sich selbst noch nicht. — — In Plessenbergs Gegenwart war sie still, mit Stein herzlich, den alten Grafen umsorgte sie mit leidenschaftlicher Hast, und an Felix ließ sie all ihren Übermut aus. Jeder war mit seinem Antheil an ihr zufrieden, sie schien Jedem grade das zu geben, was er wünschte.

So verflossen glückliche Wochen. Den Rosen waren die Dahlien gefolgt, die Astern fingen an, ihre

mattblauen Sterne zu zeigen, die Buchen wurden rot, und der Wind ſpielte mit den Blättern. Die Felder waren kahl, das Obſt und der Wein reifte, es war Herbſt geworden.

„Fritz Hohenhauſen iſt geſtorben, die gute Tante ſelbſt iſt krank, und Eveline bittet ſehr dringend, daß ich zu ihr komme, um ihr die Pflege zu erleichtern.“ Mit dieſen Worten trat Marie zu ungewohnter Zeit in den Kreis der Herren, die im Schloßhofe ein junges Pferd zureiten ließen.

„Du gehſt fort, Marie!“ rief Felix.

„Es iſt mir nicht lieb, aber muß ich nicht? Und zwar am liebſten heute noch.“

„Das geht nicht an, da ich Dich doch wol begleiten werde,“ ſagte der Burgherr. „Wenn Du es ſo einrichten kannſt, ſo reiſen wir übermorgen ab. — Ich muß um Verzeihung bitten, Herr Graf, daß ich Sie allein laſſe, aber die Hohenhauſens ſind ſehr liebe

Verwandte meiner Nichte, der ich deßhalb nicht zureden mag, die Reiſe aufzugeben. Felix wird meine Stelle vertreten."

„Ich glaube, daß ich ohnehin meinen improviſirten Beſuch zu lang ausgedehnt habe, und werde, wenn Sie mir es erlauben, mit Ihnen zugleich abreiſen."

„Nun Stein, dann packen wir auch," ſagte Felix. „Wir kommen ohnehin ſechs Monate ſpäter nach Schleſien, als wir gewollt. Die Schwalben ziehn nach Südweſt, wir nach Nordoſt, und übermorgen iſt die Burg leer."

Stein nickte leicht mit dem Kopfe, eine düſtre Wolke lagerte auf ſeiner Stirn.

Die Wagen wurden heraus geſchoben, nachgeſehn, und Alles zur Abreiſe bereit gemacht. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht auch im Dorfe, daß die Herrſchaft verreiſe. Eine Deputation mit der Bitte, nicht auf immer fort zugehn, fand ſich ein, und beruhigte ſich erſt, als ihr ein befriedigendes Verſprechen geworden.

Die Reiſe kam ſo unerwartet, daß die Störung ſich überall geltend machte. Sie war Niemand recht; Jedem verdarb ſie ein Vorhaben, Alle waren verſtimmt.

Pleſſenberg betrat am letzten Tage Mariens Salon zuerſt.

„Es thut mir recht leid, daß ich die Urſache dieſer Zerſprengung unſrer freundlichen Geſellſchaft bin," ſagte Marie, „aber ich vermag es nicht zu ändern. Ich hatte mich in dies Leben ſo eingewöhnt, ich bin hier ſo oft froh geweſen, daß es mir ſchwer fällt, auch nur auf kurze Zeit fort zu gehn. Und dann, wer weiß, ob ich jemals die Geſellſchaft hier wieder finde, die mir mehr als alles Andre dieſen Anfenthalt wert gemacht."

„Wenn ich an dieſem Bedauern irgend Antheil habe, ſo fühle ich doppelt mit, und ich darf das Bewußtſein, daß Sie auch mich in Ihrer Nähe vermiſſen werden, den beſten Troſt für die eigne Leere nennen."

„Gewiß werden auch Sie mir fehlen, Sie und Stein recht ſehr. Sagen Sie mir doch noch, was Sie über dieſen Menſchen denken; ich hänge ſehr an ihm und möchte deßhalb auch, daß ihn alle Welt mit meinen Augen anſähe."

Sie ſagte dieſe Worte in der raſchen Weiſe, die ihr ſeit einiger Zeit eigen geworden, aber ohne daß der Ausdruck ihres Geſichtes irgend wechſelte. Pleſſenberg antwortete augenblicklich.

„Stein iſt ein ſo biedrer, ehrenfeſter Charakter, als man ihn irgend finden kann, keine Fiber an ihm iſt

falſch, er iſt gleich groß als Menſch wie als Künſtler. Nur Schade, daß er durch eine unglückliche Schulfuchſerei, durch eine eingefrorne Pedanterie zu einem ſo nüchternen, oft langweiligen Doktrinär geworden iſt. Er ſchachtelt ſeine wärmſten Gefühle in einander, um ein Geſetz, um einen allgemein geltenden Satz zu finden, und zuletzt iſt ihm das gefundne Geſetz ebenſo viel, oder mehr als das Gefühl. Er iſt ein Dichter mit dem Pinſel, und ein Bücherſtaubgewächs mit der Zunge. Das macht ihn eigentlich doch oft ungenießbar. Jeder Scherz muß ſterben, wenn man aus ſeinem Funken eine Abhandlung aufblaſen will. Mich reizt er, wenn er am ernſthafteſten iſt, am meiſten zu Spott, ſeine Langweiligkeit macht dann ein ewiges Attentat auf meine Lachnerven!“

Das Kind, das ſeiner Puppe einen Putz aus dem Blatte eines Nußbaums genäht, wird betrübt, wenn Du ſein Spiel mitleidig von oben betrachteſt, Du haſt ihm mit dem einen ſpöttiſchen Lächeln ſeine Unbefangenheit für immer geraubt, ſeine bisherige Freude genügt ihm nicht mehr. Der Mann, der Dir mit freudenſtrahlendem Auge ſeine Kurioſitäten zeigt, wird bleich, wenn Du ihm ſagſt, daß ſeine etruriſche Vaſe ein moderner Scherben: er zittert, wenn Du ihm den berliner Stempel an ſeinem chineſiſchen Porzellan zeigſt.

Das ſind ähnliche Lagen, aber ſie erſchöpfen das Feld nicht. Du findeſt alles Große in einem Menſchen vereint, Du glaubſt nichts Höheres zu kennen, und nun ſagt Dir Jemand, deſſen Urteil Du unbeſtochen weißt, der Menſch iſt gut und edel, aber er iſt langweilig, nüchtern, er reizt zum Lachen, er iſt ein Pedant. Es gibt kein Weib, das einen Pedanten, einen notoriſch Langweiligen lieben könnte. Das Weib liebt in einem Manne nicht blos das, was es ſelbſt in ihm findet, es ſchätzt ihn faſt mehr noch nach dem, was Andre in ihm glauben. Eine ſolche Äußerung fährt auch dann wie ein kalte Hand über das warme Herz, wenn man nie Langeweile in der Nähe des Angegriffnen gefühlt. Die Hand wiſcht nur drüber, aber ſie gibt von ihrer Kälte ab. Marie hatte ſich nie bei Stein gelangweilt, ſie hatte ſich nie gedacht, daß er anders ſein könne, und doch fiel ihr jetzt ein, daß ſie oft an ihm etwas bemerkt, das man in der That Pedanterie nennen konnte: — und mit dieſer Erkenntniß hatte er momentan viel in ihren Augen verloren. Sie hatte das Wort, den Namen für etwas gefunden, das uneingeſtanden und unerkannt, ihrem Zuſammenſein nicht jene Friſche geſtattete, die ſie nur aus Gewohnheit nicht vermißt.

Aber Stein hatte ſich in der letzten Zeit ja auch geändert. Sie lauerte den ganzen Tag vergebens

darauf, ihn bei dieſem Fehler zu ertappen, und am Abend ſagte ſie triumfirend zu Pleſſenberg: Sie haben Unrecht, Stein war ein Pedant, aber er iſt's nicht mehr. — —

„Es iſt beſtimmt in Gottes Rat," klang die Physharmonika noch ſpät durch die Nacht.

Die Abſchiedſtunde kam, die Wagen ſtanden bepackt. Man beſchloß, den Berg hinab noch zuſammen zu gehn, obgleich Marie, die unwohl zu ſein vorgab und in der That gerötete Augen hatte, anfangs dagegen war. Es war keiner der ſonſtigen fröhlichen Ausflüge, das ſah man dem Zuge an, der ſich ſchweigſam durch die Bäume bewegte. Marie eilte ſo ſehr ſie konnte, die Scheideſzene zu kürzen. Sie küßte Felix, drückte Stein die Hand und ſagte Pleſſenberg, der ſich traurig vor ihr neigte, und all ſeinen Mut vergeſſen zu haben ſchien, freundlich Lebewohl. Schon im Begriff in den Wagen zu ſteigen, wendete ſie ſich noch einmal zurück und gab auch ihm die Hand. — — — —

Ihr Tuch wehte noch lange aus dem Wagen bis die Windung des Weges ihn verbarg. Wem galt dies Winken?

Marie war fern, und drei Männer lugten wieder ſehnſüchtig nach ihr aus, wie in jener Viſion. Endlich ſchieden auch ſie, und Alles ſtaübte auseinander.

Die Flagge war geſtrichen, die Burg ſtand ſtill und verlaſſen. Werden wir unſre Bekannten wieder darin begrüßen können? — —

Ende des erſten Theiles.

Nach der Natur.

Zweiter Theil.

1847—1848.

Bei **Hoffmann & Campe** in Hamburg iſt erſchienen:

	Thlr.	Sgr.
Aſton, L., aus dem Leben einer Frau	—	22½
Bernays, Iſaak, Schief-Levinche mit ſeiner Kalle, oder Polniſche Wirthſchaft. Ein komiſcher Roman . . .	1	15
Börne, L., geſammelte Schriften. 8 Theile . . .	2	—
Bolivar's Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Ducoudray-Holſtein. Deutſch von Röding. 2 Theile.	2	20
Chriſten, F. E., Diana. Wahrheit und Dichtung. 2 Theile.	2	15
— — Malcolm. Seegemälde . . .	1	15
Clemens, F., der Excentriſche. Roman	1	—
— — das entſchleierte Bild zu Sais . . .	1	10
Cruſius, der Beſuch in Hainthal. Ein Idyll . . .	1	—
Falkſon, F., Giordano Bruno	1	15
Gathy, A., Cavalcade oder die Kunſtreiterin ꝛc. . .	1	—
Gottſchall, A., Gedichte	1	15
— — Wiener Immortellen. Sechs Gedichte.	—	7½
— — — Die Marſeillaiſe. Dramatiſches Gedicht in einem Akt.	—	10
Gutzkow, Dr. K., öffentliche Charaktere	1	20
— — zur Philoſophie der Geſchichte .	1	20
— — Börne's Leben	1	15
— — Götter, Helden, Don Quixote .	2	—
— — die rothe Mütze und die Kapuze	—	15
— — König Saul. Trauerſpiel . .	1	—
Hebbel, Fr., Gedichte	1	—
— — Judith. Tragödie in 5 Acten . . .	1	—
— — Genoveva. Tragödie in 5 Acten . .	1	—
— — Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerſpiel	1	—
— — der Diamant. Komödie in 5 Acten .	1	—
Hempel, L., des Kunſtfreundes Reiſeabenteuer . .	—	22½
Herrmann, E., die Jüdin von Toledo. Novelle . .	1	10
Immermann, K., Kaiſer Friedrich der Zweite. Trauerſpiel	1	—
— — — das Trauerſpiel in Tyrol . .	—	25
— — — die Verkleidungen. Luſtſpiel .	—	25
Kapp, E., Die Heimfahrt des Odyſſeus. Für die Jugend bearbeitet	1	15
Maltitz, G. A. Freiherr von, Pfefferkörner im Geſchmacke der Zeit. 4 Hefte. 2. Auflage	2	20
— — Polonia. Ein Gedicht	—	7½
— — Olivier Cromwell, oder die Republicaner. Hiſtoriſches Drama . . .	1	—

Nach der Natur.

Lebende Bilder aus der Zeit.

Zweiter Theil.

Schlesien.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1850.

Druck von H. G. Voigt.

Nach der Natur.

Zweiter Theil.

1847—1849.

In Oberſchleſien.

In Schleſien . . . . . Ich bin mir's bewußt, daß ich keinen Roman ſchreibe. Dies Buch iſt ein Beitrag zur Kunde der Menſchen und Länder. Menſchen, die ich ſtudirt; Gegenden, die ich durchwandert, und Verhältniſſe und Zuſtände, mit denen ich vertraut, bilden dies Werk, drum iſt es — — am allerwenigſten ein Märchen. Ich ſchreibe vom Blatte ab; das iſt entweder der Haubtvorzug oder der Haubtfehler meiner Arbeit. Ich weiß, daß nur die Schönheit gern nackt geſehn wird, und daß man der Wahrheit gern Gewänder mit maſſiven Falten umwirft, weil ihr Anblick nun einmal unerträglich ſein ſoll; ich weiß es, aber es kümmert mich wenig, denn ich glaube an die Häßlichkeit der Wahrheit nicht. Herunterreißen ſollen die geſluchten Gebete, die gebeteten Flüche dieſes Heftes ein Stück, wenigſtens ein Stück des Schleiers! Ob häßlich oder ſchön, was wir erblicken werden, — es

wird wahr ſein, blutig, brennend wahr. O, was ſind preußiſche Pickelhauben, Zündnadelgewehre und Spitzkugeln, was ſind k. k. Haynaus, Hanfſchlingen und ſtandrechtlich geprügelte Mailänderinnen, was ſind alle glorioſen Füſilladen der Neuzeit gegen das Weh, das in Schleſien ſeinen Thron aufgeſchlagen?

Die preußiſche Pickelhaube iſt nichts als die lackirte Veranlaſſung zu einem Witze von H. Heine. Das verbeſſerte Zündnadelgewehr erfand der Commiſſionsrat Dreiſe in Sömmerda; man kann damit auf 600 Schritt einen Menſchen kalt machen. Der iſt dann über Alles weg! Die Spitzkugeln ſind gefalzte Cylinder mit einer koniſchen Verlängerung. Sie ſind alſo weder eigentlich ſpitz noch rund, gewiß aber keine Kugeln. — Sollte Herr von Sternberg nicht geneigt ſein, ſeine ſchriftſtelleriſche Notdurft dieſer Betrachtung analog: „Spitznovellen“ zu taufen? Paſſend wär' es, denn bekanntlich ſchreibt er weder ſpitz noch rund, gewiß aber keine Novellen. — K. k. Haynaus ſind Bluthunde, nicht ſpaniſcher, ſondern heſſiſch hebräiſcher Raçe, die ihre Opfer doch nur einmal töten können, und den Ehrennamen „Hyana di Brescia“ führen. K. k. Hanfſchlingen ſind intereſſante Verknotigungen, durch die man losgetrennte Ländereien wieder zuſammen zu knüpfen hofft. Standrechtlich geprügelte Mädchen ſind weiter nichts als ſchlagende Beweiſe der „Ritter-

lichkeit“ eines jungen Herrſchers, und die Füſilladen ſind endlich ganz unſchuldig ländliche Vergnügungen: Man ſucht und verſucht Echo's. — Was iſt das Alles gegen ein Volk, das dem Hunger Preis gegeben wird? Was iſt es ſelbſt dann noch, wenn eine zartfühlende Leſerin ſpäterhin auf den Einfall kommen ſollte, die preußiſche Pickelhaube für die präſumtive Kopfbedeckung eines ehemaligen Menſchen, jetzigen Soldaten zu halten, der eines ſchönen Morgens vor meiner Kaſematte zu Magdeburg oder Spandau auf und ab ſchildernd, mir den Genuß verſchaffen dürfte: „Prinz von Preußen treu und bieder“ auf die Melodie „Prinz Eugen“, oder „Ich bin ein Preuße“ auf die Melodie „Ich bin ein Schwiemel“ zu hören? — Damit hats gute Wege, liebe Leſerin! Ich bin ein etwas großer Vogel, ſo eine Art Geier, die nicht mit Leimſpillen zu fangen iſt.

Freilich wenn ich mir die Landkarte anſehe ..... Das iſt's ja eben, worauf ich kommen wollte.

Es iſt eine alte Geſchichte, daß wunderliche Leute wunderliche Einfälle haben müſſen, ſonſt wären ſie ja nicht wunderlich. Herr Willmayer war es aber ganz entſchieden. Ich muß das wiſſen, denn ich hatte das Glück, von beſagtem Herrn nicht allein das Nachmalen der Buchſtaben und ihr Erkennen, ſondern auch die Rechtſchreibung, Pflanzenlehre und Erdkunde, wie er ſich puriſtiſch ausdrückte, im Groben zu erlernen. Wunderlich

kam mir an ihm vor, daß er unter Andrem trotz seiner Baßstimme um die besser bezahlte Tenoristenstelle an der Kathedrale zu B. anhielt, — aber ich versöhnte mich später damit, und wunderte mich auch nicht mehr, als er endlich im delirium tremens elend zu Grunde ging, aber darüber komme ich noch heute nicht weg, daß er bei seinen weltumfassenden Vorträgen mir die Form der Länder durchaus durch abenteuerliche Vergleiche einprägen wollte.

Asien war ein Kameel im scharfen Profil gesehn; Nordamerika ein zerknicktes Liriodendronblatt; Südamerika der Kopf eines Kasuars; Afrika ein Salzkuchen; Neuholland ein Geldbeutel, aus den die Inselgruppen als Geldmünzen herausgefallen; und Europa endlich, — das ist ein alter, aber guter Witz, — eine sitzende Jungfrau. Die Namen der Sternbilder haben nicht mehr für sich, aber das ist doch keine Apologie. Am wunderlichsten bleibt dabei, daß Herr Willmayer mich für die Weiterbildung seines Systems bestrafte, und ich das Vergnügen hatte, zwei lange und langweilige Seiten aus Cannabichs Erdbeschreibung zu kopiren. Und warum? Ich stellte bloß die naive Behaubtung auf, die Erdkugel gliche zwei mit den Boden aneinander befestigten Mausefallen, wie sie die slovakischen Drahtbinder überall herumtragen. Die Meridiane, die ich am Globus sah, waren die Drahtfäden und ein Brett

konnte ich mir ebenſogut mitten durch die Erde denken als den ſchwarzen Aequator, der Herrn Willmayer ſelbſt ſonderbar ſchien, daran. Meine Fantaſie erlaubte das. Aber, wie geſagt, obgleich ich meinen Vergleich heute noch gar nicht ſo übel und in mancher Beziehung ſehr paſſend finde, ich mußte als Strafe für meinen genialen Einfall zwei Seiten Einwohner und Häuſerzahlen kopiren. — Jetzt weiß ich freilich, daß im Staate nach denſelben Grundſätzen verfahren wird. Das Denken iſt zwar nicht immer Sache, aber doch ſtets Prärogative des Regenten und jedes Selbſtdenken des Regierten, ſei es noch ſo ſehr analoge Fortbildung des Gegebenen und Vorgedachten, führt zu ſtrenger Ahndung und gewichtiger Hinweiſung auf den „beſchränkten Unterthanenverſtand“. Mein Schulmeiſterlein ſtand alſo auf ſtaatsrechtlichem Boden; ich anerkannte das wahrſcheinlich damals inſtinktiv und gab mich zufrieden.

Die Vergleiche aber blieben in meinem Gedächtniſſe und ich fühlte mich deßhalb durch die 1847ger Thronrede in Berlin ſeltſam angeheimelt. Man wird mir zugeben müſſen, daß bei aller Achtung vor dem königlichen Scharfſinne, das Bild vom Feldlager, wenn es ein richtiges iſt, für den preußiſchen Staat kein ſchmeichelhaftes ſein dürfte. Der Krieg iſt immer ein mehr oder weniger anarchiſcher Ausnahmszuſtand, ein

geordneter Staat wird alſo nie einem Feldlager gleichen . . . . .

Mir, der ich im Begriffe bin, die Sonnenpferde der Wahrheit auf irdiſcher Bahn zu lenken, zeigt ein Blick auf die Karte, daß mein Weg auch hier ſo ſein wird, wie ihn Phöbus ſchildert: Per insidias formasque ferarum; aber ich fürchte mich weder vor den Hörnern des meklenburger Stieres, noch vor dem Rachen des pfälzer Löwen; weder vor dem Skorpione Preußen, der ſeine Scheeren, Pommern und Preußen, nach Oſten ſtreckt und den Stachel ſeines rheiniſchen Schwanzes Baden in den Leib bohrt, noch vor dem alten Krebſe Oeſtreich. Ich fürchte mich vor dem ganzen zoologiſchen Apparate und all den Krebsſchäden Deutſchlands nicht, ich biete dem ganzen Thierkreiſe Troß, — denn ich bin nicht Phaëton, ich lenke die feuerſpeienden Roſſe mit ſichrer Hand und mit mir auf dem Wagen, ein freundlich Geleit, ſteht Phöbus Apollo.

Liebe Leſerin, ich werde auch den Scheeren und Hörnern wirklich zu entgehn wiſſen, gib Dich alſo zufrieden und lies weiter . . . Vergleiche aber, wenn Du, durch meine Bilder angeregt, etwa die Karte zur Hand nimmſt, Preußen ja nicht mit dem Harlekin des Marionettentheaters, deſſen ſchlotternde, loſe in einander gehackte Glieder jeden Augenblick aus dem Verbande zu gehn drohn. Mir kam es einmal ſo vor,

jetzt ist es nicht denkbar, und noch weniger wünschenswert für Deutschland, wie die Sachen einmal liegen. Wäre Preußen nicht, so stände es quand même dem Auslande noch viel erbärmlicher gegenüber als jetzt. Preußen wird immer an der Spitze Deutschlands gehn, und immer wieder die Sympathien der Deutschtümler erringen müssen, — nicht durch seine Größe, seine Macht, seine „Freiheit", sondern durch die Niederträchtigkeit Oestreichs, die Schwäche Sachsens, das Souflirtsein Hannovers und die ultramontane Perfidie Baierns. Preußen ist der einzige deutsche Staat, der für Deutschland eine Zukunft verspricht, das ist meine feste Überzeugung, eine Überzeugung, die um so unverfälschter ist, als die folgenden Blätter zeigen werden, daß ich Preußen nicht — lieben kann, also kein Vorurteil zu seinen Gunsten habe. Für Deutschland ist Preußen Alles, — für die Menschheit und mich wahrscheinlich noch lange Zeit Nichts.

Der Vergleich mit der Schlotterpuppe paßt nicht, und so wird auch das aus Land und Leuten bestehende Eichenblatt, so wird Schlesien nicht aus dem Kranze Deutschlands flattern. Es ist unwahrscheinlich, aber unmöglich für alle Zeit wage ich's nicht zu nennen. — Da dies Heft nichts enthalten soll, was nicht in engster Beziehung zu schlesischen Sonderverhältnissen steht, wird der Leser, der sich im Verlaufe

der Erzählung klar bleiben will, mir noch einen weiteren Exkurs über die allgemeine Lage der Dinge gestatten müssen. Wenn uns die Bühne nicht bekannt ist, schweben ja Personen und Handlungen haltlos in der Luft.

Außer den künstlichen Theilungen des schlesischen Eichenblattes, die zum Theil noch von den Gebietsmarken der früheren zahlreichen kleinen Landesfürsten herrühren, gibt es eine ungleich wichtigere, eine natürliche. Die stolze, aber nicht schöne Mittelrippe des Blattes, die Oder, bildet die ungefähre Grenze zweier Nationalitäten, sie sondert die rechte, polnische Seite, von der Linken, auf der die deutsche Kolonisation auch in Oberschlesien fast überwiegend geworden, in Niederschlesien aber die slavischen Bewohner gänzlich verschwinden ließ. So weit diese Kolonisation, die schon in grauer Zeit begonnen, die Obmacht gewonnen hat, so weit, — und nur so weit, ist Schlesien deutsch; der übrige Theil sieht seiner Bestimmung entgegen, und was auch kommen mag, es findet nur mit wenigen Ausnahmen tabula rasa. Die Zeit ist noch nicht so fern, wo der Bauer an der Prosna in der Nacht seine Kabane abbrach, und sie den erstaunten Grenzbeamten am andern Morgen jenseits am russischen Ufer zeigte. Eine kleine Plackerei, Furcht vor Strafe

wegen Schmuggel oder Holzdiebſtahl machten über Nacht aus einem Preußen einen Ruſſen. — Es iſt zu erwarten, daß dergleichen Überſiedelungen jetzt, wo das Wahlgeſetz der Nationalkokarde einigen Wert verliehn hat, nicht mehr vorkommen. — Daß ſolche Flüchtlinge, die gewöhnlich doch nur capite censi waren, nicht reklamirt wurden, ſetzt Niemand in Erſtaunen, der einige Kenntniß von den ſeltſamen Nachbarverhältniſſen hat, die zwiſchen dem Czaaren und der preußiſchen Regierung beſtehen. Jagten die Grenzkoſacken den unberufenen Zuzügler zurück, ſo kam er wieder; thaten ſie es nicht, ſo blieb er, und das iſt Alles. Erlaubten ſich die ruſſiſchen Wächter einen Einfall auf preußiſches Gebiet, töteten ſie ein paar auf dem Felde beſchäftigte Bauern, ſo wurde zwar geklagt, der Thatbeſtand auch durch die Geſandſchaft berichtet, aber es kam der Beſcheid zurück: Die Koſacken ſtänden nur unter der Gerichtsbarkeit ihres Hetmanns, ſie wären freie Leute, und es lohne ſich nicht, die Sache nach der Ukraine zu berichten, da die Erſchlagnen blos — Bauern — geweſen. Ein Abgeordneter beim ſchleſiſchen Provinziallandtage verſuchte einen ſolchen Fall zur Sprache zu bringen, aber es wurde ihm von oben herab der Mund verboten. Der Mann war preußiſcher Beamte, hatte Weib und Kind, — er ſchwieg, und

wir blieben nach wie vor in freundnachbarlichſter Beziehung zu dem Beherrſcher von Sibirien.

Gleichviel. Der deutſche Beamte iſt dem ſlaviſchen Bewohner von Schleſien verhaßt, ſeine ſchlummernden nationalen Sympathien könnten geweckt werden, und natürlichſter Drang ihn zu ſeinen Stammverwandten führen. Schon bei der letzten Schilderhebung in Poſen verſuchten Emiſſäre die ſchleſiſchen Slaven zu ihrer Fahne zu locken, und das Mißlingen des Planes dürfte nur in der jetzigen Apathie dieſer Menſchen liegen. Und wär's die Sprache allein, ſie müßte ein entſcheidendes Moment geben. In den meiſten Kreiſen Oberſchleſiens, mit Ausſchluß der Städte, herrſcht jener Jargon, den man das Waſſerpolniſche nennt, alle Gerichtsverhandlungen werden aber in deutſcher Sprache vorgenommen, und die Leute ſehn ſich natürlich dadurch beeinträchtigt. Umgeben von ſlaviſchen Elementen, von Poſen, Polen, Galizien und öſtreichiſch Schleſien, wo die weichere mähriſche Sprache an der Spitze geht, fände ich es ganz erklärlich, wenn faſt der ganze oppler Regierungsbezirk, mit Ausnahme eines Theils der Kreiſe Leobſchütz, Neuſtadt und Neiße, einer energiſchen ſlaviſchen Erhebung Vorſchub leiſtete wie dieß außerdem vom ganzen rechten Oderufer nicht anders zu erwarten iſt.

Und wahrhaftig, durch eine ſolche Zerſplitterung würde die ſchönſte Perle in der Krone des preußiſchen Königs geſchändet. Preußen beſitzt keine Provinz, die ſo viel Hilfsmittel in ſich ſelbſt hat, als Schleſien, aber es ſaugt auch keine andre ſo aus, und verwahrloſt keine andre ſo, wie dieſe. — Der Kreis Sagan zahlt allein ſo viel Steuern als die Mark, — und Oberſchleſien ließ man verhungern. Sie wiſſen nicht, was ſie an Schleſien haben, der Beſitz läßt ſie den Wert vergeſſen, oder wenn ſie es wiſſen, dann ihr iſt Verfahren ein unverantwortliches, ein verbrecheriſches. —

Schleſien iſt ein prächtiges Land. Ich ſah manchen Strich Erde, den die Natur in glücklichſter Flitterlaune ausſtattete, und fand doch auch in Schleſien volle Befriedigung für mein Auge. Das Rieſengebirge mit ſeiner eigentümlichen Vegetation, ſeinen Bädern, die von der Roulette — Peſt frei geblieben, dieſe Bergreihe mit ihrem weltberühmten Sagenreichtume verdient weit mehr Beachtung als die große Tour ihr bis jetzt zugeſtanden. Die Alpen ſind ein Drama, d. h. ſie machen den Eindruck einer Handlung, den ihre ewig gleiche Stirne nicht verwiſcht, ſo lang man ſie auch anblicken mag; der Schwarzwald iſt das kleine Epos, die Ballade, die Romanze; die Kjölen ſind eine Geſpenſtergeſchichte, die Euganeen eine Idylle; die edlen, regellos harmoniſchen Formen der Appeninen ſprechen

zu unſrem Herzen, wie ein Freiheitshymnus; der Thüringerwald gleicht dem Volksliede, das in anmutig einfacher Faſſung viel tiefen Sinn birgt, — und das Rieſengebirge iſt die Epopoe. Ernſt und mächtig dehnt es ſich hin, ſchiebt ſeinen Helden, die Rieſenkoppe, in den Vordergrund und ſchmückt ſeinen ebenmäßigen Bau durch zahlloſe Epiſoden heitrer und lieblicher Thäler. Selbſt Humbolds verwöhntes Auge fühlte ſich befriedigt, und dieſe Auktorität mag dem genügen, der mir nicht glauben will. Am beſten aber thut Jeder, wenn er ſelbſt geht, und Fürſtenſtein, Warmbrunn, den Kynaſt beſucht, in die Schneegruben hinabſieht und von den Grenzbauden aus das ungeheure Panorama mißt, das ſeinen Augen auf weiter Pläne eine mächtige Zahl von Dörfern und Städten entgegen drängt.

Aber auch wo die Natur ihre ſchmückende Hand nicht über die Oberfläche ſtreifen ließ, wo die Gegend ihre Reize verſchließt, und die Szene kahl ſcheint, zeigt uns ein Blick hinter die Kouliſſen reiche Wunder. Hing unſer Auge mit Entzücken an den gefälligen Linien der Berge, die, Blau in Blau, ihre duftigen Schattirungen dem warmen Hauche der Luft preisgaben, ſtand unſer Fuß auf den Granitmaſſen, die durch Feuersgewalt emporgeſchoben, von Fluten in ihre Form geleckt, und vom Äther zerfreſſen und durchnagt ſind, ſo ſteigen wir nun aus dem Kreiſe aller Elementar-

geiſter in den engeren der Gnomen herab, und laſſen unſern ſehtrunknen Blick in den Mineralſchätzen wühlen. Es gibt keinen Ort auf der Welt, der in ſo kleinem Raume eine ſolche Zahl verſchiedenſter Mineralien hegt, und wieder hat die Welt keinen zweiten Ort, an dem das geſuchte Foſſil ſich mit ſolcher Leichtigkeit fördern läßt. Reichenſtein mit der modernen Panacee, dem Arſenik, deſſen unheilſchwangre Ausdünſtungen, wie der Fluch eines ſchlimmen Berggeiſtes, die Roſen auf den Wangen ſeiner Umwohnerinnen vorzeitig welken laſſen; Goldberg mit ſeinen goldreichen Schlackenhaufen, die noch immer auf die Erlöſung aus dem Banne, auf einen neuen wohlfeilen Scheideprozeß harren, dann die Galmei- und Eiſengruben in der Nähe von Myslowitz und Beuthen, das Bleibergwerk von Tarnowitz, unzählige Steinkohlen und Kalkflötze, und in ſeltner Schönheit endlich, wie auch reich an Verſteinerungen, der Gips von Katſcher.

Seit Jahrzehnden brennt ein rieſiges Steinkohlenlager in der Gegend von Kattowitz; der Boden dampft meilenweit, mächtige Riſſe zerklüften ihn, aus denen von Zeit zu Zeit thurmhohe Flammen emporſchlagen, oder durch deren gähnenden Rachen man in den Feuerſchlund hinabſchaun kann. Es tobt und wütet das entfeſſelte Element weiter, und keine Kunſt, keine Gewalt konnte bis jetzt des Unbändigen Herr werden.

Die Luft vibrirt und ihr Athem sengt; Rauchwolken, mit denen der Wind spielt, lagern bei Tage auf den weiten, braungekohlten Erdwellen, feurige Dünste hängen darüber zu Nacht. Der ganze Anblick, der allein eine Reise nach Schlesien wert wäre, läßt sich weder in Worte noch in ein Bild fassen, weil seine Bedeutung eine unmittelbare, weil seine Schönheit rein dämonischer Natur ist. Vom Krater des Vesuv schweift der Blick von Wunder zu Wunder, eins überwältigt, verwischt, überglänzt das andre, wir kommen bei der Masse von Leben nicht dazu, unsre Gedanken auf einen Gegenstand zu konzentriren, hier müssen wir es: das Leben ist unter uns, und rings ein immerwährendes Sterben. Er ist grauenhaft prächtig dieser Erdbrand, diese brodelnde Hölle, der keine Macht Grenzen setzen kann.

Ich müßte ein Buch über schlesische Naturschönheiten schreiben wollen, wenn ich's auf die Erschöpfung dieses reichen Stoffes abgesehn hätte, denn Schlesien ist wirklich schön. — Eines nur, und das wird jeder Reisende vermissen, eines fehlt überall, um den Bildern den letzten Effektstrich zu geben, — das Wasser. Das Wasser, der Spiegel, in dem sich die Natur so gern selbst beschaut und mit reizend lieblicher Koquetterie nun manche Lücke ausfüllen, manche Toilettenkunst in Anwendung bringen kann, die sie in Schlesien vergißt.

Die Oder ist ein häßlicher, schmutziger Strom mit faden flachen Ufern, und all die Adern, die ihr zinspflichtig sind, selbst das rasche Kind der Berge, die Neisse, ähneln ihr zu eignem Nachtheile. Man zeigt den Reisenden den Elbfall, den Kochel und Zackenfall, aber all diese Miniaturausgaben von Kaskaden werden durch Schleusen mühsam mit Wasser versorgt, und eine Gesellschaft, der eine andre vorangegangen, muß erst eine Zeit lang warten, bis die Wasserkunst wieder spielen kann. Das ist der Mangel, der sich überall geltend macht. Das hirschberger Thal böte sonst zehn Stellen, die uns an Interlaken erinnerten. Die Jungfrau und die hundert Hörner sind ja auch nicht immer sichtbar; dieser Umstand macht den Vergleich richtiger und zugleich Dem einleuchtender, der zu wissen wünscht, welch Surrogat ich für den Eisriesen in der Tasche habe. — Ich kann nur wiederholen: Geht hin und seht!

Schlesien wäre ein Paradies, wenn die Verhältnisse und die Menschen der Gegend gleich kämen.

In Niederschlesien, die Weberdistrikte an den Bergen ausgenommen, herrschen Wohlstand, Protestantismus und Lust am Fortschritt in der Kultur, in Oberschlesien dagegen ..... Es ist wol nicht mehr so, wie sich Byron Schlesien dachte, als er seinen Werner schrieb, aber es ist doch noch sehr trostlos .... Ich könnte dem Leser hier schon ein Bild dieser

äußerſten Kulturmarke zeichnen, aber da ich nicht Luſt habe zu ſchmeicheln, müßte ich mit Recht fürchten, daß er mir nur ungern folgen würde, wenn ich ihm eröffne, daß Felix Haldens Schloß grade in dieſem Theile der Provinz ſtand.

Ich weiß aus Erfahrung, daß man ſich von Jugenderinnerungen, von der reizendſten Heimat trennen kann, und mit innigſter Befriedigung, die durch den Schmerz des Scheidens erſt recht in grelles Licht geſetzt wird, an Orte zieht, die an und für ſich nimmer im Stande wären, — das Verlorne zu erſetzen. Aber man erträgt einen ſolchen Wechſel freudig und leicht, wenn man Menſchen begleitet, die uns lieb geworden, Menſchen, mit denen man ſich an das hinter uns liegende Schöne erinnern kann.

Ich ſchmeichle mir damit, daß der Leſer die Perſonen, die ich ihm vorgeführt, lieb gewonnen hat, und daß er ſie aus dieſem Grunde auch ohne Zagen auf ihren Wegen begleitet. Beſitzt er ein Bischen Neugierde, ſo dürfte auch die Bemerkung noch ein Stachel für ihn ſein, daß er ſehr bald terra incognita ſpüren, und ſich wie auf einer Entdeckungreiſe vorkommen wird. —

„Was ſind das hier häßliche Dörfer, man findet in ganz Deutſchland keine ſolche Zuſammenhäufung von Elend und Schmutz wieder!“ unterbrach Stein eine lange Pauſe, als der Wagen auf dem Wege von der Eiſenbahnſtation die Reiſenden nach Haldens Gute führte, und eben wieder an den erſten Hütten einer Ortſchaft vorüberkam.

„Klagen Sie lieber über die ſprichwörtlich berüchtigten ſchleſiſchen Landſtraßen; nur dieſe finde ich im alten jammervollen Zuſtande, in der ganzen Pracht ihrer Lehmſümpfe und morſchen, halbverfallnen Brücken. Anderthalb Stunden die Meile, wenn kein beſondrer Unfall eintritt, iſt nach wie vor der angenommene Poſtkurs. Die Dörfer dagegen hätten Sie vor vier Jahren ſehn müſſen, dann würden Sie jetzt die Verbeſſerungen, die Rieſenfortſchritte anſtaunen. Was wollen Sie? Die kleinen Hütten aus geſtohlnen Sparren aufgeblockt, die Fugen mit Moos verſtopft und das Ganze mit Lehm beklebt, der Schornſtein drei Zoll hoch das Schaubendach überragend, dieſe Höhlen ſind die Wohnung der ſogenannten Gärtner und Häusler. Sie beſitzen nur ein paar Ruten Acker, die ſie noch zur Hälfte als Anger liegen laſſen, oder mit Weiden, Erlen und andern, keinen Ertrag liefernden Bäumen bepflanzen. Dieſe Leute thun nichts für ſich ſelbſt, ſie ſind alſo auch auf ihrer früheren Stufe geblieben.

Sehn Sie dagegen die geſchloſſnen Gehöfte an, die den Bauern, den eigentlichen Grundbeſitzern gehören. Ein Wohnhaus aus Backſteinen, drei Fenſter Giebelfront, von denen zwei der Wohnſtube, und das kleine mit den Eiſengittern der „Kammer“ gehören. Dieſe Einrichtung kehrt überall wieder, in der Stube wird gewohnt, gegeſſen, und die Eltern ſchlafen darin; die Kammer enthält die Schätze an Linnenzeug, Garn u. ſ. w. irgend eine Truhe birgt auf ihrem Boden auch den Geldvorrat des Wirtes, und außerdem dient dieſer Raum den erwachſenen Töchtern zum Schlafkabinet. Das Fenſterln iſt hier ebenſo Sitte als in Tyrol, aber das Gitter hindert Exceſſe. Unter demſelben Dache befinden ſich die Ställe, hinten ſchließt eine Scheuer den weiten Hofraum ab, und ein gemauerter oder hölzerner Thorweg mit einer kleinen Auslaßpforte daneben verbindet vorn an der Straße das große Gebäude mit dem Speicher. Das iſt die ſtereotype Bauart eines ſchleſiſchen Bauernhofes, und ſie wäre vollkommen zweckmäßig, wenn der lange Hofraum nicht durch die übermäßige Ausdehnung der Düngerſtätte, und durch viel unbenutzten Platz eine unwirtliche Verſchwendung verriete. — Es müſſen in den letzten Jahren bedeutende Feuersbrünſte vorgekommen ſein, wie ich aus der Zahl maſſiver Gebäude ſchließe, denn Sie können mit Sicherheit annehmen, daß der Bauer ſein einſtür-

zendes Haus ſtützt, ſo lange ein Balken hält. Er baut nicht eher, bis ſein Nachbar, ein fortgejagter Knecht oder irgend ein glücklicher Zufall ihm den roten Hahn auf's Dach ſetzt, und ihm ſo zu einer Entſchädigung von irgend einer Feuerverſicherungsgeſellſchaft verhilft.

„Sie bringen mir da eine prächtige Meinung von Ihren Landsleuten bei, wenn ich ſie im Durchſchnitt für Mordbrenner oder doch auf Brand Speculirende halten ſoll.“

„Nun, Sie werden ſie wol kennen lernen, und bei einer neuen Bekanntſchaft iſt ein ſchlechtes Vorurteil eine beſſere Empfehlung als ein gutes. Unterdeß mögen Sie aus dem Wagenſchlage den Geſchmack der Dorfbewohner bewundern. Die grellblauen Leiſten und Querhölzer an den niezuöffnenden Fenſtern, von denen zwei Drittel aus Papierſcheiben gebildet ſind, und der zeiſiggelbe, handbreite Streifen am Sims und den Thürpfoſten entlang, erhalten gewiß Ihren Beifall.“

„Warum denn nicht,“ lachte Stein, „am Ende male ich noch jenen fünfjährigen Bambino, an dem nichts auffallend iſt, wenn nicht etwa der gedunſene Kartoffelbauch, den er auch ganz behaglich in völliger Nacktheit der Oktoberſonne preisgibt, als kleinen Johannes. Haben Sie nicht ſchon beobachtet, daß die umgebende Natur, ſo wie die Stufe natürlicher Kultur

einen ganz entſchiednen Einfluß nicht blos auf die Denkweiſe, ſondern auch auf die äußere Form der Menſchen ausübt? Ich ſah den ganzen Weg über, ſeit wir in Oberſchleſien ſind, noch keine einzige ſchmucke Landdirne. Ein breiter Mund mit fahlen wulſtigen Lippen; eine runde fette Naſe, in deren Spitze nur ein Buchſtabe geſchnitten werden darf, um ſie als Petſchaft brauchen zu können; blaſſe ſinnloſe Augen, die mit dem Naſenbuge in einem Niveau liegen, faſt gar keine Brauen und eine kurze dickknochige Stirn, die in der Mitte tief eingebogen iſt, das iſt der Haubttypus. Die Geſtalten kurz und mehr ſchwammig als gedrungen und kräftig, ſo waren noch alle, denen wir begegnet ſind. Ich glaube, die Oberſchleſier ſind von der Vollkommenheit ihrer Haus- und Geſichtsarchitektur ſo durchdrungen, daß ſie Beides bei Tauchnitz haben ſtereotypiren laſſen."

„Apropos, Ihr Stereotypiren bei Tauchnitz erinnert mich, wie leicht man heute ein Klaſſiker werden kann; es koſtet nichts, als das neue Cottaſche Miniaturformat und einen berliner Einband mit Goldpreſſe. Überzeugen Sie ſich ſelbſt," fuhr er fort und deutete auf eine Zeitung, „in dieſer Buchhändleranzeige finden Sie unter der Rubrik: Miniaturausgaben deutſcher Klaſſiker, neben Göthe, Schiller, Uhland u. ſ. w. auch Freytag's Valentine, die ihren Platz doch wahrhaftig

nur dem Einbande und der hübſchen Vergoldung zu danken hat. Ich ſeh' es noch kommen, daß mein eigner Name, und der des ſehr ehrenwerten Herrn Laube auch auf dieſe Weiſe unter die klaſſiſchen geſchwärzt wird."

„Ich dächte, Sie ließen das Schreiben für einige Zeit," ſagte Stein gähnend und nahm eine friſche Cigarre, „mich wundert es, daß die 741 Exemplare, die von 750 verſchickten übrig geblieben ſind, Ihnen den Mut nicht genommen haben."

„Sie ſind doch auch gar zu offen," entgegnete Felix unmutig, fügte aber, als Stein ohne eine Silbe zu erwiedern die Achſeln zuckte, noch hinzu, „und ſind meine Arbeiten denn wirklich ſo ungenießbar, kommt nicht vielmehr jedesmal, wenn ich etwas in die Welt ſchicke, irgend ein unvorhergeſehnes Ereigniß dazwiſchen, und verkümmert mir den Erfolg? Die gedankenloſe Süßlichkeit Geibels, die armſelige, geſtelzte Sentenzenjägerei Hartmanns, die mißwüchſige Übertriebenheit Alfred Meißners, der das Weib nur in verlornen Dirnen ſucht, finden Leſer und Käufer, während meine Verſe zu Makulatur dienen müſſen."

„Wenn Heine und ſein Antipode Platen nicht exiſtirt hätten, dürften Ihre Gedichte auch gewiß Epoche machen. Jeder auftauchende Philoſoph ſoll ein neues Syſtem bringen und jeder Dichter eine nagelneue

Dichtart; er darf in keine bekannte Kategorie gesteckt werden können, er muß selbst bezeichnend und stimmführend sein, oder er muß auf so unverschämte Weise Piraterie treiben, daß er Prachtstellen aus bedeutenden Werken durch einige Posaunenstöße krassester Art zusammen bläst und seinen Namen davor setzt. Besticht dann die Form nur einigermaßen, ist die Sprache melodisch und gebildet, so ziehn die Kritiker anerkennend den Hut; die Guten fühlen sich beim Lesen höchst angenehm an diese oder jene Stelle eines Meisters erinnert und nennen das Ding nicht beim rechten Namen. Ein Machwerk dieser Art ist Dulks Orla. Ein Stück Romeo und Julie, etwas Egmont, auch Grabbe hat herhalten müssen, und endlich sehr viel Richard der Dritte, wobei noch zu bemerken ist, daß Shakespeares Held ein Mann, ein wirklicher Charakter ist, während der finstre Geist hier schon im Knaben eine pyramidale Verschrobenheit bewirkt haben soll. Der Monolog im Vorspiel ist wirklich nichts als eine triviale Verballhornisirung Richards. Ein paar Bordellcharaktere, von denen die Ehre der Erfindung und treuen Schilderung allerdings dem Verfasser gebühren mag, vollenden das Gemälde. Und das wird gelobt, obgleich nur eine einzige Stelle, die von der Sfinx, wirklich Lob verdient. — Geibel ist ein Süßholzraspler im Leben, wie am Schreibtische. Irgend ein Prochsches oder Rücken-

ſches Lied in der Hand, von einer Dame begleitet und von Damen umgeben, den Fuß vor, den Kopf zurück, weich ſingend, ſo iſt er in der Geſellſchaft ſtereotyp, ſo vertheilt er ſeine Liederbonbons. Aber eben weil er ſo iſt, und nie anders auftritt, iſt ſein Name ein Gattungsbegriff, er hat Schüler, und iſt deßhalb in ſeiner Art Meiſter. — Die Andern ſind Lärmtrommler, die jetzt nichts wollen als Lärm um jeden Preis. Das macht bekannt. Der Dichter muß eine Art Profet ſein, er muß die Electrizität, die ſich nach und nach zum Gewitter vereint, vorauswittern und benutzen, tritt er hervor, ſo muß es ſcheinen, als habe er das Wetter beſchworen. Es darf ihm nie etwas dazwiſchen kommen, wie Sie klagen, der Dichter muß und ſoll an der Spitze ſeiner Zeit gehn; es gibt keine abſtrakte Kunſt, nichts abſtrakt Schönes iſt darſtellbar. Die ganze Aufgabe der Kunſt bleibt, den konkreten Fall zu adeln und zu verſchönern. So entſteht das Ideale. Der Dichter muß mit der Zeit gehn, wenn er nicht die Macht hat, die Zeit ſich nachgehn zu laſſen. Thun Sie Anderes, ſo werden Sie ewig nur Makulatur hervorbringen.“

Die Reiſenden fuhren im Schritt durch ein Stück ſchlechtgehaltnen Kiefernwald, aus dem der Beſitzer, ohne ſich an Schläge und ſonſtige Eintheilungen zu kehren, die wertvollſten Stämme herausgeſchlagen. Ihre

Stümpfe klagten dort und da dem Wandrer dieſe Verwüſtung. Felix, dem das letzte Geſpräch unbehaglich geworden, unterbrach das Schweigen erſt nach einiger Zeit mit dem Ausrufe: „Gott ſei Dank, nur dieſe Waldecke noch, dann ſind wir auf meinen Boden und dies widerwärtige Schrittfahren hat ein Ende. Wir kommen gleich am Waldſaume in eine prächtige Pappelallee, die uns in ein Dorf führt, das zu meiner Herrſchaft gehört, dann noch eine Viertelſtunde, und die uralte Lindenreihe, die faſt bis an's Schloß geht, nimmt uns auf!“

Der Waldſaum kam, aber die Pappelgardiſten zeigten ſich nicht, und Stein, der aus dem Schlage ſpähte, ſagte lachend: „Schämen Sie ſich, Sie wiſſen in Ihrer eignen Heimat nicht, wo wir ſind!“

„Doch, doch,“ rief Felix heftig, „dort iſt W., ich weiß, wo ich bin, aber meine Pappeln ſind fort. Wahrhaftig der Amtmann hat gewagt, ſie wegzuſchlagen, ohne daß er meine Erlaubniß für nötig hielt.“

„So geht's, wenn man Fremden die Sorge für Dinge überläßt, die uns lieb ſind!“

„Ich ſollte wol in dieſem verlornen Winkel ſitzen, und den Hüter meiner Bäume ſpielen! Konnte ich denn ahnen, daß es einen ſolchen Eſel gibt? Aber es iſt Zeit, daß ich dieſen Eigenmächtigkeiten ein Ende mache. Der Mann bewirtſchaftet die Güter ſo lange,

daß er ſich wirklich vollkommen Herr zu ſein dünkt, und zu nichts mehr meiner Erlaubniß bedarf. Ich will doch ſehn, ob er meine Linden auch angetaſtet hat!“

Sie paſſirten nun das Dorf, die halbnackten Kinder am Wege hätten wol vor dem ſtattlichen Wagen, oder mehr noch vor dem eleganten Poſtillon ihre Mützen gezogen, wenn ſie deren gehabt, ſo begnügten ſie ſich den in ganz Schleſien in den verſchiedenſten Mundarten gebräuchlichen Gruß: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! in polniſcher Sprache empor zu ſchreien, und ihm ein deutſches: Schön Willkommen! anzuhängen. Felix, deſſen Vorherſagen ſich auch in Bezug auf das Schnellfahren nicht beſtätigt hatte, drückte ſich ingrimmig in ſeine Ecke und überließ es Stein, der ſich über die ſtupiden Phyſiognomien nicht ſatt wundern konnte, für ihn mit zu danken.

„Wer wird denn gleich am Huldigungstage die grämliche Seite herauskehren? Wer wird gleich bei der Huldigung auf eine Rehabeamsrede ſtudiren? Sehn Sie lieber auf das Elend rechts und links, auf das Elend Ihrer Hinterſaſſen oder Unterthanen, was Ihnen beſſer klingt. Welch reiches Feld für Ihre Thätigkeit! Ich finde es immer unverantwortlicher, daß Sie ſo lange herumſchweiften, und — nichtsthaten, während Ihnen hier tauſendfachſte Beſchäftigung in

die Hand wächſt. — Aber, was iſt denn das? Wahrhaftig ein Kreuz! Nun, das muß wahr ſein, man hat hier bei Ihnen eine ſonderbare Vorſtellung von dem antiken Galgen. Dreißig Fuß hoch und ein zwei Fuß langer Querbalken, ein Chriſtusbild von Blech, das Allem ähnlicher iſt, als einer menſchlichen Figur, zum Überfluß auch noch eine Madonna, die einer Fledermaus gleicht, und die berüchtigten 30 Silberlinge. Oben ein Zinkdach mit Quaſten, — Schutz gegen Sonne und Regen, — und als Gipfelzierde ein ſchwarz und weiß geſtreifter Wetterhahn. In dieſer Art habe ich das Wahrzeichen des Chriſtentums noch nicht geſehn .... Aber ſind Sie denn gar nicht aufzurütteln? Laſſen Sie den Wagen ſtoßen, wie er mag, und erfreuen Sie ſich an dem Anblicke Ihres Vaterhauſes!“

Es war in der That eine wunderſchöne Allee breitäſtiger, hundertjähriger Linden, die über tauſend Schritt lang in grader Linie auf das Schloß zu führte, ſo daß man ſeine graue Front mit den großen Fenſtern ſchon vorher betrachten konnte. Die beiden Reiſenden thaten es auch; Felix mit jenem unſäglichen Gefühle, das der Anblick unſrer Wiege hervorruft, Stein mit dem prüfenden Blicke des Künſtlers.

Wir wollen verſuchen, den Gedanken des Letzteren zu folgen, da wir, der Leſer nämlich und ich, einigermaßen bei dem Ausſehn dieſes alten Gebaüdes inte-

reſſirt ſind. Der Leſer wird ja in dieſem Hauſe mein Gaſt ſein, und ich darin den artigen Wirt ſpielen müſſen.

Das Schloß hatte auf der Sonnenſeite dreiundzwanzig Fenſter Front, alſo eine recht anſehnliche Länge, und überhaupt etwas großartig Impoſantes. Es war in jener Zeit gebaut, in der Verſailles allen Geſchmack beherrſchte, alſo in dem Stile, von dem der dresdner Zwinger ein wohlerhaltnes Prachtexemplar iſt. Muſcheln und Blumengehänge von Stuck an den Fenſtern, der Balkon über dem Portale von gewundnen, ebenfalls mit Blumenwerk überladnen Saülen getragen und mit zopfigen Sandſteinſtatüen geziert, Schnörkel an den Ecken, Schnörkel am Dach, Schnörkel überall. Wie geſchmacklos dieſe Bauart auch ſein mag, und wie unangenehm auch die gehäuften Zierraten das an Beſſeres gewöhnte Auge berühren, es iſt in dieſem Reichtume, in dieſer Geziertheit etwas, das uns nicht verſtimmt werden läßt. Im Gegentheil, die pausbakkigen Amoretten und Tritone des Stucks, die Malerei und Vergoldung, die auch auf der Außenſeite der Gebäude angebracht iſt, geben dem Ganzen einen ſo bizarr eleganten, heitern Anſtrich, daß ſelbſt der Spott, den wir für die Auswüchſe haben, ein freundlicher wird, der die erſte Gelegenheit benutzt, in einen Scherz überzugehn. — Dies Haus war nun in der angeb-

nen Zeit mit enormen Koſten auf einen Sumpf gebaut werden. Seine Grundmauern ſtanden auf Pfählen, und die ganze Avenue, alle Dämme rings herum, waren mit Steinen unterwölbt. Die Vorderſeite war fertig gebaut, dann aber ſtarb der Beſitzer, und ſein Nachfolger ließ den begonnenen Flügel, welcher große, zu Feſten beſtimmte Raüme enthielt, unvollendet liegen. In der That mußten die Zimmer, die ſich hinter der doppelten Reihe rieſiger Fenſter ausdehnten, wenn die innere Eintheilung dem Äußeren nur einigermaßen entſprach, für alle Bedürfniſſe zureichen, die großen Säle aber in einer Gegend ein Luxus ſein, wo man ſie nicht mit Gäſten füllen konnte. Obgleich dieſe Betrachtung ſich Jedem unwillkürlich aufdrängte, hatte Felix doch den Bau wieder aufnehmen und, wenn auch nicht in dem koloſſalen Maßſtabe des erſten Planes, doch groß genug ausführen laſſen, um den urſprünglichen Zwecken zu genügen. Dieſer alte Neubau ſtieß an die Rückſeite des Schloſſes, grade in deſſen Mitte, und bildete ſo den überlegnen Pendant der Auffahrt und des Balkons. Es war für alle Fälle ein ſo ſtattliches Stammhaus, als es irgend eine ſchleſiſche Familie aufweiſen konnte, und ſicher ein Gegenſtand des Neides für alle Nachbarn; es war außerdem ein ſo großes und bequemes Wohnhaus, wie es weit und breit kein anderes gab. Zwei breite ſteinerne Treppen

mit ſchöngearbeiteten Geländern von bronzirtem Eiſen, helle weite Gänge, große Zimmer und geſchnitzte Eichenholzthüren, das iſt eine Grundlage, auf der ſich mit einiger Verſtändigkeit, Geſchick und Mitteln, ſchon ein recht wohnlicher Hausſtand herrichten läßt. — Es iſt wahr, der Holzwurm hatte in der Täfelung bedeutenden Schaden angerichtet; die plaſtiſchen Verzierungen hatten in der Zeit, da nur ein kleiner Theil des Raumes bewohnt worden, durch Staub und zufällige Verſtümmelung vielfach gelitten; eine ganze Reihe von Gemächern endlich war bisher als Schüttboden für Frucht benützt worden, und beherbergte mehr als gewöhnliches Ungeziefer. Es mußte jeder Fuß Boden dieſen Eindringlingen abgekämpft werden, Dielen und Tapeten waren zu erneuern, wenn .... Doch warum ſollte ich mir ſo weit vorgreifen?

Der Wagen fährt eben erſt vor, und der, den wir begleiten wollten, kennt von dem Gebäude noch nicht mehr als das Geſicht.

Die beiden Maler mit ihren Gehülfen und Felix' Kammerdiener, den er vorausgeſchickt, empfingen die Reiſenden.

„Ach, Herr Graf," rief ihm der Letztere ſchon entgegen, als er noch im Wagen ſaß, „ich habe die Zimmer, die Sie zu bereiten befahlen, erſt aus Rumpelkammern in eine menſchliche Wohnung umgeſtalten müſſen,

alle Fenſter ſtehn noch offen, Alles iſt noch feucht, da wir den Herrn Grafen erſt morgen erwarteten."

„Gewiß thun Sie gut, in meiner Behauſung abzulegen," ſagte Herr Stilling, der Ältere der beiden Künſtler, nach höflicher Begrüßung, „Sie zieh'n ſich ſonſt in dieſer Jahreszeit einen Katarrh auf den Hals..."

„Den Sie freilich ſchon darum verdient hätten," unterbrach ihn ſein jugendlicher Gefährte, „weil Sie uns, ſo wie ſich ſelbſt mit Ihrer heutigen Ankunft einen prächtigen Spaß verdorben haben. Wie Schade um meine Transparente, die nun die Frau Amtmännin als Fenſtervorſätze verbrauchen kann; wie Jammerſchade um die ganze Heerde Dorfberen, die „weiße Mädchen" vorſtellen ſollten; um die Serenade, die der Schulmeiſter aus dem Nachbardorfe ſeit vierzehn Tagen keuchend und ſchwitzend einſtudiren muß, um den Weiheempfang des Pfarrers, zu dem ich ihn überredet, und gar um die Begrüßung unſres alten Prachtſtücks von einem Amtmanne! O, ich wünſche Ihnen eine tüchtige Verkältung, denn Sie haben mir das größte Unrecht gethan, Sie haben mich um Szenen gebracht, über die ich noch im Sterben hätte lachen müſſen." Das ſprudelte er Alles ſo raſch heraus, daß Niemand ſeinen Redefluß unterbrechen konnte, obgleich Stein wiederholt den Verſuch machte.

Felix aber war gar nicht in der Laune zu ſcherzen. Die gefällten Pappeln waren einen Augenblick durch das alte ehrwürdige Haus und durch die mit ihm verknüpften Erinnerungen in den Hintergrund getreten, die Erwähnung des ſchuldigen Amtmanns aber, und mehr noch die Kunde, daß die Zimmer ſeiner Mutter als Rumpelkammer gedient, machten ſeinen ganzen Grimm wieder rege. Er nickte dem Maler mit einem freundlich ſein ſollenden Geſichte zu, preßte die Lippen zuſammen und eilte, ohne die nochmalige Mahnung Stillings zu beachten, die Treppe hinauf. Stein folgte ihm und hemmte wenigſtens die Zugluft durch Verſchließen der Fenſter, während Felix ohne ſeinen Überrock abzulegen, im Zimmer auf und nieder eilte.

„Fort muß dieſer Menſch, und zwar auf der Stelle,“ ſtieß er endlich heraus.

„Wer denn?“ fragte Stein ruhig.

Ehe Felix noch antworten konnte, ging die Thüre raſch auf, und ein alter, aber noch ſehr rüſtiger Mann, eine unterſetzte, wohlbeleibte Geſtalt mit ſchneeweißen Haaren auf dem Kopfe und Thränen in den Augen, ſtürmte mit faſt jugendlicher Eile auf den Grafen zu. Ehe dieſer es hindern konnte, hatte der Mann ihn ſchon wiederholt geküßt und an ſeine Bruſt gedrückt. Es war der Amtmann.

Wäre Stein nicht zugegen geweſen, ſo hätte Felix vielleicht ſeinen Zorn niedergekämpft, jetzt aber erinnerte er ſich grade zur Unzeit an deſſen Tadel, er ſei nicht feſt, nicht männlich genug, und überſah deßhalb das rührend Herzliche der Szene gänzlich. Er drängte den Greis von ſich und fragte mit vor Zorn zitternder Stimme: „Wie konnten Sie ſich unterſtehn, dieſe Zimmer voll altes Gerümpel zu ſtellen? Wie konnten Sie es wagen, ohne meine Erlaubniß eine Reihe von Bäumen zu kaſſiren, die der Schmuck der ganzen Gegend war? Glauben Sie, daß ich ein Kind bin, und daß Sie in meinem Eigentume nach Belieben ſchalten können?“

Das war ein Willkommen, auf das der Angeredete nicht gefaßt war. Man ſah in ſeinem grundgutmütigen Geſichte den tiefen Schmerz, den dieſe Worte ihm verurſachten; die Thränen der Rührung, die an ſeinen Lidern hingen, als er eintrat, rollten nun bitter als Zeichen des Leides über die Wangen. So ſtand er eine Zeit lang ſprachlos den Tobenden gegenüber, dann wandte er ſich langſam um und folgte Stein, welcher ſchon zu Anfang des Auftritts, der ihm zu überraſchend kam, als daß er ihn hätte verhindern können, den Ort verlaſſen hatte. Im Vorzimmer blickte der Greis noch einmal wie träumend um ſich, ſtieg dann, mit den Händen vortaſtend, die

Stufen hinab, eilte an ſeiner Frau vorbei, die den Verſtörten erſtaunt anſah, und kam wenige Minuten darauf mit einem Bündel Akten und dem großen Wirtſchaftsbuche unter dem Arme wieder denſelben Weg zurück. Mit jener, nur der Redlichkeit, die ſelbſt, wenn ſie fehlt, nur in beſter Abſicht fehlen kann, aber dieſer auch in jeder Menſchenklaſſe eignen Würde, trat er bei Felix ein, legte ſeine Papiere auf den Tiſch und ſprach mit warmem Affekte:

„Herr Graf, ich kam als junger Menſch in dieſes Haus, ich habe meine Kenntniſſe auf Ihren Gütern erworben und ſchon von Ihrem Großvater Gutes genoſſen. Ihr Herr Vater gab mir das Amt, das ich bis jetzt bekleidete, hier ſind die Bücher, ſehen Sie ſelbſt nach, ob ich Ihren Vortheil wahrnahm. Ich hänge an dieſem Orte, meine Kinder ſind hier geboren, und es iſt faſt kein Brocken Erde auf Ihrem ganzen Gebiete, mit dem ich nicht irgend etwas zu thun hatte. Es wird mir ſchwer, mich von all den alten Gewohnheiten zu trennen, aber ich muß gehn, und bitte hiermit um meine ſofortige Entlaſſung. Herr Graf, ſeit 15 Jahren, die ich im Dienſte Ihrer Familie bin, höre ich von einem Gliede dieſer Familie das erſte harte Wort. Ich bin alt und würde mich an dieſe Weiſe nicht gewöhnen können, ich werde gehn. Zuerſt aber laſſen Sie mich Ihre Vorwürfe beant-

worten. Die Pappeln, die Sie vermiſſen, hatte meine Hand gepflanzt und zwar kurz nachdem ich hierher gekommen; ſie waren mit mir alt geworden, aber die italieniſche Pappel hält ſich nicht ſo lang, wie der Menſch. Die meiſten wurden trocken oder faul, und der Wind brach eine nach der andern; ſo ließ ich ſie, um Unglück zu verhüten, und nicht Lücken in der Allee zu ſehn, wegſchlagen. Neue pflanzte ich deßhalb nicht an, weil ich unterdeß gelernt habe, daß ihr langer Schatten in unſrem Himmelsſtriche weithin nachtheilig für den Acker iſt. Das brauchbare Holz iſt außerdem zu Waſchtrögen verarbeitet und, wie der Herr Graf aus den Rechnungen erſehn werden, möglichſt gut verwertet worden. — Nun erlauben Sie mir, mich auch von der zweiten Anklage zu befreien. Als ich dieſes Jahr einen Schüttboden bauen mußte, fehlte es mir an Raum für das Getreide, da das neue Gebäude nach dem Befehle Ihres Herrn Onkels auf den Platz des alten kommen ſollte. Die Stuben hier oben ſtanden leer, ich ließ alſo die Sachen von drüben unterdeſſen hierher räumen und dachte nicht daran, daß ich Ihnen dadurch Verdruß machen könnte."

„Es iſt gut!" ſagte Felix, der ihn mit über einander geſchlagnen Armen angehört und ſich in ſeinem ganzen Weſen Mühe gab, die Affektloſigkeit Steins zu kopiren. Damit ließ er den alten Mann gehn.

Die Belehrungen, die ihm aus der Erklärung des Amtmanns zuflossen, und das autokratische Ich, das dieser mehrmals gebraucht, hatten seiner einmal entfesselten Heftigkeit neue Nahrung gegeben. Und dabei bildete er sich ein, völlig ruhig zu sein.

Fritz, der Kammerdiener, hatte gehorcht und erzählte nun Stein Alles, was vorgegangen war, indem er ihn beschwor, den Grafen zu beruhigen, da Graf Karl die Härte gegen den alten Diener nie verzeihen würde, so lieb er auch den Neffen habe.

Der Amtmann bewohnte die eine Seite der unteren Schloßetage. Stein ging zu ihm hinab. Er fand die ganze Familie völlig verstört. Der Greis, dessen Kraft nun auch erschöpft war, saß zusammengebrochen in seinem großen Armstuhle, er war offenbar im Augenblicke nicht im Stande, sich einen Plan für die Zukunft zu entwerfen, und brütete halb gedankenlos vor sich hin. Seine Frau dagegen machte ihrem Unwillen in heftigen Ausbrüchen Luft, schalt bald den Grafen, bald ihren Mann, und fuhr auch dann noch in ihrem Reifen fort, als Stein bereits eingetreten war.

„Herr Teichert," sagte er, „ich darf glauben, daß Sie durch Stilling von mir gehört haben, ich bin der Maler Stein. Ich komme zu Ihnen, um als Freund des Grafen Halden eine Unbesonnenheit von ihm gut machen zu helfen."

„Ich danke Ihnen für die gute Absicht,“ entgegnete der Amtmann, „aber ich muß Ihre Vermittelung ablehnen, und bitte Sie, mir diesen Stolz nicht übel zu nehmen. Ich habe mit meinen Herrn immer gradezu verhandelt, und wir sind mit einander ausgekommen, ich ertrage es nicht, jetzt wie ein Fremder behandelt zu werden.“

„Schlimmer noch,“ rief die Frau dazwischen. „Ist es nicht schlecht, einem alten Manne, der alle seine Kräfte von Jugend auf dem Herrn geopfert, so den Stuhl vor die Thüre zu setzen? Freud' und Leid haben wir mit der Familie getheilt, und sind wir darum hier grau geworden, um uns auf unsre alten Tage hinaus werfen zu lassen?

„Sie irren sich, Frau Teichert,“ sagte Stein, dessen Unbeweglichkeit ihr zuletzt doch Schweigen auferlegte, „meines Wissens hat Ihr Mann seinen Posten gekündigt, und ich komme eben, um ihn zu fragen, ob er gewillt sei, sein Verlangen aufzugeben, wenn Graf Halden keine Notiz von diesem Begehren nehmen sollte?“

„Es wird mir recht schwer, von hier fortzuziehn; ich habe diesen Felix, als er noch ein kleiner Knabe war und ganz helles Haar hatte, so oft auf meinen Knieen gehabt .... Nachdem Vater und Mutter gestorben waren, blieb er noch einen Monat bei mir,

bis ihn Graf Karl abholte. Er war ein ſo liebes, ſchönes Kind, — und hat ſich recht verändert. Wenn ich aber an das Alles denke, könnte ich ihm wol verzeihn. Meinen Sie nicht?“ Dabei ſah er Stein ſo ängſtlich an, als fürchte er ein Nein. Dieſer aber drückte dem guten Alten herzlich die Hand, nickte ihm freundlich zu, und begab ſich zu Felix.

Er fand ihn, ſcheinbar ſehr kaltblütig mit der Reviſion des Haubtbuches beſchäftigt; es entging ihm jedoch nicht, daß er den Folianten offenbar erſt aufgeſchlagen als er Schritte gehört, denn das Buch lag ſo unbequem für den Leſenden, daß es bei wirklicher Aufmerkſamkeit inſtinktiv hätte müſſen anders geſchoben werden. Trotzdem ſpielte er den Vertieften und deutete nur ſtumm nach einem Platze auf dem Sofa.

„Sie entlaſſen Ihren Amtmann?“

„Er iſt mit mir nicht zufrieden und will gehn; ſoll ich ihn halten?“

„Begreifen Sie denn nicht, daß er, wenn Sie auch Alles überhören wollten, was das Gemüt gegen einen ſolchen Akt einzuwenden hat, Ihnen jetzt unentbehrlich iſt? Er kennt all die Verhältniſſe, er weiß von Allem, was hier not thut, er iſt nicht blos Ihr Wirtſchafter, ſondern in der That Ihr Faktotum, Ihre einzige Rettung in der Kriſis, die über kurz oder lang

den Augiasſtall ſchleſiſcher Grundbeſitzverhältniſſe aus-räumen wird."

„Und deßhalb ſoll ich wol hingehn und den Herrn Amtmann demütigſt um Verzeihung bitten, daß ich gewagt, ſeine Anmaßung in die Schranken zu verweiſen? Ich brauche acht Tage, dann kenne ich den ganzen Kram ſo gut wie er."

„Das iſt eine Anmaßung von Ihnen, die Sie durch große Verluſte bezahlen werden!"

„Sie werden mir mit Ihren Hofmeiſtereien nachgerade unerträglich!" rief Felix, von ſeinem Sitze aufſpringend.

Stein zog erſt jetzt einen Stuhl an den Tiſch, warf ſich in die Polſter und ſagte dann, indem ein Lächeln über ſeine Züge glitt: „Bravo, Sie ſind wirklich im Begriffe ſich zu emanzipiren; Schade nur, daß die erſten Dinge, die Sie für Zwangsmittel anſehn, ein alter bewährter Diener und ein Menſch ſind, der, wenn er hofmeiſterte, es nur auf Ihren Wunſch that, und dadurch eine große Zahl von Thorheiten hinderte, oder doch gut machte, die Sie in Ihrer Heftigkeit begingen, und ſtets zu bereuen Urſache haben. Ich will dies auch jetzt noch verſuchen, und werde deßhalb weder ſelbſt heute Ihr Haus verlaſſen, — denn ich käme nicht mehr zurück, — noch zugeben, daß Teichert

ſich für entlaſſen anſieht, bis Sie ruhig genug ſind, zu überlegen, was Sie thun. — Sie haben Ihren Überrock noch an, geben Sie mir eine Cigarre aus ihrem Etuis, Immerwahr hat mir inländiſches Blatt für importirt verkauft.“

Mechaniſch griff Felix in die Rocktaſche und zog das Etuis heraus. Aber er gab es nicht aus der Hand, das gleichmütige Verlangen Steins donnerte ihn mächtiger an, als alle Vorſtellungen, er fühlte ſich gedemütigt, er ſtutzte und konnte nun wieder überlegen. Die Rauhheit, das Unpaſſende ſeines Betragens gegen den Amtmann, die Blöße, die er ſich Stein gegenüber gegeben hatte, wurden ihm klar . . . . . und als Stein mit einem „Nun“ nach den Cigarren langte, ergriff er ſeine Hand und ſtieß kurz und unterbrochen die Worte hervor: „ Ja, ja, Sie haben Recht, wenn Sie mich wie einen Knaben behandeln, ... bleiben Sie nur bei mir, . . . ich werde auch Teichert bitten, daß er bleibt; . . . . ach, werde ich mich denn nie beherrſchen lernen?“ — Er ſetzte ſich einen Augenblick nieder, dann ſprang er auf und rief: „Kommen Sie mit, warum ſoll der alte Mann mich einen Moment länger für einen undankbaren Wüterich halten?“ So zog er Stein mit ſich fort und kam, die unerwarteſte Erſcheinung von der Welt, in die Familie des Amtmanns, als hier eben das Nachteſſen, das heute Nie-

mand zu berühren Luſt hatte, aufgetragen wurde. „Das iſt ja prächtig,“ rief er dem erſtaunten Beamten zu, das iſt ja prächtig, daß ich eben zu rechter Zeit komme, ich fürchte meine Küche wird heut noch ſchlecht beſtellt ſein, ich darf alſo wol hier miteſſen!“ Hatte er indeſſen darauf gerechnet, ſo wohlfeilen Kaufs davon zu kommen, ſo irrte er ſehr. Teichert war nicht mehr jung genug, um über eine Kränkung ohne Nachklang weg zu gehn, und anderſeits beſaß er auch nicht genug Takt, um hier das Zartere zu treffen. Es gab alſo erſt eine neue Erklärung, und dann eine Verſöhnung in aller Form. Stilling und Schwarz, der andre Maler, fanden ſich auf den Ruf der Tiſchglocke ebenfalls ein, der Letztere belebte durch ſein muntres Geſchwätz und durch die komiſche Weiſe, mit welcher er der Nichte des Amtmanns den Hof machte, den Tiſch, und Niemand hätte bald mehr die Spuren des verbrauſten Wetters in dieſer gemütlichen Geſellſchaft erkannt.

Später kamen: der Förſter, der Rentmeiſter und die Beamten der andern Güter, um den Herrn willkommen zu heißen, und keiner hatte ſich zu beklagen. Sie gingen um ſo vergnügter wieder heim, als ſie, durch die geſchäftige Fama ſchon von der Ungnade Teicherts in Kenntniß geſetzt, eine kurze und verdrießliche Abfertigung gewärtigt hatten.

Damit ſchienen die Ankunftsſchauer für die zunächſt betheiligten Perſonen vergeſſen und begraben. Nur Stein, als er in dem großen, öden Zimmer auf und nieder wanderte, das ihn für dieſe Nacht beherbergen ſollte, dachte noch lang darüber nach . . . Wol iſt er ein Kind, ſagte er ſich, ein Kind, weil er ſich ſelbſt nie Rechenſchaft legt, weil er dem Winde gehört, er mag wehen, wohin er will; aber er iſt ein gefährliches Kind. Das Verbrechen ſelbſt würde ihn unbeſchützt finden, wenn es plötzlich käme; er würde danach greifen wie das Kind nach der Schlange, von deren Gift es nichts weiß. Er gehört dem Augenblicke; das Kind beſitzt die Waffen eines Mannes und würde ſie brauchen, ehe man dazwiſchen treten könnte. Ich dachte nicht, daß ihn ſeine Heftigkeit bis zu einer ſolchen Entäußerung aller Innerlichkeit fortreißen kann, ich glaubte nicht, daß er gradezu für Härte zugänglich iſt; er hat mir heute eine neue Seite gezeigt, einen Makel an ſeinem Charakter, der es immer nötiger macht, daß ich ihn bewache. Habe ich mich in meinen Beobachtungen nicht getäuſcht, und irre ich in meinen jetzigen Schlüſſen nicht, ſo kommt die Zeit, und ſie iſt nahe, in der aus der Larve ſeines Weſens, aus dem unreifen Zwiſchenzuſtande, entweder ein giftiges Inſekt mit ſcharfem Stachel ſich entwickeln muß, — oder die lebendige Larve verwandelt ſich in eine tote. Von

welcher Seite der Kampf auch begonnen wird, zu vermeiden iſt er nicht. Gewaltſam wird dieſes zitternde Blatt in den Wirbel geriſſen, und ..... Der Ernſt in des Malers Zügen wich nach und nach, ein freundlicher Traum leuchtete ihm in das Herz, und der Seufzer, der ſeiner Bruſt entſtieg als er ſeinen nächtlichen Spaziergang ſpät einſtellte, war nicht Angſt, nicht Furcht, er war Sehnſucht, er hieß in Worte überſetzt: Warum iſt dieſe ſchöne Zeit mit ihren Wunderfreuden noch nicht da?

Die Ermüdung der Reiſe ließ ihn länger ſchlafen, als er es gewohnt war, auch fand er Stilling und Schwarz, deren Arbeiten er beſichtigen wollte, ſchon auf den Gerüſten.

„Theurer Meiſter, unvergleichlicher Profeſſor,“ rief ihm Schwarz luſtig entgegen,“ ſteigen Sie zu meiner Höhe empor, und bewundern Sie das ſtraffe und doch ſo zarte Bein, das ich nach Ihrem Recepte eben dem ſchlanken Baldachinengel angemalt!“

„Nun, das Fleiſch iſt geſund und kräftig, wie ich es von Ihnen nicht anders erwartete!“

„Ach darum handelt es ſich ja gar nicht! Stilling, der, weil er eine Niederlage fürchtet, gar keine Notiz von Ihrer Anweſenheit nimmt, ſtritt geſtern mit mir über dies Bein, und Sie ſollen mir Recht geben!“

„Wenn ich kann!“

„Verſteht ſich können Sie es. Stilling behaubtet, Sie hätten das Bein hermaphrodiſirt, und bringt unmenſchlich gelehrten Kram über das Geſchlecht der Engel, hermaphrodiſirt ſeine Gedanken, Begriffe, Sinne, ſieht Muskeln in Ihrem Karton angedeutet, von denen ich keine Spur finde, kurz kohlt eine halbe Stunde lang, während ich einen Korb Champagner biete, daß Sie mir das ſechszehnjährige Mädchen nennen können, deſſen Wade dieſe reine Linie bildet; ja ich will va banque auf alle Karten bis auf eine ſpielen; woher das Mädchen auch geweſen ſein mag, eine Deutſche war es nicht.“

„Und um Ihren Satz zu vertreten,“ ſagte Stein, der nun auch auf das Gerüſt geſtiegen war, „gaben Sie dem Beine lieber gleich einen ſo tiefen Ton, daß es ganz unmöglich wird, den Engel für etwas andres als eine verkappte Italienerin zu halten!“

„Ach, das iſt ja hier reines Hazardſpiel! Die Kartons haben dort und da gelitten, kein Modell iſt zu finden, und wäre eins zu finden, ſo iſt's nicht zu haben. Um das Innere dieſes Fußes nach der Natur malen zu können, mußte ich einer kompletten Gans 14 Tage lang den Hof machen und ich weiß nicht was ſchwören, ehe ſie mir ihre ſtrumpfloſe Sohle ſehen ließ. Sie werden es ja ſelbſt verſuchen! Apropos, vielleicht gelingt es Ihnen, Fräulein von L. als Modell zu acquiriren, das wäre etwas. Ich war unten,

die Dame kam vom Gerüſt herunter, denn ſie beſucht uns öfter, und blieb mit ihren ſtarkgeſteiften Röcken an den Balken hängen als ſie auf der abſchüſſigen Laufbrücke grade in's „Fliegen“ kam, — kurz, ich befand mich plötzlich vis-à-vis eines Paares höchſt wohlgeformter Beine und konnte, in künſtleriſches Anſchauen verſunken, der Verunglückten nicht ſo ſchnell Hilfe bringen, als meine Chevalerie gewollt!“

„Sie ſind doch immer noch ſo leichtfertig!“

„Was thuts? Die Dame ſagte, als ich durch einen Schlag auf die Bauſchen ihr endlich aus der Klemme half: „Wenn das Jemand geſehn hätte!“ und als ich erſtaunt meinte, — ich ſah's doch wol, — ſprang ſie lachend in den Saal hinab. Ich nahm mir allen Ernſtes vor, ſie um die kleine Gefälligkeit zu bitten, ihr reizendes Fleiſch überall, wo ich es brauche, zum Vorbilde nehmen zu dürfen!“

„Schwarz erſpart mir das Klagen, da er Ihnen von ſeinem eignen Unfuge erzählt,“ miſchte ſich jetzt auch Stilling in das Geſpräch. Er war ein Menſch, dem bei großer techniſcher Vollendung, umfaſſenden Kenntniſſen in allen zu ſeiner Kunſt gehörenden Hilfswiſſenſchaften, alles Schöpfungsvermögen abging. Einmal nur hatte er verſucht, einen bibliſchen Stoff als freies Gemälde darzuſtellen, damit aber ſo glänzend Fiasko gemacht, daß eine Erinnerung an den König

Pharao und das rote Meer ihn auf das empfindlichſte beleidigte. Er war wie alle Kopiſten, trocken, ſteif, beſcheiden und von einer tiefen Verehrung für alle Maler durchdrungen, die aus ihrer Fantaſie, aus ihrem Geiſte Geſtalten hervor zu zaubern wußten. Dabei war er für die Ausführung fremder Kartons unübertrefflich. Mit peinlichſter Gewiſſenhaftigkeit faßte er die ſubtilſten Tinten in's Auge, und ſeine Zeichnung war von wahrhafter Spiegelgenauigkeit. — Schwarz dagegen, mindeſtens 15 Jahre jünger als ſein ſchon ergrauender Genoſſe, war eine jener unverwüſtlichen naturwüchſigen Künſtlerſeelen, in denen das Genie auch von zügelloſeſter Leichtfertigkeit nichts verderben läßt. Er verdankte Stein, der ſein Talent erkannt hatte, faſt Alles, er würde auch für einen Andern nicht die Dienſte eines „Koloriſten," wie er ſeine jetzige Beſchäftigung nannte, verrichtet haben. Wir ſahen ſchon, daß er ſich kleine Eigenmächtigkeiten erlaubte, ſein echter Künſtlerſinn ließ ihn aber darin wieder ſo ſehr Maß halten, daß Stein, als er ſein Auge über den vollendeten Theil des Plafonds ſchweifen ließ, wo er eine ſolche Eigenmächtigkeit erblickte, ſich geſtehen mußte, daß ſie eine Verbeſſerung ſei.

„Ja", ſagte der Ankläger, „er treibt Narrenspoſſen mit den Damen, die uns mit ihrem Beſuche beehren, belügt ſie und läßt ihnen von den Farben-

reibern Erklärungen nicht vorhandner Bilder geben, ſtatt ernſt und fleißig das Werk zu fördern. Er iſt in den wenigen Monaten die Fabel der ganzen Gegend geworden. — Ich ſcheue mich faſt, Sie darauf aufmerkſam zu machen, aber es muß wol ſein, da Sie ſonſt geneigt ſein dürften, mir die Schuld in die Schuhe zu ſchieben: Herr Schwarz fand für gut, dem Genius links, dem mit der Tuba, wie Sie hier ſehn können, ein violettes Gewand umzuwerfen, während der Karton ein grünes nachweiſt. Ich war außer mir und wollte das Stück augenblicklich wieder abſchlagen, er weigerte ſich jedoch hartnäckig und will ſein Beginnen bei Ihnen verantworten. Müſſen wir, wie ich nicht anders glaube, jetzt die ganze Ecke herunterwerfen, ſo haben wir eine ſehr mühſame und gefährliche Arbeit."

Schwarz war während des letzten Vorwurfs glühend rot geworden, er hatte den Kopf geſenkt, um Steins Augen nicht zu ſehn, aber ſeine Hand zuckte, und ſein Stolz kämpfte einen heißen Kampf.

Stein ſagte, indem er Stilling freundlich die Hand auf die Schulter legte: „Ich wußte ja wol, als ich Sie bat, hierher zu gehn, daß Sie dem leichtſinnigen Burſchen ein gutes Gegengewicht ſein würden; aber brav iſt er doch, und den violetten Mantel dürfen Sie ihm auch verzeihn, er ſtört nicht allein die Farbenharmonie nicht, ſondern hebt die ganze Gruppe.

Hätte ich das Licht des Saales gekannt, ſo würde ich vielleicht auch Violet genommen haben.“

Schwarz warf den Kopf zurück, und innigſte Freude leuchtete aus dem ſchönen, wenn auch etwas verwüſteten Geſichte. „Dafür ſei Ihnen alle Schulmeiſterei verziehn, herzlieber Stilling,“ rief er, faßte den Genannten trotz ſeines Sträubens um den Leib und drehte ihn auf dem krachenden Gerüſte herum. „Sagt' ich's nicht, Herr Stein hat den Raum nicht geſehn, wir müſſen hier nicht blos kopiren, wir müſſen denken und malen!“

„Ich würde das nie gewagt haben, obgleich Sie nur die von mir entwickelten Gründe zu Ihrer Rechfertigung anführen können,“ ſagte Stilling. „Ich würde nie wagen, einen Karton von bekannter Meiſterhand zu cenſiren! Nie, auch wenn ich noch ſo viel Gründe fände.“

„Wenn ich Ihnen ſagte, das ſchöne Stück Arbeit, das Sie mir hier zeigen, überträfe meine Erwartung, ſo würde ich Sie beleidigen, es iſt Alles ſo, wie ich es gedacht .....“

„Wunderſchön, o, mein Haus wird ein Feenpalaſt,“ rief Felix, das Gerüſte hinaufſtürmend, ohne ſich um ein Farbenbehältniß zu kümmern, das er in ſeiner Haſt in den Saal hinab warf. — Stilling ſtieß

einen Wehruf aus und eilte hinunter, um den Schaden zu beſichtigen.

„Das gibt wieder ein Wetter auf meinen Rücken,“ ſagte Schwarz, „ich habe den Kaſten heraufgebracht, und fürchte, daß der Schaden im Augenblicke nicht zu erſetzen iſt. Unſer ganzer Vorrat von feinen Farben iſt wahrſcheinlich verdorben.“

Wirklich klagte Stilling, daß Alles ſo durch einander geſchüttet ſei, daß nicht ein Staübchen davon zu brauchen. Stein beruhigte ihn zwar durch die Nachricht, daß er mit bedeutendem Vorrate verſehn ſei, vermochte aber ſeinen Jammer um die Menge herausgeworfnen Geldes, und eine Zahl von Vorwürfen, die den leichtſinnigen Schwarz trafen, eigentlich aber dem unvorſichtigen Grafen galten, nicht zu pariren. Die Schläge, die der Page ſtatt des ſpaniſchen Kronprinzen erhielt, ſind aus dem gewöhnlichen Leben noch gar nicht verſchwunden; man ſchilt oft einen Andern, während man aus Rückſichten dem Schuldigen einen Bückling macht und ihn doch die Vorwürfe anhören laſſen will.

Nachdem Felix Alles geſehn und unzählige Fragen geſtellt, bat er die Herren, bei ihm zu frühſtücken. Schwarz warf Pinſel und Stock fort, ſchwenkte ſeine Kappe und erklärte ſich fertig. Stilling warf einen unmutigen Blick auf den ſtark mit Farben befleckten Kittel

des jungen Mannes, einen zweiten auf die Trümmer seiner Schätze, und erschien erst nach einer halben Stunde mit reiner Wäsche, Hut, Frack und Handschuhen in der Gesellschaft, der Schwarz eben einen Vortrag über oberschlesischen Kunstverstand hielt.

„So gut wie der heilige so und so," sagte er, „den Teufel für ein hübsches Mädchen hielt, so hielt ich auch Oberschlesien für ein Land, das, wenn auch ein verlorner Posten der Kultur, doch kultivirt genug sei, um im groben Ganzen eine Ahnung von Kunst zu haben. Der gute Heilige stieß bei näherer Untersuchung —, nach der Legende, auf so viele Ecken und unpassende Härten, daß er von seinem Wahne zurückkam und nun mit größter Ruhe den Tugendhaften spielen konnte; ich für mein Theil fand nicht einmal so viel, ich fand gar nichts. Graf Halden, verzeihn Sie mir, gilt allgemein für einen Narren; denn ein vernünftiger Mensch, räsonnirt der oberschlesische Krautjunker, kann unmöglich Tausende auf eine bemalte Wand hinauswerfen, wenn er im besten Falle eine seidne Tapete für Hundert haben kann. Will man Bilder, so existire ja die illustrirte Zeitung, die fliegenden Blätter oder gar die Pfennigmagazine. Punktum! Der Pfarrer zuckt die Achseln, wenn er die heidnischen Gestalten sieht, und meint, das Abendmal und die zwölf Apostel paßten am besten in den Speisesaal, es gäbe ja über-

haubt keine Malerei als die religiöſe, wie er ſie nennt. Ich fragte ihn, ob er Weſſenbergs Buch geleſen habe? — das iſt ein Ketzer hieß es .... Ach Herr Graf, wenn Herr Stein es nicht wünſchte und Ihr Ungarwein nicht ſo über alle Beſchreibung erhaben wäre, ſo ſollte mein Pinſel wahrhaftig keine Bekanntſchaft mit den Wänden von Schloß W. machen. — Ein unglücklicher Menſch in Breslau, der über lang oder kurz darüber zu Grunde gehn wird, kommt auf den rieſigen Gedanken, eine Art Gallerie, eine permanente Ausſtellung zu ſchaffen, und will ſeine Propaganda denn auch nach Oberſchleſien ausdehnen. Der ſchleſiſche Kunſtverein, an deſſen Spitze ein paar Zöpfe und ein kraftloſer Schöngeiſt ſtehn, unterſtützt das Unternehmen, — Sie können aus dem Vorſtande ſchließen, wie energiſch dieſe Unterſtützung iſt, — und rekrutirt ſich und ihn wirklich in Oberſchleſien ſtark. Man ſollte nun glauben, daß durch das Verbreiten von Bildern, die als Miſſionäre den Leuten in's Haus geſchickt werden, dem Glauben an die Kunſt Anhänger gewonnen werden müßten; es wäre vielleicht auch der Fall, wenn dieſe Bildermiſſionäre den Glauben zu predigen verſtünden. Da aber ſitzt der Haken im Fleiſche. Um nur bei jeder Verloſung eine recht große Anzahl von Gewinnen zu beſchaffen, werden Stillleben, Papagaien, Fruchtkörbe, Studienköpfe, Architekturen von Anfängern

gekauft, und kommt ein Verſtändiger auf den Einfall, ein gutes Bild vorzuſchlagen, ſo ſetzt es einen harten Kampf, bis endlich die Herren, aus Furcht ſich gar zu ſehr zu blamiren, darauf eingehn. Der Kunſtverein thut nichts für die Bildung des Geſchmackes, weil er ſelbſt keinen hat, und beruft ſich bei all ſeinen Bocksſtreichen auf den Pöbelſinn ſeiner Mitglieder, die lieber ein ſchlechtes Bild haben, als ein gutes möglicherweiſe nicht gewinnen wollen. — Und Schleſien iſt das Land, das Leſſing geboren! — An Menſchen, die trotz dieſes Elends die Kunſtverſtändigen ſpielen, leidet auch Oberſchleſien keinen Mangel. Das iſt, glaub' ich, auf der ganzen Welt eine endemiſche Krankheit. Der Baron Monzen zum Beiſpiel, der hier für einen Mäzen erſter Klaſſe gilt, und an deſſen Urteil zu zweifeln in ganz Schleſien Hochverrat wäre, ließ ſich neulich von unſrem kleinen Jakob ſo arg auf's Eis führen, daß Stilling ſelbſt die Contenance verlor und, zwiſchen Aerger und Lachen, neben dem düpirten Kunſtfreunde eine höchſt ergötzliche Figur darſtellte. Der Zinnober, den wir aus Breslau bekamen, war ſo unrein, daß wir ihn nicht brauchen konnten, Jakob macht ſich aber ein Töpfchen an und ſchmiert an der rohen Wand hin und her, kabbaliſtiſch hyperboliſche Flecken und Striche; der Baron kommt dazu und fragt, was er mache? — Ei, entgegnete ihm der kleine Teufel, indem er ohne

ſich umzuſehen fortſtreicht, ich untermale den König Pharao, wie er im roten Meere ertrinkt. — Und: Höchſt geniale Compoſition, ſüperb! meint der Baron."

„Schieben Sie nur die Schuld von ſich, haben Sie den Taugenichts etwa nicht angeſtiftet? Galt der Hohn etwa nicht mir?" fuhr Stilling auf. Sein olivengrünes, gradlinigtes Geſicht ließ alle Muskelbatterien ſpielen, die kleinen grauen Augen, aus denen der Wein leuchtete, nahmen jenen Ausdruck an, den der Franzoſe sinistre nennt, und für den wir kein erſchöpfendes deutſches Wort haben; die Naſe wurde ſpitz und der Mund weinerlich und biſſig zugleich eingeklemmt. Die hoch hinaufgehenden Vatermörder dazu, und die ſorgfältig mit einer Brillantnadel zugeſteckte ſchwarze Atlasbinde .... es war ein Anblick, der die ganze Geſellſchaft, Stein mit einbegriffen, in ein Gelächter fortriß, das nicht enden wollte. Mit den Anſchwellen dieſes Lachſturmes wuchs aber auch die Wut Stillings, er deklamirte immer heftiger und griff zuletzt nach einem Glaſe, mit der unzweideutigen Abſicht, daſſelbe in nächſte Berührung mit Schwarz's Kopf zu bringen. Stein fiel ihm in den Arm, Felix vergrub ſich in die Sofakiſſen, da er ſeines Lachens nicht Herr werden konnte, und Schwarz rief: „Pfui, Alterchen, wer wird gegen einen Kameraden ſo erboßt ſein, oder gar ſo eitel, jeden Spaß auf ſich gemüzt zu glauben!

Graf Halden, wenn Sie Stilling nicht Ihr Wort geben, daß Sie über den Baron gelacht, so glaubt er, auch Ihre Heiterkeit gelte ihm, und er droht Ihnen mit seinen unmäßigen Reiterpistolen, von denen jede ein halbes Pfund Pulver verträgt!“ In den neuen Ausbruch, der diesen Worten folgte, und zu denen die Blicke Stillings den köstlichsten Kommentar gaben, stimmte nun auch der Erzürnte aus Artigkeit ein. Der in den Kampf gemischte Schloßherr war ihm die in die Debatte verwickelte höchste Person einer Kammer, und er rief sich selbst zur Ordnung, so schwer es ihm auch wurde.

„Stoßen Sie mit mir an, alte ehrliche Haut!“ sagte sein mutwilliger Gegner, „und glauben Sie mir, daß ich Ihnen nie wehthun will!“ Felix und Stein folgten diesem Beispiele, und der Erzähler fuhr fort.

„Also der Baron Monzen, von dessen Fährte Stilling uns abgezogen, der große Kunstkenner, bat mich seine Schätze in Augenschein zu nehmen, er bat so oft und dringend, daß ich mich endlich bequemen mußte, auf der stoßfreudigen Britschka Ihres Amtmanns die zwei Meilen nach seinem Dorfe zu machen. Er umarmte mich, seine Liebe zur Kunst unangenehmer Weise auf die Künstler übertragend, er umarmte mich und puderte mein schönes Hemde so wie meinen Bart mit stinkgiftigem Staube, wie Ernst Mahner den

Schnupftaback nennt. Ich nieſte zum Danke ſo ſtark, daß die Frau Baronin im vierten Zimmer ſich bewogen fand, „Helf Gott!“ zu rufen. Er riß mich, ehe ich noch von den Stößen mehrerwähnter Britſchka zu mir ſelbſt gekommen war, in ſeine Gallerie, ſchlug die Arme über einander und ſtarrte mich an, — weil ich nicht ohne Weiteres ein Ah! über das andre ausſtieß. Ich hatte nach dem König Pharao meine Erwartungen allerdings ſchon auf Null abgeſpannt, das was ich aber ſehn mußte, ging über die geringſten zurück. Etwa 60 Bilder in einem kleinen Zimmer mit zwei Fenſtern, regelmäßig gegen das Licht gehangen, — und was für Bilder? Neben ein paar Landſchaften, von denen die eine das Gut des Barons, die andre das Stammſchloß der Frau Baronin vorſtellte, ein paar franzöſiſch illuminirte Genres, dann ein namenloſer Studienkopf, der mich parforce an die beſte Zeit Rembrands erinnern ſollte, während er doch ſehr lebhaft das Gedächtniß eines Bekannten von mir auffriſchte, der eine beſondre Gewandheit im Reformiren der Natur hatte und immer die Augen ſeiner unglücklichen Geſchöpfe in die Stirn hineinſchob. Ein altes, ſchlecht reſtaurirtes Bild, die Steinigung des altteſtamentari-Weinbergbeſitzers, deſſen Namen Sie bei meinem Religionslehrer erfragen können, wurde wie eine Thüre dem Lichte zugeklappt. Das Ding ſah ſo aus, als

wäre ſtatt des Öles bei ſeiner Verfertigung eine Auflöſung oberſchleſiſchen Lehms angewendet worden, — der Name des Meiſters aber, — meine Herren, Sie können denken, wie voll der Baron den Mund nahm, — war kein andrer als: Peter Paul Rubens. Ich machte eine Verbeugung und dachte: Gott ſei Dank, daß ſich kein Bild von dieſem Manne in ſo ſchlechter Geſellſchaft befindet. Es ging etwas auf meinem Geſichte vor, was der Kunſtkenner für ein endliches Aufflammen meiner Bewunderung nahm; er zog mich nun, des großen Genuſſes dadurch wert geworden, in ein verſchloßnes Kabinet nebenan: Das iſt nicht für die Laien, ſagte er. Da hing denn ein zwölf Quadratzoll großes Bildchen voller Figuren, unverkennbar von einem ſchwachen Schüler Adrian van der Werffs gemalt, unſinnig feine Strichelchen, mühſeligſte Honigpinſelei. Es ſtellte eine Kneipenſzene vor, die Gläſer und Krüge, wie alles Tote bewundernswürdig lebendig, aber alles Lebendige kläglich tot. Eckige Menſchen, regungloſe Geſichter, das Schenkmädchen wie ein Haubenſtock, — die ſilberne Bruſtkette natürlich wieder ſo brav, daß man die Glieder ſpielen ſah, — und in der Stubenecke ein Kerl, der es ſich ſehr bequem machte. — Dieſes Stückes wegen wären Kunſtfreund nnd Kunſtkenner einander faſt in die Haare geraten. Ich konnte es aber doch nicht dulden, daß ein

Menſch wagte, dies Machwerk — Rubens, wirklich Peter Paul Rubens, geboren 1577, geſtorben 1640, wie in goldnen Buchſtaben auf dem ſchwarzen Rahmen ſtand, zuzuſchreiben. Demſelben Rubens, der die Kreuzabnahme, der den Sturz der Weiber und die hundert Meiſterwerke geſchaffen, die ſeinen Namen über alle Zeit hinaus dauernd gemacht. Das war doch zu unerträglich. Ich mühte mich vergebens ab, ihm die Unmöglichkeit grade einer ſolchen Verwechſelung klar zu machen, er blieb dabei und mochte zuletzt mich für den Narren halten, als der er mir erſchien. Noch gab es in dieſem verſchloſſnen Kabinet eine Kopie von Correggios bogenſchnitzendem Amor, der durch einen Flor jungfraülichen Augen entzogen wurde, — das einzige Stück der ganzen Sammlung, das gemalt war; und dann eine kauderwelſche Zuſammenſtoppelung Roberts und Riedelſcher Figuren. Dies letzte war ein großes Tableau, eine Fiſcherfamilie am Golfe von Neapel, Fernſicht nach Kapri, die Landſchaft wieder Fries nachgetuſcht. In Italien war der Raüber ſicher nicht geweſen, das leuchtete mir von vornherein in die Augen, drum begriff er die wunderbaren tiefen Töne der Luft und des Grüns nicht, er hatte ganz gemütlich die Aloen und Pinien norddeutſch angeſtrichen, das Meer ſah aus wie eine trübe Lache mit kornblauen Flecken, und die Menſchen ſaßen in dieſem müden ab-

geblaßten Grasklere, wie eine verlaufne Zigeunerfamilie. Von einem Schleier war dies Bild natürlich auch unzertrennlich, denn es gab darauf eine Mutter, die ein ſaügendes Kind an der nackten Bruſt hatte. Und das iſt doch ein unäſthetiſcher Anblick! Ich war wirklich erſtaunt, aber in andrem Sinne, als es der Baron verſtand. — Ja, ſagte er, Sie werden eine ſolche Sammlung in Oberſchleſien nicht wiederfinden; der Baron Stücker hatte auch einige gar nicht üble Sachen hier, aber ſeit er fort iſt, iſt meine Gallerie die einzige in Oberſchleſien. — Ich habe ſie Ihnen treu geſchildert, und dieſe Bemerkung ſagt über dieſen unglücklichen Winkel Alles. — Theurer Stein, Sie werden hier ringsum vorzüglichſten Ungarwein, freundliche Geſichter, Mädchen, deren Bildung im Urſulinerinnenkloſter in Breslau 600 Rthlr. baar gekoſtet hat, und Sauerkraut in ſchönſter Blüte finden, aber Kunſtſinn . . .? Es iſt ſchade um jeden Pinſelſtrich, den Sie hier thun, man wird den Mund aufreißen, ſtaunen und ſagen: Graf Halden iſt ein Narr; für das ſchöne Geld bekäme er prächtige Vollblutpferde, die feinſten Sprungböcke für ſeine Schafe, oder einen Alles übertreffenden Schmuck für ſeine zukünftige Frau. Der Amtsrat Weber meinte neulich gar, warum Sie nicht eine Käſefabrik anlegten, Sie hätten für das Geld,

das Tagediebe wie wir koſten, eine ganze Heerde Kühe und alle Gebäude anſchaffen und herſtellen können!“

„Ich höre ſchon,“ lachte Felix, „Sie haben keine Ahnung von der Leidenſchaft, mit der man Landwirt ſein kann. Wie will der Künſtler ſich auch von der Luſt am allermateriellſten Gewerbe einen Begriff machen? Und doch iſt es zugleich das einzige, das der Poeſie Raum gibt, weil ſeine Haubtbedingung der ſtete und intime Verkehr mit der Natur iſt.“

„Es iſt die alte Geſchichte,“ ſagte Stein, „jeder Dualismus ſtellt ſich als Lüge heraus, wenn man Konſequenzen zieht. Die höchſte Steigerung beider getrennt gedachten Richtungen iſt ewig ein und daſſelbe.“

„Nur keine abſtrakten Geſchichten,“ rief Schwarz, „keine theoretiſchen Exkurſionen! Sie beweiſen uns ſonſt noch — mit Worten — daß dünner Neckarwein und dieſer ſchwere edle Ungar, den ich eben auf mein eignes Wohl zu mir nehmen will, ein und daſſelbe Gewächs ſind. Wein iſt Wein, aber die Pfarrer hier herum ſagen: „Nullum vinum nisi hungaricum!“ und ſie haben Recht!“

„Mit den Pfarrern hat er wol gute Bekanntſchaft gemacht, und noch beſſere mit ihren Vorräten,“ brummte Stilling, „aber in die Kirchen iſt er nicht gekommen.“

„Das iſt auch Nord und Südpol! Die Pfarrer haben wenigſtens Wein, an deſſen Kolorit man ſich weiden kann, aber die Bilder hieſiger Kirchen können einem den Geſchmack auf hundert Jahre verleiden. Schwarzbraune Madonnen, die Rafael etwa für des Teufels Großmutter ausgegeben hätte, ſah ich außerdem genug. Ich bin Willens, ſo wie ich wieder nach München komme, in den fliegenden Blättern eine Gallerie ſchleſiſcher Wunderbilder zu veröffentlichen, und habe unſerm würdigen Pfarrherrn ſchon den Auftrag gegeben, mir ein Schock ſolcher — getreuer Abbildungen — von irgend einem Ablaſſe mitzubringen.“

Auf Felix, der ſolche Geſpräche nicht liebte, machte die frivole Wendung, die Schwarz ihm gab, einen unangenehmen Eindruck, und Stein, der es nicht dahin kommen laſſen wollte, daß der Graf eine Lanze für dieſe Auswüchſe des Katholizismus bräche, warf dem Schwätzer ein, daß er doch wol nur ein oberflächlicher Beobachter geweſen, da er der bedeutendſten Perſönlichkeit Oberſchleſiens noch gar nicht erwähnt. „Fürſt Lichnowsky,“ ſagte er, „iſt wenigſtens ein warmer Kunſtfreund, wenn auch nicht ein fertiger Kenner, wenn und wo ich mit ihm zuſammen war, hatte ich immer Gelegenheit, ſein lebendiges friſches Urteil, ſeine Begeiſterung für Kunſtleben anzuerkennen. Es iſt mir nicht denkbar, daß er ſeine reichen Mittel nicht auch

hier für etwas anwenden ſollte, wofür er unverkennbar Sinn hat.“

„O, ich bin überzeugt, daß er Ihnen ein glänzendes Diner geben wird, daß er mit Ihrem Beſuche ſeinen Junkern neuen Sand in die Augen wirft und Ihren Ruhm womöglich um das Sechsfache übertreibt, um ſelbſt an Relief zu gewinnen. Hier hat er Anderes zu thun, als für die Kunſt Propaganda zu machen. Er arrangirt Pferderennen, um den Preisrichter zu ſpielen und von Newmarket zu ſprechen; Bälle, um die Damen bequemer heraus zu finden, die ihm die Langeweile vertreiben ſollen; er klaſſifizirt ſeine Beamten nach ruſſiſchen Tſchinns, befiehlt ſeinen Pächtern, ſich Hoch-Fürſtliche Gutspächter zu nennen und bei Unterſchriften das „Hochfürſtlich“ mit lateiniſchen Lettern zu ſchreiben, — kurz er hat ſo viel intereſſante Beſchäftigungen, daß er an etwas ſo Unintereſſantes, wie die Kunſt, gewiß nur dann denkt, wenn es ſeiner maßloſen Eitelkeit Vorſchub leiſtet. Was nun ſeine Mittel anbelangt, ſo ſind ſie, wenn Sie die Schatulle der Herzogin von Sagan ausſchließen, gar nicht ſo enorm, und ein Unternehmen wie das des Herrn Grafen, dürfte ihn nicht wenig in Verlegenheit ſetzen. Er ignorirt es deßhalb auch ganz, obgleich wir mit Ihrem Namen genugſam herumgeworfen haben!“

„Sie werden mir erlauben, daß ich meine ſelbſtgewonnene Meinung nicht ſo ohne andere Gründe als Ihre Erzählung fallen laſſe. Der Fürſt iſt ein höchſt talentvoller, vom Leben mehr noch als von der Schule gebildeter Mann, eine geiſtige Potenz erſter Größe, die ich mir nicht völlig in kindiſcher Eitelkeit untergegangen denken kann. Die raſtloſe Thätigkeit, die ſein Geiſt für ſich fordert, mag ihn allerhand flaues Zeug treiben laſſen, aber er wirft es ſicher fort, wenn er Beſſeres thun kann.“

„Ich wette, daß Sie in vierzehn Tagen eine andre Anſicht haben. Er iſt ein Menſch, der zu Allem Geſchick hat, beſonders aber dazu, auch die Klügſten zu beſtechen. So iſt es auch Ihnen ergangen, Sie haben ſich blenden und hinreißen laſſen, ich kann Ihnen nur ſagen, er iſt doch kein Charakter!“

„Es iſt wol nicht meine Art,“ entgegnete Stein mit leichtem Spotte, „mich blenden und hinreißen zu laſſen. Woher kennen aber Sie ihn ſo genau?“

„Durch zwei Leute, die mehr von ihm wiſſen, als ſein Beichtvater, obgleich er mit dieſem auch ſeine Charlatanerie treibt. Durch eine Frau und einen Mann, durch Liebe und Haß. O, es iſt mir eine wahre Freude, daß ich einmal einen Menſchen beſſer kenne, als der Alles überlegende Stein.“

„Triumfiren Sie nur nicht vorzeitig, wenn man zwei Leidenſchaften als Gewährsmänner anführt, ſo iſt die Nachricht gewöhnlich nicht ſehr ſicher!“

„Ich bin meiner Sache gewiß, und in zwei Wochen iſt auch vor Ihren Augen der höchfürſtliche Nimbus gefallen!“

„Glauben Sie denn, daß man ſich auch Talente andichten kann? Und zwar ſolche, die bei einer Unterredung von Stundenlänge in immer reicherem Glanze hervortreten?“

„Bewahre der Himmel! Ebenſo gern wollte ich dem Montblank ſeinen Schnee abdisputiren als Lichnowsky ſeine Talente! Das iſt es ja eben! Unendlich reich ausgeſtattet von der Natur und den Verhältniſſen, iſt er doch für die Welt ein totes Kapital, denn er vergeudet ſeine Zeit und mißbraucht ſeine Mittel auf unverantwortliche Weiſe!“

„Das wird ernſt,“ rief Felix lachend, „und ſo wenig ich Herrn Schwarz auch noch zu kennen das Vergnügen habe, muß ich doch glauben, daß er nun augenfällig Boden verlieren wird. Sie ſind vom Thema abgeſprungen, Lichnowsky als Kunſtmiſſionär in Oberſchleſien war Ihnen verfallen, ihn aber als Charakter analyſiren zu wollen, das ſcheint mir eine Aufgabe zu ſein, die ſich nicht ſo vornehm abmachen läßt. Sie haben es im Augenblicke ſchon mit zwei

Gegnern zu thun, Stein vertheidigt den Fürſten, und ich ſehe mich genötigt Ihnen zu erklären, daß ich Lichnowsky für den liebenswürdigſten Menſchen, für den Alcibiades ſeiner Zeit halte. Er iſt in Allem über die Mittelmäßigkeit hinaus, alſo auch in ſeinen Fehlern, — und eitel ſind wir Alle, ſelbſt der beſcheidne Herr Stilling, der unterdeß ſo ſanft entſchlummert iſt. — Sie ſehn alſo, daß der Kampf ungleich würde, und da ich in einem ſolchen nicht gern thätig bin, raüme ich das Feld und fahre mit Teichert auf die Vorwerke. — Laſſen Sie ſich nicht ſtören!“

Als er den Salon verlaſſen hatte, fragte Stein den Feind des liebenswürdigen Fürſten: „Welchen beſondern Grund haben Sie denn, Lichnowsky in ſo grellem Lichte zu ſehn? Das, was ein Menſch für die Menſchheit thut, kümmert Sie ſonſt doch wenig, wenn er nur zu leben weiß, und das verſteht dieſer, wie nicht leicht ein Andrer.“

„Sie haben Recht, Sie bringen mich aber ſelbſt erſt darauf, daß ich einen beſondern Grund habe. Wollen wir Stilling ſchlummern laſſen und einen Gang durch die Anlagen machen, ſo will ich Ihnen dabei Einiges mittheilen, was mich in letzter Zeit aus der Sorgloſigkeit aufſchreckte, die Sie bei mir zu finden gewohnt waren. Wenn Sie mich gehört haben, wird

Sie der Widerwille, den ich gegen den Fürſten habe, nicht mehr Wunder nehmen!“

Stilling, deſſen viſitenmäßiger Anzug mit ſeiner jetzigen aufgelöſten Stellung höchſt ſonderbar kontraſtirte, blieb mit den Reſten des Frühſtücks allein, und der Aermel ſeines goldbraunen Leibrocks ſchien nicht abgeneigt, ſeinen Antheil von einer halben Bricke, die noch auf ſeines Herrn Teller lag, einzufordern. In der That ſchlief dieſer ſo ſchwer, daß der abraümende Diener ſein Geſchäft faſt vollendet hatte, als er endlich erwachte und im größten Maße verdrießlich auf ſein Zimmer ging.

Das Junkertum hat den Haß verdient, mit dem es verfolgt wird, aber er wird gar zu oft bei Gelegenheiten zur Geltung gebracht, bei denen höhere Gründe allein leitend ſein ſollten. Man identifizirt den Junker gern mit dem größeren Grundbeſitzer überhaubt und vergißt bei den Angriffen auf die Verhaßten, die natürlich am liebſten auf Kränkung des materiellen Wohlbefindens hinauslaufen, daß zugleich eine der thätigſten

Gewerbe treibenden Klaſſen, die wirklichen Landwirte, darunter leiden. Die Angreifenden ſind faſt immer ungerecht, weil ſie von allen gegebnen Verhältniſſen ganz abſehn und oft über Projekten brüten, deren Ausführung, mit dem Ruine der Einzelnen, den Ruin, oder wenigſtens die Verarmung ganzer Landſtriche zur Folge haben müßte.. Ein ſolcher Lieblingsplan iſt die Güterzerſplitterung. Man kann Theorien, die ſich irgendwo bewährt, nicht durch die Patrone auf alle Völker, auf alle Verhältniſſe ſtreichen. In Belgien muß ein Geſetz anders wirken als in Schleſien, weil der Belgier ein andrer Menſch iſt als der Schleſier. Es gibt keine Univerſalmedizin für kranke Staatsverhältniſſe.

Die Güterzerſplitterung iſt für Schleſien gradezu eine Narrheit, wie ſie nur ein idealiſirender Stubenhocker, der ſein Geſicht nie in die Wirklichkeit geſteckt, ausdenken konnte. Ich bin kein Vertheidiger des hiſtoriſchen Rechtes, wenn ich auch wünſche, daß der Rock, den ich mir geſtern gekauft, heute noch mein Eigentum bleibe; ſonſt geht mir das Recht des Menſchen über das Recht der Menſchen, und das Geſetz der Natur über alle in die Natur gepfuſchten Satzungen. Ich werde meine Beweiſe alſo nicht auf Pergamente baſiren.

Die Nationalökonomie iſt der Lebensnerv alles ſtaatlichen Lebens. Je größer der Nationalreichtum,

deſto möglicher die Nationalintelligenz, deſto gewiſſer die Nationalinduſtrie. Der Zirkel ſchließt ſich von ſelbſt wieder, Urſache wird Folge und Folge Urſache. Es iſt die wichtigſte Aufgabe des Staatsmanns unſrer Tage, ſein Augenmerk auf die Übelſtände zu richten, die den Finanzen ſeines Landes Gefahr drohn. Er hat ſie zu befehden und zu vernichten; je blühender ſich die materiellen Kräfte unter ſeiner Leitung entwickeln, deſto mehr thut er für den geiſtigen Fortſchritt. Ein Volk, das materielle Sorgen hinter ſich hat, das frei iſt von der Laſt des Nahrungskummers, wird von ſelbſt das Bedürfniß weiterer Erhebung, die Notwendigkeit geiſtiger Nahrung empfinden, und es wird endlich auch die Mittel beſitzen, dieſe Forderungen zu befriedigen. Den Nationalbeſitz, das Geſammteigentum aller Staatsverbundnen auch Allen hilfreich und erfreulich zu machen, iſt die Aufgabe der Steuervertheilung, geſchmälert aber darf es unter keiner Bedingung werden.

So hat die Bodenzerſtückelung nur einen Sinn, wenn durch ſie die Möglichkeit gegeben iſt, Arbeitskraft für die Arbeitenden ſelbſt vortheilhafter zu verwerten, ohne daß das Staatsvermögen dadurch empfindliche Verluſte erleidet. Iſt das letztere der Fall, ſo wird der Akt unpraktiſch und unpolitiſch. Er wird unſinnig, wenn ein blühender Gewerbszweig auf un-

gewiſſe Hoffnung hin vernichtet wird, wenn Fleiß dem faulen Schlendrian Platz machen ſoll. So aber wäre es in Schleſien.

Der in möglichſt vielen Händen befindliche Ackerbau auf eignem Boden genügt allerdings der Nahrungsnotdurft in vielen Ländern, aber ackerbauende Völker, die ſonſt keine Erwerbsquelle haben, und außerdem die Frucht durch Schweiß und Mühe der Erde abzwingen müſſen, bleiben immer arm. Sie können ſich wol erhalten, aber es geht ihnen die Fähigkeit ab, das Nationalgut zu vermehren. In einem ſo ſtark bevölkerten Lande, wie Schleſien es iſt, würden ſich ſehr bald die traurigen Folgen einer gewaltſamen Maßregel zeigen, ja ſogar die Fruchtproduktion würde ſich hier durch die notwendige Verringerung des Viehſtandes und den dadurch bedingten Düngerausfall vermindern. Der Mangel an ausreichendem Kapitale hindert die ſchleſiſchen Hüttenwerke, den engliſchen Produkten den Markt ſtreitig zu machen; die Getreideausfuhr wird über kurz oder lang durch amerikaniſche und auſtraliſche Frucht auf Null geſtellt ſein, und es iſt in der That, ſeit die Leinenwebereien in Verfall geraten, nur noch die ſchleſiſche Wolle, die ausländiſches Geld nach Schleſien ſchafft. Die Merinoheerden, die der Fleiß eines Jahrhunderts mit unſäglicher Mühe und unſäglichen Koſten akklimatiſirt hat, bilden einen Schatz, den weder

die ſächſiſchen Elektoralſchafe, noch die auſtraliſch-Wollträger entwerten können. In dieſem Zweige der Landwirtſchaft iſt in Schleſien das Außerordentliche geleiſtet; aber die Erhaltung dieſes Schatzes iſt durch das Beſtehen größeren Grundbeſitzes in einer Hand bedingt, — eine Annahme, die gar keines Beweiſes bedarf, weil der mäßigſte Verſtand ihre Wahrheit findet.

Der Ruin des Leinwandhandels, der recht mutwillig durch die Stellung Preußens dem ſpaniſchen Dynaſtenunfuge gegenüber, durch ein albernes Zollſyſtem und die Nasführung des „intelligenteſten“ Staates in der krakauiſchen Angelegenheit herbeigeführt worden, verminderte den Wohlſtand Schleſiens um ein Beträchtliches; die Zerſplitterung der Landgüter und die damit unvermeidlich verbundne Vernichtung der großartigen Schafezucht würde aber die Bewohner der Provinz vollends in armſelige Koloniſten verwandeln. Sie bekämen keine Zuſchüſſe von Außen, ein einziger allgemeiner Mißwachs wäre ein Schlag, der zerſchmetternd wirkte, weil keine andere Produktion auch nur die Möglichkeit böte, durch Käufe den tötlichen Einfluß des Unglücks zu paraliſiren. Hunderte und Tauſende verfielen dem Hunger, weil die Mittel nicht mehr zureichten, ihm vorzubeugen. Man machte mit einemmale aus einer ergiebigen Hilfsquelle eine drückende

Laſt für den Staat .... Und das Alles, um ſich an einigen unverſchämten Junkern zu reiben!

Dazu kommt, daß man dies Unheil einer Nation zu Liebe heraufbeſchwüre, von der vorläufig noch geſagt werden muß: Diebſtahl iſt Volksſitte, Faulheit Volkscharakter! So iſt's in Oberſchleſien. Grade durch die Bodenvertheilung in den Zehnerjahren dieſes Jahrhunderts iſt im ſlaviſchen Oberſchleſien die landwirtſchaftliche Kultur ſo ſehr zurückgeblieben, grade darum gehören jetzt rieſige Anſtrengungen dazu, die Sümpfe auszufüllen, welche lange Vernachläſſigung und Trägheit entſtehn ließen. — Ich liebe das Volk, aber ich verabſcheue Geſindel jeder Art. Schmutziger Müſſiggang iſt mir die verhaßteſte Krankheit, und ich fand ſie nirgend ſo ſeuchenhaft ausgebildet, als in den ſlaviſchen Strichen. Ich habe keine Sympathien für dieſe Leute, aber ich überſehe ihre Leiden nicht, ich gebe ſie nicht verloren, Regierungen können bodenlos ſchlecht ſein und ſind es oft, Völker nie. In jedem Volke iſt die Möglichkeit eines Erhebens gegeben, das verſunkenſte Volk iſt nichts als eine ſchlummernde Größe, ſeine Zeit kommt und muß kommen. Südamerika, gleich Oberſchleſien von dem zwiefachen Joche ſozialer Unnatur und pfäffiſcher Bevormundung niedergedrückt, hatte ſeinen Bolivar .... Ich verzweifle auch an

Oberſchleſien nicht, kann aber, um der Hoffnung willen, nicht ein Urteil ändern, das auf jahrelange Beobachtung gegründet iſt

---

Teichert, als Autodidakt und durch lange Erfahrung gebildeter Praktiker, war ein Feind aller Theorien, ſo lang er nicht Erfolge geſehn hatte. Sah er dieſe aber, ſo benutzte er ihre Vortheile ohne Zögern. Er begriff, daß eigenſinniges Feſthalten unzeitgemäßer Einrichtungen nicht Pietät, ſondern kindiſcher Unverſtand wäre. Niemals war er der Erſte, der einen Verſuch wagte, gelang aber ein ſolcher unter Verhältniſſen, die denen der Güter Haldenc .alog waren, ſo zögerte er nicht mehr, dem Beiſpiele zu folgen. Auf dieſe Weiſe hatte er denn die Beſitzungen auch aus dem ziemlich troſtloſen Schlendrian, der vor nicht langer Zeit noch Oberſchleſiens Agrikultur niederhielt, empor gearbeitet. Sein Werk waren die großen Schäfereien, ſein Werk die Kunſtwieſen, die durch die Vervierfachung des Viehſtandes nötig geworden, ſein Werk endlich die aus Wirtſchaftserſparniſſen aufgeführten neuen Vor-

werke. Er wußte es, und er war ſtolz darauf. Er durfte wol von ſeinen Heerden ſprechen, denn er hatte ſie geſchaffen, und der Herr des Kapitals, das wieder nur durch die Sorgfalt und ſtrenge Rechtlichkeit des Beamten angewachſen, konnte ihm, dem Faktor, dem Arbeiter, dies Bewußtſein, dieſen Ruhm nicht rauben. Übrigens gehörte er einer nachgerade ausſterbenden Art von Menſchen an: er war nur Landwirt. Die Zahl der Wirtſchaftsbeamten macht ſich für Schleſien in neueſter Zeit größtentheils aus Menſchen vollzählig, deren Talente in den Mittelklaſſen des Gymnaſiums Schiffbruch gelitten haben, oder aus verdorbenen Studenten; oder endlich aus Jüngern der verſchiednen deutſch-ausländiſchen landwirtſchaftlichen Anſtalten, über deren Haubtzweck noch kein praktiſcher Wirt in's Klare gekommen. Die Letzten ſpielen gewöhnlich eine zeitlang den Verwalter und gehen dann, da ſie in der Regel einiges Vermögen haben, als Guts-Pächter oder Beſitzer, mit Hinterlaſſung vieler unausgeführter Verſuche, einer unglücklichen Familie und eines Buches: „die Kunſt unfehlbar reich zu werden“ zu Grunde. Teichert hatte ſein Gewerbe von der Pike auf erlernt und verdankte all ſein Wiſſen eigner, von einer tüchtigen praktiſchen Faſſungsgabe unterſtützter Mühe. Er war Oekonom, auf höheres Wiſſen machte er keinen Anſpruch. Einfach und ſchlicht, wie ſein gutmütiges Geſicht mit

den kleinen grauen Augen und dem doppelten Kinne, wie der Habitus ſeiner kurzen wohlbeleibten Geſtalt, war auch ſein Geiſt. Dabei konnte es nichts Komiſcheres geben, als ihn in ein Geſpräch verwickelt zu ſehn, das ſeinem eigenſt eignen Kreiſe fern lag. Die wunderlichſten Verwechſelungen von Fremdwörtern, Verdrehungen und ſprachliche Irrtümer überſtürzten ſich dann. So bedachtſam und vorſichtig er in landwirtſchaftlichen Dingen war, ſo maßlos leicht ließ er ſich in politiſchen und religiöſen Dingen von einer Seite zur andern führen; ſo klug und fein ſeine Fachkombinationen waren, ſo planlos irrte er im „Auslande“ herum.

Das war Herr Teichert, der Inſpektor, der gekränkte Greis, der über das Vergnügen, dem Beſitzer ſeine Verbeſſerungen zeigen zu können, den geſtrigen Auftritt verſchmerzt hatte.

Die Kunde von der Ankunft des Herrn war ſchon verbreitet, und als der offne Wagen über den Platz des einen Vorwerks fuhr, ließen die Leute ihre Dreſchflegel ruhn und traten neugierig heraus.

„Guten Tag!“ rief ihnen Felix polniſch zu. Die Menſchen in ihren zerriſſnen Hemden und Beinkleidern von grober Sackleinwand, die durch einen Streifen Tuchende, auf das die Nummer des betreffenden Landwehrregiments grellrot aufgenäht iſt, gehalten werden,

nahmen den Gruß hin, ohne ihn zu erwiedern, und gingen dann mit einem ſcheuen Blicke auf den Amtmann wieder an die Arbeit. — Teichert hatte dies ſtumme Spiel nicht bemerkt. —

Nachdem ſie den palaſtähnlichen Schafſtall, — in ganz Schleſien iſt dieſer gewöhnlich das ſchönſte Gebäude des Ortes, — beſichtigt hatten, traten ſie auf den Scheuerhof, wo die eben eingeernteten Kartoffeln in langen Haufen aufgeſchüttet und mit Stroh und Erde bedeckt wurden. Die Faülniß dieſer Knollen, von denen der Oberſchleſier wie ſein Leidensbruder Paddy faſt ausſchließlich lebt, hatte auch dies Jahr wieder die Ernte geſchmälert, und mehr als die Hälfte der Frucht mußte ausgeſondert und den Compoſthaufen überwieſen werden.

„Das iſt ein trauriger Anblick,“ ſagte Felix, ſein Stöckchen in eine faule Kartoffel bohrend, „wenn, wie Sie ſagen, der Hagel auf der einen Seite und Mißwachs auf der andern die Cerealien im Preiſe ſteigert, ſo gehn wir einer Hungersnot entgegen, für deren Linderung doch wol frühzeitig Sorge getragen werden ſollte!“

„Hier bei uns wird es noch nicht ſo ſchlimm ſein, wir werden unſern Leuten ſchon noch helfen können, aber im rybniker und pleſſer Kreiſe haben die Herren in den

letzten Jahren schon so viel gethan, daß sie jetzt selbst Hülfe brauchen."

„Dann sollten aber doch von Staatswegen Magazine geöffnet werden. Wir haben keine Aussicht auf Krieg, und die Millionen Centner Mehl in den Festungsmagazinen gegenüber einer hungernden Bevölkerung sind ja ein ordentlicher Hohn."

„Die Stände des rybniker Kreises haben schon im vergangnen Jahre bei der Regierung um Hilfe nachgesucht, es heißt aber immer ganz kurz, es sind keine Fonds da; bildet Vereine, helft so viel ihr könnt. Wer es aber am wenigsten thut, wird Amtsrat oder Ritter."

„Es gibt ja wol sogenannte Kreistage hier. Ich will den nächsten besuchen und die nötigen Vorkehrungen zur Sprache bringen. Durch Vernachlässigung wird das Elend nur größer."

„Sie werden sich bald überzeugen, Herr Graf, daß es bei uns immer heißt: Hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen! Jedes Wort, was Sie sprechen, ist verloren. Der Landrat berichtet vom Kreistage an die Bezirksregierung; ist es unangenehm, so bekommt er eine Nase, und muß einen neuen Bericht einsenden. Darüber gehn acht Wochen hin. Die Regierung schickt den verbesserten Bericht nebst einigen Bemer-

kungen über offenbare Nachläſſigkeit des Landrats und ſchlechten Geiſt im Kreiſe, nach gebührendem Zwiſchenraume an den Oberpräſidenten. Von da erhält der Landrat wieder eine offizielle Naſe und eine Mahnung an ſeine Pflichten. Endlich wird durch eine dritte Naſe von Seiten des Miniſters, der die Aufforderung beiliegt, binnen drei Monaten über die Linderung des Notſtandes zu berichten, die ganze Sache begraben. Unſer voriger Landrat, ein geſcheidter und tüchtiger Mann, hat mir erzählt, wie es damit geht."

„Ach Gott ja, ich habe mir dieſen jammervollen Zuſtand und die Untauglichkeit der preußiſchen Adminiſtrativverwaltung wol ſchon ſchildern laſſen, ich konnte aber nicht denken, daß ſo gräßliche Thatſachen, wie Hungersnot, auch nicht vermögen, den papiernen Panzer der Büreaukratie zu durchdringen."

„Von unſern Unterthanen," ſagte der Amtmann, „wird keiner verhungern, ſo lange wir noch ſelbſt Brot haben, obgleich es mir bei der Mehrzahl der Kerls um den Schuß leidthäte, mit dem ich ihn töten könnte. Sehn Sie nur, Herr Graf, iſt das eine Arbeit von einem Tage für zwölf Menſchen? Ein ſolcher Kartoffelhaufen! Möchte man nicht immer mit dem Stocke hinterher ſein? Aber hungern kann man ſie doch nicht laſſen."

„Die Arbeit ſcheint allerdings wenig zu flecken, ich zähle aber nur ſieben Perſonen, die damit beſchäftigt ſind!“

„Wo ſind die andern Leute?“ rief Teichert einem der in Schleſien unter dem Namen „Stoppelhopſer“ bekannten Subjekte zu, das die Arbeit beaufſichtigte.

Der Angerufne zeigte eine Liſte vor, auf welcher vier von den Fehlenden als ohne Entſchuldigung weggeblieben bezeichnet und der fünfte krank gemeldet war.

„Das iſt wieder nicht wahr, daß er krank iſt. Wahrſcheinlich hat er die ganze Nacht über Holz geſtohlen, und ruht nun von der Strapaze aus. Ich werde ihn aber ſchon auf die Beine bringen!“ Damit wandte er ſich und ging mit raſchen Schritten in das Dorf hinunter.

Felix war neugierig, den Verfolg dieſer Unterſuchung kennen zu lernen und kam ihm nach.

Von der Straße aus glaubte der Amtmann den angeblichen Kranken mit einem Kinde auf dem Arme in der Hüttenthür ſtehn zu ſehn, die Geſtalt verſchwand aber, als ſie ſich näherten, und bei Öffnung der Hausthür, die zugleich in die einzige Stube führte, erblickten ſie den Bewohner wimmernd und klagend im Bette. Ein Kind von etwa anderthalb Jahren heulte auf der Lehmdiele. Die Luft in dem winzigen Behältniſſe war ſchwül, und das karge Licht durch vor den Fenſtern aufgeſchichtetes Gebundholz noch ärmlicher gemacht. Durch die

niedrige, von Mäuſen zerſchrotene Bretterdecke rieſelte dicker Staub und feine Strohfaſern herunter: Felix war überzeugt, daß ein völlig Geſunder ohne Gefahr für ſeine Lungen nicht achtundvierzig Stunden in ſolchem Käfige vegetiren könne. Zudem war es ein ziemlich heißer Spätſommertag, und in dem Herdofen flammte ein tüchtiges Feuer, das irgend eine rätſelhafte Brühe aus dem großen Kochtopfe gelockt hatte und den Überſchuß dampfend und ſchwehlend verzehrte.

„Was fehlt Dir?“ fragte der Amtmann rauh, während Felix ſich vergeblich abmühte, eines der verquollnen Fenſter zu öffnen, dann das Kind zu beruhigen, und endlich den übergelaufnen Topf vom Herde zu ſchieben.

Der Gefragte wimmerte eine unverſtändliche Antwort, die Teichert bewog, ſeinen Rohrſtock ziemlich unſanft auf das Bett fallen zu laſſen. Merkwürdiger Weiſe wurde die Antwort nun viel klarer wiederholt, und eine vervielfachte Anwendung des Hebels, die Felix erſt gewahr wurde, als der Todkranke völlig angekleidet von ſeinem Lager aufſprang, machte denſelben plötzlich geſund.

„Jetzt, marſch an die Arbeit,“ hieß es.

„Aber das Kind kann doch hier nicht ſo allein bleiben?“ rief Felix, als der Mann ſich mit geſenktem Kopfe anſchickte, dem Befehle zu gehorchen.

„Wo iſt Dein Weib?“ fragte der Amtmann.

„Auf dem Wochenmarkte in der Stadt!“ lautete die Antwort.

„So?“ Nun trat er auf den ſchmalen Steg, der den Düngerplatz vom Hauſe trennte, und ſtieß die Thüre eines kleinen Schuppens auf, aus dem ſie bei ihrem Eintritte die Schläge einer Axt gehört hatten. „Heraus mit Dir!“ rief er, und ſiehe da, die Frau, die auf dem Markte ſein ſollte, erſchien mit einem Haufen friſchgeſpaltnen Holzes auf dem Arme .....

„Wie mögen ſich die armen Leute ſchämen,“ ſagte Felix, als der Geneſene von einem höhniſchen Gelächter ſeiner Genoſſen begrüßt wurde. Wir hätten den einen Arbeitstag wol miſſen können, da er dem Ehepaare offenbar ſehr theuer zu ſtehn kommt.“

„Schämen? Ach, die ärgern ſich nur, daß ihnen der Betrug nicht geglückt iſt. Der eine Arbeitstag würde uns freilich nicht ruiniren, aber das Stück ſpielt gar zu oft, und 365 Tage ſind ein Kapital! Früher hielten wir für die Leute einen Arzt, der uns alle Jahre über hundert Thaler koſtete, und in die Apotheke zahlten wir ebenſo viel. War Jemand krank, ſo wurde der Doktor geholt .... und als Dank dafür ſagten die Leute, der Arzt wäre nur dazu da, nachzuſehn, ob ſie ſich nicht verſtellten.“

„Das mag wol auch mitunter der Fall geweſen ſein. Übrigens iſt es wol eine ſchreckliche Lage, Tag für Tag für Andre arbeiten zu müſſen. Es wundert mich nicht, wenn ſie verdroſſen und mürriſch an die Arbeit gehn, und ſchon darum nichts raſch geht. Sie haben weder Verluſt noch Gewinn, ſie erfüllen eine traurige und läſtige Pflicht, die es ihnen unmöglich macht, jemals aus ihrem Elende ſich emporzuringen. Wir ſprechen und ſchreiben über die Barbarei des Sklaventums in Amerika, und dulden ein Verhältniß, das um nichts beſſer iſt, bei uns ſelbſt. Das muß anders werden!“

„Aber wie?“

„Sie werden doch hoffentlich nicht einen Augenblick den durch ſchlechte Geſetze gerechtfertigten Druck, den wir auf dieſe Menſchenklaſſe ausüben, gutheißen, oder gar ſchützen wollen! Kein Opfer wäre mir zu groß, um dieſen Unglücklichen ihre Menſchenwürde wieder zu geben, um ihnen ein Bewußtſein einzuflößen, deſſen Verluſt zugleich allen moraliſchen Halt mit fortgeriſſen, und ſie jedem Laſter, der Lüge und dem Betruge preisgegeben hat.“

„Ich verſtehe nichts von Fantaſtereien, aber ich weiß, wie die hieſigen Verhältniſſe entſtanden ſind, ich weiß, daß die Handdienſte hier nichts weniger als eine „fraudale“ Laſt, daß ſie keineswegs der Grund der Un-

moralität der niederen Volksklasse sind. Diese Menschen sind keine Leibeigne, sie sind nicht persönlich zu Diensten verpflichtet, sie sind keine Robotgärtner, wie in Galizien. Sie können jeden Augenblick gehn, wenn sie wo anders unter besseren Bedingungen Arbeit finden, sie sind nicht an einen Ort oder eine Herrschaft gebunden. Das ehemalige Robotverhältniß hat längst aufgehört, die heutigen sogenannten Robotgärtner sind bei uns nichts als Tagelöhner, denen wir, da sie auf dem Lande kein andres Unterkommen finden würden, Häuser zur Wohnung gebaut haben, und diese in Stand halten; es sind Dienstboten, denen wir kontraktlich statt des Lohns in Gelde, ein Stück Feld überlassen und ein angemessenes Deputat geben, so daß es ihnen dadurch möglich wird, einen Hausstand zu haben, und eine Familie zu ernähren. Ihr Herr Onkel hat seinen Wohlthätigkeitssinn so weit ausgedehnt, jedem dieser Arbeiter eine Kuh zu schenken, ich habe ihnen auf seinen Befehl in schlechten Jahren Getreide vorgestreckt und auf alle Art geholfen; kurz sie stehn ungleich besser als die Arbeiter in der Stadt, die, wenn sie krank sind, nichts verdienen können, und überhaubt von der Hand in den Mund leben. Bei uns sind sie in der That nichts als Dienstboten, und ich begreife nicht, wie der Traum auch hier in sie fahren konnte, sie hätten Eigentumsansprüche an den Boden, der

ihnen nur als Bezahlung für ihre Dienste zugewiesen worden. Ebenso gut könnte ich Rechte auf die ganze Herrschaft geltend machen, da ich sie seit so langer Zeit bewirtschafte. Von einem Lehnssysteme ist keine Rede mehr. Es ist ein Unglück, daß es arme Leute gibt, die arbeiten müssen, wie aber kommen die Dominien dazu, arm zu werden, weil es überhaubt Arme gibt? Nichts desto weniger unterstützen die Gerichte ihre haltlosen Ansprüche. Die Leute arbeiten nicht, wir klagen den Verlust ein, aber wenn wir ihnen nicht ihre Kuh wegnehmen wollen, so findet der Exekutor nie etwas, obgleich sie Geld genug für Juristen und Winkelkonsulenten haben. Das Einfachste wäre, einen andern Arbeiter anzunehmen, aber ein Gesetz, das von Gerechtigkeit nichts weiß, läßt es nicht zu. Ich möchte wissen, ob einer von den Gesetzschreibern seinen Stiefelputzer nicht fortjagte, wenn dieser sich vierzehn Tage lang weigerte, ihm die Stiefel zu lackiren. Warum ist es bei uns Unrecht, den Dienst eines Menschen zu beanspruchen, den wir bezahlen? Warum dürfen wir faule und ungehorsame Leute nicht fortschicken? Ich habe schon einmal in die Zeitung setzen lassen, daß ich erbötig bin, irgend einem Schreier über Robotdruck in Schlesien für sechs Wochen freie Kost und Quartier zu geben, damit er sich von der Unwahrheit seiner theoretischen Ansichten überzeugen könne. Es ist kei-

ner gekommen, die Herrn wollen sich nicht überzeugen, sie bekommen keine Revolution zu Stande, wenn sie die Welt nicht überreden, daß die Gutsbesitzer Menschenschinder sind. — Freilich, wenn man die Arbeiter allein hört, wenn sie von einem Winkelschreiber, den sie für seine Lügen gut bezahlen müssen, aufgehetzt worden, so denkt man wirklich, es ginge bei uns zu, wie in Rußland. Sehn Sie die Kerls am Sonntage, wenn sie in die Kirche gehn, wie gutgekleidet sie sind, begegnen Sie sie dagegen bei einem Termine in der Stadt, und Sie werden fragen, von welchen Bettlern sie die Lumpen zusammengeborgt haben. Das ist nur, um mit ihrer Armut zu prahlen und Mitleid zu erregen. Alles, was sie thun, ist umsonst, wie sie sagen, denn Haus, Hof, Garten und Acker gehört ihnen. Den Kerl, den ich heute heraus gejagt, nahm ich vor einem halben Jahre von der Landstraße, wo er mit Weib und Kind halb verhungert lag, in das leere Haus, und acht Tage darauf stand er an der Spitze eines Prozesses, und behaubtete die Stelle sei sein Eigentum. Da möchte man doch gleich dreinschlagen!" —

Die lange Rede, die ebenso wol seine innerste Überzeugung, wie auch in der That nicht ganz Unwahres enthielt, hatte den alten Mann in förmliche Glut gebracht, und er empfing den Gensdarmen, der

eben als Bote des Landrats heranritt, da er im voraus nichts Angenehmes erwartete, mit einem hitzigen: „Was gibt's wieder?“ Mürrisch entfaltete er die an die Dominialpolizeiverwaltung überschriebnen Papiere, gab sie dann dem Grafen und sagte kurz: „Da wird nichts daraus! ich werde morgen dem Landrate antworten!“

„Warum wollen Sie denn den armen Teufel nicht in's Dorf ziehn lassen?“ fragte Felix.

„Warum? Wir haben schon Diebe und Vagabunden genug, sollen wir uns noch einen Haubtspitzbuben hersetzen, damit ein Anführer da ist, und wir alle Jahre einige hundert Thaler Kriminalkosten zahlen müssen? Der Kerl hat wegen Straßenraubs im Zuchthause gesessen, gehört gar nicht in die Gemeinde, wie kämen wir also dazu, uns eine Rute aufzubinden?“

„Der Landrat schreibt aber doch, er sei ein ganz unbescholtner Mensch, und Sie verwechselten ihn in der Reklamation mit einem Bruder!“

„Weil der Landrat ein Esel ist,“ machte der Amtmann jetzt seinem Zorne Luft, „weil er ein Gelbschnabel ist, der von Gott und der Welt nichts weiß, ein Narr, der glaubt, daß ich mich vor seiner neugebacknen Würde, seiner hohen Nase und seiner Uniform fürchten werde. So ein hergelaufner Referendarius will einem Lumpen, der schon zweimal im Zuchthause gesessen,

einem Corrigenden, mehr glauben, als mir; ich will ihm aber ſchon antworten, daß er ſich wundern ſoll. Und die Dächer ſoll ich abreißen laſſen? Mag der dumme Junge doch ſelbſt hinaufkriechen, er hat jüngere Beine als ich!"

Dieſer nicht eben ehrerbietige Ausbruch gegen die erſte adminiſtrative Kreisbehörde, veranlaßte Felix, eine Frage über die Stellung dieſer Beamten zu thun.

„Ach," ſagte Teichert, ſeit die Regierungen nichts zu thun wiſſen, als kommuniſtiſchen Verſchwörungen nachzuſpüren und Unterſuchungen gegen freiſinnige Lehrer einzuleiten, geht natürlich ſonſt Alles drunter und drüber; und da die nachläſſige Regierung jede Sünde den Landräten in die Schuhe ſchiebt, ſo gibt ſich nicht leicht ein ehrenhafter Mann, — außer er brauchte den Gehalt, — zum Sündenbocke her. Irgend ein armer Gutsbeſitzer, oder ein Referendarius, der nach der Ehre geizt, Landſtand zu heißen, bekommt nun das Wohl eines Kreiſes in die Hände, das er wieder ſeinem immer beſtechlichen Sekretär überläßt. Von dieſem Gange kenne ich nur wenige Ausnahmen, und unſer Kreisvorſtand iſt gar ein Prachtſtück. Er ſpricht nie anders, als: Meine amtliche Thätigkeit," dabei kopirte der alte Mann die Haltung eines impertinenten Gecken, was an ſeiner kurzen, dicken Geſtalt höchſt komiſch ausſah, „meine amtliche Thätigkeit ließ mich in dem Zeit-

raume von ſechs Monaten eine große Zahl von Übelſtänden erkennen: die Dorfſchulzen werden nicht nach dem vorgeſchriebnen „Ceremoniehle“ vereidet, an vielen Orten ſind die Nachtwächterſchilderhäuſer nicht ſchwarz und weiß angeſtrichen, der Weg vom Gute meines Vaters nach der Kreisſtadt iſt nicht in Ordnung, ja, Sie glauben nicht, um was ich mich ſeit ſechs Monaten ſchon habe kümmern müſſen! So können Sie ihn in jeder Weinſtube periodiſiren hören!“

Felix lachte hell auf über die Karrikatur, die Teichert entworfen, und mußte doch zu gleicher Zeit beklagen, daß das Wohl von Tauſenden ſolchen Charlatanen überlaſſen bleibt.

Sie fuhren weiter und gingen dann, weil Haldens junge Pferde, um mit dem Amtmanne zu reden, auf dem Schaukelboden eines Torfmoores, das der Weg durchſchnitt, „kabaliſirten,“ — was in ſeinem Wörterbuche mit kourbettiren gleichbedeutend war, — einen Damm entlang auf den Wald zu. Als ſie in der Nähe deſſelben in eine von Ellerbüſchen maskirte Biegung kamen, überraſchten ſie ein Dorfweib mit einem Korbe voll Waldſpreu auf dem Rücken, das eine lange Stange, an deren Spitze ein ſtarkes ſichelförmiges Eiſen befeſtigt war, nach ſich ſchleppte. Beim Anblicke der Herren ſprang ihr Begleiter, ein Burſche von etwa ſechszehn Jahren, eine Laſt von Fichtenäſten

auf dem Rücken, in das Buſchwerk, während das Weib die Stange fallen ließ. Aber es war ſchon zu ſpät. Der Amtmann rief den Burſchen an, und dieſer ſtand bald mit ziemlich gefaßtem Geſichte vor dem Gefürchteten. Das Weib murmelte halblaut Stoßſeufzer zu allen Heiligen.

„Wißt ihr nicht, daß ihr nicht mit Stangen in den Wald ſollt!“ donnerte es der Gruppe entgegen.

„Es iſt ja nur ein Stängelchen!“ wimmerte das Weib. Das Stängelchen maß über 30 Fuß, und es ſchien unglaublich, daß, auch wenn der Burſche dem Weibe half, dieſe Beiden das ſchwere Holz handhaben konnten. Dies leuchtete dem Amtmann ein, und als der Burſche zu ſeiner Entſchuldigung einſchaltete, der Heger habe den Gebrauch der Stange erlaubt, fragte er: „Er hat euch wol auch geholfen, dieſen Span, — er zeigte auf einen ſtarken Kieferaſt, der mindeſtens 25 Fuß über der Erde gewachſen ſein mußte, — herunterzubrechen?“

Der Frevler antwortete mit Nein, das Weib preßte aber ein klägliches Ja heraus. — Durch einen Tritt auf die Stange brach der Amtmann ihr oberes Ende mit dem Eiſen herunter und ſchob das corpus delicti in ſeine weite Taſche, dem Burſchen aber befahl er mit einem bedeutſamen Winke ſeines Stockes, die Aeſte, die er trug, auf den Dominialhof zu ſchaffen.

„Da haben Sie einen neuen Beweis von der Art dieſer Leute. Die Frau iſt ein armes Weib, dem ich aus Barmherzigkeit erlaubt habe, mit den zu Raff und Leſeholz berechtigten Freigärtnern, Holz zu ſammeln. Statt dankbar zu ſein, verdirbt ſie mir, wie die Andern, den Wald. Sie brechen, da ihnen grünes Holz abgepfändet wird, die Aeſte an, ſo daß ſie vertrocknen müſſen, und holen ſie als trockne am nächſten Holztage. Und der Schuft von Heger, der den Forſt ſchützen ſoll, hilft ihnen ſelbſt.“

„Die Alte ſieht krank aus, ſie mag zu ſpät gekommen ſein und nichts mehr gefunden haben, da hat er ihr aus Mitleid einen Aſt herunter geriſſen. Laſſen Sie es nur gehn, das Weib iſt durch den Verluſt ihres Inſtruments ſchon beſtraft ....“

„Das würde bald eine hübſche Ordnung geben, Herr Graf, und was Sie Mitleid nennen, iſt weiter nichts, als die Abſicht, uns zu ſchaden. Ich habe dem Lumpen von Heger gekündigt, weil er mit allen Holzdieben unter einer Decke ſteckt; nun will er die Zeit, die er noch hier iſt, benutzen, um ſich ein recht gutes Zeugniß zu verdienen. Der Kerl weiß, daß jeder Schurkenſtreich, den er ausübt, ſo lange er dienſtlos iſt, auf unſern Rücken herauskommt, weil er keinen andern Wohnort hat, ich muß ihm alſo ein gutes

Zeugniß geben, damit er nur raſch einen Dienſt bekommt!“

Zu ſolcher Unehrlichkeit werden Sie ſich doch nicht hergeben?“

„Darf ich denn anders? Der Landrat zwingt mich, wenn ich die Wahrheit ſage, augenblicklich ein neues Atteſt auszuſtellen, denn das Geſetz verlangt ausdrücklich, daß das Zeugniß nichts enthalten ſoll, was ihm in ſeinem Fortkommen hinderlich ſein könnte! Und dann die möglichen Kriminalkoſten! Da wird noch ganz Anderes verſchwiegen. In unſrer Nachbarſchaft handelt ein Weib mit allerhand Quakſalbermedizinen, zwei Leute, die davon genommen, ſtarben an einem Tage, und der zu ſpät gerufne Arzt erklärte, daß ſie durch Arſenik vergiftet worden. Die Geſchichte wurde nicht angezeigt, weil der Arzt ein guter Freund des Gerichtsherrn war, und weil dieſer durch die Koſten einer Unterſuchung mehr beſtraft worden wäre, als die Giftmiſcherin!“

„Aber das iſt ja entſetzlich!“

„Sehn Sie, Herr Graf, das iſt eine wahrhaftige „Defraudallaſt,“ dieſe Patrimonialgerichtsbarkeit, aber dieſe wollen die Herren nicht unentgeltlich abgeſchafft wiſſen, weil dadurch Recht und Gerechtigkeit unter die Leute käme, weil nicht der rechtliche Gerichtsherr für einen Dieb oder Mörder eintreten müßte.“

Felix war nicht gewohnt, mit der Demoraliſation zu verkehren, die ohne alle Schminke auftritt, er wußte nichts von dem Vorhandenſein ſo ſcheußlicher Zuſtände, wie ſie ihm heute theils ſelbſt vor die Augen getreten, theils aus den ſozialen Skizzen des Amtmanns entgegen geleuchtet. Diebſtahl, Betrug, ſtraflose Verbrechen mannigfachſter Art, und endlich die Abgeſtumpftheit, die ſelbſt ein ſtreng rechtlicher Mann dem Verworfenſein gegenüber zeigte. Sie war ein allzu deutlicher Beweis, daß der heutige Tag nicht etwa eine Ausnahme, ſondern daß er in jeder Beziehung ein Werkeltag ſei. Dieſe Verbrechen, dies Elend wiederholten ſich alle Tage, und er wußte keine Hilfe, das Geſetz ſelbſt lähmte ſeinen Arm. Wahrhaftig, wer der Menſchheit ein Herz voll Liebe entgegenträgt, der kann, wie Lenau, beim Anblicke dieſer Greuel an ſeinem Mitgefühle und an ſeiner Ohnmacht zu Grunde gehn. Es iſt eine Erfahrung, wie ſie der macht, der in der Wüſte verſchmachtende Freunde findet, ihnen mit ſeinem Herzblute Rettung bringen möchte, mit fiebernden Pulſen nach einem Lebenszeichen, nach einer Bewegung der bleichen Lippen ſpäht, und endlich von der Anſtrengung erſchöpft, zu den Leichen hinſinkt, während die Karawane Herzloſer, über den Thoren ſpottend, der Oaſe zueilt und das neue Opfer bei den alten läßt. Ein mächtiger Regenſchauer, eine Erquickung, — ein

gutes Geſetz, — von oben herab hätte längſt Millionen retten können, aber jeder Wink, jede zage Bitte ſelbſt war Hochverrat. Wenn das Volk, wenn die große Maſſe Unglücklicher beſtialiſch auftritt, ſo haben wir nicht mit dieſen Unzurechnungsfähigen zu rechten, ſondern mit denen, die ſie zu Beſtien machten, mit den Syſtemen, die auf die Vernichtung der Moral der Völker gebaut ſind, mit dem Abſolutismus. Die ſoziale Hierarchie, die eine Ausgeburt dieſer Hölle iſt, die bevorrechtigten Kaſten, die zur Folie Parias haben mußten, dieſe tragen bewußt und unbewußt die Schuld an der Verworfenheit des Proletariats. Nicht Dieſer oder Jener, nicht Einzelne, die jetzt leben, oder vor Kurzem gelebt haben, ſondern das Princip, das ſie werden ließ, die Idee. Das iſt die wahrhafte Erbſünde, deren Urſprung ſich allerdings in die früheſte Zeit hinauf datiren läßt, von deren Makel die Nachkommenſchaft aber durch keine Taufe befreit wird. Das iſt der Fluch, der ſchlimmere, den ein neuer Chriſtus, ein neuer Heiland löſen muß. Das iſt die Aufgabe. für die eine furchtbare Revolution tabula rasa machen wird, die Aufgabe, deren Löſung keiner der Helden unſrer Tage gewachſen iſt. Alle dieſe Helden ſind nüchtern, und Großes will Begeiſterung, will jene hinreißend klare Schwärmerei, wie ſie der Stifter des Chriſtentums beſeſſen. Die energieloſen

Wichte, die heute auf der Bühne glänzen und unter dem Scheine, für das Volk zu fühlen, ihrer Eitelkeit, ihrem winzigen Ich fröhnen, werden nichts retten, und sie könnten es nicht einmal, weil sie nicht den Mut haben, etwas Ganzes ganz zu wollen.

Mißmutig und niedergeschlagen kam Felix heim. Stein fragte ihn: „Haben Sie neuen Grund, Teichert zu zürnen? Hat er Ihnen etwa durch eine Scheuer eine schöne Aussicht verrammelt?“

„Sie würden das Scherzen lassen, wenn Sie mich begleitet und gesehn hätten, was ich sehn mußte. Das Land ist auf unverantwortliche Weise sich selbst überlassen, und nur da bevormundet, wo es keines Vormundes bedarf.“

„Wenn Sie alle Tage von Ihren Spazirfahrten eine solche Erkenntniß mitbringen, so will ich die hiesige Luft segnen; ich sehe Sie dann bald ernstlich beschäftigt, und wenn es nicht anders geht, an der Spitze einer Revolution. Lassen Sie uns im Voraus einen Angriffsplan entwerfen, ich bin nicht ganz ohne Unterricht über die hiesigen Zustände, die so grell sind, daß sie selbst Schwarz aus seinem Leichtsinne emporschreckten. Beichten Sie mir auch, was sie gelernt haben.“

„Zunächst erfuhr ich, daß nach königlich preußischem Gesetze nur der überhaubt ein Haus haben soll,

der ein massives haben kann. Das Schaubendach ist schadhaft, der Regen läuft durch die Bohlendecke, der Besitzer will die Löcher verstopfen, da aber das ganze Dach zu diesem Zwecke abgerissen wird, braucht er die Erlaubniß der Regierung, der Nässe den Eintritt zu verbieten. Diese befiehlt ihm, mit Flachwerk oder Schiefer zu decken; er remonstrirt, daß die Wände ein so schweres Dach nicht tragen würden. Da heißt es denn, er soll massive Mauern ziehn. Dazu ist er zu arm! Das ist sein letztes Wort, aber nicht der letzte Trumpf der Büreaukratie. Teichert bekam so eben den Befehl vom Landrate, als Dominialpolizeiverwalter zwei armen Teufeln, mit denen diese Geschichte gespielt hat, und die während des Hinundherschreibens natürlich in ihrer eignen Stube ertrunken wären, wenn die Schauben nicht längst wieder oben säßen, die Dächer abbrechen zu lassen. — Er antwortete sehr lakonisch, der Landrat möge selbst hinaufsteigen, er sei zu alt. Zweitens befiehlt der Herr Landrat in einem impertinenten Ukas, dem aus allen Ecken die büreaukratische Flegelei herausseht, wir sollten ohne Weiteres einem emeritirten Zuchthäusler, der hier zu wohnen wünscht, Quartier anweisen. Niemand im Dorfe mag den Kerl haben, das hindert unsern Pascha aber nicht; er bleibt dabei, wir sollen und müssen eine Wohnung für seinen ehrenwerten

Schützling ſchaffen. In dem Orte, wo er wohnen will, iſt unglücklicherweiſe kein Schloß, ſonſt würde ich nicht ermangeln, ihm ein Appartement von zwanzig Zimmern anzuweiſen. Dem Befehle nach ſollte ich wahrſcheinlich augenblicklich eine Villa bauen, einen Park anlegen und außerdem dafür ſorgen, daß der liebenswürdige Herr, wenn ihn ſein Freund, der Landrat, beſucht, auch einen gutbeſetzten Keller hat. Wie finden Sie dieſe naive Unverſchämtheit eines ſich großdünkenden Narren, den jeder Auskultator, der kaum der Rappierbude entwachſen, nach Belieben naſen kann? Das iſt ein Stück Elend, was von den Behörden ausgeht, das Elend in den Leuten ſelbſt iſt noch viel großartiger. Lüge, Betrug, Diebſtahl wohin man ſieht, es iſt ein Geiſt in den Menſchen, von dem man ſich mit Schaudern abwendet. Mich hat der eine Morgen an jeder Möglichkeit auf dieſem Felde zu wirken, verzweifeln laſſen."

„Dies Schloß ſteht, wie ich heute geſehn, auf einem Sumpfe. Der Baumeiſter hat nicht verzweifelt, er ließ Pfahl neben Pfahl rammen und thürmte dann auf dieſen Roſt das ſtattliche Haus, das noch viele frohe und trübe Tage zu erleben verſpricht. Ganz ähnlich iſt es mit dem Gebäude, das Sie hier aufführen ſollen. Der Baumeiſter prüfte offenbar erſt die Unterlage des Moraſtes, ſo müſſen ſie auch nach

den Gründen der Demoraliſation fragen, um das Übel bei der Wurzel zu faſſen!“

„O, das Volk iſt depravirt wie ſeine Sprache, depravirt wie alle Miſchvölker ohne nationalen Halt, ohne Geſetz, das aus dem Rechtsbewußtſein des Volkes hervorgegangen!„

„Ihr letztes Argument iſt etwas zu weit, und die andern nützen uns auch nichts, es gilt grade die Gründe herauszufinden, die Ihnen mit der Möglichkeit, dem Jammer zu ſteuern, die Mittel bieten, thätig und helfend einzugreifen. Ich weiß davon ſchon mehr. Es iſt ein trauriger Blick in die preußiſche Volkswirtſchaft, den wir hier thun müſſen. Wir ſtoßen auf eine Menge offizieller Lügen, die in der ganzen Welt Glauben gefunden haben. Des heiligen römiſchen Reiches Erzſtreuſandbüchſe will ihr märkiſches Material verwertet ſehn und wirft, worin ihr die „Lieben und Getreuen“ gern zur Seite ſtehn, den Sand nach wie vor dem übrigen Europa in die Augen. Preußen gilt als Haubt des Proteſtantismus, und Namen, wie Uhlich zeugen vom ärgſten Gewiſſenszwange, ja wir wiſſen, daß die Agende durch Dragonaden eingeführt wurde, und daß die Anhänger des alten Luthertums verfolgt und angefeindet werden. Eine zweite Seite, durch die Preußen dem Auslande gegenüber blendend daſteht, iſt ſeine vielgeprieſene Intelligenz. Sind uns

beim Anblicke ſeiner zur Erlangung einer konfeſſionellen Suprematie nötig geglaubten Maßregeln ſchon Zweifel über dieſen Punkt aufgeſtiegen, ſo vervielfachen ſie ſich jetzt zuſehends. Die Intelligenz eines Volkes wird nicht durch ein Duzend abgebrauchter großer Namen, die in der Reſidenz Penſionen beziehen, repräſentirt; die wirkliche Bildung des Volkes und möglichſt erweckender Unterricht iſt die Baſis, iſt die Saat, die allein eine ſo überlegne Frucht bringen kann. Von dieſer Saat iſt in einer Provinz, die unter die beſten der Monarchie gehört, kaum eine Spur vorhanden, und vom Himmel kann die Frucht nicht ſchneien. Das Schulweſen, ſagt Schwarz, der, wenn er erſt einmal etwas durchſtöbern will, unermüdlich iſt, liegt in dem ganzen Regierungsbezirke Oppeln, den er nach allen Richtungen durchkreuzt hat, auf die ſchrecklichſte Weiſe darnieder. Es wird weder etwas gethan, um die Leute wirklich zu germaniſiren, wenn das die Abſicht iſt, noch erhalten die Kinder in ihrem eignen Jargon einen erwähnenswerten Unterricht. Sie lernen den Katechismus deutſch auswendig, das iſt Alles, was ſie nach ſechsjährigem Schulbeſuch mit nach Hauſe nehmen, außer den Stadtſchulen bringen es nur einige wenige Landſchulen dahin, daß die Schüler Geſchriebnes leſen und notdürftig kritzeln können. Die größere Wohlhabenheit in den deutſchen Ortſchaften zwingt die Lehrer, ſich mehr

Mühe zu geben, und die Menſchen ſind dort im Allgemeinen weiter. Wollte der unglückliche Schulmeiſter, der mit 50 Thalern Gehalt in die ſlaviſchen Diſtricte geſchickt wird, um auf die allerunangenehmſte Weiſe zu verhungern, auch wirklich verſuchen, ſeinen Zöglingen die robſten Umriſſe ſeiner eignen ſchwachen Kenntniſſe beizubringen, ſo gerät im Augenblick ſein nächſter und unmittelbarer Vorgeſetzte, der Pfarrer, ihm in die Haare. Die Leute lehren heißt hier: ſie unglücklich machen. Der Bauer braucht nichts als den Katechismus, der ihn über ſeine Pflichten gegen die Kirche in's Klare bringt, alles Übrige iſt ihm Gift. Man muß ſich dabei unwillkürlich jenes berühmten Dilemma des Kalifen bei Gelegenheit der Verbrennung der alexandriniſchen Bibliothek erinnern. Die Schulinſpektoren ſind natürlich auch Geiſtliche, die vollſtändig befriedigt ſind, wenn die Kinder die Kirchengebete recht gelaufig herunterplärren, und damit hat die Aufſicht wieder für ein Jahr ein Ende. Sieht man ein ſolches Reſultat, ſo ſind freilich die 50 Thaler auch noch zu viel für eine Schullehrerdotation in Oberſchleſien. Dieſes Nichtaufkommenlaſſen einer geiſtigen Regung in der Bevölkerung, dieſes Unmöglichmachen einer inneren Nährfähigkeit durch Leſen faßlicher Schriften, dieſe gewaltſame Ertötung der höheren Richtung des Menſchen, wie ſie hier in ein konſequentes Syſtem ausgeprägt

worden iſt, muß auch aller Empfänglichkeit für Geſittung und Moral ein Ziel ſetzen. — Den Menſchen, deſſen natürliche Entwickelung ſo verſchroben und verzerrt worden, übernimmt dann zur Vollendung der Erziehung die Militäranſtalt, der Staat. Das geputzte Nichtsthun, die brutale Vornehmheit, die man dem Soldaten als ein Fantom von Ehre in den Kopf ſetzt, gedeihen auf dem für nichts Beſſeres vorbereiteten Boden vorzüglich, und nach drei Jahren kommt der Burſche, der noch eine Quantität ſtädtiſcher Lüderlichkeit und Uniformübermut profitirt hat, als fertiger Taugenichts in die Heimat zurück. Die alten Lumpen behagen ihm nicht, er war kein Koſtverächter, als er Rekrut wurde, und die ſchlechte Kaſernenkoſt, die er ſich durch Gähnen vor einem Schilderhauſe verdiente, ſchmeckte ihm jedenfalls beſſer, als das karge Stück Brot und Käſe, das er ſich jetzt durch ſchwere Arbeit erwerben muß. Die Menſchen ſind an zierlichen Müſſiggang gewöhnt, ſie ſind eitel geworden, und da ihnen der moraliſche Boden, der mit dem Streben Bedürfniſſe zu befriedigen vereint, fleißige Menſchen macht, gänzlich fehlt, ſo werden ſie zu Strolchen, Dieben und Gaunern. Der Staat ſelbſt erzieht ſie ſich dazu und zahlt den Erziehern für dieſe Reſultate ungeheure Summen. — Dieſe letzten Notizen wußte Schwarz auf geſchickte Weiſe aus den Herren Pfarrern, deren

Flaſchen er nebenbei ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, herauszuholen. Sie tragen unzweifelhaft das Gepräge der Wahrheit, und weiſen Ihnen eine mühſelige aber belohnende Arbeit zu. Sie müſſen auf Ihrer Herrſchaft die Schulen heben, und ſich der kommenden Generation bemächtigen. Je mehr Nacheiferung Ihr Streben findet, deſto größer Ihr Verdienſt; Sie gewinnen Tauſende der Civiliſation, und ſich ſelbſt Schutzbefohlene, die Ihnen den Aufenthalt in ihrer Mitte, den Verkehr mit ihnen nicht durch Unredlichkeit und brutale Stumpfheit verleiden."

„Die Väter und Mütter unſrer Zöglinge, die jetzige Generation, die Sie ganz aufzugeben ſcheinen, wird aber fortfahren, das alte Unkraut unter den Weizen zu ſäen, und da die Kinder länger zu Hauſe als in der Schule ſind, ſo wird alle unſre Mühe umſonſt bleiben. Was meinen Sie zu Herrn Steins Vorſchlage, unſre Schulen zu reformiren?" wandte er ſich an Teichert, den er zu Tiſche gebeten hatte, und der im Verlaufe des Geſprächs eingetreten war. „Glauben Sie, denn ich lerne hier ſo fragen, daß die Regierung uns nichts in den Weg legen wird, wenn wir unſern Gutseinſaſſen auf unſre Koſten beſſeren Unterricht geben laſſen? Und glauben Sie endlich, daß wir mit dieſem Plane Gutes ſtiften?"

„Gutes gewiß, denn wir würden das Mißtrauen, das die Leute haben, ſchwächen, wenn ſie leſen könnten. Die verfluchten Winkelkonſulenten verdrehen ihnen jetzt immer alle Geſetze und Verordnungen, die im Amtsblatte ſtehn, ſo daß die Betrognen glauben, die Dominien halten Rechte und Befehle des Königs zurück, die gar nicht exiſtiren.“

„Wie iſt denn dies ſchreiende Mißtrauen in die Menſchen gekommen?“ fragte Stein.

Eine allgemeine Entwickelung und Auseinanderſetzung war nicht die Sache des Amtmanns, er wurde nur dann verſtändlich, wenn er in ſeinem reichen Gedächtniſſe einen konkreten Fall fand, durch den er exemplifiziren konnte. Ein ſolcher fehlte ihm auch jetzt nicht, und nachdem er den ſlaviſchen Stamm als einen von Haus aus zum Mißtrauen geneigten bezeichnet und erwähnt hatte, daß dieſe Eigentümlichkeit ſich in den ärmlichen Verhältniſſen des Oberſchleſiers noch greller entwickelt hätte, erzählte er:

„Anno 1813 kam der Aufruf, der alles junge Volk auf die Beine brachte, und in Folge deſſen eine Menge von Geſetzen, die den Ruſtikalen Vortheil gewährten. In den zwanziger Jahren, als die Ruhe wieder hergeſtellt war, thaten ſich nun die Gemeinden zuſammen und kauften den Herrſchaften Güter ab. Damit die Bauern Geld bekämen, ſtifteten ſie unter

einander den Correal nerus, was ſo viel heißen ſoll, als Alle für Einen, und Einer für Alle, ſo, daß immer alles zu einem Gute gehörige Feld, Wald, Wieſe u. ſ. w., wem es auch gehören mochte, für die Schuld haftete. Das that aber nicht überall gut. Lüderliche Wirte zahlten keine Intereſſen, und die wohlhabenderen mußten hergeben, was ihr Fleiß erſpart hatte. Sie wären über dieſer Wirtſchaft alle zuſammen zu Grunde gegangen. Im Deutſchen war es wieder nicht ſo ſchlimm als bei uns, denn die Deutſchen ſind nicht ſo faul, und man dachte dort auch eher an die Auflöſung des Verbandes. Wer ordentlich war, rettete ſich und iſt heute wohlhabend. Hier aber hörte alle Zinſenzahlung auf, die Gläubiger kündigten natürlich ihre Kapitalien, und da der Kredit einmal ein Ende hatte, brach das Unglück ein. Dieſen Moment benützten nun Schurken, wie der reiche Wagner hier neben uns, der eine halbe Million und zwei Orden auf dieſe Weiſe zuſammengewuchert hat. Er kaufte die wertlos gewordnen Hypotheken auf und erſtand ein Gut nach dem andern, weil kein ehrliebender Mann ſich auf ein ſolches Geſchäft einlaſſen wollte, und die Leute nirgends Unterſtützung fanden, weit unter der Tare. So wurden viele Bauern, die ſchon ein gutes Stück Acker ihr Eigentum genannt hatten, in ihre frühere ärmliche Lage zurückgedrängt. Sie wiſſen nicht, wie die Sache eigentlich

gekommen ist, sie sahen nur ihren jetzigen Herrn und das Gericht dabei thätig, und fühlten sich übervortheilt und betrogen. So machte es der Herr Amtsrat noch jahrelang. Wollte er ein Stück Acker haben, das ihm zu einer Remise für Rebhühner passend schien, so wußte er es mit Hilfe seines Patrimonialgerichts dahin zu bringen, daß der Besitzer in Verlegenheit geriet, borgen mußte, sich in Schulden steckte, und ohne es zu ahnen den Herrn zum Gläubiger bekam. Dieser paßte nun wieder eine unglückliche „Conjunktion" ab, brachte durch seine Kündigung das Grundstück unter den Hammer und machte oft einer Hühnerremise wegen eine ganze Familie unglücklich. Viele Andre thaten es ihm nach, die Leute wurden auf gesetzmäßige Wese von ihren Herrschaften betrogen; sie wissen, daß es so ist, aber sie verstehn nicht, wie es geschieht, und daher der immerwährende Argwohn, das Mißtrauen, das sie auch auf die Dominien ausdehnen, die niemals Schuftereien getrieben. Es gibt sogar Herren, die ihren Unterthanen noch Abgaben abfordern, die längst aufgehoben sind, und die sie trotzdem durch den Exekutor des von ihnen bezahlten Gerichtsamtes einziehn lassen. Voriges Jahr kam eine solche Geschichte an's Licht, der Justiziarius wurde kassirt, heiratete aber gleich darauf die Tochter seines ehemaligen Gerichtsherrn und kam durch dessen Einfluß von der Festung los. Seit nun wieder

dieſer Fall bekannt geworden iſt, glauben die Leute bei jeder Zinsabnahme, man betrüge ſie, und machen Schwierigkeiten. Der Gerechte leidet mit und durch den Ungerechten. — Könnten ſie aber wenigſtens leſen, ſo würden ſie doch auch unterſcheiden lernen. Jeder hat ſeinen Kaufbrief in der Hand, er würde daraus erſehn können, was er zu leiſten und dafür zu erhalten hat. Wenn die Schulen nichts weiter vor ſich brächten, als daß die Kinder nicht blos — im beſten Falle — gedruckte Gebetbücher mechaniſch leſen lernten, ſondern auch Geſchriebenes verſtünden, ſo wäre für die Zukunft ſchon viel gewonnen!“

„Ich glaube doch, Sie noch auf einen Punkt aufmerkſam machen zu müſſen, Graf Felix, der in reifliche Erwägung zu nehmen iſt, wenn Sie einen feſten Plan verfolgen wollen. Wenn ich nicht irre, geht Ihre Abſicht dahin, die Zöglinge deutſcher Sitte und Art zu gewinnen, wobei Ihnen, ſobald nur erſt ein Anfang gemacht iſt, die für das Volk geſchriebnen Arbeiten der letzten Zeit gute Dienſte leiſteten; es iſt dabei aber zu bedenken, daß die Sprache ſelbſt, die Vermittlerin alſo, auf Widerſtand ſtoßen wird. Die Sprache iſt das Palladium, das letzte unveräußerliche Gut des in einen künſtlichen Staatsverband eingeflickten Landes; Alles läßt ſich ein Volk leichter aufzwingen, Herrſcher, Geſetze,

Kultus, was Sie wollen, nur keine fremde Sprache! Oder meinen Sie damit keinen Anstoß zu finden?"

„Dabei können wir uns nicht aufhalten. Der Jargon, den die Bewohner des slavischen Oberschlesiens sprechen, ist ein Patois, das sich nicht als Lehrsprache beibehalten läßt. Polnische Wörter mit verwechselten Vokalen und deutsche Vokabeln, die ad libitum polnisch geschwänzt werden, das ist ihr Idiom. Was sollte man damit machen? Sie müssen Deutsch lernen!"

„Denken Sie doch nur, wie sauer Ihnen Ihr moneo geworden ist. Grade das Müssen, das Befehlen wird die Kinder abschrecken, sie werden mit dem Ende des Schulzwanges die doppelte Feier einer Emanzipation von der Schulbank und dem Deutschtume begehen!"

„Das glaube ich nicht! Ich lernte mein moneo mit Widerwillen, und las Horaz mit Vergnügen. Die Kinder werden das Errungne schätzen lernen, wenn man ihnen zur Belohnung die Schätze deutscher Kinderschriften gibt. Ich werde auf jedem meiner Güter eine Bibliothek für die Dorfleute anlegen, und sie so zur Fortbildung und Benutzung des Erlernten reizen. Die Alten werden sich von den Kindern das Gelesne erzählen lassen, sie werden sich durch das Anhören der Kinder an die Sprache gewöhnen, in der ihnen bisher nur kurze Befehle, unangenehme gerichtliche Verhand-

lungen und langweilige Predigten in die Ohren geklungen, sie werden sie verstehn und als eine Quelle des Vergnügens lieben lernen, wie sie sie jetzt als eine Quelle des Verdrusses gehaßt haben, — — und in wenigen Jahren ist meine ganze Herrschaft deutsch."

Teichert schüttelte den Kopf, und Stein sagte: „Das ist ein sehr hübscher Traum, wie wollen Sie aber einen solchen bedeutenden Einfluß auf die Schulen erlangen?"

„Ich begreife gar nicht," fuhr nun Felix in seiner gewohnten Weise in die Höhe, „ich begreife in der That nicht, welch Vergnügen Sie darin finden, mir erst ein Unternehmen plausibel zu machen, und hinterher eine Menge von Schwierigkeiten zu ersinnen, die gar nicht vorhanden sind. Ich werde doch wol als Herr das Recht haben, mich um den Unterricht meiner Unterthanen zu kümmern, und so viel zu seiner Verbesserung beizutragen, als mir beliebt? Mit den Pfarrern werde ich reden, und die Lehrer werden mir gern willfahren, wenn ich ihre äußere Lage bessere."

„Was wollen Sie denn aber thun, wenn die Eltern ihre Kinder nicht in die Schule schicken, weil die größeren die kleinen herumtragen, weil ein Knabe von zehn Jahren sich schon durch Hirten- und andre Dienste sein Brot verdienen muß, weil endlich bei der Entfernung des Schulortes von der Wohnung die Kinder

im Winter erfrieren würden? Herr Graf, die Leute sind mitunter auch nur aus Armut so scheu vor der Schule."

Auch diesen praktischen Einwurf des Amtmanns wies Felix warm zurück. „Darin wenigstens schützt uns das Gesetz; der Schulpflichtige muß zur Schule. Und im äußersten Falle muß man den Kindern Speise geben, und die in Orten ohne Schule Wohnenden im Winter auf großen Schlitten nach dem Schuldorfe fahren!"

Teichert schien sehr geneigt, diese Liberalität für einen Scherz zu halten, als er jedoch sah, daß der Graf den Einfall festhielt, erklärte er: „Dann haben wir im Nu 500 Kinder zu ernähren, weil Niemand mehr ein Kind zur Schule schickte, wenn es nicht gefüttert wird, — und dazu reichte bald die ganze Herrschaft nicht aus. Und zuletzt hätten wir doch nichts davon, als Undank von den Leuten selbst, und Händel mit den Pfarrern und der Regierung."

„Es muß und wird aber gehn!" rief Felix heftig.

„Schieben Sie die That nur auf, bis Sie sich durch Autopsie überzeugt haben, was zuerst geschehn muß . . . . und lassen Sie Fritz jetzt nicht noch zum vierten Male melden, daß angerichtet ist, die Suppe wird uns sonst kalt, und das ist bei den fetten Rinds-

brühen, die man hier zu lieben ſcheint, keine Empfehlung.“

Stilling und Schwarz waren ſchon im Speiſeſaale; dem erſteren brannte das Geſtändniß und die Scham über ſeine heute morgens bewieſene Schwäche auf den Wangen, und er verbeugte ſich aus Verlegenheit noch tiefer als ſonſt. Felix hatte indeß ſeinen Humor während der vorigen Debatte ſchon wieder verloren, der Schläfer kam alſo vorläufig ungeneckt davon.

Felix war an einen guten Tiſch gewöhnt, und die hausbackne Küche, die für die Maler bis jetzt von einer Köchin zubereitet worden war, behagte ihm nicht. Man muß auch in der That an den Irrgarten ſchleſiſcher Zuſammenſtellung gewöhnt ſein, man muß die ſtarren, mit Mehl verſetzten und gewürzloſen Roſinenſaucen von Kind auf gegeſſen haben, um ſie genießbar, oder gar ſchmackhaft zu finden. Das Rindfleiſch wird der Brühe geopfert und zu einer zähen lederartigen Subſtanz zuſammen geſotten, die häufig auch das beſte Gebiß auf eine harte Probe ſtellt, oder es wird in einem langfadigen Brei zerkocht, der es ſich zur Aufgabe macht, auf unangenehme Weiſe die Zwiſchenräume der Zähne auszufüllen. Entremets und Aſſietten kennt die echte ſchleſiſche Küche nicht, und die

Kopien mißraten gewöhnlich durch den damit verbundnen Versuch, das Franzosentum schlesisch aufzumuzen.

„Raoul hilf!“ rief der Graf mit komischem Entsetzen, als er ein zu völliger Saftlosigkeit eingedörrtes Rebhuhn zu zerlegen versuchte. „Das ist ja schauderhaft, ein solcher Braten! Sollen wir denn hier verhungern, oder will uns die alberne Person mit Karpfen, polnischer Sauce und travestirten Dampfnudeln, dem einzigen Eßbaren, das heute auf unsre Tafel gekommen, zu Tode füttern? Stein, Sie werden mich für einen Barbaren halten, wenn ich Ihnen nur zumute, solche szythische Speisen zu verschlingen. Meine Herren, wie bedaure ich Sie, monatelang keine menschliche Nahrung gehabt zu haben! Aber das muß anders werden! Himmel, ist denn in meinem Vaterlande Alles noch in der Kindheit!“

„Das geschah Alles Ihnen zu Ehren, Herr Graf!“ lachte Schwarz. „Wir bekamen bis heute, wenn man die Namen der Speisen unberücksichtigt ließ, durchaus nichts Verdorbenes auf den Tisch, um Ihretwillen ging die Köchin aber so verschwenderisch mit Butter, Gewürz, Feuer und Stoffen aller Art um, daß ich mit meinem Staunen von einer Speise zur andern nicht fertig werde!“

„Weil Sie die Zwischenräume nebenbei durch Essen verkürzen!“ sagte Stein, über des Grafen Verzweiflung lächelnd.

„O, mir bekommt die Luft hier ganz gut, und polnische Karpfen mit Sauerkraut sind weit mehr nach meinem Geschmacke als die Zwiebelragouts des café anglais in München. Ich habe immer Appetit und werde nie schläfrig, außer wenn ich zu Bette gehe!“

Stilling schrak so zusammen, daß er die Gabel fallen ließ, und als Fritz ihm eine andre reichte, griff er so hastig danach, daß er sich in die Hand stach.

„Ich meinte Sie ja gar nicht!“ fuhr Schwarz mutwillig fort. „Warum sollten Sie nicht schlafen dürfen, da Sie die vergangne Nacht noch um ein Uhr den kleinen Jakob mit einer Fackel auf das Gerüste hetzten, damit Sie die gestern vollendeten Partien bei scharfer Beleuchtung sehen konnten. Das Frühstück war an Ihrer Müdigkeit nicht schuld, denn Jakob hat nicht gefrühstückt, und doch schlief er auch, als ich vorhin in die Reibekammer trat.“

Stilling murmelte etwas Unverständliches zwischen den Zähnen, das wie ein Fluch klang, und rieb sich dabei die verletzte Stelle seiner Hand.

„Hat denn Niemand hier in der Nähe zwei Köche, daß er mir einen leihen könnte, bis ich mir

ſelbſt einen ſolchen Künſtler verſchrieben habe?“ fragte Felix dazwiſchen.

„Ich glaube kaum, daß für Küche und Oper in Schleſien doppelte Beſetzung vorhanden iſt,“ meinte Schwarz, „es müßte denn bei Baron Ziegler ſein, der offenbar das liebenswürdigſte Haus macht, oder Fürſt Lichnowsky ließe Ihnen eine ſeiner Weißjacken zu!“

„Wahrhaftig, ich will an Lichnowsky ſchreiben, denn Stein hält es ſonſt nicht bei mir aus!“

„Schieben Sie die Schuld nur nicht auf mich. Ich für meinen Theil würde die Mehrkoſten einer andern Tafelbeſetzung gern für eine gute Suppe und kräftiges Habermus anweiſen, das Sie armen Kindern reichen laſſen, — und mich an die gebrannten Braten zu gewöhnen ſuchen. Man muß doch davon leben können, da ſo viele Tauſende dieſe Speiſen für Leckerei halten.“

„Die Japaner und Chineſen eſſen Ratten und Mäuſe, und die Esquimaux trinken Thran!“ entgegnete Felix. „Wenn Onkel Karl und Marie mich beſuchen, kann ich ſie doch nicht in dieſem Stile bewirten!“

„Wenn der Herr Graf ſeinen Koch nicht mithatte,“ ſagte Teichert, ſichtbar gereizt, „ſo nahm er oft Wochen lang mit meiner Küche vorlieb!“

„Aber, lieber Teichert, das Rebhuhn, das Sie mir geſtern vorſetzten, war doch auch nicht, wie dieſes hier. Sie gaben dem Onkel Fleiſch, aber dieſe Köchin will uns Stroh verdauen laſſen!“

„Es iſt mir eine Ehre, wenn es dem Herrn Grafen geſchmeckt hat. Ja, meine Frau kocht ſehr gut!“ antwortete der alte Mann, der troß ſeiner Grabheit, oder grade dieſerwegen für Anerkennung, ja für eine leichte Schmeichelei ſehr empfänglich war. Er hatte beim Anblicke ſeiner landwirtſchaftlichen Schöpfungen Lob erwartet, Felix war aber zu ſehr mit andern Dinge beſchäftigt, als daß er daran gedacht hätte, ſeiner Zufriedenheit Worte zu geben; und ſo freute denn den Amtmann auch dieſes Körnchen ſchon, das eigentlich ſeiner Frau galt. Dadurch aufgemuntert, ſagte er: „Herr Graf, befehlen Sie nicht, daß ich Ihnen morgen die neue große Brennerei zeige, zu der Ihr Herr Onkel, als er mit der Comteſſe hier war, den Grundſtein legte?“

Auf Felix Zügen lagerte ſich ein höheres Rot, und er antwortete raſch: „Gewiß, gewiß! Ich wußte gar nicht, daß Marie damals auch hier war!“

„Ja, und die Comteſſe war auch ſo gnädig, mir ein paar Pulswärmer zu ſtricken, die ich noch immer trage.“ Er zupfte aus dem Ärmel ſeines Rockes

einen Streifen roter Wolle hervor, der zwar kaum noch eine Spur von Farbe zeigte, aber doch des Grafen Blick feſſelte .... Übrigens fuhr er in einem Athem fort: „Es iſt ein ſchönes Gebäude und eine gute Maſchine, wir haben faſt keine Reparatur in den drei Jahren gebraucht. Und Abſatz war auch immer, nur in der Zeit, als der Mäßigkeitsverein „kraſſirte,“ ſtockte der Spiritushandel einige Monate.“

„Es iſt wahr, die Trunkſucht iſt ja auch noch eins von den eingebürgerten Laſtern Oberſchleſiens, haben denn die Anſtrengungen der Mäßigkeitsapoſtel Erfolg gehabt?“

„So großen,“ ſagte Schwarz, „daß die Menſchen zu der Verwirrung ihrer Rechtsbegriffe noch den Schluß gewonnen haben, ein Meineid ſei nichts weniger als ſchädlich, was ihnen natürlich die Haubtſache iſt. Ob Recht, ob Unrecht kümmert ſie gar nicht mehr!“

„Erklären Sie mir das, Herr Teichert, denn ich vermag diesmal den Zuſammenhang des offenbar ſegensreichen Mäßigkeitsvereines, und Schwarz' Bemerkung über Demoraliſation nicht zu begreifen!“

„Aber es iſt doch ſo, Herr Stein, denn ich habe es ihm ſelbſt erzählt. Wie ſoll auch etwas ein gutes Ende nehmen, wenn Wit von Dörring an der Spitze ſteht, und wenn mit Lug und Trug, mit Flüchen und

Drohungen um Anhänger geworben wird? Woher soll da der Segen kommen? Herr Schwarz hat ganz Recht. Wit von Dörring, der vielleicht von den Pfarrern Geld borgen wollte, forderte zur Bildung von Vereinen mit dem Grundsatze auf, kein gebranntes Waſſer, wie es auch heißen möge, zu ſich zu nehmen. Das ſah ſehr gut aus, denn ſo viel Bewohner in einem Orte lebten, ſo viel Trunkenbolde gab es auch. Viele Herrſchaften ſtellten, um die Gelegenheit abzuſchneiden, bald nach dieſem Aufrufe das Brennen ein; Alles ging eine zeitlang nach Wunſch, bis die Geiſtlichkeit Alles wieder verdarb. Zwei aus Polen fortgelaufne Franziskanermönche wurden von den Pfarrern förmlich als Miſſionäre gebraucht. Sie predigten in allen Kirchen, verfluchten die Kartoffelfelder, verfluchten die Menſchen als Heiden und Antichriſten, wenn ſie dem Vereine nicht beitraten, erklärten ſie für aus der Kirche geſtoßen und unwürdig unter Chriſten zu wohnen, drohten ihnen mit zeitigen und ewigen Strafen, daß einem die Haare zu Berge ſtanden. Die Pfarrer aber ſtörten dieſen Unfug nicht allein nicht, ſondern unterſtützten ihn dadurch, daß ſie Funktionen verweigerten. Sie ließen nämlich keinen Ungeſchornen Pathe ſein, abſolvirten ihn nicht im Beichtſtuhle, trauten kein Paar, ohne daß es den Schwur abgelegt hatte, ja ſie verweigerten ſogar denen, die ihren Drohungen trotzten,

das feierliche Begräbniß. Sie wollten einander in Zahlen übertreffen und ließen ſchon die ſechsjährigen Schulkinder den Schwur ablegen. Wer den Eid bricht, ſtirbt ein Jahr darauf und fährt direkt in den Höllenpfuhl, das und Ähnliches ſtand ſogar auf den gedruckten Vereinszetteln, von denen jedes Mitglied einen zur Erbauung und Stärkung bekam. Ein einziger Kaplan in ganz Oberſchleſien widerſetzte ſich dieſer Art die Leute zu überrumpeln und zu betrügen, weil er die Folgen fürchtete, und den nachtheiligen Einfluß, den dieſe auf die Moral haben mußten, voraus ſah. Er erklärte in einer Kanzelrede die Wichtigkeit und Bedeutung des mit dem feierlichen Gelübde verbundnen Eides, und ermahnte ſie, ihn nicht leichtſinnig zu ſchwören, ſondern ſich zuerſt zu prüfen, denn der Trunk ſei ein abſcheuliches Laſter, dies würde aber durch den Bruch des Eides noch vergrößert. Wie Hähne fielen alle ſeine Confratres über ihn her, er wurde mit Verſetzung auf eine ärmliche Stelle beſtraft, und weil er den Menſchen geſagt, daß ſie etwas Wichtiges und Schwieriges thäten, wurde er biſchöflich gekapitelt: Er habe gegen die „Paſtorklugheit“ gefehlt! Damit zeigt der Biſchof, daß er ſelbſt dumm iſt, denn da der Kaplan kein evangeliſcher Paſtor, ſondern ein katholiſcher Prieſter war, ſo wird die Klugheit ſich wol auf den Piſtoriusſchen Apparat beziehen ſollen; man zieht

aber durch den Gallſchen ebenſo viel Spiritus.“ Unbekümmert auf die Heiterkeit, die auf dieſen Commentar der Paſtoralklugheit folgte, fuhr er fort. „Jetzt haben ſie ihn Alle ſchön um Verzeihung gebeten, es iſt grade ſo gekommen, wie er es voraus geſagt. Zuerſt verſuchten die Pfarrer durch Kirchenſtrafen, durch Nennen von der Kanzel und Stehn vor der Kirchenthüre die Rückfälligen zu beſſern, als aber keine der Drohungen ſich erfüllte, keiner, der Schnapps getrunken, in Jahresfriſt ſtarb, da machten die Leute Witze über den Schwur, und ſaufen jetzt, wie früher. Nur der Fluch, den die Franziskaner über unſre Kartoffelfelder ausgeſprochen haben, ſcheint wahr geworden zu ſein. Seit jenem Jahre fault dieſe Frucht, und ſeit jenem Jahre wütet der Hunger in den Volksklaſſen, deren hauptſächliche Nahrung ſie iſt. Die Leute glauben feſt, daß es ſo iſt, und daher in der letzten Zeit ihre Wut gegen die Geiſtlichen!“

„Und angeſichts dieſes Segens entblödet ſich der Medizinalrat Lorinſer in Oppeln nicht, einer Brochüre das Leben zu geben, worin er auseinanderſetzt, daß die heilige Maria die beſondre Gnade gehabt, zum Beſten der Oberſchleſier ein Wunder zu wirken und ſie aus dem Schlamme des Verſoffenſeins mit Hilfe der frommen Geiſtlichkeit zum irdiſchen und ewigen Heile zu führen.“ Und ſolch ein Mann ſteht an der

Spitze eines Medizinalkollegiums!“ ergänzte Schwarz den Bericht.

„Ich muß gestehn, daß sich die Ursachen der Korruption des Landvolkes zu einer Summe steigern, daß mich nichts mehr Wunder nehmen wird. Das Alles genügte ja Engel zu vernichten. Je mehr sich mir aber die Überzeugung aufdrängt, kein Stand sei ganz frei von Schuld an dem besonders tiefen Versunkensein Oberschlesiens, desto höher steigt meine Hoffnung, das Volk durch sich selbst heben zu können. Ich habe ein Dutzend Beweise dafür, daß es schlecht gemacht wird, aber noch keinen einzigen, daß es nicht gut sein könne. Die Leichtigkeit, mit der es sich Meinungen und Ansichten aufzwingen läßt, spricht für Empfänglichkeit, es ist also erziehbar. Der schädliche Einfluß muß entfernt und durch wohlthätigen ersetzt werden. Wir haben es nicht mit Thieren von Geburt, sondern mit verwilderten, von Außen verthierten Menschen zu thun. Verzweifeln Sie nicht, Graf Felix, aber überstürzen Sie auch nichts. Sie müssen versuchen die Geistlichkeit in Ihr Interesse zu ziehn, denn ohne diese, oder ihr gegenüber wird sich doch nichts thun lassen.“

„Und daran wird Alles scheitern!“ warf Schwarz ein.

„Ich kann nicht denken, daß Männer, die eine Hochschule besucht haben, sich dagegen sträuben werden,

künftig mit Menſchen umzugehn, die ſie jetzt in ihrer Umgebung wie Diogenes ſuchen müſſen."

„Ich würde Sie einer Erfahrung berauben, wenn ich durch meine Schilderung den erſten Eindruck, den die hieſige Geiſtlichkeit auf Sie machen wird, ſchwächte. Graf Halden wird mit dieſen Pfaffen auch nicht auskommen, da er ſich nicht dazu hergeben wird, Wit's Rolle nachzuahmen!"

„Was iſt denn eigentlich dieſer ruheloſe ewige Jude aller Umtriebe für ein Menſch?" fragte Felix. „Ich habe ihn nie geſehn, ſeinen Namen aber oft, wenn auch nie rühmlich erwähnen gehört!"

„Sein Äußeres erinnert unwillkürlich an den ſchier dreißig jährigen Mantel, der manchen Sturm erlebt hat, wie es in dem bekannten Liede heißt. Er hat ein verwittertes Geſicht und ſchimmelige Haare, unſtete trübe Augen, deren unangenehmes Ausſehn ſeine ewige Brille nicht verſtecken kann. Sein Anzug hat ſtets etwas Auffallendes, das an die Abenteurerrolle, die er in der Welt übernommen hat, erinnert. Seine Geſchichte iſt ein fortgeſetzter Verſuch ſich bemerkbar zu machen, er ſteckte ſeine Naſe in alle Verſchwörungen, wurde aber überall mit Mißtrauen zurückgewieſen. Auch iſt ſein Charakter ebenſo wenig wie ſein Äußeres geeignet, Vertrauen einzuflößen. Als er alt genug war, einzuſehn, daß ſein Weizen in den Reihen des

Liberalismus nicht blühe, engagirte er sich bei Ultramontanen und Rückschrittsfreunden als commis voyageur. Man sagt, er beziehe seine Diäten aus der Kasse der Jesuiten. Gewiß aber ist, daß er das Vermögen seiner Verwandten verbraucht und von dem lebt, was er gläubigen Pfarrern als Unterstützung für gute Zwecke abborgt. — Da haben Sie das Bild des Mäßigkeitsapostels!"

„Ein Bild, dem ich allerdings nicht ähnlich zu sehn wünsche. Ich hoffe, es wird auf andre Weise gehn, meinen armen Unterthanen aufzuhelfen. Lassen Sie uns noch eine Flasche auf das Gelingen des Unternehmens, auf den Fortschritt der Kultur in Oberschlesien leeren!"

Es ist eine alte Erfahrung, daß ein Toast stets einen andern erzeugt, sie bewährte sich auch in diesem Lande, obgleich das viele Gesundheiten trinken, außer bei Hochzeiten und Festessen, in demselben nicht herkömmliche Sitte ist. Schwarz brachte einen launigen Willkommengruß aus, nachdem er zuerst Stilling durch vielfache Winke unter und über dem Tische dazu aufgefordert. Wirklich hatte dieser einige Zeit ein sehr ernstes, nachdenkliches Gesicht gezogen, so daß es schien, als wolle er ein nochmaliges Attentat auf seine Produktivität machen. Da die Flasche jedoch schon zu Neige ging, setzte Schwarz die Rücksicht, die er aus-

nahmsweiſe für den älteren Gefährten an den Tag gelegt, bei Seite und ſprudelte ſeine Knüttelverſe zu allgemeiner Ergözung und zu beſondrem Vergnügen für Teichert, deſſen Favorit der luſtige Bruder ohnehin war, in die Luft. Stilling erhob ſich ſteif, wie immer, machte hinter ſeinem Stuhle eine halbe Volte und ſtieß, ſich tief verneigend, mit Felix und Stein an. — Felix antwortete heiter, und kaum hatten Alle ihre Pläze wieder eingenommen, ſo ergriff der Amtmann ſein Glas und, indem er ſeinem Geſichte den pfiffigſten Ausdruck gab, den ſeine Gutmütigkeit zuließ, leerte er es: „Auf das Wohl der zukünftigen Frau Gräfin!“ —

„Bravo! Alterchen!“ rief Schwarz und tötete, wie er es nannte, ſeinen Reſt.

„Und beachten Sie den Wunſch Ihres Onkels, machen Sie raſch was doch nicht ausbleiben kann!“ ſagte Stein, nach unmerklichem Zögern ebenfalls anſtoßend.

Der reſpektvolle Stilling wiederholte die halbe Volte, machte wie vorhin eine ſtumme ehrerbietige Verbeugung und glaubte damit Alles gethan zu haben. Der lezte Toaſt hatte aber Felix beſſer gefallen, als jeder andre, ſeine Gedanken waren durch ihn wieder in die Richtung gebracht, nach der hin ſeine angenehmſten Träume lagen; er dankte mit ſteigender Munterkeit, und als Stilling ſich wieder entfernen wollte,

hielt er ihn mit der Frage feſt: „Wie können Sie bei der Geſundheit eines mutmaßlich hübſchen Mädchens ein ſo kaltes Geſicht machen? Waren Sie denn nie verliebt? Wiſſen Sie nichts von dem ſüßeſten Gifte?“

Der ceremonieuſe Profeſſor ſetzte erſt das Glas behutſam auf die Tiſchecke neben den Teller des Grafen und ſchickte ſich dann „dienſtergebenſt“ an, die Fragen des hochgebietenden Herrn, wie es im Briefſteller heißt, der Reihe nach zu beantworten. Schwarz lachte.

„Ich glaube nicht,“ ſagte er, „daß meine Züge etwas Andres ausdrückten, als die tiefgefühlte Hochachtung, die ich im voraus einer Dame entgegen trage, die Graf Halden durch ſeinen Antrag ehrt. — Den zweiten Punkt anlangend, ob ich ſelbſt perſönlich nie eine beſondre Neigung zu einem Weſen weiblichen Geſchlechtes gehegt, muß ich nach meinem beſten Wiſſen mit Nein antworten, da ich mit Ausnahme meiner Mutter und einer alten Tante, den Umgang mit Damen nicht bevorzugte. — In Bezug auf den dritten Theil Ihrer Frage aber muß ich allerdings einige mittelbare Kenntniſſe und Erfahrungen zugeſtehn, wie ich ſolches durch die Erzählung der Geſchichte eines meiner Freunde bethätigen will, indem ich mir zugleich die Bemerkung erlaube, daß die zu erzählende Thatſache wol nicht geeignet war, mich einem Gefühle, für das

ich ohnehin keine Neigung hatte, in die Arme zu führen. — Ich wohnte vor etwa 18 Jahren mit einem gewiſſen Grayſon in London zuſammen, der, ſo jung er war, in jeder Beziehung für einen geſchickten Künſtler galt, ſich aber beſonders im Modelliren von Porträtbüſten auszeichnete. Er wollte ſich um den für die beſte Statue der Britannia ausgeſetzten Preis bewerben und hatte, da er, wie geſagt, ein tüchtiger Mann war, einen Monat darauf ſchon das ungefähre Modell ſeiner Statue im Atelier ſtehn. Er vertraute mir im Laufe des Geſprächs, daß er durch den Erfolg ſeiner Arbeit in den Stand geſetzt zu werden hoffe, um die Hand einer jungen Dame von Rang werben zu können, deren Büſte er modellirt habe. Er hatte bei dieſer Gelegenheit ſein Herz an ſie verloren, glaubte aber auch in ſeinem Vorbilde Spuren aufkeimenden Verſtändniſſes bemerkt zu haben. Sie iſt jetzt in Italien, ſagte er, wenn ich ſiege, fliegt ihr mein Ruhm entgegen, ſie kehrt zurück und iſt mein. Es entſpann ſich bei näherer Beſichtigung des Werkes zwiſchen ihm und mir ein Streit über denſelben Muskel, von deſſen Daſein Herr Schwarz neulich nichts zu wiſſen behauptete. Es galt die geringe aber doch nicht wegzuleugnende Wirkung in ihrem Werte für das Auge zu erkennen, die der Soleus auf den Gaſtrocnemius ausübt. Grayſon war ſo wenig zu überzeugen als Schwarz,

das lebendige Modell führte, da er nicht unter die Haut ſehn konnte, zu nichts, und ein anatomiſches Präparat war nicht gleich zu beſchaffen. Um jeden Preis aber wollte Grayſon die Möglichkeit eines Tadels ſeiner Statue vermeiden und wendete ſich endlich an einen Arzt, der ein anatomiſches Privattheater unterhielt. „Ich habe eben einen weiblichen Cadaver, an dem Sie die Beinmuskeln in höchſter Vollendung finden werden," ſagte uns der Arzt, „aber .... Sie wiſſen, wie ſchwer wir die Mittel für unſre Studien erhalten, auch dieſe Leiche iſt eine geſtohlne. Sie iſt ſchon älter, als man ſie ſonſt liebt, ich bekam ſie aber erſt geſtern, und ſie iſt durch die Kälte des Winters und die Sorgfalt, mit der ſie für den Sarg präparirt worden, vollſtändig wohl erhalten." Der Cadaver wurde aus der Kammer geholt, der gefällige Arzt machte ſein Skalpel zurecht, und wir ſahen, als das Tuch von dem Beine zurückgeſchlagen worden, alle Behaubtungen des Beſitzers beſtätigt. Die Bewunderung die wir Alle dem Gliede zollten, bewog Grayſon zu ſehn, ob die andern Theile des Körpers mit dieſer Wohlgeſtalt harmonirten. Der Kopf pflegt an den auf dieſe Weiſe erworbnen Leichnamen in der Regel verſtümmelt zu werden, um ein Erkennen zu vermeiden; das war hier nicht geſchehn, und das Decktuch deßhalb um den Hals herum feſt gebunden. Die Geſtalt, ſo

weit wir ſie ſehn konnten, war in der That ein Meiſterwerk der Schöpfung, das wir mit Entzücken anſahn, und mit unſrem Funde zufrieden, — ich in der gewiſſen Überzeugung durch die vorausſetzlich normale Muskelbildung eines ſo vollendeten Körpers, einen Triumf zu feiern, — wollten wir uns an die Arbeit machen, als das geſchah, was mir eben Gelegenheit gibt, dieſe Geſchichte zu erzählen. Mit einem ſchneidenden Schrei deutete Grayſon auf eine kleine Narbe und einen wenig vorragenden Knorpel am Schlüſſelbeine, — Zeichen, die ich einfach für Folgen eines früheren Bruches dieſes Knochens hielt, — riß im nächſten Augenblicke die Bedeckung des Kopfes herunter, ſchrie nochmals auf, und warf ſich zu unſrem nicht geringen Entſetzen auf die Leiche, die er ohne vor der Kälte und dem trotz aller Vorſichtsmaßregeln peinlichen Geruche zurückzuſchaudern, mit Küſſen bedeckte. Die Leiche ſoll ſeine unterdeß in Italien geſtorbne Geliebte geweſen ſein, die man auf dem Wege nach der Gruft ihrer Familie geſtohlen. Ein Gehirnfieber, das Grayſon binnen drei Tagen tötete, war die Folge dieſer Szene. Da nun wahrſcheinlich Liebe der Grund und die Urſache dieſes Todesfalls war, ſo glaube ich behaupten zu dürfen, daß ich weiß, ſie ſei ein Gift; nur waren die Fantaſien des Unglücklichen nicht von der Art, daß ich die Wirkung des Giftes eine ſüße nennen

könnte!“ — Mit derſelben trocknen Ruhe, mit der er geſprochen, nahm er ſein Glas wieder auf und ſetzte ſich an ſeinen Platz.

Seine Zuhörer wußten nicht, ob ſie ſich vor der Erzählung ſelbſt, oder vor der Art, wie ſie vorgetragen wurde, mehr entſetzen ſollten. Kein Geſpräch vermochte den widerwärtigen Eindruck zu verwiſchen, und verſtimmt löſte ſich die Tafelgeſellſchaft auf.

„Hole der Teufel den Soleus!“ brummte Schwarz beim Hinausgehen.

Die Arbeit ging unter Steins Leitung, obgleich er ſelbſt noch wenig Hand anlegte, raſch vorwerts. Felix hatte ſich Klaftermaaß und Zollſtab anfertigen laſſen und wanderte meſſend und Notizen niederſchreibend durch die ſtillen Gemächer. Die Sorge um ſeine Einrichtung hatte im Augenblicke die Pläne für Schulenverbeſſerung wieder in den Hintergrund gedrängt. Freilich mußte noch Vieles geſchehn, wenn des Amtmanns Toaſt und Steins Mahnung bald berückſichtigt werden ſollte. Das Schloß konnte mit

ſeiner jetzigen Einrichtung wol als Abſteigequartier für einige Wochen dienen, immerhin war es nicht zur Aufnahme einer an alle Bequemlichkeit und an allen Luxus gewöhnten Herrin geeignet. Einer ſolchen aber galten die Entwürfe, die Felix Stein zur Begutachtung vorlegte. Als endlich der eine nichts übrig zu laſſen ſchien, begann die ebenſo ſchwierige Wahl der Meubels und Geräte, die Farbe der Tapeten, der Stoff der Polſter, der Graf wollte bis in's Kleinſte Alles auf dem Papiere vorherbeſtimmen, und Stein ſollte mit dem Farbentakte des Malers bei jedem Stücke entſcheiden. Ohne Kampf ging es dabei nicht ab. So wollte Felix ein paar rieſige Schränke aus der Urzeit, deren Thüren mit Metall, buntem Holze und Schildpatt eingelegt waren, auf den Flur ſchaffen laſſen.

„Sehn Sie doch nach, ob nicht mehr von dieſer Arbeit vorhanden iſt," ſagte Stein, „das Schadhafte läßt ſich ausbeſſern, friſcher Lack hebt die Farben wieder, und die Bildchen aus der bibliſchen Geſchichte können den Kleinen noch oft ein Gegenſtand der Freude ſein, wie ſie es Ihren Eltern wahrſcheinlich geweſen ſind. Eine ganze Stube, mit ſolchen maſſiven Nußbaumſchränken und Schieben gefüllt, hat etwas ſo Wohlhäbiges, einer Hausfrau ſtets Angenehmes!"

„Etwas Spießbürgerliches meinen Sie. Spinden mit Linnenzeug für drei Generationen, Kinderwäsche für jedes Alter! Ich wünschte nicht, daß meine Frau Geschmack an solchem Trödel fände.“

„Dieses Spießbürgerliche gehört der Frauenwelt, es ist ein Theil der Heimat ihrer Bestrebungen, ich würde es an der Frau meiner Wahl nur ungern vermissen.“

„Nun meinetwegen, mögen sie in der dunklen Eckstube bleiben.“

Das freundlichste Gemach im Schlosse war offenbar ein kleiner sechsseitiger Salon, dessen Aussicht die nicht allzu fernen Konturen des mährischen Gesenkes, den Altvater und weiterhin die Bischofskoppe zeigte. Eine schöngewachsene Lindengruppe und eine stolze Esche auf der Gegenseite schnitten das Bild an den Enden ab und faßten es zusammen. Ein paar Strohhütten, die in der Entfernung nicht unmalerisch aussahen, bildeten den Mittelgrund; Klomp hätte ein paar Kühe, de Fries ein paar verhüllte Weiber oder kurzbeinige Männer hineingemalt, und die Tafel wäre nicht unverkauft geblieben. Auf dies Zimmer richtete Felix seine Sorgfalt ganz besonders, und als er Stein seine Absicht, eine strohgelbe Tapete mit mattem Golde aufziehn zu lassen, mitgetheilt hatte, führte er ihn an das Fenster und sagte:

„Nicht wahr, der Anblick iſt doch auch ſchön, und ſelbſt ein verwöhntes Auge kann ſich daran erfreuen .?.. es wird, es muß ihr hier gefallen!“

Pleſſenberg hatte an Stein geſchrieben und in einer Nachſchrift beigefügt, daß Klara, die Braut Haldens, ſich im Augenblicke bei ihrem Vater in Friedrichshafen aufhalte. Er hatte außerdem bemerkt, daß Felix in letzter Zeit Briefe mit dieſem Poſtzeichen bekommen, ſo wie auch, daß er in kurzen Pauſen mehrmals Schreiben mit der Adreſſe Klaras zur Poſt gegeben. Obgleich er nicht darüber geſprochen, lag die Vermutung doch nahe, daß eine jener plötzlichen Wechſelſtimmungen, die Felix in ſo hohem Grade eigen waren, ihn zu Klara zurückgeführt, und dieſe, durch die Rückkehr befriedigt, die lange Vernachläſſigung verziehen hatte. Liebe verzeiht ja ſo gern, auch wenn die Wunde noch lange nachblutet; ſie verbirgt den Schmerz, um den geliebten Gegenſtand zu beruhigen; ſie vergißt nicht, aber ſie verzeiht. Stein bezog alſo arglos den Ausruf Haldens auf eine Überſiedlung Klara's und ſagte demnach völlig unbefangen:

„Friedrichshafen ſelbſt iſt reizlos, und auch der Bodenſee mit dem herrlichen Amphitheater ſeiner Ufer, Bregenz, der Säntis und das alte Conſtanz ſelbſt läßt ſich an der Seite eines Mannes, der Liebe für Liebe gibt, nicht blos hier, ſondern in Nowaja-Zembla ver-

geſſen. Nur thäten Sie wohl, Ihrer Braut die Gegend noch in dem bunten herbſtlichen Putze zu zeigen, der auch der hieſigen Eintönigkeit ein koquettes geſellſchaftsmäßiges Anſehn gibt. Ich bin überzeugt, daß es ihr Vergnügen machen würde, an der Einrichtung ſelbſtthätig mitzuwirken, die Wohnung würde für ſie durch die Mühe, die ſie damit gehabt, werter gemacht, und am Ende iſt ja auch ihr Geſchmack der, den man am meiſten zu Rate ziehn muß."

Alle Adern auf Felix' Stirn ſtrotzten, ſeine Zähne knirſchten an einander, und heftig mit dem Fuße ſtampfend wandte er ſich ab. Einen Augenblick ſpäter war der Maler allein.

„Hier verliere ich allen Pfad," ſagte er ſich. „Galten ſeine Worte Marien? Wie bring' ich damit den warmen Briefverkehr mit der Andern in Verbindung?" Kopfſchüttelnd und ernſtlich beſorgt wollte er ſich zurückziehn, als Schwarz hereinſtürmte und ihn bat, raſch in den Hof hinabzukommen, um eine oberſchleſiſche Szene anzuſehn.

Es war Sonnabend, der Zahltag für die Arbeiter. Vor des Amtmanns Thüre ſtand ein Tiſch, darauf die Arbeitsregiſter und kleine Münze in Schwingen. Teichert ließ von dem Wirtſchaftsſchreiber die Liſte verleſen und beſorgte die Auszahlung ſelbſt, indem er von

Zeit zu Zeit einem ſich heftig und laut zankenden Paare in ſeiner Nähe Schweigen gebot.

„Teichert iſt nämlich Schiedsmann, Ortspolizei, Bezirkskommiſſarius, Taxator und weiß der Himmel was ſonſt,“ ſagte Schwarz zu Stein. „Lauter Aemter, die nötiger und nützlicher ſind, als das Schock Generäle, die nichts thun als Tauſende verzehren. Er hat eine Menge Qual und Plackerei, für die er nicht einen Kreuzer bekommt. — Heute gibt's Beilegung oder Inſtruktion eines Prozeſſes. Warten Sie nur bis unſer Salomo ſeine Gläubiger befriedigt hat.“

Stein dachte an eine ähnliche Szene auf dem Haldenfels und war auf den Pendant neugierig. Unterdeß hatte er Muße, den Volksſchlag, der ſich in allen Altersklaſſen zum Zahltiſch drängte, zu betrachten. Alle, bis zu den Kindern hinab, waren hager und gezehrt, wo Fülle zu ſein ſchien, war es Gedunſenheit ohne Kraft und Friſche; Elend und Armut war der Name all dieſer Fiebergeſichter. Wie ſich das auf dem Lande überall wiederholt, hatten ſich auch hier die wenigen Spuren edlerer Formen zu den Männern geflüchtet, das weibliche Geſchlecht war dagegen aller Reize bar und trug durch dicke Pelzjacken und ſeine kaum zwei Finger breiten Mieder wahrhaftig nicht zu ſeiner Verſchönerung bei. Einige Mädchen zeigten an ihren Köpfen auch jene, unter dem Namen „Weichſel-

zopf“ bekannte Krankheit, die merkwürdigerweiſe von einer großen Zahl von Aerzten in das Bereich der Fabel gewieſen worden iſt. Durch dieſes Leugnen iſt ſie indeß nicht ausgerottet worden, ſie exiſtirt ebenſo gewiß, als Unreinlichkeit und Vernachläſſigung der Haare nicht ihre Urſachen ſind. — Der Weichſelzopf iſt ein Erbübel des ſlaviſchen Blutes, ein Übel, das weder vor Rang noch vor Luxus zurückbebt, ein Übel, von dem ruſſiſche Fürſten und polniſche Grafengeſchlechter ſo gut zu erzählen wiſſen, als der ſlaviſche Proletarier in Oberſchleſien. Die Krankheit entſteht dadurch, daß die Haare eine klebrige Flüſſigkeit, — vielleicht auch der Samen noch zu entdeckender Kryptogamen, die jetzt ja an Allem Schuld ſind, — ausſchwitzen, durch welche der ganze Haarwuchs zu einem undurchdringlichen Filze vereint wird. Das Haar wächſt unter demſelben fort und ſtößt nach und nach den ganzen Pelz verdorbnen Wuſtes ab. Gewaltſam darf dieſer nicht abgelöſt werden, da der Rücktritt jenes Schleimes ſtets mit Gefahr für Geſundheit und Leben verbunden iſt. Gewöhnlich folgt einer ſolchen Unbeſonnenheit lang anhaltender dumpfer Kopfſchmerz, der als Folge Stumpfheit des Verſtandes, oft aber ſogar völligen Blödſinn zurückläßt. Der Weichſelzopf iſt rein endemiſcher Natur. Nie iſt ein Weib damit behaftet geweſen, deſſen mutmaßliche „Ahnentafel“ reines

germaniſches Blut für einige Generationen aufwerts nachwies. Er iſt deßhalb auch nicht zu verwechſeln mit dem ſogenannten „geluſtigen Wichtel“, von dem man in dem deutſchen Schleſien reden hört. Hier iſt er die nach langer Krankheit bei Rekonvaleszenten der unteren Volksklaſſen durch Vernachläſſigung häufig vorkommende Verwirrung ſchlechtgepflegter Haare, verbunden mit der Sehnſucht nach verbotnen Speiſen, namentlich nach Saurem. Es iſt klar, daß die Ähnlichkeit hier den Namen machte, wie es auch wahrſcheinlich iſt, daß den deutſchen Ärzten, die darüber geſchrieben haben, nur grade ſolche Fälle vor Augen waren, bei denen denn natürlich das charakteriſtiſche Merkmal des echten Weichſelzopfes, der klebrige Schweiß, fehlte. —

Das Auszahlen war zu Ende. Teichert grüßte nun erſt die Fremden, machte ihnen auf der vorgeſchobnen Bank Platz und winkte dann mit ſtrenger Amtsmiene die Clienten heran.

„Diesmal iſt's nichts für Sie,“ ſagte er zu Schwarz, „kein Schlägerei um eine Magd mit roten Haaren und Pockennarb n wie neulich. Die Frau von dem Kerl iſt geſtorben, und da zankt er ſich mit ſeiner Schwiegermutter um die Erbſchaft!“

Das Weib war ſo ekelhaft häßlich, als in jedem Zuge ausgeprägte Gemeinheit, natürliche Mißbildung

und Alter irgend machen können, der Mann, der kaum 28 Jahre alt ſein konnte, aber ſchon den ſchweren ungefügen Gang eines Fünfzigers hatte, beſaß ebenfalls nichts Anziehendes und roch außerdem widerwärtig nach Branntwein. Ehe Stein es vermeiden konnte, hatten Beide ſchon ihre geifrigen Lippen auf ſeinen Rockärmel gedrückt und dann in kriechender Demut des Amtmanns Rockzipfel geküßt.

„Kerl, wie kannſt Du Dich unterſtehn, beſoffen zu mir zu kommen?“ leitete Teichert in polniſcher Sprache, in der, wie ſich von ſelbſt verſteht, die ganze Unterredung geführt wurde, das Verhör ein.

Der Schreiber ſtellte ſich hinter die Maler und ſpielte den Drogmann, wo Schwarz' Kenntniſſe, die er ſich nach ſeiner Weiſe im Fluge erworben, nicht zureichten.

„Den ganzen Tag iſt er beſoffen, und meine Ulke (Ulrike) hat er zu Tode geprügelt“, heulte das Weib.

„Das iſt nicht wahr! Du haſt ſie verhungern laſſen, denn Du haſt Alles weggefreſſen, was die gnädige Frau (Amtmännin) ihr geſchickt,“ gab ihr der Mann zurück.

„Haltet das Maul!“ fuhr der Amtmann mit ſeinem Stocke dazwiſchen, „oder ich laſſe euch Beide

einſperren. Was haſt Du zu klagen?“ fragte er den Wittwer.

„Die Hexe hat meiner Frau alle ihre Sachen weggenommen, als ſie merkte, daß ſie nicht mehr lange machen wird. Und wie ſie tot war, — ich war in der Arbeit —, zog ſie ihr auch noch das Hemde vom Leibe, nahm alle Betten weg und ließ die Leiche auf dem Stroh liegen, ſo fand ich ſie, als ich nach Hauſe kam.“

„Die Lumpen gehörten doch alle mir“, ſchrie das Weib, „der Schuft kam aber über mich und ſchlug mich halbtot.“

„Iſt denn die Frau ſchon lange tot?“ fragte Stein.

„Kaum drei Stunden“, antwortete der Schreiber, „ſie ſtarb an den Folgen ihrer erſten Entbindung, nachdem ſie ein totes Kind geboren. Die Leute ſind noch kein Jahr verheiratet.“

„Der arme Menſch hat gewiß kein andres Hemd und will die Frau doch nicht nackt verſcharren. Ich will ihm aus meiner Wäſche eins herausſuchen, damit er nur die Megäre los wird!“

„Ach darum iſt ihm nicht zu thun, Herr Stein“, ſagte der Amtmann, „es geht um nichts als die Erbſchaft. Nackt würde er ſein Weib doch in den Sarg legen, auf den Rücken nehmen und dem Pfarrer hin-

ſtellen. Das iſt ſo ihre Art!“ An die Parteien gewendet, entſchied er dann: „Du bringſt das Hemd und das halbe Bett, ſo wie die Sonntagskleider wieder, und zwar gleich jetzt. Und wenn Ihr Euch noch einmal prügelt, ſo bekommt jedes von Polizeiwegen fünfzehn aus dem Salze! Marſch fort!“ Die ſinnvolle Bewegung ſeines Stockes erſtickte jede Appellation, und obgleich beide Theile nicht vollſtändig befriedigt waren, ſah man dem Weibe doch an, daß es gehorchen würde. — Die Sonntagskleider ließen ihr ja immer noch Spielraum, und von dem Roſenkranze mit dem ſilbernen Kreuze war auch nicht die Rede geweſen.

Ich würde nicht wagen dieſe Szene voll empörender Rohheit zu erzählen, wenn ich ſie nicht geſehn. Läßt ſich denn auch ein ſolches mit den Füßen treten der geheiligteſten Gefühle erfinden? Eine Mutter, die ihre Tochter beraubt und entkleidet, ehe ihr Herz noch erkaltet iſt; ein Mann, der in dem Augenblicke, wo ſeine Frau an dem erſten Kinde, das ſie ihm geboren, geſtorben iſt, nicht an ſie, ſondern an die Lumpen denkt, die ſie getragen; eine Prügelei der nächſten Angehörigen Angeſichts der Leiche, die ihnen theuer ſein müßte, — dahin verſteigt ſich die Fantaſie nicht. Die Fantaſie erfindet Verbrechen, aber das Verbrechen iſt ein zwar verrenkter, doch immer noch ein lebendiger Zuſtand und Alles, was Leben heißt, iſt ihr zugänglich. Die

geſchilderte Szene zeigt eine durchweg in Faulniß übergegangne, eine tote Lage der Geſellſchaft, ſie iſt ſo ſcheußlich, — daß ſie wahr ſein muß. — Und was iſt von dieſer Beſtialität zu erwarten, wenn ſie ſich ihrer phyſiſchen Macht bewußt wird? Das Totengift iſt gefährlicher als Aqua tofana, ſchlägt dieſer tote Zuſtand einmal Wunden, ſo werden ſie unheilbar ſein, und ich denke, phyſiſcher Tod iſt noch beſſer als dieſe moraliſche Verpeſtung.

Stein war erſtarrt von dem, was er geſehn und gehört: es war ja das Äußerſte, das Unglaublichſte. Er floh in dem Garten, preßte beide Hände vor das Geſicht und geſtand ſich, daß er bis heute nicht geahnt, wohin Armut, Elend und Unterrichtsloſigkeit führen können. Und die Bäume waren hier auch grün und der Himmel blau, die Sonne leuchtete, und helle Sterne blitzten herunter. Wie er zu den zitternden Funken hinaufſah, ſprach er unwillkürlich die Worte des Dichters nach:

„Die Sterne ſind im tiefen Blau geſchwommen,
Wie Thränen, die am Augenlide blinken,
Wenn unſer Liebſtes hat der Tod genommen,
Wie goldne Thränen, die auf Gräber ſinken!“

Felix fuhr, um den Sonntag zu feiern, in die Kirche. Er verband mit dieſer Partie über Land zugleich die Abſicht, ſeinen Pfarrer, der ihn bisher vergebens aufgeſucht, zu begrüßen. — Die Kirche war von einer Bauart, wie man ſie außerhalb Schleſiens wol kaum finden dürfte. Vom Wetter blaugrau gebeizte Holzſtämme, aus der Zeit, in der noch Bären und Wölfe in den jetzt durch die Zinkhütten gelichteten Wäldern hauſten, durch hölzerne Klammern verbunden, bildeten die Wände und wölbten ſich, von innen durch Streben gehalten, zum Dache. Der Thurm, der das Dach nur mit einer Kuppel von rätſelhaftem Geſchmacke überragte, war ein einfaches, über die Plumpheit hinaus maſſives Gerüſte, zum großen Theile ſeiner weniger dauerhaften Bretterbekleidung beraubt, ſo daß man die „ehernen Zungen," die die Gemeinde verſammelten, frei hängen ſah. Einige vom Sturme losgeriſſene Bretterreſte, die ſich noch an einem Nagel drehten, gaben, im Winde klappernd, auf ſchauerliche Weiſe den Takt zu der nicht minder ſchauerlichen Predigt, mit der der Herr Pfarrer in dem heulend wimmernden, oder wimmernd heulenden Kanzeltone dieſer Gegend ſeine Gemeinde beglückte. — Das Innere der Kirche war in gewiſſem Maße von ihrem Äußeren verſchieden, obgleich der weiße Kalkanſtrich namentlich zwiſchen den kleinen, von der Zeit, um ihre Rechtwinklichkeit ge-

brachten Fenstern, abgefallen war, und die Rauschgoldsterne an dem durch Balken angedeuteten Firmamente eher schwarz als glänzend aussahen. Das Altarblatt stellte den heiligen Bartholomäus vor. Ich glaube zwar nicht, daß der Maler ein Schüler Ribeiras gewesen, obgleich das Herunterhängen blutiger Hautlappen von den Schultern des geschundnen Heiligen, so wie die Verzerrung der ganzen Gestalt offenbar im Geiste dieses Meisters waren. Ich glaube ebenso wenig, daß irgend ein ästhetisches Gefühl der Gemeinde, Wohlthäter dazu bewogen hatte, die scheußliche Figur zu maskiren. Ich glaube es nicht, weil die Masken selbst von gar zu unästhetischem Geschmacke Zeugniß gaben. Zur Rechten und Linken des Haubtbildes, sein Untertheil bedeckend, hingen zwei Exemplare des beliebten Bildes, das man in Schlesien in Tausend und Tausend Exemplaren findet, ja von dem keine Kirche und kaum eine Hütte frei ist, — zwei Exemplare der czenstochauer Maria. Grober Holzschnitt, anderthalb Fuß hoch, einen Fuß breit; auf braunes Naturpapier gedruckt, kaum einer menschlichen Erscheinung ähnlich. Und noch verunstaltet durch ein drüber genageltes Mäntelchen von blau und weiß, oder rot und gelb geblumtem Kattun, das oben mit einer mächtigen Krause und unten mit einem Streifen Silberlahn prunkt. Eine zackige Krone von Rauschgold auf dem

Kopfe der Mutter und ein dergleichen unförmiges Ding auf dem Köpfchen des Bambino, an das Papier mit weithinſichtbaren Stichen groben Hanfgärnes geheftet, ſind nicht weniger notwendige Requiſiten dieſes Gegenſtandes hoher Verehrung, dieſes Apparates eines noch beſtehenden Cultus. — Wir ſtaunen gelegentlich in Raritätenkabinetten die Götzen der Peruaner, die Idole der alten Celten an; warum beſitzt noch kein Muſeum, kein ethnographiſches Inſtitut eine auf dieſe Weiſe mit letzter Hand vollendete czenſtochauer Maria? Und dieſe Bilder wirken Wunder, zu dieſen Frazen wird gewallfahrtet! — Die Kirchenfahnen ſind mit ähnlichen Mißgeburten geſchmückt, und das hölzerne Dunkel des Gotteshauſes verfehlt trotz des geiſtlichen Geheuls von der Kanzel herab nicht, die Gemeinde in ſüßen Schlummer zu verſenken. Offenbar ein Glück!

Felix wollte indeß weder den Redner, noch die andächtig ſchlafenden Zuhörer durch ſeinen Eintritt ſtören und wartete geduldig, bis der Faden des Sermons abriſſe. Er las auf dem Friedhofe die Inſchriften der Gruft ſeiner Väter und wanderte unter den halbdürren Maulbeerbaümen auf und ab, bis das allgemeine Raüspern und Huſten, das dem Amen folgte, ihm ein Herein zurief. — Als er in die Kirche trat, ging der Pfarrer eben den Gang entlang, um

die Gemeinde zu aspergiren. — Ich hätte dem mit der Etiquette der katholischen Kirche unbekannten Leser gern die authentische Erklärung eines Schriftgelehrten und Pharisäers über diesen Gebrauch gegeben, da mir aber eine liturgische Mystik nicht zur Hand ist, so muß ich mich damit begnügen, den Akt äußerlich zu zeichnen. Der Priester geht mit einem Chorknaben, der den Weihwasserkessel trägt, durch den ganzen Raum der Kirche und besprengt die Versammlung, indem er in der Luft das Kreuzzeichen macht. — In dieser Weise war der Pfarrer zu der kleinen Seitenpforte gekommen, welche Felix eben benutzte. Beim Anblicke des „Herrn Grafen", zog er, obgleich in amtlicher Funktion begriffen, sein Quadrat ab, verbeugte sich devotest und spendete ihm mit einer nochmaligen Verbeugung die nächsten Weihetropfen ausschließlich. — Felix war durch diese Übertragung seiner sozialen Stellung in dem Raum, in dem er vor Allem an Gleichheit zu denken geneigt war, unangenehm überrascht, später aber war es ihm nicht unlieb, daß der Pfarrer einen so großen Respekt zeigte, er hoffte ihn um so eher für seine Zwecke gewinnen zu können. Dieser Gedanke beschäftigte ihn während des Hochamtes, und als er mit dem Pfarrer das Gebäude verließ, schlug er ihm vor, sich rasch umzukleiden und mit ihm nach W. zu fahren. Ein gutes Diner war

eine ſtarke Seite dieſes Dieners der Kirche, in unglaublich kurzer Zeit war Chorrock und Talar entfernt, das Quadrat mit einem Hute vertauſcht, und er an des Grafen Seite.

Felix ließ Stein bitten, zu ihm zu kommen, da er, nun wieder von der Idee Gutes zu wirken ergriffen, nicht zögern wollte und mit ſtillſchweigendem Geſtändniſſe Steins ſchweres Belagerungsgeſchütz zu brauchen fühlte. — So wenig dieſer auch diplomatiſche Nebenwege liebte, nötigte ihn doch die geckenhaft zur Schau getragne Eitelkeit des Pfarrers, verbunden mit der kriechendſten Ehrerbietung gegen den Grafen und ſeine bis zur abgeſchmackteſten Zartheit geiſtloſe Phyſiognomie, ſtatt ſogleich Breſche zu ſchießen, vorerſt gegen die Außenwerke zu operiren. Er ſpielte auf den Ertrag der diesjährigen Ernte an, kam von da durch einen Scherz auf den Decem des Hochwürdigen, und von dieſem wieder durch die Klagen des Empfängers über ſchlechtes Maaß und dergleichen, auf die Vermögensumſtände ſeiner Pfarrkinder.

„O, es gibt Bauern in meinem Dorfe, die acht Pferde im Stalle und beſſere Kühe haben als ich. Nur meine Schweinezucht iſt die beſte weit und breit. Ich weiß nicht, ob Ihnen, gnädigſter Herr Graf, der Herr Oberamtmann ſchon mitgetheilt hat, daß er zwei Zuchtrangen von mir kaufen will. Ich kann für ihre

Güte bürgen, und es wäre mir lieb, wenn ich sie noch vor dem Winter aus dem Futter bekäme."

Der Mann hatte wahrhaftig eine schwarze Atlasweste, Bukkings und einen erträglich gemachten Frack an. Außerdem war er Pfarrer.

„Diese Geschäfte überlasse ich Teichert ganz," sagte Felix heiter, und der Schweinehändler machte seine Verbeugung.

Alle Versuche, ihn von seiner Gemeinde reden zu machen, führten zu einer breiten Herzählung seiner Wirtschaftsverhältnisse, die er entschieden für den Hauptzweck seines Strebens hielt. In diesem Sinne wies er auch eine Bemerkung Steins, der die Landgeistlichen statt mit Äckern dotirt, durch ein Gehalt gesichert wissen wollte, mit Entrüstung zurück. Er behauptete, daß dann Niemand Landpfarrer sein könnte, da ihm jede nützliche Beschäftigung fehlen würde.

„Sollten Sie nicht grade da Ihre Zeit recht nützlich für Ihre Gemeinde verwenden können?"

Der Pfarrer gestand zwar dem katholischen Grafen vorläufig die Suprematie zu, daß aber ein Maler, der noch dazu auf den ersten Blick das Aussehn eines Ketzers hatte, ihm so zu widersprechen wagte, empörte den ganzen unbeugbaren, dieser Menschenklasse eigenthümlichen Stolz. Mit Würde und einer an Verachtung grenzenden Geringschätzung erklärte er, daß

er, den der Herr Graf und die Barmherzigkeit Gottes ſchon lange Jahre mit dem Seelenheile einer großen Zahl ſeiner Mitmenſchen betraut, am beſten wiſſen müſſe, was zu ſo wichtigem Amte nützlich, und zur Erbauung der Parochianen nöthig. Er drohte in eine Predigt über das Thema auszuarten und machte darauf aufmerkſam, daß die Leute durch das Beiſpiel ihres Seelenhirten bewogen, fleißiger und lieber den Boden mit ihrem eignen Schweiße düngten. Kurz, am Ende ſah Felix und Stein, daß mit dieſer Wirtſchaftsausgabe des Pfaffentums nichts zu machen ſei. Er ritt ſein Thema durch, ſtrich ſich nebenbei die Haare glatt und war jedenfalls in den Ställen ſeiner Pfarrkinder beſſer bewandert, als in ihren Herzen und Köpfen. Sie gaben nach Tiſche die Jagd auf, und Felix tröſtete Stein damit, daß die beiden andern Pfarrer, zu deren Sprengel Theile ſeiner Herrſchaft gehörten, möglicherweiſe von Außen weniger Stutzer und von Innen weniger Bauern wären.

Einmal Willens, dieſe Entdeckungsreiſe zu machen, wurde ſie auch ſchon den folgenden Tag angetreten. Die Bauart der Häuſer wurde gefälliger oder wenigſtens zweckmäßiger, die Zahl größerer Gehöfte vermehrte ſich, das Vieh, das auf den Wieſen weidete, wurde größer und wohlgenährter: Alles zeigte, daß ſie der deutſchen Region näher kamen. Das Pfarr-

gebäude, früher der Sitz eines Johanniter-Comthurs, hatte ein ſtattliches Anſehn, die Wirtſchaftsbauten lagen abſeits, und der Hofraum, durch Buchenwände von der Straße getrennt, ſah einem Garten ähnlich. Ein Bedienter in ſchwarzer Livree empfing die Fremden, bat ſich unter dem Vorgeben, nicht zu wiſſen, ob der Herr Erzprieſter zu Hauſe ſei, ihre Namen aus, und führte ſie dann, nachdem ſie eine Zeit gewartet, durch die mit Marmor gepflaſterte Halle in den hinter dem Hauſe liegenden Garten, für den wieder durch geſchmackvolle Anlagen das Anſehn eines Parkes gewonnen war. — Der Erzprieſter war in Geſellſchaft ſeiner beiden Kapläne und kam den Gäſten einige Schritte von ſeiner Moosbank entgegen. Er war ein großer hagrer Mann, ſeine Stirn war weiß und gefurcht, die Augen hatten jenes fremdartige, begeiſterte Leuchten, das man nur bei religiöſen Schwärmern findet, und das den Mund, ſo oft er von Demut ſpricht, Lügen ſtraft; denn es ſagt auch noch im höchſten Enthuſiasmus, in der wildeſten Verzückung: Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin, wie dieſer oder jener! Einer der jungen Kapläne, deſſen ſchmale, gekniffne Lippen noch mehr Bösartigkeit vorausſetzen ließen, übertraf ſeinen Vorgeſetzten auch in dieſen ſichtbaren Zeichen des Fanatismus, während der Andre, ohne Zweifel das Aſchenbrödel der hochwürdigen Maſſonei, mit ſeinen

unterwürfigen Mienen, seinen blonden Brauen und Lidern, mit einer an Niedrigkeit grenzenden Demut, durch stummes Nicken zu den Worten seiner Amtsbräder nichts als das Amen zu sein schien. Der Erzpriester ließ die Fremden fühlen, daß er ihren Besuch schon längere Zeit erwartet habe, ja er brachte es dahin, daß Felix eine Entschuldigung stammelte, als er den ihm mit vieler Würde angebotnen Gartenstuhl, den der blonde Kaplan gebracht, annahm. Stein, der neben dem Älteren Platz nehmen sollte, dankte und lehnte sich an den Stamm der alten Kastanie, unter deren Schatten sich die Gesellschaft befand.

„Sie sind lange Zeit in fernen Ländern gewesen, es wird gut sein, wenn Sie sich wieder an vaterländische Sitte gewöhnen!“ sagte der Erzpriester in dem hochfahrenden Tone eines Vormunds.

„Um so mehr,“ fügte der Kaplan bei, „als es die Aufgabe und Pflicht derer ist, denen Gott die Bürde irdischer Güter und irdischer Herrschaft auf die Schultern gelegt hat, mit gutem Beispiele voran zu wandeln auf dem Wege, der zum Heile führt!“

Der zweite Kaplan neigte sein Haubt zum Zeichen des Einverständnisses und ließ seinen Blick an dem fadenscheinigen Talare von Serge herabgleiten, der ihm zugleich als Schlafrock dienen mußte.

Felix verſuchte es, heiter zu ſein. „Vaterländiſche Sitte!“ rief er, „ich möchte ſie mit der Diogenes-laterne ſuchen; bisjetzt ſah ich nichts als Unwiſſenheit. Unſitte und Elend. Ich fand ſie grade hier mehr, als ſonſt irgendwo, und möchte gern thun, was ich kann, um wirklicher Geſittung Eingang zu verſchaffen.“

Der Erzprieſter zog die Brauen in die Höh' und ſagte ſtreng und hart: „Die Armen ſind reicher, als die, welche in Sammt und Seide prunken; ihr äußeres Elend iſt ihnen ein Weg zum Heile, denn es bewahrt ſie vor Sünde; ihre Sitte geht hinaus über die Sitte der Geſitteten, denn ſie haben den Glauben und dienen dem Herrn!“

„Und was nützte es dem Menſchen, wenn er auch die ganze Welt gewänne, an ſeiner Seele aber Schaden litte?“ ergänzte der würdige Kaplan.

„Ich muß geſtehn,“ ſagte Stein, der ſeinen Ekel kaum verbergen konnte, „die große Zahl thieriſcher Rohheiten, die Maſſe von Verbrechen, die täglich hier verübt werden, und deren Quelle ich in der bodenloſen Unwiſſenheit des Volks ſuche, deuten weder auf eine geſunde Moral, noch auf überlegnen Trieb, dem Herrn zu dienen, hin!“

„Des Herrn Wege ſind dunkel und wunderbar, ſeine Barmherzigkeit iſt groß, und ihn lieben iſt beſſer, als Alles wiſſen,“ ſagte der Kaplan.

„Ich weiß nicht, ob Sie Kirchen beſuchen, in einer hieſigen ſcheinen Sie wenigſtens noch nicht geweſen zu ſein," ſagte der Erzprieſter ſtechend. „Sehn Sie das Volk vor dem höchſten Gute knien, ſehn Sie es an dem einzigen Orte, wo man ein Urteil über den Menſchen fällen kann, in der Kirche, und die wahrhaft chriſtliche Größe, die erhebende Andacht derer, die Sie unwiſſend ſchelten, wird Ihnen mit ſchlagender Überlegenheit ntgegentreten. Es gibt keine Moral auſser in der Religion!"

„Aber die Thatſachen, die notoriſchen Verbrechen," rief Felix.

„Niemand vermag darüber ſo gut zu urteilen, als wir, denen der Weinberg des Herrn die Werkſtätte iſt. Wir wiſſen, welche tiefe Reue über einzelne Verirrungen gebegt wird, wir ſehn die Zerknirſchung, und mag Jeder vor dem Throne des Richters ſo beſtehn, als die, welche Herr Stein Verbrecher zu nennen beliebte."

Stein hielt um der Sache willen, auch jetzt noch ſeinen Zorn zurück und ſagte ruhig: „Dennoch bin ich überzeugt, daß beſſerer Unterricht auch jene Verirrungen unmöglich machen würde."

„Und gewiß würden die Leute ſelbſt dadurch mehr zu Menſchen herangebildet werden, ſie würden ſich zu

ſich ſelbſt erheben, ſie würden empfänglicher ſein für Wiſſen und Wiſſenſchaft!“

„Lies nie ein Wort, auf daß Du gelehrter und weiſer würdeſt, ſagt der ſelige Thomas von Kempen; und der heilige Auguſtinus erklärt die Laſter ſeiner Zeit dadurch, daß er ſagt, es gälte für eine größere Sünde, wenn Jemand ein Wort falſch ausſpräche, als wenn er gegen die Geſetze Gottes und ſeiner heiligen Kirche fehle,“ citirte der Kaplan, nach ſeiner Weiſe himmelnd.

Der Diener unterbrach die Antwort Steins, deſſen Geduld nun ihr Ende erreicht hatte, durch die Meldung, daß der Schuladjuvant, wie in Schleſien die Hilfslehrer genannt werden, draußen ſei.

„Ein Amtsgeſchäft,“ ſagte der Erzprieſter und befahl dem Diener, den Genannten zu rufen.

„Krüger, ich habe Sie kommen laſſen, um Ihnen zu ſagen, daß, wenn Sie fortfahren durch unnützes und ſündhaftes Treiben Anſtoß zu geben und Ihr Amt zu vernachläſſigen, ich nicht Willens bin, meine wiederholten Warnungen in den Wind geredet zu haben. Wir können Subjekten Ihrer Art den Unterricht der Jugend nicht anvertrauen, ich werde, falls Sie abermals nicht gehorchen, unbedingt Ihre Entlaſſung beantragen!“

Der junge Mann hatte ein edles, intelligentes Geſicht, über das ein Schleier tiefer Melancholie lag: man wußte nicht, ob er der Ausdruck des drückenden Gefühls ſeiner Stellung, oder der Laſt der Armut, von der ſein knapper Anzug Zeugniß gab. Er wurde bis zur Stirn hinauf rot, als ihm dieſer Vorwurf, dieſe Drohung in Gegenwart von Fremden entgegendonnerte. Sein gutes Gewiſſen wollte ihn erſt mutig antworten laſſen, aber ein Blick in die Augen des Kaplans, um deſſen Lippen ein hämiſches Lächeln ſpielte, erinnerte ihn zu lebhaft an ſeine Abhängigkeit, und er wagte nur ſchüchtern zu ſagen, daß er ſich einer Vernachläſſigung ſeiner Pflicht nicht bewußt wäre.

„So! Machte ich Sie nicht ſchon bei der Prüfung darauf aufmerkſam, daß Sie die Lehren, die der Herr Kaplan in ſeinen Stunden den Kindern einprägte, in den andern Stunden mit ihnen zu wiederholen haben? Fanden Sie trotz dieſer ausdrücklichen Weiſung nicht für gut, unter dem Vorgeben Gedächtnißübungen anzuſtellen, ihren Zöglingen Gedichte verderbter Menſchen, wie Bürger, Grün und Andere, vorzuleſen?“

„Hochwürdigſter Herr, der Schulplan . . . . .“ ſtammelte der Adjuvant.

„Sie haben zu thun, was ich Ihnen befehle, weiter nichts!“

„Das iſt nach Ihrer weiſen Anſicht wol auch keine Vernachläßigung Ihrer Pflichten,“ miſchte ſich jetzt der Kaplan ein, „daß Sie den Nachmittagsgottesdienſt verſaümen, um zu botaniſiren? Und die erbauliche Lektüre, die ich bei Reviſion Ihres Zimmers fand? Schillers Sendung Moſes! Aus ſolchen Büchern lernen Sie wol, zum Ärgerniß der ganzen Gemeinde an einem Kreuze vorbei gehn, ohne Ihren hochmütigen Kopf zu entblößen?“

„Gehen Sie jetzt! Sie werden die gottloſen Bücher, die Ihr Herz verderben, in einer Stunde dem Kaplane übergeben und mir heute Abend das neunte Kapitel des erſten Buches aus der Nachfolge Chriſti in reinlicher Abſchrift bringen. Gott erleuchte Sie!“

Ein völlig Vernichteter taumelte der Unglückliche mehr, als er ging, aus dem Garten. Felix zitterte, aber Stein faßte ſeinen Arm und ſagte ſcheinbar gleichgültig: „Wir wollen heute noch Ihrem Nachbar einen Beſuch machen, Herr Erzprieſter, Sie entſchuldigen alſo, wenn ich Graf Halden aufmerkſam mache, daß es ſpät wird.“

Man hatte ſich beiderſeits nicht gefallen, die Abſchiedsceremonien waren demnach kurz. Der Erzprieſter ging wieder einige Schritte mit ihnen und kehrte dann zu ſeinen Helfershelfern zurück.

Am Hofthore lehnte noch der Adjuvant, bleich und zuſammengebrochen. Er weinte nicht, aber ſeine Augen waren rot, und ſeine Arme zuckten. Stein trat einen Augenblick an ihn heran und ſagte ihm leiſe: „Gehorchen Sie heute; thun Sie, was Ihnen geheißen wird. Vertrauen Sie mir, Ihre Knechtſchaft nimmt bald ein Ende!“ Er nickte dem Erſtaunten noch einmal freundlich zu, machte ihm ein Zeichen, daß er ſchweigen ſolle, und ſtieg in das Kabriolet.

„Ich habe genug von dieſen Leuten, bis zum Ekel genug!“ rief Felix. „Warum ließen Sie mich dieſer elenden Bande nicht in das Geſicht ſagen, daß ſie aus Schurken beſteht?“

„Weil offne Feindſchaft uns alle Möglichkeit nähme, unſern Plan auszuführen. Es bleibt uns ja jetzt noch die Hoffnung auf den dritten Pfarrer, der ſich, wenn Sie losgebrochen wären, von ſeinen Amtsbrüdern nicht hätte los ſagen können.“

„Sie wollen alſo wirklich noch einen Verſuch machen?“

„Schwarz ſchilderte mir, wie ich geſehn habe, die Herren, die wir bis jetzt kennen, treu, warum ſollte er ſich in dieſem irren, den er mir als den einzigen durchweg ehrlichen Pfarrer in der Gegend bezeichnete. Er iſt kein Licht, ſagte er, aber ein praktiſcher und von ganzem Herzen luſtiger Mann. Er iſt ſo leicht

innig vergnügt, daß er gut ſein muß. — Fahren Sie alſo nur zu, eine ſchlimmere Erfahrung können wir uns doch nicht mehr holen.“

Der Übergang von einer Sprache, von einer Nationalität zur andern, iſt in dieſem Landſtriche ſo plötzlich, daß man in Zeit von einer Stunde Dörfer durchfliegen kann, in deren erſtem der vielbelobte waſſerpolniſche Jargon durchweg geſprochen wird, während das zweite, kaum eine Viertelmeile entfernt, ſtockdeutſch iſt, und das dritte endlich die mähriſchen a und e ſtatt der harten o und u hören läßt. Der Unterſchied ſelbſt in den beiden ſlaviſchen Idiomen iſt ſo ſchroff, daß er auch der Sprache Unkundigen auffallen muß, wie ja wol Jeder, auch wenn er nicht Italieniſch verſteht, den platten neapolitaniſchen Dialekt, von dem Klingen und Singen des toskaniſchen unterſcheidet. Wie ſich hier dieſe Gegenſätze trotz der ſteten Vermiſchung, trotz des ſteten Verkehrs unverwiſcht erhalten, iſt um ſo wunderbarer, als mit der Sprachverſchiedenheit auch ſtets eine Verſchiedenheit der Tracht geht. Namentlich iſt es der Kopfputz, die Art das Haar zu tragen und der Schnitt der Hauben bei den Weibern, der für jedes ſolche detachirte Nationalitätchen ein andrer iſt. Eine Verbrämung von grauem Kaninchen im Winter und eine dick getollte Krauſe im Sommer bezeichnet polniſche Abſtammung; Spitzenluxus, der die Augen bedeckt und

mit einer langen Schneppe auch die Naſe verhüllt, an hohen Feſten aber dick mit Gold und Silber geſtickten Mützen Platz machen muß, das deutſche Bauernmädchen; in den mähriſchen Gegenden werden dafür bunte Tücher auf eigentümliche Weiſe um den Kopf geknüpft. Die „Polakin“ flicht aus ihrem Haare zwei Zöpfe, die ſie gleich einem Kranze um den Kopf legt; die Deutſche kämmt es zurück und rollt es einfach im Nacken zu einer hohlen Wulſt auf; die Mähriu trägt wieder geflochtenes Haar, aber nur zu einem Zopfe, deſſen Spitze mit einer bunten Schleife geſchmückt iſt. Das iſt ſtereotyp. Bei den Männern dürfte es ſchwer fallen, ſolche Merkmale aufzufinden; ſie lieben Alle große Pelzmützen, und zum höchſten Staate gehört ein hellblauer Mantel, deſſen Kragen und Krägelchenzahl einen ſichern Schluß auf die Vermögensverhältniſſe des Trägers machen läßt.

Unſre Entdeckungsreiſenden begegneten in einem mähriſchen Dorfe einem Leichenzuge. Die Begleitung beſtand großentheils aus Weibern, und dieſe waren bis an die Naſenſpitze in große Theeſervietten gehüllt, ſogar eine im Jahre 1815 auf gelbbraune Leinwand gedruckte Karrikatur, die den Prometheus von Sankt Helena auf die niedrigſte Weiſe angriff, prunkte zur Beluſtigung der am Wege ſtehenden Buben, auf dem Rücken eines Mütterchens. Voran zog das ganze

Schulperſonal, Lehrer und Schüler, eine lateiniſche Litanei herunterplärrend, die der Rektor in höchſt eigner Perſon intonirte; in ausgezeichnetſter Disharmonie zu dieſem Geſange, der auch Alles zu wünſchen übrig ließ, ſtand der Klagegeſang des Volkes, der unbekümmert um die Litanei ſeinen ſchrillen Sopran ſchneidend durch die Pauſen dringen ließ.

„Die Kinder haben Ferien, denn der Lehrer iſt als Küſter beſchäftigt, und die Kirche geht natürlich vor!“ warf Felix hin.

„Immer beſſer, ſie gehn auf dieſe Weiſe ſpaziren, als wenn ihre Zeit damit vergeudet wird, daß der Schulmeiſter nichts thut als die Lehren des Kaplans wiederholen.“

„Ich glaube die Hochwürdigſten in der Comthurei haben den Lehrſatz des ſeligen Thomas von Kempen zu ihrem oberſten Grundſatze erhoben: Lies nie ein Wort, auf daß Du weiſer und gelehrter würdeſt!“

„Auf ein Kollegium über Logik haben ſie wenigſtens ſicher weder Geld noch Zeit verſchwendet, und von Gottesgnaden ſcheint ihnen die Gabe, richtig zu denken und zu ſchließen, auch nicht zu Theil geworden zu ſein. Mit ſolchen Leuten iſt jeder Streit unmöglich. Man kann den Narren einmal ihre fixe Idee nicht nehmen, aber ihr Platz iſt eben im Irrenhauſe, und es

iſt entſetzlich, daß ihnen hier Gewalt über Andre gegeben iſt.“

Sie waren am Orte ihrer Beſtimmung. Der Pfarrer, ein kleines kugelrundes Männchen, ein hoher Sechsziger, wie es ſchien, kam, als er den Wagen rollen hörte, auf die Treppe, die zu ſeiner Wohnung empor führte, heraus und ſchrie: „Brigitta, Marinna, Jadwiga!“ kurz, während er ſelbſt nach der Seite die ſchmalen Stufen herunterkletterte, verſammelte ſich ſein ganzer Hausſtand.

„Grade noch zurecht zum Eſſen,“ rief er, „warum nicht eher? Halloh, Jadwiga, eine Ente ſchlachten. — Freut mich recht ſehr, Sie bei mir zu ſehn. — Raſch, Jadwiga, ſteh' nicht und gaffe die Herren an, wie die Kuh ein neues Thor! — Ja, ja, ſo ſpät! Es iſt aber doch hübſch von Ihnen, daß Sie da ſind! — Marinna . .!“ Und er machte die Pantomime des Trinkens, wie er denn überhaubt ſeine polniſchen Apoſtrofen an die Domeſtiken nie ohne bezeichnende mimiſche Begleitung ausſprach.

Sie waren in der reinlichen Wohnſtube, ehe ſie noch ein Wort ſprechen konnten, und der kleine dicke Herr ſchien auch hier nicht gewillt, ſie viel zu Worte kommen zu laſſen.

„Kinder, hübſch, ſehr hübſch, daß Ihr daſeid! Was trinken wir? Herben? Pah! Junges Volk!

Strudelköpfe, obenaus! Weiß ſchon, was Ihr gern trinkt. Wenn Ihr ſo alt ſeid als ich, trinkt Ungar!“ Dabei kniff er ſeine winzigen Augen ſo freundlich ein, daß man kaum die Ritze in dem vollen roten Geſichte ſah. Allen Einwendungen ſetzte er nur ein abweiſendes: „Pah, pah, weiß ſchon, was ſich ſchickt!“ entgegen, zündete einen Wachsſtock an und verſchwand.

„Das iſt, allem Anſcheine nach, doch ein Menſch, und ein guter komiſcher Kauz obenein!“ ſagte Stein.

„Ich bin neugierig, was er uns bringen wird! Bleiben wir denn wirklich zu Tiſch?“

„Warum ſollen wir ihm die Freude verderben? — Sehn Sie nur, ich glaube der alte Herr liebt noch ein kleines Jagdvergnügen! Die Gewehre ſind im beſten Zuſtande und mögen wol jenen ausgeſtopften Falken den Tod gegeben haben.“

„Ein Gleiches könnte ich von dieſer Handbibliothek nicht ſagen. Die Bände ſtecken verkehrt, zum Theil den Schnitt nach außen, und ewiger Staub lagert auf ihnen.“

„Holt oben ein paar junge Tauben!“ rief der Pfarrer aus der halbgeöffneten Thüre in's Haus zurück, „da haben wir gleich eine Suppe! Aber nehmt die von den Rotſchwänzen, ſoll euch .... wenn ihr die Hühnerſchwänze ſtört! Ah!“ keuchte er nun in die Stube herein, unter jedem Arme eine Flaſche Cham-

pagner und in der Hand eine kleine Steinflasche tragend, welche Spuren hohen Alters zeigte. „Machen Sie mir einmal die Thüre zu," rief er Felix an, „es kommen sonst zu viele Fliegen herein!" Und mit einem nochmaligen, tief aus der Brust geholten „Ah" setzte er seine Last auf den Tisch. Dann nahm er drei Gläser aus einem kleinen Wandschränkchen, wischte sie unbefangen mit seinem Taschentuche aus, ließ den Kork der einen Flasche springen und füllte vorsichtig die Gläser. „So, Kinder, seid mir willkommen! Herr Graf, Ihr Wohlsein und gute Nachbarschaft! Herr Stein, gute Bekanntschaft!" Er prüfte den Wein mit der Zunge und schüttelte den Kopf. „Windbeutliger Geschmack, gut für solche Windbeutel wie Ihr. Nichts da! Nullum vinum nisi hungaricum! Macht, daß Ihr mit dem Zeuge fertig werdet, und wenn Ihr auch einen Spitz habt, ein Glas von meinem Mauerbrecher bringt Alles wieder in Ordnung."

So schwazte er gemütlich fort, immer zum Trinken nötigend, immer zum Einschenken bereit, ohne daß er, trotz der lebhaften Verachtung, die er dem Champagner bezeigte, sich selbst dabei vergaß. Sein Humor und sein freilich etwas platter Witz, seine Trinksprüche wollten kein Ende nehmen, er leistete damit jedem Versuche Steins, ernsthaft zu werden, unbewußt passiven Widerstand. — Ein Bauernweib, das ungemeldet her-

eintrat, riß indeß plötzlich den heitern Faden entzwei. Das Weib gehörte jetzt augenscheinlich der ärmsten Volksklasse an, aber es lag etwas in seinen Bewegungen und in dem Takte, mit dem es sich zurückziehn wollte, als es Fremde erblickte, so wie in seiner saubern Kleidung, das die Anwesenden glauben machen konnte, die Arme habe bessere Tage gesehn.

„Komm' nur herein, Thekla!" rief der Pfarrer, und für einen Augenblick verschwand der joviale Ausdruck seines Gesichtes, um dem tiefen Mitgefühles Platz zu machen. „Was bringst Du mir?"

Die arme Frau weinte und suchte, ohne sprechen zu können, ein dünnes Beutelchen hervor, aus dem sie eine kleine Summe in den verschiedensten Münzsorten abzählte und dann ein sorgfältig in Papier gewickeltes Goldstück dazu legte.

„Nun, was willst Du denn?" fragte der Pfarrer aufstehend.

„Der Herr Rektor hat mir gesagt," schluchzte das Weib endlich hervor, „ich hätte für das Begräbniß meines Mannes an Sie drei Thaler zu bezahlen. Ich sollte sie ihm mit dem Betrage seiner Rechnung zugleich einhändigen, da ich aber nicht so viel Kourant besitze, so wollte ich den Herrn Pfarrer bitten, unterdeß dies Goldstück, das ich zum Pathengeschenk bekam, als Pfand zu behalten."

„So, ſo! Wieviel haſt Du dem Rektor bezahlt?“ fragte der Pfarrer, und jede Spur guter Laune war verſchwunden.

„Zwei Thaler, zwanzig Groſchen!“

„Haſt Du eine ſchriftliche Berechnung?“

„Er wollte mir keine geben, ich beſtand aber darauf und ließ ſie mir auch unterſchreiben.“

„Hole ſie!“ — —

„Der verdammte Schurke!“ ſagte der Pfarrer, als das Weib fortgegangen war, nicht einmal ein ſo unglückliches Geſchöpf, wie dieſes, kann er unbetrogen laſſen. Die arme Thekla hat ihren Mann vor einer Woche an der Schwindſucht ſterben ſehn, und ſitzt nun mit vier kleinen Kindern ohne die geringſte Hilfe da. Sie iſt eine Waiſe, die von Verwandten angenommen und erzogen wurde. Ein hübſches, wohlgebildetes Mädchen, wie ſie war, fanden reiche kinderloſe Bekannte ihres Vaters Gefallen an ihr, und ihre erſten Pflegeältern überließen ſie dieſen, um ihre Zukunft zu ſichern. Das war das Unglück des Kindes. Die neuen Ältern waren evangeliſch, und ihr Einfluß auf den Unterricht brachte Thekla dahin, daß ſie ebenfalls dieſes Bekenntniß annahm. Von da ab wurde ſie mit Geſchenken überhäuft und in der That wie ein eignes Kind behandelt. Auf der andern Seite ſagten ſich aber die katholiſchen Verwandten ganz von ihr los.

Das that ihr weh, wie ſie mir oft geklagt, aber ſie hatte Alles im Überfluß, und ein junges Herz verſchmerzt ſo etwas bald. Das Unglück will's aber, daß ſie den Werkmeiſter einer großen Spinnerei in der Nähe des Aufenthalts ihrer Pfleger liebgewinnt, und daß dieſes Verhältniß von den Ältern gutgeheißen und auf alle Weiſe unterſtützt wird. Das war aber grade in der Zeit, als die Geſchichte mit den gemiſchten Ehen ſpielte. Der Werkmeiſter war katholiſch, und der Paſtor verweigerte, um Repreſſalien zu üben, nicht allein die Trauung, ſondern hetzte die Pflegeältern dermaßen auf, daß ſie plötzlich dem Bräutigam das Haus verboten und allen Verkehr mit ihm abbrachen. Nachdem das Mädchen alſo durch ihre eignen Bemühungen erſt ein Muſter von Tugend in dem Manne gefunden hatte, ſollte er plötzlich ein Unwürdiger ſein, — weil er der Konfeſſion angehörte, in der Theklas Vater und Mutter zufrieden und glücklich gelebt hatten. Das konnte das Kind natürlich nicht begreifen und ließ ſich überreden — nachdem alle Bitten nichts geholfen — bei einer Schweſter des Bräutigams ein Unterkommen zu nehmen, während er durch ſein Verſprechen, alle Kinder katholiſch erziehn zu laſſen, den Stadtpfarrer bewog, in die Trauung zu willigen. Das Unglück war aber einmal geſchehn. Die bisherigen Beſchützer zogen nicht allein ihre Hand ganz ab, ſondern brach-

ten ſogar den Brotherrn Stürmers, wie Theklas Mann hieß, dahin, ihn zu entlaſſen, um ihre Pflegetochter nicht in der Nähe zu haben. Dieſes Unglück griff Stürmer ſo an, daß er krank wurde und ſich ſeit der Zeit nie wieder erholte. Die Fabriken wurden flau betrieben, er fand nirgends Dienſt. Eine Spinnſchule, die er in dieſer Gegend, wo auch viel Flachsbau getrieben wird, zu errichten verſuchte, ging im Entſtehn zu Grunde, weil die Bauern ſich jeder Verbeſſerung widerſetzen, und eine Unterſtützung von oben unter dem verſtorbnen Könige für einen Katholiken gar nicht zu erreichen war. So nahm ſein Vermögen ab, ſeine Kränklichkeit zu. Seine Frau ernährte ihn durch ihre Geſchicklichkeit im Plätten und Nähen, die bei dem Bänder und Krauſenluxus unſrer Dirnen Beſchäftigung fand. Um ihm Arznei anſchaffen zu können, verkaufte ſie ihre Kleider, und trägt ſich nun, wie andre arme Weiber, indem ſie wol auch Kleidungsſtücke, die ihr reiche Bauerinnen als Bezahlung geben, für ſich verarbeitet! — Es iſt eine ſehr achtbare Frau, eine Dulderin, die viel zu tragen hat!“ Er holte noch ein viertes Glas herbei, entkorkte ſorgfältig die Steinflaſche und goß mit den Worten: „dem Traurigen gib Wein! ſagt der Apoſtel!“ das erſte Glas ſeines edelſten Weines für die Arme ein, die eben mit der Rechnung zurückkam.

Felix ſprang auf, küßte den alten Herrn und rief: „Gott ſei Dank, endlich ein Bibelcitat, das dem Menſchen wohl will!“

Stein, der ebenfalls aufgeſtanden war, zog den Pfarrer in die Ecke und fragte, um zu ſehn ob des Pfarrers Gefühl ein rein menſchliches: „Iſt die Frau noch evangeliſch, oder iſt ſie wieder katholiſch geworden?“

Der Pfarrer mißverſtand Sinn und Zweck der Frage, zuckte die Achſeln, ſah Stein mit einem Anfluge von Indignation in's Geſicht und ſagte: „Freilich iſt ſie's noch. Iſt ſie denn aber darum weniger hilfsbedürftig? — Junges Volk, wißt nicht, was Unglück heißt, ſonſt würdet Ihr helfen, wenn und wo Ihr könnt, ohne zu fragen, zu wem der Unglückliche betet!“ Damit wandte er ſich ungeduldig ab und nötigte der Frau den Wein auf. Sie warf, um bequemer trinken zu können, das große grüne Tuch, in das ſie nach der Weiſe des Dorfes Kopf und Schultern gehüllt hatte, zurück, und ließ nun ein immer noch auffallend ſchönes Geſicht, und eine Figur ſehn, die Gram, Mangel und die häßliche Tracht nicht hatten verderben können.

„Sie müſſen ſich wieder verheiraten,“ ſagte Felix, als er die angenehme Erſcheinung gemuſtert hatte, und im Augenblicke des Pfarrers Erzählung von der Ver-

gangenheit dieſer Frau vergeſſend, fügte er in einem Tone, den allerdings keine Baüerin dieſer Gegend, auch acht Tage nach ihres Mannes Tode, übelgenommen hätte, hinzu: „Ein ſo hübſches Weib findet gewiß bald wieder einen Mann.“

Ihre Wangen, die durch die gütige Aufmerkſamkeit des Pfarrers ſich gerötet hatten, wurden bei dieſer Anrede wieder bleich; ſie ſchlug ihre großen braunen Augen auf und ſagte wehmütig: „Ich habe ſo viel verloren, daß der Verluſt meiner Schönheit mich nicht ſchmerzte, aber ich bin eine arme Witwe, und Sie ſollten mich nicht zum Ziele Ihres Spottes wählen!“

Felix wurde dunkelrot, und einmal auf dem Wege durch ſeine Taktloſigkeit Unheil zu ſtiften, wählte er auch jetzt wieder das ungeeignetſte Mittel, die Frau zu überzeugen, daß er nicht an Spott gedacht, — er zog ſeine Börſe. Stein, der mit lebhaftem Unwillen der Szene zugeſehn und die ſchmerzliche Bewegung in den Zügen Theklas wahrnahm, als ſie das Klingen des Geldes hörte, das ihr den Schmerz einer Kränkung bezahlen ſollte, trat mit der Frage dazwiſchen: wie alt ihre Kinder wären.

„Mein älteſter Sohn iſt faſt elf Jahr, meine zwei Mädchen acht und ſechs, und das Jüngſte, ein Knabe, fünf.“

Es ergab ſich, daß der Knabe großes mechaniſches Geſchick verriet, und daß es ein, der Mittelloſigkeit wegen unausgeführter Plan des Vaters geweſen war, ihn für ein techniſches Fach an der Gewerbeſchule bilden zu laſſen. Stein erklärte, dafür ſorgen zu wollen, daß der Knabe in dieſer Richtung ausgebildet würde, und bat ſich dazu die Erlaubniß der Mutter, wie des Pfarrers, der als Vormund auch gefragt werden mußte, aus. Obgleich die Frau unter Thränen ſagte, daß ihr dieſe Wohlthätigkeit den größten Schmerz, den der Trennung von ihrem Kinde bereite, ſo war ſie doch leichter zu bewegen, als der Pfarrer, der im Geheimen die Abſicht hatte, Paul auf ſeine Koſten ſtudiren zu laſſen. Man kam endlich überein, daß der Knabe ſelbſt entſcheide, und dieſer, ein kräftiger Burſche, dem die ſchönen Augen der Mutter aus dem Geſichte ſahn, aus der Pfarrküche, in der er auf Thekla wartete, herbeigerufen, erklärte mutig, daß er nur ſo viel Zeit brauche, von dem Grabe des Vaters, von Mutter und Geſchwiſtern Abſchied zu nehmen, um zu gehn, wohin ihn Stein ſchicke. „Ich werde dort aber doch auch ſo viel lernen, daß meine Mutter nicht mehr Kummer hat, und daß ich Fritzchen ein Bilderbuch, was er ſo ſehr wünſcht, kaufen kann?“ fragte er nach dem erſten Freudenrauſche bedenklich, indem er zugleich Steins Hand los ließ und die Rechte ſeiner Mutter ergriff.

„Für Deine Mutter laß mich ſorgen,“ miſchte ſich jetzt wieder Felix in die Unterhandlungen, „und wenn Du morgen in W. Graf Halden beſuchſt, ſo ſollſt Du auch ein Bilderbuch für Deinen kleinen Bruder haben. Sie verſtehn wol die Milchwirtſchaft?“ wendete er ſich an Frau Stürmer.

„Wir hatten in der erſten Zeit ſelbſt Kühe, und die Leute hier im Dorfe meinen, ich wüßte recht gut mit ihnen umzugehn.“

„Nun dann kommen Sie morgen hinüber, ich brauche eine Schließerin, ſehn Sie die Wohnung an, und der Amtmann wird Ihnen die ſonſtigen Vortheile und Obliegenheiten ſagen. Gefällt es Ihnen, ſo ziehen Sie mit Ihren andern Kindern auf mein Vorwerk.“

„Und mir wollt Ihr Alles wegnehmen, Ihr Teufelsjungen?“ rief der Pfarrer, „das geht nicht ſo ohne Weiteres. Komm' her, Paul, trink' auf das Wohl der beiden Herren, ein Glas Champagner! Aber nieſe nicht! Mögen ſie aus Dir machen, was ſie wollen, die Equipage, Rock, Hoſen u. ſ. w. u. ſ. w. beſorge ich. Kleider machen Leute, ſo mache ich doch aus Dir, was ich will. Und die erſte Pfeife, Junge hörſt Du's? denn ich hoffe noch ſo lange zu leben, die erſte Pfeife bekommſt Du auch von mir.“

Die Mutter lächelte durch Thränen, preßte die gefalteten Hände an die Bruſt, und ihr Blick ſagte unausſprechlichen Dank.

„Halt da!“ rief der Pfarrer, als er das Geld für die Beſtattung und den eingewickelten Dukaten noch auf dem Tiſche ſah, „nimm das nur wieder mit, und wo iſt die Rechnung vom Rektor?“

Die Frau gab ſie ihm.

„Seht doch, ſeht! Abholen der Leiche! Kondukt! Iſt gar keiner geweſen. — Lied! Das iſt mit einem Thaler zu theuer bezahlt. — Chorknaben! Davon bekommen ſie auch nichts zu ſehn, die Schreihälſe. — Für Saiten! Iſt keine Violine berührt worden, außer um den Sängern den Ton anzugeben. Die fünf Groſchen ſind leicht verdient. Ich werde mein Vermögen in Kirchenſaiten anlegen, um ſolche Intereſſen zu bekommen. — Nein, das iſt doch zu arg, hier kommt er noch einmal pro chordis mit zehn Groſchen, — das ſoll wieder für Saiten; und hinterher fünf Groſchen für eigne Bemühung. *) — Paul, ſage dem Rektor, er ſoll augenblicklich zu mir kommen, und Du, Thekla, geh' in die Küche!“

---

*) Der Verfaſſer hat dieſe Rechnung geſehn.

Unterdeß war im Nebenzimmer angerichtet worden; die Wirtin, eben ſo wohl erhalten als der Pfarrer, rief zu Tiſche, und mit einem: Vorwerts Jungens! wurden die Gäſte an ihre Plätze geſchoben.

Der Rektor ließ lang auf ſich warten und entſchuldigte ſich kurz, ja faſt grob damit, daß er eben gegeſſen, als der Bote ihn gerufen. „Hätte ich jedoch gedacht, daß ich ſo vornehme Geſellſchaft finden werde," fügte er unverſchämt hinzu, „ſo würde ich mich beeilt haben, der Einladung zu folgen. Ich höre", fuhr er fort, „der Herr Graf will eine Muſterſchule anlegen, jedenfalls haben Sie mit meinem Vetter, dem Herrn Erzprieſter, darüber Rückſprache genommen, und dieſer hat Ihnen geſagt, daß Niemand ſo befähigt iſt, die Stelle eines Lehrers an dieſer Schule auszufüllen, als mein älteſter Sohn. Wollen Sie mir die Bedingungen mittheilen, ſo . . . . . "

Felix unterbrach ihn wegwerfend: „Sie wiſſen mehr von meinen Abſichten als ich! Ich habe nichts mit Ihnen zu verhandeln; nicht ich, ſondern der Herr Pfarrer hat Sie rufen laſſen."

Der Rektor ſagte gedehnt „So!" und lehnte ſich frech in den Stuhl zurück, den er ſich gleich beim Eintritte an den Tiſch gezogen.

„Sie ſind ein Betrüger!" fuhr der Pfarrer auf ihn ein und legte ihm die Rechnung vor. „Schämen

Sie ſich nicht, einer blutarmen Witwe durch Betrug ihren kargen Unterhalt zu ſchmälern? Hab' ich Ihnen nicht geſagt, daß ich nichts für das Begräbniß verlange und die Forderung der Kirchenkaſſe ſelbſt berichtigen werde? Und Ihre eigne Rechnung! Lug und Unrecht in jeder Zeile! Diesmal kommen Sie doch nicht ſo weg, dieſer Zettel bricht Ihnen den Hals!" —

Der Rektor war augenſcheinlich beim Anblicke der Rechnung erbleicht, faßte ſich aber bald wieder und ſagte im trotzigſten Tone, er würde für die ihm vor Zeugen angethane Beleidigung den Schutz der vorgeſetzten Behörde und Sühnung beanſpruchen; was aber die Rechnung anbelange, ſo ſei ſie nach hieſigem „habitus" und nach der Stoltare des Sprengels, die er, um den immerwährenden Chikanen des Pfarrers zu entgehn, bei jeder Rechnung zu Rate ziehe. Ohne weiter zu grüßen, verließ er das Zimmer.

Stein ſagte erſtaunt: „Wie reime ich dies Betragen mit der Macht zuſammen, welche die Ortsgeiſtlichkeit über Schule und Schullehrer hat? Mit dem Despotismus, der nach Allem, was ich bisher erblickte, faktiſch exiſtirt? Eine disciplinariſche Rüge, die ich vor wenig Stunden noch einen jungen ſtrebſamen Menſchen völlig zerſchmettern ſah, ſcheint an dieſem Menſchen jede Spitze verloren zu haben!"

„Der Kerl iſt ein Schurke durch und durch, er iſt den Strick nicht wert, an dem er längſt hängen

ſollte, und die Behörde weiß es auch. Zweimal ſchon hat ſie mir auf meine Beſchwerden geantwortet, daß nur der Mangel an Lehrern, meinen Antrag auf ſofortige Abſetzung unausführbar mache, — hinterher aber bekam ich eine Naſe.“

„Die Stelle ſcheint einträglich zu ſein, warum verſetzt man ihn nicht an einen Ort, der ſeine Schurkereien unmöglich macht, und gibt die beſſere Stelle einem Würdigen?“

„Ach Gott, man ſoll von einem Amtsbruder nichts Böſes ſagen, aber .... Der Erzprieſter iſt ſein Vetter, ſeine Frau iſt die Schweſter der Wirtin des Schulinſpektors, darauf ſtützt er ſich, betrügt ungeſtraft die Leute, überläßt die Schule ſeinen Söhnen, fortgejagten Gymnaſiaſten, reiſt in die Bäder und thut, was er will. Ich habe ſeinetwegen ſchon wiederholt Verweiſe vom Domkapitel bekommen, da meine Berichte das Gegentheil von denen des Inſpektors enthielten, und die Regierung, an die ich mich zuletzt wenden mußte, gab mir die Antwort, die Sie ſchon wiſſen. — Kinder, laßt Euch den Appetit nicht verderben! Eßt und trinkt, meine alte Marinna hebt nicht gern volle Schüſſeln und halbe Flaſchen auf!“ —

Marie an Stein.

5. Januar.

Denken Sie, wie mächtig das Vorurteil iſt! Ich fragte erſt meine Tante, ob es wol paſſend ſei, daß ich ſelbſt Ihre freundlichen Zeilen beantworte. — Und nun wieder der Widerſpruchsgeiſt, der, in mir wenigſtens, noch ſtärker iſt als alle Vorurteile. Da die gravitätiſche Dame, die ein ſo ſtrenger Wächter des Dekorums und der Dehors iſt, als je eine Duenna ſein konnte, mir nach hochnotpeinlichem Examen geſtattete, Ihnen wenige Worte zu ſchreiben, aber auch dieſe erſt ihrer Prüfung zu unterwerfen, faßte ich den Vorſatz, grade dieſen, wahrſcheinlich ſehr langen Brief aufzuſetzen, der natürlich, wie Ihnen ſchon der Anfang ſagen muß, cenſurfrei durchgeſchlüpft iſt.

Hohenhauſens haben Trauer bekommen, unſre Pariſer Saiſon iſt dadurch zur Chimäre geworden, und ich bin, wenn Sie dieſe Zeilen leſen, wieder das Burgfräulein vom Haldenfels. Ich fürchte dieſen Winter auf der einſamen Burg, vermochte aber Onkel Karls Anerbieten, mit mir allein nach Paris zu gehn, nicht anzunehmen, da ich wußte, daß es ihm große Plage machen würde. Eine deutſche Duodezreſidenz lockt mich nicht; für Wien müßte ich mir am Ende ein Papagenoſchloß anſchaffen, für Berlin bin ich weder fromm noch ſchöngeiſtig genug, und in München

mit Lola Montez zu rivaliſiren, ſcheint mir auch keine angemeſſene Aufgabe. So werde ich denn ſehn, wie ich meinen guten Onkel unterhalten kann, auch wenn der Schnee jeden Verkehr mit der Außenwelt unmöglich macht.

An Beſchäftigung ſoll es mir nicht fehlen. Ich werde die Skizzen, die wir im Sommer gezeichnet, auf's Allerſorgfältigſte gouachiren, und zur Abwechslung leſen und Muſik machen. Traurig wird es freilich ſein, — ich bin ſo ſehr verwöhnt. Onkel wird Felix vermiſſen, und ich werde tauſend Fehlgriffe machen, wenn Sie mir die Farben nicht diktiren. Ihr Ernſt und Pleſſenbergs Scherz, Beides iſt mir faſt Bedürfniß geworden, und ich ſchäme mich nicht zu geſtehn, daß ich oft im Stillen gedacht: es wäre ſchön, wenn ich Sie immer um mich haben könnte. Den guten Felix wollte ich allerdings gern miſſen, wir machten dann einen viel reineren Akkord. Verraten Sie mich aber nicht, dieſer unfreundliche Wunſch würde Onkel Karl kränken.

Sagen Sie mir doch, warum iſt Pleſſenberg bei allem Humor ein ſo trauriger Hypochonder? Ich bilde mir ein, Sie wiſſen es. Theilen Sie mir das Geheimniß mit, wenn Sie dürfen, vielleicht gelingt es uns vereint, ihn zu heilen. Wiederkommen wird er doch, und ich freue mich ſogar darauf. Stehn Sie

mit ihm in Briefwechſel, ſo würde ich Ihnen gewiß nicht zürnen, wenn Sie ihm ſchrieben, daß Sie glaubten, ſein Beſuch würde uns dieſen Winter ſehr angenehm ſein.

Ich begreife mich übrigens gar nicht; es wird mir ſo leicht mit Herren zu reden, und ich finde doch jetzt bei dem erſten Briefe an einen Herrn nicht den rechten Ton. Laſſen Sie ſehn! Morgen ſchreibe ich weiter und habe bis dahin gewiß das peinliche Gefühl, das die Tante durch einige Duzend Anekdoten von Damenbriefen in mir rege gemacht, gänzlich überwunden. — — —

6. Januar.

Von einer intereſſanten Bekanntſchaft muß ich Ihnen berichten, von einem Menſchen, den Sie nicht ſtudiren würden, weil er Ihnen zuvor käme, weil er Ihnen ohne Paraphraſe in fünf Minuten Ihre eignen geheimſten Gedanken und Gefühle ſagte. Ich war in einer kleinen Geſellſchaft und bemerkte bald einen Mann, den eigentlich Niemand gern zu ſehn ſchien, und den doch Alle mit einer gewiſſen Scheu betrachteten. Er war immer iſolirt, bewegte ſich aber mit nachläſſigſter Rückſichtsloſigkeit, und Mißvergnügen über eine bittre Bemerkung von ihm, über das Aufreißen irgend einer geheimen Wunde, verbreitete ſich in jeder Gruppe, an die er momentan herantrat. Rang, Stand,

Geſchlecht ſchien ihm völlig gleich, er behandelte Alle mit burſchikoſer Keckheit. Kein Wunder alſo, daß er mir unangenehm auffiel. Ich fragte nach ſeinem Namen, — er war in der entgegengeſetzten Ecke des Saales, kaum aber hatte ich die Frage ausgeſprochen, ſo ſtand er vor mir und ſagte: „Sie wünſchen mich kennen zu lernen? Ich heiße Weigelsdorf, bin Dichter, vornehmer Vagabund, der nach Menſchen ſucht, dem ſeiner ſechszehn Ahnen wegen, Niemand die Thüre zu verſchließen wagt, und der den vornehmen Pöbel doch nur für Pöbel hält!“ — Ich war ſo überraſcht, daß ich keine Antwort wußte. Er ſchien eine ſolche auch nicht zu erwarten, ſondern fuhr, nachdem ſein dämoniſcher Blick eine Zeit auf mir geruht, mit einer Wärme, deren Quelle ich in ſeinen eiſigen Zügen vergeblich ſuchte, in ſeiner Rede fort. „Wie kommen Sie hierher? Sie haben mit dieſem Volke nichts gemein! Sie ſind mehr wert, als die Primadonna eines ſolchen Affentheaters zu ſein.“ So verletzend dieſe Worte auch waren, ſo wenig ich das Unziemliche, das darin lag, der Schmeichelei wegen überſehn wollte, war es mir doch unmöglich, ihn kurz abzuweiſen. Erlag ich der Klapperſchlangengewalt ſeiner Augen, war es der elegiſche Klang ſeiner Stimme, die, tief hervorgeholt, ihren Weg über viele Gräber toter Hoffnungen zu nehmen ſchien; — ich weiß es nicht. Er mißfiel mir

durchweg, und doch verwickelte ich mich in ein Gespräch mit ihm. Ich sagte ihm, von seiner schonungslosen Gradheit angesteckt, daß ich nicht begreifen könne, wie er Dichter sein dürfe, und daß ich seine Poesie zu kennen wünschte. Mit einem sonderbaren inneren Lachen, das fast nur an dem Zucken seines Spitzbartes zu merken ist, und einem leichten Nicken des Kopfes sagte er: „Jeder Mensch, der über vegetatives Dasein hinaus ist, wird zur Dissonanz; ein kräftiger Geist geht aber nicht in der Zerrissenheit unter, sondern findet die Versöhnung. Der Eine in sich, der Andre in einem andern Wesen. Meine Versöhnung ist die Poesie!“ — Ohne mich weiter eines Blickes zu würdigen, ging er fort.

Damit ist die Geschichte aber nicht zu Ende. Ich wollte eine Tour mit ihm tanzen, und er schlug es mir ab. „Ich liebe es nicht, Menschen eng zu berühren, die mir fremd sind,“ sagte er, „und wenn Sie mir nicht fremd wären, würde ich dieser leidigen Narren wegen nicht mit Ihnen tanzen, weil Konvenienz und Sitte mich nicht hinderten, Sie vielleicht zu küssen oder so an mich zu ziehen, daß Sie verlegen würden!“ — Ich schreibe Ihnen das, um zu beweisen, daß er wirklich ein fertiges Thier in Glacéhandschuhen ist, ein Ding von dem man nicht begreift, wie es in

guter Gesellschaft geduldet werden kann. Bei alledem ist es kenntlich, daß nicht schlechte Erziehung oder Hang zu Seltsamkeiten eine so ungenießbar barocke Figur aus ihm gemacht, sondern daß sein Benehmen das Resultat von Nachdenken und Überlegung, von begründeter Opposition gegen die hergebrachte Sitte ist.

Ich ging mit dem Gefühle heim, er sei eine widerwärtige Karrikatur, ein unangenehmer Mensch, der teuflisches Behagen darin findet, große Talente und eine rätselhafte Divinationsgabe zur Qual für Andre anzuwenden.

Am Morgen gab mir mein Mädchen ein prachtvoll gesticktes Portefeuille, in welchem Weigelsdorf mir eine Anzahl loser Blätter schickte, auf die, flüchtig und ungeordnet, wie er selbst, Gedanken und Gedichte hingeworfen waren. Ein Teufel hatte er mir gegenüber gestanden, und vom Papiere sah mir oft ein Engel entgegen. Eine Zartheit und Reinheit der Gedanken, liebliche Originalität, Frische und kräftige Zuversicht in markigen Worten, — die Poesie war in der That seine Versöhnung. Sie versöhnte auch mich mit ihm, obgleich er bei aller Glut für eine Erlösung der Menschen, bei aller Überzeugung, daß ein Ende dieser „erbärmlichen Zustände" kommen müsse, dem jetzigen Geschlechte zuruft:

So wie der Maler winzig kleine Menschlein
Hinklext in kolossale Bogenhallen,
Damit das Auge Ungeheures messe,
So schuf auch die Natur euch Eintagsfliegen,
Euch frazenhafte, winzig kleine Seelen
In ihr gewaltig Traumen als — Staffage!

Was meinen Sie aber zu folgenden Strofen, aus denen das wärmste und innigste Gefühl spricht?

Es hat mich noch immer leise durchbebt,
Wenn eine Seele schied,
Ein Hauch verzittert, ein Geist entschwebt,
Wie ein verklingend Lied.

So wie ein Lied, das in Herz und Haubt
Noch lange melodisch wacht,
Wenn längst die Saiten verstummt und verstaubt,
Die Stimme verhallt in der Nacht.

Ich schreit' an keinem Grabe vorbei,
Ob Freund, ob Feind es deckt,
Und jedes Weh, und jeder Schrei
In mir sich Nachhall weckt.

Und eh' ich wieder von hinnen geh'
Ruht auf dem Hügel ein Kranz,
Und in den Blüten, krystallnes Weh,
Sprüht meiner Thränen Glanz.

Wenn einer, dem der Tote lieb,
Des Fremdlings Gabe schaut,
Wird Alles, was ihm übrig blieb,
Noch einmal wach und laut.

Die ganze Qual und die ganze Luſt
Durch Herz und Haupt ihm zieht,
Zur Hälfte gefühlt, nur zur Hälfte gewußt,
— Wie ein verklungnes Lied.

Das iſt wirklich Poeſie. Die Akkorde ſind ſo wohllautend, ſo einfach und doch ſo ſinnig, daß dies Lied auch mir noch lange nachklingen wird. Wie aber vereine ich dieſe Weichheit, dieſe harmoniſche Empfindung mit dem Auftreten des Dichters in der Geſellſchaft, wo er völlige, abſtoßende Empfindungsloſigkeit zur Schau trägt? Ebenſo zart iſt auch folgendes Bonbon.

Mein Herz wie eine Blume iſt,
Ein offner Heiligenſchrein;
Mein Herz wie eine Harfe iſt,
Beſaitet hell und fein.

Die Blume blüht und die Harfe klingt,
Vielliebe Tändelei. —
Mit jeder neuen Knoſpe ſpringt
Auch eine Saite entzwei.

Und was denken Sie nach meiner Schilderung ſeiner Perſon von dieſem Kindermärchen für Erwachſene?

Es war einmal ein kleines, hübſches Mädchen, das ſich Abends, müde vom Suchen nach Erdbeeren und von der Jagd auf Schmetterlinge, am Waldrande

niederlief. Rechts war der Wald, links bebautes Feld, über deſſen Ährenmeer das Haus der Eltern ſeinen weißen Giebel ſtreckte, und vorn, weithin gedehnt, der See. Er bildete dicht an dem Platze eine Bucht, ſo daß die Wellen oft ihre Schaumkronen zu Füßen des Kindes abſtreiften, oder bunte Muſchelſchalen an den Strand warfen. Die großen runden Waſſerroſenblätter wogten auf und nieder, auf einem ihrer gelben Blütenkelche ſtand eine Bachſtelze und ließ ſich ſchaukeln; im rieſig hohen Schilfe ſchnarrte eine Rohrdommel, und ſeitab ließ der Strandläufer ſein eintöniges Pfeifen hören. Es war eine von der Abendſonne vergoldete, umpurpurte und doch recht melancholiſche Einſamkeit.

Emmy verfolgte mit ihren Blicken einen Fiſcherkahn, der zwiſchen dem glänzenden Waſſer und dem dämmerig matten Himmel in der Ferne verſchwand, und bald nur noch durch den ſilbernen Streifen, den Kiel und Ruder hinter ſich ließen, bemerkbar wurde.... Da öffnete ſich plötzlich die Schilfmauer, und das ſtaunende Mädchen erblickte einen mit Blumen geſchmückten zierlichen Nachen, der in der Bucht anlegte. Zwei prächtige Schwäne zogen ihn und gehorchten dem Winke einer feinen, zarten Kindergeſtalt, die aufrecht am Schnabel des Fahrzeugs ſtand.

„Nimm mich mit!“ bat Emmy.

„Ich hole Dich ja eben ab! Komm nur!“

Und Emmy sprang so rasch mitten in die Blumen hinein, daß der Kahn schwankte und das andre Mädchen ihr mit dem Finger drohte.

Die Schwäne schwammen wieder in das Rohrdickicht hinein. Emmy war wie in einer andern Welt. Schilf und Binsen bildeten glitzernde Hallen, gedeckte Gänge, durch tausendfarbige Lampen erhellt, und die Luft sang, wie die Orgel in der Kirche, nur lustiger. Emmy hätte auch beten mögen, es war ihr, als müßte sie's, aber die Empfindung, die durch ihr Herz zitterte war zu selig taumelnd, zu heiter . . . . . Sie hatte in der Kirche wol oft weinen gesehn, aber nie jauchzen gehört; jubelnd zu beten schickte sich also wol nicht. Emmy war ein sehr wohlerzogenes Kind.

Die Fahrt war kurz, aber sie war auch nur das Vorspiel des Festes. Der Kahn hielt. Emmy fühlte, daß sich zwei kleine schimmernde Flügel an ihren Schultern entfalteten; sie flog mit ihrer Gespielin in den Wald hinein und war bald auf dem allerschönsten Spielplatze angekommen. Da war schon helles Leben. Emmy war unter Elfen und selbst eine Elfe geworden. Diese wunderbaren Bäume, die sich schimmernd emporwölbten, dies wundersam geschmeidige Gras, das die Tanzenden von selbst höher und höher schnellte, dies süße Zuckerwerk, die herrliche Musik und vor Allem

dieſe neuen Spiele. Nichts als Jubel, kein Streit, kein Zank. Und wie herzten und küßten die ſchlanken, ſchönen Luftweſen ihre neue Freundin, wie putzten und fütterten ſie den Gaſt . . . . . Emmy vergaß Eltern und Geſchwiſter, und als ſie am Ende doch zurückfahren mußte, weinte ſie bitterlich, obgleich die Elfen verſprachen, ſie bald wieder abzuholen.

Die Sonne war längſt hinab, der Mond zauberte Diamanten an die Halme, — das war der Nachtthau; die Sterne funkelten, das Schilf flüſterte, und in weiter Ferne ſchienen die Stimmen der Lieben zu verklingen . . . .

„Emmy, Emmy, wie unartig biſt Du heute! Es iſt ſo ſpät, und Du kommſt nicht heim. Ich habe Dich ſchon überall geſucht. Nun haſt Du Dich gewiß hier im naſſen Graſe verkältet und wirſt krank werden. Hier am See einzuſchlafen . . . .“

„Geſchlafen hab' ich nicht, Mütterchen!“ Und das Kind erzählte, was es erlebt: wie der Kahn gekommen, wie es beim Sproſſen der Flügel, die leider wieder fort, einen leiſen ſtechenden Schmerz empfunden, es erzählte von den Spielen und Tänzen, es erzählte Alles.

„Du fieberſt, Du fantaſirſt!“ rief die Mutter ängſtlich, und Emmy mußte zu Bett. Aber ſie ſchlief nicht und vertheidigte die Wahrheit ihrer Erzählung

bald weinend, bald heftig. Am Morgen kam der Arzt, und je lebhafter sie sprach, für desto kränker galt die Arme. Arzneien halfen nichts, denn was sie am nächsten Abend wirklich fiebern machte, war ja die Sehnsucht nach den Gespielen, die Sehnsucht, die sich nicht durch Fliederthee und Kamillen heilen läßt. Sie bat, sie flehte, sie wollte mit Gewalt hinaus, rief Namen zu Hilfe, die Niemand kannte, und fiel, als Alles umsonst war, halb ohnmächtig in die Kissen zurück. Endlich bequemte sie sich zur List; sie schien die Freuden der Elfennacht vergessen zu haben und verlangte nach ihren Puppen. Nun hieß es: Emmy wird gesund.

Und sie durfte wieder hinaus, erst nur bewacht, bald aber wieder frei. Sie flog nach dem Platze, an dem ihr der Kahn erschienen, sie suchte im Schilfe nach den Hallen und im Walde nach den schimmernden Bäumen, aber sie fand nicht, was sie suchte. Es ist die Stunde noch nicht, dachte sie und harrte geduldig, — aber ehe die Stunde kam, wurde sie nach Hause geholt. Von ihrer Hoffnung zu sprechen, wagte sie nicht, man hätte sie sonst wieder für krank gehalten und eingesperrt.

Darüber wurde sie wirklich blaß und schwach, so schwach, daß sie zuletzt nicht mehr an ihren Lieblings-

platz gehn konnte, aber sie bat so dringend, daß man sie oft hintrug.

So saß sie eines Abends auch auf den Knien ihrer Mutter, die Augen halbgeschlossen, brennend rote Kreise auf den Wangen und mit fieberheißen Lippen leise die Namen der Elfen murmelnd.

Wie damals tauchten die Wasserrosenblätter auf und nieder, die Rohrdommel schnarrte, Purpurstreifen hingen am Himmel und zuckten blendend auf dem Wasser, ein Kahn verschwand am Horizonte und die Luft sang . . . .

„Wie damals!“ hauchte Emmy und faltete die Hände, wie in heißem Gebete.

„O, jene Nacht!“ seufzte die Mutter.

„Ja, ja, wie damals! Sie kommen . . . Ich fühle den leisen Schmerz . . . meine Flügel sprossen . . . Siehst Du's nun, Mütterchen, daß ich die Wahrheit sagte!“ Sie breitete beide Arme aus, dann sank ihr Kopf an die Brust der Mutter: Emmy war tot.

Der Arzt sagte etwas von zurückgetretnem Schnupfen und Zehrfieber, aber an die Sehnsucht, die das Kind getötet und die seine letzten Augenblicke verklärt, an die Sehnsucht dachte Niemand. —

Sagen Sie nun, ob Andersen, der Mensch mit dem Mikroskop im Kopfe, dies Sehnsuchtsmärchen

reizender hätte ausmalen können? Ich bewundre meine Geduld, die mich ſo viel kopiren läßt, aber es wäre doch ſchade, wenn Sie von alledem nichts wüßten, und ein paar Aphorismen, aus denen Ihnen die ſchroffe Zweiheit ſeines Weſens recht grell entgegenleuchten wird, muß ich auch noch anhängen.

„Die Liebe iſt wie jene ſonderbare Waſſerblume, die Valisneria, deren Knospen, wenn ſie nur noch eines Sonnenblicks bedürfen um ſich zu öffnen, leiſe aus der Flut tauchen, den Stral einſaugen und blühen. Ihre Zeit iſt kurz, bleibt der Gruß des Lichtes aus, ſo verſinkt die Knospe wieder, welkt und iſt tot. — Nur Gegenliebe vermag die Liebe zu ihrer ganzen Pracht zu wärmen und aus der Knospe eine Blüte zu hauchen; bleibt der Stral aus, ſo iſt Alles vorbei.“

„Die Liebe iſt eine Aloe, ſie blüht einmal und ſtirbt dann; aber ihre Blütenzeit kann ein Menſchenleben dauern. — — Wenn nämlich die Geſchichte wahr iſt!“

„Die Liebe iſt die hirnverbrannteſte Narrenspoſſe vernünftiger Weſen, ſie iſt das ſchalſte Surrogat für das verlorne Paradies des gegenſeitigen Verſtehens zweier Menſchen, und all ihr Apparat hat keinen andern Zweck, als uns über den ewigen Verluſt der wirklichen Natur in uns durch eine Afternatur zu täuſchen! Liebt und ſeid Narren!“

Er iſt oder ſcheint wenigſtens unverwundbar von Außen, und auf ſeinen Lippen iſt ein immerwährender Spott, der Liebe und Haß mit gleich giftigen Pfeilen von ſich zu weiſen pflegt. Um indeß ehrlich zu ſein, muß ich Ihnen geſtehn, daß ſeine Schrollen allein mich kaum bewegt hätten, ihm mehrere Seiten dieſes Briefes zu widmen. Er drängt ſich aber auf die ſonderbarſte Weiſe in mein Schickſal, indem er einen Gedanken, der vielleicht in mir gelegen hat, vielleicht nicht, der mir aber doch bekannt klang, als ich ihn zum erſten Male hörte, zu ſeinem ſteten Gruße wählte.

„Er kennt Pleſſenberg, wie er überhaubt mit aller Welt bekannt iſt, und als ich dieſen Namen nannte, fixirte er mich und ſagte dann lebhaft: „Heiraten Sie Pleſſenberg!“ Wo er mich ſieht, und er ſcheint ſeit da die Gelegenheit zu ſuchen, geht er mit dieſen Worten an mir vorbei. — Ich will nicht leugnen, daß ich Pleſſenberg einen ſehr guten Platz in meinem Gedächtniſſe angewieſen habe, und daß er, wenn Sie nicht auf derſelben Seite ſtänden, eigentlich der einzige Mann wäre, dem ich Vertrauen entgegen trage. — Wie würde Tante ſchelten, wenn ſie dieſe naiven Geſtändniſſe läſe! — Was hilft's? Da die Welt einmal ſo närriſch iſt, jede andre herzliche Verbindung zwiſchen Mann und Weib zu bemäkeln, da

außerdem eine andre, wie etwa unſer Zuſammenleben auf dem Haldenfels, immer neue Trennung herbeiführen würde, ſo weiß ich ſelbſt zuletzt kein beſſeres Mittel, als eine Heirat.

Eine ſolche Erklärung mag nun freilich nach der Meinung aller Frau Baſen nicht mädchenhaft ſein, und ich fürchte ſogar von Ihnen zurecht gewieſen zu werden, Sie thun aber gewiß weit beſſer, wenn Sie Baron Weigelsdorf ſtatt meiner anfeinden, da er mit ſeinem eintönigen Gruße mich in dieſen Gedankenſtrudel ſtürzte.

So habe ich Ihnen denn mitgetheilt, was mich haubtſächlich beſchäftigte, wenn Sie ebenſo ehrlich ſind, werde auch ich Ihr Leben mitleben können und auf dieſe Weiſe Ihre Abweſenheit weniger ſchmerzlich empfinden.

Marie Wentheim.

Marie an Felix.

6. Januar.

Lieber Vetter! Du kannſt Deine Bitte, Dir Ratſchläge für Deine neue Einrichtung zu geben, unmöglich ernſt meinen; ich weiß Dir wenigſtens keinen beſſeren Rat zu geben, als entweder einen Tapezierer zu nehmen, oder Pleſſenberg, der in dergleichen Sachen ſehr gewandt zu ſein ſcheint, einen genauen Plan zu ſchicken: er wird dann gewiß ſo gefällig ſein, die

nötigen Angaben zu machen. Außerdem beſitzt ja Dein Schloß in Steins Bildern einen Schatz, der es keinem andern ſchleſiſchen Landſitze nachſtehn läßt.

Onkel Karl freut ſich ſehr über Deine Rührigkeit und erwartet Briefe von Dir auf ſeiner Burg, die wir indeſſen wieder beziehen. In Eile'

Marie.

Nichts iſt dem Schiffer peinlicher als Windſtille. Der Matroſe haßt den Sturm, der ihn an die Klippen zu ſchmettern droht, aber er fürchtet ihn nicht. Er weiß, daß Geſchicklichkeit, Mut und Kraft das gebrechliche Fahrzeug den Elementen zum Trotze halten und in den Hafen führen können; es iſt Kampf, es iſt Gefahr, aber der Sieg iſt etwas ſo Herrliches, Erhebendes, daß er mit ſeinen Reizen den drohenden Untergang vergeſſen läßt. Der Matroſe fürchtet die Windſtille, die mit ihrer traurigen Stummheit ſeine Kraft, ſeine Geſchicklichkeit verſpottet. Die Segel hängen ſchlaff und regungslos gleich gelähmten Fittichen an den Stangen, das Gefühl der Ohnmacht ruft

eine allgemeine Trägheit hervor, eine Trägheit, die das Blut verdickt und die Leidenschaften thierischer macht. So weisen die Annalen der Schifffahrt in den Tagen der Windstille die bösartigsten Verbrechen, die größte Lockerung der Disciplin nach.

Auf Schloß W. lag eine solche Windstille. Das Unternehmen, durch die Schulen der Volksbildung hilfreich zu werden, war gänzlich mißglückt. Felix hatte den Gedanken, den der Rektor ausgesprochen, aufgefaßt, einen großen Raum im Unterstocke des Schlosses zu einem Schulzimmer hergerichtet, und den Adjuvanten, den der Erzpriester fortschicken wollte, als Lehrer angestellt. Einige Wochen lang ging Alles nach Wunsch. Die Kinder besuchten die Schule ohne von den Eltern daran gehindert zu werden; die armen wurden bekleidet und gespeist, eine große Anzahl von Jugendschriften bildeten den Anfang einer Volksbibliothek, und der Fleiß der Schüler ließ nichts zu wünschen übrig. Mit dieser Anstalt war nach Steins Angabe auch ein Leseabend für Erwachsene verbunden worden. Der Lehrer übersetzte passende Schriften in's Polnische und knüpfte an seine Vorträge Erläuterungen, denen die Zuhörer mit großem Interesse zu folgen schienen. Alles bestätigte den von oben herab oft gemißbrauchten Satz, daß der Oberschlesier der „gouvernabelste" Mensch sei.

Felix war trunken vor Freude, — aber der hinkende Bote kam nur zu bald nach. Bei dem Unterrichte hatte man eigenmächtig gehandelt, es war von dem menſchenfreundlichen Unternehmen weder der Geiſtlichkeit noch den Behörden Anzeige gemacht worden. Man hatte dies unterlaſſen, weil man von den Pfarrern direkten Widerſpruch fürchtete, und weil die Behörden nach den beſtehenden Geſetzen ihre Zuſtimmung hätten verweigern müſſen; man hatte aber von den letzteren gehofft, daß ſie, wie dem Elende des Landes ihre Augen geſchloſſen blieben, auch die Keime eines beſſeren Zuſtandes ignoriren würden. Man irrte ſich. Von der Kanzel herab wurden Väter und Mütter ermahnt, ihre Kinder dem ruchloſen Treiben zu entziehn, das keine andre Abſicht habe, als ihnen die heilige Religion zu rauben und ſie dem Fluche der Hölle preis zu geben. Von der Kanzel herab wurden ſie mit Bann und Interdikt bedroht, und Schmähungen aller Art gegen die Männer ausgeſtoßen, die an der Geſittung des Volkes arbeiteten. Es blieb den Eltern keine andre Alternative, als ihre Kinder entweder geſpeiſt und warm gekleidet zu wiſſen und ſie ewiger Verdammiß anheim fallen zu ſehn, oder ſie hungrig und abgeriſſen der Glorie des Himmels zu weihn. Es blieb ihnen keine andre Wahl, wenn die Macht des Pfaffentums eine ſolche wirklich noch denkbar

machte. Die Kinder blieben aus, das Schulzimmer ſtand leer. Damit waren aber die Herren noch nicht zufrieden. Den Gemeinden wurde wieder von der Kanzel herab die Unterſchrift einer Adreſſe geboten, die nach der ausdrücklichen Angabe der Kleriſei zum Schutze der Religion nötig ſei. „Gute“ Schullehrer laſen den in der Schenke Verſammelten den Aufſatz vor, oder improviſirten vielmehr unter dem Scheine einer Überſetzung eine Zuſammenſtellung von Kanzelphraſen, bezeugten die eigenhändige Unterkreuzung und ſchrieben die Namen dazu. Die Leute ſtanden in dem Glauben, nichts weiter als eine Erklärung, — katholiſch bleiben zu wollen, abgegeben zu haben, während ſie eine recht ſpitzfindige Eingabe an das Schulkollegium zu der ihren machten, die den Adjuvanten in dem gehäſſigſten Lichte darſtellte.

Auf der andern Seite witterte die weltliche Behörde in den Abendverſammlungen ſtaatsgefährliche Umtriebe. Nach dem beliebten preußiſchen Verfahren wurde ſofort hin und her geſchrieben, der Landrat glaubte durch die Zerſtörung eines kommuniſtiſchen Neſtes einen Orden erobern zu können und hütete ſich wol, die Sache ungefährlich zu ſchildern. Kurz die Unterſuchung wurde eingeleitet, der Adjuvant, durch jene Klage direkt denunzirt, von zwei Gensdarmen ſofort in Haft gebracht, während Felix von der Re-

gierung die Weisung bekam, das Land nicht zu verlaſſen, und vorläufig unter ſpezielle Aufſicht des Landrats geſtellt wurde. Nur der Baron Monzen, jener von Schwarz ſo herabgeſetzte Kunſtfreund, verhinderte durch ſeinen Einfluß eine Ausweiſung Steins, ſo wie eine Beſchlagnahme ſeiner Papiere, und ſtattete auf dieſe Weiſe ſeinen Dank für einen abgebrauchten Karton ab, den Stein ihm geſchenkt hatte.

So lang die Schloßbewohner in ungeſtörtem Verkehre mit den Landleuten waren und immer dort Hilfe bringen konnten, wo es am meiſten Not that, hatten ſie die Möglichkeit in der Hand, dem um ſich greifenden Elende die Stirn zu bieten. Und es drohte ſchrecklicher als je. Der Kartoffelmangel und die neue Mißernte ſchraubten die Preiſe zu furchtbarer Höhe, das bleiche Geſpenſt, der Hunger mit ſeinem Gefolge von Seuche und Verbrechen, wanderte von Dorf zu Dorf. Jene Landſtriche, in denen der Feldbau, des ſchlechten Bodens und des Grubenbetriebes wegen, als Nebenſache betrachtet wird, die Flugſandſteppen des rybniker, die platten ſumpfigen Strecken des ratiborer Kreiſes, die Weichbilder von Sohrau, Kreuzburg und Pleß waren bereits eine Beute der ſcheußlichſten Not. Die Vekturanz, die ſonſt in jenen Gegenden größtentheils der Nahrungszweig der Bewohner iſt, ſtockte durch den Mangel an Nachfrage nach Zink und Eiſen,

die Kohlenbergwerke mußten die Zahl ihrer Arbeiter vermindern, da ihre Vorräte keinen Absatz fanden, die Masse Brotloser mehrte sich täglich. Mit edler Aufopferung versuchten die Besitzenden, sich gegen das Unheil zu stemmen, aber seine Gewalt war größer als ihre Mittel. Umsonst verhallte ein Notschrei nach dem andern, die Bitten wurden in den Aktenschränken der Büreaukratie vergraben um zu vermodern, — das Volk hungerte und schrie schon seit Jahren, die Büreaukratie wollte den Versuch machen, ob das Verhungern die Schreier nicht zugleich sättigen und zum Schweigen bringen könnte. Die Pest heftete sich an die Sohlen des Hungers, der Typus dezimirte die Bevölkerung, Schaaren von Bettlern trugen das ansteckende Gift immer weiter in's Land, Tausende waren schon dem Grabe verfallen, und noch immer gab die Regierung kein Lebenszeichen von sich. Der Medizinalrat der oppler Regierung saß in Oppeln, las und schrieb jesuitische Traktätlein, betete für Siegwart-Müller und that während der ganzen Epidemie nicht einen Schritt in die verpesteten Regionen. Man ließ das Volk verhungern und hinsterben ohne eine Miene zu verziehn. An den Zäunen wurden die Leichen aufgelesen, die Totenglocken hörten nicht auf zu wimmern, und die Friedhöfe hatten keinen Raum mehr. In den Hütten starben ganze Familien miteinander, ohne daß

Jemand davon wußte; der Hunger und die Seuche mähten Hand in Hand, eine Totenbeſchauerjury hätte oft zweifeln müſſen, wem ſie das Opfer zuerkennen ſolle. Tauſende verſchlang die Erde, und die Regierung — forderte endlich Berichte.

Es iſt ein ſchwarzes Blatt in der Geſchichte, denn ich ſchreibe im Augenblicke ein Stück der Geſchichte Oberſchleſiens, eine Anklage, die weit hinaufreicht, denn immer noch iſt das Geſchick des Bezirks denſelben Männern anvertraut, die ſich von dem Vorwurfe, durch ihre Nachläſſigkeit die Entvölkerung ganzer Kreiſe bewirkt zu haben, nie werden reinigen können.

Durch ganz Europa mußte erſt die Kunde von der oberſchleſiſchen Hungerpeſt wandern, von den entfernteſten Ländern mußte erſt Hilfe geboten werden, ehe dieſe Kunde den Weg zum Herzen der Aktenmenſchen fand, ehe ein Arzt das Land bereiſte, ehe ein Magazin geöffnet wurde. Bei Gott, erſt dann, als es zu ſpät war, als Jahre dazu gehörten, wieder gut zu machen, was Monate vernichtet hatten, erſt dann glaubte man ſich der Provinz erbarmen zu müſſen. O, dieſe Hungerpeſt iſt ein ſchwärzeres Blatt in der preußiſchen Geſchichte als die Nacht vom achtzehnten Merz. Dort fielen Hunderte im Kampfe, hier aber gab man herzlos Tauſende ſchleichendem Gifte preis.

Die Peſt wanderte hinauf, auch die Güter Haldens blieben nicht verſchont, obgleich die Seuche hier nur dumpf wütete und nur von Zeit zu Zeit ein Opfer forderte. Die Fruchtvorräte, die auch Felix bereitwillig preisgab, waren bald erſchöpft, eine ſchwüle Luft lag über ganz Oberſchleſien, nur die kleinlichen Chikanen der adminiſtrativen Behörden hörten nicht auf und ſchreckten eher ab, dem Volke zu helfen, als dazu zu ermuntern. Trauer war überall und in allen Stufen, vom ſtarren Verzweifeln bis zur wilden Raſerei. In W. herrſchte Windſtille. Und in dieſes todesmüde, thatenloſe Dahinleben warf Marie ihre beiden Briefe. —

Es iſt ſchwer, Thatſachen nackt hinzunehmen, die ungeahnt kommen. So war es Stein unmöglich, das Intereſſe Mariens für Pleſſenberg natürlich zu finden. Ihre Erklärung überraſchte ihn, ſie war ihm eine Verſchrobenheit, ein Leichtſinn, der unmöglich mehr als die Folge von Neckereien ſein konnte, welche die Tantenwirtſchaft, in die ſie geraten war, nach der Art alter Damen zur Tötung der Zeit gebraucht. Heiraten, heiraten! das iſt ja der Refrain jeder Frauenunterhaltung. Man zwingt junge Mädchen durch Scherz und Ernſt ſchon früh dieſen Gedanken feſtzuhalten, man macht Pläne für ſie und raubt ihnen dadurch häufig genug die liebliche Unbefangenheit im Verkehre

mit der Männerwelt. Man ſagt ihnen, ihr müßt heiraten; man ſagt es ihnen, ehe die Natur noch für die Geburt dieſes Gedankens von innen heraus geſorgt hat; und eben weil er dann ein fremder aufgepfropfter iſt, weil er eine Art Präkocität in ſich ſchließt, hindert und verkümmert er die natürliche Entwickelung. Marie war von ſolchem Einfluſſe frei geweſen, die ſonderbare Methode Weigelsdorfs hätte nach Steins Anſicht eher abſchreckend als reizend wirken müſſen; daß Pleſſenberg Eindruck auf ein reines weibliches Herz machen könne, glaubte er nicht, er warf alſo allen Groll auf den Tantenkram, der dies Unheil angerichtet haben mußte. Sie fürchten, daß Marie bald kein junges Mädchen ſein wird, und wollen darum eine junge Frau aus ihr machen. Sie predigen das Dekorum, ſagte er ſich, ſie finden es anſtößig, daß ſie an einen Mann ſchreibt, und ſagen ihr dabei höchſt trivial: Du biſt zwanzig Jahr, Du mußt heiraten! Die Begriffe vom Dekorum ſind verſchieden.

Voll von dieſem Gedanken, und in der gereizten Stimmung, in die er ihn verſetzt hatte, ſchrieb er folgenden kurzen Brief.

Stein an Marie.

Es iſt merkwürdig, wie ſehr wir geneigt ſind, einem Ungefähr, einer eingebildeten Schickung uns ſelbſt zu

opfern. Die Dame, über die Sie ſpotten, hat trotz Ihres beſſeren Wiſſens ſichtbaren Einfluß auf Sie geübt. Sie zweifeln, ob das, was Sie mir ſchrieben, mädchenhaft ſei, und ich kann Ihnen ſagen, daß Vieles darin nicht eben grade weiblich im großen, höheren Sinne des Wortes, aber gewiß völlig im Geiſte der jetzigen Frauenwelt iſt; wie ich überhaubt aus Ihrem ganzen Briefe nur herausleſe, daß Ihr Umgang ſich in der letzten Zeit auf Frauen beſchränkt hat, die recht vornehm und wohlanſtändig ſein mögen, von denen Sie aber keine Lehren annehmen ſollten. Laſſen Sie Gerard Dow nur ein Duzend Pinſelſtriche in ein Bild von Watteau machen, laſſen Sie Thomas Moore zehn Verſe in Byrons Korſaren einſchieben, hängen Sie eine Kapelle mit den prachtvollſten Spitzbogenfenſtern an den bamberger Dom, und Alles iſt verdorben, weil die Einheit geſtört iſt. Sie haben das, was Ihnen Männer gaben, auf eigentümliche Weiſe zu Ihrem Eigentume zu machen gewußt, Ihr ganzes Weſen iſt aus dem Umgange mit Männern hervorgegangen, und grade Sie liefern den Beweis, daß der Mann vorſichtiger und zarter iſt, als das gewöhnliche Weib, denn ſo lang Sie nur von Männern umgeben waren, iſt das ſtille Heiligtum in Ihrer Bruſt, die echte Weiblichkeit, von keiner rauhen Hand angetaſtet worden. Der Mann weiß dies Heiligtum zu ſchätzen,

er kniet vor ihm, weil der Sinn für alles Reine ihm angeboren iſt. Die große Zahl der Frauen hat davon nur eine ſehr triviale, von fader Prüderie diktirte Anſicht, und in der ſogenannten großen Welt iſt das Dekorum, d. h. die gemachte Sitte, Surrogat für das untergegangne Gefühl weiblicher Würde.

Sie können einem frechen Buben, der ſelbſt dies Dekorum mit Füßen tritt, nicht zürnen, wenn er Ihnen Unerhörtes zu ſagen wagt, und der Grund dafür iſt kein andrer, als die Scheu eine Szene hervorzurufen, wenn Sie darauf drängen, daß ein ſolcher Menſch die Geſellſchaft verläßt. Daß haben Sie von den Damen gelernt, und ich beklage es aufrichtig. Gräfin, laſſen Sie das ſchöne harmoniſche Bild, die wunderbar klare Einheit, zu der Sie von der Natur geſchaffen und von den Verhältniſſen erzogen ſind, nicht durch Einfluß von außen verzerren. Gewinnen können Sie nichts, und verlieren unendlich viel. Vergeſſen Sie nicht, wie Sie mir ſelbſt den weiblichen Genius als das äußerſte Kriterium geſchildert haben! Fragen Sie immer nur ſich ſelbſt, Ihr Geiſt iſt mündig. Sie können fühlen, aber Sie haben auch ſcharf denken gelernt, ein Vorzug, der Sie weit über Ihre Schweſtern ſtellt, doch Ihnen zugleich die Verpflichtung auflegt, ſich nicht von unbeſtimmten Gefühlen, bekannt klingenden Gedanken und dergleichen kindlichen Hebeln in

Kreiſe fortreißen zu laſſen, die Ihnen aufgedrungen werden.

Ich bin Ihnen gegenüber nicht leidenſchaftslos, weil ich kein Weſen kenne, an dem ich wärmer und herzlicher theilnehme, ich bin nicht leidenſchaftslos, weil Sie meiner Bewunderung wert ſind. Mögen Sie das, was ich Ihnen ſchrieb, aus dieſem Geſichtspunkte aufnehmen und glauben, daß Niemand ehrlicher den Wunſch hegen kann, daß Sie ein echtes Weib ſind und bleiben als

Stein.

Marie an Stein.

Zur Strafe für Ihren häßlichen Brief ſchicke ich Ihnen heute mit einem Gruße nur die Nachricht, daß ich ſehr vergnügt bin. Pleſſenberg, der nichts von unſrer Rückkehr nach Tyrol wußte, wollte in meiner Abweſenheit die Schnitzarbeit, zu der Sie den Entwurf gezeichnet, befeſtigen laſſen und kam in dieſer Abſicht ſelbſt hierher. Das Schnitzwerk iſt reizend, Sie werden Ihre Freude daran haben, es putzt das ganze Zimmer. Ich will nur noch wiſſen, was den armen Grafen bei all der Heiterkeit, die er um ſich verbreitet, ſelbſt ſo traurig macht, und wenn die Theilnahme an mir, von der Sie ſchreiben, (das Einzige im ganzen Briefe, das mich freuen konnte,) nicht bloße Redensart ſein ſoll, ſo geben Sie mir Aufſchluß und Beruhigung.

Thun Sie es nicht, ſo frage ich ihn ſelbſt, ich ertrage in meiner Nähe eine ſo gedrückte Stimmung nicht. Ich bin ſelbſt ſo heiter, wie ſollte ich Andre leiden ſehn! Sie werden meine Bitte erfüllen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich über dieſen Zuſtand eines wirklich liebenswürdigen Menſchen ſchon geweint habe. Zugleich erkläre ich Ihnen, daß Sie nur auf dieſem Wege meine ganze Gunſt, die Sie durch Ihren letzten Brief verkürzt haben, wieder erlangen können. Liegt Ihnen alſo wahrhaftig etwas an meiner freundlichen Geſinnung für Sie, ſo laſſen Sie mich nicht zu lang warten.

Marie.

Felix hatte dieſen Brief, der einem Schreiben des alten Grafen Halden an ihn beilag, ſelbſt zu Stein gebracht, und beobachtete während des Leſens mit verdrießlicher Eiferſucht jeden Zug ſeines Geſichtes. Wie man aber immer dann ſich eher zu beherrſchen und ſelbſt unwillkürliche Regungen zu unterdrücken vermag, wenn man ſich beobachtet weiß, ſo verriet auch Stein nicht die geringſte Bewegung, falzte das Billet ſorgfältig wieder in die alten Brüche und ſteckte es in ſeine Brieftaſche.

„Nun, haben Sie mir nicht einmal einen Gruß auszurichten, oder ſind Sie geizig genug, auch dieſen für ſich behalten zu wollen?“ fragte Felix, nachdem

er umſonſt auf eine freiwillige Mittheilung gewartet hatte.

„Gräfin Wentheim hat einen ſolchen Auftrag gewiß Ihrem Onkel gegeben, mir ſchreibt ſie nichts, als daß Pleſſenberg ihr den Spiegelunterſatz gebracht hat und ſeitdem auf dem Haldenfels verweilt.“

„Das theilt mir Onkel Karl auch mit und zwar, wenn ich nicht irre, ſehr erfreut darüber, für Marien Geſellſchaft zu haben. Ich werde darauf beſtehen, daß dem Menſchen das Haus verboten wird. Was ſoll der unheimliche Avantürier bei uns? Ich habe Onkel gebeten, mit Marien zu mir zu kommen und hoffe, daß er meiner Einladung Folge leiſten wird, für dieſen Menſchen habe ich aber keinen Raum.“

„Jetzt können Sie doch Ihrem alten Onkel eine ſo beſchwerliche Reiſe nicht zumuten, warum ſprachen Sie den Wunſch nicht in beſſrer Zeit, und als die Ihrigen näher waren, aus?“

„Um ihnen leere Wände und wüſte Stuben zu zeigen, und ihnen den hieſigen Aufenthalt durch Raümereien unerträglich zu machen, nicht wahr?“

Stein zuckte die Achſeln und ſprach: „Von einem Eingehn auf Ihre Einladung kann bei dieſer Kälte und dem tiefen Schnee doch gar nicht die Rede ſein. Sie müſſen ſo gut wie ich der Hoffnung entſagen, denn

Sie können nicht mehr als ich wünschen, daß Gräfin Wentheim hier statt in Tyrol wäre.“

„Bei der lebhaften Korrespondenz, in der Sie mit ihr stehn, vermissen Sie ihre Person weit weniger als ich . . . .“

„Ich kann nicht sagen, daß dieser Briefwechsel besonders freudenreich für mich sei.“

Diese Antwort heiterte Felix zusehends auf; er ging aus der neidischen Bissigkeit, mit der er vorher gesprochen, in einen leichten Ton über und sagte: „Wenn Sie mich auch Ihre Briefe nicht sehn lassen, so will ich Ihnen doch eine Depesche von Wichtigkeit, die, um Porto zu sparen, neun Meilen weit durch einen Kourier bester Art befördert worden ist, nicht vorenthalten. Sie müssen wissen, daß es in ganz Oberschlesien nicht einen Menschen gibt, der mit dem Recht ein v. vor seinen Namen zu setzen, nicht zugleich das Recht hätte, mich Vetter, Onkel oder Neffe zu nennen. Der oberschlesische Adel ist eine vielgliedrige Familie, die erst in neuester Zeit, seit die patriarchalischen Sitten überhaubt aufgehört haben, sich theilweise aus seinem sonderbaren Beschränktsein hat herausreißen lassen. Es gab keine abgeschlossnere Kaste, und wieder keine zügellosere, wenn die Herren Brüder Edelleute unter einander waren. Viel davon ist gefallen, Gutes und Schlimmes, und was noch da ist,

bleibt ein rätſelhafter, unerklärlicher Überreſt, rätſelhaft wie die Ruinen von Petra."

„Das heißt wahrſcheinlich, wenn ich Ihr Gleichniß aus ſeinem poetiſchen Nebel reißen darf, man weiß nicht, ob die Überbleibſel von vorn herein Gräber waren, oder ob man damals Paläſte wie Grabmäler baute. Immerhin eine intereſſante archäologiſche Unterſuchung. Hier fragt ſich's alſo nicht um edomitiſche, ſondern um oberſchleſiſche Sitte und um ihr Verhältniß zu dem hier fremden Götzen, den man Kultur nennt."

„Was wollen Sie, die Leute lebten nach ihrer Art zufrieden und froh, waren gaſtfreundlich und kernig trotz des Mangels an geſelligen Formen. Mögen Sie doch ſelbſt urteilen, denn ich will Ihnen eine ſolche Wirtſchaft zeigen, die, ſo viel ich weiß, noch wenig von dem Archetypus abgewichen iſt. Der gute Herr von Zabrczisky, an deſſen Namen Sie Ihre Zunge prüfen mögen, gehört der alten Zeit. Er meldet mir durch einen „Hausoffizier," daß ich, ſein hochgeborner Vetter, ſeine Gnade völlig verſcherzen dürfte, wenn ich einer Treibjagd, die er übermorgen zu geben denkt, nicht beiwohnte. — Da reitet der Hausoffizier eben über den Hof! Iſt es nicht ein köſtlicher Kerl? Die Beine von unten auf mit Strohſeilen umflochten und dann in immenſe rindslederne Stiefel mit Holzſohlen geſteckt; auf dem Kopfe einen formloſen Hut, und eine

plaidartige Pferdedecke um den übrigen Leib geſchlungen. Auch das Pferd darf Ihrer Aufmerkſamkeit nicht entgehn. Es iſt von jener denkwürdigen Race, die einen Engländer bewog, in ſein Reiſebuch die Notiz zu verzeichnen: Man brauche in Oberſchleſien ein noch völlig unbekanntes Thier, koń genannt (polniſch: Pferd), wie die Lappländer ihre Hunde, als Zugvieh. Und auf dieſem kleinen langhaarigen Thiere hat der Kerl heute neun Meilen ohne Raſt gemacht!"

„Und an dieſer Jagd ſoll ich theilnehmen? Sie wiſſen, daß ich kein Jäger bin, ich würde nur unnütz frieren."

Teichert gibt Ihnen ſein Gewehr, — das von ſelbſt trifft, oder nehmen Sie meinetwegen Stillings Reiterpiſtolen und einen ganzen Munitionskarren! Um die Jagd iſt es nicht, Sie ſollen nur ſagen können, daß Sie in Oberſchleſien geweſen ſind, Sie ſollen eine „überoderiſche" Schlachzütenwirtſchaft geſehn haben. Warum wollten Sie nicht auch ein heitres Bild von hier mitnehmen?"

„Welches Vehikel wollen Sie denn anwenden, um dem merkwürdigen Thiere gleich, uns ohne Raſt die Strecke fortzuſchaffen? Denn ich mutmaße, daß nach jener Gegend hin kein Gaſthaus für Mann und Roß zu finden iſt.

„Der erſte beſte Landjunker, jedenfalls auch mein Vetter, wird uns wol Futter geben, überdies nehme ich den ruſſiſchen Schlitten und vier Pferde.“ —

Die auf dieſe Weiſe beſchloßne Partie wurde am andern Morgen angetreten, die zugeeiſte Oder zu Schlitten paſſirt, und in raſchem Fluge dem Ziele entgegengeeilt.

Ich wüßte nicht, was es Melancholiſcheres gäbe, als eine Schlittenfahrt. Das eintönige Klingen der Glocken, das dem Ohre durch den ewigen Gleichklang endlich nur wie ein dumpfes Summen erſcheint; die glitzernde Schneedecke, die den Augen wehthut und ſie unwillkürlich zu ſchließen mahnt; das ſchleifende Knirſchen des Schlittens ſelbſt und die Dampfwolke, in die ſich die Pferde hüllen, endlich die Einwirkung, die all dieſe Erſcheinungen zuſammen auf die inneren Organe ausüben, die Pelze, in denen man ſich kaum bewegen kann, — ich begreife die nicht, die für dieſe Art zu reiſen ſchwärmen. Es iſt nach den Verbeſſerungen, die der Wagenbau erfahren, unmöglich geworden, anders als durch grobe Fahrläſſigkeit ein Unglück zu haben; zu Schlitten gehört man, eigentlich doch ohne Vergnügen, dem Ungefähr. Das iſt nun freilich nicht die Schuld des Transportmittels, ſondern der Urſachen, die eine ſolche Schleifmaſchine nötig machen, dieſer gerechte Einwurf hindert mich aber gar nicht, mein Er-

ſtaunen darüber zu äußern, daß man Schlittagen weit mehr als Vergnügungsreiſen betrachtet, als die bequemere, durch rauhe Luft nicht unangenehm gemachte Wagenfahrt. Es wird auch kaum ein andrer Grund dafür zu finden ſein, als der Drang, den Horaz in ſeiner Ode an Virgils Schiff beſchreibt, jener Drang der vor nichts zurückbebt und, komiſch genug, dem Donnerer es unmöglich machen ſoll, ſeine Blitze wegzulegen.

Sie ſaßen denn auch, Stein und Felix, mit ſteifgefrornen Geſichtern, in ihre Pelze gehüllt, von Zeit zu Zeit die Naſe reibend, und hatten ungeſtörte Muße, Betrachtungen über die Wohlthat eines Muffs, oder über die Kryſtalliſation des Schnees anzuſtellen. Der Hausoffizier hatte den Wegweiſer machen ſollen, war aber zurückgeblieben, da er trotz aller Anſtrengungen mit dem Viergeſpanne nicht Schritt halten konnte. Je weiter ſie ſich von der Oder entfernten, deſto ſparſamer wurden die Dörfer, deſto flacher das Land, und der Schlitten knirſchte auf Stellen, an denen der Wind das weiße Leichentuch gelüftet, über ſcharfen Sand. Ein endloſer Zug von Kohlenſchlitten, an dem ſie vorüberfuhren, hatte den Schnee mit ſchwarzem Staube gepudert und ſo eine Wegſpur hinterlaſſen, die nicht raſch verſchwinden konnte. Aber dieſer Fingerzeig nahm ein Ende. Felix hatte ſich wol die Namen der Ort-

ſchaften nennen laſſen, durch die der Weg führte, aber der Wald, der überall den Horizont beſchränkte, machte es unmöglich, überhaubt Dörfer zu finden, ob es nun die rechten waren oder nicht. Dieſe Ungewißheit ſteigerte die Annehmlichkeiten der Fahrt, und die Reiſenden hatten bald allen Grund, zu bedauern, daß ſie den Hausoffizier ſo ſchnöde hinter ſich gelaſſen.

„Wir müſſen im nächſten Dorfe einen Wegweiſer nehmen, ſonſt finden wir uns aus dieſer Wüſtenei nicht heraus!“

„Ich wollte wirklich, wir ſtießen auf einen Ihrer ehrenwerten Vettern, der mir an ſeinem Herde ſo viel Platz gäbe, daß ich aufthauen könnte.“

„Land!“ rief Felix, der nach allen Seiten ausgeſpäht hatte, und deutete auf eine ziemlich entfernte Rauchſchicht, in der er Hütten wahrnehmen wollte.

Er hatte ſich nicht getaüſcht, und der Kutſcher jagte querfeldein auf das Aſyl zu. Kaum 50 Schritte von dem erſten Hauſe entfernt, verſchwanden aber plötzlich die Vorderpferde, riſſen das andre Paar nach und warfen den Schlitten um. Ein zugeſchneiter Hohlweg, von dem auch nicht die leiſeſte Andeutung ſichtbar war, hatte dieſe neue Verlegenheit herbeigeführt. Die Reiſenden, kopfüber in den Schnee geſchleudert, mußten aus ihren Fußſäcken heraus und, gern oder ungern, dem Kutſcher behilflich ſein, die mit ängſtlichſter

Anſtrengung arbeitenden Pferde los zuſpannen. Vergebens pochte Felix an die Thüre des gemauerten Hauſes, das von den ſchlechten Hütten iſolirt, dicht an dem Unglücksplatze lag, es blieb verſchloſſen, und kein Lebenszeichen von innen verriet, daß es bewohnt ſei, wie denn auch ſonderbarer Weiſe kein Fenſter nach der Straße ging. — Nach vieler Anſtrengung gelang es endlich die Pferde in Sicherheit zu bringen; die eine Kuffe des Schlittens aber war zerbrochen, und das Fahrzeug in dieſem Zuſtande nicht zu brauchen. Der Kutſcher legte indeß die Pferde vor und ſchleifte das Wrack langſam hinter den Herren her, die in das Dorf hinein ſchritten. Bei einem zweiten Hauſe war der Erfolg nicht beſſer. Kinder, die trotz der Kälte faſt nackt an der Thüre gafften, retteten ſich bei Felix' Näherung ſchreiend in die Stube; als er ihnen folgte, übertäubte ihr Geheul ſeine Frage, und Erwachſene waren nicht zu ſehn. Stein war glücklicher, er erfuhr von Leuten, die in einer Scheuer arbeiteten, und denen er ſich verſtändlich zu machen wußte, daß zwar kein Schloß, alſo auch kein Herr, wol aber ein Pfarrer im Orte ſei. Er rief Felix und wanderte mit ihm einer Baracke zu, die dicht an der Kirche ſtand und nach der Anweiſung jener Leute die Wohnung des Hochwürdigen ſein ſollte.

Das Haus kehrte die Giebelſeite nach der Straße, ſie mußten alſo vom Hofe aus eine Thür ſuchen. Bei ihrem Eintritte durch das verfallne hölzerne Thor erblickten ſie eine ſo drollige Figur, daß ſie trotz des Unglücks, das ſie eben betroffen hatte, zu lachen anfingen. Auf dem Düngerhaufen, über den hinweg der Weg zum Eingange führte, ſtand ein Düngerſchlitten, den ein Mann emſig zu beladen bemüht war. Dieſer Mann hatte ſo große Heiterkeit hervorgerufen. Er war dem Augenſcheine nach ein Knecht des Pfarrers, der, wahrſcheinlich ſchon lange Zeit im Hauſe bedienſtet, verſchiedne abgelegte Abzeichen geiſtlicher Würde zu ſeiner Garderobe zu verwenden gewohnt war. Kurze Beinkleider in langen plumpen Stiefeln; das Obertheil einer mit Pelz gefütterten Reverende als Jacke; ein ſchwarzes Käppchen, wie es die Prieſter zu tragen pflegen, und am Halſe, bei der Arbeit verſchoben, ein paar ſchmutzige Lappen, die möglicherweiſe früher ſchwarz und weiß geweſen ſein konnten. In dieſem Putze ſteckte eine lange knochige Geſtalt, die mit ſo großem Eifer die Miſtgabel ſchwang, daß ihr Geſicht blaurot war. Der Mann mußte ſeine Arbeit ſchon einige Zeit treiben, denn die Hände, obgleich durch rieſige Fauſthandſchuhe geſchützt, waren ſteif geworden, und er hauchte von Zeit zu Zeit in die Handſchuhe, während ſeine Füße in nicht beſonders zierlichen Pas

die Pantomime des Blaſebalgtretens machten. — Er ließ ſich durch die Fremden in ſeinem Vergnügen nicht ſtören und rief nur, ohne ſich weiter um ſie zu kümmern, polniſch in's Haus:

„Kathrine! Sind ein paar Männer am Hofthore. Stecken in großen Pelzen, haben Bärte, ſind Juden!“

„Jagt ſie fort, haben nichts zu ſchachern!“ keifte eine ſcharfe weibliche Stimme in demſelben Patois zurück.

„Kaufen vielleicht das Kalb von der Prinzeß!“

„So ein ſchönes Kalb für Juden, das fehlte!“

Unterdeß waren die Reiſenden herangetreten, Felix fragte nach dem Pfarrer und nannte ſeinen Namen.

„Sagen, ſind Grafen, wollen mich beſuchen, Kathrine! Mögen ſchöne Grafen ſein mit ihren Judenbärten, wiſſen nicht einmal, daß nur Geiſtliche Prieſterkleider tragen dürfen, erkennen mich nicht!“ rief der Angeredete, ohne zu antworten, in's Haus.

Dieſe Worte lockten die Unſichtbare aus den Couliſſen hervor, und der große Stallbeſen, den ſie mitbrachte, verriet unzweideutig keine guten Abſichten. Felix' friſche Schönheit, die ſtolze Haltung Steins, und mehr noch die vier Füchſe, die mit Glockengeläut eben ihren Einzug in den Hof feierten, bewegten indeß das Herz der Pfarrwirtin, und leiteten das Gewitter

auf das Haubt des Pseudoknechtes ab, der nichts Andres als der Pfarrer selbst war.

„Was ist das für eine Zucht, solche Herren draußen stehn zu lassen? Werden sie nicht denken, wir verstehn gar nichts von feiner Sitte?“ Diese unehrerbietigen Worte galten dem Pfarrer. „Treten Sie ein,“ wandte sich die strenge Gebieterin zu den beiden Herren, indem sie ihnen mit kriechender Artigkeit die Hände küssen wollte, „treten Sie ein, es ist uns eine große Ehre, die gnädigsten Herren Grafen bei uns zu sehn!“

Felix bat den Pfarrer um Entschuldigung, daß er ihn nicht gleich seinem Stande gemäß angeredet, die Wirtin unterbrach ihn aber, riß dem Pfarrer die Mistgabel aus der Hand, schob ihn, der ein unbegreiflich dummes Gesicht machte, voran in's Haus und nötigte die Gäste hinterher.

Der Pfarrer wagte zwar nicht zu remonstriren, aber die Judenbärte flößten ihm noch immer bedenkliches Mißtrauen ein. Er nahm von der Wand neben der Thüre ein kleines schmutziges Glasnäpfchen, wie man es an Finkenkäfigen sieht, das aber hier zur Aufbewahrung von Weihwasser diente, tauchte seine Finger hinein und schlug, einige lateinische Worte murmelnd, ein Kreuz. Nachdem er sich selbst so vor jeder Befleckung geschützt, reichte er das Gefäß den

Herren, um ſich den Beweis zu verſchaffen, daß er wirklich mit Getauften zu thun habe.

„In nomine patris et filii et spiritus sancti!“ ſagte Felix.

„Laudetur Dominus!“ ſetzte Stein hinzu, und dieſe Worte hatten die Wirkung einer Zauberformel; der Pfarrer wurde, ſo viel in ſeinen Mitteln lag, ein Menſch. Er bat in ſchrecklich accentuirtem Deutſch, daß ſeine verehrten Gäſte Platz nehmen möchten, die Wirtin legte ein ſchwarzes Brot von der Größe eines Wagenrades auf den Tiſch, ſtellte einen Teller übelriechenden rohen Sauerkrautes dazu, ein Stück geräuchertes Schweinefleiſch und eine große Steinkrucke, ein bachorek, von einem mächtigen Kelchglaſe begleitet, folgte nach, und dieſe Vorbereitungen gaben dem gigantiſchen Weibe auf's Neue Gelegenheit, Proben ihrer Zungenfertigkeit abzulegen.

Das dejeuner à la fourchette enthielt in der That die äußerſten Anforderungen an den überoderiſchen Speiſenluxus. Sauerkraut und Rauchfleiſch, alten köſtlichen Ungarwein, — was konnte es Beſſeres geben? Es war auch unmöglich, dem Nötigen der Wirtin zu widerſtehn. Man hielt hier die alte Sitte der Gaſtfreundſchaft feſt, erſt Speiſe und Trank, im Übermaß wo möglich, dann Erzählen, Bitten und Hilfe. — So war denn die Krucke trotz des einzigen

Glaſes faſt geleert, und der ſtarke Wein hatte allen Froſt aus den Gliedern getrieben, als es Felix gelang, die Urſache des plötzlichen Überfalles zu erzählen. Die Wirtin hatte ihrerſeits die ganze Geſchichte ſchon dem Kutſcher abgefragt, ſie wußte, daß der Schlitten an der „Schinderei“ zerbrochen und unbrauchbar geworden war, ja ſie hatte ſogar ſchon Anſtalten getroffen, den gnädigſten Herren zu ihrem Weiterkommen behilflich zu ſein. Eine Magd mußte die ganze Arbeit des Pfarrers vernichten, den Dünger vom Schlitten werfen, zwei Flechten und zwei Bündel Stroh dienten als Sitze, und das Fuhrwerk ließ, wie ſie glaubte, nichts zu wünſchen übrig. Außerdem hatte ſie es übernommen den Schaden durch den Dorfſchmit herſtellen zu laſſen, ſo daß der Schlitten des Grafen auf dem Rückwege wieder abgeholt werden konnte.

Der Pfarrer wagte zwar die leiſe Einwendung, daß durch dieſes Verborgen des Schlittens das Düngerfahren zwei Tage ausgeſetzt werden müſſe, da der zurückbleibende Schlitten zu ſolchem Gebrauche wol kaum tauglich ſein dürfte, — wurde aber ſchnöde abgewieſen. Stein behaubtete ſpäter, daß die Wirtin nur aus beſonders zärtlichen Rückſichten für Felix, den ſie in der That förmlich karreſſirte, ſo gefällig geweſen ſei. Der Weg war nach der Beſchreibung, die der Kutſcher erhalten, nicht mehr zu verfehlen, ſie waren

durch die kühne Fahrt über die Felder wieder in die Tour gekommen und fuhren, nachdem ſie die Wirtin reich beſchenkt, luſtig weiter.

„Sehn Sie, wie weit das Streben geht, ſich über Andre zu ſtellen? Dieſe Leute, der miſtladende Pfarrer an der Spitze, ſind unſre Parias, und die Art, wie von der „Schinderei“ geſprochen wurde, zeigt, wie weit ſie ſich noch über dem Beſitzer des beſten Hauſes im Orte denken.“

„Ein altes, beklagenswerthes Vorurtheil, das Geſetze nicht aus dem Volke zu rotten vermochten.“

Die Wärme, die der Wein in ihre Adern geflößt, war nachhaltig und ließ die Unterhaltung nicht wieder ſtocken, zu der natürlich die neue Seite, die ſie dem Pfarrerleben abgewonnen hatten, reichen Stoff gab. Stein geſtand zuletzt die edomitiſche Rätſelhaftigkeit ſolcher Zuſtände ein, brachte es aber der grellen Komik wegen nicht dahin, eine ernſte Betrachtung an ſeine Anſchauung zu knüpfen.

„Dieſe Figur wird mir ewig unvergeßlich bleiben!“ rief er immer wieder. „Ich ſah in Baiern eine Menagerie von Landgeiſtlichen, über deren geringes Unterrichtetſein ich nicht genug ſtaunen konnte, aber ſie hatten wenigſtens die Entſchuldigung, in einem Seminar zu nichts weiter als zum Meſſeleſen dreſſirt worden zu ſein. Militärs und Geiſtliche können gewöhnlich mit

Recht jeden Vorwurf, den man ihnen macht, den Patentdreſſiranſtalten, Kadettenhäuſern und Seminarien in die Schuhe ſchieben, aber in Schleſien giebt es kein Seminar, dieſer Vote des Herrn iſt Zögling einer Univerſität geweſen, er ſoll eine allgemeine Bildung erhalten haben. Und wie er von dem breitſchultrigen Dromedar, von dieſer handfeſten Wirtin pantoffelt wird! Ich vermute aus der Demut, mit der er gehorchte, daß ihre kräftigen Fäuſte im Notfalle ſich nicht ſcheuen würden, nachdrückliche Bekanntſchaft mit den Schultern des Hochwürdigen zu machen. Breslau und ſeine alte Viadrina kann wirklich ſtolz auf ſolche Schüler ſein!“

„Breslau iſt auch wirklich eine berühmte Univerſität. Dafür zeugt der Profeſſor Regenbrecht, der in der Republik den Untergang aller Kultur ſieht, und die lateiniſche Adreſſe an den königsberger Senat, in der die ehrwürdigen Zöpfe Grenzwächter des Deutſchtums zu ſein behaubteten. Was ſoll von da Gutes kommen? Namen wie Huſchke und Nees von Eſenbeck, Schneider und Wagner, ſtehn ſo vereinzelt in der Wüſte, daß ihre Leiſtungen keine ernſtliche Reform zu Wege bringen können, und Braniß hat zu viel gelernt, als daß er intereſſant lehren könnte.“

„Das iſt ja ein ganz beſondrer Grundſatz, über den ich mehr hören muß, ehe ich mich zu ihm bekennen kann!“

„Meine Erfahrungen an der Univerſität beweiſen mir, daß die Privatdozenten, die mit einem Dutzend Syſtemen kämpfen und gewiſſermaßen noch ſelbſt in der Gährung begriffen ſind, ungleich angenehmer und ſpannender vortragen, als die alten berühmten Profeſſoren. Es ſteigen bei ihnen mehr Geiſtesblaſen auf, ihre Vorleſungen haben mehr Aroma, mehr Pikantes. Ich gähnte bei Savigny, ſchlief bei Schelling faſt ein, träumte bei Dahlmann von einem Auſternfrühſtück, langweilte mich bei Gervinus, — und hörte Oppenheim mit großer Aufmerkſamkeit zu.“

„Aber der Grund dafür, der Grund! Der kleine geſchwätzige Oppenheim iſt ein Anekdotenjäger, um Zuhörer anzulocken; gelernt haben Sie bei ihm nichts, aber Sie haben ſich amüſirt. Außerdem arbeiten die Privatdozenten mehr, ſie ſind fleißig, weil ſie Ruf haben, weil ſie Profeſſoren werden wollen, um faul ſein zu können, da der Kollegienzwang und die Dotation ſie doch ernähren muß; mit der Wiſſenſchaft iſt es ihnen nicht mehr ängſtlich, wenn ſie erſt Brot und Auditorium garantirt haben. Das iſt der Grund Ihrer Langweile, und zugleich der Grund dafür, daß wir nicht weiter kommen. Die Hochſchulen liegen

nicht weniger im Argen als die Elementarſchulen. Wie kann man zum Beiſpiele von einer theologiſchen Fakultät reden? Als wenn es eine Wiſſenſchaft des Glaubens gäbe? Liegt der Widerſpruch nicht ſchon in den Worten? Und die Univerſitäten ſind nur für die Wiſſenſchaft da."

„Sie predigen Undank. Die Univerſitäten ſind ja grade aus theologiſchen Kollegien hervorgegangen, und die meiſten Univerſitätsgebäude ſind von Jeſuiten gebaut worden."

„Weil ſich damals das bischen Wiſſenſchaft in die Klöſter geflüchtet hatte. Es gibt nichts, was nicht einmal an der Zeit geweſen wäre, ſonſt hätte es überhaubt nicht exiſtirt, aber, ſo wie die Zeit weiterſchreitet, ſo müſſen wir auch ihre früheren Geburten hinter uns laſſen. Wo haben Sie in Amerika theologiſche Fakultäten? Und Sie müſſen mir doch auch zugeſtehn, daß dogmatiſche Abgeſchmacktheiten nicht in einen Tempel der Wiſſenſchaft gehören."

„Warum fährſt Du denn ſo langſam?" fragte Felix den Kutſcher.

„Ich bin, ſeit die Straßenbäume wieder aufgehört haben, gradaus gefahren," lautete die Antwort, „hier iſt aber gar kein Weg, und dicht vor uns ein zugefrorner Bach."

Die Reiſeabenteuer hatten ihr Ende noch nicht erreicht. Es mußte mit groſſer Vorſicht dem Bache entlang gefahren werden, um irgend eine Brücke zu entdecken. Statt dieſer erblickten die Reiſenden nach einer Stunde bedeutende Forſten vor ſich, die von dieſer Seite keinen Zugang zu haben ſchienen. So wahrſcheinlich es nun auch war, daß der Lauf des Waſſers ein Dorf berührte, ſo möglich ſchien es auch, daß eine Fahrt auf dem Eiſe, ſelbſt wenn ſie gewagt werden ſollte, nach einem meilenweit von der Richtung entfernten Orte führen konnte. Felix ſchalt den Kutſcher und befahl endlich mit gröſter Heftigkeit, daß er in demſelben Gleiſe zurückfahren ſolle.

„Wie wollen Sie denn, daß der arme Menſch Wege kennt, die er nie befahren?“ ſagte Stein engliſch, „wie wollen Sie verlangen, daß er ſich in einer Gegend zurecht finde, in der es nur Schnee und Wald, aber weder Meilenſteine noch Wegweiſer gibt? Hätte die Pfarrwirtin nicht ebenſo für die Pferde als für uns geſorgt, ſo dürften wir das Vergnügen haben, gänzlich ſtecken zu bleiben, denn aus der Art wie die Pferde puſten, können Sie entnehmen, daß Ihr Poſtzug eine Partie ohne Raſt gar nicht vertragen hätte.“

„Das iſt Sache des Kutſchers. Umgeworfen hat der Kerl uns ſchon, wie können Sie ihm da das Wort reden?“

Und ſiehe, nicht hundert Ellen von dem Platze, an dem ſie dem Bache abwerts gefolgt waren, lag nach der entgegengeſetzten Richtung, vom Walde maſkirt, ein Dorf. Der Kutſcher ging in ein Haus, um einen Wegweiſer zu werben. Er kam indeß bald zurück und ſagte, der Mann ſäße hinter dem Ofen und wolle um keinen Preis heraus.

„So ſoll ihn der Teufel holen!“ rief Felix und ſprang mit gleichen Füßen aus dem Schlitten. Er drang ſtürmiſch in die Höhle und fand den Beſitzer ſchon wieder ganz behaglich auf die Ofenbank geſtreckt. Ein Schwein grunzte dicht neben ihm, und ein paar Hühner retteten ſich auf den Ofen. Es entſpann ſich folgender Dialog, der von Felix mit ſteigender Hitze, von dem Manne mit ſchlafſüchtiger Ruhe geführt wurde.

„Wie weit iſt es bis nach Myślniez?“

„Ein gut Stück Weg.“

„Kennſt Du ihn?“

„Ich bin ihn ja oft genug gegangen.“

„Nun gut, ſo zeige ihn uns, ich werde Dir ein gutes Trinkgeld geben.“

„Geht zu einem Andern.“

„Warum willſt Du nicht gehn, biſt Du krank?“

„Warum nicht gar.“

„Nun, ſo verdiene Dir doch auf ſo leichte Weiſe Geld.“

„Ich brauche heut kein Geld! Geht zu einem Andern!“ Damit zählte er einige kleine Münzen durch die Hand und legte ſich wieder in ſeine bequeme Lage zurück.

Dieſes Übermaß von Ruhe brachte Felix zum Überwallen. Er erinnerte ſich des Univerſalreceptes Teicherts, nahm einen Peitſchenſtiel, der in der Ecke lehnte, und hieb voller Wut auf den Gleichmütigen los.

„Was befehlt Ihr denn, Herr?“ fuhr der Mann mit ganz andrem Tone in die Höhe, als der war, in dem er bisher geſprochen.

„Du ſollſt uns nach Myslniez führen!“

„Gleich, gleich, Herr!“ Er zog ſeinen ſchmierigen Schlafpelz an, ſtopfte von dem Stroh, auf dem das Schwein ſich gewälzt, in die Stiefel, nahm einen Knüttel, mit dem er ſich gewiß ſehr erfolgreich gegen Felix hätte vertheidigen können, und eilte an den Schlitten.

Die Schläge ſchienen indeß nicht heftig genug geweſen zu ſein, um dauernden Reſpekt hervorzurufen. Das letzte Haus, in dem man durch die einzige Glasſcheibe ein mächtiges Feuer lodern ſah, machte die Sehnſucht nach dem dolce far niente wieder rege.

Der Mann benutzte einen Augenblick, der ihm günstig schien, und wollte durch einen Sprung auf die Seite entkommen. Der Kutscher aber bediente sich seiner langen Schlittenpeitsche statt eines Lassos, der Riemen ereilte die Beine des Flüchtlings, bildete eine Schlinge und riß ihn zu Boden. Nach diesem verunglückten Versuche seine Freiheit wieder zu erlangen, erfüllte er mit demütig gesenktem Kopfe seine Pflicht, ja er ertrug die derben Schläge, die der Kutscher zur Strafe seines Verrates auf ihn hageln ließ, mit der größten Unterwürfigkeit.

Felix hatte Stein die Szene in der Hütte mitgetheilt, und dieser fragte: „Welches Recht haben wir denn auch, einen Menschen aus seiner warmen Stube zu reißen, wenn er ruhen will?“

„Daß der Kerl dies sein gutes Recht nicht in Anschlag brachte, sehn Sie ja daraus, daß ein paar Hiebe ihn gefällig machten. Jemand den Weg weisen, ist aber eine natürliche Pflicht, wie Sie in Cicero's Buch De officiis nachlesen können, und da bloße Faulheit uns möglicherweise erfrieren lassen sollte, nahm ich gar keinen Anstand, den Herrn aufzumuntern.“

„Boten Sie ihm denn nicht Geld?“

„Gewiß. Das ist aber die Art dieser Nation, und darum kommt sie zu nichts. So lang noch eine Kartoffel im Hause, so lang wird nicht gearbeitet, und

ſo lang ein Kreuzer in der Taſche, ſo lang rührt Niemand die Hand, um einen zweiten zu verdienen. Kartoffel und Brantwein, das iſt Alles, was ſie brauchen, und dieſe Genüſſe ſchafft ihnen ein Bündel geſtohlenes Holz für die ganze Woche in's Haus. Der Kerl hat noch vier Groſchen, und nun iſt er für einen Thaler nicht feil."

„Das könnte unter gewiſſen Verhältniſſen auf eine ganz noble Natur ſchließen laſſen, hier aber iſt am Ende doch der Mangel an Bedürfniſſen ein offenbares Unglück. Bedürfniſſe machen die Sucht rege, ſie zu befriedigen."

„Lehren Sie nur den Leuten, Bedürfniſſe haben, dann werden es doch nur die umliegenden Forſten entgelten müſſen."

„Das wäre freilich traurig. Indeß wenn zugleich auf die moraliſche Entwickelung gewirkt würde, ſchiene mir dieſer Sporn auch nicht verwerflich. Das Land iſt hier nicht ſo dicht bevölkert, wie die geringere Zahl von Dörfern zeigt, daß für die Bewohner nicht hinreichende Arbeit gefunden werden könnte."

„Der Ackerboden iſt hier unter aller Würde."

„Vielleicht grade nur, weil die Arbeitsluſt ſo gering iſt, und die Beſtellung deßhalb nicht mit ſolch ſorgſamer Mühe gemacht wird, als dies auf andern Strecken der Fall iſt."

„Möglich! Ich weiß nur, daß hier Flugſand in Unmaſſe, ſaures Gras und waſſerdichter Untergrund alle Mühe ſchlecht bezahlen," ſagte Felix, den die Kälte wieder gähnen machte.

„Dort iſt Myslniez!" ſagte der gepreßte Wegweiſer endlich, und ſie überſahn von der Waldhöhe ein ziemlich bedeutendes Dorf, ohne eine Spur von einem größeren Gebäude entdecken zu können, das den Namen Schloß, wie man in Schleſien jedes Herrenhaus nennt, verdient hätte. Schon glaubten ſie, der Mann wolle ihnen nochmals einen Streich ſpielen, als die viereckige Tafel am Anfange des Dorfes, auf welcher Ortsname, Regierungsbezirk, Kreis, und die Nummer des Landwehrregimentes, zu dem die Inſaſſen in der Militärkolonie, Preußen genannt, gehörten, höchſt leſerlich ſtanden, ihnen ſeine Aufrichtigkeit und Dienſttreue bewies.

Wenn nicht ein großes, in Sandſtein gehauenes Wappen zu deutlich das Vorhandenſein hochadliger Geſinnungen bezeugt hätte, würden die Reiſenden ſchon dicht am Schloſſe noch an der Exiſtenz eines ſolchen Gebäudes haben zweifeln müſſen. Der auf dieſe Weiſe verzierte Stein, an dem ſogar noch Spuren ehemaliger Vergoldung ſichtbar waren, ſtand zur Seite einer etwa 20 Fuß langen Brücke, die über die ſchmale Verbindung zweier großer Teiche führte. Jenſeits lag ein

Haus, acht Fenſter Front, mit Schindeln gedeckt und von zwei ſtarkverfallnen Schornſteinen überragt, ein Haus, deſſen Bauart in der Zeit ſeines Glanzes ſich nur durch die größere Ausdehnung von einem gewöhnlichen Bauernhauſe unterſcheiden konnte, das aber jetzt durch lange Verwahrloſung einer ſehr ruinirten iriſchen Pachterwohnung ähnlich geworden war. Es war von Schrotholz aufgeführt, die Balken hatten ſich gezogen, der Lehm war abgefallen, die Fenſter bildeten Rauten und alle Arten verſchobner Parallelogramme mit beliebigen Winkeln .... aber der Wegweiſer zog ſeine Mütze ehrerbietig ab, als er ſagte: „Des iſt das Schloß!“ Stein wechſelte mit Felix einen bedeutenden Blick, jede Bemerkung in Worten wurde aber durch das Geheul einer Unzahl von Racehunden, die aus der offnen Thüre herausſtürzten, unmöglich gemacht. Eine Flut polniſcher Flüche und das Klatſchen einer Hetzpeitſche, zum Theil im Flure, zum Theil auf dem Vorplatze, brachte die Meute endlich zum Schweigen. Zugleich erſchien die derbe, überraſchend ſchöne Geſtalt des Hausherrn, in bloßen Hemdeärmeln, rot und grau karrirten Beinkleidern, eine rieſige Fuchsmütze auf dem Kopfe und die Peitſche in der Hand.

„Mein lieber Vetter,“ ſchrie er und ſtieß zum Zeichen ſeines Vergnügens einen hellen unartikulirten Laut aus der Kehle, „lieber Vetter Graf, wie freue

ich mich!“ Mit dieſen Worten nahm er Felix in ſeine muskulöſen Arme, hob ihn aus dem Schlitten und küßte ihn mit an Leidenſchaft grenzender Wärme, drehte ſich mit ihm im Kreiſe herum und wiederholte jenen eigentümlichen Laut, der Stein wie ein Kriegsruf der Wilden in's Ohr gellte.

„Du biſt doch lieber Vetter Halden?“ fragte der ſtürmiſche Wirt in ſeinem muſterhaften Deutſch und ſtürzte ohne eine Antwort abzuwarten auf Stein, der eine ebenſo herzliche Begrüßung auszuhalten hatte. Den unterdeß herbeigeeilten Leuten die Sorge für Gepäck und Fuhrwerk überlaſſend, ſchlang er um jeden ſeiner Gäſte einen Arm, ſtieß mit dem Fuße den zweiten Flügel der Hausthüre auf, daß Haspe und Riegel weithin auf den Flur klirrten, jauchzte nochmals und ſchleuderte Felix und Stein endlich in ein geraümiges Zimmer hinein, in dem ſie von einer korpulenten Dame und zwei niedlichen Mädchen mit vielen Knixen empfangen wurden.

„Könnt Ihr Euren Vetter nicht freundlicher begrüßen!“ hieß es, und die Matrone voran, die Mädchen hinterher, boten ihre Wangen Felix, den der Wirt vorſchob, zum Kuſſe. „Herr von . . ., Baron, Graf . . . .“ fuhr er fort, Stein beim Arme nehmend.

„Stein ſchlichtweg.“

„Herr Graf Stein — Schlichtweg,“ ſtellte er nun, ohne Proteſtationen anzuhören, den Maler vor, riß ihm den Pelz geſchäftig herunter, faßte jauchzend ſeine Frau um die Taille und rief mit ſeiner Stentorſtimme, „Alte, Wein und Speiſe! Hurrah, die Gäſte ſollen leben!“

Es gibt in der ganzen Welt keine Ecke mehr, wo die Gaſtfreundſchaft mit ſolchem Jubel geübt würde, als auf dem rechten Oderufer. Die Herzlichkeit, die Stein nicht minder als Felix umſorgte, that ihm, ſo ſonderbar ſie ſich auch äußerte, unendlich wohl. Die Mädchen hatten ihm freundlich die Hand gereicht, und die Jüngſte, die etwa ſechszehn Jahre zählen mochte, ſagte unbefangen: „Wie iſt Ihre Hand kalt!“ Und mit innig gutmütigem Lächeln hauchte ſie ihm in die Finger. Der Vater, nichts weniger als ungehalten über dieſe Aufmerkſamkeit, klopfte dem blühenden Kinde auf die Schultern und ſagte: „So iſt's recht meine kleine Wanda, mach' ihn tüchtig warm, denn Alle ſollen ſich bei mir wohlbefinden, Alle ſollen gern bei mir ſein!“

Die Frau vom Hauſe brachte es durch vielfältiges Winken und Zupfen endlich dahin, daß ihr Gemal ſein Deshabillé bemerkte: „Jäſus Maria,“ rief er, hängte einen polniſchen Fluch an dieſen Stoßſeufzer, verſchwand im Nebenzimmer und kam einige Minuten ſpäter mit

einer großen hochroten Kravatte in der Hand und bekleidet mit einem grünen Jagdfrake zurück. Wanda mußte seine Toilette vollenden, während die Hausfrau die Gäste aus dem Empfangszimmer in die Wohnstube nötigte, wo sie in aller Eile hatte einen Imbiß auftragen lassen.

Das erste Gemach stand voller geschnitzter Mahagonimöbles, nicht eben sehr passend vertheilt, und ebenso wenig geschont. Der Damastüberzug des Sofas zeigte durch unverkennbare Spuren, daß irgend einer der Favorithunde sein gewöhnliches Lager darauf zu nehmen pflegte; die Schnitzereien und gedrechselten Saülchen an Schränken und Stühlen waren häufig angebrochen und aus dem Leime gegangen; die Decke von Staub, die auf Allem lag, so wie die Unreinlichkeit des teppichlosen Fußbodens, war so auffallend, daß ein deutsches Männerauge schaudern mußte, wenn es auch nicht gewohnt war, die Manie unsrer Frauen, nasse Stuben zu haben, für eine Tugend zu halten. Die Wohnstube harmonirte in dieser Beziehung mit der vorigen. Die Geräte aber mochten nach langjährigem Dienste aus der Putzstube hierher gedrängt worden sein und konnten eigentlich als verbraucht angesehn werden. Der schadhafte Fußboden gab den Schränken und Schiebkasten außerdem noch eine schiefe Stellung an den moderfleckigen Wänden und führte

die Unordnung auf dieſe Weiſe zu höchſter Vollendung. Ein ſchmutziger Vorhang von buntem Zitz, wahrſcheinlich im Sommer der Fliegen wegen aufgehangen, bedeckte die Thüre, neben welcher ein kleiner Tiſch von unpolirtem Holze als Träger eines großen Bierkruges diente; ein andrer Tiſch von derſelben Arbeit und unmäßiger Größe ſtand mitten im Zimmer. Über dieſem ſchwebte ſtatt eines Kronleuchters ein ausgeſtopfter Fiſchadler, der, von jedem Luftzuge hin und her bewegt, wie der Geiſt des trüben, ſchlecht beleuchteten Raumes ausſah. Als beſondrer Schmuck des Zimmers darf ebenfalls ein aus Hafer und Feldblumen geflochtner kronenförmiger Erntekranz nicht vergeſſen werden, der über dem Bilde des Königs feſtgenagelt war, und deſſen dunkelrote Bandſchleifen ihre langen Enden an der Wand hinunterflattern ließen.

So wenig einladend und komfortable der Raum auch war, ſchien er doch die äußerſten Forderungen, die man an die Behaglichkeit ſtellen kann, für die Familie Zabrezisky in vollem Maße zu erfüllen. Die ungetrübte Zufriedenheit, die in ihrem ganzen Weſen lag, jetzt noch durch die Freude, Gäſte bewirten zu können, erhöht, vollendete den Reiz, den die kräftige Schönheit den Geſtalten gegeben hatte. Die Mädchen waren nicht blos ſchön, ſondern auch hübſch, und die Art wie ſie die gute deutſche Sprache mißhandelten,

klang in ihrem frischen, wohlgeformten Munde gar nicht so übel. Jeder Dialekt und wenn es der häßlichste wäre, sogar der frankfurter, verliert auf den Lippen eines jungen hübschen Mädchens das Verletzende. Die Umgangssprache der Familie war die Polnische, und obgleich der Fremden wegen in der gewohnten Ordnung eine Änderung vorgenommen wurde, blieben in der Anrede, im Affekte, doch die geliebten polnischen Wendungen stehen. Anfangs gaben die jungen Damen sich sichtbar Mühe, korrekt zu sprechen, da aber die verkehrten Betonungen, die Artikelverwechselungen sich trotz aller Aufmerksamkeit häuften, und Mal um Mal ein Lächeln um den Mund der Zuhörer flog, gaben sie die Bemühung auf und schwazten mit der Unbefangenheit, die ihnen angeboren war, ohne sich selbst durch gewaltige Explosionen der Heiterkeit, die manchem Quiproquo folgten, stören zu lassen.

Die kleine Wanda riß durch ihre neckische Munterkeit Stein in Kreise fort, die ihm ganz ungewohnt waren. Er mußte mit ihr scherzen, sie wickelte Garn ab, und er hielt es ihr, sie zwang ihn so herzlich zu lachen, als er vielleicht seit Jahren nicht gelacht, kurz sie wußte ihn so zu beschäftigen und zu unterhalten, daß er sich gestehn mußte, sie sei quand même ... allerliebst. So verging noch eine Stunde, der Tisch wurde gedeckt, und der Hausherr legte die ungeheure

Meerſchaumpfeife, aus der er ſelbſterbauten Tabak rauchte, bei Seite, nahm noch einen mächtigen Schluck Bier und wies den Herren ihre Plätze an.

„Um Gottes willen, was machſt Du denn da?“ rief Felix ſeiner älteren Couſine zu, die Katharina hieß und in der hier üblichen Abkürzung Kaſcha genannt wurde. „Du wirſt Dich krank machen!“ Sie hatte einen Teller geſtockter Milch vor ſich ſtehn und war eben im Begriffe eine Portion Kartoffelbrei, worauf eine ſtarke Lage geſchmorter Zwiebelſchnitzchen in brauner Butter ſchwamm, in die Milch zu thun.

Das Mädchen ſah ihn mit großen Augen an, als verſtünde ſie ſeine Mahnung gar nicht, und ſagte dann: „Eſſe ich alle Tage Kiſchka mit Kartoffeln, und ſeh' ich doch nicht krank aus.“ — Die ganze Familie lachte über des Vetters Beſorgniß und ließ ſich das ſchreckliche Gericht wohl ſchmecken; Wanda bedauerte ſogar Stein, daß die Mutter eine warme Suppe zweckmäßiger für die durchgefrornen Gäſte gefunden hätte, weil er dadurch um den köſtlichſten Genuß des Landlebens gebracht würde. Sie erklärte in allem Ernſte, nur deßhalb in keiner Stadt wohnen zu wollen, weil ihr ein Leben ohne tägliche Kiſchka mit Kartoffeln des beſten Reizes entkleidet ſchiene.

Durch dieſen barbariſchen Enthuſiasmus verlor ſie in Steins Augen viel, und einmal etwas herabge-

ſtimmt, konnte er ſich nicht verhehlen, daß das Mädchen eine Menge von Gewohnheiten habe, die der oberſchleſiſchen Sitte nicht als Vorzüge angerechnet werden konnten. Gewiß iſt es keine Empfehlung für eine junge Dame, wenn ihre Haare nicht friſch geflochten ſind, und wenn die Richtung ihrer Füße die eines gewiſſen Hausvogels nachahmt, den kein Tanzlehrer noch als Muſter aufgeſtellt. Schwarze Strümpfe und ein dicker bunter Stepprock unter dem Kleide, den er zu bemerken Gelegenheit hatte, mögen ebenfalls recht praktiſch ſein, hier ſchienen ſie aber auch Mittel, den Mangel an Reinlichkeit und Ordnungsliebe zu unterſtützen, der im ganzen Hauſe herrſchte. Sie verlor in ſeinen Augen, und ihr ſtraffer Wuchs, die runden Schultern mit den feinen Grübchen, das liebliche Geſicht vermochten den Eindruck nicht mehr zu verwiſchen, den der bunte Rock, das wirre Haar und das Einwertsgehn auf ihn gemacht.

Lieber Himmel, wenn man in Oberſchleſien einen Abſcheu vor allen Damen haben wollte, die Stepprócke tragen und für Buttermilch mit Kartoffeln ſchwärmen, ſo würde man nicht vielen Anfechtungen ausgeſetzt ſein!

Es iſt wirklich ſchade, daß wir ſelbſt ſo grauſam ſind, uns das Vergnügen einer Täuſchung durch die Sucht, hinter die Kouliſſen zu blicken, verkümmern zu

wollen. Haben wir erſt den Anfang des Fadens gefunden, der das Getriebe lenkt, ſo wirrt er ſich ohne unſer Zuthun ab, ja, ſelbſt wenn wir ihn gern fallen laſſen wollten, hängt er uns an gleich dem unveräußerlichen spiritus familiaris der Volksſage. Eine Trivialität in die prächtigſte Schwärmerei geworfen, macht den weiteren Flug unmöglich, ſie hängt wie Blei an den Schwingen; ein niedriger Makel in dem anſcheinend traulichſten Familienleben raubt uns das Behagen für immer. Entdeckungen folgen auf Entdeckungen, ſie drängen ſich uns mit unabweisbarer Gewalt auf, — ſchließt die Augen wie ihr wollt, der Kelch der Enttäuſchung leert ſich, wenn erſt ein Tropfen daraus gefallen, bis auf die Neige.

Um neun Uhr herrſchte allgemeine Schläfrigkeit in der Familie Zabrezisky, der Meerſchaumkopf des Wirtes hörte auf zu qualmen, die Stricknadeln ſeiner Gattin zu raſſeln, und die jungen Damen, die zu irgend einem unerklärlichen Zwecke Weißbrot in kleine Würfel geſchnitten hatten, ſtellten ihre Arbeit ein. Einige bedeutungsvolle Winke von Seiten der Frau vom Hauſe, ließen Herrn von Zabrezisky aufſtehen, ein Talglicht anzünden und den Gäſten eröffnen, daß ſie wohlthäten, ſich zu Bette zu begeben, da morgen zeitig aufgebrochen würde. — Die „gute Nacht“ wurde nicht weniger verwandtſchaftlich geboten, als der

Empfang, und an der Thür eines Zimmers, das ſie durch einen ſchmutzigen Gang, in deſſen Ecken Kehricht und Aſche ſeit einem halben Jahrhundert zu liegen ſchien, erreichten, empfahl ſich der Wirt, indem er mit ſeiner Stentorſtimme nach dem Kammerdiener ſchrie. Dieſer war kein Andrer als der unermüdliche Hausoffizier, der drei Stunden vor ihnen angekommen, unterdeß ſchon wieder eine Klafter Holz geſpalten hatte, und nun in einer Jacke von grün und weiß geſtreiftem Drill, — den Wappenfarben des hochadligen Hauſes derer von Zabrczisky, — bereit ſtand, als Stiefelzieher und Kleiderreiniger weiter verbraucht zu werden.

Es war keine angenehme Überraſchung, daß ein einziges Zimmer beiden Herren zugewieſen war, ſie liebten eine ſolche Gemeinſchaft nicht. Noch weniger gefiel ihnen die Stickhitze in der Stube, die eine Menge von Feuchtigkeit an den Wänden verdampfen ließ und die Luft mit Dunſt gefüllt hatte. Die Fenſter waren verquollen, es blieb nichts übrig, als die Thüre weit zu öffnen.

„Sehn Sie nur dieſen ſeltſamen Apparat, den man hier Bett nennt!“ ſagte Stein und machte damit Felix auf die ſechsfache thurmhohe Lage von Federſäcken aufmerkſam, die zum Platzen vollgeſtopft waren.

„Hole der Teufel dieſe vetterliche Gaſtfreundſchaft, die nur oberſchleſiſchen Naturen angepaßt zu ſein ſcheint.

Wer in aller Welt ſoll ſich denn in dieſem kleinen Napfe von Thon waſchen? Und wozu iſt das hölzerne Schaff mit ſolcher Sorgſamkeit auf den Schemmel geſtellt?“

„Ein Feuerzeug ſehe ich auch nicht, wenn nicht etwa ....“ Auf dem Stuhle, der zwiſchen beiden Betten ſtand, lag eine Piſtole mit Feuerſchloß, und neben ihr eine Anzahl Schwefelfaden. Die Unterſuchung ergab, daß die Pfanne ſtatt des Pulvers Zunder enthielt, — das Feuerzeug war alſo gefunden. Auch die Beſtimmung des hölzernen Schaffes enträtſelte ſich ſpäter, und nachdem ſie die Pelze als Deckbetten ausgebreitet, und ſich über den Federwall lang hingeſtreckt hatten, machte das lange Luftbad, das ſie heute genommen, ihre Augen zufallen.

Lange ſollte indeß dieſe Ruhe nicht dauern. Felix fuhr mit einem Schrei auf und bat den dadurch erweckten Stein, raſch Licht zu machen. Dies gelang nach großen Schwierigkeiten, und die Urſache der Störung zeigte ſich in einer Menge häßlicher Inſekten, die, von der Wärme aus ihren Schlupfwinkeln gelockt, an den Wänden und auf beiden Betten herumkrochen. — Sie ſind auch außerhalb Schleſiens heimiſch, die Schwaben und Ruſſen in ihren ſchwarzen und glänzend braunen Uniformen; man behaubtet, ſie ſeien durch Kieferholz, wie die neue kleine Wanze durch kanadiſche

Fichtenbretter in die Häuſer gebracht worden, — ich weiß es nicht, aber ich weiß, daß ihre Zahl in Oberſchleſien überall, wo nicht auf Sauberkeit gehalten wird, Legion iſt. Die Bauern hegen ſie ſogar mit großer Pietät, wie der gemeine Mann in England ſein Heimchen. Es iſt eine alte Erfahrung, daß Ungeziefer zu allen Zeiten unter dem beſondern Schutze des Aberglaubens geſtanden hat; es iſt dieſelbe Idee, die dem Raubvogel ſeinen hohen Rang angewieſen, und die eine Menge von Dingen in der Geſellſchaft zum Gegenſtande der Auszeichnung macht. Verſtünden wir die Natur, wie ſie verſtanden ſein will, und hätten wir nicht die verkehrteſten Deutungen in ihre Teraſſirung hineingedichtet, ſo brächte die Sucht, die Natur nachzuahmen, unendlichen Vortheil. Wir ahmten dann aber auch die wirkliche Natur und nicht die von uns gefälſchte nach.

Die Reiſetoiletten unſrer Nachtwandler wider Willen enthielten zum Glücke Kerzen, die ſie am Tiſche befeſtigten, und ſo auf mitten in die Stube gerückten Stühlen den Morgen abwarteten.

Das Leben im Hauſe erwachte, als die Uhren kaum die vierte Stunde zeigten, und da der Weg nach dem Geſindezimmer an ihrer Thüre vorbeiführte, würde von einem längeren Schlafe doch nicht die Rede geweſen ſein. Der Hausoffizier erſchien ſpäter und ſtopfte

den noch überwarmen Ofen voll Holz, — eine Beſchäftigung, die er nur von Zeit zu Zeit unterbrach, um mit offnem Munde die beiden Cigarren rauchenden Herren anzuſehn, die er gegen alle Erwartung nicht im Bette fand. Stein zog ſich nach und nach an und überließ Felix, der noch nicht aufgehört hatte zu ſchmollen, ſeinem Schickſale.

Er trat vor die Hausthüre. Der Morgen kam mit jenem zarten Roſa, jenem dämmrigen Leuchten herauf, das für den Winter charakteriſtiſch iſt. Der Sonnenball ſchwamm in einer Dunſtlage dicht über dem Horizonte, wie ein blinzelndes, verſchleiertes Auge, aber ſein Spiegelbild, das unterhalb der Schicht ſich auf der Eisrinde des Teiches zeichnete, glänzte und blitzte in allen Farben des Prisma. Die Sonne ſtieg höher, der Schimmer wurde matter und erloſch endlich ganz. — Ob hier wol eine Seele iſt, die das Schöne eines ſolchen Anblicks zu würdigen weiß? fragte ſich Stein, als er an der Front des Hauſes hinſchritt. Er entdeckte bald auf der offnen Tenne einer Scheuer die Wirtin, den Hausoffizier und einige andre Leute, die jedenfalls mit etwas Andrem beſchäftigt waren, als mit der Betrachtung eines Sonnenaufgangs. Der Hausoffizier, das Faktotum, hatte zwei unglücklichen Grunzern den Todesſtoß gegeben, ſie hingen bereits an einem Balken und wurden, während Frau von

Zabrezisky mit einer Schleiſe leuchtete, ausgeweidet. Stein fürchtete die Dame in Verlegenheit zu ſetzen und ſchlich deßhalb ohne Morgengruß weiter. Sein Unſtern führte ihn Fraülein Wanda in den Weg, die, eine Schlittenkapuze auf dem Kopfe, ohne andre ſichtbare Bekleidung als den bunten Stepprock, große Filzſchuhe und ein dickes wollenes Tuch, nicht weniger häuslichen Geſchäften nach zu gehn ſchien. Der Schreck, den ſeine Erſcheinung hervor rief, war bald überwunden, und das Mädchen ließ ſich von ihm an eine mit Stroh bedeckte Grube begleiten, aus der die Magd einen hölzernen Kübel mit geſaüerten Krautköpfen füllte.

„Bekommt das Vieh hier Sauerkohl?“ fragte Stein.

„O, nein, das iſt für das Geſinde.“

„Und ſie ſtampfen die Köpfe ganz wie ſie vom Felde kommen in die Grube, ſalzen ſie ein, und . . . .“

„Da, da!“ lachte die Kleine über ſeine Unwiſſenheit. „Wird das Kraut vom Wagen hier hinein geworfen, ein Mann tritt es feſt, braucht kein Salz und wird ſauer.“

„Wohl bekomms!“ dachte Stein.

„Sehn Sie, wie es den Leuten ſchmeckt, kommen Sie in die Küche!“

Die Neugier, eine Mahlzeit zu sehn, deren größter Leckerbissen und zugleich unveräußerlicher Bestandtheil ungesalznes Sauerkraut ist, bewog ihn mit Wanda zu gehn. — Knechte und Mägde saßen in der russigen Küche an einer langen Tafel. Eine Art Mulde voll Kartoffeln, die natürlich ebenfalls ungesalzen waren, stand vor ihnen, die Kohlköpfe kamen dazu, und das Mahl war vollständig. Die Menschen zogen ihre Taschenmesser, und den Tisch zugleich als Teller benutzend, langten sie zu. Dieses Frühstück ist die Haubtmahlzeit im Winter, ein Mittagessen gibt es gar nicht, und der Abend bringt nur Kartoffeln. Der Weihnachtstag, Ostern und Pfingsten verschaffen den Unglücklichen den Genuß eines Stückchens Rauchfleisch, sonst aber besteht ihre ganze Nahrung aus Kartoffeln, Graupen und Hülsenfrüchten, nebst dem groben Schwarzbrote, das ihnen für jede Woche verabfolgt wird. Trotz der Amtsgeschäftigkeit, mit welcher Wanda hin und her eilte und Befehle herauspolterte, nahm sie sich doch die Zeit, Stein diese Notizen mitzutheilen. Sie begriff nicht, daß man diese Dienstboten bedauern könne, es war ihr selbst unerklärlich, daß man ihre Speisen für ungenießbar halten konnte.

Stein begriff ebenso wenig, wie dies Mädchen, dessen Schönheit trotz des schrecklichen Anzugs in der

blendenden Beleuchtung des Herdfeuers wieder siegreich zu seinem Künstlerauge sprach, so ganz und gar der örtlichen Versunkenheit verfallen sein konnte, er begriff nicht, wie die Natur für einen so rohen, unerfreulichen Gedanken diese liebliche Form gefunden hatte. Wandas Augen zeigten die schönsten Linien, — aber auch noch die Spuren des Schlafes; die Form ihrer Hand war zierlich und klein, — aber ihre Finger waren unrein wie gestern. — Er freute sich, als sie ihm sagte, er möge zu Felix gehn, um mit ihm und ihrem Vater zu frühstücken; er freute sich, weil er ihrer schmuzigen Schönheit entging.

„Denken Sie nur," rief ihm Felix entgegen, „Vetter Zabrezisky behaubtet, daß ich in W. ebenso viel Ungeziefer haben müsse, als er hier. Er erzählt ganz kaltblütig, daß er täglich aus seinem Rockärmel einige Duzend dieser Thiere schüttle, ohne den geringsten Ekel zu empfinden!"

„Man gewöhnt sich an Alles," sagte der Landjunker, der bereits in Seehundsstiefeln steckte und einen kurzen grauen Pelzrock anhatte.

Der Kaffe, vor dem Stein eine gewisse Scheu nicht verbergen konnte, erschien. Tassen und Kanne waren von dem schönsten alten Porzelan, und die silberne Platte von vorzüglicher getriebner Arbeit. Diese reichen Sachen konnten indeß doch nicht hindern,

daß der Kaffe nach Mohrrüben ſchmeckte, und Stein an einen gewiſſen eiſernen Topf voll Grund und dunkelbrauner Lauge erinnert wurde, mit dem er Wanda in der Küche beſchäftigt geſehn. Er bat ſich ſtatt des warmen Getränks einen Liqueur aus und erhielt für dieſe Forderung einen Lobſpruch, der ihn in aller Form erſchreckte. Zabrezisky ſagte nämlich, Graf Stein habe alle Anlage, ein echter Oberſchleſier zu werden.

„Warum nicht ein Kamſchadale oder Hottentot!“ rief ihm Felix nach und lachte laut auf, als er ſah, mit welcher Aengſtlichkeit Stein ſich von allen Seiten betrachtete, um zu ſehn, ob ſonſt noch irgend ein Symptom an ihm zu entdecken wäre, das ihn in einen Oberſchleſier zu verwandeln drohte.

Daſſelbe Jauchzen, das ſie geſtern gehört, ertönte vielſtimmig ſchrill im Hofe und verkündete die Ankunft einer Anzahl von Jagdgäſten. Schlitten folgte auf Schlitten, auch Damen kamen mit, um der Hausfrau bei dem wichtigen Akte des Wurſtmachens behilflich zu ſein.

„David Wilkie, David Wilkie,“ rief Stein unwillkürlich aus, als er in die Verſammlung von Jägern trat, denen der große Speiſeſaal geöffnet worden war, „man macht Dir den Vorwurf nichts zu erfinden, hier aber iſt alle Fantaſie überflüßig, ſieh und male!“

Es war kaum denkbar, daß ein ſo ſchöner Raum in dem häßlichen Hauſe ſein konnte; aller Geſchmack, aller Reichtum, alle Pracht hatte ſich in dieſen Saal geflüchtet. Die Wände waren mit Hirſchgeweihen und Eberköpfen dekorirt und von mannigfaltigen, künſtlichen Bauten aus Tannenreiſern durchſchnitten, ſo daß nirgend ein Defekt, nirgend ein Sprung ſichtbar wurde; von der Decke, die gänzlich durch Tannenmatten bedeckt war, hing in der Mitte ein großer ſilberner Kronleuchter herab, und Armleuchter von demſelben Metalle ſtanden im ganzen Saale vertheilt. Der Fußboden hatte einen Teppich, und auf der Tafel lag blendend weißes Damaſttiſchzeug. — Einen Schmuck, den das Gemach freilich nicht immer hatte, der aber zu einem Bilde für Wilkie unbedingt nötig war, bildeten nun auch die Gruppen der oberſchleſiſchen gentry mit ihren kernhaften, männlichen Geſtalten. Handfeſte, gedrungne Schönheit in der Figur, kräftige Bruſt und ein edles polniſch vornehmes Profil waren an den älteren, wie an den jüngeren Herren zu bemerken, — eine Erſcheinung, die in Steins angenommnen Grundſätzen über Harmonie der Form und des Gedankens abermals eine bedenkliche Verwirrung hervorrief.

„Liebes Bruder!“ klang es nach allen Seiten, überall herrſchte die herzlichſte Eintracht, überall wurden die Fremden mit Wärme empfangen und mit Einla-

dungen überſchüttet. Die Geſellſchaft ſchien in der That eine einzige, innig befreundete Familie zu ſein, und ein gewiſſes Ceremoniel, das nebenbei beobachtet wurde, trug nur dazu bei, der immer durchblickenden Gemütlichkeit als Folie zu dienen.

„Wie kommt es," fragte Stein einen ſeiner neuen Bekannten, „daß Sie Alle ſo ſtark bewehrt ſind? Ich ſehe faſt nichts als Büchſen, und wozu endlich ſind die langen Hirſchfänger?"

„Saufänger!" verbeſſerte der Herr erſt, dann ſchrie er mit einem „Jäſus Maria!" Herrn von Zabrezisky heran. „Liebes Bruder, wie haſt Du können Gäſte einladen und nicht ſagen, daß wir werden ſchießen Hirſche und Schwarzwild?"

„Hab' ich wol geſehn die pariſer Haſenflinten! Hab' ich gleich laſſen putzen zwei Büchſen und Meſſer, werden die Herren ſo gut bewaffnet ſein wie wir."

Stein zog Felix in eine Fenſterniſche und ſagte ihm: „Die Sache wird ernſthaft! Es ſcheint, dieſe Nimrode haben gar keine Idee davon, daß es Menſchen geben kann, die nicht verſtehn einen Keuler abzufangen; ich fürchte mich nicht, habe aber auch nicht Luſt, mich in eine Sache einzulaſſen, in der ich ohne alle Kenntniß bin."

„Ich hatte keine Ahnung davon, daß wir mehr als eine Haſenjagd haben ſollten, ſonſt würde ich

Ihnen nicht zugeredet haben, mich zu begleiten. Ausweichen können Sie aber nicht mehr, ohne die Fabel all' dieſer Leute zu werden. Ich bin ſichrer Schütze und werde Zabrczisky bitten, mich neben Sie zu ſtellen. Laſſen Sie mich nur machen!"

Zwei große Flechtſchlitten fuhren vor, Stein ſchnallte mit einem nicht allzu freudigen Gefühle den „Saufänger" um, nahm die Büchſe und eine Anzahl Patronen, die der Wirt ihm mit einem derben Jägerwitze überreichte, und ſtellte ſich zu der luſtigen Geſellſchaft auf den Schlitten. Am Walde angekommen, hielt Zabrczisky von ſeinem Pony herab eine Willkommenrede, der donnerndes Bravo folgte, wies dann den Jägern an ſchon vorher eingeſchlagnen Pfählen ihre Plätze zu, band, als dies Geſchäft beendet war, das Pferd an eine junge Fichte und entlockte ſeinem Horne einige ſcharfe Töne. Aus der Ferne kam von den Treibern Antwort zurück, die Jäger ſuchten eine gedeckte Stellung, und Schweigen herrſchte auf der ganzen Linie.

Das erſte und zweite Treiben ging vorüber, ohne daß ein Wild ſich zeigte, und mit der Hoffnung auf reiche Beute begann die gute Laune bei den Emſigſten zu hinken. Zabrczisky fluchte auf die Treiber, die in ihren zerriſſnen Jacken vor Froſt zitternd ihrerſeits die Jagd verfluchen mochten.

„Wild iſt da!“ ſchrie der Jagdgeber polniſch, „Wild iſt da, Ihr ſeht ſelbſt die Fährten. Dort oben bei mir war die ganz friſche eines Zwölfenders, und hier rings herum könnt Ihr die von Füchſen und Haſen ſehn.“

„Ich kann mit Beſtimmtheit melden, daß im nächſten Treiben Rotwild kommt,“ ſagte der „Oberforſtmeiſter,“ wie ihn Zabrcziſky nannte, ein ſtämmiger Burſche von etwa 23 Jahren, der der Schrecken aller Holzdiebe in der Umgegend war. Er ſtieß in ſein Horn, klatſchte mit der Hundepeitſche über die Treiber hin und zog mit der menſchlichen Meute weiter.

Felix ſchoß einen Fuchs, ſein Nachbar einen Rehbock, und zwei Stücke Rotwild gingen zu allgemeinem Bedauern, während ſie ladeten, bei ihnen durch. Felix geriet darüber ſo in Eifer, daß er laut zu jammern anfing, keinen Büchſenſpanner zu haben, was ihm aber von allen Seiten ein Pſt! zuzog. Im nächſten Treiben fiel ein Hirſch, und nun wurde eine Pauſe gemacht, ein Feuer angezündet und Material zu einer Bowle herbeigeſchafft. Ein ältlicher Herr, der bei ſeiner jetzigen Beſchäftigung einem geheimnißvollen Alchymiſten nicht unähnlich ſah, warf zwei Pfund Karawanenthee in den Feldkeſſel, ſo daß das kochende Waſſer bald ſchwarzbraun ausſah. Rum folgte in reichem Maße, Zucker dagegen ſpärlich, und außerdem wurde das

Getränk noch mit einer Ingredienz verſetzt, die, wie die Uneingeweihten ſpäter erfuhren, ſpaniſcher Pfeffer war. Stein bewunderte die Maſſen dieſes entſetzlich ſtarken Gebräus, die von ſeinen Jagdgenoſſen verſchlungen wurden, um ſo mehr, als er trotz der ſchneidenden Kälte nicht im Stande war, das Glas, das ihm als dem „vornehmſten“ Fremden zuerſt präſentirt worden, hinunter zu bringen.

„Nun Achtung, meine Herrn!“ meldete wieder der Oberforſtmeiſter, nachdem der Reſt der Bowle den klappernden Treibern, die um das Feuer herumhockten, preisgegeben worden war, „hier ſteht ein Hirſch und wahrſcheinlich auch Schwarzwild.“

Stein nahm ſeinen Stand neben Felix, der über Kopfſchmerz klagte und das hölliſche oberſchleſiſche Getränk verwünſchte, das ihn völlig unfähig machte, ſeine Sinne zu brauchen. Er bat Stein, bei ihm zu bleiben, und ſetzte ſich in einem Zuſtande halber Bewußtloſigkeit auf ein Klotz. Etwa zwanzig Schritte vor ihnen begann ein Dickicht junger Fichten, und Zabrezisky behaubtete, es gäbe keinen beſſeren Platz. Nichts iſt anſteckender als die Jagdluſt! Obgleich Stein allen Grund gehabt hätte, ſeine Aufmerkſamkeit jetzt nicht zu theilen und den erwarteten Eber lieber ohne Schuß ausbrechen zu laſſen, als ſich einem Kampfe mit dem durch mögliche Verwundung gereizten Thiere

auszuſetzen, lüftete er doch ſorgſam die Klinge in der Scheide und ſpannte den Hahn ſeiner Büchſe. Zabrczisky kannte ſein Terrain. Nach einer halben Stunde krachten gebrochne Äſte in dem Hau, ein Hirſch kam mit mächtigem Satze aus dem Dickicht heraus, ſtutzte vor Stein, der beim erſten Geräuſche angeſchlagen hatte, und empfing die Kugel, als er eben wenden wollte, regelrecht in's Blatt. Felix verſuchte Beifall zu nicken, als er das Thier hoch auf ſpringen und mit einem kläglichen Schrei zuſammenbrechen ſah, er vermochte es aber nicht. Stein glaubte, der Kranke wolle ihm etwas ſagen und beugte ſich zu ihm herab, als ein ſchriller Pfiff ihres Nachbars, der eine freiere Ausſicht in die Ferne hatte, ihm die Nähe eines neuen Wildes anzeigte.

Der Keuler ſchoß ſchnaubend auf ſie zu. Felix, den Stein in die Höhe reißen wollte, taumelte ſchwer auf die Erde .... Der Nachbar war näher herangetreten, um ſchießen zu können, falls das Wild ihm ſchußrecht käme, und erblickte im Augenblicke der größten Gefahr die troſtloſe Lage des Paares. Der Eber hatte weiter oben ſchon einen Schuß erhalten und warf ſich deßhalb blindwütend auf ſeine Gegner. Die neue Kugel traf ihn am Knie, er ſtürzte und konnte in dieſer Lage nicht mit der ganzen Kraft nach Felix hauen. Stein hatte indeſſen ſo viel Zeit ge-

wonnen, daß er die Büchse des Grafen ergreifen und ſpannen konnte .... „In's Auge, in's Auge!“ ſchrie der Retter, und das Thier ſank verendend neben dem Ohnmächtigen nieder.

Das dicke lederne Jagdbeinkleid hatte den Hieb unſchädlich gemacht, Umſchläge von Schnee brachten Felix wieder zu ſich, und ein Schluck aus der Korbflaſche des freundlichen Nachbars ſtärkte ihn ſo weit, — daß er ſich freute, der Held des Tages zu ſein.

„Bischen Schreck und Schluck Ungarwein,“ lachten die andern Herren, „macht gleich wieder nüchtern!“

Stein wurde mit Lob überhäuft, über Felix aber die brutalſten Gloſſen gemacht. Zabrczisky erklärte ihm, er ſei ein ſchlechter Vetter, ja ſogar ein ſchlechter Oberſchleſier, da er oberſchleſiſchen Punſch nicht vertragen könne.

„Das iſt doch zu viel geſagt,“ meinte der Neſtor der Geſellſchaft bedenklich. Mit einſtimmigem Beſchluſſe wurde die Äußerung für beleidigend im höchſten Grade erklärt, und ehe Felix noch wußte, daß er beleidigt worden, mußte Zabrczisky, der eigentlich nicht hatte beleidigen wollen, ihn um Verzeihung bitten. „Ein ſchlechter Oberſchleſier! das wäre ſo!“ raunte der alte Herr Stein in's Ohr, „lieber ein Schuft oder Hunds-

fot! Das läßt ſich mit Piſtolen abmachen, aber ein ſchlechter Oberſchleſier . . . .!“

So ſind ſie Alle. Man kann nicht mehr Anhänglichkeit an die Scholle, die uns geboren, zeigen, als der oberſchleſiſche Landedelmann von jenſeits der Oder; wer aber daraus ein bewußtes Nationalgefühl ableiten wollte, würde ſehr irren. Ihr Charakter bildet ganz dieſelbe Miſchung, die wir in der Landesſprache, in der Bevölkerung, in den Sitten der Provinz gefunden haben, aber dieſe Miſchung hat ſich in ihnen zu einem neuen ſelbſtſtändigen Körper kryſtalliſirt, der prachtliebende Cynismus, das vornehme Wegwerfen des Polen hat ſich mit urdeutſcher Bärenhäuterei und Familienanhänglichkeit untrennbar verbunden. Der Sohn des Landes der Erbweisheit, wenn er mit gerechtem Stolze ſagte: Ich bin ein Brite! würde hier tauſendmal zur Antwort bekommen: Und ich ein Oberſchleſier! Und in dieſer Antwort würde ſich eine grenzenloſe Geringſchätzung aller Erbweisheit, aller fremden Sitte ausſprechen. Es iſt ein Stolz in den Menſchen, der einer beſſeren Sache wert wäre, und in dieſem Stolze wieder ein Humor, der ſeiner Zeit draſtiſch wirkt. — Einer dieſer Junker wird von einem Obergerichte in Ordnungsſtrafe genommen, weil er wiederholt den „Submiſſionsſtrich“ weggelaſſen. Augenblicklich kauft er einen Ballen Papier, läßt ihn voll

Striche ziehn, und ſchickt ihn dem Gerichte mit der Bitte ein, dieſe Submiſſionsſtriche früheren Akten beizuheften und für ſpätere aufzubewahren. — Ein Andrer fragt naiv an, wieviel es wol koſte, wenn er einen bekannten Holzdieb totſchieße, auch wenn er ihn nicht auf der That ertappe; er bäte aber, ihm gleich den äußerſten Preis zu nennen. — Ein Dritter adreſſirt in einer Vormundſchaftsangelegenheit: An das Pillenkollegium! (Pupillen) und als er dafür einen Verweis bekömmt, lautet die nächſte Aufſchrift wörtlich: „An das Kleinkinderkollegium, denn ich kann nicht lateiniſch.“ — Sie ſind nicht dumm, aber ohne alle Erziehung, ohne allen Unterricht, die echten Schlachzüzen, und ihr Stabilismus darum ein beklagenswertes Beiſpiel für die ärmeren Klaſſen.

Das Diner bot eine unmäßige Anzahl der kräftigſten Fleiſchſpeiſen, Fiſche in allen Formen, kurz, es gehörte Jägerappetit dazu, eine merkbare Lücke in die Beſetzung der Tafel zu machen. Die Damen erſchienen in reichen Anzügen, die Frauen mit Juwelen geſchmückt, die Mädchen in geſchmackvoller Geſellſchaftstoilette; hätten ſie nicht geſprochen, wäre ihre Tournüre nicht ſo eckig geweſen, ſo hätten ſie eine Zierde jedes Salons ſein müſſen. Die Herren gebehrdeten ſich trotz der Kourtoiſie, mit der ſie den Damen immer wieder die Hände küßten, trotz der Grazie, mit der

ſie die Schönen zu Tiſch führten, als Herren der Schöpfung. Sie hatten nur die Pelze abgeworfen und ließen dieſen zum Schrecken für Felix und Stein, als es wärmer wurde, auch die Röcke folgen.

Stein hatte als Jagdkönig der Frau vom Hauſe ſeinen Arm geben müſſen, und Wanda, die nicht übel Luſt zu haben ſchien, den Pſeudografen zu erobern, nahm ihm gegenüber Platz. Es gelang ihr indeß erſt ſpät, ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, da die Mama es für nötig fand, den Fremden in alle Familienverhältniſſe einzuweihen, und auf dieſe Weiſe ſeine Ohren ausſchließlich in Beſchlag nahm. Er erfuhr von Wanda, daß die Dekorationen, die er immer noch bewundernswürdig fand, ein Werk deſſelben Hausoffiziers waren, der heute ſchon Ofenheizer, Metzger und Koch geweſen, und der nun in einer reichgeſtickten Livree die Speiſen herumreichte.

»Iſt denn der Menſch ein Univerſalgenie?«

»Nehmen Sie welchen Kerl Sie wollen,« antwortete ihm einer der Herren, »der Oberſchleſier hat zu Allem Geſchick; befehlen Sie ihm, Muſikant zu werden, und er ſpielt in kürzeſter Zeit das Inſtrument, das Sie ihm geben; er braucht nur zu ſehn, wie etwas gemacht wird, und er macht es nach. Nur Gelegenheit, und die Kerls ſind Alle Tauſendkünſtler.«

Stein hatte keine Zeit, seinen Bedenken Worte zu geben, denn die Damen zogen sich eben zurück. Eine Matte von Reisern wurde von einer Ecke des Saales fortgenommen, und man erblickte ein großes Faß Ungarwein, an dem sogleich der Jüngste aus der Gesellschaft den Küferposten übernahm. „Nicht eher vom Platze," jauchzte der Wirt, „bis das Küfchen leer ist!"

Was sind alle Gelage der Welt gegen dies oberschlesische? Diese tobenden Ausbrüche des Entzückens, diese maßlosen Freundschaftsversicherungen, dieser nicht enden wollende Jubel über jeden brutalen Witz — und diese Summen schweren Weines, die aus Krügen und Gläsern von mächtigem Umfange genossen wurden. — Laßt sie trinken: „die Bestialität wird sich gar herrlich offenbaren!"

So ging es stundenlang fort. Der Frohsinn, wenn man dies bestialische Vergnügen so nennen kann, hatte seinen höchsten Grad erreicht, als eine politische Debatte Herrn von Zabrzisky auf den Einfall brachte, eine Rede zu halten. Er sprang auf den Tisch und schrie.

„Wir Aristokraten sind konservativ, kann auch nicht anders sein, sonst müßten wir uns mit lumpiges Bürgervolk vermischen. Werden wir das nicht, Jäsus Maria! so wahr ein Gott lebt, werden wir nicht.

Nehmen wir unſre Büchſen, decken unſre Leiber das Thron, und noch im Tode ſchrein wir: König lebe hoch!"

„Hoch, hoch!" brüllte der Chorus und goß die Gläſer hinunter.

„Ich trinke nicht!" ſchrie eine Stimme durch den Tumult, und im nächſten Augenblicke ſchleuderte der Mann, von dem der Ruf ausging, ſein Glas an die Wand.

Der ganze Haufe warf ſich drohend, fragend, ſuchend auf ihn.

„Ich trinke nicht die Geſundheit eines Menſchen, der mich beleidigt hat!" wiederholte er noch lauter. „Hat er mir nicht roten Adler vierter Klaſſe geſchickt? Iſt oberſchleſiſcher Edelmann mit 20 Ahnen kein Federfuchſer, kein Lump, daß er möchte vierte Klaſſe tragen! Ich trinke nicht, er hat mich beleidigt."

Mit giftiger Wut prallte nun ein Andrer an ihn heran, in deſſen Knopfloch das Bändchen deſſelben Ordens prunkte. Eine Flut polniſcher Schimpfreden niedrigſter Art hagelte dem Oppoſitionsmanne in's Geſicht; auf beiden Seiten ſchaarten ſich die nächſten Verwandten zuſammen, ein allgemeiner Kampf drohte loszubrechen, und Stein zog Felix, der in den Strudel geraten war, an ſich heran, als plötzlich ein paar Worte des Wütenden die Ruhe herſtellten. Die Par-

teien zogen ſich in die entgegengeſetzten Theile des Saales zurück, und die Matadore beſprachen Geheimnißvolles mit einigen Auserleſnen. Herüber und hinüber wurden Botſchaften getragen, und die Phyſiognomie der Geſellſchaft nahm trotz der allgemeinen Trunkenheit einen ceremoniöſen Charakter an. Zabrzisky legte Piſtolen, Pulver und Blei auf den Tiſch, zwei Herren verließen die Gruppen, unterſuchten die Waffen, luden ſie, bedeckten ſie dann mit einem Taſchentuche und ſchickten ſich damit an, in Begleitung des feindlichen Paares die Stube zu verlaſſen.

„Um des Himmels willen,“ rief Stein, „die Herrn werden doch nicht ſo thöricht ſein, in dieſem Zuſtande, ohne Arzt, in der Nacht und in der Nähe von Damen ein Duell vorzunehmen?“

„Graf Stein!“ entgegnete ihm der Hausherr mit unnachahmlicher Würde, „wir oberſchleſiſchen Edelleute wiſſen eine Beleidigung auch im Mondſchein abzuwaſchen, und ſind immer in dem Zuſtande, es zu thun!“

Draußen knallten zwei Schüſſe. — Unmittelbar darauf ſtürzten die Kämpfer Arm in Arm herein, lautes Jauchzen empfing ſie, „Brüderchen!“ hieß es von allen Seiten, „Hurrah!“ und die momentan unterdrückte Trunkenheit machte ſich auf's neue in Schreien, Umarmungen und Küſſen Luft. Der Arm des einen

Herrn hatte eine Streifwunde, deren Schmerz er mit heroiſcher Stumpfheit ertrug. Man zog ihm den Rock aus, wuſch die Wunde mit Spiritus und Eſſig, ſtreute zerriebenes Pulver hinein und band ein leinenes Taſchentuch drüber.

„Brauchen wir keinen Arzt!“ ſagte Zabrezisky zu Stein.

„Aber es gehört eine oberſchleſiſche Natur dazu, dieſe Behandlung zu ertragen.“

„O, Oberſchleſien über Alles!“ ſchrie der Wirt, die Bemerkung für eine Schmeichelei nehmend, und umarmte den Maler. „Hurrah, Oberſchleſien!“ ſchrie die ganze Verſammlung durch einander, ſchrie, jauchzte und taumelte bis das Faß leer war. Von dem ernſten Intermezzo war nicht mehr die Rede.

Marie an Stein.

Wiſſen Sie auch, daß die Seele des Menſchen eine Aeolsharfe, und nicht eine Spieluhr iſt? Es gibt in ihr keinen Mechanismus, keine fertigen Walzen, die ihr vorgeſchriebnes Lied ableiern, ohne ſich von

Außen ſtören zu laſſen. Glauben Sie denn, die Seele könne einen Siegesmarſch ſpielen, ohne zu ſtocken, wenn um ſie her nichts als tragiſche Muſik ertönt? Nein, ſie iſt eine Aeolsharfe, und der leiſeſte Hauch entlockt ihr Akkorde, wenn er die Saiten zu berühren weiß.

Warum foltern Sie mich? Ich ſehe, wie er ſich zwingt, heiter zu ſcheinen, ich fühle, daß ich die Schatten verſcheuchen könnte, — und Sie ſagen die wenigen Worte nicht, in denen das Mittel für meine Kunſt liegt.

Ihre Behauptung, Sie fänden keine Worte, einer Dame ſolche Eröffnungen zu machen, findet in meinem Inneren keine Geltung. Sie fanden mich ſo oft über Andern meines Geſchlechts ſtehend; Sie erklärten wiederholt, daß prüdes Abſchließen kein Merkmal einer edlen weiblichen Natur ſei, kurz Sie haben auch im ſchlimmſten Falle keine Entſchuldigung. Sie haben mich argwöhniſch gemacht, aber nicht gegen Pleſſenberg, den ich einer That, die ſich nicht erzählen läßt, nicht für fähig halte. Ich bin argwöhniſch geworden gegen Sie.

Ich verſprach Ihnen immer offen zu ſein, und gebe Ihnen einen neuen Beweis, daß ich Wort halten will. Sie ſind ein eitler Menſch, der ſich ſeiner guten Eigenſchaften lebhaft bewußt iſt, und deßhalb ſind Sie eiferſüchtig auf jeden Andern, der ebenfalls Theilnahme

zu erregen vermag. Hab' ich Recht oder Unrecht, ich weiß es nicht. Ihr Zurückhalten aber erscheint fast wie ein Strategem, Pleſſenberg zu verdächtigen und meines Antheils unwürdig zu machen. Ich weiß, Sie denken nicht ſo, weil eine Niedrigkeit der Art in Ihnen außerhalb der Möglichkeit liegt, aber Sie handeln unbewußt nach dieſem Prinzipe, weil . . . . . Nun ja, weil es Lagen und Verhältniſſe im Leben gibt, die nicht in's Bereich des Denkens gehören; die eine Frau ſieht, erkennt, verſteht, — aber „keine Worte dafür findet.“

Beſſern Sie ſich, denn Alles, was Sie auf dieſem Wege erreichen werden, iſt, daß ich die, „grauenhafte Geſchichte“ ſtatt von einem Freunde, ſtatt von Ihnen, von einem Andern erfahre. Ich frage wahrhaftig Pleſſenberg ſelbſt danach, denn wiſſen muß ich ſie. Nehmen Sie meinen Gruß, und — quälen Sie mich nicht länger.

Marie.

So wenig lockend und lohnend ſich der Verkehr mit den „Eingebornen“ bisher auch erwieſen hatte,

waren doch nachbarlicher, geschäftlicher und verwandtschaftlicher Beziehungen wegen noch eine Menge von Besuchen gemacht worden. Es fanden sich auch in der That einige Familien, die der guten Gesellschaft im besten Sinne überall angehört hätten. In die Städte waren Männer gebannt, deren Kenntnisse eine freudige Abwechslung boten, und wieder dienten die langen Winterabende dazu, Kreise zu vereinen, in denen statt der Salonragouts ernstere Lebensfragen den Gegenstand des Gespräches bildeten. — In Schloß W. übernahm Schwarz die Sorge für die Unterhaltung. Er hatte im Sommer und Herbst Ausflüge zu Fuß gemacht, Dörfer und Städtchen im Lande umher besucht und auf leichte Weise eine Menge von Dorfgeschichtchen gesammelt, die er nun mit großer Lebendigkeit wiedererzählte und durch seine nebenher gehenden Bemerkungen zu Daguerrotypien oberschlesischer Zustände stempelte. Stein wünschte einige davon, die ihm besonders typisch schienen, für Marien zu besitzen, der er noch immer die Revange für die Kopien Weigeldorffscher Poesie schuldig war, und bat Schwarz, sie aufzusetzen.

„Eben bin ich im Begriffe an Gräfin Wentheim zu schreiben," sagte er ihm später, „sind Sie mit den Geschichtchen, die Sie mir versprachen, fertig?"

Schwarz erklärte ganz erſtaunt, daß er ſie ſchon vor mehr als einer Woche in den Salon gebracht und daß Felix ſie ihm abgenommen.

„So!“ ſagte Stein gedehnt. „Es iſt übrigens gleichviel, dann hat ſie die Gräfin ſchon,“ ſetzte er raſch hinzu. „Graf Halden hat nur vergeſſen, mir zu ſagen, daß er ſelbſt die Beſorgung übernommen. Hoffentlich haben Sie meinen Wunſch beachtet und einige Stellen, die gar zu ſehr Schwarz heißen, weggelaſſen; ich ſagte Ihnen ja, daß ich das Heft einer Dame beſtimmte.“

„Nun, nun, Sie wiſſen gar nicht, daß die Damen im Ganzen den Schwarz, auch wenn er recht Schwarz heißt, nicht ſo ungern haben. Übrigens könnte die allerſündenreichſte Betſchweſter meine Erzählungen neben die Poſtille legen und eine Seite da, eine dort leſen, ohne aus dem Kontexte zu kommen. Nur Zimperlichkeit müſſen Sie von oberſchleſiſchen Bauernmädchen nicht verlangen. Die polniſche Geſchichte ging hier vor meinen Augen vor, und die deutſche hat mir das ehemalige mauvais sujet, der Schmit — Franz, ſelbſt erzählt. Ich habe zwei ſehr luſtige Tage in ſeiner Mühle zugebracht, und wenn es Ihnen recht iſt, ſchenke ich Ihnen das Porträt der Müllerin und ihres jüngſten Sohnes, das ich für meine Mappe gezeichnet. Ich habe ſelten ein ſo ſprechendes Geſicht gefunden,

es iſt kein Zug da, der nicht mit ihrem ganzen Weſen harmonirte."

„Ich nehme es an, und kann auf dieſe Art wenigſtens die Titelvignette nachliefern."

„Mir iſt es nur lieb, daß ich jetzt weiß, daß — Sie eine kleine Zugabe, ein Genrebildchen gar nicht geleſen. Die Skizze war nur für Sie, und ich muß ſie Ihnen gleich ſchildern, damit Sie ein unſterbliches Bild daraus machen.

„Die Szene iſt der Marktplatz einer ſehr kleinen Stadt. Ein mäßiger, abſchüſſig gepflaſterter Raum, umſchloſſen von Häuſern verſchiedner Größe und noch verſchiednerer Form. — Sie ſind größtentheils einen Stock hoch, aber auch bloße Paterrewohnungen und Giebelfronten miſchen ſich darunter. Zwei oder drei Thorwege zeigen, daß ihre Beſitzer Ackerbürger ſind. In der That ſieht man auch in der einen Straße, die auf den Platz mündet, das Austreiben einer ſtattlichen Rinderheerde, der auf den Ferſen eine zahlreiche Geſellſchaft von ſchnatternden Gänſen folgt. Der Hirt bläſt noch immer in ſein Inſtrument, das genau die Form der antiken Tuba hat, und einzelne breitgeſtirnte krummhornige Nachzügler treten aus den meiſt ſchwefelgelb angetünchten Häuſern. — Die Perſpektive einer zweiten Straße läßt eine große, von weißen Mauern umfriedete Kirche ſehn. — Mitten auf dem Platze

ſelbſt ſteht eine vierzig Fuß hohe Steinſäule, verſchnörkelt und verziert, die Apoſtelgeſtalten auf der gleichfalls ſteinernen Barriere haben die unnatürlich verſchobnen Stellungen, die der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts liebte. Der Faltenwurf iſt in jeder Hinſicht ſteinern. Die ſchwebenden Engel, die jeden Abſatz der Saüle ymgeben, ſind in demſelben Geſchmacke. Das ganze Bildwerk iſt zugegipfelt durch Statuen der heiligen Marie und der Mutter des Vorläufers. Über beiden ſchwebt die myſtiſche Taube, der heilige Geiſt. — An das Geländer dieſer Saüle, Front nach der Straße, die am belebteſten iſt, lehnen ſtandhafte Buden, in denen Semmeln und Weißbrot in der Geſtalt von Hörnern, ſo wie auch Brot und Salzkuchen feil gehalten werden. Die Verkäuferinnen ſuchen einander die Kunden ſtreitig zu machen, und eine von ihnen, die aus zu großem Eifer ein Hörnchen vom Brette herabgeworfen, läuft dem auf dem abſchüſſigen Pflaſter hinrollenden ſchreiend nach. Eine Andre iſt emſig bemüht, ein Stück Gebäck, das ein ähnliches Schickſal erfahren, von dem dabei aufgeleſnen Schmutze zu reinigen. Neben dieſen Buden ſteht eine Reihe großer Fäſſer und ein kleines Tiſchchen, auf dem glänzende Fiſche liegen. Eine alte Frau, die ein Töpfchen in der Hand hält, iſt hier Gebieterin. — Wären nicht die Hauben mit den langen Ohrlappen, den in's Ge-

ſicht herabfallenden Spitzen oder den grauen Pelzbrämen, ſo könnte die Szene bis hierher überall ſein. Eine Figur aber ziert den Vordergrund, und dieſe einzige genügt, das Land kenntlich zu machen, dieſe Figur iſt für Oberſchleſien charakteriſtiſch, ſie iſt ein ἄναξ εἰρημενόν im Buche der Welt.

„Um den Karren, vor den zwei dürre, kleine, flockhaarige Pferde geſpannt ſind, drängt ſich eine Menge von Weibern mit Rutenkörben, der Lenker des Geſpanns beantwortet alle Fragen mit ſtoiſchem Gleichmute, er wird erſt warm, wenn ſich ein ernſtlicher Käufer nähert und ſeine Kohlen, — denn er iſt ein Kohlenbauer, — zu prüfen beginnt. Hätte uralter Steinkohlenſtaub nicht eine Othellomaſke um ſeine nahebei tartariſchen Züge gelegt, ſo würde man ihn jetzt erröten und bei jedem neuen Tadel die Farben wechſeln ſehn. Das Mienenſpiel iſt indeß ſprechend genug. Seine Augen rollen, der Pentagonaldodekaeder — Hut wandert von einem Ohre zum andern, die ſchmutzige, vielbefranzte Pferdedecke, ſein Burnuß, ſeine Toga, wird immer maleriſcher drappirt, der Mann entwickelt eine ſo pfiffige Dialektik, er weiß die Lacher mit ſolcher Gewißheit zu gewinnen, daß die immer betrognen Käufer nie Recht erhalten. Er ſtellt die wenigen groſſen Steinkohlenſtücke, die als Lockvögel auf den Bruch- und Staubkohlen liegen, die ſeinen eigentlichen Vorrat

ſelbſt ſteht eine vierzig Fuß hohe Steinſäule, verſchnörkelt und verziert, die Apoſtelgeſtalten auf der gleichfalls ſteinernen Barriere haben die unnatürlich verſchobnen Stellungen, die der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts liebte. Der Faltenwurf iſt in jeder Hinſicht ſteinern. Die ſchwebenden Engel, die jeden Abſatz der Saule umgeben, ſind in demſelben Geſchmacke. Das ganze Bildwerk iſt zugegipfelt durch Statuen der heiligen Marie und der Mutter des Vorläufers. Über beiden ſchwebt die myſtiſche Taube, der heilige Geiſt. — An das Geländer dieſer Saule, Front nach der Straße, die am belebteſten iſt, lehnen ſtandhafte Buden, in denen Semmeln und Weißbrot in der Geſtalt von Hörnern, ſo wie auch Brot und Salzkuchen feil gehalten werden. Die Verkäuferinnen ſuchen einander die Kunden ſtreitig zu machen, und eine von ihnen, die aus zu großem Eifer ein Hörnchen vom Brette herabgeworfen, läuft dem auf dem abſchüſſigen Pflaſter hinrollenden ſchreiend nach. Eine Andre iſt emſig bemüht, ein Stück Gebäck, das ein ähnliches Schickſal erfahren, von dem dabei aufgeleſnen Schmutze zu reinigen. Neben dieſen Buden ſteht eine Reihe großer Fäſſer und ein kleines Tiſchchen, auf dem glänzende Fiſche liegen. Eine alte Frau, die ein Töpfchen in der Hand hält, iſt hier Gebieterin. — Wären nicht die Hauben mit den langen Ohrlappen, den in's Ge-

ſicht herabfallenden Spitzen oder den grauen Pelzbrämen, ſo könnte die Szene bis hierher überall ſein. Eine Figur aber ziert den Vordergrund, und dieſe einzige genügt, das Land kenntlich zu machen, dieſe Figur iſt für Oberſchleſien charakteriſtiſch, ſie iſt ein ἅπαξ εἰρημενόν im Buche der Welt.

„Um den Karren, vor den zwei dürre, kleine, flockhaarige Pferde geſpannt ſind, drängt ſich eine Menge von Weibern mit Rutenkörben, der Lenker des Geſpanns beantwortet alle Fragen mit ſtoiſchem Gleichmute, er wird erſt warm, wenn ſich ein ernſtlicher Käufer nähert und ſeine Kohlen, — denn er iſt ein Kohlenbauer, — zu prüfen beginnt. Hätte uralter Steinkohlenſtaub nicht eine Othellomaſke um ſeine nahebei tartariſchen Züge gelegt, ſo würde man ihn jetzt erröten und bei jedem neuen Tadel die Farben wechſeln ſehn. Das Mienenſpiel iſt indeß ſprechend genug. Seine Augen rollen, der Pentagonaldodekaeder — Hut wandert von einem Ohre zum andern, die ſchmutzige, vielbefranzte Pferdedecke, ſein Burnuß, ſeine Toga, wird immer maleriſcher drappirt, der Mann entwickelt eine ſo pfiffige Dialektik, er weiß die Lacher mit ſolcher Gewißheit zu gewinnen, daß die immer betrognen Käufer nie Recht erhalten. Er ſtellt die wenigen groſſen Steinkohlenſtücke, die als Lockvögel auf den Bruch- und Staubkohlen liegen, die ſeinen eigentlichen Vorrat

ausmachen, mit größter Geſchicklichkeit in ſeinem Maße auf, ſchüttet das Geröll oben drüber und mißt mit Hilfe dieſer optiſchen Täuſchung regelmäßig doppelt ſo viel zurück, als er an der Grube gekauft. Ein Stoß an das Maß wirft ſeinen künſtlichen Bau zuſammen, aber er ſtreitet, er wird witzig, grob, wütend, — der Betrug iſt offenkundig, und doch behält der Kohlenbauer Recht.

„Er hat mit der Morgendämmerung ſeine Hütte jenſeits der Oder verlaſſen, die Pferde, die ſich ihr Futter auf dem Anger geſucht, eingefangen und vor den Karren gelegt. Bergauf und bergab im Galopp ging's zur nächſten Grube. Tannenreiſer, die er im Walde mit ſeinem kleinen Beile abgehauen, verhindern das Durchrieſeln der Bruchkohlen, auf denen er mit kundiger Hand und ſcharfem Auge die in den Regenbogenfarben ſchillernden größeren Stücke ordnet. Die Pferde finden den Weg von ſelbſt, der Führer ſtreckt ſich gemächlich über ſeine Ladung hin und holt den verſäumten Morgenſchlaf nach. Iſt die Strecke weit, ſo nehmen ſich die Thiere nebenbei die Freiheit, auch ihrerſeits das verſäumte Morgenfutter im Straßengraben oder auf einem angrenzenden Kleefelde zu ſuchen. Hi! Hott! ſchreit der Kohlenbauer im Traume, aber die Pferde wiſſen, daß er träumt, ſein Erwachen äußert ſich draſtiſcher. Sie weiden ruhig fort. — Weh' ihnen,

wenn er dennoch durch einen vorbeifahrenden Genoſſen, der ihm nun den Vorſprung abgewinnt, aufgeweckt wird. Mit ſeinem ruſſigen Geſichte und dem zackigen Stabe einer Karrikatur des Pluto nicht unähnlich, ſtrömt er eine Flut unüberſetzbarer Flüche über ſie aus, und ungezählte Hiebe erinnern die Saümigen an ihre Pflicht. An Ort und Stelle gekommen, läßt er nie gern ſeine Ladung im Ganzen ab, die Zeit hat keinen Wert für ihn, und der Detailverkauf iſt nicht nur unterhaltender, ſondern auch lukrativer.

„Iſt er ſchon im Streite mit den Kaüfern eine aüßerſt komiſche Figur, ſo wird er durch die Heldenrolle, die er übernimmt, wenn zuletzt auch die Tannenreiſer irgend einer alten Frau zum Unterzünden verkauft ſind, ein wahrer Schatz, eine unerſchöpfliche Fundgrube origineller Situationen. Warum hat auch Spanien keine Kohlenbauern, oder wir keinen Murillo? Murillo hätte ſie längſt unſterblich gemacht, und ich wäre nicht der Erſte, der der Welt von ihrer Exiſtenz erzählt. Sie hingen in allen Gallerien, ſie zierten in hundert Stichen die Schaufenſter der Kunſtläden, ich bin überzeugt, ſie wären ein ſehr beliebter Stoff.

„Wie ſollte es auch nicht der Fall ſein? Jetzt hat er den letzten Groſchen für den letzten Reſt ſeiner Waare in einen Zipfel ſeines Hemdes geknüpft, der, ich weiß nicht wo, zum Vorſchein kommt; er zündet

ſeine Pfeife an .... O, dieſe Pfeife! Das Rohr iſt ein zolllanger Haſelſtock, den er mit einem glühenden Drahte durchgebohrt, der Kopf war Maſer, ebenfalls ſelbſt geſchnitzt. Er war es, denn der eigentliche Kopf iſt längſt verkohlt, nur der Anſatz hält ihn noch zuſammen. Gekauft iſt die Hornſpitze, von deren ehemaligem Daſein noch ein ſchwarzer, brandiger Stumpf Zeugniß gibt. Aus dieſem faſt ganz der Vergangenheit angehörigen Inſtitute dampft der Rauch von Tabacksblättern, die vor einem Monate noch unter den Fenſtern ſeiner Hütte gegrünt. Er wirft einen Blick der Verachtung auf die Menſchen, die noch geſchäftig hin und her rennen; er verachtet ſie, denn ſein Tagewerk iſt vollbracht, er iſt der oberſchleſiſche Lazzarone, er genießt das dolce far niente. Er zieht die Pferdedecke, die ihn im vollen Sinne durchs Leben begleitet, — denn bei ſeiner Geburt wurde er hineingewickelt, jetzt iſt ſie ſein Stolz, und ſeine Leiche wird mit den Fetzen bedeckt in die Grube fahren, — feſt um ſeine Schultern und tritt zu der alten Frau mit den Rieſenfäſſern und dem Töpfchen. Sie kennt ſeine Wünſche und holt aus der ſchleimig trüben Lauge eine fußlange, ungeheuer dicke — ſaure Gurke hervor. Das iſt die Waſſermelone des oberſchleſiſchen Lazzarone, und jene Sauce ſeine Limonade, ſein Eiswaſſer. Dazu verzehrt er ſtatt der Makaroni ein paar Salzkuchen und iſt zufrie-

den mit ſeinem Diner. Will er einen qualifizirten Genuß, ſo kauft er der Frau noch einen jener zu Häringen traveſtirten Weißfiſche von der Breite ſeiner Hand ab und iſt dann nicht blos zufrieden, er iſt überglücklich. In außerordentlichen Fällen zieht er noch ein zweites Exemplar dieſes köſtlichen Fiſches durch die Schnur ſeines Hutes neben die Chauſſeezettel und bringt den triefenden Federbuſch ſeinem Weibe heim. Das iſt aber auch das Non plus ultra von Glück.

„Malen Sie nun einen Kohlenbauer!“

„Sie würden den Stoff ja gewiß viel charakteriſtiſcher auffaſſen!“

„Nein, ich karrikire ſo etwas zu leicht. Sie ſind ernſter, poſitiver, und das Bild dürfte nur Humor haben, aber nicht Karrikatur werden. Der Ernſt iſt meinem Glauben nach mit dem Humor eher vertraut, als die Ausgelaſſenheit. Über die Karrikatur lacht der rohe Haufe, der Humor dagegen reizt die Geiſtreichen, und das Bild iſt mehr wert, als der Diskretion des Pöbels überlaſſen zu bleiben.“

„Pöbel! verſteht's ſich iſt es nichts als Pöbel!“ ſtürmte Felix mit einer Zeitung herein. „Da, ſehn Sie hier was aus dem Banquetkrawall geworden iſt. Louis Philipp fortgejagt, die Herzogin von Orleans gemißhandelt, eine proviſoriſche Regierung, Republik! Das ſind die ſchönen Neuigkeiten! Ein Weib mißhan-

deln! Das iſt eine Schmach, ein Fleck für die ganze Sache, auch wenn ſie eine gute wäre, mir ekelt vor einer Revolution, in der jeder Funken von Ritterlichkeit untergegangen iſt!“

„Uff!“ ſagte Schwarz, „wie Jammerſchade, daß ich nicht in Paris bin, ich ſähe gar zu gern einmal etwas Andres, als einen münchner Bier- oder Lola-Krawall.“

„Schämen Sie ſich, einen ſolchen Wunſch zu äußern, wenn Sie hören, bis zu welchen Greueln die Brut ſich fortreißen ließ.“

„Das Verbrechen, die Rohheit Einzelner kann doch unmöglich eine Bewegung ſchänden, Herr Graf. Und am Ende, warum miſcht ſich ein Weib unter aufgeregtes Volk. Nach Allem, was ich Sie über Staatsverhältniſſe reden hörte, huldigen Sie ſelbſt dem Fortſchritte, und der Sturz einer ſolchen korrumpirten Wirtſchaft, wie die der Orleans muß Sie mit Freude erfüllen.“

„Ach, was Freude, handelt ſich's denn hier um Fortſchritt und Gerechtigkeit? Umſturz, Mord, zügelloſer Pöbel unter einem Banner, das die Freiheit beſchimpft, Frauen ſchlägt, die Schuld des Vaters an den Kindern rächen will, — das iſt die Sache!“

„Das heißt, man geht etwas ſchneller vorwerts, als Sie es wünſchen,“ ſagte Stein, der unterdeß die

Nachrichten überflogen hatte. „Das kommt vor. Sie sehn ja, daß die Bewegung die Franzosen selbst überrumpelt hat. Niemand dachte an eine Revolution, sie hat sich selbst gemacht. — Ich glaube übrigens, daß die Folgen dieses Erdbebens sich in Zuckungen durch ganz Europa verbreiten werden, und Schwarz wird seinen Wunsch auch ohne eine Reise nach Paris, wo der Kampf zu Ende sein muß, ehe er hinkommt, erfüllt sehn."

„Sie glauben, daß die Deutschen Affen sein werden, heißt das!"

„Ich meine, daß ähnliche Verhältnisse ähnliche Resultate liefern müssen, und daß, nach solchem Vorgange, der Mut und die Thatkraft gespannter sind. Das Bewußtsein der Macht des Volkes wird durch Beispiele im Volke lebendig, ohne daß man sein Auftreten Nachäffung nennen kann."

„Man wird es wenigstens hier in Preußen nicht wagen, den Thron anzutasten, und geschähe es, so gibt es Edelleute genug, die . . . ."

„Wenn sie der Masse, der Gewalt entgegen treten, eine eigentümliche Zierde für Laternenpfähle bilden können. Wenn die Kammerherrnschlüssel und Paradedegen einen Thron schützen sollen, so ist er schon umgeworfen, dann ist er schon moralisch vernichtet."

„Ich will ſehn, wer mich antaſtet, ich eile nach Berlin und ſtelle Gut und Blut dem Könige zur Verfügung.“

„Bleiben Sie ruhig hier. Nützen können und werden Sie nichts, aber verlieren dürften Sie auf jeden Fall, wenn meine Profezeiung eintrifft.“

„Aber ſie wird nicht, ſie wird eine Lüge werden, denn das Volk iſt brav und tüchtig. Ich nehme meine Leute zuſammen, wenn der Stadtpöbel ſich aufreizen laſſen ſollte, und bilde ein Freikorps . . .“

„Aus Ihren Robotgärtnern, aus den Menſchen, denen nur ein Umſturz helfen kann, aus den Proletariern, die von einer Revolution wenigſtens einige Linderung ihrer Lage hoffen können? Glauben Sie mir, bricht ein Kampf aus, ſo ſind die ſchleſiſchen Gutsbeſitzer der depravirten Maſſe, die ſie ihre Unterthanen nennen, gegenüber, perſönlich gefährdet. Aberwitzige Verſprechungen, Aufreizungen aller Art werden von denen, die eine allgemeine Unordnung wollen, um während einer ſolchen ihre Plane ausführen zu können, in Maſſe gegeben, ausgetheilt und verſtreut werden. Der Unverſtand, das bis auf die Spur vernichtete Rechtsbewußtſein thun das Übrige. Die Leute werden ihre hundert und hundert troſtloſen Prozeſſe durch einen Handſtreich zu beenden glauben; ſie werden die Ablöſungsarbeit, die nach Allem, was ich gehört, ſeit

Jahren nur die Generalkommiſſion füttert, dieſen legitimen Betrug um Vertrauen, Zeit und Geld, durch Gewalt in's Reine bringen wollen. Es iſt mir ganz klar, daß wenn irgendwo in Deutſchland Übergriffe vorkommen ſollten, dieſe in Schleſien das ſcheußlichſte Geſicht tragen werden. Bleiben Sie auf Ihrem Poſten, machen Sie Geſchichte in Ihrem Kreiſe, das große Weltgetriebe würde auch durch Ihre Leiche nicht ſtocken bleiben. Hier ſind Sie notwendig, in Berlin aber unnütz."

„Ich gehe auch nicht dahin. Nicht, weil ich, wie Sie ſagen, unnütz wäre, denn ein Kopf und ein paar Arme ſind es nie, ſondern weil ich den Triumpf haben werde, Deutſchland ruhig bleiben zu ſehn, und weil ich Sie auslachen will."

„Ich begreife nicht, wie Ihnen der Hoffnungsſtral, nach dem Sie ſelbſt ſich vor einer Woche noch geſehnt, auf einmal Lachſtoff bieten kann. Ihre eignen Augen haben ſich davon überzeugt, daß, wenn der Unfug fortdauert, der geſetzliche Unfug von oben, es niemals gelingen wird, aus den verwahrloſten „Unterthanen" Menſchen zu machen, ja Sie ſelbſt meinten, daß es auch den beſſer Geſtellten ſchwer würde, unter ſolchem Regimente nicht zur Maſchine zu werden. Gibt es Menſchen genug, die ſich ihre Würde nicht rauben laſſen wollen, ſo wird aus dem Aufruhre eine

Revolution, und wie ſie auch kaum anders kommen kann, eine ſoziale. Die Politik iſt Nebenſache, ſie iſt ein am Kopfzeuge befeſtigtes Scheuleder, eine angekünſtelte Idee, die den Staat ewig nach Außen beſchäftigt und ihn nie an das denken läßt, was Innen notthut, es ſeien denn Steuern und Soldaten. Wird der Charakter des hereinbrechenden Sturmes ein politiſcher, hält er ſich damit auf, Könige fortzujagen und Directoren zu kreiren, die wie zuſammen geſperrte Spinnen einander ſelbſt aufzehren, ſo haben wir allen Grund ſein Kommen zu beklagen. Soziale Reformen brauchen wir, die politiſchen machen ſich dann von ſelbſt. Iſt die Idee des Königtums gefallen, ſo bedarf es keiner Gewaltthätigkeiten mehr, ihre Träger zu entfernen. Eine Revolution, die nur einen Regierungswechſel will, iſt ein Anachronismus. Erinnern Sie ſich, daß ich einmal ſagte: Die Maſſe macht jetzt Weltgeſchichte! Das Geſchick der Völker wird nicht mehr der Spielball des Ehrgeizes eines ſogenannten großen Mannes ſein. Es kommt kein Napoleon wieder, es gibt kein Einzelner mehr dem Jahrhundert ſeinen Namen, es prägt kein Einzelner mehr die Gedanken ſeines Geiſtes ſeiner Zeit auf, — die Zeit des Abſolutismus iſt vorüber. Blicken Sie um ſich, nennen Sie mir eine literariſche, eine künſtleriſche Größe, die koloſſal genug wäre, alle andern zu verdunkeln? Es gibt keine!

Und doch ſind wir nicht zurück, wir ſind vorwerts gegangen, die Kunſt ſelbſt iſt ein allgemeineres Gut geworden, und ſie iſt das exkluſivſte von allen. So geht es überall. — Und angeſichts dieſes Faktums wagen Sie es, die Hoffnung Utopismus zu nennen, daß Bildung und wahre Kultur die ganze Welt durchdringen und vereinen werden! Denken Sie ſich Zuſtände, die dieſer Verallgemeinerung ebenſo hilfreich die Hand bieten, als man bisher gegen ſie geſtritten. Wir ſind vorwerts gegangen trotz der Hinderniſſe, aber wir würden dem Ziele zufliegen, wenn man noch eine Lokomotive, eine freie Verfaſſung, eine vernunftgemäße Faſſung der ſozialen Zuſtände vorſpannte."

„Alſo doch etwas Politik dabei, Herr Utopiſt!"

„O, die Politik eines freien Volkes iſt etwas ganz Andres, als das, was der Abſolutismus ſo nennt. Die Grundidee iſt immer eine ſoziale. Der internationale Verkehr, das Einzige was ſich etwa in die politiſche Kategorie bringen läßt, richtet ſein Augenmerk auch nur auf Intereſſen, die rein ſozialer Natur ſind. Es gibt da keine perfid dynaſtiſche Diplomatie, keinen Kabinetsbetrug, und die Regierungsordnung, die Verfaſſung iſt nichts als ein ſozialer Kontrakt. Nennen Sie einen ſolchen Zuſtand nach Belieben, Sie müſſen jedenfalls zugeben, daß er ein ſehr wünſchenswerter."

„Und neben dieſer höchſt wünſchenswerten Unmöglichkeit, wollen Sie allergnädigſt die Könige fortbeſtehn laſſen?“

„Es geht ihnen, wie einem Stoffe, der aus der Mode gekommen. Niemand fragt mehr danach, die Ladenhüter werden im Ausverkaufe von Nähtermamſellen, die keinen Geſchmack oder kein Geld haben, zu herabgeſetzten Preiſen erſtanden und abgetragen um ihre Blöße zu bedecken. Neues wird aber in dem Genre nicht mehr fabrizirt, und ſo verſchwindet der Stoff unbedauert und ohne vermißt zu werden.“

„Bravo, Stein, dies Gleichniß übertrifft alle Schilderungen, die ich mir von der Zukunft der Könige gemacht habe. Ich bedaure nur, daß meine Bauern mich wahrſcheinlich unterdeß zerriſſen haben, und ich die Fadenſcheinigkeit des letzten Königs nicht mehr werde ſehn können. Eigentlich bedaure ich aber Sie, der Sie ſich dieſe Zukunft ſo ſchön ausgedacht, denn, es iſt damit nichts! Wir werden keine Revolution haben, denn am Ende haben wir doch die Macht in den Händen, und weder ich, noch irgend einer meiner Standesgenoſſen wird die Hand dazu bieten.“

„Hat denn irgend Jemand in Paris die Pairs gefragt, und haben dieſe etwa die Revolution gemacht, oder die Epiciers, oder die Geldmenſchen, oder der Grundbeſitz?“

„Wir haben auch noch eine ganz andre Macht, wir ſind noch eine impoſante Größe. In dem Augenblicke, wo wir unſre Schilder als Burg vor den König thürmen, branden und zerſchellen die Wogen der Emeute. — Sie haben ja auch eine Einladung für morgen, und die Gräfin iſt in Ihren Augen doch ohne Zweifel eine bemerkenswerte Erſcheinung. Sie werden alſo mit fahren und eine große Zahl von Gutsbeſitzern hören. Ich wette im Voraus, daß Alle meiner Anſicht ſind. Die Revolution ſoll ſich an uns wagen, ich gebe Ihnen mein Wort, ſie beißt ſich die Zähne aus. Ich dächte, Sie müßten, nachdem Sie die Menſchen geſehn, unter denen wir leben, begreifen, daß keiner von uns beſondern Hang zur Demokratie haben kann, und daß wir uns ſchlimmſten Falls auf Tod und Leben wehren würden, mit ſolchem Geſindel in eine Klaſſe geworfen zu werden.“

„Man möchte wirklich nicht glauben, daß Sie ſich durch Ihre Verdienſte um die Kanaille ſchon Rügen zugezogen haben!“

„Pah, grade dadurch bewies ich meine Überlegenheit, grade dadurch, daß ich geben und helfen konnte. Will man mich aber aus dieſer Stellung werfen, will man meine Rechte, grade die, die ich zum Beſten des Volkes geltend machte, antaſten, ſo wehre ich mich meiner Haut. Ich that's den Behörden gegenüber,

denke aber auch dem Pöbel nicht zu weichen, wenn er jemals unverſchämt werden ſollte.“

„Sie ſind aber inkonſequent!“

„Dann verſtehn Sie mich nicht. Meine Handlungsweiſe iſt eben die klarſte Konſequenz: — ich vertheidige mein gutes Recht gegen Gewalt. Ich ſtehe zum Volke und mache Oppoſition gegen den König, ſobald er mir zu nahe tritt, und gehe zu den royaliſtiſchen Fahnen über, wenn der Pöbel ſich auf mich werfen will. Das iſt doch konſequent.“

„Konſequenter Egoismus, und ziemlich kleinlicher obenein.“

„Aber praktiſcher Egoismus, und das iſt die Haubtſache, zumal wenn es ein poſitives Recht gegen eine vague Rechtsvermutung zu ſchützen gilt. Es iſt wahr, es iſt keine Poeſie, keine erhebende Idee, keine ſogenannte Geſinnungstüchtigkeit in dieſer Richtung; woher aber ſoll mir hier in den allertrivialſten Verhältniſſen poetiſches Gefühl kommen? Wäre ich in Tyrol, ſo dächte ich vielleicht anders, aber hier iſt dieſer Egoismus offenbar das Beſte. Ich denke mich als die Mitte des ganzen Treibens und bin dadurch entſetzlich praktiſch geworden. Fragen Sie nur Teichert, mit welchem ſichtbaren Behagen ich die Nachricht erhalten habe, daß der Rapps nicht erfroren iſt, und daß eine Kuh geſunde, ſtarke Zwillinge zur Welt gebracht

hat. Sagen Sie ſelbſt, Teichert, habe ich mich nicht ſehr gefreut?“

Der Amtmann machte durch ſeine Bemerkungen über die „Fantaſtereien“ der Franzoſen, und durch Erzählungen über ihren früheren Aufenthalt in Schleſien dem ernſten Geſpräche ein Ende. Es blieb Stein überlaſſen, Felix' Geſinnungstüchtigkeit zu bewundern, und Schwarz konnte ungehindert über des Amtmanns Quodlibets lachen. Es war unmöglich ſich dem Einfluſſe zu entziehn, welchen Szenen, wie ſie Schwarz mit Teichert herbeizuführen verſtand, auf die Zuhörer ausübten. Felix lief lachend im Zimmer auf und ab und dachte bald weder an die Herzogin von Orleans noch an ſeinen Egoismus. Er prallte in ſeiner Heiterkeit an einen Diener an, der einen Brief brachte. Mit der letzen Poſt angekommen, hatte ihn der Bote nicht mitgebracht, und das Cilissime darauf den Poſtmeiſter bewogen, ihn nachzuſchicken. „Licht!“ rief Felix, der ſich des Briefes bemächtigt hatte, obgleich der Diener beſcheiden bemerkte, er glaube die Adreſſe laute an Herrn Stein. Die Kerzen wurden gebracht, und Stein machte ſchon ein ſehr empfindliches Geſicht, da er Felix den Brief nach allen Seiten betrachten und immer wieder Siegel und Schrift prüfen ſah, obgleich er auf den erſten Blick geſehn, daß er Stein galt.

„Poſtzeichen Innsbruck, Stempel vom Haldenfels,“ murmelte Felix, „ein antiker Stein als Siegel, aber weder ihre Schrift, noch ihr Kouvert. — Sollte ſie vielleicht . . . .“

„Ich ſehe zum erſtenmal, daß Sie ein beſondrer Verehrer von Paſten ſind, der Abdruck iſt wol ausgezeichnet?“ ſagte Stein herb.

„Verzeihen Sie meine Neugierde! Der Portoſtempel zeigt mir, daß der Brief aus dem Hauſe meines Onkels kommt, da mir die Schrift aber gänzlich unbekannt iſt, hätte ich gern aus dem Siegel erraten, wer Ihnen von da ſchreibt. Verzeihen Sie, wenn ich Ihre Ungeduld geſteigert.“ Es lag etwas fremd Höfliches, das wie Mißtrauen klang, in den Worten, und die Stimme war gereizt.

„Ungeduldig bin ich gar nicht!“ Damit ſchob er nach einem flüchtigen Blicke auf die Schrift den Brief in die Taſche.

„Aber ich, aber ich!“ rief Felix heftig wie ein Kind. „Wenn Sie mich nicht raſend machen wollen, ſo ſagen Sie mir auf Ihr Ehrenwort, von wem er iſt, oder beſſer noch, zeigen Sie mir die Unterſchrift.“

„Ob ich das Letzte thun kann, weiß ich in der That nicht!“ Und man wußte nicht recht, ob dieſe Worte eine Neckerei ſein ſollten. „Ein Geheimniß iſt der Schreiber aber auch nicht. Der Brief iſt von

Pleſſenberg. Und hier," fügte er hinzu, nachdem er ihn erbrochen, „mögen Sie auch die Unterſchrift ſehn. Ich würde Ihnen den ganzen Brief geben, wenn mir Pleſſenberg nicht ſo fern ſtände, und doch wieder ſo nahe, daß ſein Inhalt möglicherweiſe ein privater iſt. Sind Sie nun befriedigt?"

„Aber wie kommt der Brief zu dieſem Stempel?"

„Auf die einfachſte Weiſe von der Welt. Er wird durch die Kanzlei Ihres Onkels zur Poſt gegeben worden ſein, und dort wie alle Sachen den Stempel bekommen haben. Iſt dieſe Einrichtung, die Sie ja hier auch eingeführt haben, um dem Poſtbeamten die für Ihre Rechnung zu notirenden Sendungen zu bezeichnen, denn Ihrem Gedächtniſſe ganz entſchwunden?"

„Aber, ich begreife gar nicht, wie Sie das ſo natürlich finden können; wie kommt denn ein Brief Pleſſenbergs in die Kanzlei meines Onkels?"

„Sie wiſſen ja doch, daß er ſelbſt den Haldenfels bewohnt . . ."

„Hat, hoffentlich. Ich weiß, er brachte Marien die Schnitzerei."

„Er iſt noch da, wie Sie ſehn!"

„Seit Monaten alſo, und das erfahre ich von einem Fremden, und jetzt erſt . . . . ."

Stein winkte Schwarz und Teichert, an die Felix nicht zu denken ſchien, und ſie gingen unbemerkt hinaus.

„Jetzt erſt erfahre ich dieſen Verrat? Und Sie und Onkel Karl im Komplot? Das iſt es alſo, warum ich mit Zettelchen abgeſpeiſt wurde, während Sie lange Briefe bekamen. Sie ſollten mich entfernen, bewachen, damit Ihr guter Freund Pleſſenberg freies Spiel hatte! O, ich begreife Alles, ich durchſchaue Sie, ich erkenne jetzt das ganze Gewebe, — aber ich werde es zerreißen, ich werde die Liſt zu Schanden machen.“ Er riß an der Schelle, daß der Zug in ſeiner Hand blieb. Dem hereinſtürzenden Diener herrſchte er zu: „Morgen zum erſten Bahnzuge die Pferde, und Fritz ſoll meine Sachen packen!“

Nie hatten ſich die beiden Naturen ſchroffer gegenüber geſtanden. Während die unüberlegteſte Wut jede Muskel an Felix zucken machte, und ihn zu maßloſen Anſchuldigungen hinriß, während er Beleidigung auf Beleidigung häufte, lag auf Steins Geſicht, das bleich und ſtill blieb, ein finſtrer, tiefer Gedanke, ein gewaltiger Schmerz, der keinen Ausdruck fand. Nicht die Worte des Grafen, nicht die niedrigen Anklagen, die er ausſtieß, und die ihn nicht trafen, griffen in ſeine Seele; es war ein größeres Weh, das an ihm nagte. — Er hatte einige wenige Worte in dem

Briefe geleſen, und dieſe hatten, wie die Wirkung eines ſcharfen Giftes, jene unſäglich ſchmerzende Reizbarkeit des Herzens hervorgerufen, die für jede Bewegung einen neuen Stich hat. Die Nägel der Hand, mit der er ſich an den Tiſch hielt, waren mißfarbig, der Mund öffnete und ſchloß ſich, als ſuche er leiſe, leiſe nach einem Worte, nach dem Zauberſpruche, der dieſe ſchreckliche Nacht in Tag verwandeln konnte. Er war ruhig, aber ſeine Ruhe war entſetzlich, denn ſie war ihm ſelbſt eine Qual.

Felix ſtellte ſich ihm höhniſch gegenüber. Es ſchien ihn momentaner Wahnſinn ergriffen zu haben: „Nicht wahr,“ ſagte er, „dieſe Abreiſe paßt nicht in den ſaubern Kram? Sie vernichtet das ſchöne Gebäude von Lug und Trug, ſie ſetzt die Herrn in Verlegenheit? Ah, was Sie für ein prächtiger armer Sünder ſind! So alt, ſo klug und ſo entlarvt! Ja, das faßt. Sehn Sie ſich nur an und malen Sie ſich ſo in mein Album, es ſoll mir die liebſte Erinnerung an Sie ſein!“ Er faßte Stein an der Schulter und wollte ihn vor den Spiegel ziehn.

Stein hatte von alledem nichts gehört. Die unſanfte Berührung, die ihn in dieſem Augenblicke vor Schmerz aufſchreien machte, verſetzte ihn zugleich aus ſeinen Gedanken wieder in die Szene. Er ſah die teufliſche Freude des Grafen, ſeine ſtieren Augen, die

Erinnerung an den ganzen Vorgang kam ihm wieder. Er war vielleicht froh, dadurch, daß er in den Sturm vor ihm, in den fremden, geriſſen wurde, ſich ſelbſt entgehn zu können.

„Sie wiſſen, daß ich Sie nie begreife, wenn Sie Ihren Paroxismus haben,“ ſagte er feſt, „was wollen Sie von mir, weſſen klagen Sie mich an?“

Felix wiederholte die ganze Flut ſeiner Schmähungen.

„So? — Nun, da Sie Ihren zweiten Vater nicht verſchonen, ſo darf es mich nicht befremden, daß Ihr Geifer auch mich zu beſudeln ſucht. Jedes Wort, was ſie ſprechen, iſt ein Unſinn und eine Blasphemie zugleich. Ich kann nicht hindern, daß Ihr Onkel einen Mann, der ihm gefällt, bei ſich ſieht, und ein wenig Überlegung wird Ihnen ſagen, daß ich ſeine Anweſenheit ebenſo wenig ſtützen kann.“

„Doch, Sie haben Einfluß auf Marie, und Marie wieder auf den Onkel, ſo hängt die Kette zuſammen.“

„Thun Sie übrigens, was Ihnen recht ſcheint. Sie haben ſich in Ihrem eignen Hauſe auf eine Weiſe gegen mich vergangen, daß jedes Verhältniß zwiſchen uns aufgehoben ſein muß. Ich hoffe, Sie werden die Verletzung des Gaſtrechts nicht ſo weit ausdehnen, daß Sie mich in dem Gebrauche dieſes Zimmers, das

ich nur heute noch bewohne, durch Ihre Gegenwart beſchränkt.“

Felix ſah ihn an, dann wurde ſein Geſicht wegwerfend hochmütig, er lachte laut auf und ging.

„So iſt es denn vor der Zeit zu dem Bruche gekommen,“ dachte Stein, „dem ich mit ſo vielen Opfern auszuweichen ſuchte. Und doch wäre nichts verloren, nichts, wenn dieſer Pleſſenberg ſich nicht in das Geſchick gedrängt hätte.“ Mit Widerſtreben öffnete er den Brief ganz und las:

Pleſſenberg an Stein.

Der Gedanke iſt ein Schwan, und das ganze Reich des Denkbaren, die bezauberndſten Bilder der Fantaſie mit eingeſchloſſen, iſt der See, auf dem er ſich wiegt, auf dem er ſeine ſchimmernden Flügel als Segel ausſpannt, und in deſſen Spiegel er ſich ſelbſt erkennen lernt. Der Gedanke iſt ein Schwan. Beſudelt er ſein weißes Gefieder in der ſchlammigen Lache, die das Ufer umgibt, ſo wäſcht die klare grüne Flut, auf die er ſich hinauswagt, wenn ſeine Schwingen ſtark geworden, den Schmutz wieder ab, und er ſchifft rein und ſilbern, frei von jedem Makel dem Sonnenbilde zu, das ihm auf den Wellen entgegen glänzt, das einzig und allein alle Wellen leuchten, blitzen und zittern macht. Es gibt keine Flecken, die unvertilgbar wären. Je mehr, je tiefer ich mich in das wunder-

bare Weib hineindenke, deſſen Geſtalt mir ſchon im Bilde ein Wunder geſchienen, je mehr ich dieſen ſtarken Geiſt und dieſes zarte Gemüt in ſeiner herrlichen Miſchung betrachte, und je wohlthuender die freundliche Sorge, mit der meine Schwermut betrachtet wird, auf mich wirkt, deſto mehr fühle ich mich ſelbſt täglich gehoben, deſto würdiger werde ich in meinen eignen Augen dieſes Antheils.

Ich weiß nicht, ob Sie jemals von der Lehre der katholiſchen Kirche gehört haben, daß die übermäßigen Verdienſte einer Perſon, einer andern zugerechnet werden können. So bilde ich mir ein, daß die Herzlichkeit, mit der Gräfin Wentheim die Wolken auf meiner Stirn zu zerſtreuen ſucht, das Gefühl, das mehr als Mitleid ſcheint, meine Schuld von Tag zu Tag vermindert, und daß ſie ſelbſt mir von ihrer Größe und Reinheit ſo viel gibt, daß ich durch dieſe Gaben beſſer und ihrer Liebe würdiger werde, als irgend ein andrer Mann.

Urtheilen Sie ſelbſt über das Maß der Güte, die ſie für mich hegt. Sie ſagte mir mit jener ernſten Unbefangenheit, die ich noch an keinem Weibe geſehn: „Es drückt Sie etwas Schweres, Stein will es mir nicht ſagen, und doch weiß ich, daß es geſagt ſein muß, wenn Sie von ganzem Herzen froh ſein wollen. Ich denke, Sie werden in der Bitte, mich in Ihr

Vertrauen zu ziehn, nachdem Sie mich und mein Weſen kennen gelernt, nicht eine müßige Neugierde, nicht ein unberufnes Eindringen in fremde Geheimniſſe, ſondern die Sehnſucht finden, zu tröſten, wo ich Leid ſehe, zu helfen, wo ich kann."

Wahrhaftig es ſchimmerte eine Thräne an ihren Wimpern, eine Thräne um mich. Begreifen Sie nun, daß ich die Sonne fühle, daß ich die finſtre Puppenhülle verlaſſen kann, daß ich Hoffnung habe? O, dieſe weiche, ſchmiegſame Stimme zog wie ein Glockengeläut, das mich wieder in's Allerheiligſte rief, durch meine Seele. Warum kann ich nicht lügen, warum konnte ich in dieſem Augenblicke nicht ihre Knie umfaſſen und ein Geſchichtchen erzählen, das ihr die Vergebung leicht und mich glücklich gemacht! Mir fielen Ihre Worte ein, Ihr hartes Urteil, daß es ein Verbrechen wäre, wenn ich wagte die Hand nach einem ſo reinen Weſen auszuſtrecken, und ich bebte zurück, ich ſtammelte, daß ich fürchten müſſe, von ihr verbannt zu werden, und daß nur der Umgang mit ihr das ſchwarze Bewußtſein, das mich drücke, erträglich mache. Ich ſagte ihr verzweifelte, leidenſchaftliche Worte, und ſie blieb ſtill und heilig.

„Sie haben Ihre Qual in mich gepflanzt, und das ungewiſſe Weh iſt um ſo ſchmerzlicher, weil es ein unendliches zu ſein droht. Eine Verbannung iſt

nicht zu vermeiden, wenn Sie ſchweigen; ich glaube darum, daß es beſſer iſt, Sie verſuchen, ob ich Sie looſprechen kann. Mit dieſer Falte auf der Stirn will und werde ich Sie nicht mehr ſehn, danach faſſen Sie Ihren Entſchluß.“

War es nicht trotz dieſer Drohung ein Geſtändniß, ein unſäglich glückliches? Was kümmert ſie mein Schmerz, wenn ſie mich nicht liebt? Und wenn ſie mich liebt, bin ich nicht entſühnt, kehren die Schatten nicht in ihre Gräber zurück. O, ich ſah die alten Hallen von Bruggwört, ſtatt eines Lara, wieder einen glücklichen Menſchen beherbergen, ich träumte eine ſüße Idylle, ich fand eine Welt von Glück, ich liebte Kraft und Beſitz wieder, denn ich fing wieder an zu leben.

Warum haben Sie Ihren Fluch an meine Ferſen geheftet, warum haben Sie Ihren Groll mit dem der Toten vereint? Es ſind nur noch Ihre Worte, die eine Scheidewand zwiſchen mir und Marie aufthürmen, nur Ihre harten Worte machten mir das Geſtändniß in jenem ſchönen Augenblicke unmöglich. Hätte ſie denn nicht verziehen? O, ſie iſt milder als Sie, weil ſie nicht ein Schema für die Tugend hat, eine ſalte, ſtarre Regel, ſie iſt milder, weil in ihr die Tugend lebendig geworden, weil ſie eine liebevolle Tugend iſt.

Aber der Gedanke, daß die Wahrheit mir ihre Verachtung zuziehn, mich für immer töten könnte, preßte dennoch mein Geständniß zurück. Es ist so schwer, zu sterben, wenn man tot war und wieder Lebenshoffnung gefunden hat. Ich schrieb ihr, sie sähe mich nie mehr, oder mit dem schweren Worte auf den Lippen wieder; und reise noch diese Nacht ab. Schreiben Sie mir nach Bruggwört, sprechen Sie mich los und Sie haben einen Glücklichen gemacht.

Ich kenne kein Weib, dem ich unter diesen Umständen nicht Alles erzählt hätte, ich hätte va banque gespielt, weil der Verlust am Ende so gut wie keiner gewesen wäre, hier aber gilt es meine Existenz, es gilt mein Leben, das, wenn mein eiserner Körper nicht lügt, ein langes sein will. Und es wird eine lange Trauer sein, wenn Marie Wentheim nicht als mein Schutzgeist neben mir ist. Es ist nicht Feigheit! Nein, aber wie soll ich jene Greuel einer so klaren, kindlichen Natur mittheilen? Sie sieht Alles so rosig, und ich, der ich sie so liebe, soll ihr die Nachtseiten zeigen? Das ist es, was mir wie eine fürchterliche Unmöglichkeit vor dem Gesichte steht.

Sie hätten mir nie Liebereß erweisen können, als wenn Sie mein Vertrauen gemißbraucht, Ihr Wort verletzt und die Bitte der Gräfin erfüllt hätten. Nun werde ich zwischen den Ahnenbildern meines Schlosses

im öden Saale hinſchreiten und auf Worte ſinnen, die ich doch nicht finden kann. Dieſe einfache Frage, die bei jedem andern Weibe unſchicklichſte Indiskretion wäre, bringt mich faſt zu dem Wunſche, daß ſie nicht ein ſo außerordentliches Weſen ſein möchte. — Aber das iſt ja albern, dann wäre ſie mir auch nicht das, ich hätte im Notfalle für ihre Frage eine Sottiſe gewußt und mich auf der Ferſe umgedreht.

Sie begreifen meinen Zuſtand vielleicht nicht, denn ich weiß, Sie gleichen jenem Kaufmanne, der einen unſchätzbaren Diamanten beſaß und lieber kümmerlich lebte, als ſeinen Schatz unter dem Werte weggab, obgleich ihm große Summen geboten wurden. Er glaubte, kein Preis erreiche ſeinen Wert. So denken Sie von ihrer Liebe, und da ſelbſt Gräfin Wentheim Ihnen nicht genügt, da Sie ſelbſt Marie nicht lieben, ſo ſteht mir Ihre Unverwundbarkeit außer Frage. Sie werden deßhalb auch meine Lage in Ihrer kühlen Weiſe auffaſſen und einen höheren Wert auf ein tröſtendes, glückbringendes Wort, als auf mein Glück, meine Zukunft legen; Sie werden Liebeswahnwitz dort finden, wo ich Ernſt und Überzeugung ausgeſprochen, — aber ſpielen Sie nicht in Ihrer Selbſtgenügſamkeit mit dem Geſchicke Andrer, die ſich nicht ſo groß, nicht ſo erhaben und ſo kalt fühlen.

Ich wiederhole Ihnen, mein Glück nicht allein, sondern auch das von Marie liegt in Ihrer Hand. Das Intereſſe, das ſie mir zeigt, iſt zu lebhaft, um nicht Liebe zu ſein; beweiſen Sie wirkliche Größe und machen Sie uns Alle glücklich. Es kann ja doch nicht gegen Ihre Überzeugung ſein, es kann nicht unter ſolchen Verhältniſſen, überwinden Sie Ihre Starrheit und ſchreiben Sie mir Troſt und Hoffnung, und Marien — was Sie von mir denken, nachdem Sie dieſen Brief geleſen.

L. Pleſſenberg.

„Ich werde ſie fragen, ob ſie ihn liebt, und dann . . . und dann . . . . . O, es iſt ſchrecklich! Felix beſchuldigt mich, für Pleſſenberg zu intriguiren, Pleſſenberg bittet mich ihm zu helfen, Alle wenden ſich an mich, und ich ſelbſt ſtehe da wie Jener, der Allen geholfen und ſich nicht helfen konnte, als es notthat. Ich muß wiſſen, ob ſie ihn liebt, dann . . . dann mag ſie glücklich ſein.“

So ernſt und tief auch der Brief auf Stein gewirkt hatte, war er doch zu ſehr Mann, als daß ein Schlag ihn zerſchmettern konnte, und jemehr er überlegte, deſto problematiſcher erſchienen ihm die Luft, ſchlöſſer Pleſſenbergs. Er rief den Diener und ließ packen.

„Reist denn alle Welt wieder fort?“ rief Schwarz zur Thüre herein.

„Ich wenigstens für immer!“

„Dann bleibe, wer Lust hat und färbe die Wände, ich sicher nicht.“

„Grade Sie werden bleiben. Es bietet sich Ihnen nicht leicht wieder eine so angenehme Gelegenheit, Großes zu leisten als hier. Ich werde Ihnen den Rest der Kartons übergeben, und Sie werden die angefangne Arbeit beenden. Im Mai schicke ich Ihnen von München aus Hilfe, so daß es nur bei Ihnen steht, mit einem Schlage eine bedeutende Stufe zu erklimmen. Sie können, wenn Sie auf dem weiten Felde, das sich Ihnen hier darbietet, Tüchtiges gethan, überall auf Erfolg rechnen. Sie bleiben also.“

Schwarz neigte seinen Kopf, und als er wieder aufblickte, sah Stein mit Erstaunen, daß der junge Mann dicke Thränen in den Augen hatte.

„Ist denn heute die ganze Hölle los gelassen?“ rief er. „Haben Sie auch so großen Kummer, daß er sich aus Ihren Augen drängt?“

„Es ist nichts, es ist nichts, was mich persönlich in Gefahr brächte. Es thut mir nur weh, daß ich Ihnen immer nur Handlangerdienste bei Ihren Schöpfungen leisten soll, während mein ganzes Ringen darin besteht, Ihnen meinen Dank auf eine andre Weise zu

zeigen. Ich sehe Sie heute zum erstenmal leidend .... ich hoffte Sie begleiten zu dürfen, ich hoffte nicht bloß dem Maler, sondern auch dem Menschen etwas zu werden, ich hoffte es, weil ich Sie leiden sah. Ich weiß, daß Sie großmütig gegen mich sind, daß Ihr Vertrauen allein mir Ruf machen wird, Ihre Kartons in meinen Händen öffnen mir eine weite Aussicht, sichern mir Ruhm und Ehre, — aber ich liebe das Alles, Alles, um mit Ihnen zu gehn."

„Ich danke Ihnen, Schwarz. Sie haben mir mit dem, was Sie sagten, schon einen Dienst geleistet, der den Maler nichts angeht. Aber lassen Sie sich Ihren Humor nicht verkümmern, auch wenn Sie mich nicht froh wissen. Es gibt Dinge, die nur getragen werden können, wenn man sie allein trägt. Ich leide nicht mehr, es ist vorbei. Denken Sie vielmehr immer daran, daß in der Kunst Ihr ganzes Glück ruht, hegen Sie keinerlei Sentimentalität, auch gegen mich nicht. Die Kunst wird Ihnen immer nur Freuden bereiten, und alles Leid kommt von den Menschen, am öftesten grade von denen, die wir am liebsten haben, und für die uns kein Opfer zu schwer ist. Ketten Sie sich an Niemand, Sie riskiren immer mehr zu verlieren als Sie gewinnen können. Sie können mir für das Wenige, das ich an Ihnen thun konnte, nicht besser danken, als wenn Sie sich diese Worte

merken. Die Kunſt iſt ein eiferſüchtiges Weib, wer noch etwas Andres will, als ſie allein, der muß den Verrat büßen.“

„O dieſer alberne Theaterprinz, der jetzt im ganzen Hauſe herumwettert und auch den kleinſten Küchenjungen nicht ungezankt läßt, wie konnte er es wagen, Sie zu beleidigen! — Aber, wie können Sie ſich auch durch einen ſolchen kindiſchen Wetterhahn beleidigt fühlen . . .“

„Laſſen Sie das,“ unterbrach ihn Stein mit einem bittern Lächeln, „man muß das Geſchehne über der dringenden Zukunft vergeſſen. Helfen Sie mir lieber, jene Zeichnungen rollen und in die Futerale bringen.“

Es war in der That faſt Niemand mehr im ganzen Hauſe, der nicht gewußt hätte, daß ein Streit zwiſchen Felix und Stein vorgefallen. Teichert kam, um ſich über den Grafen zu beklagen, Stilling hatte auch im Vorübergehn eine Grobheit hören müſſen, und endlich kam Fritz und beſchwor den Maler, die Reiſe zu verhindern, denn der Graf wäre ſchon krank, und alle Vorſtellungen nützten nichts. Es war unmöglich, dem anhänglichen Diener begreiflich zu machen, daß in dieſem Falle Stein nicht helfen könne, er ſetzte ſich alſo, da auch Teichert flehentlich bat, den Grafen nicht zu verlaſſen, an den Tiſch und ſchrieb:

„Ich gebe Ihnen auf mein Ehrenwort die Versicherung, daß Graf Pleſſenberg ſeinem Briefe zu Folge, in derſelben Nacht, von der ſein Schreiben datirt iſt, den Haldenfels verlaſſen hat, und zwar nach einer Szene mit Gräfin Wentheim.“

„Geben Sie dem Grafen dieſen Zettel, es iſt vielleicht möglich, daß er ſich bewegen läßt, ſeine Reiſe zu verſchieben, bis er wieder völlig geſund iſt.“

„Und Sie werden ein Gleiches thun, wenn Sie nicht wollen, daß ich dem Narren das Genick breche!“ ſagte Schwarz heftig.

„Mäßigen Sie ſich! Sie kennen die Verhältniſſe zu wenig, um ein Urteil zu haben. Ich bin ja völlig geſund!“

„Morgen können Sie doch nicht fort! Der Herr Graf hat ſich hoch und theuer verſchworen, jeden Menſchen, der Ihnen vor drei Tagen ein Pferd gibt, tot zu ſchießen. Denn er behaubtet, Sie verfolgen ihn, oder wollten ihm zuvor kommen. Vielleicht machen Sie ihn ruhiger, wenn er weiß, daß Sie bleiben,“ ſagte Teichert. Dann nahm er Stein in die Fenſternische und fuhr leiſe fort: „Es thut mir leid von meinem Herrn das ſagen zu müſſen, aber ich ſehe jetzt, daß es bei ihm ſchon ſo früh kommt. Immer ein Glied der Familie hat einen „Raps“. Der verſtorbene Herr Graf iſt zweimal hier oben zum Fenſter hinaus-

gesprungen, und sein Vater hat den Schloßkastellan erstochen. Erleben die Herren erst das dreißigste Jahr, so ist Alles vorbei und sie werden vernünftige Leute wie alle Andern."

Fritz meldete traurig, daß Felix gesagt, man wolle ihn nur um jeden Preis zurückhalten, daß er aber dennoch reisen würde. „Er hat die Pistolen geladen und erklärt, wenn morgen um 4 Uhr früh der Wagen nicht fertig gepackt an der Thüre stünde, würde er Jeden totschießen, den er im Verdacht habe, daran Schuld zu sein."

„Es ist ein Unglück!" sagte Stein vor sich hin.

Und um vier Uhr Morgens wankte Felix, in jeder Hand eine gespannte Pistole haltend, in den Wagen; als die Pferde anzogen, beugte er sich über den Schlag — und die Kugel prallte an das Sims des Fensters, an dessen erleuchteten Scheiben er Stein sah.

„Er ist wirklich toll, der Unglückliche, zum Glücke kann er in diesem Zustande nicht weit kommen. Das ist ein schauderhaftes Erbübel, wenn es wirklich so ist, wie Teichert sagt. Und diese wahnwitzige Liebe für ein Mädchen, dem er so ganz gleichgültig ist, diese neidische Raserei, die er Liebe nennt, — wohin ich blicke, sehe ich einen Abgrund, der ihn begraben muß."

Außer Teichert war Niemand am Wagen geweſen, es wußte alſo auch Niemand außer ihm, welches Ziel der Schuß gehabt. Der alte Mann weinte und bat Stein, der ohnehin geſchwiegen hätte, inſtändigſt, ſeinen Herrn nicht zu verraten. — Stein war die Nacht über wach geblieben, weil er fürchtete, der Zuſtand des Grafen könne ſeine Anweſenheit jeden Augenblick nötig machen, er legte ſich alſo erſt nach der Abreiſe, von der Ermüdung übermannt, auf's Sofa und ſchlief, von Schwarz bewacht, bis zum hellen Mittage. — Die Stimme des kleinen Baron Mouzen weckte ihn auf.

„Verehrteſter, Sie ſchlafen? Noch keine Toilette gemacht? Ich höre der Graf iſt über alle Berge, dann fahren Sie hoffentlich mit mir. Fehlen dürfen Sie heute nicht. Lichnowsky wird da ſein und mit ihm Alles, was irgend geladen werden konnte. Sehn Sie, lieber Schwarz, ſo geht's wenn man ſich mit einer ſchönen Frau verzürnt, oder vielmehr mit ihrem eiferſüchtigen Manne. Denken Sie ſich, Verehrteſter, ſagt er der Gräfin, ſie ſei eine prächtige Roſe, aber ſie habe einen ſchrecklich langen Dorn! Dabei nimmt er den Grafen beim Arme und ſtellt ihn neben die Frau. Seit der Zeit wird er nicht mehr eingeladen. — Aber machen Sie doch, Theuerſter, das Diner beginnt um 5 Uhr, und wir haben faſt drei Stunden

zu fahren. Man ißt ſüperb da, und die Auſtern will ich nicht verſaümen.“

„An dieſe Geſellſchaft dachte ich gar nicht mehr!“

„Sagen Sie das um des Himmelswillen nicht zu laut. Sie wiſſen, daß der Wahlſpruch der Gräfin iſt: Ein Obſtbaum im Park, ein Bürgerlicher in der Geſellſchaft, Beide ſind ſehr nützlich, ſehn aber ſchlecht aus. Sie würde Ihnen nie verzeihen, daß Sie eine Einladung von ihr vergeſſen konnten, und zuletzt doch nur ſagen, der Bürger fühlte ſich in unſrer Geſellſchaft nicht wohl. Nehmen Sie meinen Freimut nicht übel, Sie wiſſen daß mir die Kunſt jeden Adelsbrief aufwiegt, aber es ſind nicht Alle ſo, und ich wünſchte Ihnen nicht, der Gegenſtand ihrer Bonmots zu ſein. Ich kenne das.“

Es war ganz dieſelbe Komik in dieſer ernſthaften Warnung, wie in jener Rede Zabreziskys: Wir Ariſtokraten! Die Form, durch die die große Geburtsariſtokrazie immer etwas Angenehmes haben wird, ſo lange ſie beſteht, dieſe Form iſt auch das Einzige, was die Welt beſtechen und der Idee Halt geben kann. Wo ſie fehlt, wo nur der brutale niedrige Adelſtolz der Don Rannbos da iſt, gibt es nichts Unerträglicheres als dieſe Pergamentmenſchen. Ihre Heimat iſt Schleſien. Übermütig junkernd dem Bürger gegenüber, und von Jedem, der eine Perle mehr an ſeinem

Krönchen tragen darf, die gröbſte Beleidigung wie ein Kompliment hinnehmend. Der Schäfer, der Gärtner, Kutſcher und Kuhhirt wird in eine betreßte Livree geſteckt wenn Gäſte kommen, um nur eine Art Glanz zu verbreiten, und wenn man das Unglück hat, den Pferdebändiger als Tiſchbedienten hinter ſich zu haben, iſt es ein wahres Labſal, neben einer Dame, die nach Patchouli riecht, zu ſitzen. Ich mag Patchouli nicht, aber es iſt ja ein Duft gegen Stalldünſte. Die Livree hat breite Treſſen, und auf den glänzenden Neuſilberknöpfen ſieht alle Welt das hochadlige Wappen, das muß hier jede Rückſicht auf die Geruchsnerven ſchweigen laſſen. Und neben dieſen Abſurditäten der ekelhafteſte Hochmut und ewig das Wort: „Wir Ariſtokraten!“ Daher kommt es auch, daß die Familien, denen ein ſolches ſchales Flimmern nicht zuſagt, ſich zurückziehn und exkluſiv im beſten Sinne werden.

Zu dieſen gehörte das Haus der Gräfin. Es öffnete ſich jeder bedeutenderen Erſcheinung gern, aber dem Haufen nur, wenn eine Konvenienzgeſellſchaft gegeben werden mußte. Stein hatte nicht bloß eine ſchöne Frau mit einem Adelstitel, ſondern wirklich eine vornehme Dame gefunden, eine pur sang Ariſtokratin, die wahrhaften Stolz, aber keinen Hochmut zeigte. Sie war ihrer Umgebung ſo überlegen, ſie ragte durch Geiſt und Unterricht ſo weit über die andern

Frauen, daß ſie ſich langweilte und dadurch eine Leidenſchaft für Sarkasmen bekam, die ihr den Vorwurf zuzog, daß ſie von Andern lieber Schlimmes als Gutes ſage. Es iſt wahr, ſie ſchonte nicht, aber ſie ſpottete mit ſo viel Geiſt, daß man ſie gern hören mußte. Auch Stein fand ſich durch ihre Erſcheinung, die ihrer Seltenheit wegen noch mehr Wert erhielt, angezogen, und er entſchloß ſich, ohne die Albernheit des Barons einer Antwort zu würdigen, dieſe Gelegenheit, ſie noch einmal zu ſehn, nicht vorüberſtreichen zu laſſen.

Er fuhr mit Monzen, der ihn die ganze Fahrt über mit Privatnachrichten von der franzöſiſchen Revolution verſorgte, die nach vorgeſtriger Zeitung ſchmeckten.

Es war noch immer ſehr früh als ſie ankamen, und nur die Minderzahl der Gäſte verſammelt. Die Gräfin, eine hohe, impoſante Geſtalt, deren Fülle, ſelbſt wenn ſie das Ebenmaß hätte ſtören können, durch die ſchwarze Atlasrobe für das Auge gemildert wurde, eine ſchwarze Blondenbarbe mit wenigen Blumen im einfach geſcheitelten Haare, lehnte am Ofen. Die Gäſte umſtanden ſie im Kreiſe und die Art, wie ſie von Zeit zu Zeit ein Wort ſpendete, zeigte königliches Bewußtſein. Aber ſie langweilte ſich, es war noch Niemand da, der Beachtung verdiente, und für den großen Haufen hatte ſie mit einem freundlichen

Empfange genug gethan, die Keepſake's und Albums auf den Marmortiſchen mochten die Leute weiter unterhalten.

„Wie freue ich mich, lieber Baron,“ ſagte ſie Monzen als Begrüßung, „Sie finden in meinem Boudoir eine Kritik der neueſten Ausſtellung im Louvre, und die beſten Sachen in geäzten Umriſſen.“

Stein reichte ſie die Hand und, den Kreis verlaſſend, ſetzte ſie ſich mit ihm ſo, daß ſie die Geſellſchaft im Auge behalten konnte. „Wiſſen Sie, daß Lichnowsky heute kommt? Ich habe ihm zu Gefallen heute eine Geſellſchaft geladen, die mindeſtens zur Hälfte aus Pudeln beſteht. Sehn Sie ſich unſre Gentry an, die Menagerie wird vollzählig werden, und wenn Sie klug ſind, ſollen Sie Ihren Spaß haben. — Ah, das iſt prächtig, ſahn Sie den Herrn, der ſo raſch wieder aus dem Salon zurückirat? Wir wiſſen nun ſchon, wie der Fürſt angezogen ſein wird, der Herr iſt ſein Schatten, und ohne ihn heißt Lichnowsky Peter Schlemihl. — Was halten Sie wol für den Gegenſtand der Unterhaltung jener Matronen? Die Eine hat eine gelbe Feder als Kopfputz, und die Andre eine Haube, die ſchon die dritte Geſellſchaft ſieht. Des Morgens fahren ſie in die Stadt, in jeder Hand eine Sahnflaſche, auf dem Vorderſitze ein Fäßchen mit Buttermilch für den Markt, des Abends aber

ſind ſie ſehr vornehm und ſuchen Gardeoffiziere für ihre Töchter. Vorhin erzählten ſie einander, wieviel cochons de lait ſie dies Jahr erzogen, und meine Kouſine, die etwas zerſtreut iſt, ſagte als ſie die Zahlen 11 und 14 nennen hörte: Ja, ja, es iſt ganz modern, viele Kinder zu haben, alle vornehmen Leute ſind jetzt reich an Kindern, die Frau von X hat 9 und die Baronin Y 17. Ach, und Sie hätten ſehn ſollen, wie die Dame errötet iſt, deren Schwarzviehzucht geringere Reſultate geliefert hat, während über die Kinder aus Anſtandsgefühl weggegangen wurde. Sie werden ſich noch an ſolche Geſpräche gewöhnen und nach Kenntniſſen in dieſem Bereiche ſtreben müſſen, wenn Sie mit einer echten Oberſchleſierin Konverſation machen wollen.“

„Wahr! Und doch hat Sie das Land der Kartoffel und des Sauerkrautes nicht geboren; ich muß glauben, daß die Paſſion kontagiös wirkt.“

„Pfui! Muß ich Ihnen nicht die Eigentümlichkeiten meiner Thierchen mittheilen, und deßhalb auch ihr Patois ſchildern? — machen Sie der jungen Dame, deren Ferſen mein ſchönes Parquet zu vernichten drohen, ein recht tiefes Kompliment, wenn Sie irgend Ehrfurcht vor Reliquien haben. Das roſa geſtickte Kleid ſtammt von einer Dame, die einſt in der Mode war, die weiße Schärpe und der karrirte Baregeſhawl

von einer alten Tante, die Mantille von ihrer Mutter und der grüne Blätterkranz von irgend Jemand, den ich nicht kenne; nur die Chauſſüre iſt für das Fraülein gemacht, wenn nicht etwa der ſteinerne Elephant auf Elephanta zum Maße gedient. Ihre rötliche Ananas-kartoffelnaſe kommt mir vor wie eine ewige Lampe, die vor all den Reliquien hängt, und die Bewegung, mit der ſie bei jedem Schritte anſetzt, hat eine unvergleichliche Ähnlichkeit mit dem Galopp eines ſchweren Bergpferdes, das nie die Sporen gefühlt."

„Ich begreife nicht, wie eine ſolche Geſellſchaft Lichnowsky zu Liebe gebeten ſein kann. Unterhält ihn ſolche Plattheit?"

„Bah! Er braucht Stimmen, und da nehmen wir den ganzen Kreis zuſammen. Später mehr! Miſchen Sie ſich unter die Herren, mich ruft meine Pflicht — an den Ofen. Apropos, Herr von Moos, haben Sie doch die Güte, Herrn Stein der Frau von Wimmerling vorzuſtellen, ſie ſehnt ſich ſo danach, einen berühmten Mann kennen zu lernen. — Nehmen Sie ſich in Acht, Sie bekommen eine volle Lage von Töchtern, klein, zierlich, hübſch genug, um Gänschen zu ſein." — — — —

„Sie ſollen ja ſo ſehr hübſch malen, Herr Stein," ſagte Frau von Wimmerling, die ein blau und grau geſtreiftes ſeidnes Kleid anhatte, und um deren Hals

eine ungeheure Gemmenkette lag, „der Herr von Bodrien malt auch so allerliebste Karrikaturen. Können Sie auch Karrikaturen malen?“

„Nach der Natur, ja; wenn ich Modelle finde, mit sprechender Ähnlichkeit!“

„Das ist ein sehr hübsches und unterhaltendes Talent, die Künstler sind doch sehr glücklich, und sie haben es so leicht, berühmt zu werden. Es ist recht Schade, daß es sich nicht schickt, ich hätte sonst meinen ältesten Sohn auch Künstler werden lassen. — Aber erlauben Sie mir . . . .“ Und sie rief richtig ihre Töchterchen heran und machte sie mit dem Künstler bekannt. — „Das ist auch noch meine Tochter, die dort am Fenster mit den Locken, — die ist aber schon verheiratet; ach Gott ja, die Kinder!“ —

Die Flügelthüren sprangen auf, und hereintrat Felix Lichnowsky mit jenem gewinnenden Lächeln, mit jener eleganten Sicherheit, die sich in jeder Bewegung, in jedem Worte, in seiner ganzen Gestalt ausprägte. Es war dieselbe Biegsamkeit und Elastizität in seinen Körperformen, die seinen Geist charakterisirte. Niemand verstand es so wie er, eine überzeugende Gewißheit in jeden Satz zu legen, Niemand wußte so wie er, sein Privatinteresse als allgemeines Bedürfniß erscheinen zu lassen. Es ist kein Wunder, daß er Egoist wurde und die Menschen, die Leidenschaften, sogar den Ehr-

geiz Andrer nur als Staffeln für sich selbst betrachtete. Jede isolirte Stellung erzeugt dies egoistische Gefühl, — und er war hier isolirt, er hatte keinen Nebenbuhler. Lichnowsky war durch seine hervorragenden Talente berufen, überall eine Größe zu sein, in Oberschlesien war er aber die einzige, und das war das Unglück. Es machte aus ihm, der liberalem Streben durchaus nicht fremd gewesen, den Mann, der später fanatischer Wut erlag. Er war im Augenblicke der Mittelpunkt der Gesellschaft; man hörte seine Worte wie Orakel an und flüsterte sie denen zu, die so unglücklich waren, ihn nicht verstanden zu haben. Sein Einfluß war absolut. Stein hatte sich vergebens bemüht, den Herren zu beweisen, daß auch Deutschland eine Revolution haben würde, Lichnowsky erklärte mit wenigen apodiktischen Strichen, jetzt sei der Moment da, in dem eine Konstitution ertrotzt werden müsse, wenn der König sich nicht freiwillig dazu verstünde, und es war Niemand im ganzen Salon, der diese Ansicht nicht augenblicklich theilte. Stein glaubte aus der Entwickelung des Fürsten heraus zu hören, daß es ihm dabei vorzugsweise um einen Platz in der ersten Kammer als erblicher Reichsrat, als Pair zu thun war, daß er für eine aristokratische Oligarchie kämpfend, den Interessen der Dynastie und des Volkes nur so weit Aufmerksamkeit schenkte, als diese vorläufig seine

wahren Zwecke fördern konnten. War die Gewalt der Krone erſt zerſplittert und ihr beſter Theil in den Händen der großen Ariſtokrazie, — was in Preußen noch im Februar die wahrſcheinlichſte Richtung einer Revolution ſein durfte, — ſo hoffte er wieder durch ſeine Perſönlichkeit die Leitung dieſes oligarchiſchen Kreiſes zu erringen. Ich zweifle, daß es ihm gelungen wäre, denn er war nie der Kopf einer Partei. Seine Keckheit, und zum Theil ſeine Eitelkeit machten ihn immer nur zum Pfeile, der von einer Partei geſchnellt wurde. Er holte die Kaſtanien aus der heißen Aſche und fiel ein Opfer eben dieſer Keckheit und Eitelkeit. — Es iſt keine Frage, daß er in die Myſterien jener ariſtokratiſchen Verbindung eingeweiht war, die, namentlich in Weſtphalen und in den Rheinlanden geknüpft, nach und nach den ganzen preußiſchen Staat mit einem Netze zu überſpinnen wußte. Bei der Wendung, welche die Neuzeit den Verhältniſſen gegeben hat, wird der Schleier nie ganz gehoben werden können, und das geheime Gewebe wird ein Geheimniß bleiben. Es iſt nicht einmal in größeren Kreiſen bekannt geworden, daß der Streit wegen der gemiſchten Ehen nichts als eine Kontremine eben dieſer Verbindung war. Man wollte die weſtlichen Provinzen mehr preußifiziren als dies bisher gelungen, und ſchickte deßhalb wohlhabende junge Leute mit vollklingenden

Namen aus den alten Provinzen als Beamte nach Westphalen und den Rheinlanden wie man wieder von da die Söhne nach der Mark und nach Preußen zu ziehn suchte. Dem Systeme Friedrich Wilhelms des Dritten gemäß, galt es zugleich für die Staatskirche Propaganda zu machen. Es konnte nicht fehlen, daß trotz der Hindernisse, die das Abschließen der Großen im Westen diesen Bemühungen in den Weg legte, verschiedne Familienverbindungen geschlossen, und so ein Band geknüpft wurde, das den besten Erfolg versprach. Man sann darauf, ein für allemal einen Stein des Anstoßes zu finden, und da die Kirche sich in's Interesse gezogen fühlte, suchte man jenes alte Verbot der Mischehen hervor. Es war eine reinpolitische Maßregel, und man erinnert sich, daß bemerkenswerter Gebrauch auch nur in den politisch interessirten Provinzen, im Westen und in Posen gemacht wurde. Die Bischöfe von Cölln und Posen standen für ihre politische Partei, das ist das rechte Gesicht der Dinge. — Außerdem wollte man politische Rechte, man wollte den Absolutismus brechen, um eine aristokratische Verfassung, einen Senat der Großen mit der Haubtgewalt zu betrauen. Etwas Anderes bezweckte die Opposition des ersten vereinigten Landtags auch nicht, und Lichnowsky war mit dieser Partei liirt. Der niedre Adel, die plebejischen Junker, statt ihren Vortheil wahrzunehmen und

ſich mit dem Volke zu verbinden, die einzige Weiſe, wie ſie für ſich ſelbſt hätten wirken können, boten alle Kräfte auf, unbewußt die Zwecke der Großen zu fördern. — Lichnowsky benutzte ſie wo er ihrer irgend bedurfte, und warf ſie ſtets wieder ſchnöde bei Seite, wenn er ſein Ziel erreicht. — Die Schande trifft nicht ihn, ſondern die, welche albern genug waren, ihm zu dienen und ſich immer wieder brauchen zu laſſen, nachdem er ihnen wiederholt gezeigt, daß ſie ihm nichts als niedrigſte Werkzeuge waren.

Er beherrſchte ſie vollkommen, und Stein konnte nicht umhin, Schwarz Recht zu geben, wenn er bedauerte, daß der Fürſt ſeinen Einfluß nur für ſein eignes Intereſſe geltend machte. Grade er hätte ein Apoſtel für Oberſchleſien werden müſſen, grade ihm hätte es gelingen können, Herren und Knechte wach zu rütteln und aus der Wüſte ein fruchtbares Feld zu machen. Daß er es nicht gethan, daß er nie auch nur die Abſicht verraten, es zu thun, beſtätigt Schwarz' Behauptung, er ſei mit allen ſeinen Talenten ein totes Kapital für die Menſchheit geblieben.

Es fehlte dem auserleſnen Cirkel, der ſich nach dem Diner mit der Gräfin und dem Fürſten zurückzog, nichts, um ſich in einem der Salons zu denken, den irgend eine geiſtreiche Frau in der Weltſtadt den Fürſten des Geiſtes und der Mode öffnet. Es war

eine Erholung für Stein, seit lange wieder einmal ein Duzend Menschen zu sehn, die über andre Verhältnisse zu sprechen wußten als die allerengsten des Hauses oder höchstens des Kreises; er unterhielt sich so lebhaft, daß er nur in einzelnen Pausen an den Kampf denken konnte, der ihm unvermeidlich bevorstand. Man scherzte über seinen Vorsatz, die Gegend für immer zu verlassen, und die pikanten Beweggründe, die diesem Entschlusse von allen Seiten untergeschoben wurden, brachten es dahin, daß er lachend den Wagen bestieg und dem Baron aufrichtig dafür dankte, daß er ihn abgeholt.

„Sie haben auch allen Grund mir zu danken, denn Sie müssen stolz auf die Auszeichnungen sein, die Ihnen der Fürst und die Gräfin zu Theil werden ließ. So ein Tag verdient rot unterstrichen zu werden!“

„Gewiß!“ sagte Stein ironisch. „Der Fürst hat mindestens zehn Minuten mit mir in der Ecke des Zimmers gestanden und mich sogar durch das Vertrauen geehrt, mir zu sagen, daß er nach Berlin gehe; denn, so waren seine eignen Worte: wenn man den Sturm kommen sieht, gehört man an's Steuerruder!“

„Sie Glücklicher, davon hat er uns Keinem etwas gesagt!“ — —

Stein war nicht wenig erſtaunt, als er Haldens Fenſter erleuchtet fand. Schwarz hatte den Wagen in der Avenüe herankommen ſehn und wartete ſchon am Portale. Kaum war Monzen fort, als er ſagte: „Das iſt eine ſchöne Geſchichte! Wir haben den Grafen totkrank und zwei Ärzte im Hauſe. Er kam ohnmächtig auf der Station an, und Fritz hatte Verſtand genug, einen Menſchen zu dingen, der mit dem nächſten Zuge den Hausarzt herbeiholte. Ein zufällig anweſender zweiter Aeskulapius ſchloß ſich ihm an, und ſo brachten ſie den immer noch Ohnmächtigen vor einer Stunde hierher. Kommen Sie nur hinauf, Teichert iſt außer ſich und wollte einen Kourier um den andern nach Ihnen ſchicken. Kommen Sie nur, und machen Sie dem Zwieſpalte der Ärzte, die ihrer Prinzipien wegen den Kranken hilflos laſſen, ein Ende.“

Felix lag ſtarr und ſteif auf ſeinem Bette, der Athem war kaum bemerkbar, aber ſein Geſicht war dunkelrot, und ſein Kopf glühend heiß.

„Werden Sie mich denn endlich begreifen?“ ſagte der eine Arzt, „wir haben hier einen ganz abnormen Fall, einen Krankheitszuſtand, der nur in dieſer Familie vorkommt. Als ich eine Schilderung dieſes Übels, das ich Kephalo-Phallothia Haldensis nannte, und die ich aus den Papieren meines Vaters, des Sani-

tätsrates Nummer, zog, in den medizinischen Jahrbüchern abdrucken ließ, wurde ich verhöhnt. Sie werden mir nun die Richtigkeit meiner Ansichten bezeugen. Mein Vater hat die Vorfahren des Patienten an demselben Übel leiden sehn, und hat sie demnächst davon befreien gelernt. — Wo sahen Sie je bei einer Apoplexia solche Symptome, mein Bester? Es ist die Kephalo-Phallothia. Wenn wir es je dahin bringen können, den Kopf eines Grafen Halden untersuchen und zerlegen zu dürfen, wird der Zweifel ganz unmöglich werden. Es sind corpora cavernosa in diesem Kopfe, die sich in gereiztem Zustande mit Blut füllen und strotzen bis zum Springen . . . . "

„Sorgen Sie vorerst dafür, daß hier kein Unglück geschieht, dann disputiren Sie über Ihre Ansichten so viel Ihnen beliebt!" sagte Stein gebieterisch und deutete auf den Kranken.

„Aber, mein verehrter Kollege", sagte der zweite Arzt, „mit warmen Umschlägen müssen Sie den Blutandrang steigern und den Tod herbeiführen."

„So, so?" rief der erste, zog eine Lancette hervor und öffnete eine Ader am Fuße, der im Gegensatze zum Kopfe kalt und weiß war. „Ist hier Blut? Es ist keins, und die Farbe des Kopfes zeigt Ihnen wo es steckt. Die Cirkulation ist unterbrochen. Die Arterien führen das Blut stromweise in den Kopf, und

die Venen bringen es nur in geringem Maße zurück. Ich werde Ihnen zeigen, daß ich recht habe. Bei zeitiger Hilfe iſt gar keine Gefahr.“ Und er wickelte den Grafen bis an die Bruſt in heiße Decken, ließ nach einiger Zeit einen eiskalten Sprühregen auf den Kopf plätſchern und deutete endlich mit ſiegtrunknem Geſichte auf den Aderlaß, aus dem Tropfen um Tropfen zu fallen begann. Er verordnete darauf eine Eiskappe, und in Zeit einer Stunde war der Athem und der Puls faſt regelmäßig, die Ader längſt verbunden, und nach der Erklärung des Arztes nichts als eine geringe Ermattung die Folge des ganzen Anfalles. — Der Kollege glaubte nun faſt auch an die corpora cavernosa im Kopfe und gratulirte dem Entdecker der Kephalo-Phallothia Haldensis nicht ohne Neid.

Felix erwachte am Morgen und ſeine ſtieren, ausdrucksloſen Augen irrten im Zimmer umher. Er verſuchte ſich zu bewegen, vermochte es aber nicht. Die Augen ſchloſſen ſich wieder, und eine Art Schlaf ſenkte ſich auf ihn herab. Er war geſund, nur ſehr ſchwach. Die Erinnerung kam ihm nach und nach wieder und er bat Stein, den Mut zu haben, bei ihm zu bleiben. Er erholte ſich von Tag zu Tag mehr, aber ſein Ausſehn machte den Verdacht rege, daß er an jener Krankheit leide, die ihre Opfer erſt verklärt, ehe ſie hingerafft werden. Er vermied es mit Stein

allein zu ſein und begegnete ihm immer mit faſt unterwürfiger Scheu; hätte dieſer ihn alſo auch nach dem Grunde des Fiebers, das ihn ſtets zu ſchütteln ſchien, oder nach dem Gedanken, der ihn bald lächeln machte, bald ſeine Stirn in Falten zog, fragen wollen, ſo wäre es unmöglich geweſen. Felix wollte nicht gefragt ſein. Ebenſowenig wurde des lebhaften Briefwechſels Erwähnung gethan, der ſich plötzlich zwiſchen Felix und dem alten Grafen entſpann. Stein malte den Meduſenkopf, den er Marien verſprochen, und nur die äußern, die politiſchen Verhältniſſe gaben Veranlaſſung zu längeren Geſprächen.

Es war gekommen, wie Stein geſagt. Der Merz von 1848 ſchien der Grundſtein einer neuen Zeit werden zu wollen. Man ſprach von einer Wiedergeburt Deutſchlands, man ſprach von Freiheit, die Kerker öffneten ſich, der Abſolutismus ſtürzte und bat um Amneſtie, die Preſſe war entfeſſelt und ſpie Flammen, — das war das Reſultat des Wiener Barrikadenkampfes und der Berliner Mordnacht. Der Jubel ſteckte an, ſelbſt Felix trug die dreifarbige Kokarde und dachte nicht daran, ein Freikorps zu bilden, um den Thron zu ſtützen. Stein hatte ſich vorgenommen, Felix ſo wenig als möglich durch Widerſpruch zu reizen, und unterdrückte deßhalb auch die Bemerkung, daß er von einer ſolchen Revolution nichts erwarte. Er

äußerte nur wieder zu Schwarz: „Es iſt auf keiner Seite Konſequenz. Der König mußte entweder das Blutbad zu Ende führen und ſich nicht an ſeine Krone taſten laſſen, oder er hätte ſich ohne Kampf der Notwendigkeit fügen ſollen. Die Partei der Angreifer mußte aber auch ihrerſeits nicht ſtehn bleiben und etwas Ganzes machen. Es iſt nicht einmal eine Revolution wie die franzöſiſche von 1830, ſie wird ihr nur in den Folgen gleichen. Man wird ſich jetzt mit den hohlen Phraſen begnügen und ſpäter Alles wieder zerrinnen ſehn. — Die eine Hauptfrage, die ihren Oedip ſucht, die eigentliche Mine, die den Staaten droht, die Arbeiterverhältniſſe, die Löſung des ſozialen Wirrwars wird wieder auf die lange Bank geſchoben, und dieſe Mine ſprengt über lang oder kurz doch all das wieder in die Luft, was man jetzt mühſam aufzubauen ſucht. Eine ſoziale Revolution thut uns Not, ſie iſt die größere, die allgemeinere, ſie ſchließt die politiſche ein.“

Er begleitete Felix in den erſten Tagen des Tumultes nach Breslau. Die beiden Grafen Reichenbach, namentlich aber der Ältere, ſtanden an der Spitze eines Sicherheitsausſchuſſes, auch Schlöffel hatte auf kurze Zeit das Vorparlement verlaſſen. In allen Straßen ſahen ſie bewaffnete Bürger mit der Wehrbinde um den Arm, es war ein Treiben und Drängen wie es

die alte Stadt noch nicht geſehn. Von der Rampe des königlichen Schloſſes ſprachen Volksredner. Eduard Reichenbach war offenbar der beliebteſte. Er iſt dazu geſchaffen, ein Führer der Maſſe zu ſein, er iſt eine geborne Fahne des Aufruhrs. Mit ſeinen mächtigen Schultern, ſeinem athletiſchen Wuchſe, der freien Stirn und dem großen Barte weit über die Menge ragend, imponirt er dem Haufen, der ſtets ſtarkes Gefühl für Körperkraft hat, ſchon durch ſeine Geſtalt. Da er außerdem völlig Herr über den platten niederſchleſiſchen Dialekt iſt, bleibt er der Maſſe verſtändlich. — Eine größere geiſtige Potenz aber iſt ſein Bruder Oskar, der wol eben ſo hochgewachſen, aber nicht im Stande iſt, eine unruhige Volksmenge zu überſchreien. Er iſt ruhig und überlegt ohne kalt zu ſein, während ſein Bruder ſtürmiſch und lodernd auftritt und dadurch fortreißt. — Schlöffels drittes Wort war ein Angriff auf die „Geldſäcke", was im Ganzen ziemlich wunderlich klang, da er ſelbſt ein wohlhabender Mann iſt, und die Einſaſſen ſeines Gutes beſondre Unterſtützungen ihm nicht nachzurühmen wiſſen. Felix wurde in den Strudel fortgeriſſen, er ſchwärmte jetzt für die Republik. Aber er warf dies Stichwort umſonſt hin, Niemand nahm es auf, und als Stein um ſich ſchaute, fand er die Volksmänner beſonnener, als er gedacht.

Die Zeit, eine Republik zu improviſiren, war ſchon vorüber, man hätte ſie vielleicht in der erſten Überraſchung hingenommen, und dann für ſie geſtritten um die Ordnung aufrecht zu erhalten, jetzt hatte die Bourgeoiſie ſchon wieder überlegen können, und keine Macht der Erde zwang ihr die gefürchtete Republik auf. Reichenbachs Leben war bedroht, weil er dieſe Staatsform nur genannt und gelobt, ja ein Attentat wurde nur durch die Drohungen der Arbeiter, die Stadt an allen Enden anzuzünden und zu plündern, wenn ihrem Freunde ein Haar gekrümmt werden ſollte, abgewendet. Die Revolution hatte damals in Breslau das Geſicht einer wilden Emeute, und Gewaltthaten aller Art wurden nur durch den überlegnen Einfluß der Führer vermieden. Die Stadt Breslau ſchuldet den Reichenbachs und Semrau eine Dankadreſſe.

„Es iſt hier nichts als Spannung, kein Plan, keine leitende Idee," ſagte Stein, „wenn wir den Gang der Revolution beobachten wollen, müſſen wir nach Berlin. Ich glaube aber, daß wir das geringe Gute, das aus ihr entſpringen wird, das nachhaltige immer noch früh genug zu Hauſe erfahren, wo uns außerdem mißverſtandne Plakate, wie ſie jetzt nach allen Weltgegenden fliegen, Krawall bereiten können!"

„Ich bin zu abgespannt von diesem Treiben, ich gehe nach Hause. Wir wollen morgen abreisen. Helfen Sie mir jetzt einen Flügel aussuchen.“

„Seit wann spielen Sie denn das Piano!“

„O, ich besaß früher einige Fertigkeit darin, diesmal ist es aber nicht zu meiner Benutzung. Ich müßte doch ein Instrument anschaffen, und Weigelsdorf will nur zu mir kommen, wenn er einen Flügel vorfindet, ich kaufe ihn also lieber gleich jetzt!“

„Sie bekommen also Besuch?“

„Ich dachte, ich hätte Ihnen schon gesagt, daß wir einen sehr interessanten Mann, eben diesen Herrn von Weigelsdorf bei uns haben werden.“

„Kennen Sie ihn schon seit langer Zeit?“

„Seit gestern! Er las im Keller der Demokraten ein Gedicht vor, das mit verdientem Beifalle aufgenommen wurde. Ich ließ mich ihm vorstellen und bat ihn zuletzt, mich zu besuchen; was er denn auch für die nächsten Tage versprach. Er wird Ihnen sehr gefallen, denn er ist so ernst und ruhig wie Sie. Obgleich er in seinem Wesen etwas Ungeheuerliches hat, sah ich ihm doch von all den Männern mit großem Vertrauen begegnen.“

„Es ist ein sonderbares Geschick, daß Sie grade den einzigen Menschen in ganz Schlesien finden und einladen mußten, für den ich etwas fühle, was ich

weder Widerwillen noch Sehnſucht nennen mag, was aber doch wol eins oder das andre iſt. Intereſſant iſt er mir ſehr, ich weiß nur nicht, ob in gutem oder ſchlechtem Sinne; ich habe bis jetzt nicht daran gedacht, mir den Gedanken, der ihm oft galt, klar zu machen.“

„Kennen denn Sie ihn?“

„Ich ſah ihn nie, hörte ihn aber auf die ſonderbarſte Art ſchildern.“

„Wir werden Zeit haben, ihn zu analyſiren; Sie mögen dann ſehn, ob er Ihnen richtig geſchildert worden. — Bitte, geben Sie mir Ihren Arm, ich habe ſo viel geſprochen, daß ich ſchwächer bin als ſeit langer Zeit, aber das Droſchkenfahren greift mich noch mehr an als das Gehn. Ich habe Berndts Adreſſe bei mir, wir finden den Weg wol allein!“

Felix kaufte ein prachtvolles Inſtrument, das an Fülle und Rundung des Tones einem Pleyel nichts nachgab. Es war ganz ähnlich ausgeſtattet wie die Physharmonika Mariens. Stein ſprach es auch aus, und Felix nickte mit dem Kopfe, indem ein eigentümliches Lächeln über ſeine Züge flog. Der Flügel wurde augenblicklich gepackt und trat am andern Morgen ſeine Reiſe mit Felix und Stein zugleich an. Ein Gehilfe kam mit, um die Aufſtellung zu beſorgen und nachzuſtimmen.

Als er mit dieſer Arbeit fertig war, bat er Felix, den Flügel zu verſuchen. Kaum hatte er aber gehört, daß Weigelsdorf darauf ſpielen ſolle, als er augenblicklich wieder nach dem Hammer griff und mit ängſtlichſter Sorgfalt Ton für Ton noch einmal prüfte. Stein fragte nach dem Grunde.

„O, ich bekäme nie wieder den Auftrag, ein Inſtrument zu ſtimmen, wenn Herr von Weigelsdorf eine laxe Quintenſchwebung entdeckte. Er würde mich einen erbärmlichen Stümper nennen, und man würde ihm glauben, denn wenn Jemand muſikaliſches Gehör hat, ſo iſt er es.“

„Iſt er denn aber ſo ſchlimm?“ ſagte Stein mit leichter Ironie.

„Gewiß nicht, aber er verlangt ordentliche Arbeit. Er ließ vor zwei Jahren ein Haus bauen und gab zu jeder Kleinigkeit genaue Zeichnungen. Er feilſchte nicht, beſtimmte aber durch gerichtliche Kontrakte, daß jedes Stück akkurat nach der Zeichnung gearbeitet werden müſſe. Der Gelbgießer hat dabei viel Geld verloren, es ging um ſeinen Ruf, und er mußte faſt Alles umgießen als es zur Übergabe und zum Vergleichen kam. Wer gut gearbeitet hatte, wurde reichlich bezahlt, wer ihm aber Schlechtes geliefert, bekommt in der ganzen Gegend keine Arbeit mehr. — Auch möchte ich um alle Welt nicht, daß ihm ein Akkord

falſch klänge; Sie werden ihn ſpielen hören und fühlen, daß es eine Sünde wäre, durch Nachläſſigkeit ſeine Tonbilder zu verzerren. Aber dann muß der Flügel auch mitten in's Zimmer, an der Wand leidet er ihn nicht, und ob er nicht darauf beſtehen wird, daß die vielen Polſterſtühle herauskommen, weiß ich auch nicht."

„Ich glaube, Ihr Gaſt wird uns noch auf die Diele betten. Er muß unmäßig eitel ſein."

„Ich möchte mir erlauben, das zu bezweifeln, denn obgleich Liſzt und Thalberg erklärt haben, daß er wunderbar ſpiele und daß es ſchade ſei, daß er nie öffentlich auftrete, hat er ſich doch nie dazu bewegen laſſen. Er ſpielt faſt nur, wenn er allein iſt, — aber dann lauſcht Alles an der Thüre und an den Fenſtern. Sie werden ihn hören, es ſpielt Niemand ſo wie er!" — — —

Stein ſaß einige Tage darauf vor ſeiner Staffelei und malte emſig. Plötzlich hörte er ein Geräuſch dicht neben ſich, er ſah auf und erblickte einen Mann von etwa acht und zwanzig Jahren in einer ſchwarzen Kurtka, die bis zum Halſe zugeknöpft war, ein Geſicht, das noch durch die Bronzetinte, die auf ihm lag, hindurch bleich ausſah, und deſſen Augen die Linien auf der Leinwand aufmerkſam betrachteten. Stein ſtand auf.

Ich wußte früher für Steins Blick keine beſſere Bezeichnung als das Epitheton: abſolutiſtiſch; ich weiß nun den Weigelsdorfs auch nicht anders zu nennen, als dämoniſch. Der Abſolutismus neigte ſich vor ihm, Stein konnte das fremde Feuer, das ihm entgegen loderte, nicht ertragen, er ſchlug die Augen nieder und ſah nur noch jenes Zucken des Spitzbartes, das Marie für den Ausdruck eines inneren Lachens hielt. Die Zornröte flammte auf ſeine Stirn, er fühlte ſich herausgefordert.

„Ich bin Weigelsdorf,“ ſagte eine weiche wehmütige Stimme, die mit jenem Blicke ſchroff kontraſtirte. „Sparen Sie Ihren Zorn für ſich, denn Sie haben ſich ſelbſt verloren, Sie haben nicht einmal den Mut, das zu malen, was Sie malen wollen. Dies Bild wird Sie nie befriedigen, weil Sie zu feig ſind, die Striche hinein zu machen, nach denen Sie geizen!“ Und ſein Blick ruhte wieder auf Stein. „Faſſen Sie Mut, Ihre Stirn iſt nicht dazu da, ſich von Narrheiten bekritzeln zu laſſen, auch in Ihnen liegt Beſſeres. Geben Sie mir Ihre Hand, Sie gehören, wie ich mit Staunen bemerke, zu den Weſen, mit denen ich noch mehr, und vielleicht nicht einmal ungern zu ſchaffen haben werde. Geben Sie mir Ihre Hand, wenn Sie Wahrheit vertragen können.“

Stein hatte nie einem Menſchen gegenüber geſtanden, der ruhiger geweſen als er. Er fühlte, daß er ſich durch eine zornige Abweiſung in dieſem Falle eine Blöße geben müſſe, und gewann es über ſich, vornehm kalt zu antworten: „Da Sie meine Hand nicht als eine banale Begrüßungsform zu verlangen ſcheinen, und ich keinen Grund dafür habe, ſie Ihnen mit irgend einer Bedeutung zu reichen, ſo müſſen Sie ſich ſchon damit begnügen, daß ich Sie im Namen des abweſenden Hausherrn wie einen Fremden willkommen heiße. Ich liebe die oktroyirten Freundſchaften nicht!“

„Dann ſind Sie grade noch auf der niedrigen Stufe der Erkenntniß, die ich bei Ihnen vorausſetzte, und außerdem von einem großen Irrtume befangen. Der Irrtum beſteht darin, daß Sie von Freundſchaft faſeln, wo von einer ſolchen keine Rede war. Ich wollte Ihre Hand fühlen, um durch den Kontakt mehr von Ihnen zu erfahren. Voilà tout! Da Sie aber indirekt geſtanden haben, daß Sie an Freundſchaft glauben und noch dazu lieben können, ſo weiß ich vorläufig genug.

„Ich halte Sie für einen blaſirten Narren!“ ſagte Stein gereizt.

„Bah! Das gibt ſich! — Sie ſind immerhin ein intereſſantes Problem, ich habe lange nicht ſolche

poſitive Arroganz neben wirklichem Verdienſte gefunden, wie ſie ein gutes Theil Ihres Charakters ausmacht. Etwa 5 Karat Menſch und 19 Karat Legirung, das iſt nicht ſo übel, Sie ſind ſchon vor dem Löthrohre geweſen!“

„Sie erlauben ſich in meinem Zimmer Dinge . . .“

„Geniren Sie ſich nicht, laſſen Sie ſich völlig gehn! Man ſieht nie tiefer in eines Menſchen Bruſt, als wenn er in Affekt gerät. Sie verbinden mich, wenn Sie ein wenig donnern, raſen, toben, mit einem Worte, wenn Sie aus ſich ſelbſt heraustreten, ich werde Ihnen ſagen, wenn es genug iſt. Sie ſpielen Tragödie, ich ſumme die Muſik dazu und die — Opera buffa iſt fertig. Beginnen Sie!“ Er ſetzte ſich mit über einander geſchlagnen Armen auf einen Stuhl. Der Spitzbart zitterte krampfhaft.

„Er iſt wahnſinnig!“ dachte Stein. Er ſetzte ſich wieder vor die Staffelei, nahm Pinſel und Palette auf und ſchien ſich nicht weiter um Weigelsdorf zu kümmern. Als er ſich einmal nach einem Ölfläſchchen umkehren mußte, ſah er erſtaunt, daß der ſonderbare Menſch ein Stück Briſtolpapier genommen hatte und, von Zeit zu Zeit nach der Leinwand hinüberſehend, mit raſchen Zügen eine Zeichnung entwarf.

„Da!“ ſagte er plötzlich, ſtellte das Blatt auf die Staffelei, ſah Stein einen Augenblick an und ging.

Der Maler wußte nicht, was er davon denken ſollte. Die Skizze war von ſicherer, geübter Hand. Sie zeigte die Umriſſe des Bildes, an dem er arbeitete; nur wenige markirte Linien waren anders gezogen, das Geſicht war nicht zu verkennen .... Stein warf Pinſel und Palette fort und verſank in tiefes Nachdenken, durch das in Pauſen ein Schauer rieſelte, der auch ſeinen Körper erbeben machte.

Er hörte Töne und ſetzte ſich in das Zimmer, neben welchem der Flügel ſtand. War es die Empfänglichkeit, die ſeine Aufregung vermittelt haben konnte, oder war die Tonwelt, in der ſich Weigelsdorf bewegte, wirklich eine zauberhafte: er hatte nie mit ſolcher Andacht Muſik gehört. Die Saiten ſangen, ſie ahmten das erſchütternde Tremolo der Violine Ernſts nach, die Kadenzen hatten den metallnen Fall der ſchwediſchen Nachtigall und der Vortrag das Pathos der Rachel. Der Flügel war ein ganzes Orcheſter. Weigelsdorf hatte bisjetzt nur die Fähigkeiten des Inſtrumets geprüft, er hatte es klagen, jubeln und reden laſſen, nun aber hob ſich aus dem Meere ſeiner Töne eine Geſtalt, ein Gedanke; die Tropfen, die wirren Gänge ſanken nach und nach in's Meer zurück, und der Gedanke blieb. Rein und einfach, ein Ideal wie die Schaumgeborne, ſchwebte er über den Taſten. Es war etwas Verklärtes, Unantaſtbares in dieſem Ge-

denken, er brannte und leuchtete, aber er war eine — „klagende Flamme.“ Das Bild ſank in das Chaos zurück, raſende, großartige Wetterfantaſie ſtürmte drüber hin, Rieſen und Kobolde kämpften, es war eine Wut, ein Zorn, ein ſprechender Groll in dieſer Muſik, daß ſich eine Welt von Leidenſchaften wie Blitze durch einander zu ſchlängeln ſchienen. Und wieder kam die Verſöhnung. Überraſchend quoll aus all dem Grauen in mächtigen, vollen Akkorden die Melodie des „Heil Dir im Siegerkranz!“ Nie iſt dies Lied mit größerer Vorliebe behandelt worden. Es klang erhaben, verzückt ſogar . . . Stein, dem die brandend über ihn hereinbrechenden Tonwogen allen Athem genommen hatten, ſog die Luft und die Töne zugleich wie Balſam ein. — Aber es war ein Dämon, der in den Taſten meiſterte . . . Noch hob ſich der Siegesjubel wie von tauſend Volksſtimmen getragen, ein unendliches Jauchzen, in den hohen Oktaven, als die Begleitung tief unten entfernten Trommelſchlag nachahmte. Er wurde ſtärker und näher, die Begleitung hatte ein Thema für ſich; noch war ſie nur Begleitung, dann verbanden ſich die Töne mehr und mehr zu einer Reihe, es entwickelte ſich ein Kampf, der Trommelſchlag übertäubte die Beſtrebungen der rechten Hand, das „Heil Dir im Siegerkranz“ wimmerte ängſtlich wie ein Todesſchrei, es wimmerte und

ſtarb. Das Tempo hatte gewechſelt, und die energiſche Muſik der Hymne von Marſeille brach mit jenen furchtbar mächtigen Akkorden herein, die auch den, der die Bedeutung des Liedes nicht kennt, der es zum erſtenmal hört, hinreißen und fanatiſiren. — Hier war die Zuſammenſtellung der beiden Lieder in dieſer grandioſen Ausführung von ungeheuerſtem Effekte. Stein war in den Gedankenwirbel hineingeriſſen worden, er glaubte ein politiſches Glaubensbekenntniß zu hören, ein Glaubensbekenntniß in Tönen; der erſte Trommelſchlag, der den Choral durchdröhnte, erſchütterte ihn heftig, ſeine Bruſt arbeitete als die Marſeillaiſe erſt wild, dann, ihres Sieges gewiß, ernſt und gewaltig daher brauſte, — er empfand die Macht der Muſik, er „rang auf als die Saiten ſchwiegen, eilte in den Salon hinein und reichte Weigelsdorf die Hand.

„Verzeihen Sie mir, ich verſtand Sie nicht, aber ich verſtehe Sie jetzt!“

„Jetzt ebenſo wenig als vorhin und ſpäter. Laſſen Sie das nur gut ſein, beleidigt haben Sie mich nicht. Sie ſind Menſch ſo gut Sie können, und das will nicht viel ſagen. Jetzt wenigſtens nicht. Finden Sie ſich einſt wieder, werfen Sie die Chryſalide ab, ſo werden Sie dem, was Sie früher ſelbſt für die höchſte

Aufgabe gehalten zu haben ſcheinen, nahe genug kommen, um bedeutend zu ſein. Sie nannten mich einen blaſirten Narren und hatten Unrecht, denn Sie verſtehn mich nicht; ich aber ſage Ihnen, daß die allerkleinlichſte Narrheit in Ihnen Raum gefunden hat, und ich habe Recht; Sie haben die Verbeſſerungen Ihrer Zeichnung geſehn und wiſſen, daß ich Sie kenne. — Fort damit! Seelen, die von der Natur aus Erz gegoſſen ſind, müſſen ſich nicht mit Watte ausſtopfen und mit Vergißmeinnichtkränzen behängen. — Wir können einander vorläufig nicht gefallen, werden es vielleicht nie, das iſt aber gleichgültig. ich habe Ihnen meine Meinung geſagt, ich bin mit Ihnen fertig. Gewinne ich jemals wieder Intereſſe an Ihnen, ſo iſt es ſicher nicht um Ihretwillen, ich weiß nicht wie Sie in einen gewiſſen Kreis kommen, der mir gehört, ich weiß es nicht, aber da es einmal ſo iſt, mögen Sie ſich mit dem Gedanken verſöhnen, meine volle Unliebenswürdigkeit noch öfter genießen zu müſſen. — Damit ſind wir jetzt fertig!" —

Felix kam dazu und bat ſeinen neuen Gaſt, den Flügel zu verſuchen. Weigelsdorf zeigte ihm gegenüber nichts von der Schroffheit, mit der er Stein begegnet war, er behandelte ihn wie ein zerbrechliches Porzellangefäß, und nur jenes innere Lachen, das jedes an den Grafen gerichtete Wort begleitete, zeigte, daß dieſe

Schonung ihren Grund in grenzenloſer Geringſchätzung habe. Er ſpielte auf wiederholtes Bitten ein kleines melancholiſches Lied, worin der lebhafte Mazurkatakt durch gehaltne Molliterzen um allen Frohſinn gebracht wurde. Es lag in der Weiſe wieder etwas unſäglich Ergreifendes und doch war es eine ganz andre Muſik als die, welche Stein vorhin bewegt.

„Sagen Sie mir, woher iſt dieſes reizende Motiv? Kann ich dies Lied nicht irgendwie niedergeſchrieben bekommen!“ fragte Felix.

„Ich glaube nicht, wenn ich es Ihnen nicht ſetzen will. Es iſt übrigens nichts als ein Volkslied, das Sie von Ihren Mägden wahrſcheinlich hundertmal gehört haben. Nicht wahr, das benimmt Ihnen den Geſchmack? Man ſucht das Pikante, weiß der Himmel, wo, während wir es auf der Straße aufleſen können, während es vom Volke gehegt und gepflegt wird. Grenzenl[illegible] Albernheit, unten nur Not zu ſuchen. Man wollte einmal einen jungen Mann aus der Geſellſchaft verbannen, weil er eine auffallende Neigung für Kuhmägde zeigte; ich rettete ihn mit der Erklärung, daß er durch dieſen Geſchmack eine bedeutende Gourmandiſe und außerdem eine Ähnlichkeit mit Friedrich dem Einzigen verriete. Man fragte, wie ſo? und ich erzählte die bekannte Geſchichte, daß der große König die Teller, von denen er aß, mit Aſſa fötida beſtrei-

chen ließ. Dieſes Raffinement war ſogar eine zeitlang allgemeine Sitte, und galt für ſehr anſtändig!“

Felix lachte über die Anekdote und überhörte oder vergaß die ſchneidende Ironie, die in Allem, was Weigelsdorf geſagt hatte, lag.

„Ich hätte wirklich nicht gedacht, daß das hieſige Volk ein ſo abgerundetes Lied haben kann!“ ſagte Stein.

„O, Sie haben das Volk in ſeinem moraliſchen und phyſiſchen Vernichtetſein kennen gelernt, Sie haben geſehn, daß Pfaffenunweſen, miſerable Geſetze, elende Schulen und lumpige Herren die Unglücklichen eher unterdrücken und töten, als ihnen helfen, und damit klappten Sie das Buch zu, ſchrieben ein Recept, das weder nützt noch ſchadet und gaben den Patienten auf. Das iſt die noble Glacéhandſchuh-Volksliebe. Wo die Klapperſchlange am häufigſten iſt, da wächſt auch das einzige Kraut, das ihren Biß unſchädlich macht, in Maſſe. Daran haben Sie nicht gedacht, daß das einzige Mittel aus dem Volke ſelbſt kommen kann. — Können Sie das Polniſche verſtehn? — Nicht? — Nun gut, in dieſem Falle, um Ihnen einen Begriff von dem zu geben, was geſchehn kann, und Sie zugleich von einem albernen Vorurteile zu heilen, genügt meine Überſetzung, ſo wenig Wert ſie auch für den

Zweck hat.“ Er zog ſeine Brieftaſche heraus und las folgende Lieder, die er aus dem Munde des Volkes empfangen.

1. Die Magd, die Magd an der Thüre ſteht,
Ihr Halstuch iſt rot;
Die Sonne ſcheint, der Klee gedeiht —
„Sonſt hat mein Liebſter für mich gemäht,
„Wer mäht mir jetzt, da mein Liebſter ſo weit?“
Ihr Halstuch iſt rot,
Die Wang' iſt rot,
Der Klee blüht rot.

Die Magd, die Magd an der Thüre lehnt,
Sie lehnt und weint.
„Faul's Ding, der Klee fall gehauen ſein,
„Auf's Feld! Du haſt Dich genug gegrämt.
„Hol' Klee und leg' den Kühen ein!“
Der Klee blüht rot,
Ihr Halstuch iſt rot,
Sie mäht und weint.*)

---

2. Ihr Wolken, die Ihr am Himmel ſchauert,**)
Klagt, wie mein armes Herz getrauert;
Mein Herz war voll von Kummer und Gram,
Als nun die Stunde des Scheidens kam.

---

*) Kreis Koſel.

**) Kreis Oppeln.

Wir ließen zu Haus die harten Verwandten,
Im Auge heiße Thränen brannten;
Am Weg ein Muttergottesbild ſtand,
Dort reichten wir uns noch zuletzt die Hand.

„So nimm das Tuch, das Tuch nur wieder,
Das Du mir gabſt im Garten am Flieder,
Und gib es einem Andern hin,
Der lieber Dir iſt, als ich es bin"

„„So nimm den Ring, den Ring nur wieder,
Den Du mir gabſt im Garten am Flieder
Und gib ihn einer Andern hin,
Die lieber Dir iſt als ich es bin.""

Wir ſchwuren einander Lieb' und Treue,
Und gaben uns Ring und Tuch auf's Neue,
Dazu ein feuerrotes Band
Am Weg, wo die Mutter Gottes ſtand.

---

3. Ich habe mir Rosmarin gepflanzt,
Er wollte nicht treiben.
Mit einem Burſchen hab' ich getanzt,
Er wollte nicht bleiben.

Die Straf' ist frei, und mag er mich nicht.
So läßt er's bleiben:
Ich seh's ja doch, mein Rosmarin
Fängt an zu welken.*)

„Nicht wahr, es wundert Sie, daß diese nichtswürdige Nation grade so hübsche Liedchen hat, wie die deutsche oder eine andre, die sich wie der Pharisäer über den oberschlesischen Zöllner dünkt? Ich will Ihnen noch ein uraltes, dieser Gegend gehörendes vorlesen, das eine so kunstgerechte Steigerung enthält, wie sie von keinem Dichter besser gemacht werden kann:"

4. Hinter dem Thor, wo die Straße geht,
Ein Pferd, ein ungesatteltes, steht.
„Sattelt! Reicht mir den Säbel hinauf
Und ruft mein Mädchen in schnellem Lauf. —
Zu früh! Im Sattel Dein Liebster sitzt,
An seiner Seite der Säbel schon blitzt.
— Ach sähe mein Vater zur Stund', zur Stund'
Wie mude mein Pferd, wie matt und wund!
— Ach sähe mein kleines Schwesterchen nur
In Kopf und Gesicht der Hiebe Spur!
— Weißt Liebchen, was im Kriege die Speis'?
Ein Pferdebraten, ein Trunk aus dem Gleis!
Weißt Liebchen, was für ein Grab auf mich harrt?
Im freien Felde ein Loch gescharrt!
Weißt Liebchen, welch Gelaute mir wird?
Es kracht das Geschütz, und die Kugel schwirrt."**)

*) Kreis Kosel.

**) Mag dies Lied, das im Kreise Ratibor aufgezeichnet worden, hier im Urtexte seinen Platz finden, um für die Mundart sowohl

„Das Kleelied iſt ein Diamant in der einzig möglichen Faſſung, in einer rohen. Was thut's? Der Gedanke iſt dennoch duftig und poetiſch. Im zweiten iſt das Scheiden und Meiden ganz ebenſo herb und wehmütig geſchildert, wie in den beſten deutſchen Liedern, an logiſcher Gliederung iſt es ſogar den meiſten überlegen. Das dritte endlich hat den anmutigen Leichtſinn einer franzöſiſchen chanson. — Das, was ich Ihnen durch dieſe Lieder und die Liebe des Volkes für ſie beweiſen wollte, iſt einfach: daß das Volk Sinn

---

als für die Treue dieſer wie der übrigen Ueberſetzungen zur Probe zu dienen. !

Oj za dworem, za stodolamy
Stoi tam koniczek niesiodlany;
„Koniczka siodłajcie, szabelkę mi dajcie.
Na moią miłuską mi zawołajcie!
Ah! moia miła nieskoro wyszła,
Jusz mi się szabliczka na boku błyskła;
— Gdyby wiedział tén moj tatuliczek
Jak porąbany tén moj koniczek
— Gdyby wiedziała moia siostryczka,
Jak porąbana moia głowiczka;
— Chcesz miła wiedzieć iak na wojnie źle?
Kónska pieconka, woda zkolei;
Chcesz miła wiedzieć jaki pogrzeb moj?
W szczerem poleczku wykopany doł;
Chcesz miła wiedzieć iakie zwonienie?
W szczerem poleczku wielkie strzelanie! —

für inneres Leben und zugleich das Geſchick hat, ſeine Gedanken auszuſprechen. Dieſe Lieder ſind nicht Überreſte einer vergangnen Zeit, dieſe Zunge hat nie eine Literatur gehabt, die Menſchen dichten ſingend, es hat ſich alles Edle in dem Volke in ſeine anſpruchsloſe Poeſie geflüchtet. In dieſem Momente liegt auch die Panacee, ihm zu helfen, es zu heben. Man muß ihm Achtung vor ſeiner Sprache, Achtung vor ſeinen Fähigkeiten beibringen, und es wird ſich aus dem Schlamme, in dem es mit ſeiner Sprache zugleich liegt, empor arbeiten. Nur nicht germaniſiren wollen, was nicht deutſch ſein will und keine germaniſche Zukunft haben wird. — Man ſammle die Späne des Volksgeiſtes, wie er ſich in ſolchen Liedern abgeſplittert, man ſchaffe ſelbſt neue in derſelben verſtändlichen Einfachheit, verbreite ſie zu Tauſenden, und man gibt dem Volke einen Schatz, der eigentlich ſein eigen iſt, einen Schatz, von dem es nichts weiß, und der doch der einzig denkbare Sockel ſeines Unterrichts iſt. Man mache ſeinen Jargon zur Schriftſprache, und es wird die Schulen lieber beſuchen, weil ihm das Lernen eine Ausſicht auf Vergnügen bereitet. Das Volk wird die Schulen verbeſſern, dadurch, daß es Unterricht fordert, nicht wie jetzt verſchmäht, weil ihm nur die verhaßten deutſchen Buchſtaben und der langweilige Katechismus geboten wird. Es gibt keine Sprache, die nicht fremde

Beſtandtheile hätte, dieſe werden hier alſo auch nicht hinderlich ſein. Es iſt nur eine Frage: wer ſich ohne Ausſicht auf Honorar und Lorbeerkränze einer ſo ſcheußlich anſtrengenden Arbeit unterziehn ſoll? Die Pfaffen würden nichts als Prozeſſionsgeſänge und Lobhudeleien der heiligen Maria drucken laſſen, und deßhalb dürften ſie, obgleich ſie am meiſten Zeit und Beruf dazu hätten, das Werk nicht in die Hand nehmen . . .“

„Warum übernehmen nicht Sie die Arbeit, die Hunderttauſende der Kultur gewinnen kann?“ fragte Stein.

„Kultur iſt die Summe aller Korruption; die Folterbank, auf der die Gliedmaßen des geiſtigen Menſchen ſo lange gezerrt, gequetſcht und gebrannt werden, bis ſie jene unnatürliche Form haben, die wir für die Geſellſchaft nötig glauben. Sie für einen ſolchen Zuſtand zu gewinnen, könnte auch dann nicht meine Abſicht ſein, wenn ich alle Fähigkeiten beſäße, die zu einem ſolchen Unternehmen nötig ſind. Ich verſtehe die Sprache wol größtentheils, ſpreche ſie auch ziemlich geläufig, glaube aber nicht, daß ich ſie ſchreiben kann. Ich würde es erlernen, aber meine Zeit iſt gemeſſen. Und wäre auch dies Hinderniß nicht, ſo würde es mir doch nicht gelingen, eine Menge von andern zu überwinden, die in mir ſelbſt liegen. Ich

denke faſt immer Abſtraktes, und das Volk kann nur Konkretes faſſen. Ich tauge nichts dazu, ein ſolches Werk zu leiten, obgleich ich gern helfen würde, ſo weit Zeit und Kraft langt.“

„Wie kommen denn die Mollterzen in dieſe Lieder?“ fragte Felix. „Ich erinnre mich jetzt, daß ich ſie ſelbſt in Tanzgeſängen und andern, deren Text ein überſprudelnd heitrer zu ſein ſchien, gehört habe.“

„Die Mollgänge, die in dieſen Liedern ſtereotyp ſind, — Sie finden hier nie eine andre Weiſe, haben für ihr Daſein einen naturmuſikaliſchen Grund. Roſenkranz behaubtet, ſie ſeien allen Völkern eigen, die kein weltbeherrſchendes Princip in ſich tragen, — und Otfried Müller will wiſſen, daß die melancholiſchen Akkorde aus der Sehnſucht des Menſchen ſproſſen, in Klagen ausbrechen zu dürfen und den Schmerz zu ſuchen, ſelbſt wenn er ſich nicht von ſelbſt darbietet. Beide ſuchen etwas in der Ferne, was ganz nahe liegt. Roſenkranz führt die ſlaviſchen Nationen, Müller die Schweizerbauern als Beiſpiel an, und Beide haben Unrecht. Die Mollweiſe gehört der Natur und durch die Natur dem Volke, das ſeine Muſik ihr abgelauſcht hat. Weltbeherrſchend oder nicht, der Deutſche wie der Slave, der Schotte, der Italiener, wie der Spanier, alle ſingen die urſprünglichen, vom Volke und nicht bloß für das Volk gemachten Lieder in Moll.

Der Durakkord iſt ein künſtlicher, ein ausgerechneter, und von berechneter Muſik weiß das Volk nichts. Der Wind heult, der Wald rauſcht, die Welle ſchlägt die Klippe in Moll, und kein Sproſſer auf der ganzen Welt hat noch einen Durgang aus ſeiner Kehle gebracht. Das iſt der einfache Grund. Sie wundern ſich über die Natur, Graf Halden, ein Beweis, daß ſie Ihnen fremd iſt. Es wäre ja vielmehr jeder harte Dreiklang ein Beweis geweſen, daß das Lied eingeimpft, aber nicht naturwüchſig iſt."

„Da Sie nun augenſcheinlich das Volk lieben und die Natur verehren," ſagte Stein, „warum kokettiren Sie mit einer verletzenden Spottluſt, die Jeden, der mit Ihnen ein Ziel verfolgen möchte, abſtößt?"

„Ich finde meinen Weg beſſer allein und mag allenfalls Bundesgenoſſe ſein, aber nie deren haben!"

„Sie bleiben aber doch eine Zeitlang bei uns?" fragte Felix.

„Sie werden mich früh genug fortwünſchen. Ich bin ein Meteor, aber ich ziehe einen Kometenſchweif von Unglück hinter mir: Mein Athem iſt Gift, und das Unheil heftet ſich an meine Ferſe wie ein ewiger Fluch. Sie werden es verwünſchen, daß ich meinen Fuß in Ihr Haus geſetzt. Ich gehe zu Niemand, der mich nicht ruft, denn ich brachte noch Niemand eine

frohe Stunde.“ Er ſprach dieſe Worte gelaſſen und in ſeiner kauſtiſchen Weiſe.

„Ich muß Sie Lügen ſtrafen,“ ſagte Felix, „denn ich habe ſeit langer Zeit keine frohere Stunde zugebracht.“

„Sie ſind doch trotz aller Ihrer Talente ein unverbeſſerlicher Narr!“ ſagte Stein trocken.

Die Thüre that ſich auf, und der alte Teichert ſtürzte athemlos, ohne Mütze und mit zerriſſnen Kleidern herein. „Retten Sie mich und ſich!“ rief er. „Das ganze Dorf iſt mit Senſen, Knütteln und Piken auf den Beinen. Sie wollten mich im Vorwerke totſchlagen, und nur dadurch: daß der Schreiber den, der die Pferde aufhielt, niederwarf, entkam ich. Dem Baron Monzen haben ſeine Leute das Schloß bis auf die Sohle demolirt, den Kühen die Euter abgeſchnitten und den Pferden die Augen ausgeſtochen, nun kommt's auch über uns. Das iſt der Lohn für Ihre Güte, Herr Graf.“

„Was wollen denn die Leute?“ fragte Stein.

„Von fünf und zwanzig Jahren her alle Zinſen zurück, und ein ſchriftliches Verſprechen, nie wieder Ehrungen zu fordern. Außerdem Ackerſtücke, Wald, Geld, ich weiß nicht was noch.“

„Schicken Sie doch einen Reitenden nach der Stadt um Militär.“

„Das that ich ſchon, als ich den Haufen ſah; aber ſie ſchlagen uns unterdeß tot.“

„Das werden ſie nicht,“ ſagte Weigelsdorf kalt. „Es ſtirbt heute keiner von uns. Laſſen Sie das Haus ſchließen, ich werde vom Balkon mit den Leuten reden. Halten Sie indeß ſo viel Feuergewehre parat, als Sie haben; es iſt nicht unmöglich, daß es zum Äußerſten kommt.“

Und heulend kam die trunkne Horde vor das Schloß gezogen. Weigelsdorf ſtand allein auf dem Balkon. „Der Amtmann muß 'raus, der Amtmann!“ ſchrien unten hundert Stimmen, und durch dieſes mordluſtige Konzert hörte man noch vernehmlich Weigelsdorf Ruhe gebieten. Ein paar ſchwere Steine, die neben ihm niederfielen oder die Scheiben zerſchlugen, und ein noch wilderes Geheul, waren die Antwort. „Ruhe!“ rief er drohend und beugte ſich weit vor. Man ſchien ihn zu erkennen, es bildete ſich unten eine Partei, die ihn hören wollte, und dieſer gelang es, eine Pauſe herbeizuführen.

Er ſprach nur kurze Zeit, und das Ende ſeiner Rede war: „Geht jetzt nach Hauſe, ich werde dafür ſorgen, daß auch euer Recht wird!“ Er ſprach nur kurze Zeit, aber auch die wenigen Stimmen, die ſich gegen ihn erhoben, wurden durch die Mehrzahl beſchwichtigt, und der Haufe ſchickte ſich an, den Schloß-

platz zu verlaſſen, als ein kleiner Trupp, der durch ein Fenſter im Souterrain in's Haus gedrungen war, innen ein Siegesgeſchrei ausſtieß. Nun war an kein Halten mehr zu denken, die Hebebäume donnerten an die Thüre, und innen entſpann ſich zwiſchen den Bedienten und den Eingedrungnen ein wildes Handgemenge.

„Fort von der Thüre!“ donnerte Weigelsdorf, der eine Piſtole mit Schrot geladen hatte, „fort, oder ich ſchieße!“ Es war umſonſt, und der zerſtaübende Schrot verwundete ein halbes Duzend der Angreifer. Sie wichen zurück. Er hieß Stein hinuntergehn und mit Schwarz die Abgeſperrten, die mit der Hoffnung auf Hilfe von außen den Mut verloren, binden helfen. Noch einmal ſtürmte der raſende Haufe heran, aber die Furcht vor den Feuerwaffen, die ihm nun auf ernſtere Weiſe ihre Ladungen entgegenſpien, trieb ihn wieder in die Flucht. Schreiend und drohend umlagerten ſie nun das Schloß von allen Seiten, bis der Ruf, „Soldaten!“ ſie nach allen Richtungen fliehen machte.

Am andern Morgen hatten ſie Sukkurs aus der Umgegend herangezogen, und der Tumult wiederholte ſich. Sie wollten die Gefangnen loshaben. Als man ihnen dies Begehren abſchlug, und das Kommando Huſaren gegen ſie vorrückte, um ſie zu zerſtreuen,

wurde es mit Steinwürfen empfangen und mußte endlich von den Waffen Gebrauch machen. Erst nachdem die Anführer verwundet oder gefangen waren, gelang es, die Masse aus einander zu treiben, und wenige Stunden darauf wollte keiner der mit kriechender Unterwürfigkeit Nahenden an dem Krawalle Theil genommen haben. Die Gefangnen wurden nach der Stadt geschafft, und der Aufruhr war damit zu Ende.

Stein hatte dabei einen Verluſt, der ihm ſehr peinlich war. Die Horde hatte den Briefboten aufgefangen und ihn ſeiner Mappe beraubt. Der Poſtmeiſter ſchrieb auf Felix' Anfrage, daß ein Brief an Herrn Stein, Poſtzeichen Innsbruck, und mehrere Zeitungen und Druckſachen in der Mappe geweſen wären. Stein, der in der That einen Brief von Marie erwartete, bot großes Geld für die Auffindung des verlornen, konnte aber nichts von ihm erfahren und ſchwebte nun immer in der unangenehmen Erwartung, daß das Schreiben, wenn es ſich überhaubt finden ſollte, in die Hände des Grafen kommen könne.

„So angenehm, wie dieſer Brief mir iſt, wäre Ihnen der vom Haldenfels doch nicht geweſen!“ ſagte Felix und zeigte ihm ein Kouvert mit der Bezeichnung: Friedrichshafen.

„Das iſt mir lieb!“ entgegnete Stein freundlich. „Aber es iſt ja wol nicht die Schrift Ihrer Braut?“

„Das iſt ja eben das Angenehme. Der Brief iſt von Klara's Vater, der ein überaus vernünftiger, überlegter Mann, ein wahrer Fabius an Vorſicht iſt! Dies Kouvert birgt den Schlüſſel zu meinem Glücke,“ lachte er, „ich will auch augenblicklich antworten, daß ich ihn benutzen werde. O, ich bin ſehr glücklich, denn ich glaubte nicht, daß ich ſo leichten Kaufs davon kommen würde. Nun iſt Alles gut, und Weigelsdorfs Fatalismus, an den ich ſchon zu glauben anfing, doch nichts als ein Hirngeſpinnſt.“

„Er iſt ein Narr, den die Natur verſchwenderiſch bedacht hat. Es imponirt nichts an ihm als ſeine Unverſchämtheit, der man mit maſſiver Grobheit begegnen müßte, um ſie zu bewältigen. Mir iſt dieſe nicht gelaüfig, ich ziehe alſo ſeiner Frechheit gegenüber immer den Kürzeren. Es iſt Schade um die reichen Gaben, das iſt Alles, was ich über ihn zu ſagen weiß.“

„Ich muß geſtehn, daß ich ihn in aller Form fürchte. Ich wage es nicht einmal ihn zu fragen, wie er bei ſeinem Widerwillen gegen alle Frauen zu den prachtvollen Stickereien gekommen iſt, die ich an jedem Stücke, das er mit ſich führt, bemerke.“

„Da ich dieſe indirekte Frage zufällig gehört, will ich ſie auch beantworten,“ ſagte Weigelsdorf, deſſen Auftreten nie ein Geraüſch begleitete, und der ſich

ein Vergnügen daraus zu machen ſchien, immer der Wolf aus der Fabel zu ſein. „Sie wundern ſich, wie ich dergleichen Spielereien bekommen konnte, da ich gewiß nicht darum gebeten. Sie müſſen ſich ſchon noch ein bischen mehr wundern: ich wurde ſogar von einer Dame, die ſo ſchön war, als nur ein gefallner Engel ſein kann, gebeten, alldies hübſche Nichts anzunehmen, weil ich mit ihrer Liebe nichts zu machen wußte, und ſie mir gern irgendwie Freundliches erweiſen wollte. Es geht oft ſo. Leute, die nicht lieben wollen und können, werden geliebt trotz aller abſtoßenden Widerwärtigkeit, und Andre, die ſo gern Liebe möchten, ſich die Arme danach wund ringen und ſie auch allenfalls verdienen, gehn leer aus. Darin liegt eben das Närriſche der Liebe, ſie iſt eine hirnloſe Kaprice, eine ſolche hat keinen Reiz für mich, darum mochte ich auch Lady Ellinor L.....n, das ſchönſte und intereſſanteſte Weib, das je die Sonne beſchienen, nicht beſitzen.“

„Sie ſind doch ein Narr!“

„Sie ſind langweilig einförmig in Ihren Schmeicheleien!“

„Ich dächte, Sie liebten ſelbſt ſolch einförmige Begrüßungen!“

„Ach ſo! Immer noch daher kommt die Luft?“ Und er lachte in ſich hinein; dann trat er dicht vor

den Maler und ſagte mit ſcharfem Accente: „Dieſe Phaſe iſt vorbei! Eine neue Aera beginnt, und was ſie auch heranwebt, — ich weiß nur, daß es keine Farce ſein wird. Hüten Sie ſich vor der Narrheit!“ —

Felix ſchrieb bis tief in die Nacht, und Fritz mußte ſchon vor Tagesanbruch nach der Station reiten, um die beiden, anſcheinend ſehr wichtigen Briefe zu beſorgen. Er wartete dem Befehle gemäß, bis er ſie von der puſtenden Lokomotive entführen geſehn, ritt vom Bahnhofe nach der Poſtexpedition, von der die Briefe nach W. abgeholt wurden und kam diesmal mit einer reichen Depeſchenzahl zurück.

Briefe ſind faſt immer etwas angenehmes, und auf dem Lande ſind ſie gar das Band, das uns einzig und allein mit den Perſonen verknüpft, die uns „draußen“ intereſſiren. Man kann es jeden Augenblick zerreißen, oder doch die Zahl der Endfäden ſo verringern, daß man gewiß iſt, nur Solches zu erfahren, was Gründe der Gegenſeitigkeit uns wiſſenswürdig machen. Jedenfalls iſt die Briefmappe ein Anblick, der ſtets vague Sehnſucht wach werden läßt.

Die ganze Geſellſchaft, mit Ausnahme Stillings und Teicherts, ſaß behaglich im Salon, rauchte und ſprach von Politik, Kunſt und hundert andern Dingen. Felix war ſo munter und liebenswürdig, als man irgend ſein kann, wenn ein großes Hinderniß über-

wunden und eine herrliche Aussicht für die Zukunft eröffnet ist.

„Bravo!“ rief er, als das Duzend Briefe auf den Tisch fiel. „Hier, Weigelsdorf, eine Zeitung für Sie, Schwarz, hier eine zweite. Stein, Sie haben zwei Malerbriefe; dieser ist absolut von einem Pinsel, denn das A auf dem Siegel ist von einer Staffelei gebildet, und der andre mit dem Kopfe Albrecht Dürers aus Nürnberg läßt mir auch Chance. Bleiben wir zusammen und theilen wir unsre Freuden.“

Hätte er gesehn, wie Stein erbleichte, als er die von ihm nicht beachtete Aufschrift des nürnberger Briefes las, hätte er gesehn, wie seine Stirn plötzlich perlte, seine Hand zitterte; hätte er auch nur bemerkt, wie Weigelsdorf über die Zeitung weg seinen düstern Blick lauernd auf den Maler heftete, — er hätte fühlen müssen, daß irgend etwas sehr Ernstes vorging. Aber er las schon den dritten Brief und lachte herzlich als er den Dürerkopf noch immer unverletzt sah.

„Sie kennen den Inhalt wol schon? Wäre er an einen so lustigen Bruder wie Schwarz gerichtet, so wettete ich, daß eine Rechnung mit der dringenden Bitte um baldigste Bezahlung seine Essenz aus mache, in dem jetzigen Falle aber mag der Herr Bruder in Farbenkasten und Pinsel wol ein andres Attentat auf Ihre

Kaſſe vorhaben und an eine Schilderung unverkaufter Bilder einen Darlehnsverſuch anknüpfen.“

Stein zwang ſich zu lächeln, zog den Stuhl an's Fenſter und erbrach das Siegel.

Marie an Stein.

Nürnberg 4. April.

Noch erſchüttert von der Erfüllung einer ernſten Pflicht, Thränen im Auge und doch unendlichen Jubel im Herzen, den Nachklang eines tiefen Betrübtſeins in der Seele neben der ſüßeſten Ruhe, der innigſten Befriedigung, eile ich, einer andern Pflicht zu genügen und Ihnen, lieber Stein, Alles, Alles zu ſagen. Es wird, es muß Sie freuen, denn Sie ſind nicht ſo egoiſtiſch, weniger warm für ein Glück zu fühlen, weil es mir nicht allein nicht durch Ihre freundlichen Bemühungen, ſondern ſogar gegen Ihren Willen gekommen. Ihre Beſorgniſſe, die ich thöricht genug einem andern Gedanken zuſchrieb, ſind mir jetzt klar und verſtändlich. Wie mögen Sie in Ihrer Güte über meine Eitelkeit gelächelt haben . . . . .

Ich komme vom Grabe jener Unglücklichen, deren Geſchick Sie mir verbergen wollten. Ich habe einen Kranz von friſchen Blumen auf den kalten Hügel gelegt und eine warme Thräne darauf geweint; ich habe die Tote gebeten, zu verzeihen und zu ſegnen, wie uns ihre alte Mutter verziehen und geſegnet hat. Sie ſehn,

ich weiß Alles. — Zum erstenmal fühle ich das Bedürfniß, eine Freundin zu besitzen, der ich die ganze Entwickelung bis in die kleinsten Fasern erzählen könnte; denn so offen ich auch Ihnen meine Empfindungen entgegentrage, so bleiben Sie doch immer ein Mann, und man ist vor Ihrem Spotte nicht sicher, wenn man grade darin das Bedeutendste findet, was Ihnen Nebensache scheint. Aber spotten Sie nicht, es war mir wundersam ernst, sonst wäre ich nicht so mutig gewesen. Ich hoffe, Sie werden selbst zu froh sein, daß wir eine glückliche Lösung gefunden, als daß Sie spotten könnten, denke mir den Freund als Freundin und sage, was sich sagen läßt.

Plessenberg war entflohn als ich den Grund seines Leidens wissen wollte, und als er wiederkehrte, sah er so bleich, so verfallen aus, daß ich schon zu bereuen anfing, ihn zu diesem Äußersten gebracht zu haben. Aber mein Genius forderte es gebieterisch, und es war gut.

Plessenberg fragte, ob ich bei der Alternative stehn bliebe, entweder Mitwisserin des Geheimnisses zu sein, oder ihn zu verbannen. Ich wagte: Ja, zu sagen, und er erzählte mir nun das traurige Drama, das Ihnen bekannt ist. Ich begreife, daß eine solche Erinnerung ein Leben vergiften kann, ich fühlte es, als ich sah, wie er sich zerfleischte, und der Kampf in mir

meine Zunge bannte. Und doch, und doch .... Ich war sprachlos, sonst hätte ich ihm erlassen, was ich erraten konnte; ich war sprachlos, und er kostete den bittern Trank noch einmal bis zur Hefe durch. Als er schwieg, — ich wagte es nicht, ihn anzusehn, — wußte ich, daß seine Resignation die der Verzweiflung; und als er mich klanglos bat, ihn zu entlassen, trat das ganze Unbedachte meines so lang überlegten Wunsches vor mich; erst als Alles gesagt war, begriff ich, daß es nur einen einzigen Fall gäbe, in dem ich ein solches Geständniß erbitten durfte .... Ich brach in ein lautes Weinen aus. Plessenberg rief: „O, hätte ich Stein gefolgt und mich zum Grabe dieses unheilvollen Geheimnisses gemacht!“ Ich rang vergebens mit der Starrsucht, die mich befallen. Plessenberg griff nach dem Glockenzuge ... als mit dem Bewußtsein, jener einzige Fall sei wirklich eingetreten, all meine Kraft wiederkehrte. Ich war es, die seinen Arm zurückhielt, und, weitergedrängt von einer gewaltigen Macht, preßte ich meinen Kopf an seine Schulter ... Fragen Sie mich nicht, was ich ihm sagte, ich wußte es vielleicht damals kaum ... Es war ein Übergang aus tiefster Finsterniß zu blendendstem Lichte, er raubte mir die Besinnung, ich fühlte nur dumpfselig, daß Plessenberg mich jubelnd in seinen Armen hielt ..... Und, was Sie auch sagen mögen, es gibt Zeiten und Gefühle,

die nur von sich selbst Gesetze empfangen, Augenblicke, in denen weder eine Dekorum predigende Tante, noch ein kaltblütig halsstarriger Freund gehört werden. Ich freute mich über den Jubel, der ihn faßte, ich freute mich über die Wildheit, mit der sein Inneres sich aussprach, seine Arme, die sich fest um mich schlangen, waren mir eine liebe Fessel: denn ich liebte ihn ja, und seine Freude zeigte mir deutlich, daß auch er mir gehöre. Wie schön war er, wie leuchtete sein Auge glücklich, wie war aus seiner Stimme der schmerzliche Beiklang verschwunden! O, ich bin stolz darauf, daß ich den Mut hatte ihm zu sagen: ich will Dein Weib sein! Ich bin stolz und glücklich.

Sehn Sie, so hat sich Alles erfüllt, wie ich es Ihnen einst sagte. Sie, der Sie meine Liebe nicht brauchen, sind mein Freund, und Plessenberg, den meine Liebe nicht einen Augenblick aus den Augen lassen darf, damit eine schöne Gegenwart ihm die düstre Vergangenheit ganz entrückt, macht mich schon dadurch glücklich, daß er sein Glück aus meinen Händen empfängt. Es hat sich Alles erfüllt, und doch ist das Gefühl weit, weit von dem verschieden, das ich träumte. Stein, ich bin unnennbar selig.

Aber Sie wissen ja noch nicht, daß wir, — nachdem ich um seine Hand geworben, — zu Onkel Karl eilten, daß ich ihn umarmte, und ihm den frischge-

ſchloßnen Pakt unſrer Herzen mittheilte. Es that mir weh, daß er die Botſchaft nicht mit der Luſt anhörte, die ich vorausgeſetzt, denn ich fand unſern Bund nicht allein nun ſchon ganz naturgemäß, ſondern glaubte ihn auch von aller Welt wie eine bekannte Sache hingenommen zu ſehn; — die Haubtſache aber iſt, daß er ſeine Einwilligung gab. Pleſſenberg will von einem Plane wiſſen, der Felix und mich verbinden ſollte, und erklärt Onkels geringere Freude durch das Scheitern dieſes Planes. Iſt es ſo, dann muß ich ihn um der Zartheit willen, mit der er edelmütig ſeine Wunde verbirgt und unſer Glück zu theilen ſcheint, noch mehr lieben. Auch thut ihm ſein neuer Neffe zu viel Freundliches, als daß er nicht wirklich zu ihm gezogen werden ſollte. Vergleicht er Felix mit meinem Bräutigam, ſo muß er wol finden, daß mir die Wahl nicht ſchwer wurde. Es wäre eine Thorheit von meinem Vetter geweſen, hätte er je ernſtlich in dieſer Weiſe an mich gedacht; ich that es nie. — Wie geſagt, Onkel läßt ſich von uns zwingen, glücklich zu ſein, und iſt gütig wie immer. Ich äußerte kaum den Wunſch, nach Nürnberg zu reiſen, als der alte Herr darauf beſtand, den Weg augenblicklich anzutreten. So war denn eines Morgens unſer liebes Bergneſt leer, und wir in der Stadt der Tucher und Löffelholz, der Dürer und Viſcher.

Kommen Sie doch auch zu uns! Ich hätte dann Alle, die mir nahe ſtehn, um mich. Jedenfalls aber wohnen Sie meiner Trauung bei, denn da ich zwei Zeugen brauche, werden Sie mich für Onkel Karl hoffentlich nicht einen gleichgültigen Verwandten zum Partner ſuchen laſſen. Er weiß von dieſer Bitte und findet ſie natürlich, da ich ihm geſagt, was Sie mir ſind.

Ich würde gern wenigſtens etwas zurückbehalten und verſchwiegen haben, aber Sie müſſen ja auch den Tag meiner Hochzeit wiſſen, damit Sie Ihre Reiſe danach einrichten können. Ich wählte Onkels Geburtstag, den zwanzigſten Juni, und weiß, daß dieſe Aufmerkſamkeit ihn trotz ſeines Sträubens ſehr freut. Wir bleiben übrigens ganz unter uns, ohne Gäſte und Gaffer. Felix zieht es wol auch vor, nicht zu erſcheinen, und er thut mir damit einen Gefallen. Sie und der Onkel, zwei Freunde meines Bräutigams, Pleſſenberg und ich, Alles in Allem ſechs Perſonen; aber froh wollen wir ſein, wie an meinem Feſte auf dem Haldenfels. Denken Sie noch daran . . . .? Und welche große Freude macht mir die Menge von Beſchäftigung, die ich habe. Sie wiſſen gar nicht, was eine Ausſtattung zu denken gibt! Wahrhaftig ſo viel, daß ich eine der Haubtnachrichten vergaß. Wir gehn nämlich Anfang Mai nach Baden-Baden, —

Onkel Karl will die Saiſon vermeiden, — und dort ſoll denn auch in aller Stille die Trauung vollzogen werden. — Ich denke aber, Sie kommen viel, viel früher. Lange Briefe bekommen Sie jetzt nicht mehr von mir, denn beim Schreiben muß ich ja allein ſein, und das iſt ein Opfer, was Sie ſelbſt nicht von mir verlangen können. Kommen Sie her und freuen Sie ſich mit uns.

Marie.

Nachſchrift.

Ich mag weder Ihnen das Billet an Felix einlegen, noch Felix dieſen Brief an Sie zur Beſorgung übergeben, und habe daher in meiner unendlichen Weisheit für gut befunden, beide Schreiben getrennt fortzuſchicken. Adieu.

M.

Steins Kopf war müde auf die Bruſt herabgeſunken, aber er ſchnellte wie von einer Schlange geſtochen in die Höhe, als er Weigelsdorf plötzlich in ſeiner kalten Weiſe ſagen hörte:

„Graf Halden, in den Blättern dieſes Journals hatte ſich ein zweiter Albrecht Dürer verſteckt, der Ihnen gilt. Er iſt parfümirt, das bedeutet nichts Gutes! Die künſtlichen Gerüche ſollen gewöhnlich etwas verhüllen, das nicht Wohlgeruch iſt.“

„Ei, zeigen Sie doch, will man mich auch anpumpen.“

„Wollen Sie mir den Gefallen thun, Graf Felix, ehe Sie dieſen Brief leſen, zehn Minuten mit mir in Ihre Schreibſtube zu treten?“ rief Stein haſtig und bedeckte die Adreſſe mit ſeiner Hand.

„Mit Vergnügen!“ ſagte Felix, immer noch in der Idee, Jemand verlange von Stein Geld, und dieſer wolle vielleicht von ihm eine Summe entlehnen.

„Hüten Sie ſich vor der Narrheit!“ raunte Weigelsdorf Stein in's Ohr, als er an ihm vorüber ging. —

Nach einiger Zeit hörte man in dem Zimmer einen durchdringenden Schrei. Schwarz wollte hineinſtürzen, Weigelsdorf hielt ihn aber zurück, öffnete die Thüre leiſe und blieb unbeweglich an der Schwelle ſtehn.

Der unglückliche Brief enthielt nichts als die Worte: „Gratulire mir, lieber Felix, ich bin ſeit ein paar Tagen die Braut unſres liebenswürdigen Bekannten von meinem Geburtstagsfeſte her und hoffe, wie alle Bräute, überaus glücklich zu werden. Du ſiehſt alſo, daß Du Unrecht haſt, und übertrieben ſchmeichelſt, wenn Du mir wie im letzten Briefe ſchreibſt, ich ſei ein überirdiſches Weſen. Ich bin nichts als ein Mädchen, und ein verliebtes obenein!

Nimm meinen Dank für die Dorfgeſchichten, die ich vor lauter Ausſtattungsgeſchäften noch nicht einmal habe leſen können. Pleſſenberg ſoll ſie mir aber in den nächſten Tagen vorleſen, und ſie werden dadurch nicht verlieren, denn er lieſt prächtig.

Herzliche Grüße von Onkel Karl, Pleſſenberg und Deiner Kouſine

Marie.

Sobald Felix die Hand erkannt hatte, war er nicht mehr zurück zu halten. Er las, ſchrie auf und brach zuſammen.

Stein war bemüht, den Grafen auf das Ruhebett zu legen, und es gelang ihm mit dem Aufwande all ſeiner Kräfte kaum. Als er ſich umkehrte, um Hilfe zu holen, erblickte er Weigelsdorf, der die Arme gekreuzt hatte und lachte.

„Teufel!“ rief Stein.

„Ich denke: Narr!“ entgegnete Jener ohne ihm Platz zu machen.

„Gib Raum, Teufel, oder ich ſchmettre Dich nieder!“

Mit überlegner Kraft faßte Weigelsdorf den Maler am Arme und zerrte ihn vor den Ohnmächtigen. „Hören Sie mich an,“ ſagte er, und ſein wehmütiges Organ hatte einen feierlichen Klang, „nennen Sie das, was ich Ihnen ſage, Somnambulismus,

Wahnſinn, oder wie es Ihnen beliebt, aber laſſen Sie dieſen Menſchen ſterben, ohne ein Hand zu bewegen.“

„Thier!“ ſchrie Stein und ſuchte ſich umſonſt zu befreien.

„Laſſen Sie ihn ſterben, ich beſchwöre Sie bei Allem, was Ihnen theuer iſt!“ — Die Stimme hatte etwas Schmeichelndes, Flehendes. — „Er verdient es. Sie wiſſen, daß er ein anſpruchsloſes, kindliches Gemüt durch Hoffnung auf Reichtum und Rang aus ſeiner Unbefangenheit geriſſen, aber es iſt Ihnen unbekannt, daß ihm der Vater des Mädchens, der die Abſicht zu brechen merkte, geſchrieben, er möge es jetzt thun, wenn es geſchehn müſſe, da ein andrer Bewerber aufgetreten ſei, und das neue Verhältniß ſeiner Tochter möglicherweiſe die Wunde eher ſchließen würde. Er irrt ſich. Der Traum der Größe hat ſich tief in das Herz des Mädchens geſenkt, es iſt hochmütig geworden und hat ſeine Altersgenoſſinnen verſchmäht und verſpottet. Sie wird an ihrer Eitelkeit, ihrem Hochmute und dem Spotte der Andern ſterben. — Sehn Sie, der Anfall, von dem Sie mir erzählt, kehrt wieder. Sie töten, wenn Sie ihn retten, ich habe ein ſchauerliches Fantaſiebild in mir . . . .“

„Was berechtigt uns, hier das Fatum zu ſpielen? Laſſen Sie mich . . . .“

Schwarz hatte durch den Thürſpalt Felix erblickt und war hinuntergeeilt, um Waſſer herbei zu ſchaffen und den Arzt holen zu laſſen. Er kam mit Teichert zurück und ihr Erſcheinen machte dem Kampfe ein Ende, der Stein immer mehr glauben ließ, Weigelsdorf ſei wahnſinnig.

„Er wird leben," ſagte der ſonderbare Menſch, „aber ich ſehe ein Unglück kommen, ein großes Unglück. Wehe Ihnen, daß Sie ihn gerettet!" Und er warf ſich in einen Stuhl, rang wie ein Verzweifelnder die Hände, ſeine Zähne knirſchten auf einander, dann murmelte er: „Ich habe gewarnt, ich habe gewarnt!" Dies Fieber dauerte indeß nur wenige Minuten, er erhob ſich wieder und war kalt und gleichgültig wie ſonſt. Als er hörte, daß der Wagen, der den Arzt holen ſollte, herausgeſtoßen wurde, bat er, einen Augenblick zu warten, rief Stein noch einmal zu: „Hüten Sie ſich vor der Narrheit!" und ging auf ſein Zimmer. — — —

Als Stein an Felix' Bette ſaß und gewaltſam nur an den Kranken, nicht an die Urſache dieſes neuen Unfalles dachte, meldete Fritz, daß ein berüchtigter Winkelkonſulent ihn zu ſprechen wünſche. Der Maler ließ die Eisumſchläge friſch auflegen und ging dann in das Vorzimmer.

Der Menſch brachte den verlornen Brief, natürlich erbrochen und beſchmutzt. Er habe ihn einem Bauern abgekauft, der ihn auf der Straße gefunden, ſagte er, und da er keinen Maler Stein gekannt, auch die Adreſſe erſt entziffert, als er im Kreisblatte die Aufbietung des Briefes geleſen. Überdies ſei das Siegel ſchon entzwei geweſen.

Stein verſuchte umſonſt, den Sermon abzukürzen und ward den zudringlichen Menſchen auch, nachdem er das Finderlohn erhalten, erſt mit Hilfe Teicherts los, der trotz der Revolutionszeit das Polizeiregiment nicht lax werden ließ. Der Kerl hatte zuerſt mit widerlicher Höflichkeit geſprochen, als er aber das Geld empfangen, ſprach er über Ständegleichheit, trat mit ſeinen ſchmutzigen Stiefeln recht abſichtlich auf die hellen Stücke des Parkets, und als er hinaus gewieſen wurde, verſprach er in frechem Tone, wieder zu kommen. — — —

Der Brief war vom alten Grafen Halden. Er ſchrieb:

„Ich höre von meinem Neffen, ſo wie von Gräfin Wentheim, daß Sie den wärmſten Antheil an dem Geſchicke dieſer meiner geliebten Schutzbefohlenen nehmen und ihnen ein wahrer Freund ſind. Auf dieſe freundlich ergebne Neigung für meine Familie fußend, nehme ich mir die Freiheit Ihren thatkräftigen Ernſt

bei einer Angelegenheit in Anſpruch zu nehmen, die nur vor das Forum des engſten Familienrates gehört. Ich muß aber Ihnen, — verzeihen Sie mir, wenn ich ſage: **nicht ohne Schmerz**, denn ich ſehe, daß Sie meinen Kindern näher ſtehn, als ich ſelbſt, — in dieſem Rate Siz und Stimme geben, und vereine durch dieſen Schritt mein Vertrauen mit dem unbegrenzten, das Sie ohne Zweifel von den Kindern verdient haben.

Die Nachricht, die ich vorausſchicken muß, iſt mir eine zugleich freudige und ſchmerzliche, ſie vernichtet einen Wunſch, den ich ſeit zwölf Jahren gehegt, und für den ich eine Anzahl guter Gründe hatte. Aber die Zeit des Wünſchens und Hoffens iſt in meinem Alter vorbei; ſie iſt es, auch wenn uns nie ein recht heißer Wunſch erfüllt worden. Ich bin nicht der Anſicht, daß Hinderniſſe und Machtſprüche von den Alten der Jugend entgegengeſtellt werden dürfen, wenn ſie keine beſſre Mutter haben als die ſelbſtſüchtige Sehnſucht, einen eignen Plan durchzuſetzen. Nur gewichtige Gründe, die dem Vorhaben der Jugend direkt widerſprechen, und auch dann noch widerſprechen würden, wenn kein ſolcher im voraus angelegter Plan vorhanden wäre, nur ſolche erlauben der Auktorität, gebieteriſch aufzutreten. Ich wünſchte, daß Sie darin mit mir übereinſtimmen!

Bei dem Vorhaben meiner Nichte, der Gräfin Marie Wentheim, dem Grafen Pleſſenberg-Bruggwört ihre Hand zu reichen, fand ich keinen Grund Einſpruch zu thun. Er iſt ein ehrenwerter, liebenswürdiger Mann, der einen alten Namen trägt und ein bedeutendes Vermögen beſitzt, das er angemeſſen verwendet, kurz es ließe ſich auch dann nichts gegen ihn einwenden, wenn ſeine jetzige Braut nicht mit ſo inniger Liebe an ihm hinge. Ich bemühe mich dem herrlichen Paare den Verdruß zu verbergen, den ſein Glück mir bereitet. Marie iſt ja die Blume, die mein Leben verſchönt, und welche Opfer bringt ihr junger, lebensluſtiger Sinn dadurch, daß ſie bei mir verweilt? Ich bin es ihrem engelguten, kindlichen Herzen ſchuldig, nicht durch ein unfreundliches Geſicht einen bittren Tropfen in den Kelch ihrer Seligkeit zu miſchen. Ich habe keinen Kummer um ihr Geſchick. Pleſſenberg iſt nicht jung genug, um einen bloßen Liebesrauſch zu haben, und wäre er auch jünger, als ich glaube, ſo iſt er doch ein zu ſehr gelauterter Charakter, als daß ich beſorgt ſein müßte. Und ſie paſſen ſo für einander, ich habe in meinem langen Leben nur ein Paar geſehn, das ebenſo ſchön und harmoniſch geweſen iſt. Der Himmel gebe meiner guten Marie ein längeres Glück!

In die Zukunft des einen der Weſen, zwiſchen denen mein Herz getheilt iſt, blicke ich mit Ruhe,

deſto größeren Kummer bereitet mir aber das Loos meines unglücklichen Neffen. Ich darf bei der Intimität des Verhältniſſes zwiſchen Ihnen und ihm annehmen, daß er Sie zum Vertrauten ſeiner Liebe für Marie gemacht hat, ſo wie er Ihnen geſagt haben wird, daß ich dieſe Verbindung für das glücklichſte Ereigniß meines Lebens gehalten hätte. Wie wird der arme Junge, mein lieber Felix, mit ſeinem tiefen, reizbaren Gemüte, dieſen Schlag, der all ſeine Hoffnungen, ſeine liebſten Wünſche vernichtet, empfangen! Ach wenn Sie wüßten, mit welcher Angſt ich dieſen Sohn zweier guter Menſchen, die mir über Alles theuer waren, groß gezogen habe, wie ich oft in der Nacht an ſein Bett eilte, wenn ſein Athem irgend wechſelte, wie ich den Himmel bat, ihn geſund und gut bleiben zu laſſen, — Sie würden begreifen, welche Folter ich leide. Helfen Sie einem alten Manne, der ein geliebtes Weſen, den letzten Sproß eines großen Geſchlechtes, reich an Gaben des Himmels und des Glückes, in einer drohenden Gefahr weiß, retten Sie ihn durch Ihre freundliche Anſprache vor einem jähen Sturze aus ſeinen Träumen. — Marie hat eine Reiſe nach Nürnberg vor und will erſt von dort aus nach Schleſien ſchreiben. Ich fürchte aber grade die Überraſchung, die ſie vor hat, und verrate Ihnen lieber das Geheimniß, damit Sie meinen Felix vorbereiten

können. Er war ſo voll Hoffnung, — und ich nährte ſie noch, — daß er mir zuletzt ſchrieb, er wolle nur noch eine kleine Sache abmachen und dann augenblicklich um Marie anhalten. Verhüten Sie dieſen Schritt um jeden Preis, die Folgen könnten fürchterlich ſein. Er ſchrieb mir von einem Anfalle langer Ohnmacht, und ich ſah ſchon aus dieſem Zuſtande Schreckliches hervorgehn. Ich werde Ihnen danken, o Gott, ſo heiß, ſo heiß, — nur retten Sie meinen armen Felix. Ich betrachte Sie als ſeinen Schutzengel, ja als den unſrer ganzen Familie!

Ich weiß, Sie ſind ein edler Mann, denn nur ein ſolcher kann der Freund meines Felix und meiner Marie ſein, Sie werden die Bitte eines alten Mannes beachten und ſein gemeſſnes Daſein vor unſäglichem Schmerze zu bewahren ſuchen. In Ihrer Hand, denn nur Sie haben Macht über ihn, in Ihrer Hand liegt die Ruhe, die Freude und die Sorge meines ganzen Lebens; laſſen Sie ſie nicht zu Schanden werden. Gott wird Ihnen helfen und den rechten Weg zeigen, hier aber wird Ihnen für immer dankbar ſein, mit vollem Vertrauen

Karl Halden.

Haldenfels 21. Merz.

Stein las dieſe Epiſtel der uneigennützigſten Liebe am Fuße von Felix' Bette. Sie kam zu ſpät. In

ſpät um nützen zu können. Dieſer in Formen ergraute Mann hatte ein Opfer gebracht, ein großes, wie es ſich aus dem allmäligen Vorſchreiten des Briefes, aus dem Schmelzen des Eiſes in der Glut der Liebe zu ſeinen Pflegekindern deutlich erkennen ließ, und auch dieſes Opfer hatte ein höhniſcher Zufall unwirkſam gemacht. Der Pfeil ſaß in der Wunde, und wer konnte wiſſen, wie ſcharf ſein Gift!

Mit einem wilden, verzweifelten Lachen rief Stein: „Auch dieſer Mann mit ſeiner rührenden Liebe legt ſein Geſchick in meine Hand, ich ſoll helfen, helfen, retten, und . . . . .“ Er preßte ſeinen Kopf in die Decke und ſein ganzer Körper zitterte.

Felix erwachte nach einigen Stunden mit voller Beſinnung und ſein erſter Schrei war: „Holt meinen Brief zurück, meinen Brief! Sie iſt in Nürnberg, er kann noch aufgehalten werden, ehe ſie ihn ſieht!“

Er hatte alſo mit dem Briefe, von dem Weigelsdorf zu wiſſen ſchien, und der ſein Verhältniß zu Klara löſte, zugleich an Marie geſchrieben. Obgleich Stein an der Möglichkeit zweifelte, ſchrieb er doch augenblicklich ein paar Zeilen an den Poſtmeiſter und ſchickte einen Reitenden damit ab. Felix drückte ihm dankend die Hand und fiel bald darauf in ein Delirium, das einen andern Verlauf der Krankheit in Ausſicht ſtellte, als den der letzten, und den Arzt eine Gehirnentzün-

dung befürchten ließ. Stein wollte wenigſtens als Krankenpfleger die ihm zugetheilte Aufgabe erfüllen, und auch die inſtändigen Bitten ſeines treuen Schwarz, der für ihn ſelbſt beſorgt war, brachten ihn nicht von dem Vorſatze ab, ſein Bett in die Krankenſtube ſtellen zu laſſen.

Bei der allgemeinen Aufregung und Troſtloſigkeit, die diesmal ſelbſt Stilling mit ergriff, wenn vielleicht auch nur darum, weil er fürchtete, der Tod des Grafen könne die Saalwände leer laſſen, war es wirklich gräßlich, daß ſich plötzlich wieder wüſtes Geſchrei vor dem Schloſſe hören ließ. Es waren keine Vorbereitungen zur Abwehr getroffen, der Haufe drang zur Thüre herein und dem Amtmanne, der ſich die Treppen hinauf flüchtete, auf dem Fuße nach . . . . . .

Weigeldorf war mit dem Wagen, der den Arzt holte, abgereiſt ohne Abſchied zu nehmen.

Ende des zweiten Theils.

Nach der Natur.

Dritter Theil.

1840.

Bei **Hoffmann & Campe** in Hamburg ist erschienen:

			Thlr.	Sgr.
Maltitz, G. A. Freiherr von, Fürst, Minister und Bürger oder das Pasquill. Schauspiel. 2. Auflage.			—	24
—	—	der alte Student. Dramatische Kleinigkeit	—	15
Martens, G. L., Tagebuch eines Freiwilligen des v. d. Tann'schen Corps. Mit 4 Plänen und v. d. Tann's Portrait			1	10
Oettinger, E. M., Panaché. Dreifarbige Novelletten. 2 Theile.			2	20
—	—	der confiscirte Eulenspiegel. 2 Thle.	3	—
—	—	Eau de mille fleurs. 2 Theile	2	20
Polenlieder, ein Todtenopfer			—	7½
Raupach, E., dramatische Werke komischer Gattung. 4 Theile			7	—
—	—	dramatische Werke ernster Gattung. 16 Theile	20	—
—	—	die Hohenstaufen. 8 Bände. (Werke 5—12)	8	—
Reisinger, politische Bilder aus Ungarn's Neuzeit			—	25
Schnell, L., die Vertreibung der Zillerthaler			—	7½
Smidt, H., Hamburger Bilder. Wirklichkeit im romantischen Gewande. 3 Theile			3	—
Sauvestre, E., Anton oder der Reiche und der Arme. Schauspiel in 5 Aufzügen			—	15
Starklof, L., Helgoland. Ein See-Märchen			—	25
—	—	Alma. Ein Roman. 2 Theile	3	—
—	—	Prinz Leo	1	—
Trinker, der, Schauspiel in 5 Aufzügen			—	20
Tscherkessenlieder			—	20
Weerth, G., Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski			1	10
Wangenheim, F. Th., der Mönch. Histor. Roman. 3 Theile			4	10
—	—	die Luftschiffer. Novelle	1	10
—	—	die Schwerdter von Zürich. Histor. Roman. 3 Theile	3	—
Wienbarg, Dr. L., Holland in den Jahren 1831 u. 32. 2 Theile			2	20
—	—	ästhetische Feldzüge	1	20
—	—	Wanderungen durch den Thierkreis	1	15
—	—	Tagebuch von Helgoland	1	15
—	—	zur neuesten Literatur	—	25
Wihl, englischer Novellenkranz			1	15
Woltmann, der Ultra und der Liberale. Die weiße Frau: ausgewählte Erzählungen			1	15

Nach der Natur.

Lebende Bilder aus der Zeit.

Dritter Theil.

Baden.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1850.

24 Vu

P. o. germ. 1554 Rar. 3

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von H. G. Voigt.

Nach der Natur.

Dritter Theil.

1840.

In Baden.

Es war am einundzwanzigſten Mai. Der Neckar murmelte über den Felsgrund hin, glitzerte und blinkte im Mondlichte, von dem die roten Steinflanken ſeines Bettes mit zitternden Schillertinten beſprengt wurden; die Nacht entfaltete die ganze grandioſe Pracht ihrer Ruhe.

Es war im Mai! Weißt Du auch, Leſer, was ein Mai am Neckar iſt? — Nenne ihn einen Kuß glühendſter Liebe, der ein ſtolzes, trotziges Herz nachgibig und weich gemacht, einen Kuß, der duftigen Klang und klingenden Duft aus dem Felſen lockt; nenne ihn einen Falter, der ſeine mit allen Reizen des verlornen Paradieſes geſchmückten Schwingen am Rande einer Wiege ſonnt, in welcher ein kräftig ſchönes Kind ſchlummert und im Schlummer lächelt; erſchöpfe Dich in den gewagteſten Dingen, in den kühnſten Verbindungen von Allem, was Herz und Geiſt, Erinnerung und Hoffnung, Luſt und Wehmuth zugleich flüſtern und winken läßt,

und Du bekommſt eine Ahnung des Gefühls, das ein Mai am Neckar in Deine Nerven rieſeln würde. Er iſt überall ſchön, aber nirgend tritt er ſo mild und melodiſch auf. Geheimniſſe überall, aber nur ſüße Myſterien. — Der Mai kommt hier nicht als der wilde Junge, der mit Millionen Blüten, mit Millionen Blumenplakaten Liebe und Geſangesfreiheit an jedem Strauche, an jedem Halme verkündigt, er neckt nicht mit verſpäteten Aprilſchauern, er ſengt nicht mit frühreifer Julihitze: er iſt ſinnig und ſchämig wie eine Jungfrau, die in dem Heiligenſchreine ihres Herzens die erſte Liebe knospen ſieht. Hold traümend haucht ſie ihr eignes Glück in die Lüfte und verkörpert unbewußt ihre ſeligſten Gedanken in thaufeuchten Kelchen und Glocken, in einer Unzahl von glänzenden Flügelthieren, — die Klage ihrer Liebe, ihres Glückes aber, — denn überſchwengliches Glück will lieber geklagt als gejauchzt ſein, — rinnt in einer Thräne zwiſchen das Gras, wird lebendig und heißt Sproſſer. Ihre Gedanken ſind ihr einziger Schmuck. Drum iſt ſie ſo ſchön, drum iſt ſie zu jeder Stunde gleich liebenswürdig, drum erregt ſie in allen Herzen Sehnſucht. Aber dieſe Sehnſucht findet die innigſte Befriedigung in ſich ſelbſt; ſie öffnet wie ein balſamiſches Bad alle Poren, ſie ſchmilzt das Eis aus den Adern, und, weil das Gefühl echt und friſch iſt, entnervt ſie nicht, ſondern kräftigt. Und man

braucht in dieſer herrlichen Natur nicht einmal jung zu ſein, um den Mai voll empfinden zu können; er weht uns an, er ſieht uns mit ſeinen feuchten Sternenaugen in die Seele, und wir gehören ihm. — —

Der Neckar kommt aus der Heimat der Sagen. Auf ſeinen Wellen ſpiegelten ſich rechts und links die Burgen, die Neſter der Schnapphähne, von denen jedes Geſchlecht eine eigne Geſchichte hat, eine Geſchichte, in der Mord und Raub, Fehden und Willkür die Kapitelüberſchriften bilden, und zu welcher die Brandfackeln des Bauernkrieges lodernde Kommentare ſind. Der Strom eilt weiter, er kommt von Hirſchhorn und macht am Dillsberg einen majeſtätiſchen Bogen. Die falben Sandſteinfelſen drängen ihn nach dem flacheren Ufer hinüber, auf dem Neckarſteinach liegt. Das Städtchen iſt zwiſchen den Neckar und eine waldige Hügelreihe geklemmt, die mit ihren Burgkrönchen theils den Hintergrund der Landſchaft formt, theils zu beiden Seiten des Bildes Ehrenwächter vorſchiebt.

Hart unter der maleriſchen Ruine des Schwalbenneſtes glitt einer jener langen, flachen Kähne hin, wie ſie täglich zu Berg durch Pferdekraft geleitet werden, oder zu Thal pfeilſchnell den Wendungen des gepreßten Stromes folgen und ſich gleich Schlangen durch die engen Päſſe des heidelberger Steingerölls winden müſſen. Das Waſſer iſt an dieſer Stelle reißend; die

ſchaukelnde Bewegung des Kahnes mußte den darin Sitzenden die erleuchteten Fenſter wie ein Heer von Glühwürmchen durch die Fruchtbäume tanzen laſſen. Böllerſchüſſe krachten am Ufer, der Knall ſprang von Gipfel zu Gipfel, rollte von Schlucht zu Schlucht weiter und ſtarb endlich in dem ſingenden Kniſtern, das durch das Springen der Schaumblaſen am Vorderbuge erzeugt wurde. Auch das Muſikkorps im Fahrzeuge nahm Abſchied von dem freundlichen Städtchen, und die Berge antworteten den Blechinſtrumenten auf die vollen Weiſen, die ihnen der flutende Reſonanzboden zuwarf.

Es waren zwei Schiffer am Steuer, einer am Schnabel; die vordere Hälfte bis zur Stange nahmen die Muſiker ein, im andern Raume beleuchtete die goldgelbe Mondſcheibe außer zwei Livreedienern, die den Schiffern Geſellſchaft leiſteten, noch fünf Perſonen, deren Gedanken, — wenn man dem Augenſcheine trauen durfte, — möglichſt wenig mit der wunderſchönen Mainacht beſchäftigt waren. In dieſem Augenblicke wenigſtens ſah Niemand von ihnen die funkelnde Sternſchnuppe, die über ihre Häubter hin glänzte, wie ein beſchwingter Gruß getrennter Liebe, wie ein vom ewigen Weihnachtsbaume des Himmels entführtes goldnes Blatt.

Auf der einen Bank ſaß ein Mann, deſſen aufrechte Haltung die Farbe des langen, wallenden Bartes zur Lügnerin machen konnte, hätte nicht der mit Pelz

gefütterte Überrock und die warme Mütze gezeigt, daß das Fächeln der Mainacht und der feuchte Rieſeldunſt des Waſſers kein heißes Blut mehr in den Adern dieſes Mannes zu kühlen fand. Seine Füße ſtanden auf einer dicken Matte, und ſeine Arme waren über der Bruſt gekreuzt. Man konnte aus ihrem Steigen und Sinken entnehmen, daß ſie dem Rauſchen der Wellen manch tief hervorgeholten Athemzug zu begraben gab. Seine Augen waren geſchloſſen; leſen konnte man in den Zügen nicht, da er dem Lichte den Rücken kehrte. Der Greis war Graf Halden vom Haldenfels.

Sein Gegenüber nahm eine ähnliche Stellung ein. Das Geſicht war ſo ruhig ſchön, ſo lächelnd ernſt, daß man es verklärt nennen konnte. Es war kein Traum in dieſem Auge, der Gedanke ſpiegelte ſich feſt und klar in ihm ab ..... Der Mann hatte einen vergeſſnen Himmel, ſein eignes ruhiges Gemüt wiedergefunden; er war der Maler Stein.

Die Abſicht, etwas zu denken, verriet ſein Nachbar nicht. Er hatte den Kragen ſeines Pelzrockes in die Höhe geſchlagen, entweder um ſich vor dem Einfluſſe der Kühle zu ſchützen, oder um ſein Geſicht nicht ſehn zu laſſen. Er war eifrig damit beſchäftigt, die Macht des Stromes mit einem geflochtenen Reitſtöckchen zu prüfen, und wechſelte in dieſen Verſuchen nur mit einem neuen Aufkrempen des Rockkragens oder einem in die

Stirn Drücken ſeiner ſammtnen Jockeimütze ab. Da das Spiel mit den Wellen ihm Gelegenheit gab, ſich abzuwenden, ſo kehrte er immer wieder zu ihm zurück und zeigte durch ſeine Bewegungen, daß er ebenſo wenig ſehn mochte, was um ihn vorging, als er von den Andern eine Beachtung ſeiner hydrotechniſchen Tändelei verlangte. Er war Felix Halden.

An der Stange lehnte eine hohe Frauengeſtalt. Ein Kranz von Efeu und Bergblumen ſchmückte ihr Haubt. Darunter floßen die Enden des umgeknüpften Schleiers auf ein feſtanſchließendes Gewand von violettem Sammt, das bis an die Kniee reichte und von da ab, ſo wie durch ſeine weiten Schlitzärmel ein leichtes weißes Kleid ſehn ließ. Sie hatte den einen Arm um den Maſt geſchlungen, der andre ruhte auf der Schulter eines Mannes. Der Mond malte die ſchönen edlen Geſichter mit ſeiner Geiſtertinte, die feinen Züge des weiblichen Kopfes ſchienen das Licht aufzuſaugen und nur die Eſſenz der Stralen in das Antlitz des Geliebten hineinzuleuchten. Der Schleier flatterte, eine duftige Wolke, im Winde, die Blasinſtrumente ſtrömten mit langgezognen Lauten ihr „Iſis und Oſiris“ aus, die Wellen flüſterten und ſuchten neben dem Kahne zu bleiben, die Luft ſang, der Mond blinkte, die Blumen des Kranzes opferten ihr ätheriſches Sterbelied: — es war ein Geiſterzug und ſie war Königin. Ein ſüßer Schauer

durchrieſelte von Zeit zu Zeit die beiden Geſtalten, die kleine Hand auf der Schulter des Mannes zitterte und zuckte, und wenn in ſolchem Momente die Blicke ſich begegneten, lag eine heiße, ſelige Begeiſterung in ihnen. Sie ſahen und dachten nichts als ſich ſelbſt; es war ein innigſtes wohllautendes Zuſammenklingen, das mit ſeiner mächtigen Freude in einzelnen Augenblicken nicht über das eigne Glück hinaus kann, deſſen voller harmoniſcher Anſchlag jede fremde Diſſonanz übertaübt. So lehnte Marie an Pleſſenberg.

Sie waren mit dem alten Grafen von Baden aus Felix und Stein entgegengereiſt, hatten den Rekonvaleszenten in Heidelberg ereilt und auf ſeinen Vorſchlag die Partie nach Neckarſteinach gemacht. Er kannte die Gegend aus früherer Zeit genau und hatte Sorge getragen, daß der ganze Tag, — denn ſie waren früh zu Wagen aufgebrochen, — auf höchſt angenehme, romantiſche Weiſe ausgefüllt wurde. Ein ländliches Diner auf den Trümmern des Schwalbenneſtes und endlich die nächtliche Kahnpartie, auf deren Ausführung er trotz ſeiner Kränklichkeit eigenſinnig beſtand, waren die Glanzpunkte ſeines Feſtes, und in der That war es durch nichts getrübt worden. Freilich hatte ihn das Klettern, worin er den Geſunden nicht nachſtehn wollte, ſo ſehr angegriffen, daß ſeine jetzige Wortloſigkeit ebenſo gut auf Rechnung körperlichen Geſchwächtſeins, als auf

die eines ſtummgebornen Gefühls geſetzt werden kann. Der Glückswunſch, den er dem Brautpaare abſtattete, war, dem Klange der Worte nach wenigſtens, noch herzlicher, als der Steins geweſen. Graf Halden hatte ihm den verhängnißvollen Brief, den er zum Glücke mit der Reklamation zugleich erhielt, unerbrochen wieder gegeben, und er fühlte die Notwendigkeit, unbefangen zu ſcheinen. Verraten war nichts, und der gehaßte Pleſſenberg konnte wenigſtens nicht triumfiren. — Graf Halden war durch Steins ehrlichen Bericht über die Geſundheitsverhältniſſe ſeines Neffen ſehr bekümmert und konnte durch die ſcheinbare Heiterkeit und Kraft nicht beſtochen werden; es war ihm ein Troſt, daß er den Maler hatte und ihm das Alles klagen konnte, wodurch er die Glückespracht ſeiner Nichte nicht ſtören wollte. Der Maler ſelbſt war dem Kampfe nicht erlegen, Mariens Liebe hatte Pleſſenberg auch vor ſeinen Augen gereinigt, und da ſein Weg ihn zufällig Beide allein finden ließ, als er, von ihrer Ankunft unterrichtet, ſie aufſuchte, — bildete dies erſte Zuſammentreffen mit den Verlobten den Boden eines neuen unerſchütterlichen Verhältniſſes. Marie war ihm entgegen geeilt, nicht wie eine Dame einem engen Bekannten, ſondern wie die Schweſter dem Bruder. Die Worte ſeines Wunſches verhallten ungehört, Marie ſchlang den einen Arm um ihren Bräutigam, den andern um den Maler und ſagte

zu Stein: „Jetzt erſt, ſeit Sie mich wirklich glücklich geſehn haben, ſeit ich weiß, daß auch Sie meine Zukunft nicht mehr beunruhigen wird, jetzt erſt iſt der letzte Schatten fort. — Werdet Ihr mich denn auch immer liebhaben, Ihr beiden einzigen Menſchen, von denen mir jeder Blick lieb iſt?“

„Ich werde eiferſüchtig werden,“ drohte Pleſſenberg.

„Das würde nichts ändern,“ lachte Marie unbefangen, „ich würde nicht aufhören meiner Neigung zu folgen. Trieben Sie mir es zu arg, ſo würden Sie vielleicht aufhören mein Mann, und anfangen mein Gemal zu ſein, während Stein mein Freund, mein Bruder bliebe. — Aber ſtört dies Verhältniß nie, ich finde in ihm den Zenith meines Glückes,“ ſetzte ſie ernſt hinzu und legte die Hände der beiden Männer in einander. „Seid mir immer, was Ihr ſein ſollt, Keiner mehr, Keiner minder, und was ich zu unſrem Glücke thun kann, geſchieht gewiß . . . . .“

„Dann werden wir in der That glücklich ſein!“ ſagte Pleſſenberg und drückte Steins Hand. „Wir bilden alſo von jetzt ab eine Familie, und wenn Sie in mir auch einen Bruder finden können, ſo iſt der Bund untrennbar.“

Der Graf brachte Felix, die Gruppe löſte ſich, und der Maler ſprach noch einige glückwünſchende Worte,

die mehr für den Kranken geſagt waren als für das Paar. — Felix ſchien ſich in ſein Geſchick, deſſen ganzen Umfang weder Pleſſenberg noch Marie kannte, zu ergeben, von Niemand eine beſondere Aufmerkſamkeit zu erwarten, und war ſo umgänglicher und leichter zu ertragen, als Marie gehofft hatte. Es war eine Art Dank für ſein Benehmen, daß man ſeine Partie angenommen . . . .

Der Kahn glitt auf der glänzenden Flut weiter, die tiefen Schatten, welche in den Biegungen durch vorſpringende Felswände hinabgeworfen wurden, hüllten von Zeit zu Zeit den Träger ſo verſchiedenartiger Gefühle, das Fahrzeug, in völlige Nacht, — und die Nacht iſt eine Freundin der Liebe. Ein jähes Zitterlicht, das von oben herunter ſchoß, wo ihm ein Spalt der Wand den Weg freiließ, zeigte Stein, daß die Liebenden ſo nahe mit einander flüſterten, daß ſich ihre Wangen berühren mußten. Marie hatte, durch den Stral erſchreckt, aufgeſehn und Steins Blick mehr gefühlt als geſehn. Sie winkte ihm, und er rückte ſo nahe heran, daß er ihr zu Füßen ſaß. Sie beugte ſich herab und flüſterte: „Jene Beiden grollen mir, der Eine gegen ſeinen Willen, der Andre aus gekränkter Eitelkeit, ich mag Sie nicht im Bunde mit ihnen ſehn. Und dann habe ich Sie nie ſo inſpirirt, ſo von einem Heiligenſchein um-

floſſen gefunden als heute. Nicht wahr, Sie betrachteten uns, und — malen mir dieſe Nachtfahrt?“

Pleſſenberg hatte ſich Stein gegenüber geſetzt um hören zu können und ſagte: „Marie iſt Ihrer Gefälligkeit ſo gewiß, daß ſie mir mit dem Bilde im voraus ein Geſchenk gemacht hat!“

„Daran thaten Sie ſehr Unrecht, denn ich male es weder Ihnen noch Pleſſenberg, ſondern für mein eignes Album. Ihnen wird dieſe Mainacht mit ihren ſüßen Zaubern doch nur durch Das unvergeßlich, was ſich nicht malen läßt; und malte ich, was ich ſah, ſo .... Ei, glauben Sie denn, man ſieht im Mondſchein die dunkle Färbung nicht, die eben Ihre Stirn bedeckt?“

Sie drohte ihm mit der Hand, und ihre aufrechte Geſtalt ſah mit der reizenden Verwirrung ihrer Züge unausſprechlich lieblich aus.

„O, ich liebe ihn ſo ſehr, ſo ſehr!“ hauchte ſie. Alle überirdiſche und irdiſche Schönheit, die innigſtes Liebesgefühl über ein Mädchenantlitz gießen kann, umſchwebte ſie bei dieſem Geſtändniſſe, ſo daß Pleſſenberg aufſprang, und ſie an ſich preßte. Ein glücklicher Schatten entzog zwar dieſe Bewegung den Blicken der Entferntſitzenden, das Geräuſch und die Schwankung des Kahnes aber, die das Verlaſſen des Sitzes plötzlich

hervorgerufen hatte, riß doch den Grafen aus ſeinem Träumen, und Felix wendete ebenfalls ſeinen Kopf um.

„Der Zauber iſt gebrochen,“ ſagte Marie ſchalkhaft, „wir gehören nicht mehr uns allein.“ Sie ſprach ein paar Worte mit dem Kapellmeiſter, ſetzte ſich neben Pleſſenberg und ſang nach einer bekannten Melodie ein Lied von Felix, eine niedliche Romanze, die für die Umgebung wie gemacht ſchien. Der Dichter wurde zwar durch dieſe Freundlichkeit gezwungen, ihr ein paar Worte zu ſagen, der alte Graf dankte ihr durch einen Handdruck, aber eine lebendige Konverſation ſchien unmöglich, und man wußte es der Muſik Dank, daß ſie beim Karlsthore von Heidelberg die Melodie des Studentenliedes „An des Neckars kühlem Strande“ einſtimmte. Es fand ſich bald am Ufer ein Chorus heimkehrender Muſenſöhne, die ihre kräftigen Stimmen einmiſchten, Pleſſenberg und Felix ſangen ebenfalls mit, das Fahrzeug ſchwamm durch den Bogen der ſchönen Brücke, die Töne ſchlugen noch einmal als Scheidegruß an den Bergen empor, der Mond ſah durch ein Fenſter des achteckigen Thurmes herab, — der Kahn landete. —

Wer Marmier's Du Rhin au Nil geleſen hat, der wird ſich entſinnen, daß der geiſtreiche Touriſt den Deutſchen die Manie in die Schuhe ſchiebt, jede Landſchaft ihres Vaterlandes, die nur irgend einen Reiz

haben kann, für ein Eldorado auszugeben. Dem ſei, wie es wolle, Heidelberg gehört zu den wenigen Punkten, die eines ganz eigentümlichen Reizes wegen nicht zu den Juwelen eines begrenzten Reiches, ſondern unter die Kronjuwelen der ganzen Erde gehören. Ich kenne die Lieder alle, die von dem Klagen umſchwebten Hügel ſchwärmen, ich las Matthiſons Elegie und Lenaus Verſe, ſo wie die von hundert Namenloſen, aber ihr wehmütiger Sang blieb mir fremd. Ich möchte Heidelberg nicht anders, als es iſt. Das Schloß als Palaſt, als Zwingburg würde mich ſtören, während es als Ruine grade jenen eigentümlichen Vorzug verleihen hilft. der Heidelberg zu mehr als einer bloßen ſchönen Gegend macht. Die Vereinigung des großartig Impoſanten mit dem lieblich Anmutigen des Neckarthales, Kraft und Weichheit, Sterben und Leben hart nebeneinander, die zarteſten und ſchroffſten Übergänge, das prächtigſte Verſchmelzen aller Farben aus Süd und Nord, Oſt und Weſt, das iſt das Weſen Heidelbergs. Die Rotſtiftränder, mit denen die Abendſonne die Trümmer umzieht, der Blick nach der Haart, Kaſtanien in ſtumpfen, grell grünen Pyramiden, Mandelbaüme jenſeits des Neckars, der Rhein mit ſeinen Silberblicken, unendlich viel Schönes, Jauchzendes, wohin man blickt! Man vergißt Heidelberg nie. Ich klettre immer wieder mit gleicher Trunkenheit den ſteilen Pfad hinauf, ſtelle mich immer

wieder an den Platz, wo ich einst stand, suche das Haus, wo ich damals wohnte, den Garten, wo ich, statt meinen Prometheus zu interpretiren, einer deutschen Nachtigall, oder der freundlichen Frau, die „Gretelein“ sang, zuhörte, ich suche die Laube von Aristolochia und wildem Wein, wo .... Doch das ist mein Theil am Glücke, und darum mein Geheimniß. Ernstes bewußtes Glück muß immer geheim sein, weil kein Dritter es versteht, weil jeder Scheelblick, jedes geringschätzige Wort an seinem zarten Flaume wetzt, weil die Welt doch nur verderben, das Glück aber nie steigern kann. Höchstes Glück und tiefstes Leid haben immer ein Stadium, in dem schon vier Augen zu viel sehn, vier Ohren zu viel hören, und darum ist das letzte Entzücken und Weh stumm, selbst dem Freunde, ja sogar sich selbst gegenüber, stumm, wie ein schweres Opfer. Ein Opfer, das mehr ist als das Leben, weil es ein ganzes Leben hindurch auf uns lastet, ist nur zu ertragen, wenn man es aus dem Bewußtsein streicht; tritt es noch einmal klar vor die Seele, so gibt es keinen Mai, keine Rosen und keinen Sprosser mehr. Ein äußerstes Opfer wird in einem Delirium, in einem Selbstvergessen gebracht und darf nie wieder zu Worte kommen. Bleibt es stumm, so kann es sogar das Gewand der Freude annehmen und mit den Glücklichen glücklich sein. — —

Unſre Reiſenden kannten Heidelberg mit ſeiner ewig jungen Pracht und nahmen noch ſchönere Bilder davon im Herzen mit, als Meder ihnen geben konnte. Wer war denn auch im Stande die Gefühle zu zeichnen, die Heidelbergs Friedhof rege macht? Dieſer unendliche Fernblick über blühendes Geſträuch hinweg, dieſe Blumen, die gleich vergeſſnen, ungeſagten Gedanken, gleich Träumen, die hier kein Wort gefunden, und nun als duftige Knospen aus den Grabhügeln brechen . . .! O, in Heidelberg hüllt ſich ſelbſt der Tod in ein freundliches Gewand, und ich ſchliefe lieber am Abhange des Kaiſerſtuhls, als an der Pyramide des Ceſtius ein. —

Durlach, Karlsruhe, nächſt Weimar die langweiligſte Reſidenz, flog an ihnen vorbei, die Trümmer des Eberſteins blieben links zurück, und von Dos lenkten ſie in die freundliche Schlucht, in die Baden gefaßt iſt. Es liegt ungleich romantiſcher als Wiesbaden, das nur eine Seite von Baden zeigt; es iſt weniger geleckt als Ems, mit einem Worte, es iſt das einzige deutſche Bad, das Alles in Allem iſt, und Poeſie, Luxus und großartige Einrichtungen mit jener Doſis von Spießbürgertum vereint, die unter dem Namen Gemütlichkeit das Schibolet der Deutſchen geworden iſt. — Ich habe einen Vergleich für dieſen Ort, der denen, die nach ſechs Wochen Aufenthalt in das Notizbuch ihrer Erinnerung nichts aufzuzeichnen wußten, als die Eleganz der

Reunions, die Chancen des grünen Tiſches, die freundliche Promenade, die ſchönen Partien der Umgegend und die ſchlechte Bademuſik, abſurd ſcheinen wird. Ja, ſie werden ihn auch dann noch nicht treffend finden, wenn ihnen das Glück wie mir eine Anzahl ruſſiſcher Grazien gezeigt, Frauen, deren Geſtalt den plaſtiſchen Künſtler von der harmoniöſeſten Muſik der Form traümen läßt; Frauen, deren Haut, die wie mattgeſchliffner orientaliſcher Opal zwiſchen Undurchſichtigkeit und Durchſcheinen ſchwankend, den Maler zur Verzweiflung bringt. Ich ſah faſt alle Nationen im Kurſaale vertreten, und der Künſtler, dem die Reinheit der Formen über die kapriziöſeſten Reize geht, mußte dem Oſten die Palme des Sieges zugeſtehn . . . Aber auch dieſer lebendige Frühling gibt nicht den Schlüſſel zu meinem Vergleiche, nichts Einzelnes gab mir meine Anſchauung, ſondern das Totalbild.

Baden kam mir vor wie eine civiliſirte Zigeunerin. — Die Zeit iſt vorbei, wo der Schmuck ihr ein Spiel, wo das knappe Kleid des Salons eine Feſſel ihrer natürlichen Grazie, ſie hat ſich hineingelebt wie eine gewordne Königin in den Zwang des Hofes, nur beſſer noch, denn ſie iſt eine geborne Königin, die Königin des Waldes. Sie hat die Anmut der Freiheit, den Stolz der Natur hinübergetragen in ihre neue Stellung, ſie hat neue Reize zu den angebornen, himmliſche und teuf-

liſche, gefügt und ſich ſelbſt nicht verloren. In ihrem Herzen klingt der Sang des Waldes nach, ſie entſchlüpft gern von Zeit zu Zeit dem Gewühl und athmet die gewohnte Luft, den köſtlichen Hauch der Tannen und Kräuter. Von der Schulter ſinkt das Gewand, der Thau benetzt wieder ihren Buſen mit den andern Blüten zugleich, ſtatt der Kerzengirandolen leuchten Goldfunken am Himmel und in den Sträuchern, die Ampel ihres lauſchigen Schlafgemaches, der Mond wirft ſeine Silberlichter auf die grüne flüſternde Bettgardine, und ſie, ſie träumt, ſie ſingt, ſie ſchlummert . . . ſie betet auch. Das iſt Poeſie! Hart neben dem mächtigſten Wirbel des Lebensſtromes die traumreichſte Einſamkeit, das ſtillſte in ſich ſelbſt Verſinken! Wol, wol eine civiliſirte Zigeunerin, denn ein Weib muß es ja ſein, das die Geſellſchaft mit jener wildruhigen, jener glänzenddämmrigen Romantik zu vereinen weiß, und wieder eine Zigeunerin, weil kein andrer Stamm in ſeinen Mädchen dieſe ſchlanke Elaſtizität aufzuweiſen vermag. Flieht aus dem Taumel einer Reunion auf die Höhe hinter der Kolonnade, laßt Euch die Töne der Tanzmuſik gebrochen und einzeln zuwehen, daß ſie ein magiſches Gewirr, eine Zauberformel bilden, und ſeht hinüber nach der zitternd blau umſchleierten Stadt, auf deren Spitzen der Mond blitzt: Es ſteigt aus dem Nebel ein jungfräuliches Bild, das Euch, wenn Ihr ſeine Sprache verſteht, mehr als ein

wunderholdes Märchen erzählt, das von der verwandelten Zigeunerin, die in der Nacht ihren Wald wieder aufſucht und neue Friſche durch ihre Glieder rinnen läßt, wird auch dabei ſein.

War ich doch ſelbſt in Baden ſchon Märchenerzähler, mußte meine Fantaſie doch hier ſchweifen und ausſchweifen meiner Mappe zu Liebe, daß ſie, durch die fortwährende Anſtrengung in ein fertiges Fieber geſetzt, mich ſelbſt ein Feenmärchen erleben ließ. Ob ſie noch zürnt, die ſchöne Fee? Ob ſie inmitten ihrer Treibhausblüten die Dornen der deutſchen Roſe noch fühlt? Lieber Himmel, konnt' ich denn anders? Ich hatte unter meinen Studien keinen ſo feinen, edel geſchnittnen Kopf, keine ſo nordöſtliche Sylfengeſtalt, und ich fand wieder unter den nordöſtlichen Sylfen keine, die mehr den ganzen Typus der Race vergegenwärtigt hätte, als das ätheriſche Weſen, dieſe neunzehnjährige Frau mit einem der Namen, auf die nach der ruſſiſchen Legende ſelbſt Chriſtus hätte ſtolz ſein können. Ich verſuchte es, ſie zu zeichnen, als ſie dem Rouge et noir zuſah, aber ſie bemerkte es und wich aus. Ich mußte ſie haben und ſagte ihr auf die verbindlichſte Weiſe, wie ſchön ſie ſei. Es half aber nichts, ſie wollte mehr. Sie war wunderſchön; ich erzählte, ich ward Dichter, ich improviſirte, ich amüſirte ſie, meine Märchen hatten ſtets den Zweck ihre Umriſſe für meine Mappe zu gewinnen,

Alles, Alles umſonſt, — da ſagte ich ihr endlich, daß ich ſie liebe, und ſie wurde zahmer. Sie entfaltete die ganze Pracht ihrer Reize, denn ſie liebte die Poeſie, aber nur die Liebe war ihr poetiſch; ſie ſchmolz, als meine Märchen feurig wurden, — ſie war herrlich koquett . . . Gleichviel! Sie gab mir Alles, — was ich für meine Mappe brauchte. Ich jubelte, ich hatte für ein Wort, für ein Geſtändniß, das wie die andern ein Märchen war, die köſtlichſten Skizzen, die ich für alle Schätze des grünen Kabinets nicht erlangt hätte. Die Fee fand das Märchen ganz nach ihrem Geſchmacke, erklärte meinen Jubel nach ihrer Weiſe, und, als ich eben die letzte Zeichnung vollendet hatte, fragte ſie neckend, wie um das Geſtändnißmärchen noch einmal zu hören, ob ich vor Jemand noch lieber knien könnte, als vor Gott. — Ich muß meine Zaubergeſchichte ſehr naturgetreu geſpielt haben, — aber die Fee war auch danach . . . Ich ſagte nicht Ja, nicht Nein, nahm einen neuen Bogen, einen friſchen Stift und zeichnete eifrig. Es entſtand ein Gewirr von Roſen, die zuſammen wieder eine Roſe bildeten. Die Knospe, die den Gipfel der Gruppe ausmachte, hatte die Form eines Kopfes, und durch dieſe Zugabe war die Roſe zugleich der Oberkörper eines Mädchens vom Gürtel auf geworden. Die Blüten und Blätter hatten ſich den Umriſſen angeſchmiegt, — meine Fee lauſchte neugierig über meine

Schulter, auf der ihre weißen feinen Hände ruhten, — ſie wußte was kommen würde. — Wußte ſie es wirklich? — Ach nein! Die Züge waren zu großartig, der Ausdruck zu bedeutend, zu tief, als daß ſie es für ein Bild ihres zarten Ichs hätte halten können. Ich gab ihr das Blatt lächelnd, und nun ſagte ich: Ja! — Sie ſah meine Zauberroſe einen Augenblick an . . . Die Fetzen des Blattes lagen zu meinen Füßen, und . . . wir ſahn uns nicht wieder, ich trat eine neue Wanderung an, und nahm den Schatz in meiner Mappe fort . . . . .

Ich bewundre von Zeit zu Zeit, wenn ich Reiſeſchilderungen leſe, und ich leſe ſie gern, die Fertigkeit der flachſten Touriſten ſelbſt, ſchon auf der erſten Eiſenbahnſtation ein kleines, nettes Romänchen zu erleben. Auf Dampfboten und im Poſtwagen iſt es noch viel ärger, da werden die Herren gleich im Handumdrehn der Mittelpunkt oder doch die zweite Perſon einer Tragikomödie, die dem Leſer einen gar hohen Begriff von der Romantik oder Blaſirtheit des Verfaſſers beibringt. Ich machte auch ſchon manche Meile zu Land und zu Waſſer, ſah und lebte viel Intereſſantes mit offnem Auge und offnem Herzen, aber ich müßte lügen, wenn ich ſagte, es habe ſich beſonders Erwähnenswertes mir je ſo aufgedrängt und mich in ſeinen Kreis gezogen, wie es Andern wol begegnet ſein muß, da ſie es

ſo lebhaft zu malen wiſſen. Irgend ein junger Menſch erzählte mir zwar dann und wann eine Liebesgeſchichte voll Glut und Waſſerſucht, ein commis voyageur ſagte mir, worin er „mache“, aber eine Geſchichte oder auch nur ein Geſchichtchen, das nicht ganz alltäglich war, fand ich nur, wenn ich mir die Mühe gab, es zu ſuchen und durch eignes Streben meinen Gefährten abzufordern, weil ihre Geſichter, ihr Weſen mich gereizt und aufmerkſam gemacht. Dem Zufall verdanke ich nichts; deßhalb beneide ich die Herren Touriſten eigentlich auch um ihr Glück, ſie finden gähnend, mit der Cigarre im Munde, was ich oft erſt durch tagelanges Studium, durch mühevoll. Vorbereitungen und Umſchweife erreiche. Aber ich tauſche nicht mit ihnen, was ſich ſo ganz von ſelbſt gibt, iſt in der Regel kaum des Nehmens wert; und endlich will ich auch nicht undankbar gegen den Zufall ſein. Ein Bild, das er mir gezeigt, vergeſſe ich nicht.

Es war Mitte Auguſt 1846. Ich war am Tage vorher nach Köln gekommen und fuhr nach Aachen. Herr von S. und ein ſchleſiſcher Kaplan, die mich begleiteten, waren müde und drückten ſich in ihre Ecke; ich glaube, ſie ſchliefen den ganzen Weg. Mir gegenüber ſaß ein junges Mädchen, das ſich erſt in der Geſellſchaft von Herren gar nicht recht wohl zu fühlen ſchien, ſich aber nach und nach drein fand und ein recht

ſorgloſes, innig heitres Geſicht machte. Es war ein holder Wohllaut in dem Weſen des Mädchens, wie in ſeiner Sprache; ich ſah es mit Vergnügen an und holte mit gefühlteſtem Behagen eine unbefangene friſche Antwort nach der andern heraus. Es würde mich gar nicht wundern, wenn das Kind Meta geheißen hätte, ſo hieß es aber nicht. — Ich erzählte von meiner geſtrigen Rheinfahrt. Bei Remagen war der Dampfer an einer ſchwimmenden Prozeſſion vorbeigefahren. Vor dem Kahne, der den Prieſter mit der Monſtranz trug, glitten zwei andre Nachen voller geputzter Kinder hin, die Blumen in den Rhein warfen, ſo daß die folgenden Fahrzeuge mit jedem Ruderſchlage in eine Welt von Blüten getrieben wurden. Das Bild war ſchön: Der grüne wogende Rhein in eine blumenreiche Wieſe verwandelt, die Sonne auf der Monſtranz blitzend, und der Geſang des Volkes heiß und voll zum Himmel ſteigend. Meine Gefährtin fühlte die Poeſie des Aktes, obgleich ihr der Kultus fremd ſchien, und ſie hörte mir offenbar gern zu. Ich gab ihr auch ein Stück Zerriſſenheit und fixirte ſie dabei aufmerkſam, alle Muſik in ihr ſang Frieden, der Wohllaut wurde nie geſtört. Sie beugte ſich immer wieder zu ihren Goldfiſchen hinab, die fröhlich in einer großen Glaskugel voll Waſſer umherſchwammen. Die Kugel mußte ſehr ſchwer ſein; neben mir war Raum, ich ſchlug ihr vor, das Gefäß,

das ihr gewiß sehr lästig war, auf den Sitz zu stellen. Sie fürchtete aber, daß die Schwankungen dort größer sein würden und sagte unnachahmlich innig: „Ich habe die Fischchen so lieb, so lieb, und was man für Liebes leidet, wird nicht schwer!“ — O, Ihr hättet dies frische, friedliche Kind sehn müssen, wie es mir treuherzig in die Augen sah und diese einfachen Worte mit seiner weichen melodischen Stimme aussprach. — In Düren stieg das Mädchen aus.

Vielleicht beugt es sich jetzt, während ich im Norden unser flüchtiges Begegnen schildre, nicht mehr über die Goldfische, die damals das erste Plätzchen in seinem Herzen einnahmen; vielleicht kniet es, als Mutter, nach mancher durchwachten Nacht an der Wiege eines kranken Kindes, und sagt denen, die für das eigne Wohl der Wärterin besorgt sind und ihr Ruhe anempfehlen, auch: „Was man für Liebes leidet, fällt nicht schwer!“

Kommt Dir mein Buch in die Hand, und denkst Du bei dieser Stelle an den schlanken Mann mit den schwarzen Brauen, den Du für krank hieltest, weil er bleich ist, so denke auch, daß er oft Gelegenheit hatte, sich Deiner Worte zu erinnern, und daß er immer den Wunsch hegt, Du mögst lieb, hold und rein bleiben, wie Du ihm damals schienst, als Du mit ihm von Köln nach Düren fuhrst. —

Aber ich ſoll ja erzählen, was Andre in Baden gethan, ſtatt meine eignen Wanderanekdoten und Skizzenräubereien auszukramen. — —

Graf Halden hatte, da er vor der Saiſon gekommen, ohne Mühe eine Reihe ſchöner Zimmer im Hotel de l'Europe erhalten können. Auch für Felix und Stein war geſorgt, ſo daß der Familie nichts fehlte, um ihr gewohntes, ungeſtörtes Zuſammenleben fortzuſetzen. Man theilte ſich in den Raum, Mariens Harfe und Physharmonika lehnte im Geſellſchaftszimmer, zu welcher Beſtimmung der Salon mit dem Balkon nach dem Kurhauſe erkoren worden, und da nur der alte Graf die Kur brauchen wollte, nahm man ſich vor, völlig ſo zu leben, als wäre man zu Hauſe. Felix ſchloß ſich aus; er knüpfte Bekanntſchaften an, und da er gleich am erſten Tage die Theeſtunde verſäumte, ſo fiel es ſpäter nicht auf, daß er möglichſt wenig Theil an dem gemeinſamen Vergnügen nahm. Pleſſenberg ſchien die Rolle ganz vergeſſen zu haben, die Felix in dem nürnberger Trauerſpiel hatte, oder er war doch überzeugt, daß ihrer nie Erwähnung geſchehn würde, nachdem ſich die Verhältniſſe ſo umgeſtaltet. Indeß irrte er in dieſer Vorausſetzung. Marie hatte eines Abends behauptet, daß die Frauen mehr edelmütige Reſignation beſäßen, als die Männer, und, nicht zufrieden mit dem Zugeſtändniſſe, daß einzelne höhere Naturen ihres Geſchlechtes die

Männerwelt in dieſem Punkte überflügeln konnten, wollte ſie eine ſolche Reſignation als ein dem weiblichen Charakter angeborenes Aggregat anerkannt wiſſen.

„Sie irren“, ſagte Pleſſenberg, „ſo unendlich Vieles die Natur Ihnen und Ihren Schweſtern mehr und reicher gab, als uns, ſo iſt eine gewiſſe Ritterlichkeit doch faſt ausſchließliches Eigentum des Mannes geblieben. Der Mann erträgt nicht allein Angriffe und Unbequemlichkeiten, wenn es gilt eine Dame zu retten, ſondern er thut ſogar das Äußerſte, er macht ſich lächerlich. Von dem verliebten Narren, der zwei Stunden in Regen und Geſtöber auf und ab trabt, um einen froſtigen Gruß von ſeiner Angebeteten zu erhalten, bis zu Jenem, der mit der Waffe in der Hand die Ehre einer Fremden vertheidigt, iſt eine Kette von Reſignation, die . . .“

„Mitunter wirklicher Edelmut ſein mag, im Ganzen aber immer etwas Anerzogenes iſt, das mit jedem andern Namen zufrieden ſein kann!“

„Und doch, ich will Ihnen einen Fall erzählen, der einem nahen Freunde von mir begegnete, und wo es in der That des Edelmutes bedurfte, um zu ſchweigen. Er lernt eine Frau kennen, die ihm aus einem Grunde intereſſant wird, der wahrſcheinlich noch nie die Urſache eines Verhältniſſes geweſen. Die Frau iſt, obgleich zur Geſellſchaft gehörig und von guter Familie, bei dem

lebhafteſten Verlangen nach Unterricht, ein völlig leeres Blatt. Alles iſt ihr neu, Alles fremd, — nur unglückliche Familienverhältniſſe nicht. Sie iſt in Wahrheit eine incomprise, und dies um ſo mehr, als ihre geſellſchaftliche Stellung in ihrem Alter das Lernen und Belehrtwerden faſt unmöglich macht, und ihre Sehnſucht nach geiſtiger Nahrung in ihrer Umgebung nur Spott findet. Sie iſt halb ſo alt als ihr Mann, dem ſie angeheiratet worden, weil ihre Pflegeältern höchſt mißliebig bemerkten, daß ſie ſchöner und anziehender als ihre eigne, gleichfalls heiratsfähige Tochter. Aber trotz ihrer Jugend iſt ſie verwelkt. Ich ſchicke das voraus, um zu zeigen, daß das Intereſſe meines Freundes gewiß nicht durch körperliche Reize hervorgerufen war. Genug, mein Freund ſpottete nicht, er bildete, er gab ihr Stoff zu denken, er löſte, was ihr rätſelhaft war, er erklärte, ſchulmeiſterte und hatte ſeine Freude daran. Vielfaches Zuſammenſein begründete offnes Vertrauen, er brachte ihr Hoffnung und Troſt, denn ſie litt viel. Er erfuhr, und dies zog den Knoten feſter zuſammen, daß ſie ſogar ihre Kinder nicht leiden möge, weil ſie die Kinder ihres Mannes; er kannte eine andre Frau, die ihren Mann nur darum liebte, weil er der Vater ihrer Kinder, und ſo ſein Streben ging nun dahin, das natürliche Verhältniß der Mutter zu ihren Gebornen zu vermitteln. So gelang ihm, denn die Frau verehrte ihn als wirk-

lichen, aufrichtigen und rückſichtsloſen Freund. Er war eine Zeit lang ihr Schutzengel. — Indeß wurde er dem Kreiſe, in dem ſie und er ſich bewegte, ſeiner politiſchen und ſozialen Anſichten wegen unbequem; man ſchmiedete ein Komplott gegen ihn und verſuchte ihn durch eine Denunziation zu entfernen. Der Streich mißlang; er griff die Verleumder offen an, entlarvte ihr erbärmliches Lügengewebe und ſtellte die Urheber an den Pranger. Man ſann auf Rache, und die Verwandten jener Frau ſelbſt entblödeten ſich nicht, den Ruf eines Weibes zu beſudeln, um den Läſtigen zu entfernen. Er hätte die Welt bei dem Glauben laſſen, ja, nach dem Muſter vieler Andern, mit einem Siege, um den er nie geworben, prunken können, aber eine ſolche Eitelkeit kannte er nicht. Er beklagte die Notwendigkeit, eine Verbindung aufgelöſt zu ſehn, die ihm Freude gemacht, aber er hatte auch dann noch nur inniges Mitleid mit der Armen, als ſie ihm eine Szene ſpielte, die ihn mit gerechteſter Entrüſtung erfüllen mußte. Man verſchloß ihm, weil man einen Eklat wollte, alle Thüren, und in der Überzeugung, daß er der Frau Kummer bereiten würde, wenn er zu ihr ginge und die Annahme zu erzwingen ſuchte, ſchickte er nur den Bedienten zu ihr, um ein Buch, das er vergeſſen, abzuholen. Sie ließ ihn zu ſich bitten und empfing ihn mit dem freundlichſten Geſichte von der Welt, aber zugleich mit einer Axt

von Anklagen und Bitterkeiten, die ſie ſehr laut ſprach. Er kam auf die Idee, daß der Herr Gemal, von deſſen Männlichkeit er keine zu hohen Begriffe hatte, einen ſolchen Beweis ihrer Schuldloſigkeit verlangt haben könnte und nun im Nebenzimmer ſeiner Antwort harre. Er richtete ſeine Reden danach ein und fand in den freundlichen, leiſe geſprochnen Worten, die er als Dank erhielt, nur den Lohn für ſeine früheren Bemühungen und das Bedauern über das geſtörte Verhältniß. Der lauſchende Gemal wurde ihm komiſch, er fragte .... und hörte, daß jener laute Angriff und ſeine Rechtfertigung für die — Domeſtiquen berechnet waren. — Sie ſehen, daß die Frau wirklich auffallend vernachläßigt war und eines Erziehers bedurfte. Mein Freund hatte Vorwürfe angehört, die er durch ein lautes Wort hätte zur Lüge machen können, die Domeſtiquen, das Publikum der Komödie, hätten dann über ihre Herrin gelacht, aber er ſprach's nicht aus; er erzählte mir dieſe Thatſache nach langer Zeit, noch immer indignirt, aber er nannte den Namen nicht und wird es nie thun. Sie drückt mir mit gewohnter Herzlichkeit die Hand und ſagt dabei Dinge, die ſie ſelbſt nicht glaubt, Beleidigungen herbſter Art, um ſich vor Bonne und Bedienten rein zu waſchen, rief er immer wieder aus, — iſt ſie nicht ſehr zu bedauern?«

„Wie kommt es denn, Graf Pleſſenberg,“ ſagte Felix, der unterdeß auf den Scheiben die Polka begleitete, welche im Pavillon von der Bademuſik geſpielt wurde, „daß Sie plötzlich Hiſtörchen von Ihren Freunden zu erzählen beginnen? Sollten Ihre eignen ſchon erſchöpft ſein, oder verſchweigen Sie den Reſt, weil er zu tragiſch iſt? Im äußerſten Falle kann ich Ihrem Gedächtniſſe zu Hilfe kommen, unſer erſtes Zuſammentreffen iſt gewiß eine ganz unterhaltende Avantüre, ich werde ſie nach Ihrer Hochzeit Herrn Stein als Probe meines Edelmutes erzählen.

Marie war hinter ihren Vetter getreten, und als er ſich umwandte, begegnete er ihrem Blicke. „Felix!“ ſagte ſie leiſe, „das nennſt Du Edelmut? Ich weiß, was Du ſagen willſt, und Stein weiß es längſt!“

„So, Du weißt es, Du, ſeine Braut?“ rief er und ſein Geſicht wurde von Sekunde zu Sekunde fahler; dann faßte er ſich raſch, nahm ſeinen Hut und ging. „Alles iſt verloren!“ flüſterte in ſich hinein und wanderte unter den ſtillen Bäumen der Promenade auf und ab. Sein Selbſtgeſpräch wurde nur von Zeit zu Zeit durch ein ſinnloſes, konvulſiviſches Lachen unterbrochen. Er hatte irgend einen Plan auf ſeine Mitwiſſenſchaft gegründet, und dieſer brach haltlos zuſammen, da Marie um die Tragödie wußte. —

Stein erklärte Pleſſenberg indeß feſt, er würde nicht zugeben, daß er Felix für dieſen Auftritt zur Rechenſchaft ziehe, und ſo wurde die Sache, wenn auch nicht vergeſſen, ſo doch übergangen. Ebenſo blieb nach dieſem Zwiſchenfalle die Frage unerledigt, welches Geſchlecht edelmütiger ſei. Stein fand es ſonderbar genug, daß Pleſſenberg Marien zu widerſprechen wagte; hatte ſie ihm nicht ſelbſt gezeigt, wie freundlich großartig reſignirt ein Weib ſein könne? Aber er war einmal ſo. Marie liebte ihn, das war ſeine Sühne, ſein Freibrief, das Leben war ihm wieder ein in tauſend Facetten geſchliffner Diamant, der alle Regenbogenfarben der Freude ſpielen ließ. Und in der That wußte er die Innigkeit und Tiefe ſeiner Liebe mit buntem Spiel zu umgeben; er ſcherzte, neckte und ſuchte nach goldnen Zankäpfeln, weil er wußte, daß das Auge ſeiner Braut ſcharf genug ſei, durch dieſe Hülle zu blicken, und daß ſie es liebte, wenn er den Reichtum ſeiner Erinnerungen in heitrer Verwirrung über Steins Sätze ſchüttete. „Stein ohne Pleſſenberg," hatte ſie einmal geſagt, „iſt wie ein neues, plattes Haus, aus deſſen vielen Fenſtern unzählige Lichter glühen; mit Pleſſenberg vereint aber wird er ein intereſſantes altes Gebäude, an deſſen Wänden Efeu und Clematis hinklettern, in deſſen Steinfugen eine Menge von Blumenſamen geſtäubt wird, ſo daß ſie in dieſer Vereinigung nie ermüdend

werden.“ Sie glaubte damit nicht zu ſagen, daß Pleſſenbergs Schlingkraut ohne Steins Gemäuer auf dem Boden hinkröche, und ebenſo wenig dachte ſie daran, daß ihr Bild Stein zu einer Ruine mache. Ihr Bräutigam hatte dies Wort gehört, und wenn es nicht ohnehin ſeine Eigentümlichkeit geweſen wäre, Hiſtörchen und Anekdoten in das Geſpräch zu miſchen, ſo würde die Bemerkung hingereicht haben, ihn auf dieſe Bahn zu führen.

Er kannte jenes blaſſe Geſpenſt nicht, das wol auch Liebe genannt wird, jenes überſinnliche Platoniſiren, das höher und edler ſein ſoll, als ein kräftiges Verlangen. Er liebte Marie, wie ſie geliebt ſein wollte, wahr und ohne übertriebne Schwärmerei; er trug weder eine Haarlocke von ihr auf dem Herzen, noch bewahrte er zärtlich ein welkes Sträußchen auf, das ſie an der Bruſt gehabt. Sie war, wie ich ſchon ſagte, keine Elfe, ſondern ein Mädchen, ſie fand alſo auch keinen Grund ſich ſeinen Armen zu entziehn und ſeine Lippen zu vermeiden, wenn er ſie an ſich drückte. Sie fühlte ſich glücklich an ſeiner Bruſt, und ihr höchſter Gerichtshof, der weibliche Genius, fand in dieſer Freude nichts, was ihn zu einer Mahnung bewogen hätte. — Die Bürſte ſtellte den Schaden, den ſeine Finger in ihrem Haarputze anrichten konnten, mühlos wieder her . . . .

Sie machten bald nach Ankunft der beiden neuen „Kurgäſte“ einen Ausflug auf das alte Schloß, wo Marie eine Anſicht aufnehmen wollte. Unterwegs klagte ſie über die traurige Notwendigkeit, Eſel ſtatt Pferden beſteigen zu müſſen und malte mit lebhaften Farben die Freude, die ſie empfinden würde, auf einem mutigen Roſſe an den Abhängen hin zu galoppiren.

„Die Saumthiere, die an ſolchen Felsgrund und dieſe ſchwindelnden Stege gewöhnt ſind, wie man deren in Tyrol und der Schweiz, und beſſer noch bei den Schmugglern in den Pyrenäen findet, haben höchſtens einen harten Trab und ſind außerdem von eigner kurzbeiniger Race; ich glaube nicht, daß ich ein engliſches Pferd in der kurzen Zeit, die wir noch hier zubringen, ſo ſicher dreſſiren könnte, daß ich Sie ſeinem Kreuze anvertraute,“ ſagte Pleſſenberg.

„Das iſt Kinderſpiel!“ rief Felix.

„Nicht ſo ganz! Es iſt viel leichter, ein gelehriges Pferd zu gewiſſen Sprüngen, zu den ſonderbarſten Verrichtungen zu dreſſiren, als es auf ungewohntem Boden ſicher zu machen. — Wagſtücke, wie die, von denen hier der Grafenſprung, die Roßtrappe, die Burgmauer in Nürnberg und der Wiſherad in Prag erzählen, würde ich doch mit aller mir zu Gebot ſtehenden Autorität zu verhindern ſuchen,“ ſetzte er ſcherzend dazu.

„Es iſt ein Pferd feil, das ſich allem Anſcheine nach zu einem Damenpferde eignet, und wenn Du mir es erlaubſt, liebe Kouſine, ſo haſt Du binnen vierzehn Tagen ein Thier, das Dich zwar nicht wie jene Prinzeſſin über einen zwanzig Fuß breiten Spalt, aber doch auf allen hier irgend praktikabeln Pfaden wie auf der Landſtraße trägt.“

„Ach ja, guter Felix, Du erſparſt mir die Qual, ewig an dieſe langohrigen und langweiligen Graülinge gefeſſelt zu ſein, auf denen ich vor Ungeduld ſterben möchte. — Felix iſt ſehr gewandt,“ ſagte ſie Pleſſenberg, der Proteſt einlegen wollte, „warum wollten Sie mir da eine große Freude verkümmern?“

„Daß uns nur, wenn wir hier Luxuspferde anſchaffen, eine neue Republikanerkohorte nicht ein todeswürdiges Verbrechen daraus macht, oder dem Luxus auf die einfachſte Weiſe ſteuert. Sie wiſſen, was uns d'Epres neulich erzählte: Er fährt mit einem prächtigen Poſtzuge am Hotel de ville in Paris vorbei, als dieſes grade einen gefeierten Mann mit ſeinen Klienten, einer Arbeiterrotte, ausſpeit. Man hält den Wagen an, macht dem guten Jungen begreiflich, daß ſeine Equipage ein Hohn für Freiheit und Gleichheit ſei, hilft ihm heraus und ſchiebt den Helden, ich weiß nicht mehr ob Barbès oder Raspail, hinein, und das ſouveräne Volk ſchenkt die höhnende Equipage im Intereſſe der Freiheit

und Gleichheit ſeinem guten Freunde. Struve's Frau, die bekanntlich unter die Graminivoren gehört, weißgekleidet und mit einem Veſtalinnenſchleier bedeckt einherſchreitet, könnte Ihr Pferd ebenfalls zu einem Triumfritte brauchen wollen, nachdem es von dem Helden Hecker, oder Herrn von Struve ſelbſt für gute Priſe erklärt worden."

„Sie kennen die beiden Männer wol nicht?" fragte Stein.

„Doch! Sie ſind entweder nicht übermäßig klug, oder haben mitunter Anfälle von momentanem Wahnſinn. Struve ließ ſeine Frau ſchwören, nie Fleiſch zu eſſen, das ſpricht in verſchiedenſter Beziehung nicht für ihn, und Hecker reitet auf dem republikaniſchen Prinzipe herum, ohne zu wiſſen, daß ſein Gaul blind und er kurzſichtig. Kein Wunder, daß er ſtolpert. Kennen Sie die Geſchichte Muſa's ben Allad? — Hören Sie alſo. Muſa ben Allad war ein ganz vortrefflicher Menſch und vor Allem ein berühmter Reiter. Er hatte nur einen einzigen Fehler, der Sand der Wüſte, — die Geſchichte ſpielt nämlich in Arabien, — hatte ſeine Augen ſo ſehr entzündet, daß er von Zeit zu Zeit völlig mit Blindheit geſchlagen ſchien. Zaida, ſeine Stute, beſorgte in dieſen Tagen der Nacht für ihn das Geſchäft des Sehens, und da er doch nur in der Wüſte umherſchweifte, oder ſeine Hütte verließ, um Suleika,

die Perle von Lahſa, durch einen Sprung über die Gartenmauer ihres Vaters mit ſeiner Gegenwart zu beglücken, wozu er ſeine Augen nicht brauchte, ſo befand er ſich dabei ſo wohl als es irgend ging. Das Pferd kannte den Weg, Sporn und Zügel inkommodirten es ohnehin nicht, kurz der Blinde war vortrefflich bedient. — Eines Tages machte er ſeinen gewohnten Beſuch. Das Pferd lief im Galopp an der Gartenmauer hin und wieherte, bis das Händeklatſchen innen die Anweſenheit der Geliebten anzeigte; darauf trat es dicht an die Mauer, Muſa ſtieg auf den Sattel und ſchwang ſich hinüber. — Weiß der Himmel, was Suleika ſo übelgelaunt machte, es kam zu ſtarken Worten, zu einem ordentlichen Zerwürfniſſe. Den Tod im Herzen, wie bei ſolcher Veranlaſſung natürlich, mußte der Arme den Rückzug antreten. In ſeiner Verzweiflung bemerkte er nicht, daß das Pferd angebunden war, was er mit Zaida nie gethan; es fiel ihm nicht auf, daß er durch den gewohnten, für Zaidas Höhe berechneten Sattelſprung faſt auf der Gegenſeite zu Falle gekommen wäre, ja er war gedankenlos genug, nicht einmal daraus Verdacht zu ſchöpfen, daß ſein Roß, ſtatt pfeilſchnell das Weite zu ſuchen, träge dahin ſchlenderte. Im äußerſten Falle hielt er dieſe Niedergeſchlagenheit für Sympathie. — Die Sache verhielt ſich aber ſo. Irgend Jemand, den der Zufall vorübergeführt, fand Zaida nach ſeinem

Geſchmacke, oder doch beſſer als die eigne blinde Mähre, und tauſchte unbeſehn. — Muſa hing ſinnend auf dem Thiere, und dies ging den Weg, der ihm recht ſchien und den es kannte, — in die Stadt. Nun wollte es das Unglück, daß ſie in einer Straße einem Manne begegneten, der gewohnt war, die Leute ſeiner Perſon ausweichen zu ſehn. Er wunderte ſich über den Reiter, der ſchnurſtracks auf ihn zukam, und blieb ſtehn um das Maß der Frechheit zu beobachten. Muſa hört Menſchen, erwacht halb, und da er ſich durchaus nicht in der Laune fühlt, mit irgend einem Bekannten ein Geſpräch anzuknüpfen, gibt er grade dicht vor dem Manne der Roſinante die Schenkel zu fühlen. Das Thier macht einen Satz und wirft in ſeiner Blindheit den gewaltigen Kadi von Lahſa über den Haufen. Das Hängedintenfaß iſt zerſchlagen, die Kleider beſchmutzt, der Kadi läßt den Frevler greifen, binden, baſtonnadiſiren und zuletzt einſperren, ehe er nur zu voller Beſinnung gekommen iſt. Der Kadi war aber noch dazu Suleikas Vater .... Indeß die Löſung dieſes Knotens gehört nicht zur Sache. Fügen Sie ein paar beliebige Striche hinzu, ſo haben Sie eine politiſche Allegorie fertig, und Hecker, der ſtatt der Zaida auch nur einen blinden Klepper vorfand, mit dem er ſich zugleich in die Dinte ritt, muß in Muſa den Allad ſein Prototyp erkennen."

„Nur würde der Klepper dann nicht, wie Sie meinten, das republikaniſche Princip ſein, ſondern das deutſche Volk.“

„Das iſt ganz die Sache des Auslegers, Jeder wählt, was er am liebſten in der Dinte weiß.“

„Sind Sie denn hier durch dieſe Schilderhebung beunruhigt worden?“

„Freilich! Wir mußten öfter nach Dos fahren, um Truppen vorbei ziehn zu ſehn, als mir lieb war; und außerdem brauchten die Herren Freiſchärler ſo viel Eier und Milch, daß ſogar hier die Kurſe ſtiegen, die Mandel Eier um ſechs und der Schoppen Sahn ſogar um zwölf Kreuzer.“

„Wollen Sie mir aber nicht ernſthaft ſagen, wie der Aufſtand in der Nähe ausſah? Ich kann nicht glauben, daß ein Mann wie Hecker blos Lächerliches unternommen, und ebenſo wenig iſt es mir denkbar, daß in einem Lande, — wo mir ſchon vor Jahren ein achtjähriger Dorfknabe auf die Frage, was er zu werden hoffe? die Antwort gab: ein Staatsbürger! — die Proklamation der Republik kein Aufſehn gemacht haben ſoll. Die Mittel, die man zur Unterdrückung aufbot, die Truppenſendungen zeigen ohnedies, daß man die Sache gar nicht ſo leicht nahm.“

„Sie wiſſen ja wol, daß Mut und Sicherheit nichts für Leute iſt, die ein böſes Gewiſſen haben, und

welche Regierung hätte nicht ein ſolches? Sie fürchten ſich und machen aus der Mücke einen Elefanten. Die Inſurgenten ſind gelaufen, ſobald ſie Bajonette ſahn, es war eine Razzia, weiter nichts."

Stein ſchüttelte den Kopf.

„Sie ſagen nicht, was Sie darüber denken. Hätten Sie denn gewünſcht, daß der Zug Heckers von Erfolg gekrönt worden wäre? Schiene Ihnen eine ſolche aufgezwungne Staatsform gut?" fragte Marie.

„Vielleicht!"

„Ach, das iſt nicht Ihr Ernſt. Was ſoll eine Republik ohne Republikaner, denken Sie doch an dieſen Satz Dantons, — eine andre wäre doch nicht möglich. Eine Form ohne Inhalt, ein Ding ohne innere Notwendigkeit ſeiner Exiſtenz. Sie kämen mit ihrem ganzen Syſteme, mit Allem, was Sie mir je geſagt, in Widerſpruch, wenn Sie dabei beharren, daß dieſe winzige Fraktion das deutſche Volk hätte zu einer ſogenannten Freiheit knechten ſollen."

„So meine ich es gewiß nicht, Gräfin, ich bedaure nur, daß die Fraktion wirklich die Minorität war, und finde in dem Kampfe nur den Verſuch, die Streitkräfte zu ſammeln und die Stimmung der Majorität auf eklatante Weiſe zu erfahren. Hecker war getäuſcht worden, er fand wirklich eine blinde Mähre ſtatt des muti-

gen Kampfroſſes. Daß die Partei unterlag, war natürlich, aber das Volk hätte ſiegen müſſen.“

„Und Sie ſuchen auch alles Heil in der Republik?“ fragte Pleſſenberg.

„Für gewiſſe Zwecke, für ein einiges Deutſchland zum Beiſpiele, ja, ſonſt nicht. Sonſt iſt die Republik ſogar gefährlich, denn ſie kommt dem naturgemäßen Zuſtande, dem Nebeneinanderſein, zu nahe, als daß der kleine weitere Schritt, — der zur Auflöſung des Einzelſtaates ſelbſt —, dringend erſcheinen könnte, und doch muß er einmal gethan werden, um die letzte Schranke zwiſchen allen und überall gleichberechtigten Weſen wegzuraümen. Man ſtrebt aber immer mehr nach dem Entfernten, als nach dem Nahen.“

„O, ich weiß, daß Welker in der badiſchen Kammer ſagte: Es iſt noch nicht ſchlimm genug, die Fürſten müſſen uns erſt den letzten Kreuzer genommen, das letzte Recht entriſſen haben, dann, dann werden wir eine Revolution haben. Sehen Sie jetzt hin, hören Sie ihn, Jahn, Eiſenmann, Arndt, Jordan, Gagern, das Haubt der deutſchen Mittelmäßigkeit, grade dieſe reden der Verſöhnung das Wort.“

„Die Herren ſind an Ruhm und Siegen reich. Das wiederholt ſich immer wieder. Die Römer nach der Unterjochung des Orients, ſo wie Napoleons Mar-

ſchälle, alt, reich und mit Ehren überhäuft, ſind ſie des Kampfes müde und wollen Ruhe.“

„Eiſenmann auch und der Dulder Jordan?“

„Nun, es gibt noch einen andern Grund, der eine allgemeinere Geltung hat. Sie haben den Sturm vorbereitet, da er aber nicht ganz die Richtung nimmt, in der ſie routinirt ſind, da ſie in dem Mörſer Pulver ſtatt des Goldes zu Wege gebracht, da die von ihnen gebaute Maſchine mehr leiſtet, als die Werkmeiſter ihr zugetraut, ſo wollen ſie um jeden Preis von der gewaltigen Praxis in ihre Theorien zurück. Der Gedanke iſt groß, ſo lang ihn nicht die That übertrifft; wer nur denken kann, zieht dem Handelnden gegenüber ſtets den Kürzeren und reagirt dann ſchon, um wieder ebenſo viel Boden zu gewinnen, als der Andre durch die Reaktion verlieren muß. Es iſt ſonderbar, daß liberale Denker und verbotne Bücher in Zeiten, wo ſie Verfolgungen ausgeſetzt ſind, überall gern gelitten ſind, daß aber in dem Augenblick, wo ſie durch die Verhältniſſe eine praktiſche Bedeutung erhalten, Niemand mehr mit ihnen zu thun haben mag. Man koquettirt mit ihnen förmlich, man koſt und herzt, man liebäugelt wenigſtens aus der Ferne, der Radikale gilt im despotiſchen Staate abſolut für einen geſcheidten Mann, von deſſen Geiſte die ſtarrſten Konſervativen mit der größten Hochachtung ſprechen, — aber eine einzige Katzenmuſik, eine Emeute, die ihn

wie die Andern überraſcht, macht ihn zu einem Ausſätzigen. Man ſcheint gern liberal, ſo lang nichts dabei zu verlieren iſt, wird aber der Gedanke zur That, wird aus dem piquanten Scherze einmal Ernſt, ſo ſchreit man: Ruhe, Ruhe, der Fortſchritt heißt Anarchie, Freiheit wird Zügelloſigkeit, blinde Pöbelforderungen u. ſ. w. genannt, und die liberale Maſke fliegt unter das Gerümpel.“

„Thun Sie mir den Gefallen und ereifern Sie ſich nicht umſonſt,

Deutſchland, die fromme Kinderſtube
Iſt keine römiſche Mördergrube.

Alles, was wir durch die glorreiche Revolution verlieren werden, iſt, daß Sie an meine Frau nicht adreſſiren dürfen: Seigneuresse héréditaire, féodale et justicière, oder deutſch: Erb-, Grund- und Gerichtsfrau, und daß der Bauer unſre Haſen und Rehe ſchießt. Quel bruit pour une omelette!“

„Schlimm genug, dann iſt der Zweck der Revolution nicht erfüllt, und wir gehn dem Ausbruche einer neuen entgegen.“

„Warum wollen Sie denn durchaus noch eine Revolution?“ warf Marie hin.

„Vor nicht ſo langer Zeit hätten Sie nicht ſo gefragt“, ſagte Stein nicht ohne Bitterkeit, „die eigne

volle Befriedigung läßt uns zu gern vergeſſen, daß Millionen unbefriedigt geblieben ſind.“

„Bin ich denn durch eine Revolution zu meinem Glücke gekommen?“

„Sie ſagen mir zwar eine Schmeichelei, ich ſollte alſo kaptivirt ſein“, rief Pleſſenberg heiter, „aber diesmal hat Stein Recht, und auch Sie haben eine Revolution durchgemacht. Die Liebe iſt nichts mehr noch minder als eine ſolche, und zwar eine radikale, die ultraradikalſte, die es gibt. Alles wird umgeſtürzt, die alten Götter ſogar, und über den Trümmern ſteigt ein neuer Tempel, ein neues Syſtem empor, eine freie Knechtung, eine ſelbſt aufgegebne Freiheit, Alles bouleverſirt und doch Alles konſervirt; Widerſpruch und Verwirrung ſonder gleichen, Steigerung und Depreſſion, Verlieren und Finden in einem Athem, Charivari der Affekte, Kartätſchen und Barrikaden, Proklamationen und Erwägungen, — kurz alle Symptome einer Revolution! Wenn Sie für die Welt eine ſo glänzende zu Stande bringen können, lieber Stein, dann drauf und dran, hüten Sie ſich aber, daß Sie ſtatt einer niedlichen Liebeskatzenmuſik nicht einen odiöſen Katzenjammer davon tragen. Sie verlieren im Kampfe das Ideal aus den Augen, und es geht Ihnen wie Guſtav von Schweden, während er bei der Armee war, verhei-

ratete ſeine Mutter ſeine geliebte Ebba Brahe mit de la Gardie.“

„Haben Sie denn auch einen Plan für Ihre ſozialiſtiſche Umgeſtaltung? Sie wollen doch ſicher nicht blos experimentiren, wenn das Leben und das Wohl von Tauſenden dabei eingeſetzt wird. In Frankreich ſehe ich nichts als kopfloſe Verſuche, die den Staat noch tiefer verſinken laſſen, ohne daß irgend eine Ausſicht auf Rettung da iſt.“

„Ach, Sie wollen alſo Arbeiterrevolutionen! Da gibt es ja ein entſetzlich einfaches Mittel. Packen wir doch Hunderttauſende, die hier arm und elend ſind, auf und ſchicken wir ſie nach Auſtralien oder nach Amerika. Die Erde bringt nicht mehr hervor als ſie ernähren kann, und Raum iſt noch für Millionen da.“

„Gewiß, das Mittel iſt nicht ſo übel. Ich möchte vorſchlagen, daß Jeder, deſſen Beſitz eine beſtimmte Summe überſteigt, ein Drittel des Überſchuſſes für eine ſolche Überſiedelung herauszahlt . . .“

„Den Teufel auch, Sie kommen auf die franzöſiſchen Milliarden!“

„Wenn Alle verlieren, verliert Niemand, denn was der Einzelne opfert, gewinnt die Geſammtheit, von der er ſelbſt ein Theil iſt. Man will nur reicher ſein, weil es Reiche gibt. Wird die Aufſammlung von ungeheuren Kapitalien unmöglich gemacht, gibt es viel allge-

meines und wenig Einzeleigentum, ſo iſt der Wohlſtand eines Volkes unzerſtörbar garantirt.“

„Stein, Sie ſind ein Kommuniſt und ein reicher Mann zugleich, Sie ſind eine contradictio in adjecto, Sie negiren ſich ſelbſt. Schenken Sie doch Ihr Vermögen der Menſchheit, um ein Beiſpiel zu geben,“ lachte Pleſſenberg.

„Das wäre jetzt eine Thorheit. Ich würde arm werden und Andre wüßten ſich doch über lang und kurz an meinen Spolien zu bereichern. Praktiſch wird der Satz nur, wenn Jeder ſeinen Beſitz aufgibt, und die Geſammtheit in geordneter Weiſe alles Vermögen ſich zu eigen macht. Dann wird der Einzelne nicht mehr arm, er ſteht Niemand nach, denn er hat an Allem Theil.“

„Traümen Sie unterdeß von dem glücklichen Zuſtande kommender Jahrhunderte, großartiger Menſchenreund, während wir dies herrliche Bild bewundern.“

Sie waren vor der Ruine angekommen und hatten vor ſich die weite Fernſicht auf die Krümmungen des Rheines, der, hier noch nicht von Felſen gezwängt, durch üppig grünes Land fließt und dem Schwarzwalde die Grüße der Alpen bringt. Als ſie aber durch das Gebüſch unter die Mauerreſte ſelbſt traten, feſſelte eine andre Erſcheinung Ihre Blicke.

In einer Niſche, deren zerbröckelnder Bogen mit Feſtons von Brombeeren und Efeu behangen war, lag ein Knabe von etwa neun Jahren ſchlummernd. Sein Anzug, die Friſche und Feinheit des Weißzeugs bewies, daß er zu einer der im Bade anweſenden Familien, oder doch zu den Vornehmen des Ortes gehören mußte. Das Kind war bildſchön, und die romantiſche Umgebung, ſeine anmutige Stellung und der grüne Laubvorhang trug nicht wenig dazu bei, den Reiz zu erhöhen. Eine heißere Sonne hatte das Haar des Schläfers gekräuſelt, das in glänzend ſchwarzen Ringen, verſchoben in ein Geſicht fiel, deſſen ſcharfe, feſte Formen bald keinen Zweifel über ſeine Heimat ließen. Hätten Stein und Marie auch nicht eine ſprechende Ähnlichkeit, eine Ähnlichkeit, die ſie faſt erſchreckte, in den Zügen gefunden, ſo wäre der italieniſche Typus doch augenblicklich von ihnen erkannt worden. Sie umſtanden die Grotte lauſchend, Marie beugte ſich über den Knaben herab und wollte leiſe die Haarfülle, die ihr zu viel von dem Kopfe verbarg, zurückſtreichen. Ihre Finger faßten die überhängende Locke, aber plötzlich fuhr ſie mit einem Schrei zurück . . . Aus der offnen Tunika des Kindes vibrirte ihr die geſpaltne Zunge einer Natter entgegen, und in dem Augenblicke als ſie zurück ſprang, fuhr das Thier mit ſeinem blauen Leibe zur Hälfte aus ſeinem Verſtecke, bäumte den Oberleib aufwerts und ließ ſeine

Augen blitzen. Das war ein Moment! Im nächsten hatte Stein schon mit einem raschen Griffe die Natter unterhalb des Kopfes gefaßt, herausgerissen und durch einen Tritt getötet. Das Kind war erwacht und rieb staunend seine großen, dunklen Augen. Marie redete es italienisch an, der Knabe horchte, sprang auf und öffnete den Mund um zu antworten; dann ließ er, wie von einem raschen Gedanken durchzuckt, die Arme sinken, schüttelte den Kopf, als verstünde er nichts davon, betastete sich und durchsuchte die Nische, in der er gelehnt hatte. Als er das, was er suchte, nicht fand, rief er ängstlich mit Thränen in den Augen: „Where is Miss Adder?“ Plötzlich erblickte er das zuckende Thier auf dem Pfade liegend. Er warf sich zu dem ermordeten Lieblinge nieder und brach in wildes Wehklagen aus.

„Sahen Sie denn nicht,“ rief jetzt Felix, „daß dies stahlblaue Ding eine Kollierschlange, also ein ganz unschuldiges Thier ist? Sie haben dem armen Knaben ein hübsches und seltnes Spielzeug verdorben, das wir ihm nicht einmal ersetzen können.“

„Ich hielt es für eine Stahlotter und fürchtete, sie könne das Kind verletzen.“

Marie versuchte umsonst, den Knaben zu trösten, er stieß sie von sich, und als Stein sich ihm nahte, sprang er auf, den zerrissenen Leib der Natter vorsichtig haltend, schleuderte ihm einen Blick voll Haß zu und

eilte, immerfort: Murderer, murderer! rufend, den Berg hinab.

Marie hatte die Augen mit der Hand bedeckt, als ſie die Wut des Kleinen ſah, und Stein ſtand einen Augenblick ſtarr, dann wandte er ſich zu Marie und ſagte: „Der Blick iſt erblich, wie es ſcheint; der Knabe muß ein Kind der Meduſe ſein!“

„Verſprechen Sie mir, nicht nachzuforſchen, und vor Allem dies Weib nicht aufzuſuchen!“ rief Marie lebhaft. „Die Toten verzeihen, ſie wollen keine Rache. Rächen Sie Ihren Freund um meiner eignen Ruhe willen nicht“ flüſterte ſie dann.

„Alle Wetter, das iſt eine kecke Range,“ rief Pleſſenberg, „der Burſche hat in der That das Blickeblitzen von der Meduſa gelernt, obgleich er ſeine Gewalt nur auf Einzelne ausdehnen zu dürfen ſcheint. Marie und Stein, Sie ſehen ja aus, als hätten Sie die weiße Schloßfrau leibhaftig erblickt, oder irgend eine Erſcheinung d'outre-tombe gehabt. So angedonnert hat mich der Bube mit ſeiner Leidenſchaft doch nicht. Aber ſagen Sie mir, iſt es nicht ſpaßhaft, ich ſehe mich nach ſeiner Miß Adder in allen Winkeln um und hoffe jeden Augenblick eine fadenſcheinige Gouvernante über einem intereſſanten Buche eingeſchlafen zu finden, während die präſumtive Erzieherin längſt von St. Georg-Steins Hand erlegt, ihr letztes Lebensfünkchen verziſcht. —

Eine Schlange, das iſt doch das ſonderbarſte Spielzeug, das ich noch kennen gelernt. Einen Hund laſſe ich mir gefallen. Sie werden bei mir in Bruggwört das lebensgroße Portrait eines Newfoundländers ſehn, der mich in meiner Kindheit ſtets begleitete. Das prächtige Thier, mein eigentlicher Wärter, hieß zwar Nero, war aber nur blutdürſtig, wenn mir ein Fremder nahte. Kam ich dem Waſſer zu nahe, ſo drängte er ſich zwiſchen das Ufer und meine kleine Perſon und warf mich trotz alles Zauſens und Schlagens auf die Erde; ſollte er ein Stöckchen aus dem Teiche holen, ſo hatte er mich gewiß vorher den Damm hinunter gerollt, ſo daß ſeine Aufgabe erfüllt war, ehe ich wieder am Rande ankam. — Aber kommen Sie, Stein hat ſeine Heiterkeit fortpolitiſirt, und ich möchte nicht, daß er Sie anſteckte.“ Er nahm Mariens Arm und führte ſie in den innern Raum.

Stein hob Mariens Mappe ſtillſchweigend vom Boden auf, ſuchte einen Platz und zeichnete die Anſicht, die ſie gewünſcht. Felix verlor ſich ebenfalls in der Ruine, indem er aber die Begegnung des Paares abſichtlich vermied, verfolgte er es von dem Eckthurme aus mit den Augen deſto eiferſüchtiger. —

„Sie ſorgen wenigſtens dafür, daß durch unſer Plaudern nichts Andres verſäumt wird,“ ſagte Marie

freundlich dankend, „und das iſt gut, denn er verführt mich immer dazu, nichts zu thun.“

„Hören Sie mich denn nicht an?“

„Das iſt's ja eben, außerdem daß ich träg bin, naſche ich noch Ihre Bonbons und verliere darüber, wie Stein ſagen würde, die Beſtimmung des Menſchen aus den Augen.“

„Das ſagte ich Ihnen wol nie, und ich weiß, daß Sie, auch wenn Sie ſcherzen und plaudern, den großen, tiefen Gedanken, der mit der Zukunft geht, nicht vergeſſen werden.“

„Behaubten Sie nicht zu viel! Früher dachte ich unendlich viel, jetzt plaudre ich lieber. O, ich habe erſt plaudern gelernt, und es iſt darin ebenſo viel Poeſie, als im Denken, Traümen und Luftſchlöſſerbauen.“

„Aber doch wol eine ganz andre?“ ſagte Stein mild.

„Möglich, doch gefällt ſie mir. Denken Sie nur, daß der Vikomte d'Arlincourt Frankreich par excellence das Land der Poeſie heißt, und daß wir Deutſche dieſen Satz nie unterſchreiben werden. Wir finden bei Viktor Hugo und ſelbſt bei Lamartine ſtets mehr ein geiſtvolles Spiel mit Antitheſen, als das, was wir Poeſie nennen. Wir haben uns die Dichterwelt des Südens und des Nordens zu eigen gemacht und haben überall andre Elemente und doch überall Poeſie gefunden, — es iſt

unmöglich, eine allein ſeligmachende zu beſtimmen. Der Dichter gehört nicht einer Ecke, ſondern der Welt. Ich leſe heute Shelley und morgen Taſſo, den noch dazu Gries den Deutſchen wieder gedichtet, übermorgen vielleicht Chateaubriands Schilderung des Wahnſinns unter dem Deckmantel der Religion, was mir das eigentliche Sujet von ſeiner Atala zu ſein ſcheint; ziehe aus jedem den Honig heraus und ſchwelge, wo ich Poeſie fühle, ohne zu fragen, in welche Schachtel ſie gehört. Glauben Sie nur, daß das Plaudern eine recht innige poetiſche Färbung haben kann."

„Und doch gerade die, von der Sie am wenigſten zu halten ſcheinen, die franzöſiſche."

„Mitunter. Bei uns aber größtentheils mit gemütlich deutſchen Familiengemälden als Epiſoden!" lachte Pleſſenberg. „Übrigens muß ich feierlich dagegen proteſtiren, daß ich bei Marien der Anſicht d'Arlincourts das Wort geredet haben ſoll, wie Sie durch ihren Einwurf zu behaubten ſcheinen; die etwaige Liebhaberei der piquanten Gegenſätze fand ich ſchon fertig vor, und das nannte Marie ja franzöſiſche Poeſie . . ."

„Der Neuzeit, muß ich wenigſtens hinzufügen, denn Korneille und Racine haben an ihrem Zopfe genug zu tragen, ich will ihnen alſo nicht noch ein andres Gewicht anhängen."

„Nennen Sie dies geiſtreiche Spiel um Himmelswillen nicht ein Gewicht. Wir Deutſche machten das lebendige Funkeln und Blitzen gar zu gern nach, wenn wir könnten. Dies Prickeln und Mouſſiren iſt mir hundertmal lieber als die ganze Meſſiade, als Emilie Galotti und ein Duzend andrer Sachen. Der Franzoſe liebt das Leben, und das beſte Symptom des Lebens iſt dies Wetzen und Reiben, dies Blaſenwerfen des Geiſtes. Ich liebe die franzöſiſche Nation quand même und verabſcheue nur von ganzem Herzen ihre Muſik. Von Muſik wiſſen ſie ſo wenig, als der Deutſche, der nie in Paris war, von einer Weſpentaille und einer hinreißend eleganten Toilette.

Marie lachte und ſagte: „Wie Schade, daß ich Sie, der ſo lange in Paris gelebt hat, nicht zu meiner Zofe machen kann.“ Als er antworten wollte, hielt ſie ihm die Hand vor den Mund: „Keine verſpätete Schmeichelei, diesmal verriet die Zunge zu viel, als daß ein Impromptu helfen könnte.“

„Ich wollte aber wirklich etwas Andres ſagen.“

„Deſto ſchlimmer! Laſſen Sie uns lieber an den Heimweg denken. Die Herren haben ganz vergeſſen, daß ſie mich in die Hölle begleiten wollen.“

„Ja, ja, um dadurch aus der Hölle . . .“

„Pfui, wie fade! Schämen Sie ſich doch!“

„Ich parodirte im Augenblicke nur einen Bekannten, der durch eine ſolche Phraſe den höchſten Zorn einer Dame auf ſich zog. Etwas Libertin . . .“

„Wie alle Ihre Bekannten!“

„Sie auch, und unſer Mentor Stein? — Alſo etwas Libertin, ſprach er über eine Menge von Dingen, von denen er wenig verſtand, zum Beiſpiel über Religion. Eine bigotte Witwe, die er beſſer geſchont, da er ihre Nichte heiraten wollte, ſagt im Scherze, — denn der Neffe hatte Nichts Abſtoßendes, — „Ich wollte nicht mit Ihnen im Paradieſe ſein!„ — „Dann hörte es auch auf, für mich das Paradies zu ſein!“ antwortet er übereilt, — denn ſie war zwar ſehr abſtoßend, hatte aber doch eine allerliebſte Nichte. Und er bekam einen Korb.“

„Wollen Sie denn das direkteſte Laſter kennen lernen, Gräfin? Alle andern vernichten zuerſt den Körper und deprimiren dadurch Lebenskraft und Geiſt, das Spiel aber greift das Innere an und nützt den Menſchen durch ſeine eigentümlich trockne Aufregung von innen heraus ab.“

„Spielen Sie denn nie?“

„Niemals, obgleich ich oft halbe Nächte am grünen Tiſche zubrachte.“

„Das iſt übertrieben. Ich gebe Ihnen gern zu, daß die Leidenſchaft des Spieles etwas Scheußliches

iſt, aber wer an ſich den Eindruck, den Gewinn und Verluſt macht, nicht beobachtet hat, dem fehlt doch eine Erfahrung."

„Spiel um Selbſterkenntniß, das iſt eine gefährliche Brücke, die ſchon Viele ins Elend geführt hat. Ich kannte ſelbſt einige Menſchen, die wirklich auf dieſen Einfall kamen und die Erkenntniß ihrer Charakterſchwäche mit Elend und Tod bezahlten. Im Allgemeinen ſpielt aber doch Niemand deßhalb."

„Glauben Sie doch nur, daß die Wut gegen die Spielbanken und das Dringen auf ihre Schließung auch unter die Recepte des großen Buches gehört, die weder ſchaden noch nützen. Man erzählt immer nur die wenigen ſchwarzen Fälle und malt ſie noch ſchwärzer. Ich habe nie einen Menſchen ſpielen ſehn, der ſolche Augen, ſolche Grimaſſen gemacht hätte, als man es geſchildert findet. Dagegen erinnre ich mich einer Anzahl heitrer Vorfälle, die viel eher Stoff zu einem Luſtſpiele, als zu einer Tragödie geben können. — Ich ſelbſt ſpielte vor mehreren Jahren hier eines Nachmittags ſehr unglücklich. Mein letzter Louisd'or wurde eingeharkt, und als ich mich auf dem Stuhle zurücklehnte und wirklich gleichmütig beide Hände in die Taſche ſteckte, ſagte der Kroupier leiſe: Il est à sec! Ein paar Mädchen, dem Anzuge nach Bürgermädchen aus Karlsruhe oder Offenburg, hatten meinem Spiele zugeſehn und jedes Miß-

geſchick bedauert; als ſie mich nun fertig ſahn, meinte die Eine: „Er hat Alles verloren, jetzt wird er ſich totſchießen!“ — Die gute Kleine muß auch irgend eine Rührgeſchichte geleſen haben. Die Andre ſagte ganz naiv: „Ich möchte ihm meinen Gulden geben, vielleicht gewinnt er Alles wieder.“ Die Mama hatte ihr alſo wahrſcheinlich erlaubt, einen Gulden zu wagen. — Der Hohn des Kroupiers war nicht im Stande geweſen, mich von meinem Vorſatze, eine zurückgeſteckte Summe von zehn Napoleons nicht anzugreifen, abzubringen, der kindliche Einfall des Mädchens aber ließ mich die Börſe ziehn. Ich drehte mich raſch um, bat die Kleine, mir ihren Gulden zu geben und ſchob ihr dafür ein Zwanzigfrankenſtück in die Hand. — Die Laune des Glückes begünſtigte den Scherz, der Gulden verdoppelte ſich, ich hatte bemerkt, daß Zéro rouge die Kaprice hatte zu repetiren, benutzte dieſe Beobachtung und gewann noch ein paar hundert Gulden über meinen Verluſt. Die Mädchen freuten ſich kindiſch, und vielleicht noch mehr, als ich auf eine Theilung des Gewinnes beſtand und ihnen für den Reſt eine Menge niedlicher Dinge kaufte . . .“

„Aber . . .“

„Kein Aber! Faſſen Sie die Sache doch auf, wie ſie liegt. Ein andrer Vorfall iſt noch heitrer, weil er bedeutender iſt. Ein ohne eigne Schuld herabgekommner

Kaufmann aus der Pfalz faßt den heroiſchen Entſchluß, die Zukunft ſeiner Familie um jeden Preis zu ſichern. Es exiſtirt in London, Pall Mall Nr. 25 eine Life assurance society, die auch dann Zahlung leiſtet, wenn der Inhaber der Police durch Selbſtmord endet, — vorausgeſetzt, daß die Verſicherung ſchon ein Jahr in Kraft geweſen. Er verwendet eine große Summe zur Einzahlung und verſichert ſich ſehr hoch; eine gleiche Summe legt er in zinstragenden Papieren zurück, und mit dem Reſte ſeiner Habe hält er Haus, ringt mit den Verhältniſſen, ſieht ſeine Familie darben, leidet und befeſtigt ſeinen Vorſatz immer mehr. Er liebt ſeine Kinder und ſeine Frau zärtlich genug, um ſelbſt durch den Tod ihnen den früheren Wohlſtand zurückgeben zu wollen. Ich weiß nicht, ob ihn außerdem etwas zu der Annahme berechtigte, daß der Wohlſtand ohne ihn ſeiner Frau lieber als Dürftigkeit mit ihm. Reflexionen der Art ändern auch an der Thatſache nichts. — Das Jahr geht vorüber, und es iſt weder ein Onkel aus Oſtindien noch irgend ein andrer helfender Genius erſchienen. Der Mann ladet ſeine Piſtolen, ſetzt ſeine Papiere in baares Geld um, nimmt zärtlichen Abſchied und fährt nach Baden. — Der Romanſchreiber würde ihn nun natürlich tragiſch enden und die Lebensverſicherungsanſtalt nicht zahlen laſſen, die Wirklichkeit war aber weniger grauſam. Er gewann, da er mit großen Mitteln und

völlig reſignirt ſpielte; er gewann ſehr bedeutend und ſprengte am Tage darauf ſogar die Bank. Alle Welt freute ſich darüber, daß die Hölle um ihr Geld geprellt worden, aber da das Ding keine Pointe, nämlich keine Jammerthränen hatte, ſchwiegen die Zeitungen davon. — Oder iſt jener Schneidergeſelle nicht eine köſtliche Figur, der an den Tiſch tritt, ſeine Brieftaſche hinwirft und va banque! ruft? Der Kroupier iſt ſo aus dem Gleichgewichte gebracht, daß er ohne Weiteres abzieht . . . Leider gewinnt die Bank, der Kroupier wird wieder ſattelfeſt und harkt die Brieftaſche heran, aber . . . . „Werft mich hinaus, ich bin ein armer Schneider!“ ruft der Verwegne und bittet um ſeinen Paß und ſein Wanderbuch, womit die Bank allerdings nichts anzufangen wußte. Von allen Seiten bekommt er nun noch Gaben, man überredet die Polizei, ihn laufen zu laſſen, und er macht ſich mit einem guten Zehrpfenning in der Taſche aus dem Staube.“

„Solch kleiner Farcen wegen werden Sie das Unmoraliſche des offnen Spiels, die Verführung und das legaliſirte Laſter doch nicht vertheidigen wollen?“

„Ich behaubte nur, daß die Freude dem Leid ziemlich die Stange hält, und daß man von der Freude nur deßhalb keinen Lärm macht, weil ſie ſelbſt nicht mit Piſtolen ſpektakelt.“

„Ihre Bilanz iſt unrichtig, ſonſt würden die Pächter nicht ſo ungeheure Summen für ihr ſchändliches Privilegium zahlen und dabei reich werden können. Die deutſchen Banken ſind und bleiben eine Schmach, und eine Regierung, die ſo unlautre Quellen in ihre Kaſſen fließen läßt, macht ſich gradezu ſelbſt zum Verführer, zur mittelbaren Urſache aller vorkommenden Verbrechen. Es iſt genug darüber geſagt und geſchrieben worden, und ich wage zu behaubten, daß Sie nur des Paradoxen wegen und gegen Ihre Überzeugung dem Unfuge das Wort geredet haben. Es gehört Spielerleidenſchaft oder die Abweſenheit jeder höheren Einſicht dazu in das allgemeine Verdammungsurteil nicht einzuſtimmen.“

„Stein, Stein, Sie werden heute ſchon zum zweiten Male warm. Wenn Sie immer einen ſolchen Trumpf ausſpielen, müſſen ja alle Gegner verſtummen,“ lachte Pleſſenberg. „Ich will Ihnen ſagen, wie es mir mit einem ſolchen Abſprechen ging. Es war damals die Zeit der Tableaux. Ein Freund ſchreibt mir, man wolle eine Anzahl lebender Bilder darſtellen, er erſucht mich, Entwürfe, Koſtüme zu beſorgen und das ehrenvolle Amt eines Regiſſeurs zu übernehmen. Die Geſellſchaft war in einer Villa an der Elbe verſammelt, und ich in Dresden. Ich packte alſo in aller Eile Retzſch' Zeichnungen zu Göthes Fauſt ein, Weigelsdorf, den Sie ja auch kennen gelernt haben, iſt ausnahmsweiſe ſo liebens-

würdig, Szenen aus Byrons Lara und dem Corſaren zu zeichnen, kurz, ich ſchicke den ganzen Stoß ab und verſpreche rechtzeitig einzutreffen. Natürlich ſetzte ich voraus, daß unterdeß die Rollen zweckmäßig vertheilt werden. — Die Dekorationen, die ich malen laſſen mußte, wurden ſpäter fertig, als ich gehofft, und ich kam erſt den Tag vor der Aufführung an. Der Salon iſt voller Leute, ich erblickte ein Mädchen, das mir das Urbild Gretchens ſcheint. Ganz ſo blond, ſo beſcheiden und jungfraülich, daß ich laut aufjuble und die mir ganz Fremde mit einer beliebigen Fauſtiſchen Redensart als Gretchen anſpreche. „Sie irren," antwortet ſie mir, „ich bin Gulnare und der Page." In dem Augenblicke werde ich beim Arme ergriffen und einer zweiten bildſchönen Dame vorgeſtellt. „Gretchen" hieß es. Nun hatte dies Gretchen ein ſo ariſtokratiſches Geſicht, ſo blitzende Augen, daß ich kaum hineinſehn konnte, und das ſollte ein naives, ſchlichtes Bürgermädchen ſein. Aber eine Gulnare war es, wie ſie der Maler ſuchen kann. Ich denke, man will mich foppen, und verliere alle Faſſung, als ich höre, daß es kein Scherz. Ich erkläre, daß die Bilder unter aller Würde ſein müßten, ich beſchwöre die Damen, die Rollen zu tauſchen; Alles umſonſt, ich erreichte nichts als böſe Geſichter von allen Seiten. Ein unglücklicher Poetaſter hatte ohnehin Göthes Text verbeſſern müſſen, denn eine Kindesmörderin

durfte einmal Gretchen im Kerker nicht ſein. Die Mutter unſrer Gulnare hatte dem Töchterchen wol erlaubt, eine Odaliske darzuſtellen, aber das anrüchige Gretchen nimmermehr. Ich kümmerte mich in meiner Verzweiflung, mit ſolch herrlichen Mitteln nur Halbes leiſten zu können, nicht um die böſen Blicke und brach im voraus den Stab über das ganze Unternehmen. Ich wäre ſogar augenblicklich wieder abgereiſt, wenn nicht Gretchen, das ihres Entſchluſſes wegen halb und halb für emancipirt galt, auch ſeinerſeits einen Trumpf darauf geſetzt hätte, mir eine Lehre zu geben. Ich konnte es zwar nicht dahin bringen, daß die Dame die Kerkerſzene ohne Steifrock und ohne Volants gab, aber ſie war trotzdem gut, die Schlußſzene, der Wahnſinn aber war großartig ſchön, — da wirkten die Augen. Ich hatte ihr geſagt, es iſt unmöglich, daß Sie mein Urteil Lügen ſtrafen, es iſt unmöglich, daß ſich Jemand Gretchen in Ihnen denkt! und am Schluſſe der Vorſtellung ſah ich mich gezwungen, ihr zu erklären: Sie habe das Unmögliche möglich gemacht! — Ich war blamirt und wurde ausgelacht. Daß die Gulnare ſchlecht war und ſchlecht blieb, konnte mich nicht retten, und da die Herrſchaften keinen Überfluß an Kunſtverſtand hatten, ſchrieben ſie nun den Erfolg nicht etwa dem bedeutenden mimiſchen Talente der Dame, ſondern lediglich ihrer miſerablen Wahl zu. Es mußte ſo ſein, ſagten ſie und

lachten mich, den Überraſchten, aus. Seit der Zeit ſetze ich auf nichts mehr einen Trumpf, Gretchen konnte wirklich ſo aus geſehn haben.“

„Flüchten Sie ſich zu mir, Stein,“ ſagte Marie, „Pleſſenberg hält Ihnen nicht Stand; wenn er ſich angegriffen fühlt, macht er einen Seitenſprung und iſt über alle Berge ehe Sie ſich's verſehn.“

„Nehmen Sie mich aber auch mit; ich flattre ihm nur davon, weil er die Paſſion hat, Alles bis zur Hefe auszuſchöpfen, und das möchte ich ihm gern abgewöhnen. Das iſt ja eben der Grund, der die Franzoſen zu ihren Grundſätzen geführt hat. Sie können damit plänkeln, ſie geben ein Dilemma, um der Notwendigkeit enthoben zu ſein, ein letztes Wort zu ſagen, das kategoriſch das Endreſultat der Unterhaltung feſtſtellt. Da man das letzte Wort nie zuerſt ſagen kann, wenn eine Debatte angeknüpft wird, ſo ſollte es, in der Unterhaltung wenigſtens, nie geſagt werden; wäre es auch nur, weil es gewöhnlich all den Reiz der Für und Wider verwiſcht und den Spaß verdirbt. Ein durchgedroſchenes Thema iſt eine leere Flaſche, und eine leere Flaſche iſt die inkarnirte Langeweile. Man muß mit andern Worten und zu andrer Zeit ſich noch über dieſelbe Sache unterhalten können, ohne zu gähnen, das iſt aber unmöglich, wenn das Reſultat von Allen anerkannt worden iſt. Reſultate, unumſtößliche Sätze ſind alſo nach meiner

Meinung Dinge, die von der Wiſſenſchaft ebenſo geſucht, als von der Unterhaltung gemieden werden müſſen.“

„Und dieſer Satz ſcheint Ihnen doch ein unumſtößbares Reſultat.“

„Sie ſind aber daran Schuld, Sie haben mir den Satz abgenötigt!“

Felix miſchte ſich nicht in das Geſpräch und folgte den andern auch nicht an die Bank.

Es gab kein großes Spiel, keinen Selbſt- oder Bankmörder. Die wenigen Goldſtücke verloren ſich auf den weiten Feldern, und ſelbſt das bange, feierliche Schweigen, das ſonſt in dieſen Räumen zur Spielzeit herrſcht, hatte lebhafter Unterhaltung Platz gemacht. Am Trente et Quarante Tiſche ſaß der Spiritus familiaris Badens, der alte Mann mit den langen grauen Haaren und dem hineingeſteckten Kamme, und durchſtach eine Karte nach der andern. Das Spiel amüſirt ihn, ohne daß er ſpielt, ohne daß ſeine Augen ſich beleben, und gewinnt ihm ein glücklicher Spieler Intereſſe ab, verfolgt er ſein Spiel mit Aufmerkſamkeit, ſo wendet ſich das Glück augenblicklich ab ... Spieler ſind immer abergläubiſch, mehr noch als die Jäger, ich warne ſie hiermit vor einem freundlichen Nicken des Alten, und wenn es der Reichspolizei nicht gelingen

ſollte, die Roulette aus dem Lande zu werfen, was ihr doch bei einer guten Zahl deutſcher Bürger ohne Mühe gelungen iſt, werden ſie gut thun, meinem Winke zu folgen. — Außer dieſem war noch eine Spieldame anweſend, die ihre halben Kronen in einer Pillenſchachtel hatte und weder gewann noch verlor. Einige junge Herren ſprachen über das Spiel und lachten einen von ihnen aus, der ſich's zum Geſetze gemacht, täglich ſo lang zu ſpielen, bis er einen Napoleon gewonnen. Das Glück hatte ihm heute wohlgewollt, der erſte Abzug hatte ihm das Tagelohn gebracht, der Fuchs ſteckte in der Taſche, und der Beſitzer verließ ſeinen Stuhl. Die Bank zieht nie ſo an, als wenn ſie recht umdrängt iſt, und überdies wollte Marie ſpielen ſehn. Sie blieben alſo nur kurze Zeit und kehrten in den Rouletteſalon zurück, wo die Kugel mehr brachte, aber auch mehr nahm, denn es war eine größere Gallerie und mehr Nut da. Außerdem hat die Roulette etwas Unterhaltenderes, es iſt nicht das Zählen der Augen allein, es iſt Mannigfaltigkeit in der Art des — Verluſtes, und dieſer Wechſel iſt für Viele ergötzlich. Ein junger Mann mit ſchwarz-rot-goldnem Bande, allem Anſcheine nach ein heidelberger Student, war ſo artig, Marien ſeinen Platz zu überlaſſen, Pleſſenberg eroberte einen Sitz neben ihr, und Stein ſtand hinter ihnen.

„Wollen Sie nicht einmal ihr Glück proben?“ fragte Pleſſenberg und legte ſein Portemonnaie vor ſie hin.

„Lachen Sie nicht über mich“, ſagte ſie halb zu Stein gewandt, „das Spiel drückt mich, es liegt auf mir wie eine Ahnung, wie ein furchtbar drohend Etwas, das ich nicht enträtſeln kann. Wahrhaftig doch nicht der geringen Summe wegen, die ich verlieren könnte und wollte, ſondern einzig und allein, weil es mir etwas Unbekanntes iſt.“

„Ja, ja,“ lachte Pleſſenberg, „man ſtirbt nur einmal, und das Spiel iſt auch ſo ein Ding, das ſich nicht wieder ungeſchehn machen läßt. Aber Sie müſſen ſich an ſolche Entäußerungen gewöhnen, das ganze Leben iſt eine Kette davon, wir fügen die Ringe nur gewöhnlich unbewußt aneinander und denken erſt über das Geſchehne nach, wenn es vorbei iſt. Spielen ſollen Sie ja auch nicht, ſondern nur proben. — Darf ich für Sie die 20 beſetzen?“

„Keine Schickſalsnummern,“ ſagte Stein, „man knüpft zu gern Bedenken oder Hoffnungen an Zufälle . . .“

„Laſſen Sie uns nur!“ Und der Croupier lag auf Nr. 20.

„Dix-neuf, rouge, impair et passe!“

Das Spiel wiederholte ſich mit gleichem Erfolge, und Pleſſenberg wurde ärgerlich. Er warf den Satz eben wieder auf das Feld, als Marie ſeine Hand zurückhalten wollte; ſeine aufflammende Hitze war ihr peinlich. Durch dieſe Berührung fiel das Geldſtück auf R.. 19. — Einen Augenblick ſpäter hieß es: Rien ne va plus . . .

„Dix-neuf, rouge, impair et passe!"

„Nun iſt's genug", ſagte Marie leiſe, „ich habe Sie ſpielen geſehn, und Sie ſind nicht ruhig geblieben. Das Spiel macht mir keine Freude. Es ſitzt ein Dämon in dem blanken Zahlenkeſſel, er zieht häßliche Geſichter und bezaubert Alle, die hineinblicken, daß ſie ihn kopiren müſſen. Ich mag keine fremde Linie in Ihren Zügen." Sie gingen.

„Wie ſoll man denn ruhig bleiben, wenn der Hochzeitstag nichts von Glück wiſſen will. Hören Sie nur . . . ."

„Vingt, noir, pair et passe!" rief der Kroupier.

„Da Sie nun einmal ein Omen haben wollen," ſagte Stein lächelnd, „ſo begrüßen Sie doch Ihren Verluſt freudig als ſolches. Kennen Sie denn das Sprichwort nicht?"

„Wahrhaftig, das iſt's! Sie geben mir meinen Humor wieder, und aus Dank dafür will ich Ihnen augenblicklich, wenn Marie nichts dagegen hat, den

ganzen Gewinn zu irgend einem Ihrer philanthropiſchen Zwecke überantworten. Beſſer werden Sie das Geld ſicher anwenden, als vor drei Jahren die ſeither ſo viel genannte Lola Montez den Gewinn ihrer Kavaliere. Dies originelle Weib, die Heldin der Emanzipation des Leibes, kam mit der Abſicht hierher, die Löwin der Saiſon zu werden, und, da ſie quand même eine intereſſante Perſönlichkeit iſt und eine höchſt piquante Konverſation zu führen weiß, war ſie ihrem Ziele bald ſehr nahe. Sie war ſtets umlagert und ſtellte ſich dadurch vielen andern Damen von hoher Geburt und nicht weniger großen Reizen in den Weg. Ich kann mir nicht helfen, ſie war entſchieden geiſtreicher als die Mehrzahl der Hochgebornen. Übrigens ſteckte ſie voll moderner Ideen und hatte auch eine Ahnung Stein'ſchen Kommunismus'. Brauchte ſie Geld, und das war ſelten nicht der Fall, ſo verlor ſie an der Bank eine Kleinigkeit und ſagte dann ganz naiv: J'ai perdu mon argent! Alle Welt beeilte ſich, ihr ſeine Börſe zu bieten. Sie ſteckte Rollen und loſe Stücke ein, dankte und ging. — Das hätten ihr die Damen allenfalls ebenſo gern wie ihre Soupers verziehn, als ſie aber auch bei den Reunions erſchien, auch da ſiegreich auftrat und die Gefeierte war, bildete ſich eine Verſchwörung, und am Ende wurde ſie verwieſen."

„Wiſſen Sie auch, daß dieſe Bekanntſchaft keine ſolche iſt, von der man eine Braut unterhält!“ ſagte Marie mit einem Hauche üblen Humors.

„Doch! Sie iſt ein Original und in gewiſſer Art ein Genie. Das Genie aber ſteht außer allen Regelbüchern. Wie ich ſie kenne, machte ſie grade den Eindruck auf mich, den Byrons Sardanapal und Victor Hugos Marion de Lorme gemacht.“

„Nicht auch wie Byrons Kain?“ ſagte der Maler.

„Auch, wenn Sie ſo wollen. Wir haben von all dieſen Perſonen ebenſo viel und vielleicht noch mehr Schlechtes gehört, als von Lola Montez; der Dichter leugnet nichts von den hiſtoriſchen Fehlern weg, er läßt nur einen Strahl ſeines Geiſtes auf ſie fallen, und ſie erſcheinen in der neuen Beleuchtung nicht allein nicht verächtlich, ſondern bedeutend und liebenswürdig. Die gräfliche Ninon de l'Enklos unſres Jahrhunderts wäre auch, da ſie ſich ohne Hilfe eines Dichters ſelbſt zu verklären vermag, wofür ich Zeugniß geben kann, nicht ſo verhaßt und angefeindet, wenn ſie nicht die Rolle der Montespan übernommen hätte. Ninon war und blieb der Liebling von Paris, während die Dübarry tödtlich gehaßt wurde. Man kann Lola Montez faſt Alles verzeihen, denn das einzige Unverzeihliche, die letzte ungöttliche Komödie, kommt nicht auf ihre Rech-

sung. — Es iſt mit Menſchen, wie mit Büchern. Leſſing ſagt irgendwo, er wünſchte, die Rezenſenten ſuchten aus jedem Werke das Gute und nicht das Schlechte heraus, — und er hat Recht mit dieſem Wunſche. Das Niedrige, das an der Perſon hing, wußte ich, ehe ich ſie noch geſehn, und das Niedrige iſt mir nie intereſſant geweſen; als ich ſie aber kennen lernte, fand ich, daß das Gerücht nichts als eine Fabrikrezenſion über einige Zaunpfahlkapitel gab, und daß man boshafter oder dummer Weiſe die beſten Stellen überſchlagen hatte. Warum nur den Schmutz ſehn, der an einer Statue klebt, und warum gar des Schmutzes wegen die Statue ganz in den Winkel werfen."

„Es iſt Wahres darin," ſagte Stein zu Marie, „und das Übrige kommt wieder auf Rechnung der paradoxen Behauptungen, durch die der Graf mich reizen will. Habe ich die Paſſion: ein Ende für Alles zu ſuchen, ſo haben Sie das Steckenpferd: der Unterhaltung wegen zu widerſprechen."

„Ich werde künftig aber doch nicht leiden, daß mein Bräutigam eine Lanze für ſolche übelberüchtigte fahrende Damen einlegt, auch wenn es nur der Unterhaltung wegen geſchieht. Grade je mehr gute Seiten ſich auffinden laſſen, deſto weniger angenehm muß mir Ihr Verkehr mit ihnen ſein."

„Sie können als eine Schülerin Steins, deſſen Syſtem das der Univerſalliebe iſt, unmöglich ſo engherzig ſein,“ ſagte Pleſſenberg ſcherzend.

„Für die Zukunft, an die ich ein Recht habe, gewiß. Die Vergangenheit gehörte nicht mir, ich habe keinen Theil an dem was geſchehen iſt, aber die Zukunft . . . Wiſſen Sie denn nicht, daß, was Sie Engherzigkeit nennen, Ausſchließlichkeit heißen muß?“

„Ich möchte nicht, daß ich Sie gekränkt hätte!“ ſagte Pleſſenberg mit jenem weichen Accent, der Marie früher ſchon ſo mächtig ergriffen. „Keine kleinen Wetter, keine ſcheinbar winzigen Verſtimmungen zwiſchen uns, iſt der Roſt auch nicht ſtark genug, ſtahlfeſte Neigung anzufreſſen, ſo präparirt er doch die Oberfläche und macht ſie für ſein Gift empfänglich, es bleibt nach und nach ein unvertilgbarer Fleck auf der glänzenden Tafel zurück. — Zürnen Sie mir?“

Sie wendete ihm ihr Geſicht zu, eine Thräne ſchimmerte an den Wimpern, aber ſie ſchmiegte ſich in dem dunklen Baumgange, den ſie durchſchritten, näher an ihn und flüſterte: „Nie, nie, auch wenn Du mir wehthuſt!“

„Und Du biſt ein liebes, zartes Kind, das immer Recht und nur dann Unrecht hat, wenn es glaubt, ich könne ihm wehthun wollen,“ ſagte er innig.

Stein war abſichtlich einige Schritte vorausgegangen und blieb erſt ſtehn als Pleſſenberg ihn anrief. Es hing keine Thräne mehr an Mariens Wimpern. —

„Haben Sie denn ſchon etwas entziffern können?“ fragte Pleſſenberg, als er eines Morgens bei Stein ſaß. „Ich ſehe, daß Sie die Papiere meines Onkels durchwühlt haben.“

„Den Schlüſſel glaube ich zu beſitzen, ich fand aber zu meinem großen Staunen, daß die Mühe ſchlecht belohnt wird. Lebensnotizen ſind nicht zu entdecken, obgleich ich alle Kapitelüberſchriften, die gewöhnlich eine ſynoptiſche Inhaltsanzeige bilden, überſetzte. Aus dem, was ich bisjetzt leſen konnte, geht nur dunkel hervor, daß Pfaffen und Frauen ſeine Unbefangenheit untergruben und vielleicht ſein Gehirn verwirrten. Wenigſtens tragen die naturphiloſophiſchen Studien, die ich früher ſo ſehr bewunderte, den Stempel einer grandioſen Überſpannung an ſich. Viele Stellen ſprechen dafür, daß der alte Herr in allem Ernſte den Stein der Weiſen ſuchte. Er erklärt ganz bündig, daß an allen bisherigen mißlungnen Verſuchen nur die Pfaffen durch ihre ſogenannte Religion und die Weiber durch ihre Verführungs- und Zerſtreuungskünſte ſchuld wären. So unternahm er auch die Reiſe nach Ägypten nur, weil er dort Abkömmlinge der alten Weiſen zu finden hoffte, mit denen er ſich in Rapport ſetzen wollte.“

„Sie meinen alſo, die Papiere lieferten den klaren Beweis, daß ſein Geiſt geſtört geweſen,“ ſagte Pleſſenberg nachdenklich.

„Es bricht überall wieder Licht hindurch, er wird klar und verſtändlich, aber grade das, was mich ſo ſehr an ihn gefeſſelt, ſeine poetiſche Naturanſchauung, iſt wilder Unſinn. Ich begreife nicht, wie das uns damals klar und verſtändlich geweſen ſein kann, jetzt reichen all meine Vorkenntniſſe, mein ganzer Scharfſinn nicht zu, aus dieſem myſtiſchen Labyrinthe, aus dieſer Roſenkreuzerei, heraus zu kommen. Ich dachte oft unwillkürlich an das Om! Om! des Orients und an das Schauen des Abſoluten der neuen Philoſophie; die Gedanken fliegen ſo tollkühn über den Raum und das Raümliche hinaus, daß ich, der ich mir kaum einen Begriff von dem unermeßlichen Raume ſelbſt machen kann, vor dieſem ſchwärmeriſchen Delirium, vor dieſer himmelſtürmenden Trunkenheit ſelbſt wie ein Trunkner ſtehe.“

„Sie wiſſen, daß ich zum Nachtheile Anderer ſein Erbe wurde; iſt das Teſtament eine Folge ſeiner geiſtigen Untüchtigkeit, ſo ſchiene es mir Pflicht, zum mindeſten einen neuen Vergleich mit den übergangnen Agnaten abzuſchließen. Ich möchte Marie nicht in ein Haus führen, das mir nicht mit vollem Rechte zukäme, ich möchte gern ganz rein ſein, es ſoll nicht ein Weſen in der Welt geben, das mir mit Recht grollt.“

„Ein Recht dazu wird dieſes Teſtaments wegen Niemand haben, denn Alles was außerhalb des ſiren Kreiſes lag, faßte Ihr Onkel völlig ſcharf auf. Es iſt ein ganzer Band Haushaltsrechnungen da, der von kaufmänniſcher Pünktlichkeit zeugt. Ihr Gewiſſen darf über dieſen Punkt ganz ruhig ſein, und Alles, was Sie früher gegen ſeinen Willen mit Andern theilten, iſt ein Geſchenk geweſen, wofür Sie Dank verdienen.“ —

„Haben Sie nichts notirt, was Ihnen etwa aufgefallen?“

„Von dem, was dem Schreiber offenbar das Intereſſanteſte war, glaubte ich nichts den Chiffern, die es bewachen, entreißen zu dürfen, weil es für uns Andre zu konfus und hyperboliſch iſt; einige andre Kleinigkeiten aber, die mir ſeine Art zu träumen recht lebhaft vergegenwärtigten, ſchrieb ich ab, um ſie Weigelsdorf zu ſchicken, der darin ein Paroli ſeiner eignen Weiſe finden muß.“

„Laſſen Sie doch hören!“

„Es iſt eine ſtreckverſige Apoſtrofe, „Einſamkeit“ überſchrieben, aus der ganz die Miſchung von ſproſſendem Grün und fallenden Blättern weht, die ich an dem „vornehmen Vagabunden“ beobachtete.“

„Laſſen Sie uns doch ſehn, ob Marie nicht ſchon ſichtbar iſt, ſie wird gewiß auch gern ein Produkt Ihres

Anaſtaſius anhören. — Aber warum legen Sie das zweite Blättchen weg, darf ſie das nicht kennen?“

„Es ſind nur wenige Zeilen über die Stellung des Weibes dem Manne gegenüber, die bei ihr wenig Anklang finden dürften, obgleich ſie vielleicht eine Wahrheit enthalten,“ ſagte Stein verlegen. Aber Pleſſenberg nahm das Blatt und las laut:

„Es iſt dem Weibe eine tiefe Scheu vor dem echten Manne angeboren. Das Weib wird vor dem, der ihr am größten ſcheint, eher Furcht empfinden, als ſich ihm in Liebe zuwenden. Die Liebe vereint, ſie gibt Beiden etwas Gemeinſames; und das Weib fühlt die Herrſchaft jenes Mannes, es lieſt in ſeinem Auge, daß es nie etwas Gemeinſames mit ihm haben kann, es wird nie den Größten lieben, nie den, zu dem es hinaufblicken muß, ſondern ſeinen Bruder, den es zu ſich empor reißt. Dieſem wird es geben, worüber ſein Wille Gewalt hat, den Leib; aber der ganze Geiſt wird eigenwillig bei dem ſein, den das Weib nicht zu lieben wagt, er wird nicht ihr Gatte, aber ihr Herr ſein, und ſie wird im Innern vor ihm knien!“ Pleſſenberg las mit ſteigendem Pathos, und als er fertig war, lachte er laut auf. „Das muß wahr ſein, ein tiefer Kenner des weiblichen Herzens iſt mein guter Ohm geweſen, nur Schade, daß er wahrſcheinlich mit ſehr untergeordneten Potenzen zu thun gehabt hat. Wäre

mehr hinter dieſem Schwall, oder gar eine Wahrheit, wie Sie vermuten, dann gratulirte ich mir, des echten Mannes „Bruder“ und nicht er ſelbſt zu ſein.“

„Mir war dieſe Anſchauung intereſſant, weil ich einſt von einer Dame denſelben Satz anerkennen hörte, wenn er auch anders motivirt wurde.“

„Laſſen Sie dieſe Rarität immerhin ruhn. Marie würde, wie Sie ganz richtig bemerkten, kein Gefallen daran finden, und wir wollen ihr nicht gleich zum guten Morgen eine Abgeſchmacktheit auftiſchen. — Sagen Sie mir nur noch, fanden Sie denn heraus, welchen Auftrag der Onkel mir in Bezug auf Sie gab?“

„Ja“, ſagte Stein lächelnd und doch ernſt. „Er gedenkt meiner, wie meines toten Freundes, ſehr liebreich, empfiehlt uns Ihre Kaſſe und trägt Ihnen ſehr dringend auf, uns ein Bruder zu ſein.“

„Da ich ſeinen Wunſch nur noch an Ihnen erfüllen kann,“ ſagte Pleſſenberg warm, „und dieſer außerdem durch Marie, den Zufall und meine eigne Neigung erfüllt worden iſt, ehe ich wußte, daß ihn der Onkel gehegt, ſo laſſen Sie uns denn wirklich eine Familie bilden. Sie wiſſen, wie lieb Sie meiner Braut ſind, und offne Herzlichkeit werde ich immer für Sie haben. Geben Sie Herz für Herz, Handſchlag für Handſchlag, und wenn es Ihnen Recht iſt, laſſen wir auch das

letzte Zeichen des Fremdseins verschwinden und geben uns nach alter deutscher Weise das brüderliche Du.“ —

Der alte Graf nahm sein Frühstück bei Marien ein, und die beiden Herren wurden eingelassen. Marie hatte ein weißes Morgenkleid an, das mit mattblauer Seide gestickt war und eine Taille zeigte, die auch jenseits des Rheines, wo Plessenberg das Ideal der Figur hin versetzte, wenig gleiche und keine überlegne gefunden hätte. Ihre graziösen Bewegungen und frischen Farben, ihre Freundlichkeit dazu, — war's denn ein Wunder, daß sie der Liebling Aller war, daß sie den alten Herrn längst weniger Trauer um den Neffen, der ihn vernachlässigte, empfinden ließ? Sie hatte ihm ja versprochen, stets einen Theil des Sommers auf seinem Haldenfels zuzubringen, und im Winter konnte er ja zu ihr und zu Plessenberg, dem das Vergnügen des Pflegevaters seiner Marie eine Haubtaufgabe zu sein schien. Seine geliebte Nichte wurde ihm also doch nicht ganz entrissen, — und Felix schien über seinen Pferden schon den größten Theil des Schmerzes vergessen zu haben. Außerdem hatte dieser, wie Marie eben erzählte, anderweitig Beschäftigung und Zerstreuung gefunden.

„Wissen Sie, Stein, daß ich herausbekommen habe, wessen Kind der Knabe ist, der uns an der Ruine so erschreckte? Felix macht seiner Mutter den Hof, und

dieſe iſt nicht die Meduſe, ſondern eine Lady L.....n, was ich Ihnen hiermit zu Ihrer Beruhigung melde. Sie ſoll ſehr ſchön ſein. Sie ſoll, ſage ich, weil nur Wenige ſich rühmen können, ſie zufällig geſehn zu haben; Felix wird uns beichten müſſen."

„Wie kam denn Ihr Vetter zu der beſondern Gunſt, bei ihr eingeführt zu werden? Ich hörte von der Dame reden, und es wurde mir geſagt, ſie gehe nur bei Nacht aus und empfange nie Beſuche."

„Seine Gutmütigkeit hat ihm die für alle Welt dreifach verſchloſſne Thüre geöffnet, wie mir meine Eliſe, deren Gewährsmann wieder Fritz iſt, erzählte. Er traf in Dos einen durchreiſenden Menageriebeſitzer, der den Stehwagenreiſenden gratis das Vergnügen machte, ihnen in Baumwolle gepackte Schlangen zu zeigen. Felix erhandelt zum Entſetzen ſeines Dieners eine niedliche Kollierſchlange, ſucht den Knaben auf, und der Glückliche, der Miss Adder wiedererſtanden glaubt, führt ihn in ſeiner Freude zu der verzauberten Nachtwandlerin. Weiter weiß ich nur noch, daß mein guter Vetter ſeit da täglich einige Stunden im Hotel de Ruſſie bei Lady L.....n verweilt."

„Der Schlangenmord, die unſichtbare Schöne, der poetiſche Vetter und die romantiſche Gegend, da ſind ja alle Requiſiten zu dem Anfange eines Romans", lachte Pleſſenberg; „wenn er ſich beeilt, und der Dechant

ein Wort mit ſich reden läßt, ſo iſt unſer Bund am Ende nicht der einzige, der Onkels Geburtstag verſchönern und feiern hilft.“

„Und Du wirſt recht vergnügt ſein, Onkel, nicht wahr?“ ſagte Marie, ſeine Hand an die Lippen führend.

„Ich wäre es gewiß immer, liebes Herz, wenn die Zeit nicht ſo trübe Schatten auf alle unſre Freuden würfe.“

„Keine Politik, um des Himmels willen, nicht ſchon um zehn Uhr Morgens ein Gericht Putſch oder Fünfzigerausſchuß! Hier iſt ein Stuhl, Stein, — wir kamen um Streckverſe meines Onkels, die Stein aus den Hieroglyfenheften heraus buchſtabirt, vorzuleſen und vor Allem um froh zu ſein.“

„Es wird Ihr Intereſſe im voraus rege machen, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſe Votivtafel auffallende Ähnlichkeit mit der Denkweiſe und Schreibart Weigelsdorfs hat. Einiges ſcheint ſogar wie Kopie, und ich möchte behaubten, daß man eine geiſtige Verwandtſchaft nicht beſſer beweiſen kann, als wenn man ſagt, zwei Menſchen begegneten ſich nicht bloß im Reiche der Gedanken, ſondern wählten auch dieſelben Worte, ihre Ideen auszuſprechen. Ich hoffe noch in Weigelsdorf den Schlüſſel für Anaſtaſius zu finden.“

„Eine Art Univerſalelixir ſucht zwar Weigelsdorf auch,“ ſagte Pleſſenberg, „aber doch nicht in Baſen und

Salzen, wenn ſich auch die Menſchen vielleicht ebenfalls in Erden und Salze ſcheiden ließen, er ſucht die Natur in dem, was er Unnatur nennt, und kommt auf dieſem Wege von der Scylla in die Charybdis, er wird aus lauter Natürlichkeit unnatürlich. Die präſumtive Verwandtſchaft mit meinem Onkel würde er gewiß nicht gelten laſſen . . .“

„Wir wollen ſehn. Die Streckverſe ſind wenigſtens ſo wenig nach dem chemiſchen Herde gemodelt, daß er ſich ihrer nicht zu ſchämen brauchte.“

Stein las:

„Das alſo nennt man Einſamkeit! — In's Moos gelagert unter Rieſenbäumen, umſchwärmt, umblüht, umzürnt von tauſend Leben, die ſich im Kampf um Geltung bald befehden, bald ſüßharmoniſch in einander zittern: das nennt der Leute ſtumpfer Witz: allein! — Sie blühn mich an wie innerſte Gedanken, wie Engelbilder, die demütig ſtolz ſich ſelbſt beſchaun und betend vor ſich ſelber knien. Das ſind die Blumen, das iſt der Lenz mit ſeinen Blättern, ſeinen Knospen. — Der Sturzbach donnert, im Tode erſt ſein Leben verklärend, von Fels zu Fels in dieſe Niſche nieder, der Schaum ſtaubt um mich her, ein Meer von Sternen, feurige Kühlung, feuchte Flammenwunder. Und mit ihm ſtürzt der Fiſch, vom Strome fortgeriſſen, die Sonne ſchimmert auf den Schuppen . . . er iſt zerſchellt. —

Und laßt den Herbſt, des Lebens andre Phaſe, an dieſem Bilde meiſtern, laßt ihn das wetterfurchige Greiſenantlitz des Geſteins mit einem neuen Kleide ſchmücken, kann er die kryſtallnen Augen erblinden machen, iſt ſein Name Tod oder Vergeſſen? Statt jenes zarten Grüns, das wie ein Flaum die Zweige weich umfiedert, das ſaftig und lebendig, ein Teppich ſmaragdnen Sammts, zum Lichte ſtrebt, ſtatt blütenreicher Stickerei, im Herbſt ein leiſes Sterben. Ihr ſagt's, nicht ich. Ich will's, und ſehe rings den Herbſt ja, Euern Herbſt. Wär' ich ein trivialer Dichter Eures Stammes, ich bräche ſo in Klagen aus: — „Wohin ich ſah, ſind Knospen aufgegangen, wohin ich blicke, ſeh' ich Blätter fallen. Dem Auge, das nur ſehn, nicht fühlen kann, erſcheint der Wald erſt jetzt in voller Blüte, es findet jetzt erſt recht die volle Pracht der Färbung. Blutrot die Buche, falb umhaucht die Eiche, die Tanne ſchwarz und funkelnd grün die Fichte, der Birke Stamm umwallt von goldnen Locken. Ich aber ſeh' das Blut in allen Adern vertrocknet und erſtarrt, und darum mißgefärbt des ſchönen Laubwerks einſt ſo dichten Dom. Es iſt der Tod, der hier ſo farbig tüncht!“ — Macht Verſe draus und weinet, ſtatt zu lachen. Doch wenn Ihr weint, laßt Eure Thränen nicht dem Tode gelten, heult über Eure ſcharfſichtig blinde Thorheit.

Das nennt Ihr Einſamkeit, das nennt Ihr Tod! — Ihr lügt!

Nicht fühl' ich mich allein, wenn Eure Larven nicht aus jeder Hecke, aus jeder Fuge des Geſteines grinſen. Ich hab' Euch nie geliebt und nie gehaßt, nie eines warmen Fühlens wert gehalten; ich bin in Eurem Treiben krankhaft nüchtern, und nur dort allein. Wir ſind uns fremd und müſſen fremd uns bleiben. Ihr braucht nicht mich, und ich nicht Euch, das iſt das Beſte. Ihr ſeid ja reich und gut, ſeid fromm, habt Euern Gott und Euern Teufel, und zwiſchen Gott und Teufel eine Kette von Halb- und Viertelgöttern, Halb- und Viertelteufeln, zu denen Ihr viel lieber betet, weil Ihr ſie begreift. Das Ganze ſteht Euch viel zu hoch und fern, zu fern der ganze Gott und ganze Teufel, als daß Ihr ihnen mutig nahen könnt. Und endlich habt Ihr Liebe noch und Haß!

Nur zu! Wie ſeid Ihr arm, Ihr reichen Schwärmer! Ich gebe für die ganze himmliſch-hölliſche Litanei, trotz ihrer babyloniſch-jüdiſchen Nomenklatur von Engeln und Dämonen, — nicht einen meiner raſch beſchwingten Pfeile, nicht meinen Groll und meinen Spott, nicht dieſen Stab an dem ich weiter wandre, nicht dieſes Wort, in dem ich's Euch verkünde.

Ihr ſagt, ich ſei allein! — Ihr lügt!

Ihr sprecht von Tod! Ihr lügt! — Ja, dies armselig kleine Wort benebelt Euer Hirn, der selbsterfundene Begriff hetzt Euer Wissen lahm; macht Eure Knice krumm und nagt, ein äzend Gift, an allen Euren Freuden. Und dieses kindisch bange Spiel, das Ihr mit Euren Mißgeburten treibt, dies Ineinanderschmelzen Eurer weisen Narrheit! Tod und Schlaf! Das, was ihr Tod nennt, jene kräftigen Wehen der Natur, die aus uns selbst uns neuerdings gebären, wol faßt's ein Ich und bricht es rauh zusammen, doch nur um es am Morgen anders zu gestalten. Denkt Ihr, das große Leben, das die Welt durchströmt, verkriech sich in Lungen und in Pulse? Meint Ihr, nur die Bewegung, die in Eure Sinne fällt, nur die bezeuge Wachsamkeit und Streben? Der Tod ist Eure selbsterlogne Lüge; ich weiß von Tod nichts, denn der Tod heißt Leben.

Und Liebe habt Ihr auch und Haß! Chimären, so wie Einsamkeit und Tod, denn wären mehr sie, wären sie ein Kind der Wahrheit, wie könnte sich ein Wesen ihrer Macht entziehen? Wie könnte ich der Sonne gegenüber, von ihrem Stral berührt und angeleuchtet, sie selbst und ihre Stralen leugnen. Sie sind, doch nicht, wie Ihr es meint, und nicht notwendig im Getrieb' des Daseins; sie sind wie eine Blüte, die

in's Haar mir ſchneit, und die ich ohne Kummer von mir ſchüttle.

Ich kannt' es auch das ernſte Spiel, den ſpielenden Ernſt, die roſenfarbne Sünde mit dem Heil'genſcheine. Einſt glaubt' und liebt' ich auch Sie iſt vergeſſen der Kindheit bitterſüße Tändelei. „Ich liebe Dich!“ hat man mir auch geſagt und oft, mit jener allerliebſten Phraſe, das wirre Haar mir aus der Stirn geſtrichen. „Ich liebe Dich!“ Am Ende kam ein Wetterſchauer, von ihr, von mir, mitunter auch vom Volk der Baſen und Gevattern, vom Lumpenpack beſchworen, von dem Geſindel, das, weil's Mund und lange Ohren hat, ſich frech für Menſchen gibt. Ich ſeufzte nicht, ich ſprach: Fahr' hin!

Da, dieſer Haufe dürrer Blätter, die einſtens auch ſo friſch wie jene Frauen waren, er ſei der Grabeshügel meiner Liebe. Darüber ragt ein Halm, ein Schmetterling ſetzt ſich auf ihn, er biegt die Gerte kaum, — ich weiß kein beſſer Epitaf zu finden. Verwirrt und ſeltſam kreuz und quer, ganz wie die Züge auf des Falters Flügeln, war auch die Schrift in jener Weſen Seele, die ich zum Liebestraumduette mir erkoren. Ich glaubte einſt, manch ſchönes Wunder ſei daraus zu deuten. Es war ein Traum, ein holder Traum, 's iſt wahr, und doch nichts mehr; es war und blieb ein Traum! Fahr' hin, Du findeſt nie ſolch eine Luſt, nie

ſolch ein Herz, und einen ſolchen — Narren! Und doch, hab' Dank! Ich war ſo jung und dumm, nun bin ich alt geworden, alt und klug; Du haſt den bunten Blütenzweig zerknickt, — um deſto reicher ſproſſen jetzt die Dornen!

Ja wol, hab' Dank! Die Liebe iſt der Menſchen ſchönſte Lüge, und mit dem Traume ſank ſie in die Nacht zurück. Frei war ich, frei; die Glut, die ich verſchwendet, die Zeit, die ich verloren, ich flog ihr nach und lebte mich noch einmal ſelbſt zurück. Weh' dem, der Höchſtes will und noch von Liebe ſpricht! Weh' ihm . . . . .

Das nennen ſie: allein. Nun wohl, laßt mich allein, Ihr Thoren!" —

„Der arme Herr muß wirklich etwas verwirrt geweſen ſein, ſonſt hätte er unmöglich eine Menge freundlicher und originneller Gedanken, die er nur antippt, neben vorliebig ausgemalte Menſchenfeindlichkeit geſetzt," ſagte Marie. „Aber Ihr Vergleich mit Weigelsdorf iſt richtig, ich habe ganz Ähnliches von ihm gehört, nur iſt er viel klarer, geordneter; es iſt bei ihm nicht bloß eine ſolche Wind und Wetterfantaſie, die Sinn und Unſinn durch einander wirbelt, wie eine Wolkenſchicht, er hat einen Zweck und man erkennt ihn, auch wenn er ſich dem Ziele nur durch Röſſelſprünge nähert."

„Mein Onkel muß ein köſtlicher Liebhaber geweſen ſein. Er ſpielte in ſeinen „Liebestraumduetten“ gewiß immer die Bratſche.“

„Warum das?“

„Weil er für die Dame mit der erſten Geige im beſten Falle noch um eine Saite zu tief geweſen ſein muß.“

„Ich muß geſtehn,“ ſagte der alte Graf, „daß mir das, was Sie von dem Irreſein des Verſtorbenen ſagen, eine Beruhigung iſt. Es wäre ſonſt ſchon in dieſen Zeilen mehr Böſes als ſich verantworten ließe. Ich dächte, Herr Stein ſetzte die gewiß ſehr beſchwerliche Arbeit des Dechiffrirens nicht fort, und Sie übergeben die ganzen Papiere den Flammen, um jedem etwaigen Nachtheile vorzubeugen!“

„Ein Autodafe!“ rief Pleſſenberg.

„Vorausgeſetzt, daß nichts von beſondrem Intereſſe für die Familie darin ſteht, ſonſt dürfte das Familienarchiv der angemeſſenſte Aufbewahrungsort ſein.“

Fritz meldete, daß Felix unten auf den alten Grafen warte.

„Ich habe ihm verſprochen, den zierlichen Fuchs zu reiten, den er für Marie dreſſirt, denn ehe ich nicht weiß, daß das Thier ſicher iſt, darfſt Du doch nicht hinauf.“

Als er ging, hielt ihn Pleſſenberg noch mit der Bitte auf, den Ritt nicht ſo auszudehnen, daß er das Diner verſaüme. „Ich gebe heute ein Feſt mit allen Chikanen und möchte gern, daß Sie uns dabei nicht ohne Aufſicht laſſen,“ ſagte er lachend.

„Ich komme gewiß; unterdeß iſt Herr Stein ſo gütig, die Gardedame meiner Nichte zu machen, wie wir das ja ein für allemal angenommen haben.“

„Was haben Sie denn für einen Grund, heute ein Feſt zu feiern?“

„Die Nachfeier des franzöſiſchen Verbrüderungsfeſtes, eine gut deutſche Parodie, die Vollziehung einer teſtamentariſchen Verfügung, ein Herzensbündniß, zu dem Sie Beifall klatſchen werden!“

„Lieber Himmel, das iſt ja eine Profuſion von Konfuſion!“

„Liebe Marie, ich habe das beſondre Vergnügen, Dir meinen Bruder, par droit de conquête et par droit d'ordonnance, vorzuſtellen; liebe brüderliche Duenna, Du wirſt hoffentlich nichts Anſtößiges darin finden, wenn ich meiner Braut nicht weniger herzlich begegne als Dir ſelbſt!“

„Das iſt ja eine wahre Studentenwirtſchaft,“ ſagte Marie ſcherzend, „und ich werde ſo in dieſe biedre Deutſchheit hineingezogen, daß ich bald auch mit aller Welt fraterniſirt haben werde. Sagen Sie mir doch,

Stein, warum findet ſich das „Du“ unwillkürlich auf unſern Lippen ein, wenn wir etwas recht Inniges ſagen wollen? Mir ſcheint es immer die Wegraümung der letzten Schranke zu bezeichnen; ich liebe Sie! das läßt ſich gar nicht ausſprechen, während, ich liebe Dich! uns bekannt klingt und freundlich anheimelt.

„Die Liebe mag etwas Kindliches ſein, und in der Kinderzeit haben wir für Alle, und Alle für uns das Du. Es iſt alſo wol eine Reminiscenz, die dem Worte eine ſolche Muſik gibt. Außerdem ſind wir gewohnt, die glühendſten Erklärungen, die flammendſten Vergötterungen von den Dichtern aller Sprachen in der zweiten Perſon ausgeſprochen zu finden, und die Innigkeit macht uns in mehr als einem Sinne zum Dichter.“

„Das iſt ein Du mit Reflexion, ich kann aber verſichern, daß ich gewiß nicht reflektirt habe, als ich dieſem unartigen Menſchen, der nichts Beſſeres zu thun weiß, als meine Manchette zu zerdrücken, zum erſtenmale „Du“ ſagte, — und doch konnte ich nicht anders . . . .“

Pleſſenberg hatte ſich hinter Marie geſtellt, er bog ſich bei ihren letzten Worten über die Schulter vor und küßte ſie raſch . . . „Ich konnte nicht anders!“ ſagte er naiv. —

„Verzeihen Sie ihm den Streich, aber leſen Sie ihm die Leviten, ſonſt retten Sie nicht einmal den Schein Ihrer Duennenauktorität. Dauert Ihre Predigt nicht zu lang, ſo finde ich das neue Brüderpaar ſchon wieder im beſten Einverſtändniſſe, wenn ich um ſeine Begleitung für die Promenade bitte. — Wichtige Geſchäfte, die ich nur mit dem Miniſter meines Hauſes, Dame Eliſe, beraten kann, nötigen mich die Herren jetzt zu beurlauben. Auf Wiederſehn!“

„Iſt dieſe Miſchung von Herz und Geiſt nicht wirklich ein Wunderwerk? Bin ich nicht ſehr glücklich, dies Mädchen, das mit franzöſiſcher Eleganz und Grazie alle jene harmlos ſtillen Vorzüge vereint, die nur diesſeits des Rheines gefunden werden, mein eigen nennen zu dürfen? Schön und hübſch, heiter und tief, willensſtark und hingebend, unterrichtet und nicht gelehrt, ſie iſt ganz jenes Ideal des Weibes, das ich in den erſten Tagen unſres Zuſammenſeins zeichnete, und, bei Gott, ich weiß es zu ſchätzen. Sie iſt keine Blume, die ein Windſtoß entblättern kann, ſie hat Mut und vermag dem Sturme zu trotzen, ſie iſt kräftig und darum doch nicht minder zart; mit einem Worte, ſie iſt für mich geſchaffen. Glaub' mir, wir werden ein frohes Leben führen, und wenn wir Kinder haben, die uns Beiden nacharten, werden ſie immerhin ſo viel Stoff in die

Welt mitbringen, daß ſie zu ſtreben und zu tragen im Stande, wovon tauſend Andre nichts ahnen.“

Stein war ſinnend neben ihm hingegangen und nickte zerſtreut mit dem Kopfe; er hatte nichts von dem gehört, was der glückliche Bräutigam geſagt. —

Marie malte fleißig. Sie hatte Stein das Verſprechen abgezwungen, ſeinen Wohnſitz für die nächſte Zeit in Bruggwört aufzuſchlagen, und er hatte ſich, ſeit ſie Braut war, ihr gegenüber eine ſo große Nachgibigkeit angewöhnt, daß er, nach kurzem Kampfe mit haltloſen Gründen, gegen ſeinen Willen, gegen die Mahnung ſeines Inneren, zugeſagt. Da nun nicht eine baldige Unterbrechung ihres Zuſammenſeins zu befürchten war, begann ſie ein neues Studium. Stein hatte ihr bisher größtentheils die Staffage in ihre Landſchaften gemalt, ſie wollte nun aber nicht mehr einzig die lebloſe Natur kopiren, ſie wollte Figuren auffaſſen lernen. Die Haubtſchwierigkeit, die bei dieſem Fortſchritte zu überwinden war, beſtand wieder in der Farbengebung. Im Zeichnen konnte man ſie über den Dilettantismus hinaus ſtellen. Sie hatte eine Skizze des wilden Knaben mit der blauen Schlange, wie er in der Mauerniſche ſchlummerte, entworfen, und Stein wenig an dem Karton zu ändern gefunden. Wie er ſich nun gern ihren Wünſchen anſchmiegte, hatte er den Knaben nach ihrer Zeichnung gemalt und ſo ein Vorlegeblatt für ſie

gemacht. Da Pleſſenberg zu viel Ernſt in dieſen Unterrichtsſtunden fand, und Marie ſich durchaus nicht zerſtreuen laſſen wollte, ſo benutzte er dieſe Zeit für ſeine Geſchäfte. Der alte Graf ging ab und zu, in der Regel aber war Stein mit Marie allein. Es machte dem Maler viele Freude, das reiche Talent ſeiner Schülerin weiter ausbilden zu helfen, und vielleicht war ihr Eifer ihm darum doppelt lieb, weil er verhinderte, daß ein Geſpräch, das nichts mit Pinſel und Farbenkaſten zu thun hatte, bei dieſem Alleinſein aufkam. Er war nicht mehr ſo gern mit ihr allein und am Ende der Stunde gewöhnlich ſo zerſtreut, daß er auf jede Frage verkehrt antwortete.

„Ich muß aufhören," ſagte einſt Marie, als ſich dieſer Zuſtand bei ihm früher und auffallender als ſonſt zeigte, „Sie diktiren mir nun ſchon zum dritten Male Indigo, wo nur Zinnober oder Mennig zu nehmen iſt."

Stein wurde rot und bog ſich über das Blatt, aber Marie deckte es mit der Hand zu und ſagte ſcherzend: „Nein diesmal ſollen Sie mir nicht folgen, ich will lieber in Ihre Träume zu dringen verſuchen!" — Stein wurde bleich.

„Ich muß meine Zuflucht zu Ihnen nehmen," fuhr ſie fort, „denn Pleſſenberg läßt mich im Dunklen tappen und ſtiehlt mir ſogar jede Zeitung weg. Ich mag

lieber einen Strickſtrumpf in der Hand eines Mannes, als Politik im Munde einer Frau, ſagte er, und man kann auch wirklich mit ihm von dergleichen Dingen nicht ſprechen, weil er über Alles ſcherzt. Er iſt zu leichtſinnig, wenigſtens mir gegenüber, wenn es die Welthändel gilt; ich bilde mir ein, ich muß an ſeinerſtatt die Zeit und ihr Wollen, ihre ſpeziellen Wünſche kennen lernen, damit, wenn es gilt, doch eins von uns au fait iſt. Da Sie heute nun doch einmal nicht Indigo und Mennig unterſcheiden können, weil Sie zu viel an die braun und blau geprügelte Menſchheit denken, ſo ſagen Sie mir, was ſteht uns denn eigentlich bevor? Ich bekomme von allen Seiten Briefe, die es für ein ungeheures Wagniß erklären, daß ich das Schifflein meiner Liebe jetzt auf den ſtürmiſchen Ozean hinausſchicke, denn es ſei eine Zeit des Blutvergießens und Todes. Die Menſchen ſagen mir, ich fordre den Himmel heraus, wenn ich jetzt Hochzeit mache, und Pleſſenberg ſchlägt ein Schnippchen und lacht. Um mich her ſehe ich keine Schrecken, Sie und der Onkel erzählen nur beiläufig vom ſchlechten Kurs der Papiere, geben Sie mir doch ein ganzes Bild, damit ich ſehe, ob ich denn wirklich ſo thöricht bin!“

„Sie wollen alſo Ihrem Bräutigam grade das abnehmen, was ausſchließlich zum Kreiſe des männlichen Wirkens gehört?“

„Ich bringe es ihm dann auf eine Weiſe bei, die ihn aus ſeiner Sorgloſigkeit reißt; das Handeln überlaſſe ich ihm ganz, aber vom Wiſſen möchte ich nicht ausgeſchloſſen ſein.“

„Sie irren, wenn Sie glauben, Pleſſenberg verſchließe ſeine Augen dem Sturme; aber er hat Recht, ſorglos zu ſein, da er erkannte, daß die Lawine ihm nichts begraben kann, was zur Erhöhung ſeines Glückes, ſeiner perſönlichen Zufriedenheit notwendig iſt, — und Sie wiſſen, daß er ſich grundſätzlich von dem, was zur Volkswirtſchaft im großen Ganzen gehört, nicht ſtören läßt. Es iſt das eine Konſequenz ſeines ganzen Weſens, ein Reſultat ſeiner Philoſophie. Er hat auch darin Recht, wenn er Sie nicht mit düſtren Bildern ängſtigen mag, zumal da ſie ſich nicht auf ihr engeres Theater ſpielen. Warum verlangen Sie von mir, daß ich Ihnen Schatten zeige, während er alle Freudenſtralen vor Ihnen zu konzentriren bemüht iſt.“

„Ohne Schatten iſt ja das Bild unvollkommen, und lauter Licht blendet.“

„Ich wills verſuchen, obgleich die Schatten, die ich auftragen kann, gewiß nicht in das Bild Ihres Lebens gehören. — Es lag in der Welt die Notwendigkeit einer Revolution; das fühlte alle Welt. Man machte ſie endlich, ohne noch den Namen der erſehnten recht zu wiſſen, man hoffte ſie leicht zu taufen, ſobald

ſie nur erſt geboren. Sie kam, aber der Liberalismus von ehedem ſchob den von ihm unterdeß ausgebrüteten Wechſelbalg einer politiſchen Wiedergeburt unter, alte burſchenſchaftliche Ideen, die ihrer urſprünglichen Wurmſtichigkeit wegen ſich nie durchgekämpft, wurden ſtatt jungkräftiger, friſcher Reiſer der Zeit aufgepfropft, das Kind hatte nun einen Namen, aber der Meſſias war es nicht. Man beruft Parlamente und parlamentirt mit den Dynaſtien, ohne daß ſich für die Völker irgend Erſprießliches vorausſehn läßt. Und doch handelt es ſich nur um das Volk, jede Rückſicht auf Fürſtenfamilien iſt und bleibt eine Thorheit. Das Wohl von Millionen einer Perſon nachſetzen zu wollen, iſt ein Unding!«

»Wenn aber die Millionen nicht glücklich ſein wollen, wenn ſie ihr Glück grade in dieſen Rückſichten finden?«

»Laſſen Sie uns wohl unterſcheiden. Die große Maſſe iſt mit der Löſung ſolcher Fragen nie beſchäftigt, ſie iſt das Element der Trägheit und Ruhe in Allem, was gedacht ſein will. Sie iſt nur beim Schlechtergehn intereſſirt, das Beſſergehn und ſeine Möglichkeit begreift ſie nicht. Man hat ſie nach und nach dazu dreſſirt, daß ſie glaubt, nach dem Herrgott kommt der König; die Erfindung der Majeſtätsbeleidigung und des Hochverrats, zweier Worte, die, wenn der alte Graf

Pieſſenberg die Liebe die ſchönſte Lüge der Menſchen nennt, entſchieden die erbärmlichſten Lügen des Unterthanenwitzes enthalten, wurde von den Helfershelfern im Betrügen des Volkes benutzt, man machte eine Art Kultus daraus und der Unſinn wurde apotheoſirt. Das Volk denkt nicht mehr, es iſt gewohnt, für ſich denken zu laſſen. Wozu gäbe es denn auch Schulen und Gefängniſſe, wenn man ihm nicht das Denken abgewöhnen wollte? Die Maſſe ſpricht nach und iſt jeder Partei feil. Sie iſt es jetzt, wo all das Gift, das ihr ſeit Jahrhunderten eingeflößt worden, noch mit voller Kraft wirkt; und es gilt, dies Gift zu neutraliſiren. — Diejenigen, die über der Maſſe ſtehn und zu denken vermögen, wollen einerſeits entweder aus Eigennutz oder Verachtung der Gedankenloſen ihre Erkenntniß nicht Fleiſch werden laſſen, oder ſie treten andrerſeits für die geknechtete Menſchheit in die Schranken. Dieſe machen die Revolutionen nicht, ſondern ſie bereiten ſie nur vor. Man muß unſer Zeitalter das der Kritik nennen, denn das Zerſetzen, das Analyſiren iſt bezeichnend dafür. Der Zerſetzungsprozeß griff nach und nach ſo um ſich, daß er an's Tageslicht brach, die innere Faülniß wurde eine allgemeine, ſichtbare, und die Revolution ſollte nun in dieſen durch die Faülniß und Verweſung alter Zuſtände gedüngten Boden neue Zuſtände pflanzen. Ein Überſtürzen iſt darum nicht möglich, weil die Millionen,

das von der lebendigen Zeit Geschobne, zugleich von der Engherzigkeit in eine andre Richtung gedrängt werden. Der Fortschritt hat also nicht allein mit dem Gesetze der Trägheit, das durch das Volk zur Geltung gebracht wird, zu kämpfen, sondern er wird außerdem noch durch das Parallelogramm der Kräfte gelähmt. — Sie verstehn das, Gräfin! — Das ist der gewöhnliche Gang, ein Gedanke, der ganze Völker begeistert und durchdringt, ein Gedanke, dessen sich Jeder klar bewußt ist, kommt fast nie zum Vorscheine. Ihr Einwurf ist nichts als ein Anerkenntniß der Trägheit des Volkes. Es kommt eine Zeit, wo das Glück der Millionen das Ziel der Millionen selbst sein wird, jetzt aber müssen Andre diese Zeit herbei zu zwingen suchen.

„Und doch muß ich eines großen Gedankens erwähnen, des bedeutendsten unsrer Zeit, eines Gedankens, in dem eine ungeheure Zukunft liegt und der mit einem Schlage die Menschheit an ihren eigentlichsten Platz rücken kann. Es ist dies das Streben nach Nationalabsonderungen. Wird es nicht niederkartätscht, so dürfen wir jubeln, wir sind dem Siege nahe."

„Es ist ja aber unausführbar! Wollten Sie auch nur in Europa die drei Haubtstämme, Germanen, Slaven und Romanen in drei Reiche sperren, Sie fänden sie doch nur so . . ." Sie wusch drei Schalen

Bayerische Staatsbibliothek München

mit verſchiednen Farben in dem Glaſe aus, ſpülte das Waſſer durcheinander und hielt die mißfarbige Flüßigkeit gegen das Licht.

„Bravo!“ ſagte Stein und miſchte noch andre Farben dazu. „Sie wiſſen, daß unſre Regenbogenfarben zuſammen nur Grau geben, weil ſie unrein ſind. Wären ſie rein, ſo ließen ſie ſich im Farbloſen, im Lichte, in der Klarheit vereinen. Ich nehme Ihren Vergleich, nachdem ich dieſe Bemerkung untergeſchoben, ohne Umſtände auf. — Das wird aber nicht der einzige Grund und nicht der wichtigſte ſein, der die Nationalabſonderung unmöglich macht. Nehmen wir einmal an, die Völker hätten ſich ihrer Kerkermeiſter entledigt und unterhandelten nur mit einander, ſo würden ſie bei den Verſuchen, ſich in ſich ſelbſt zu kryſtalliſiren und Fremdes auszuſcheiden, doch bald auf widerſtrebende Intereſſen ſtoßen. Der Widerſtand würde zur Wegraümung reizen, und die Intereſſen müßten geopfert, die dabei kompromittirten Begriffe, Beſitz und Eigentum, geſtrichen werden. Kaum ſind dieſe gefallen, und man ſchreitet zur Ausführung des Sonderungsplanes, ſo bemerkt man, daß der gewaltigere Schritt ſchon gethan, daß man die Trennung gewollt und die unendlichſte Einheit gefunden. Nur Einzelbeſitz ſcheidet die Menſchen und bildet Staaten, während das Zuſammenleben der ganzen Menſchheit,

im Falle, daß man kein beſſres Wort hat, nur einen Univerſalſtaat ausmachen könnte. Mir iſt die Möglichkeit des allgemeinen Nivellements erſt durch die Nationalkämpfe unſrer Tage und auf dem angegebnen Wege möglich erſchienen; ich habe den Weg zur Einheit erſt gefunden, als ich alle Welt nach Trennung ſtreben ſah."

„Und nun nehme ich Ihre Bemerkung wieder auf. Sie haben vergeſſen, daß Sie irdiſche Farben zu miſchen haben und daher ſtatt des Lichtes immer nur ein häßliches Grau erhalten werden!"

„Die Farben werden durch die Kämpfe ausgeglüht und gereinigt werden, die Menſchheit wird aus dem Grabe, in das ſie ſich ſelbſt geſtürzt, verklärt auferſtehn, die Miſchung wird in der That das Licht ſein."

„Aber wir ſind dann längſt geſtorben, und Sie ſollten mir nicht eine endloſe Perſpektive, in der wir Beide doch nur ſehr unbeſtimmte Maſſen unterſcheiden können, eröffnen; ich wollte wiſſen, was uns in Deutſchland, in Bruggwört, im engſten Kreiſe berühren kann."

„Sie ſchmiegen ſich an die Anſichten Pleſſenbergs und wollen auch von dem Streben der Zeit nichts mehr wiſſen."

„Doch, ich bin Ihrem kühnen Fluge mit lebhafter Theilnahme gefolgt, ich denke mir aber, Sie überschätzen die Triebkraft der Zeit und achten die Trägheit zu gering. Wenn wir jetzt schon den Sieg, den zukünftigen, feiern, so entziehen wir unsre Aufmerksamkeit der Gegenwart, und dieser möchte ich gerüstet gegenüber stehn. Außerdem finde ich in dem Bilde, dessen Vorhang Sie mir gelüftet, so gar keinen Anhaltspunkt. Sie geben unsre Zustände für verfault und gestorben, daß Sie den Namen der rechten Revolution, also auch ihre Einrichtungen, ihre Formen nicht angeben können. Ich will nicht in der Luft schweben, so lang die Erde noch Festes für mich hat. Auch Sie waren doch sonst kein Freund von Dingen, deren Ziel Sie nicht voraussahen, deren Gang Sie nicht regeln konnten. Ich weiß, daß Sie das Traumfieber haßten, und nun träumen Sie selbst. Muß ich's Ihnen denn machen, wie Herr von Vinke voriges Jahr seinem Lehrer Savigny? Sie sprechen von dem Streben der Zeit, und grade die Zeit detavouirt das, was Sie wollen. Nicht Ideen, sondern Erfolge haben Interesse für die Menschheit, nicht Theorie, sondern Anwendung, und daher folgerichtig Salomon de Caus viel weniger als James Watt."

„Diesen Traum und vielleicht noch andre hegte ich immer, ich suchte stets im Humanismus die wahre

Religion, die wahre Kultur und Civiliſation. Es bleibt trotz Ihrer Einwendungen eine Wahrheit, daß die Zuſtände verfault ſind. Woher käme ſonſt all das Elend, die Not, die Laſter? Sind ſie uns etwa angeboren, liegen ſie in der Natur? Solche Gotteslästerung kann nur von denen ausgeſtoßen werden, die das Privilegium haben, täglich das Heiligſte zu profanieren, von den Pfaffen. Die Fäulniß iſt da, und alle unſre Einrichtungen gehen nur darauf aus, uns zu täuſchen. Sie ſind die Gewürze und ſtarkriechenden Harze, mit denen man einen Leichnam zu konſervieren ſucht, ſie ſind ſo lange gut und notwendig, ſo lang man nicht zu dem Entſchluſſe gelangen kann, die Leiche zu begraben. Sie ſind notwendig, weil wir ſonſt verpeſtet würden. Aber mehr als Larven, mehr als die trügeriſche Umhüllung der Verweſung ſind ſie nicht . . .“

„Ich verſtehe Sie. Wir nehmen Blumen aus Gaze, Krepp und Drat in die Haare, wenn wir einen Ball beſuchen, weil die ungleich ſchöneren friſchen Blüten die Hitze und den Staub nicht vertragen, und unſer Putz bald welk und häßlich ausſehn würde; die Notwendigkeit der gemachten Blumen iſt erſt durch den Ball gegeben. So meinen Sie, daß unſre Geſetze und Inſtitutionen auch erſt ein durch unnatürliche Zuſtände herbeigeführtes Übel ſind. Das klingt mir

nicht unwahrſcheinlich, aber ich weiß doch noch nicht, was Sie natürlich finden würden . .!«

»Hab' ich's doch geahnt und mich im voraus mit Waffen verſehn, um hier Eurer Debatte ein Ende zu machen!« Damit trat Pleſſenberg ein. Er brachte Marien ein prächtiges Bouquet und Stein ein Buch. »Hier, lieb' Herz, haſt Du natürliche Natur, Farbenſchmelz, Duft, Heiterkeit, — die Natur macht nie ein ſo finſteres Geſicht, wie Bruder Steins Verbeſſerungspläne. — Und Du, Stein, findeſt in dieſem Buche, das ich eigens für Dich gekauft, Dich ſelbſt und Dein humaniſtiſches Syſtem ad absurdum geführt. — Ihr bildet einen Klimax. Du biſt der umgängliche Humaniſt, der vernünftige, Du hoffſt den Sieg Deiner Ideen, Du ſchwärmſt dafür, biſt aber nicht Schwärmer genug, um ihn zu anticipiren. — Weigelsdorf iſt eine Stufe weiter, er hält ſich ſchon für den fertigen Menſchen, und alle Andern mehr oder weniger für Narren; indeß bleibt ihm immer noch Klugheit genug, für ſeine Träume nicht ſich ſelbſt in die Schanze zu ſchlagen und alle Schiffe, die ihn zurückführen könnten, zu verbrennen. — Sue macht ſich den Spaß, Euer Extrem zu zeichnen und das Schickſal ſeines Claude Beliſſan als Warnungstafel hinzuſtellen. Hier iſt die Cucaracha, lies und lache!«

„Ich kenne dieſe Satyre. Macht denn ein Witz, eine Abſurdität, jemals eine Idee tot? Wird die Wahrheit des Humanismus etwa entkräftet durch eine ſo kleine lächerliche Figur, in der nur das Abſurde, der Unſinn dargeſtellt wird, aber wahrhaftig nicht die Idee?“

„Es ſei! Ich möchte nur wiſſen, was Ihr Herren Humaniſten für Euch ſelbſt gewinnt. Die Natur, die Euer drittes Wort iſt, führt auf tauſend Wegen zur Freude, ihr ganzes Buch enthält Jubelpſalmen, und Ihr habt lauter Jeremiaden. Wollt Ihr natürlich ſein, ſo müßt Ihr auch glücklich ſein. Mit Eurer Wolluſt der Entſagung, mit Eurem degradirten Egoismus aber ſeid Ihr unglücklich und darum unnatürlich. Die Natur will den Genuß, das iſt ihr Evangelium, von dem Ihr nichts verſteht; der Wahnſinn erfand die Accefe, und Ihr traumt Euch richtig alle Friſche aus der Welt, um Eurem unnatürlichen Egoismus ſein Recht werden zu laſſen. Passons sur ce chapitre!

— Wir werden heut Abend eine Zerſtreuung haben, ich griff einen Zauberer, einen Eskamoteur, einen Teufelskerl auf und lud ihn ein, mit uns zu ſpeiſen. Er bezahlt die Zeche mit ſeinen Wundern. Wiljalba Frickel nennt ſich der ehrliche Patſchkauer, der ſeelenverkaufte Taſchenſpieler. Der unglückliche Menſch hatte Schulden und ein Andrer Geld. Der Andre hatte

aber außerdem Kommerzienratstalent, nämlich Spekulationsgeist. Er schlug Frickel vor, die Schulden zu bezahlen, wenn er die Verpflichtung übernähme, seine Vorstellungen nur für Rechnung des Kommerzienrats zu geben. Dieser garantirt eine kleine Dividende, Kleider und freie Kost, Frickel hat nur die Wahl zwischen dem Schuldthurme und dem Kontrakte, — er verkauft also seine Fingerfertigkeit auf fünfzehn Jahre und ist in den Händen seines Sekretärs. Er sieht übrigens erträglich anständig aus, und da er bei uns nicht in die Gefahr kommt, wie Stein in Oberschlesien, von einem Krautjunker bei der Staatsvisite in lackirten Stiefeln und schwarzem Fracke eine halbe Meile über Sturzacker geführt zu werden, so wird der Kommerzienrat-Sekretär, dessen Kasse nicht gern von ruinirten Anzügen weiß, nichts gegen unsre Unterhaltung einzuwenden haben."

„Wo hast Du denn in der Eile wieder diese Partie arrangirt?"

„Ich saß unter den Buden, wo mir nicht, wie hier während des Zeichnenunterrichts, den Stein nun auch humanistisch zu betreiben anfängt, alle Augenblicke der Mund verboten wird, und rauchte mit einigen Herren gedankenvoll in die Luft. Wir sprachen über allerhand Nichts, wovon ich jedoch den Baron Wessel ausnehmen muß, der die geistreiche Bemerkung machte:

Ein junger Mann könne nichts Klügeres thun, als ſich zu verloben, und nichts Albernes, als ſich zu verheiraten! Die Art, wie er es motivirte, mag übrigens für ihn und Seinesgleichen etwas Treffendes haben, denn natürlich ging es darauf aus, zur rechten Zeit wieder ein neues Verhältniß anzuknüpfen, und auf dieſe Weiſe den Reiz des Wechſels zu genießen. — Irgend einer erzählte von dem Taſchenſpieler, und da ich wußte, daß es Dir Vergnügen macht, dergleichen Tändeleien zu ſehn, ſo ſuchte ich ihn auf und bat ihn um den heutigen Abend. Voila tout! — Nun laſſe mich aber ſehn, was Du durch meine Verbannung aus dieſem Zimmer für Fortſchritte machſt.“ —

„Wo bleiben denn aber meine Romanzen für die Harfe?“

„Das iſt's alſo! Ich wußte, daß ich etwas vergeſſen hatte, aber dieſes verzweifelten Pariſh-Alvars gedachte ich nicht. Romances sans paroles! Richtig! Der brüſſler Nachdruck, den ich kaufen mußte, um Claude Belliſan mitbringen zu können, iſt an dieſer Zerſtreuung ſchuld. Ich haſſe dieſe Ausgaben nicht etwa aus übertriebner Ehrlichkeit, oder des Löſchpapiers wegen, auf das ſie gedruckt ſind, ich berechnete nur im voraus, wieviel ſinnentſtellende Druckfehler jede Seite enthalten wird. Ein Druckfehler iſt ein falſcher Ton, ein Fleck auf einem Kupferſtich, eine grüne

Schleife auf einem roten Kleide! Man kann ſich für Alles begeiſtern, die Viehmagd für ihre Kälber, der Hofrat für das Portefeuille, von dem er träumt; Du, Stein, biſt für eine grandioſe Kompoſition begeiſtert, und ich für meine Marie; nur für einen Druckfehler iſt jede Begeiſterung unmöglich, er iſt mehr als Proſa, er iſt Verbrechen, Schmach und Brandmarkung. — Stein, was haſt Du nur für Zeug geſprochen, Marie iſt ſo ernſt, daß ſie mich nicht einmal unterbricht. Ich beſchwöre Dich, blaſe Deine Stürme nach einer andern Richtung und laſſe ihre Stirn frei! Zur Belohnung, und damit Du ſelbſt heiter wirſt, will ich Dir ſogar zugeſtehn, daß wirklich grenzenloſer, ausräumenswerter Unfug in der Welt iſt, und daß ſie, wenn nicht ehrliche Männer wie Du helfen, an ihren Vorurteilen, ihren Verſchrobenheiten zu Grunde gehn muß, wie Atala. — Nun für dies Zugeſtändniß ein recht heitres Geſicht, mein Herzensmädchen, ich bin im Fluge mit Pariſh-Alvars Romanzen wieder hier!“ —

„Iſt er nicht ſchön, iſt er nicht lieb?“ fragte Marie, als ſie ihm mit leuchtenden Augen nachſah. „Wie ſtolz und feſt er andern Männern gegenüber ſteht, und wie er ohne ſchimpfliche Unterwürfigkeit gegen mich gefällig iſt. Er lehnt es ab, mir Shawl und Schirm nachzutragen, während Felix ſich heute noch dazu anbietet, und es gefällt mir, denn der Mann

ſoll nicht der Kammerdiener ſeines Weibes ſein. Glauben Sie mir, ich liebte ihn ſchon damals, als er mich über den Graben an der Schwaige hob, ich wußte es nur damals nicht. Es iſt ein Wechſel in ſeiner Stetigkeit, ein tiefer Halt in ſeiner Flüchtigkeit, der für mich grade durch das ſcheinbare Obenhingleiten doppelten Reiz hat. Sie haben es gewiß längſt gewußt, daß ich ihm gehörte, denn Sie kannten ihn und mich. Ich möchte, ſeit ich ihn kenne, nicht mehr ohne ihn leben. — Nun ſehen Sie nur eine Minute lang den Raſhmir an, den die Fürſtin G.. drüben auf der Promenade ſpazieren führt!“ Sie drehte Stein nach dem Fenſter und eilte dem zurückkehrenden Pleſſenberg entgegen. — —

„Vetter Felix iſt ein Teufelsjunge. Ich wäre zehn Minuten früher zurück geweſen, wenn nicht alle Welt geglaubt hätte, mir ein Kompliment über ſeine Reiterkünſte ſagen zu müſſen. Als wenn ich ſein Stallmeiſter wäre! Aber Wort hält er, er hat einer ganzen reitkundigen Geſellſchaft einen Spaß vorgemacht, der ebenſo viel Mut als Geſchick fordert. Den Teufel auch, ventre à terre an einem Abgrunde hinzujagen, das Pferd auf den Hinterbeinen kehrt machen zu laſſen, und hergab in demſelben Tempo auf die Waſſer los zu ſegen, das iſt mehr als Scherz. Er hat das Thier richtig dahin gebracht, daß es auf den Felſen tanzt,

wie im Cirkus. Felix würde ſeine Aufgabe beſſer löſen als jener Edelknecht, dem der Eberſteiner Griesgram ſein Töchterlein nur unter der Bedingung geben wollte, daß er das Felſenufer der Murg für eine Reitbahn halte. Der arme Teufel brach ſich den Hals, und das Mädchen ging in's Kloſter."

„Nun ſagſt Du doch auch nichts dagegen, wenn er mir eine Kavalkade vorſchlägt? Ich wußte es im voraus, daß keine Gefahr da iſt, wenn Felix das Pferd ſchult."

„Ich ſage nicht allein nichts dagegen, ſondern mache die Partie ſogar ſelbſt mit. Benazet hat ihm zwei Pferde zur Verfügung geſtellt, die er mit den ſeinen zugleich dreſſirt, ſo daß wir Alle beritten ſein werden, und Karriere wird ja ohnehin nicht geritten, wenn eine Dame dabei iſt. Doppeltes Vergnügen alſo, ſcheinbare Gefahr, wenn man an den Felſen hinabſieht, und die vollſte Sicherheit im Herzen."

„Himmel!" rief Marie, „ich glaube gar, ich habe keinen Reitanzug mit!"

„Alſo Stoff, Farbe, Schnitt, Schneider, raſch, denn ich freue mich ſelbſt ſehr auf die Partie, und möchte ſie nicht um eines Kleides willen verſchoben wiſſen. Nimm den Hut, wirf Dein coin du feu, das ich, beiläufig geſagt, bewundernswürdig kleidend finde, ab, Shawl oder Mantelet . . . ."

„Ja, ja, nur kümmre Dich nicht um meine Toilette!“ —

Trotz dieſes Proteſtes wurde bei der Wahl des Stoffes und der Farbe Pleſſenbergs Urteil entſcheidend. Marie wollte dunkel, er licht; Marie ſchweren Stoff, er leichten, und er ſiegte. Eine Maſſe von Modekupfern wurde hervorgeſucht, gemakelt, gewählt, und zuletzt zeichnete Pleſſenberg auf das eine noch einige Veränderungen mit Bleiſtift, dann war die Beſtellung gemacht.

Sie bemerkten eine ältliche Frau, in der Kleidung der dienenden Klaſſen, die ihnen in einiger Entfernung folgte und unſchlüſſig zu ſein ſchien, ob ſie die Herrſchaften anſprechen ſolle. „Eine verſchämte Arme,“ ſagte Pleſſenberg, „man muß ihr entgegen kommen!“ Er zog ſeine Börſe und trat an ſie heran. Sie aber wies das Geldſtück zurück und flüſterte ihm, heftig weinend, einige Worte zu.

„Ein Drama, das ſich nicht ſo glücklich löſt als das unſre!“ ſagte der Graf. „Vielleicht läßt ſich aber der unheilvolle dritte Akt noch dadurch in eine Knotenkriſe verwandeln, daß man den Kunſtgeſetzen gemäß zwei neue Akte anhängt! Im dritten Akte Alles aus einander, im fünften Alles vereint. — Ich muß hin, da man ſich an mich wendet, ich bin aber bald wieder zurück!“

„Es iſt doch keine Gefahr, die Du aufſuchſt?“

„Ich will im Gegentheile Dich kopiren, und den Friedensengel ſpielen!“ —

Er kam ſehr ernſt und erſt nach Stunden zurück, nahm Steins Arm und ging mit ihm auf ſein Zimmer.

„Es iſt ſo traurig, ein Weſen, das man friſch, ſchön und lebenskräftig gekannt, nach wenigen Monaten ſterbend zu ſehn. Ich erliege faſt dieſem Gefühle. Weißt Du, daß ich dieſe Zeit an dem Sterbelager Klara's, der Braut Felix Haldens zubrachte? Die Löſung des Verhältniſſes zog ihr eine Menge von Demütigungen zu, worin namentlich einige nahe Verwandte ſtark geweſen ſein ſollen; eine heftige Szene endete mit einem Blutſturze, der ſich in kurzen Zwiſchenraümen wiederholte, die Ärzte ſchickten die Kranke nach Baden, aber die Reiſe griff ſie ſo an, daß ſie wahrſcheinlich nur ſehr kurze Zeit zu leben hat. Ihre Begleiterin, eine Dame aus Heidelberg, hätte den Ort gern wieder verlaſſen, als ſie von unſrer Anweſenheit hörte, aber Klara kann nicht mehr fort. Ihre Freundin ſetzt alle Hoffnung auf ein Wunder, Felix ſoll ſie retten. Ich glaube nicht, daß die Arme leben kann, aber Felix könnte ihr wenigſtens, und wär's durch eine Lüge, den Tod erleichtern; ſie könnte einſchlafen, während ſie jetzt fürchterlich kämpft und ringt; ſie könnte in einem ſüßen Traume hinüberſchlummern,

während jetzt hundert wirklich durchlebte Schreckensbilder ihre Seele hetzen. Sie weiß nicht, daß Felix ihr so nahe ist, die Überraschung, der freudige Schreck, ihre Rettung wäre am Ende doch denkbar. — Sie sehnt sich so nach ihm .... Kannst Du ihr nicht durch die Schilderung ihres Zustandes bewegen, daß er sie aufsucht? Vielleicht erwacht die alte Neigung wieder in ihm, — und im schlimmsten Falle ist hier der Preis einer Lüge, die Niemand schadet, ein Menschenleben, oder doch ein ruhiger Tod!"

„Soll auch diese schwere Last mich noch drücken?" sagte Stein wehmütig. „Einer größeren Beredsamkeit würde es vielleicht gelingen, mir kaum. Aber ich will die Sendung nicht abweisen, da sie kein Andrer annehmen kann." Und er ging zu Felix.

Er erschöpfte sich in Vorstellungen und Bitten, er schilderte ihm den Schritt wie einen Akt der Sühne, wie eine Wiederkehr von Glück und Frieden in sein verödetes Herz, er beschwor ihn bei allen Gefühlen der Menschenbrust, das Mädchen wenigstens zu sehn, und dann zu thun, was ihm der Augenblick eingäbe. — Als er geendet, sagte Felix trocken:

„Lassen Sie sehn, wie Ihre Lehren angeschlagen. Ich habe mir nämlich nicht blos die zu eigen gemacht, die Sie mir persönlich gaben, sondern auch die, deren Früchte ich an Andern wahrnahm. — Marie hätte

ohne Ihre Zuſtimmung Pleſſenberg nicht gewählt, ſie war Ihrer Billigung gewiß. Sie hatten ihr, da Sie die Erziehung der Erwachſenen leiteten, offenbar in einer vertraulichen Mittheilung geſagt, daß die Mädchen in einem kindlichen Wahne befangen wären, wenn ſie glaubten, Reinheit für Reinheit zu geben; Sie haben ihr geſagt, — denn Sie wollten einen ſtarken Geiſt aus ihr machen, und es iſt Ihnen gelungen, — daß unter zehn Mädchen neun die Frauen verlebter Wüſtlinge würden, die ihre beſte Jugendkraft in den Armen des Abſchaums ihres Geſchlechtes vergeudet haben. Sie glaubte Ihnen, denn ſie weiß, daß Sie ſelbſt die Lüge nicht ausſprechen würden, die Sie mir anpreiſen. Sie glaubte Ihnen und zog den, der ihr mit „edler Dreiſtigkeit“ ſagte: Ich bin ein Verführer! den Andern, die ſie für verſteckte, minder ehrliche Sünder hielt, vor. Das iſt eine glänzende Frucht Ihres Unterrichts . . . Schweigen Sie jetzt, wie ich vorhin ſchwieg, ich bin noch nicht zu Ende. — Sie haben auch irgend eine Entſchuldigung, oder nein, eine neue Glorie in dem entdeckt, was ich bisher für ein Verbrechen hielt. Sie ſcheuten ſich vorhin, ich weiß nicht warum, das Wort auszuſprechen, das Sie doch für die beſte Bezeichnung meiner Weigerung hielten. Es iſt ein Mord! Aber freilich nur ein indirekter, ein vereinzelter. Pleſſenberg verſteht das Handwerk

beſſer, er tötet direkt und indirekt mit einem Schlage, er tötet drei Weſen in einer Stunde. Sie ſehn, daß ich gegen ihn ein erbärmlicher Stümper bin und mich noch ſehr vervollkommnen muß, ehe ich ſo liebenswürdig werde, wie er. Hätte ich Sie noch damals im Fieber erſchoſſen, ſo wäre es doch ſchon etwas, aber ſo iſt das Mädchen noch nicht einmal tot. — Merken Sie wohl auf! Marie weiß das Alles und nimmt die mord- und ſchmachbefleckte Hand nicht allein an, ſondern ſie muß ihn ja ſogar ſelbſt darum gebeten haben. — Ich weiß nun, was liebenswürdig macht, und der Tod Klaras iſt die erſte Stufe, die ich erklimme. Außerdem muß ich mich im tiefſten Schlamme der Verſunkenheit wälzen lernen, um die Wahrheit zu ſagen, wenn ich Pleſſenbergs edle Dreiſtigkeit nachahme. Verſteht ſich, ſolche Dinge machen intereſſant, ich bin ein Lump, ein Wicht, weil ich noch keine Mätreſſe gehabt, weil ich meine Hände nie in Blut getaucht!“ — Stein verſuchte zu reden, aber Felix erhob ſich und ſagte ſchneidend verächtlich: „Begreifen Sie, nachdem ich Ihnen die Erfolge Ihrer Methode auseinander geſetzt, noch nicht, daß ich Ihrer Rute entwachſen bin, und daß mein jetziger Lehrmeiſter Ihnen überlegen ſein muß? Wollen Sie Ihr Werk etwa desavouiren? Woher käme denn da urplötzlich die vertrauliche Brüderlichkeit? Laſſen Sie ſich ſagen,

daß ich Hallerſtein in Pleſſenberg wieder erkannte, als Marie mir den Scherz ihrer Verlobung mittheilte, — und ich ſchwieg. Meinen Sie nun noch nicht, daß ich Willen genug habe, allein zu gehn? — Als Mentor bedarf ich Ihrer nicht mehr, der Maler Stein, verſtehn Sie mich, der Maler, nicht der Bruder Pleſſenbergs, wird in mir Felix Halden finden, dem Exmentor bin ich keinen Dank ſchuldig. Ich wünſche nur, daß Sie die Andern nicht unnütz aufregen. — Apropos, Sie können ſich meine Freundſchaft wieder erwerben, wenn Sie der Erſte ſind, der mir Klaras Tod mittheilt!“ lachte er höhniſch und geleitete Stein an die Thüre des Zimmers.

Und dieſe Raſerei war kalt und beſonnen, ſie war nicht Fieberfantaſie, es war ein berechneter, begrenzter Gedanke, es war ein Reſultat. Es war Stein, als wenn er eine Peſthöhle verlaſſen hätte, er athmete hoch auf und ſog die Luft begierig ein, als ſolle ſie ihm mit ihren kühlen Wellen dies Zerrbild eines Wahnwitzigen wegwaſchen. Er ſann darüber nach, ob er dem alten Grafen nicht von dieſem Zuſtande Kunde geben müſſe; er ſah den Jammer des unglücklichen Greiſen voraus, und doch ſchienen höhere Pflichten die Enthüllung des Geheimniſſes zu fordern. Er eilte voll von dieſen Gedanken in den Abend hinaus, er wühlte ſich lebendig in dieſen Kreis voll

Grauen hinein, er dachte nur daran, aber wer ihn geſehn hätte, dem wäre auch dieſe Bemühung nur erſchienen, wie der Verſuch, durch das Auskoſten fremden Schmerzes eignen zu übertäuben.

Und es ſah ihn Jemand. Es ſteckte ſich plötzlich ein Arm durch den ſeinen, und als er erſtaunt den Kopf in die Höhe hob und wie ein Schlaftrunkner um ſich blickte, ſtieß er einen Schrei aus, der eher Schreck als Freude über den Anblick bedeuten konnte.

„Sie hier?“

„Sie wünſchten mich wol lieber in's Pfefferland, denn meines Wiſſens ſind wir nicht allzu freundlich geſchieden. Aber ich bin einmal hier und jedenfalls beſſrer Laune als Sie, ich kann mich Ihnen alſo auch von meiner zweiten Seite zeigen.“

Es war Weigelsdorf, der höchſt elegant gekleidet, nichts Auffallendes an ſich, weder die Kurtka, noch den Kalabreſen, durch ſeine Erſcheinung dem Sinnen Steins ein Ende machte. Steins Geſicht hatte einen Augenblick den üblen Eindruck nicht verhehlen können, den ſein Begleiter auf ihn hervorgebracht, aber die ſorgloſe Heiterkeit, die ihm an Weigelsdorf fremd war, die freundliche Art, mit der er ihn betrachtete, glätteten ſeine Stirn; er war im Inneren froh, geſtört worden zu ſein.

„Ich erkenne Sie ja gar nicht wieder! Sie sind äußerlich und offenbar auch innerlich heute anders als in Schlesien. Ziehn Sie denn mit der Kurtka den Finsterling aus, oder ist es die Luft . .?“

„Alles in Allem! Ich bin, seit unsrer Niederlage auf der Scheideck, im Gebirge herumgewandert, und kam so völlig vagabundenmäßig hier an, daß kein Gastwirt mich aufnehmen wollte. Ich bestellte Kleider, legte mich schlafen, denn ich war müde, und als ich aufstand, steckte ich mich in diese Lappen. Meine Heiterkeit brachte ich aber aus den Bergen mit. Den Weigelsdorf, den die Welt scheut, erzeugt erst die Welt; entflöhe ich ihr nicht von Zeit zu Zeit, so wäre ich längst verrückt.“

„Wie kamen Sie denn aber auf die Scheideck?“

„Schnurstracks von W. fuhr ich nach Frankfurt, da bekam ich Nachricht von Heckers Projekt und eilte in's Oberland, um ein wenig zu kämpfen.“

„Für die Republik? Und in Schlesien waren Sie es, der zuerst auf die Bauern schoß!“

„Plünderer und Mordbrenner hatte ich dort vor mir, nicht Kämpfer für eine Idee. Übrigens fiel es mir nicht ein, irgend einen unglücklichen Uniformirten zur Scheibe zu nehmen, ich wollte nur ein Experiment an mir machen. Sie wissen, daß Feigheit viel eher tollkühn sein kann, als der Haufe glaubt. Die ge-

meine Feigheit ist im Ganzen selten bei Leuten, die auch nur die gewöhnliche Erziehung haben, dagegen die höhere desto häufiger, und diese macht tollkühn, sie ersteigt Festungen zuerst, sie attaquirt Batterien, kurz sie versteckt sich überall hinter gesteigerte Thätigkeit, hinter ein Fieber. Das Fantom der Ehre besiegt die Furcht nicht, aber es übertaübt ihr Geschrei. Auf diese Weise feig sind alle Leute, die den Gedanken hegen, sie seien zu gut um als Kugelfutter zu dienen. Sie gehn in die Gefahr, nur wenn sie Ehre dabei holen können. Dann sind sie nach ihrer Idee kein bloßes Kugelfutter mehr, dann sind sie Helden, und das zieht. Tollkühnheit ist die höchste Potenz von Feigheit, wie von Mut, das ist der ewige Cirkel der Extreme. — Wahrer Mut ist aber nicht bloß aktiv, sondern er zeigt sich viel bedeutender in der Passivität; er geht nicht bloß in die Gefahr, sondern er nimmt sie auch entschlossen und kaltblütig hin; vor Allem ist er nicht so für sich eingenommen, daß irgend eine Todesfurcht ihn mahnen könnnte, sein Ich zu retten. — Ich hatte mich seit lange im Verdachte, ein Feigling zu sein, d. h. eine Batterie stürmen zu können, aber einem Duzend Flinten gegenüber meinen Posten nicht zu behaubten. Der Putsch bot mir die erwünschte Gelegenheit zur Probe. Ich ließ mich als Handwerks-

burſche mit einer Muskete anſtellen und hatte allen Grund mit mir zufrieden zu ſein. Die heſſiſchen Schützen können erzählen, daß ein Mann in einem ſchwarzen Rocke ſie durch immerwährendes Anſchlagen und Zielen reizte, daß ſie ihm Kugel auf Kugel zuſandten, daß er vor ihren Augen ſeinen geſtreiften Arm mit dem Schnupftuche umwand und ſeinen Platz erſt verließ, als ſie ihm nicht mit Kugeln, ſondern mit dem Bajonette, nicht mit dem Tode, ſondern mit Gefangenſchaft drohten."

„Das war doch tollkühn, nicht mutig."

„Nein, es war Mut, denn ich ſah jedem Einzelnen, der mich auf's Korn nahm, ruhig zu; ich prüfte meinen Puls, und er ſchlug nicht raſcher als ſonſt; ich halte mich nicht für lebenswerter als einen Andern, und dazu gehört der größte Mut."

„Sie ſind und bleiben ein ſonderbarer Kauz. Aber ſagen Sie mir doch mehr von dem ganzen Feldzuge. Wie kam Hecker zu ſeiner Feldherrſchaft, wie iſt es mit der Kataſtroſe, die von beiden Seiten der leidigen Tendenz wegen entſtellt wird?"

„Die Kataſtroſe kam ſehr einfach. Keine Partei wollte angreifen; die Republikaner hofften, die Truppen würden übergehn; Gagern hoffte, die „Rebellen" würden die Waffen niederlegen. Man parlamentirte hin und her und ſchien gegenſeitig ſo wenig Arges im

Sinne zu haben, daß ich ſchon fürchtete, keine Kugeln pfeifen zu hören. Niemand wollte den Andern durch eine Salve für einen Feind erklären, man zog neben und hinter einander her, ich ſah uniformirte Offiziere hinter unſrem Vordertreffen, ohne daß Jemand Luſt zeigte, ihnen Leides zu thun, man rückte einander zuletzt ſo auf den Leib, daß wir hätten zuſammen bankettiren oder tanzen müſſen, wenn wir uns nicht lieber ſchlagen wollten. Am meiſten Luſt hatte man offenbar auf beiden Seiten, zu fraterniſiren, — es ließ ſich nur kein Vereinigungsrecht, kein Medium finden. Aus langer Weile fingen einige Ungeduldige an, zu ſchießen. Weder Gagern noch Hecker hatte den Befehl gegeben; die Republikaner wußten den Teufel vom Kriegsgebrauche. Als Gagern den Säbel zog und: Vorwerts! rief, dachten ſie, nun iſt es Zeit. Unrecht hatten ſie auch nicht, die Kolonnen ſetzten ſich in Bewegung, die Leute machten ſich fertig, kurz der harmloſe Verkehr war abgeſchnitten und damit der Krieg erklärt. Wer kann ſagen, von wo der erſte Schuß kam? Es iſt nicht wahr, daß ein Meuchelmord vorliegt, denn prämeditirt war republikaniſcherſeits nichts, überhaubt nichts als die Inſurrektion. Soiron hätte ſich ſeine alberne Philippika erſparen können, er ſchmäht Männer, die beſſer ſind als er, das iſt ja aber gewöhnlich der Grund zu Schmähungen."

„Und Hecker, woher nahm er seinen Beruf zu der Unternehmung?“

„Haben Sie ihn nie gesehn, den schönen, stattlichen Mann? Sie nannten einmal Reichenbach eine geborne Fahne des Aufruhrs, Hecker ist das geborne Banner der Revolution. Wie in seinem Äußeren ein kräftiger, klarer Gedanke ausgesprochen ist, so ist auch sein Inneres klar und frisch; aus seinem freien, offnen Auge leuchtet nicht bloß der Blick, sondern auch der Verstand; er hat nicht bloß die wohlthuende Männlichkeit eines Helden, sondern er ist auch ein Mann des Rates. Die Troja der deutschen Zwietracht wird nicht ohne diesen Achilles zerstört werden. Es ist ein Mann, für den man eine recht herzliche Neigung empfinden muß, denn er ist ein durch und durch edler Charakter, einer von denen, in denen keine Fiber falsch.“

„Aber die Achillesferse!“

„Sie fehlt nicht und heißt übergroßes Vertrauen zur Lebensfähigkeit der jetzigen Menschheit, allzugroßer Glaube an das eigne Verständniß des Verstehens der Andern. Hecker war durchdrungen von der Wahrheit seines Republikanismus als er in Konstanz sagte: „Baden voran, Deutschland folgt,“ warf er nicht eine Phrase in die Luft, sondern er sprach sein bestes Wissen aus; es war ihm gesagt worden, die Stimmung sei

überall ſo, man fürchte ſich nur anzufangen. Er glaubte es, weil er das, was ihm klar geworden, für alle Welt verſtändlich hielt. Will das Volk die Republik, und fehlt es nur am Anfange, ſo iſt ſie ſchon da, dachte er, als er die Kokarde aufſteckte. Alle Befehle zeigen, daß er in dieſem Wahne blieb. Er wollte eine Sturmkolonne der Freiheit hinaufrollen, ernſtlichen Widerſtand erwartete er wenigſtens in Baden, in dem Lande nicht, wo ſeine Wähler, die Männer von Weinheim, als er im Merz 1846 ihr Abgeordneter nicht ſein wollte, ihn für einen Landesverräter zu erklären drohten. — Er irrte ſich im Volke, er fand das Verſtändniß nicht, das er ſuchte, auf das er gebaut hatte. Es iſt eine alte Geſchichte, daß das Volk eher Wunder und Teufeleien glaubt, als klaren Zuſammenhang. Der Bauer zweifelt nicht einen Augenblick, wenn man ihm ſagt, der leibhaftige Satanas ſpeie aus der Elektriſirmaſchine Funken; aber er wird unglaübig den Kopf ſchütteln, wenn er hört, daß ein bischen Staniol und Glas die Funken hervorbringen. Das Blei, in das er ſeinen Taback packt, und daſſelbe Glas, aus dem ſeine Scheiben ſind . . . er ſagt gradezu, man ſolle ihn nicht für einen Eſel halten. So iſt es auch mit der Volksſouveränetät und mit der Republik. Die Sache iſt zu einfach, zu natürlich, das Volk glaubt lieber an gottgnädige

Abgeſchmacktheiten, es glaubt lieber an das, was es nicht verſteht, als an das, was es verſteht. Daher kommt ſein Hang zu Zaubermärchen, daher ſeine Geſpenſtergeſchichten, ſeine abenteuerlichen Sagen; es weiß zu wenig letzte Gründe, die Welt des Unklaren, Nebelhaften liegt dicht um die Maſſe herum, und ſie will die Sonne nicht unmittelbar, weil ſie kein Geſpenſt iſt. Das wird noch lange dauern, ehe darin aufgeräumt iſt. So lang das Volk noch im Regenbogen, im Gewitter, im Thau, in der ganzen Natur direktes Inkognitoeingreifen des Urgeiſtes ſieht, ſo lang es für dieſe Wunder nicht die ſimple Schulknabenerklärung in der Hand hat, ſo lang werden Männer wie Hecker nie, wie er gehofft, ohne Kampf das Ziel erreichen, das ſie anſtreben. Friedrich Hecker iſt ein ehrlicher Mann, der von Betrognen betrogen wurde, das iſt die Geſchichte des Freiſchaarenführers. — Übrigens gab er Stoff zu einer bürgerlichen Tragödie. Ein Mädchen aus der Umgegend von Lörrach ſieht und hört ihn, — das Weib iſt immer raſcher entſchloſſen als der Mann, weil es nicht zwiſchen Fühlen und Denken abwägt, — es geht nach Hauſe und wird die Feuerworte nicht los, es kann den ſchönen Mann nicht vergeſſen. Liebe zur Freiheit oder zu ihrem Verkünder, ich weiß es nicht, ſie nimmt die Kleider ihres Bruders, bewaffnet ſich mit einer Senſe, flieht und ſchließt ſich

dem Zuge an. Nach der „Schlacht“ bei Kandern fand man die Verlorne eines Morgens an der Thüre ihres väterlichen Hauses wieder. Ihre Kleider waren blutig, sie war tot. — Stellen Sie dies deutsche Mädchen jener Luzernerin gegenüber, die sich nach dem ersten Freischaarenzuge beim großen Rate meldet und eine Belohnung beansprucht, weil sie drei verwundete Freischärler vollends erschlagen. — Es ist doch noch Kraft in diesem Volke, es ist Tiefe, es ist Gefühl da. Die Luzernerin war ein Zögling der Jesuiten, drum war sie so entmenscht. Dies Mädchen ist mir aber fast eine Apologie der freiburger Ultramontanen, denn Sie müssen wissen, daß im Ganzen der Katholizismus hier zwar nicht so barock als in Schlesien, aber auch nicht so unschuldig auftritt; hier ist er südlicher, heißer und giftiger. — Wollen Sie jetzt zum Überflusse noch wissen, was aus Deutschland werden kann, so will ich es Ihnen mit dürren Worten sagen: Michel gafft sich vorläufig ganz erstaunt selbst an und wird sich in Frankfurt oder sonstwo für sein gutes Geld wieder in Schlaf schwatzen lassen. Für diesmal ist es aus, wir kommen nicht über die Zuckergährung weg, und wir brauchen etwas Andres, um Republikaner zu sein; Menschen werden wir noch lange nicht.“

„Sie glauben nicht, wie fremd mir heute Alles an Ihnen ist, Ihre Munterkeit, die Abwesenheit aller

Bitterkeit, ich ſehe Sie immer wieder an, um mich zu überzeugen, daß Sie wirklich Weigelsdorf ſind. Reicht Ihre gute Laune vielleicht auch ſo weit, mir einige Aufſchlüſſe zu geben, die das Rätſel Ihres eignen Weſens löſen, ſo möchte ich ſie gern benutzen, ehe ſie verfliegt."

„Ich haſſe Rätſel überall, und ſo weit ich mich ſelbſt erklären kann, mag ich gern allen Andern, die es wünſchen, klar ſein. Ich werde Ihnen alſo antworten. — Kommen Sie hier links hinauf, es iſt dort eine ſteinerne Bank unter einer ſchönen Platane; ich bin noch immer müde von meinen Quermärſchen, und Sie gehn für mich, der ich nur flanire, zu raſch."

„Zunächſt ſagen Sie mir, welcher Dämon benachrichtigte Sie davon, daß Felix einen Mord verüben würde? Er iſt wirklich eben mit kaltem Blute drüber her."

„Ich muß Ihnen das im Zuſammenhange geben. Lavater, der große Phyſiognom, richtete ſein Augenmerk haubtſächlich auf den Bau des Schädels, auf Knochen; das Buch, in dem ich leſe, ſind die Geſichtsmuskeln und ihr Spiel. Sehn Sie Jemand aufmerkſam an, der ſein Geſicht ſtark verzieht, und denken Sie dabei an nichts, ſo werden Ihre von keinem Willen überwachten Züge unwillkürlich das Spiel nachmachen. Es bleibt ſich gleich, ob das Urbild eine ab-

ſichtliche Verzerrung iſt, oder nur eine durch das Sprechen hervorgebrachte, durch einen Affekt verurſachte Verſchiebung der Muskeln. Wollen Sie die Bewegung nicht nachahmen, ſo werden Sie ſtets ein peinliches Gefühl, ein gewiſſes unangenehmes Prickeln in den Sehnen empfinden. Es iſt keine Haut ſo glatt, keine Wange ſo rund, daß ein geübtes Auge nicht durchſehn könnte, und die ſammtige Haut der Jugend iſt außerdem in ihren verſchiednen Nüancen ein ſichrer Wegweiſer. Auf der Haut älterer Leute grenzt die Wiederholung desſelben Spieles Linien ab, und dieſe Linien ſind lesbar. Menſchen, die lange zuſammen leben, ſo daß ſich das vorher erwähnte unwillkürliche Nachahmen häufig erneuert, nehmen Züge von einander an, ſie werden einander ähnlich im Ausdrucke, und das verleitet uns oft, ſie für ähnlich in der Form zu halten. Aber nicht bloß das lange Zuſammenſein trägt einen Zug aus einem Geſichte in das andre über, ſondern oft auch irgend ein bedeutender Moment, ein Erlebniß, das eine große Empfänglichkeit hervorrief. — Sie wiſſen als Maler, daß jeder Affekt beſondre Muskeln in Thätigkeit ſetzt und alſo meiner Theorie gemäß gewiſſe Linien auf die Oberfläche des Geſichtes ſchreibt, es iſt aber damit auch wie mit der Übertragung der Züge. Eine Wiederholung, ein Daraufeingeübtſein iſt nicht immer nötig, auch eine einzelne That, die einen

höchſten Affekt vorausſetzt, gräbt ſich unauslöſchlich ein. Es gibt kein unbewegliches Geſicht, die Muskeln zucken mit jedem Gedanken. — Dieſe Schrift iſt mein ganzes Studium, ſie lehrte mich zeichnen, ſie führte mich in anatomiſche Säle. Sie iſt oft ſo verwirrt, daß alle Spannkraft des Geiſtes dazu gehört, die Chiffre zu leſen; aber ich habe ein große Übung darin. Ich betrachte jeden Menſchen als ein Problem, ich lerne im Fluge ſeine Vergangenheit und Gegenwart kennen, und daher kommt es, daß ich alle Welt bei der erſten Begegnung ſo anſtarre; bin ich damit fertig, ſo ſind mir die Leute, wie alle gelöſten Rätſel, ausgepreßte Orangen. — Bis hierher bin ich mir und hoffentlich auch Ihnen vollkommen verſtändlich, darüber hinaus aber fehlt mir ſelbſt der letzte Grund. Ich wußte nicht mehr, daß Sie mich in dem Zuſtande geſehn; tritt er ein, ſo iſt es gewöhnlich die höchſte Zeit, daß ich mich wieder abſperre oder in die Natur hinauseile. Die immerwährende Aufregung, in die mich die geiſtige Spannung, das Vertiefen in das innerſte Leben Andrer verſetzt, wenn ich in der Geſellſchaft lebe, der Ärger, den ich über die weitverbreitete Niedrigkeit und Plattheit empfinde, macht meine Nerven auf's Äußerſte reizbar; glaubte ich an einen menſchlichen Dualismus, ſo würde ich ſagen, mein Geiſt vagire umher und rede aus der Ferne durch das Sprachrohr meines

Körpers. Ich ſpreche dann, wie in einem Delirium aus, was ich geleſen und im letzten Stadium habe ich ſogar Anfälle von Clairvoyance. — Ich ſagte Ihnen alſo damals, Graf Halden ſei ein Mörder? Und es trifft ein?“

„Sie drangen in mich, ihn ſterben zu laſſen, und behaubteten, ich morde, wenn ich ihn rette. Einige Stunden ſpäter waren aber grade Sie es, der uns Alle vom unvermeidlichen Tode gerettet hat. Der Pfarrer, den Sie mit den Sterbeſakramenten zu Felix geſchickt, traf in dem Augenblicke ein, wo eine Horde Plünderer, geführt durch einen Winkelſchreiber, der ſich durch mich und den Amtman beleidigt fühlte, über uns her gefallen war und in allem Ernſte Anſtalten machte, uns aufzuknüpfen. Der Pfarrer feierte einen unendlichen Triumf, die Leute fielen auf die Kniee, und Schwarz wäre faſt vor Entzücken über meine Rettung katholiſch geworden.“

„Richtig, ich fand auf dem Bahnhofe den Pfarrer und hieß ihn augenblicklich nach W. zu Halden eilen. Wüßt' ich nur, warum ich es gethan, einen vernünftigen Grund hatte ich doch nicht.“

„Eine andre Form Ihres Geſellſchaftsdeliriums iſt wol auch der Abſcheu vor dem Kitzel des Zwerchfells, wie Sie die Liebe nannten?“

„Nein, das iſt mein Vademekum, das iſt ein unveraüßerliches Gut. Nach meiner Art die Menſchen anzuſehn, ſind die Weiber wie die Männer immer hinter dem Vergrößerungsglaſe. Es wird damit jede Illuſion unmöglich. Ich glaube an keine Vollkommenheit, denn ich habe ſie nie geſehn, und taüſchen laſſen kann ich mich nicht. Drum habe ich weder Freundſchaft noch Liebe. Erſcheint mir ein Weſen liebenswürdig, alſo verſchleiert, ſo ſuche ich ſo lang bis ich den Zipfel gefunden, an dem ich den Schleier herabreißen und meine Illuſion zerſtören kann.“

„Aber ſie würden lieben, fänden Sie den Schleier unabreißbar.“

„Nein, dann fühlte ich mich nicht groß genug. Das vollkommne Weib müßte gehn und ſterben, denn es fände keinen Mann, dem es ſich geben könnte. Ich möchte aber doch ein andres Weib nicht lieben, weil wahre, aüßerſte Liebe nicht einen Abſchnitt im Leben bildet, ſondern ein ganzes Leben ausfüllt; das iſt ein zu großes Opfer für Unvollkommnes. Und da ſich nun nicht gut erſt darüber reden läßt, ſo lache ich lieber.“

„Und das ſchöne Knospenleben eines Mädchens rührt Sie alſo nicht? Sie würden keine Freude daran haben, die duftigen, zarten Blättchen ſich nach und nach entfalten zu ſehn?“

„Warum nehmen Sie ſtatt der abgedroſchnen Roſenknospe nicht lieber das Bild einer Zwiebel? Da haben Sie die Schälblättchen auch.“

„Nur nicht die Beſtimmung, ſich zu entfalten.“

„Bah, die ewigen Jungfrauen verdienen einen ſo ätzenden Vergleich durch ihre Natur viel eher, als die übrigen Mädchen die Roſe.“

„Wie kommen Sie nun bei dieſer Abneigung dazu, Andre zu verheiraten!“

„Wenn ich ſehe, daß ſie einander lieben, wenn ich auf ihrem Geſichte leſe, daß ihr Geſchick auf's Innigſte verflochten iſt, wie dies bei Gräfin Wentheim und Pleſſenberg der Fall war, ſo kommt mir der Einfall manchmal.“

„Wußten Sie auch, daß Felix ſie liebe!“

„O ja, ich kannte alle Verehrer dieſer Helena!“

„Daß ſie kein Intereſſe für den Schwächling Halden hegen konnte, war mir kein Wunder . . . .!“

„Um des Himmelswillen, Stein, pfuſchen Sie nicht ſo ſchrecklich grob! Dieſer Felix ein Schwächling? Er iſt ja jetzt ein wahres Ungeheuer an Willenskraft. Er kann, was wir keiner vermöchten, er kann leben, obgleich er tot iſt. Er lebt nur durch ſeinen Willen; er knickt zuſammen, wenn er ſich einen Augenblick vergißt; er iſt totkrank und geſund in einem Athem. Das, was an ihm die Stelle des Lebens vertritt, iſt wie

das Zucken eines Froſches durch die galvaniſche Kette, und ſein Wille muß ungeheuer ſein, da er ſelbſt den elektriſchen Strom auf ſich leitet. Ich ſage Ihnen, der Menſch iſt tot, und ich ſah ihn geſtern, als ich aus den Bergen kam, wie eine Dame auf einem Pferde ſitzen und das Thier ohne Zügel durch bloße Zeichen zu den gewagteſten Kapricen zwingen. Das Alles dicht an einem mehrere hundert Fuß hohen Abhange, wo jeder Fehltritt Verderben und Tot bringen mußte. Wer Mut hat, denn das iſt wieder Mut, der iſt kein Schwächling."

„Dann hat er den Willen erſt bekommen, bisher hatte er keinen."

„Er verbrauchte nur zuviel davon, um dies Scheinleben fortzuſetzen, denn, wie ich Ihnen ſagte, nur moraliſche Kraft hält ſeinen vernichteten Organismus zuſammen. — Aber laſſen Sie uns nun wieder hinabgehn, ich bin hungrig. Man lernt ſolche „plebejiſche" Gefühle kennen, und ſcheut ſich nicht einmal ſie auszuſprechen, wenn man Monate lang Vagabund geweſen. Denken Sie nur, daß ich hier überhaubt eigentlich inkognito bin. Meine Abreiſe von Oſtende und meine Ankunft in London habe ich in den Zeitungen melden laſſen, denn ich hatte einen Paß nach England genommen, um hier ungeſtört zu bleiben. Kehre ich nun wieder nach Schleſien zurück, ſo fragt

Niemand, wo ich geweſen, denn die Leute ſind klug genug, das beſſer zu wiſſen, als ich. Unſre liebe Polizei erkundigte ſich ſonſt auch noch gar um meine Freiſchärlerei, und meine Mutprobe ſetzte Federn in Bewegung, die zum Beſten der Menſchheit lieber immer ruhn ſollten."

Sie waren im Begriffe am Hotel de Ruſſie vorüberzugehn, als plötzlich der Knabe von der Ruine auf Weigelsdorf zuſtürzte und ſich leidenſchaftlich an ihn klammerte.

„Ihr ſeid auch hier, Baldwin?" fragte Weigelsdorf engliſch und hob den Knaben zu ſich empor.

„Meine Mutter iſt krank, komm' zu ihr, ſie weint um Dich!" wimmerte das Kind. Jetzt erſt erkannte es Stein und ſuchte mit einer heftigen Bewegung Weigelsdorf von ihm abzuziehn. „Murderer, murderer!" rief es wieder.

„Du irrſt, Kind," ſagte Weigelsdorf ernſt, und als er den Grund der Anklage erfahren hatte, befahl er dem Knaben, den Maler um Verzeihung zu bitten. Das Kind weigerte ſich erſt, gehorchte aber augenblicklich, als es in Weigelsdorfs Augen den kalten, vernichtenden Stral bemerkte, mit dem er die Weigerung beantwortete. Dann warf es ſich wieder an ſeine Bruſt, ſchmeichelte, bat und weinte, küßte ihm Augen und Mund, ſo daß er nur mühſam zu Stein

ſagen konnte: „Erwarten Sie mich morgen früh, ich muß zu Lady L.....n und dürfte heut nicht mehr ausgehn. Mir fällt eben ein, daß ich Sie noch um eine Erklärung bitten muß.“

Er überließ es Stein, ſich den Schlüſſel zu den Rätſeln zu ſuchen, die ſein Verhältniß zu der Mutter des Knaben mit den Zügen der Meduſe umgaben. Das Verhältniß war um ſo intereſſanter, als ihm dabei Mariens Bemerkung über Felix' Beſuche bei Lady L.....n in's Gedächtniß zurückkam. Er erwartete von Weigelsdorf ebenfalls Aufklärungen und ſein Sinnen war dadurch, daß er ſich die Punkte, über die er Fragen ſtellen wollte, ſcharf einprägte, faſt ganz aus der trüben Richtung gedrängt, in der ihn der Viſionär, der Vagabund par excellence gefunden. — So gern wir weichen Schmerz, das Tremolo des Leidens, zum Thema unſrer Traümereien machen, ſo gern entfliehn wir dem akuten Weh. Jenes Tremolo geht ſmorzando aus und ſchließt pianiſſimo mit einem gedehnten Akkorde, der ſo gut Seligkeit als Schmerz heißen kann; das akute Weh aber tobt ſtakkato con furia und ſchließt, wenn nicht mit einer Septime, doch ohne Frieden auf der Dominante. — Der Wirrwar von Klarheit und fleißiger Forſchung, der Stein aus Weigelsdorf neben Bizarrerie, die an die Karrikatur ſtreifte, entgegen ſtrömte, beſchäftigte ihn lebhaft. Der

Viſionär war wirklich nicht der Narr, für den er ihn gehalten, er war nicht einmal der ungenießbare Egoiſt, für den ihn Pleſſenberg gab. Er glich jenem Rieſen, der nur dadurch, daß er die Erde berührte, Kraft erhielt; er wurde nur in der Geſellſchaft zum Zerrbilde. Im Verkehre mit der Natur fühlte er das Bedürfniß, ſich mitzutheilen und die Sehnſucht, in der Natur aufzugehn; das Dämoniſche blieb nur in ſo geringem Maße zurück, als dazu gehörte, den Grundzug ſeines Weſens nicht vergeſſen zu laſſen; es machte ſich nicht widerwärtig zudringlich geltend, ſondern gab der Erſcheinung Relief. „Es muß auch ſolche Kaüze geben!“ ſagte ſich Stein. Und ſie ſind nicht die Schlechtſten. Er war nachgerade dahin gekommen, daß er ſich über die erneuerte Bekanntſchaft freute und zu fürchten anfing, daß der Verkehr mit mehreren Menſchen Weigelsdorf für ſeinen Umgang weniger empfänglich machen könnte. — In dieſer Stimmung brachte er die Nachricht von ſeiner Ankunft in's Hotel de l'Europe.

„Wiſſen Sie, daß ich mich von ganzem Herzen darauf freue, ihn zu ſehn?“ ſagte Marie.

„Sie haben auch allen Grund, denn er gedenkt Ihrer ſehr freundlich und hat überdies ſo guten Humor, daß er den erſten, ſchlimmen Eindruck bei Ihnen, wie bei mir verwiſchen wird.“

„Wer weiß, ob der nicht längſt verwiſcht iſt!“ ſagte ſie ſchelmiſch.

„Ich mag ihn viel lieber als ganzen Teufel, wie als halben“, warf Pleſſenberg ein, „er iſt in ſeiner guten Laune gleich damit fertig, ſich ſelbſt von Anfang bis zu Ende aufzuwickeln, wie einen Zwirnknäuel; da gibt er nun eine Art chiromantiſcher Salbaderei, die ich grade ſo gern glauben will, wie die große Sündflut maſtentief über dem Montblank, oder die Echtheit der Brillantnadel des liebenswürdigen Baron Weſſel. Ich bin überzeugt, er hält in der guten Laune den Kommuniſten Püttmann ſeines wohlhäbigen Ausſehns wegen für einen Rentier, und den Freiherrn Reichlin-Meldegg in Heidelberg ſeiner Glaze und des Doppelkinnes wegen heute noch für einen Abbas. Struve, der zu den bedeutendſten Denkern Deutſchlands gehört, wie ich quand même zugeſtehe, wird ihm ſeines finſtern, ſcheuen Blickes wegen für unehrlich gelten, und Koſſuth, zweiffellos der größte Mann der Zeit, ſchon deßhalb für einen Narren, weil er verheurathet iſt, — und das ſieht er ihm an der Naſe an.“

„So iſt er heute nicht. Ich werde mir ſogar Mühe geben, manche Winke zu benutzen; dem Maler können die Reſultate ſeiner Studien, ſo weit ſie poſitiv und neu ſind, von ungeheurem Vorteile ſein. Man kann, wie mir bis jetzt freilich nur dunkel vorſchwebt,

nach seinen Angaben viel sicherer Charakterköpfe ohne Modell zeichnen, als nach den bisherigen Gesetzen, wo man auf die Winzigkeiten, die er so bedeutend findet, weniger Wert legte. Der Ausdruck liegt nach seiner Ansicht nicht blos in den Haubtpartien, in den prägnanten Zügen, sondern er vertheilt sich überall hin. Außerdem will er in den Gesichtern nicht bloß thätige Affekte, sondern auch vergangne finden, und wieder nicht bloß die Spielerfalte und die Zornader, sondern die allergeheimsten Traumbilder. Was ich von ihm gesehn, beweist, daß er wirklich Alles so sieht, wie er es angibt, es fragt sich nur, ob er seine Wissenschaft auf Andre übertragen kann, und ob Übung des Auges, oder natürliche Anlage die Mittel zum Zwecke sind. Lerne ich ihm die Kunst ab, so stehe ich mehr als je für die Wirkung meiner Bilder."

„Sie würden nur viel mehr Zeit wegnehmen und mit der Loupe gemalt werden müssen, was Deinen Augen nicht sehr zuträglich wäre. Nimmst Du dann auch nur einen halben Gulden für die Arbeitsstunde wie Gerhard Dow, so bekommst Du die Selbstkosten nicht heraus!"

„Ziegelmehlmalerei, wie die hiesigen Fresken," lachte Marie, „wird mit einem halben Gulden noch zu theuer bezahlt."

„Wer wird aber auch die Kunst so taxiren!"

„Sie [illegible] mir nichts Schlechtes über die Leistungen eines Andern sagen, sonst müßten Sie zugeben, daß die gelbrote Niren des Mummelsees und der blauschwarzbraune Baldreit kein Kunstwerk, sondern eine Arbeit sind, und eine Arbeit muß ja doch tarirt werden. Ich würde nicht von Bezahlung sprechen, wenn ich die illustrirte, oder besser, in Farben wiedergedichtete Ilias der Glyptothek, oder Cornelius' Berliner Museum genannt hätte. Über die Münchner Loggien sage ich darum nichts weil . . . weil . . .“

„Nun, weil?“

„Weil sie mich sehr kalt gelassen haben, weil ich in jedem andern Werke von Kornelius den König der Malerei mehr heraus gekannt, als dort, wo er die Malerei selbst darstellt. Dieser Korridor kommt mir vor, wie Gutzkows Uriel Akosta. Es ist nicht möglich eine gute Tragödie zu schreiben, wenn der Stoff sich dagegen straubt, Uriel Akosta ist trotz der schönen Partien Alles, nur keine bedeutende Tragödie; und die Loggien sind Alles, nur nicht ein Meisterwerk, von dem man mehr als Vollendung in Zeichnung, Gruppirung und Färbung verlangt. Es ist eine vergriffne Idee, die Geschichte der Malerei in solchen Bildern darzustellen, wie der Uriel Akosta wol ein didaktisches Gedicht, aber niemals eine Tragödie hätte bilden sollen. Es ist in beiden Sachen, wie ich sagen möchte, zu

wenig Leben und zu viel Deklamation. Die Loggien erinnern mich zu viel an die italieniſche Schule aus der Zeit bevor Rafael Weichheit und Eleganz in die ſtarren Formen gehaucht, ſie ſind mir wie eine fleiſſig geſchulte Stimme ohne Metall. — Ich darf Sie nicht ſprechen laſſen, Stein, denn Sie wollen mir widerſprechen, und das Ende des Kampfes würde doch ſein, daß ich zum mindeſten nicht ganz Unrecht habe, ſonſt würde ich ja doch vor dem großen Namen zurückgebebt und gläubig niedergekniet ſein. — Wollen Sie etwa auch leugnen, daß Schwanthalers Statuen alleſammt mehr für den Guß, als für den Marmor geſchaffen ſind? Können Sie ſich dagegen den Adonis Thorwaldſens von Erz denken?-

-Warum denn nicht? Und ſeine Schönheit würde für Augen, die den Marmor nicht zu fühlen vermögen, eher gewinnen als verlieren. Der Marmor iſt wie eine Zauberblume, die nur für den blüht, der ſie zu pflegen weiß; er iſt und bleibt für den Laien unantaſtbar, er iſt erhaben, wie alles Höchſte. Göthe ſchuf in der Poeſie zwei Marmorſtatuen, die Iphigenie und den Antonio, fragen Sie nach, ob die große Leſewelt grade in dieſen Figuren die Vollkommenheit erkennt. Ich liebe Erzgüſſe nicht, das Genie kann dabei nicht ſo ſtolz und frei auf ſich ſelbſt ruhn. Sie würden alſo nach meiner Meinung Schwanthaler tadeln, wenn Sie die

Beſtimmung zum Guſſe in allen ſeinen Werken fänden, und er verdient keinen Tadel, er hat nur den Fehler aller Münchner, dem königlichen Mäzen allzu viel nachzugeben und dadurch die Vorwürfe, die den König treffen müßten, auf ſich zu laden. Daſſelbe muß ich auch zur Berichtigung Ihrer Anſicht über Cornelius anführen . . .“

„Kurz, ich behalte Recht und bin mit Ihrer Notiz über den Marmor ganz zufrieden, wenn Sie mich auch nicht für einen Pygmalion halten mögen. — Meinen Sie nicht, daß Weigelsdorf Skulpturen völlig für nichts achtet, da ſie ihm in ſeiner Weiſe nichts zu denken geben können?“ —

„Warum haſt Du ihn denn nicht mitgebracht?“

„Er ging zu Lady L.....n, verſprach aber, mich morgen zu beſuchen. Es ſcheint zwiſchen ihm und der Dame ein ſehr zartes Verhältniß zu beſtehn.“

„Dann iſt ja Baden dies Jahr ein rechter Sammelplatz von Paaren,“ rief Pleſſenberg, brach aber kurz ab, da er Marien nichts von dem Schickſale Klaras ſagen wollte. — Der alte Graf kam von ſeiner Whiſtpartie, wo er auf's neue die Freude gehabt, die Reitergewandtheit ſeines Neffen von Kennern preiſen zu hören, und das Geſpräch nahm eine andre Wendung.

Pleſſenberg ſchöpfte Athem oder durchmuſterte ſeinen Vorrat, und Stein benutzte die kleine Pauſe dazu, Marien zu fragen, wie ſie die ſchleſiſchen Dorfgeſchichten gefunden.

„Himmel, den Juſtizmann und den Schmit-Franz haben wir völlig vergeſſen. Lieber Ludwig, hole uns mein Portefeuille, es ſteht rechts an der Wand im Kabinet, ſtärke Dich dann durch ein Glas Zuckerwaſſer und lies uns die beiden Geſchichtchen vor.“

Ihre Füße ſteckten in zierlichen Gamaſchen von Zeug, einer davon ruhte auf einem kleinen Schemmel und ließ bei dieſer Stellung ſeine ganze, feine Form ſehn. Pleſſenberg hatte: „Ja, ja!“ geſagt, aber er war nicht gegangen. Als Marie aufblickte, ſah ſie ſeine Augen feſt auf ihren Fuß gerichtet.

„Pfui, Du biſt häßlich!“ rief ſie und zog den Fuß zurück.

„Ich gehe ſchon, leſe aber gewiß nicht eher, bis Du Dein epitheton ornans zurückgenommen und Dich wieder bequem geſetzt;“ lachte er und ſtrich ihr im Vorübergehn durch die Haare.

Sie ſaßen wieder traulich zuſammen, wie auf dem Haldenfels, und Pleſſenberg las mit ſeiner ſonoren, biegſamen Stimme:

Der Juſtizmann.

Das Erntefeſt war gekommen, das frohſte für den Landmann. Der ſchönſte Pfingſttag kann ihm ein Wetter bringen, das all ſeine Hoffnungen vernichtet; die Saat iſt das Schiff, das er auf die See geſandt, die Ernte führt ſeine Ladung verzehnfacht in den Hafen. Es iſt ſein beſtes Feſt, und er hat ſeine Freude verdient, denn ſie iſt das Werk ſeines Fleißes.

Das Erntefeſt war gekommen, und ſtatt des ſchwirrenden Cymbals, das den Sommer über die Tanzluſtigen gelockt hatte, ſpielte heute ein verſtärktes Orcheſter auf. Eine Fiedel, eine weit hörbare Klarinette und der ehrwürdige Baß, der weder durch die Mißtöne der Geige, noch durch die Kapriolen und das Überſchnappen der Klarinette aus ſeiner einförmigen Taktbegleitung gebracht werden konnte, mühten ſich ab, den Jubel zu durchdringen, der ſie umgab. Die Muſikanten hatten ihren Platz in dem erhöhten viereckigen Verſchlage genommen, der in jedem Kretſcham eigens für ſie erbaut iſt. Eine Unzahl von Kindern drängte ſich auf der Bank hinter ihnen, und nicht ſelten trug ein von ſeinen Genoſſen mitten unter die Töne-bändiger geſchleuderter Knabe die Schuld des ſchrillen Tones, der plötzlich außer aller Melodie in die Ohren der Tanzenden ſchnitt. Aber dieſe Tribüne war ein unveräußerlicher Beſitz der Dorfjugend, und ſie mußte

ja auch zur Hand ſein, um die Notenblätter zu halten, wenn die Muſikanten ein extra bezahltes, nagelneues Stück zum Beſten gaben, das noch nicht ohne Noten ſpielen wollte.

In der Mitte des Saales, um den Balken herum, der die Decke hielt und zugleich das ſchwarze Brett für Bekanntmachungen der Behörden und Steckbriefe war, ſtanden die tanzbaren Burſchen. Blaue Jacken mit unzähligen Meſſingknöpfen und hohen Steifkragen, bunte Tücher mit langen geſtärkten Zipfeln, kurze Manchesterhoſen, hohe Stiefel und blaue Militärmützen mit roten Streifen bildeten in der Mehrzahl den Anzug dieſes Klubs, der an Tanztagen den Stammgäſten nur den Winkel zunächſt am Schänkhäuschen übrig läßt.

Die Mädchen, ein grelles Tuch über das Hemde mit den kurzen Bauſchärmeln gebunden, das Mieder, das unter der Bruſt zu einem fingerbreiten Streifen zuſammenſchrumpft, den Rücken aber bis an den Hals bedeckt, mit Silbertreſſen verziert, Rock und Schürze in hellen, ſtechenden Farben, harren geduldig vor der Hausthüre, bis der Wink eines Tänzers ſie auf die Bühne ruft. Das Mädchen legt beide Hände auf die Schultern des Burſchen und wiegt, von ihm um die Taille gefaßt, den beliebten „Zweitritt“, der keinen Anſpruch auf Decenz macht, von einem Fuße auf den

andern. Die großen Maſchen an den Manchesterſchuhen werden dabei oft genug abgetreten, wer kann aber bei dem Sinnenfieber, das die enge, wilde Verſchlingung des Paares bei dieſem Tanze hervorruft, an ſo geringen Verluſt denken. Der Buſen fliegt, die Stirnen triefen, — und eine dicke Staubwolke verſchleiert die raſende Luſt . . . . .

Auf der Einfaſſung des Schwengelbrunnens vor dem Kretſcham ſaßen beim Beginne des Tanzes zwei Mädchen von ungefähr gleichem Alter. Das Eine, eine robuſte Brünette, die trotz ihrer Stumpfnaſe und der niedrigen Stirn durch große braune Augen und einen freundlichen Mund, der ohne es zu wollen zwei Reihen blendend weißer Zähne zeigte, zu einem hübſchen Mädchen gemacht wurde, war im höchſten Putze und trug über dem gelbſeidnen Bruſttuche noch ein ſilbernes Kettchen, an dem Kreuzchen und Herzen hingen, die ebenſo gut für Weintrauben gelten konnten. Agnes, oder wie ſie genannt wurde: Niſchka! hatte einen Reiz, der es ihr auch bei weniger angenehmem Äußeren nicht hätte an Freiern fehlen laſſen: ihr Vater galt für den reichſten Freigärtner im Dorfe. Eines ſolchen Vorzuges konnte ſich die arme Maruſcha nicht rühmen. Ihr Vater war Robotmann, und ſie ſelbſt diente als Kuhmagd im Herrenhofe. Trotz dieſes Standesunterſchiedes und der verſchiednen Vermögensverhältniſſe

waren die Mädchen Freundinnen; trotz ihres beneideten Putzes war Niſchka traurig, und die ärmlich gekleidete Maruſcha bemühte ſich, ihre Freundin durch die eigne Laune aufzuheitern.

„Wo mag der Jurek nur bleiben?“ fragte die Verſtimmte plötzlich. Sie hatte in ihrem Sinnen völlig überhört, daß Maruſcha, die Schweſter des Erwarteten, ſeit einer Viertelſtunde nichts gethan, als ihr den Grund ſeines Ausbleibens zu erzählen und ſie von Minute zu Minute zu vertröſten. Der Herr des Dorfes hatte einen Boten gebraucht und für raſche Beſorgung ein gutes Trinkgeld verſprochen. „Jurek wollte mit Dir tanzen,“ ſagte das Mädchen, mit dem Schürzenbande ſpielend, „und hatte ſein letztes Geld ausgegeben, um mir zum heutigen Feſte ein Tuch zu kaufen, ſo iſt er mit dem Briefe fortgelaufen.“

„Ich hätte ja die Muſik bezahlt,“ ſagte Niſchka ſchmollend.

„Du weißt ja, wie hochmütig mein Bruder iſt, und daß er keinen Kreuzer von Dir nehmen mag. Er iſt auch gar nicht, wie die Andern im Dorfe, und wenn Du nicht wärſt, bliebe er nicht hier.“

Darin hatte die Schweſter recht. Jurek hatte bei der Garde-Artillerie geſtanden, die Kompagnieſchule fleißig beſucht, und war ein tüchtiger, geſchickter Menſch geworden, mit dem ſeine Vorgeſetzten ſo zufrieden

waren, daß ſie ihn aufforderten, im Dienſte zu bleiben. Er hatte aber bei einem Urlaubsbeſuche Niſchka kennen gelernt, ſie liebgewonnen, und da ihr Vater nicht abgeneigt ſchien, ihm ſeine Erbtochter zu geben, hatte er vorläufig ein kümmerliches Leben in ihrer Nähe jedem andern vorgezogen. Beliebt war er im Dorfe nicht, denn er war fleißig, und die Arbeitsgeber wurden durch ſeine Thätigkeit auf den faulen Schlendrian ſeiner Mitarbeiter aufmerkſam. Seine Rechtlichkeit hinderte die gewohnten Diebſtähle; die Neigung des reichſten Mädchens für ihn war ein weiterer Anſtoß, und endlich fiel ſeine ebenmäßige Geſtalt in dem knappen Waffenrocke, den er aus Potsdam mitgebracht, in der Kirche und auf dem Tanzplane gar zu vorteilhaft in's Auge, als daß er unbeneidet geblieben wäre. Endlich erwarb er mehr, als die Andern, denn er hatte während ſeiner Dienſtzeit deutlich ſchreiben gelernt, und fertigte für den Bereiter die Wirtſchaftsrechnungen an; eine langweilige Arbeit, wie alles Kopiren, für die er aber gut bezahlt wurde. Obgleich er nun auf dieſe Weiſe allen ſeinen Altersgenoſſen im Wege ſtand, wagte doch keiner, ihn anzutaſten; die Einen, weil Fäuſte, die ſo rüſtig ſchaffen konnten, auch im Kampfe ein ſchlimmes Kaliber führen mußten, — die Andern, weil ein Menſch, der leſen und ſchreiben kann, immer hin ein halber „Herr“ iſt. Eine verwundbare Stelle

nur hatten die Feinde zu treffen gewußt, und allerdings eine ſehr empfindliche. Es war ihnen gelungen, einen Nebenbuhler aufzuſtellen, der ihm zwar Niſchka's Herz nicht geraubt hatte, aber durch ſeine Bewerbung die Einwilligung des Vaters zu verzögern wußte.

Das war es, was das Mädchen drückte. Schon begann der dritte Tanz, die Burſche holten ihre Liebſten wieder und verſäumten nicht, der Einſamen höhniſche Bemerkungen zuzurufen, denen ſtets ein allgemeines, ſchadenfrohes Gelächter folgte. Um ſie völlig troſtlos zu machen, hielt nun auch ein Wagen vor dem Kretſcham, von dem ihr zweiter Liebhaber, ein Großbauer aus dem Nachbardorfe, ſtieg. Freilich war er mindeſtens 48 Jahre alt und Witwer mit fünf Kindern, aber der Großbauer iſt der Graf des Dorfes, wie der Erbſcholze ſein Fürſt, und der Bauer huldigt denſelben Vorurteilen wie der Gebildete. Ihr Vater war von dem vornehmen Freier faſt gewonnen, und ein Widerſpruch von Seiten der Tochter iſt in dieſem Kreiſe ziemlich unerhört.

Mit einem Schrei ſprang ſie auf, riß Maruſcha mit ſich fort und prallte an der Ecke des Hofes mit Jurek zuſammen, der den Wagen geſehn hatte und athemlos herbeieilte. — Die Antwort war nicht ſo eilig geweſen als die Nachricht, man hatte ihn trotz

ſeiner Bitte warten laſſen; was kümmert vornehme Leute die Sehnſucht eines armen Boten?

Die Angſt, die Qual, die Beleidigungen waren nun vergeſſen. Die Hand auf ſeiner Schulter trat ſie in den Saal und hatte den Mut, den vertraulichen Gruß des Großbauern mit einem lauten Gelächter zu beantworten. Da jeder Tanz im voraus einzeln von denen bezahlt wird, die daran theilnehmen wollen, ſo mußten ſie warten, und dieſe Pauſe gewährte auch Jurek Zeit, zu verſchnaufen. Er war in der That ein ſchöner Mann, und Niſchka war ſtolz auf dieſe Schönheit. Sie ſchlang ihre von der Feldarbeit gebräunten Arme um den Geliebten und harrte, ungeduldig den Takt nachtretend, auf das Ende des Stückes.

Endlich kam der erſehnte Augenblick, Jurek bezahlte einen muntern „Schottiſch," einen Tanz, der nach der Dorfweiſe allerdings anders getanzt wird, als auf dem Parquet. Die Tänzer faſſen einander feſt an den Armen und bewegen ſich in raſchem Tempo ſo um einander herum, daß bei jedem Takte ein Glied des Paares hoch in der Luft ſchwebt, während es ſich auf die Schultern des andern ſtützt. Dieſer Tanz erfordert ebenſo viel Kraft als Gewandtheit und gilt nur dann für vollendet ſchön, wenn der Burſche wäh-

rend des Sprunges die Abſätze ſeiner Stiefel recht knallend zuſammen zu ſchlagen weiß.

Dieſer Schwierigkeiten wegen ſtanden eine Anzahl von Tänzern müßig, und die Gegenwart des Nebenbuhlers ſtachelte ſie zu einer neuen Bosheit auf. Kaum fing Jurek den Tanz an, ſo ſangen ſie aus voller Kehle, die Muſik überſchreiend:

O welche Not, und welche Pein,*)
Ich weiß mich nicht zu faſſen;
Ich nannte eine Jungfrau mein,
Nun ſoll ich ſie verlaſſen.

Im Dorf beim Tanz, im Wald, im Feld,
Wir fanden uns zuſammen, —
Jetzt löſcht der Vogt mit Gut und Geld
All unſre Liebesflammen.

Steh' auf, ſteh' auf und bitte nicht,
Es wird Dir nicht gelingen;
Was auch Dein Mund von Liebe ſpricht,
Du wirſt mich nicht bezwingen!

Es bleibt mein Herz ſo hart wie Stein,
Du wirſt es nicht erweichen;
Steh' auf, ſteh' auf, die Tochter mein
Iſt nicht für Deinesgleichen!

Ein donnerndes Hurrah folgte dieſem ominöſen Liede von allen Seiten, und der Großbauer fühlte

*) Das Lied iſt ſinn- und wortgetreu überſetzt. Den Urtext notirte ich im Kreiſe Koſel.

ſich durch die Schmeichelei für ihn bewogen, die Sänger zu traktiren. Jurek und Niſchka hatten ſich indeß nicht ſtören laſſen. Sie drängten ſich deſto feſter an einander, je mehr alle Welt danach ſtrebte, ſie zu trennen. Er trat keck an das Schänkhaüschen heran als der Tanz geendet hatte, forderte ein Glas Bier, kredenzte es ſeiner Schönen und gab ihr darauf einen tüchtigen Schmatz, wofür ſie ihn mit einem derben Schlage auf den Rücken belohnte. Dies Glas Bier und der Kuß kehren immer wieder, ſie ſind eine Sitte, die um ſo mehr Jubel hervorruft, je mehr ſich das Mädchen ſträubt und je lauter der Kuß geweſen. Die Szene wich in nichts von andern ab, die heute ſchon mit hellem Jauchzen begrüßt worden waren, jetzt aber ſchwieg Alles, der Großbauer raüsperte ſich, verſenkte aber ſeine Augen, die Jureks drohendem Blicke begegnet waren, verlegen in das Glas.

Juchhe! rief der Sieger, warf den Muſikanten ſeinen Groſchen zu, beſtellte einen Mazurek, und ſang während des Tanzes mit kräftiger Stimme:

Im freien Feld eine Linde war.*)
Daneben dicht ein Lager;
Das Lager verließ ein ſchmucker Huſar,
Sein Pferd war matt und hager.

*) Aus dem Kreiſe Ratibor: Polniſch Krawarn.

„Laß' ſein, laß' ſein, mein braunes Roß,
Zum trauten Lieb wir reiten!
Und als ſie kamen vor Liebchens Schloß,
That er's zum Stall geleiten.

Er gab ihm Hafer, ſo viel es wollt',
Und eine warme Decke:
Der Herr, der ſaß in Silber und Gold,
Das Röſslein ſtand im D —!

Machten die wiederholten Anſtrengungen eine Pauſe nötig, reichte das „gute Trinkgeld" nicht weiter, oder wollte Jurek den Sturm vermeiden, deſſen Ausbruch des Großbauern Freigebigkeit zu befördern ſchien, er nahm Niſchka in ſeine Arme und ſchwang ſie durch die gaffenden Mädchen in's Freie, wo Maruſcha, die trotz des neuen Halstuches keinen Tänzer gefunden, ſie erwartete. Niſchka trug ihrem „Schatze" die Mütze und den Rock, der ihm bei der Hitze läſtig war, und den er „ohne Furcht vor Erkältung" ausgezogen hatte; hing ihr eignes Tuch, das der wilde Tanz verſchoben und abgeneſtelt, darüber, und ſo gingen ſie dem nahen Walde zu. Maruſcha begleitete ſie, ſah aber von Schritt zu Schritt rückwerts, ob nicht irgend ein Gutmütiger zu erblicken wäre, der einen Groſchen für einen Tanz mit ihr opferte . . . .

Während dies im Kretſcham vorging, ſaß Niſchkas Vater in ſeiner Wohnung und hörte einem kleinen,

eifrig redenden Manne nachdenklich zu. Der Freigärtner hatte sein stupides Gesicht durch den Haarschnitt noch stupider gemacht: Der Wirbel und der Vorderkopf waren so kahl geschoren, daß zwischen den Haaren stets die Haut sichtbar blieb; nur die Haare dicht an der Stirn fielen einen Zoll lang, also die ganze Stirn bedeckend, bis an die Brauen, deren Platz durch einzelne graue Büschel angedeutet war. Der Hinterkopf dagegen, vom Wirbel abwerts, trug lange, schlichte, pfeffer- und salzfarbne Locken, die mit einer gewissen Sorgfalt zu beiden Seiten über den hohen Kragen der müllerblauen Weste vertheilt waren. Die eine seiner großen Fäuste ruhte auf dem Henkel des Bierkruges, die andre hielt den hölzernen Kopf einer kurzen Tabakspfeife, aus der um so dickere Wolken stiegen, je unverständlicher dem Besitzer die Auseinandersetzungen seines Gegenübers blieben. Der kleine Mann schien die in's niedrigst Gemeine ausgeführte Travestie eines Hofmenschen. Ewiges, unterwürfigstes Grinsen lagerte um seinen breiten Mund, und die winzigen, grauen Augen schielten habgierig hinter Brillengläsern hervor, die er nur auf dem Dorfe trug, um den Bauern seine Gelehrsamkeit unzweifelhaft zu machen. Der abgeschabte Filzhut, der neben ihm lag, harmonirte vortrefflich mit dem fadenscheinigen Rocke, der nur deßhalb bis an den Hals zugeknöpft schien,

um defektes und unreines Weißzeug zu verbergen. Wenigſtens machte ein Stück des Hemdekragens, das ſich aus der grünſeidnen Damenkrawatte ſtahl, den Verdacht nicht rege, daß Herr Stirgel, der Juſtizmann, wie er von ſeinen Klienten genannt wurde, eine ſtarke Kreide bei der Wäſcherin habe.

„Seht, Vetter Morczin!“ perorirte der Mann, deſſen Karriere in einer Wanderung von der Quartanerbank in die Kanzlei eines Unterrichters, und von da in's Zuchthaus beſtanden hatte, „ſeht, das iſt eine Tyrannei, was ſo viel heißt, als eine verfluchte Niederträchtigkeit, oder, wie wir Juriſten ſagen, eine vis clandestina insupportabiliter, von Euch Erntedienſte zu verlangen, und ich habe Euch in die Klagebeantwortungsſchrift geſetzt, daß Ihr Euch nicht würdet ſchinden und kanaillos behandeln laſſen, denn Ihr, Vetter Morczin, ſeid ein reicher Mann.“

„So hättet Ihr nicht in die Schrift ſetzen ſollen, denn die Juriſten in der Stadt denken immer mehr an's Nehmen, als an's Helfen!“

„Cuum suique, wer gut ſchmiert, der fährt gut, heißt's bei den Juriſten, und wer reich iſt, kann gut ſchmieren, Vetter Morczin. Ihr wißt, ich könnte heute ein ſo großer Herr ſein, wie der Pan Juſtizrat, wenn ich die Leuteſchinderei nicht ſatt bekommen hätte; weil ſie aber wußten, daß ich ihre Schliche kenne, haben

ſie mich eingeſperrt, dolo malo, wie wir Juriſten ſagen, gegen das Völkerrecht. Doch das hindert mich nicht, auch als armer Mann Euch und allen Hilfsbedürftigen contra quem et contra complicen gegen billige Bezahlung Prozeſſe zu führen. Ich ſage Euch, Vetter Morczin, Ihr ſeid im Rechte, wenn Ihr die Dienſte verweigert, Ihr ſeid sui juris, was ſo viel heißt, als: Ihr wäret ein Eſel, wenn Ihr mir nicht gefolgt hättet."

„Aber es ſteht doch in meinem Kaufbriefe, daß ich acht Tage in der Ernte eine Mannsperſon zur Hofarbeit zu ſtellen habe."

„Wer hat Euch geſagt, daß eine ſolche clausula, will heißen Bedrückung der Bauern, darin ſteht?"

„Der Schulmeiſter."

„Gelogen hat der Lump, um ſich beim Herrn einzuſchmeicheln; zeigt ihn her den Kauf, ich will Euch das wahre Salmiak daraus vorleſen."

Der Bauer brachte das Inſtrument, der Juſtizmann ſchob ſeine Brille in die Höhe und las feierlich: Und geſteht die verkaufende Gutsherrſchaft dafür dem Morczin Skowronek das Recht zu, an den Holztagen Raff- und Leſeholz zu ſammeln. — „Hat der Jäger Eure Tochter nicht im Walde pfänden wollen?"

„Ja, das war aber an keinem Holztage!"

„Thut nichts, er hat keine Zeugen; Euch iſt Unrecht geſchehn. Wir werden das beim Appellatorio anzubringen wiſſen. — Ferner erhält der Morczin Skowronek in der Erntezeit täglich zwei Silbergroſchen und ein Quart Bier . . . (für die zu leiſtenden Handdienſte — überlas er in der Eile) habt Ihr einen Kreuzer geſehn, habt Ihr einen Tropfen herrſchaftliches Bier getrunken?“

„Ich habe ja auch nicht gearbeitet!“

„Thut nichts zur Sache, Ihr habt keine Verpflichtungen, wenn die Gegenverpflichtungen nicht gehalten werden, per fas et nefas, das heißt: von Rechtswegen actum ut supra. Und ſtände wirklich etwas von Dienſten hier, ſo wäre es ein Unrecht. Habt Ihr das Haus nicht bezahlt, den Acker nicht gekauft und zu freiem Eigentume, libero arbitrio, was ein und daſſelbe iſt, erworben? Habe ich Euch nicht vorgeleſen, was auf die Petition, die Ihr dem Könige in Ratibor gegeben, für eine Antwort zurückgekommen iſt? Stand dort nicht, daß der König Euch längſt alle Zinſen und Schwerenotsquälereien geſchenkt hat, daß nur die Herrſchaften Euch die Freiheit vorenthalten?“

„Hm! Der Landesvater (Landrat) hat aber aus demſelben Briefe ganz etwas Anderes vorgeleſen. Er

hat geſagt, in dem Briefe an den König hätte geſtanden, daß wir geprügelt und ..... "

„Ja, ja, und er hat wiſſen wollen, wer den Brief aufgeſetzt; Ihr habt mich aber nicht verraten, und darum helfe ich Euch auch immer wieder. Iſt der Landesvater nicht auch Gutsherr, hat er ſeinen Leuten etwa die königliche Freiheit gegeben? Sie hacken einander die Augen nicht aus, möchten aber gern einen ehrlichen Mann wie mich, der Euch die Wahrheit ſagt, der Euch die Geſetze erklären kann, — der ſie hauthentiſch erklärt, was ſo viel heißt, als: ausgezeichnet, — in's Loch bringen."

„Der Jurek wollte für mich arbeiten gehn, ich hätte es doch annehmen ſollen. Der Prozeß wegen der Zinsgans hat mich um eine Kuh gebracht, wenn nur der nicht wieder verloren geht."

„Hättet Ihr mir die zehn Thaler für den Juſtizrat gegeben, ſo hättet Ihr von der Herrſchaft noch eine Kuh bekommen müſſen. Und was habt Ihr noch mit dem Lumpen, dem Jurek? Ich ſag' Euch, Vetter Morczin, das iſt kein Freier für Eure Niſchka, für das ſchönſte Mädchen im ganzen Dorfe. Das iſt ein andrer Mann, der Großbauer! Acht Pferde, immer vier und vier, eins wie das andre; fünfzehn Kühe und anderthalb Hufen Acker, die große Wieſe gar' nicht gerechnet. Und wie lang kann er leben?

Der Schlag hat ihn ſchon einmal getroffen, weil er zu viel trinkt. In zwei Jahren iſt er tot, und daß er der Niſchka ein paar hundert Thaler verſchreibt, dafür laßt mich ſorgen. — Denkt Euch die Ehre, der Pfarrer aus der Stadt iſt ſein Neffe, der möchte auch auf die Hochzeit kommen, und das ganze Dorf würde Euch beneiden. Schlagt ein, Vetter Morczin, laßt den Fiſch nicht aus dem Netze. Er iſt im Dorfe, und in einer Stunde iſt Alles richtig."

So einleuchtend all dieſe Vorteile auch dem weniger als hausbacknen Verſtande des Freigärtners waren, und ſo ſehr er für ſeine Perſon geneigt war, den Handel abzuſchließen, ſo waren doch zwei Umſtände, die ihn zögern und Aufſchub verlangen hießen. Einmal hatte er ſich unter dem Pantoffelregimente ſeiner verſtorbenen Frau trotz der verſchiednen empfindlichen Staatsſtreiche, die dabei auf ſeinem Rücken geſpielt haben ſollten, im Ganzen ſo wohl befunden, daß er nach ihrem Tode keinen Anſtand nahm, der Tochter dieſelben Rechte einzuraümen. Ferner fühlte er ſich nachgerade alt werden, und die Ausſicht, ſeine Wirtſchaft in den Händen eines ſo rüſtigen Arbeiters, wie Jurek zu wiſſen, während er in Ruhe am Ofen ſitzen und ſeinen „Auszug" verzehren konnte, ohne dabei die Herrſchaft der Tochter entbehren zu müſſen, war auch etwas, das in die Wagſchale fiel. Endlich hatte Jurek

halb und halb ſein Wort, und ein ſolches Verſprechen nicht zu halten, gilt für ſchimpflicher, als zehn Verbrechen. Freilich behaubtete der weiſe Juſtizmann, was nicht ſchriftlich, oder mindeſtens vor zwei Zeugen abgemacht ſei, gelte nichts, — aber Volksſitte, gute oder ſchlechte, iſt hartnäckiger als jeder andre Widerſpruch. Wir thun vielleicht zu viel, wenn wir glauben wollen, daß eine Art unbewußter Anhänglichkeit, ein Dankgefühl für zahlloſe Gefälligkeiten, den Alten an Jurek kettete, und im äußerſten Falle konnte er dieſe auch mit verſchiednen Viktualien vergolten haben, die Jureks Mutter von Zeit zu Zeit erhielt. Wie dem auch ſei, er zögerte, und der Kuppler ſah ſich genötigt, das juriſtiſche Thema wieder aufzunehmen, wo er den Alten gefüger fand, und das auch für ihn Sporteln abwarf.

„Wie iſt es denn alſo? Wie geſagt, wenn ich morgen dem Juſtizrate etwa zehn oder zwölf Thaler brächte, ſo würde die Sentenz ganz anders lauten.“

„Sagt ihm doch lieber, ich würde ihm die zehn Thaler geben, wenn ich den Prozeß gewonnen habe.“

„Ja,“ lachte Stirgel gezwungen, „da käme ich ſchön an. Was man in der Taſche hat, iſt da, und kein Hahn kräht drüber, reſusis expensis aber, das ſind Sperlinge auf dem Dache.“

„Kann ich ihm das Geld nicht lieber ſelbſt geben?“

„Das geht auch nicht, der Richter darf von den Parteien, das heißt von den contra contra nach der Juriſtenſprache, kein Geld annehmen!“

„Ich verſtehe Euch nicht!“

„Seht, Vetter Morczin, Ihr ſeid ein contra vom Gutsherrn, und der Gutsherr iſt Euer contra, wer geklagt hat, kommt zuerſt. „In Sachen Dominium contra Morczin-Skowronek“ heißt alſo weiter nichts, als das Dominium will Euch betrügen und ſchinden, und deßhalb ſeid Ihr Partei, und das Dominium auch. Von Euch darf der Richter nichts nehmen, und vom Dominium auch nicht. Nun ſchickt Ihr mich, denn ich bin kein contra, ſondern ein ex nexu, d. h. ein guter Menſch, der Euch einen Gefallen thut, und von mir ſteht in dem Geſetze nichts, weil ein ex nexu ein ex nexu iſt, von dem gar nicht die Rede ſein kann.“

„Kann ich dem Pan Juſtizrat nicht die Hälfte im voraus und die Hälfte hinterher ſchicken.“

„Hört, Vetter Morczin, das ſieht aus, als wenn Ihr mir nicht trautet. Hab' ich Euch nicht auf Eure alten Tage noch gelehrt, klar und deutlich Euren Namen: „Morczin Skowronek“ zu unterſchreiben? That ich das nicht blos, damit Ihr Scholze werden konntet? Hat der Landesvater oder ſonſt Jemand wol wiſſen können, ob Ihr noch mehr zu ſchreiben wißt? Seid Ihr nicht dadurch ein angeſehner Mann geworden,

deſſen Unterſchrift ſo viel gilt, als die vom Landesvater ſelbſt? Bin ich nicht immer billiger geweſen, als der Juriſt in der Stadt? Hab' ich nicht Alles ſo aufgeſetzt, wie es für Euch am beſten war?"

Dieſe unleugbaren Thatſachen ſprachen zu ſehr für die freundſchaftlichen Geſinnungen des Juſtizmannes, als daß ſie den Freigärtner nicht bewogen hätten, die Schweinsblaſe aus dem mit bunten Fantaſieblumen bemalten Kaſten, in dem er ſeine Koſtbarkeiten aufbewahrte, hervorzuholen und zehn Thaler wohlgezählt auf den Tiſch zu legen.

„Vetter Morczin," ſagte Stirgel durch den Anblick des Geldes gereizt, mit widriger Zutraulichkeit, „und mir, was gebt Ihr mir für den Weg?"

„Hab' ich Euch nicht erſt neulich zwei Gulden gegeben, damit Ihr Euer Quartier bezahlen konntet?"

„Es iſt wahr, Vetter Morczin, Ihr ſeid ein guter, reicher Mann, Ihr ſeid reich, ein Gulden wird Euch nicht arm machen, wer wird alſo mit einem armen Teufel um ein paar Kreuzer rechnen? Ich geh' ja auch für Euch durch's Feuer, und außerdem bringe ich Euch das Geld durch den Prozeß und durch den Herrn Großbauern wieder in's Haus."

Und es gelang ihm auf dieſe Weiſe wirklich, dem Betrognen noch mehr abzulocken. Er blieb einen Augenblick im Hofe ſtehn, beſah die Gebäude nach allen

Seiten, und zufrieden mit ihrem Zuſtande, ſo wenig dieſer ihn anzugehn ſchien, zufrieden mit der reichen Ernte, die der Schober neben der Scheuer verriet, rieb er ſich die Hände und lachte heiſer in ſich hinein, als wenn er eines Sieges gewiß wäre. Dies ſtolze Bewußtſein gab ihm auch den Mut, Niſchka anzureden, die eben, von Jurek geleitet, nach Hauſe kam, um nach dem Vieh zu ſehn und das Abendeſſen zu beſorgen.

„Schon ſo zeitig heim, Tauſend, das wird eine Hausfrau geben! Nachher geht's aber doch wieder die Nacht durch: Juchhe!“ Er drehte ſich im Kreiſe herum und wagte es, Niſchka, die über die Vogelſcheuchenfigur lachte, mit ſeinen dürren Fingern unter das Kinn zu faſſen.

„Laß mein Mädel los!“ fuhr Jurek auf.

„Hat ſich was: mein Mädel; als wenn er die Birnen ſchon im Sacke hätte. Sind noch ganz andre Leute da, die beſſer für eine ſo feine Jungfer paſſen.“ Er ſchien ganz auf die derben Fäuſte des Exkanoniers vergeſſen, oder dieſem zu viel Civiliſation zugetraut zu haben, denn er wiederholte ſeine Liebkoſung auf eine noch handgreiflichere und zudringlichere Weiſe. Niſchka fand den Juſtizmann in ſeinem Liebeseifer nur unendlich komiſch und lachte aus vollem Halſe; Jurek aber nahm den Scherz übel und verſetzte dem faden-

ſcheinigen Manne einen Schlag auf den Kopf, der ihm den Hut über das Geſicht herunter trieb. Wie raſend ſtieß der Geblendete nun mit dem Fuße nach ſeinem Feinde, traf aber zum Unglück Niſchka, die, durch den ſchweren Stiefel am Schienbeine verletzt, vor Schmerz laut aufſchrie. Ihr Wehruf lockte Zuſchauer herbei und gab Jurek zugleich Veranlaſſung, den kleinen Juſtizmann wacker durchzuwalken. Als er endlich von ihm abließ, und dieſer den zerquetſchten Hut entfernt hatte, war, nachdem er ſich überzeugt, ſeine Baarſchaft ſei noch in Sicherheit, ſein erſtes Geſchäft, die Umſtehenden zu Zeugen des Auftritts zu verpflichten, und Jurek, der das weinende Mädchen zu tröſten ſuchte, eine Fauſt machend, rief er ihm nach: „Warte, das ſollſt Du büßen, Du und Deine Sippſchaft!“ — —

Jurek hatte nun einen erklärten Feind mehr, und zwar, wie er bald fühlte, einen ſehr gefährlichen. Stirgel klagte, der Fall wurde unterſucht, die Zeugen vernommen, Niſchka ſelbſt mußte beſchwören, daß Jurek den erſten Schlag geführt, — und das Urteil lautete demgemäß auf vier Wochen Gefängniß, wobei noch Jureks guter Leumund eine Milderung bewirkt hatte.

Auf dieſe Weiſe war der thatkräftigſte Gegner bei Seite geſchoben, und der Juſtizmann gab ſich alle Mühe, die beabſichtigte Heirat noch vor dem Ende

des Dienſtprozeſſes, deſſen ungünſtigen Ausgang er vorausſah, zu Stande zu bringen. Er hoffte um ſo eher ſeinen Zweck zu erreichen, als das Mädchen nun nicht täglich durch Ratſchläge und Hilfe von ihrem Geliebten unterſtützt und zum Widerſtande gereizt werden konnte. Freilich hatte Niſchka den harten Stoß noch nicht vergeſſen, der es ihr unmöglich gemacht, die Nacht durch zu tanzen, und ebenſo wenig verzieh ſie ihm Jureks Verurteilung und Entfernung, aber er war zu ſehr bei dem Gelingen des Planes intereſſirt, als daß er nicht Mittel gefunden hätte, trotz des ſtrengen Verbotes von Seiten der Tochter, heimlich mit dem Freigärtner zu verhandeln. Dieſem brachte er einen ſelbſtverfertigten Brief des Juſtizrates, worin er den beſten Erfolg verhieß, und gewann dadurch neuen Boden. Andrerſeits wußte er den Großbauer dahin zu ſtimmen, daß er dem Mädchen allerhand Putzſachen ſchickte. Die erſte Lieferung warf die Treue zwar dem Boten in's Geſicht, die zweite beſtand aber in einem zu ſchönen, nach dem Schnitte des andern Dorfes gemachten ſeidnen Spenzer, als daß ſie ſich nicht wenigſtens in dem kleinen Spiegel, der an der inneren Decke ihres Kaſtens neben Heiligenbildern befeſtigt war, mit dieſem prächtigen Kleidungsſtücke hätte ſehn müſſen. Sie zog ihn wieder aus, aber mit ſchwerem Herzen. Einen ſolchen Spenzer konnte ihr

doch Jurek nie kaufen! Sie prüfte den Stoff, den Beſatz, die metallnen Haken, die nach des Boten Verſicherung von Silber waren, — und fand keinen Tadel. Es fiel ihr ein, daß der Großbauer ihr ja ein Geſchenk mache, ohne irgend eine Bedingung zu ſtellen, und daß ſie ſich blos dafür zu bedanken habe; ſie wußte aber auch, daß Jurek nicht leiden würde, daß ſie ihn trage, und ſie weinte über ſeinen Stolz. — Zufällig kam Maruſcha dazu, als ſie eben wieder vor den Kaſtendeckel gekniet war, um nochmals zu prüfen und zu meſſen. Dieſe fand, ohne zu wiſſen, welche Bewandtniß es mit dieſem Putze habe, daß der Spenzer für eine magre Perſon gemacht ſei, daß er über Niſchkas volle Bruſt ſpanne und auf dem Rücken eine Unzahl häßlicher Falten mache, kurz er imponirte lange nicht ſo, als die Beſchenkte gehofft hatte. Der Kampf wurde leichter, der Spenzer wanderte zurück. Ein dritter Sturm, in der Geſtalt einer ſilbernen Kette, die ſechsmal um den Hals ging, an deren Annahme aber auch die Annahme des Antrags geknüpft war, wurde nun ſchon viel entſchloſſner abgeſchlagen, da Niſchka die Überzeugung hatte, ihr Zukünftiger werde ſich für ihr beharrliches Verſchmähen zu rächen wiſſen, wenn ſie erſt ſeine Frau ſei.

Das Mädchen war alſo nicht zu gewinnen. Den Großbauern reizte aber ihr Widerſtand ſo, daß er

einen Trumpf auf ihren Beſitz ſetzte und nach langen Konferenzen die Sache endlich ganz in die Hand des Juſtizmannes gab.

„Hört, Vetter Morczin,“ ſagte dieſer, als er ſich einmal zum Freigärtner geſchlichen hatte, „der Großbauer iſt doch ein kapitaler Kerl.“

„Damit laßt mich zufrieden, mein Mädel mag ihn durchaus nicht, und der Jurek hat mein Wort.“

„Ihr mögt thun, was Ihr wollt, hört mich nur an. Audiatur et altera pars, ſteht über der Stadtgerichtsthüre mit goldnen Buchſtaben, und das heißt: wenn der Vater ſpricht, müſſen die Kinder ſchweigen. Der Großbauer meint, Ihr würdet doch gern bei der Tochter ſein, wenn er ſie heiratet, — Ihr ſeht, der Mann denkt an Alles, — und da Ihr ſchon alt und ſchwach werdet, — man ſieht's Euch freilich nicht an, aber Ihr ſagt es ſelbſt, — ſo ſollt Ihr ihm Eure ganze Wirtſchaft, wie ſie ſteht und liegt, überlaſſen und zu ihm in das ſchöne gemauerte Auszughaus ziehn. Ihr habt es ja geſehn, das mit den blauen Fenſterleiſten und dem großen Schieferſteine vor der Thüre. Das Ausgedinge könnt Ihr Euch ſelbſt beſtimmen. Der Niſchke, die Ihr Glück mit Füßen von ſich ſtößt, will er ſeine Wirthſchaft und eine Hufe Acker verſchreiben, ſo daß ſie, wenn er ſtirbt, dreimal ihr

Zugebrachtes hat. Die hiesige Wirtschaft gehört dann nicht mehr in die Rechnung."

„Aber seine Kinder?" fragte der Alte dazwischen, der trotz seiner Erklärung höchst andächtig zugehört hatte.

„Hat er nicht Hypotheken und baares Geld? Die bekommen ihr Theil und das Mütterliche dazu; die dürfen nicht murren. Seht, der Mann ist einmal in das Mädel vernarrt, er will und muß sie haben. Die Nischke ist eine dumme Gans, sie weiß nicht, was sie sich dem Lumpen zu gefallen verschlägt, aber Ihr seid ein vernünftiger Mann, laßt sie schreien, nach vierzehn Tagen, wird sie schon wissen, was es heißt, eine solche Wirtschaft zu haben und einen Mann, der Alles thut, was er ihr an den Augen absehn kann. Sie kann sich ja den Jurek als Knecht in's Haus nehmen . . . ." Der Schurke kniff die Augen ein, belauerte den Erfolg seiner Worte, und als er sah, daß der Alte lachte, obgleich der Witz seiner Tochter gegolten hatte, lachte er auch laut auf. „Schlagt ein, Vetter Morczin, und wenn Ihr im Leben nicht klug gewesen seid, so seid Ihr's jetzt . . ."

„Wollt Ihr Euch packen?" rief plötzlich eine Stimme an der Thüre, der man anhörte, daß sie gewohnt war zu befehlen. „Soll ich Euch auch ein

Zeichen an's Bein geben, oder einen Streifen über's Geſicht, daß Ihr Euer Lebelang an mich denkt?"

Es war die heimkehrende Niſchka, und der Juſtizmann ſprang mit der Gewandtheit eines Eichkäzchens nach der Thür. Der Freigärtner aber, dem die großen materiellen Vorteile, welche die Verbindung mit dem reichen Manne ſeiner Tochter bringen mußten, immer lebhafter vor Augen traten, gebot ihm zu bleiben. Er erzählte nun all die glänzenden Anerbietungen auf's breiteſte wieder, er ließ den Schmuck und den Putz nicht unerwähnt, durch den ſie ihre Geſpielinnen würde ausſtechen können, auch die Verwandtſchaft des Pfarrers vergaß er nicht, und endlich ſchloß er mit der Hoffnung, ſie ſchon nach zwei Jahren im Beſitze der Wirtſchaft und des Ackers, ſo wie als Jureks Frau zu ſehn.

„Ich mag ihn aber nicht, und wenn er im Gelde ſteckte bis an den Hals, ich mag den alten Kerl nicht mit ſeinen fünf Kindern, und wenn er acht Tage nach der Hochzeit ſtürbe."

„Du ſollſt ihn wollen, dummer Affe," brauſte der Vater auf, „und Du wirſt ihn nehmen."

„Und ich mag ihn doch nicht und ſpringe eher in's Waſſer, ehe ich einen Mann heirate, der nicht einmal an der Hochzeit mit mir tanzen kann."

„Ich ſage Dir, Du nimmſt ihn!“ ſchrie der Alte und verſetzte ihr in der Hitze einen Stoß, der ſo unerwartet kam, daß das Mädchen zu Boden ſchlug. „Du nimmſt ihn!“ brüllte die entfeſſelte Beſtialität aus ihm, und durch wiederholte Fußtritte ſuchte er das Ja zu erpreſſen. Das Mädchen war bei ihren Verſuchen, aufzuſtehn, immer wieder niedergeworfen worden und blutete am Kopfe ſtark. Die brutale Kraft hatte ſie nur bezwungen, weil ſie einen Angriff nicht erwartete, beſiegt aber war ſie nicht. Sie parirte einen neuen Tritt durch die Ofenbank, die ſie umwarf, gewann dadurch Zeit, ihren Fuß in die Kniekehle des Mannes zu ſtoßen, und ſtreckte ihn ſo neben ſich hin. Mit einem Satze war ſie auf, ſchleuderte den Zwiſchenträger über ihren Vater hin und ſchrie, mit dem Fuße ſtampfend: „Ich will ſehn, wer mich zwingt den alten Kerl zu heiraten, ich will ſehn!“ Und in der That ſchien phyſiſcher Zwang wenigſtens von Seiten der beiden Männer, die ſie niedergeſtreckt hatte, unmöglich. Der Alte kroch wimmernd unter ſein gewohntes Joch zurück und fühlte, daß er nicht mehr im Stande, es abzuwerfen; Stirgel verſchwand blitzſchnell durch die Thüre, und der hölzerne Napf, den Niſchka ihm nachwarf, traf nur noch ſeine Ferſen.

Zweimal ſchon hatte ſein Einmiſchen in dieſe Angelegenheit ſeinen Rücken mit Striemen gezeichnet;

die Gewalt der Tochter über den Vater war nicht wegzuleugnen, und doch gab er die Sache nicht auf. Er hielt das Spiel ſo lange nicht für verloren, als Riſchka nicht Jureks Frau war.

„Nahe an zweitauſend Thaler iſt die Wirtſchaft wert,“ dachte er auf dem Wege nach dem Kretſcham laut. „Das Inventarium iſt gut im Stande, das Feld gut bearbeitet, denn der Alte iſt ein Eſel, aber ein tüchtiger Bauer. Vierhundert Thaler ſind Schulden drauf, das weiß ich aus dem Hypothekenbuche, bleiben immer noch Sechszehnhundert übrig, und dafür kann man ſich ſchon einmal prügeln laſſen. — Ich begreife den alten verliebten Narren nicht; ſo ein Gebot für ein junges derbes Ding zu machen, das ihm den Bukel ſalzen wird, wie heute dem Vater, iſt reiner Unſinn. Freilich verliert er nichts dabei, denn bekommt er ſie nicht, ſo geht ihn auch der Kram nichts an; aber er will das Mädel, und ich die Wirtſchaft. Was gehts mich da an, ob er ein Narr iſt? Durchgeſetzt muß es ſein, denn ich habe das Vagabundiren ſatt, und das Gaunern auch. Es iſt Zeit, daß ich mich ſolide anſäßig mache; ſie ſehn mir ſchon auf die Finger, und wenn ich nicht bald fertig bin, ſo kriegen ſie mich doch noch einmal in's Loch. Zum zweiten Male käme ich auch nicht ſo gut weg, wie bei dem Nachſchlüſſel

zur Kaſſe. Reue und Heulen hilft wol mit 22 Jahren, aber nicht mit 42 gut gezählt.“ — — —

Jurek kam zurück. Im Dorfe hieß es allgemein, die kirchliche Verkündigung des Eheverſprechens zwiſchen ihm und Niſchka würde nächſtens erfolgen, — und doch ſagte der Juſtizmann, der einige Gänge nach der Stadt gemacht hatte, dem Großbauer, grade jetzt ſtünde er für den Erfolg, nur müſſe er ihm blind vertrauen und im rechten Augenblicke mit den nötigen Mitteln zur Hand ſein. Ihr Vorteil ging ſo ſehr Hand in Hand, daß es natürlich war, wenn der Großbauer dem arbeitenden Kopfe die Unterſtützung des Kapitals zuſagte. Ein alter Mann, der ein junges Weib nimmt, hat außerdem nach dieſer größten Unüberlegtheit das Recht, eine Unzahl andrer zu begehn, ohne ſich dadurch in den Augen der Menſchen ſchaden zu können. Seine Narrheit iſt einmal notoriſch.

Niemand war über dieſe Wendung der Dinge vergnügter, als Maruſcha. Von dem Gewitter, das noch am Horizonte hing, hatte ſie keine Ahnung. Sie verſprach ſich vom Neujahr an als Magd bei der zukünftigen Schwägerin „aufzuziehn,“ und ſo zugleich als Verwandte und Dienende des Schaffens für Fremde überhoben zu ſein. Sie war es auch, die an die Nähe des Advents mahnte und auf Beſchleunigung der Hochzeit drang. Die Geſchäftigkeit für das Wohl

ihres Bruders zog ihr indeß mannigfaches Ärgerniß zu. Sie verſaümte dann und wann etwas von ihren Pflichten, und ſo wenig ſonſt für dieſen Fall die Angeberei an der Tagesordnung iſt, ſo hatte man doch den Haß gegen Jurek auf ſeine ganze Familie ausgedehnt und ſuchte ihm jetzt, da er ſein Ziel erreicht zu haben ſchien, um ſo mehr andern Verdruß zu bereiten. Es ſetzte harte Worte, mitunter auch einen Schlag von Seiten des Amtmanns, wenn die arme Perſon zu ſpät zum Melken oder Füttern kam, und eines Tages, — daran war ſie freilich ſelbſt ſchuld, — ſogar eine polizeiliche Strafe. Es regnete, und an Maruſcha war die Reihe, die Kühe zur Tränke zu treiben. Sie nahm nach der Sitte der Mägde den oberſten Rock von blau und weiß gedruckter Leinwand über den Kopf und bildete einen Regenſchirm daraus, der allerdings, ſo lang der Guß nicht zu heftig wurde, Geſicht und Nacken ſchützte. Auf dem ſolcher Geſtalt ſeiner Decke beraubten Unterrocke von grauer Sackleinwand las man nun in großer Frakturſchrift: Dominium . . . . und der Name folgte. Ein Ungeweihter hätte dieſe Schriftzüge für eine Art Brandmal, für ein Zeichen ausgedehnteſter Hörigkeit anſehn können, aber der Amtmann, der eben auf ſeinem Schimmel vom Felde heimkam, wußte den Zuſammenhang beſſer. Wiederholt waren ihm neue Getreideſäcke verloren gegangen, und trotz der

weithin lesbaren Aufschrift nicht wieder zum Vorscheine gekommen. Jetzt erblickte er plötzlich die Reste eines solchen; die Magd gestand im Schreck des ersten Augenblicks ein, daß sie zwei Säcke gestohlen, um den Unterrock daraus zu verfertigen, und der Amtmann beschloß ein Beispiel zu geben, das seine Leinwandvorräte künftig vor Unberufnen sicherte. Das Landrecht überläßt in solchem Falle die Bestrafung des „kleinen, gemeinen Diebstals" der Polizeibehörde, hier, wie auf dem Lande gewöhnlich, durch den Wirtschaftsbeamten vertreten, und dieser verhängte die berüchtigten „Fünfzehn von Polizei wegen." Maruscha erhielt sie ohne weiteres Zögern, nachdem sie erst das amtlich vorgeschriebne Examen, das für weibliches Schamgefühl mehr als peinlich ist, bestanden hatte.

Übrigens war es der Schmerz der Schläge und der Verlust des fraglichen Rockes, der ihr zu Herzen ging, für die Schmach der Entdeckung eines Diebstals am Gutsherrn hatte sie kein Gefühl; das Stehlen ist Volkssitte geworden, und nur das Ertapptwerden verdiente eine Strafe. Zudem aber wußte sie, daß Jurek, sobald er den Vorgang erfahren, den „Fünfzehn" wahrscheinlich noch einige würde folgen lassen. In dieser traurigen Verfassung fand sie Nischka, die ihr Haus verlassen hatte, um den Wehklagen ihres Vaters

über den verlornen Prozeß zu entgehn. Zuerſt hatte ſie natürlich einige nicht ungegründete Vorwürfe angebracht und dem Freigärtner in kräftigen Worten bewieſen, daß der Juſtizmann an allem Unglücke, wie auch an dieſen neuen Koſten und Verluſten Schuld ſei. Er hätte aber nun die Strafe dafür, daß er gegen ihren Willen und gegen den Rat Jureks, ſich in einen Rechtsſtreit eingelaſſen.

Der Schlag war in der That hart genug. Die Koſten betrugen nebſt der Entſchädigungsſumme vierzig Thaler, — mehr als er in der achttägigen Friſt zu beſchaffen wußte. Niſchka geſtattete ſonſt nicht, daß ihr Vater an Werkeltagen den Kretſcham beſuchte, heute aber wagte er es, um den Kummer nieder zu trinken.

Er hatte noch nicht lange Zeit in dem finſtern Winkel geſeſſen, der nur von der ſchmierigen, qualmenden Fettlampe am Schänkhäuschen ſpärliche Streiflichter erhielt, ſein erſtes Glas fuſligen Branntweins war noch nicht geleert, als der Juſtizmann heiter und guter Dinge eintrat. Er hatte auf der Lauer geſtanden und den Alten um jeden Preis, entweder zu Hauſe allein, oder in der Schänke ſprechen wollen.

„Daß Dich das Wetter . . .!“ rief der Freigärtner bei ſeinem Anblicke heftig aus.

„Guten Abend Vetter Merzin! Schänker, ein Glas Guten, der reichſte Mann im Dorfe bezahlt's!“ ſagte Stirgel mit ſeiner gewöhnlichen Unverſchämtheit.

„Nicht einen Dreyſer!“ proteſtirte der Kreigärtner und kaute zwiſchen den Zähnen.

„Dummheiten! So gebt mir ein Glas auf meine eigne Rechnung!“

„Es iſt doch für mein Geld!“ ſchrie der Alte mit weinerlicher Wut.

Stirgel goß den Branntwein hinunter, ließ ſich ein zweites Glas geben und ſetzte ſich, ohne auf die drohenden Gebehrden ſeines Opfers zu achten, dicht vor den Kummervollen hin. „Nun ſagt mir, Vetter Merzin, was geht Euch denn heute im Kopfe herum, daß Ihr für Euren beſten Freund keinen Sechſer in der Taſche habt?“

„Ein verfluchter Betrüger ſeit Ihr, aber nicht ein Freund!“

„Hört, Vetter, ſagt das nicht ſo laut, meine Reputation könnte darunter leiden, und ich müßte Euch vice versa, das heißt: von Amtswegen, verklagen. Ich ſtände aber nicht gern mit einem Manne, mit dem ich ſtets bona fide geweſen, was wir Juriſten: ſehr vertraut nennen, vor Gericht.“

„Es iſt doch wahr! Hab' ich meinen Prozeß nicht trotz der zehn Thaler verloren, die Ihr dem Juſtizrath geben ſollet?“

-Hab' ſie ihm auch gegeben, und Euch auch den Brief vorgeleſen, der Euch spes, fides und caritas, das heißt, die wohlbegründetſte Ausſicht auf guten Erfolg gab.-

-Warum hab' ich da verloren?-

-Weil der Gutsherr beſſer zahlte.-

-Aber der Juſtizrat darf doch von den contra, wie Ihr geſagt habt, nichts annehmen.

Stirgel ſah ſein Opfer höchſt mitleidig an, lachte kaum, und ſich näher an Morczin drückend, flüſterte er mit verſchmitztem Geſichte: -Hat der Herr Juſtizrat nicht eine Frau? Kommen ein paar Scheffel Weizen, Hafer, Rebhühner, Faſane, die der Gutsherr der Frau ſchickt, nicht auch in die Kammer des Juſtizrates, wenn er ſie auch nicht von einem contra erhalten hat?- Und von dem Eindrucke, den dies Argument auf dem kupfernen Geſichte des Arrigärtners ſchon tief, ſicher gemacht, fuhr er fort: -Ich habe meine Pflicht gethan, und Ihr habt Alles gethan, was Ihr konntet, aber Eure Kaſſe kann der des Gutsherrn nicht Stand halten, und ſo werdet Ihr immer verlieren, deßhalb werdet Ihr optima forma, d. h. mit dem beſten Rechte in der Taſche, doch immer mit langer Naſe abziehen müſſen. Geld, Geld und nichts als Geld, das macht die Geſetze.-

„Geld,“ jammerte der Freigärtner, „Geld, und ich kriege den Exekutor in's Haus, denn ich kann in acht Tagen nicht vierzig Thaler ſchaffen. Ich kann nicht ſo viel ausdreſchen, und wenn ich wieder zwei Kühe verkaufe, ſo bin ich ruinirt.“

„Vierzig Thaler, das iſt viel Geld in dieſer ſchweren Zeit. Ja, ja, die Gerichte und die Herrſchaft, ſie zapfen Euch den letzten Groſchen ab.“ Er ließ den Alten noch eine Zeit in ſeiner Unruhe, beklagte und bedauerte ihn, machte auch auf den Sturm aufmerkſam, mit dem Niſchke erfahren würde, daß ſie eine oder das andre von ihren Lieblingsthieren verlieren ſolle, kurz brachte den Unglücklichen völlig zur Verzweiflung, ehe er mit ſeiner Hilfe hervorrückte. „Ihr habt mich zwar geſchimpft,“ ſagte er, „aber ich will Euch doch beweiſen, daß ich Euer guter Freund bin. Ich ſelbſt habe nichts, ſonſt gäbe ich einem Manne wie Ihr von Herzen gern tauſend, nicht blos vierzig Thaler. Aber der Juſtizmann hat mit vielen reichen Leuten zu thun, vielleicht, ich ſage nur, vielleicht, kann er Euch die vierzig Thaler auf acht Wochen ohne Intereſſen ſchaffen.“

Begierig griff der Freigärtner nach dieſem rettenden Strohhalme, der ſeine Kühe im Stalle erhalten und ihn vor dem Zorne der Tochter ſchützen konnte. Es wurde abgemacht, daß ſich der Freigärtner am

andern Tage wieder in der Schänke einfinden ſollte, um das Reſultat der Bemühungen ſeines rechtskundigen Freundes zu erfahren. Er bezahlte die Zeche des Juſtizmannes, und dieſer rieb ſich mit ſeinem heiſeren Lachen die Hände. Der Vogel ging in's Garn.

Der verhängnißvolle Abend kam. Stirgel war zeitig auf dem Platze. Er verlangte ein Glas Bier und ſetzte ſich ſo auffallend vorſichtig in den entfernteſten Winkel, daß ſeine Beſchäftigung die Aufmerkſamkeit des Wirtes erregen mußte. Das hatte der durchtriebne Mann grade gewollt. Er bemerkte es wol, daß die Schankwirtin hinausſchlich und hinter ſeinem Rücken zum Fenſter hereinſchielte, aber er ließ ſich nicht ſtören. Die Frau rief den Mann, und die Neugierigen waren nun Beide Zeugen dafür, daß der Juſtizmann 10 Kaſſenanweiſungen, jede zu fünf Thalern, zuſammen den Wert von zweihundert Thalern auf den Tiſch gezählt hatte.

»Ihr habt ja verflucht viel Geld!« ſagte der Schänker mit einem pfiffigen Geſicht, »wo habt Ihr's denn zuſammen gegaunert?«

»Was geht's Euch an, was ich habe?« ſchnauzte ihn der Juſtizmann an und ſetzte ärgerlich hinzu: »Wär's noch mein Geld! So aber plagt man ſich für Andre, treibt ſich von Haus zu Haus, hört Grob-

heiten von allen Seiten, läuft ſich die Stiefel ab und hat zuletzt doch nichts davon als Undank.“

„Nu, nu, für Vierzig ſolche Fünfthalerſcheine, wie Ihr ſie vorhin aufgezählt habt, werdet Ihr ſchon ein hübſches Trinkgeld bekommen.“

Sie hatten alſo, ganz wie er es wollte, die Summe überzählt. Er hatte Zeugen, und das war ſein Plan geweſen. „Hört Leute,“ ſagte er nach einer Pauſe, die er ſeiner Freude über das glückliche Unterſtütztſein ſeiner Abſichten widmete, „ſolche Agentengeſchäfte wollen reinen Mund haben. Wenn Ihr plaudert, ſo ſpiele ich Euch einen Streich, daß Ihr an mich denken ſollt; merkt's Euch!“

Das Ehepaar betheuerte mit allen Eideſormeln, die ihm zu Gebote ſtanden, daß kein Menſch von ihnen etwas hören ſollte. —

Der Freigärtner kam und erblickte mit einer Miſchung von Staunen und Freude den Juſtizmann ſchon auf ſeinem Poſten. Er hatte am Ende doch gezweifelt, daß er auf dieſem Wege Hilfe erhalten würde. Es iſt für einen geordneten Kredit der Muſikalen noch Alles zu thun, und ſie fallen einer geringen Verlegerheit, eines momentanen Bedürfniſſes wegen faſt immer in die Hände von blutſaugeriſchen Intereſſenjägern, welche durch tauſend Schwindeleien für einen geborgten Thaler drei andre zu erpreſſen wiſſen. Er hatte

es erfahren und gebüßt. Vierzig Thaler ohne Interessen waren also ein wahres Wunder, ein Beweis von Freundschaft, der seines gleichen nicht hatte und der den Justizmann zu einem Manne von dem ungeheuersten Einflusse machte.

„Kommt nur, Vetter Morczin,“ rief der Agent aus seinem Winkel und überließ es dem neugierigen Ehepaare, sich in Kombinationen zu erschöpfen: wozu der Freigärtner wol eine so große Summe brauche. „Kommt nur her,“ flüsterte er geheimnißvoll, „Alles ist in Ordnung! — Schänker gebt uns einen Span!“

Die Schleife wurde angebrannt und in einen Tischspalt gesteckt. Der Justizmann zog, nachdem sich der Wirt entfernt, seine vielfach gebrauchte Brieftasche, die wol niemals eine so große Summe beherbergt als heute, und nahm ein sorgsam in mehrere Papiere gewickeltes Päckchen Tresorscheine heraus. Er gab jeden einzeln in die Hände des Freigärtners, dieser sah ihn prüfend durch's Licht an, der Justizmann aber zählte laut von eins bis vierzig. Das Geschäft war bis dahin beendet, der Freigärtner wickelte den Schatz wieder in die Papiere und steckte ihn in die ungeheure Westentasche, in der er außer seinem Taschenmesser auch Stahl, Stein und Feuerschwamm aufbewahrte, ja aus der sogar schon oft ein mächtiges Stück Brot, mit der Rindenkante nach unten, geragt hatte.

Während dies Aufbewahrungsgeschäft die Aufmerksamkeit des einen Theiles ausschließlich in Anspruch nahm, holte der andre aus einer Falte der von Papieren strotzenden Brieftasche ein langes schmales Blättchen hervor, das eine Menge lithographirter Schrift enthielt und am Anfange einen Stempel zeigte. Die Lücken des gedruckten Formulars waren ausgefüllt, auch schon querdurch ein paar Worte geschrieben, so daß nur noch die Unterschrift fehlte, um ein rechtsgiltiges Papier daraus zu machen. Ein Tintenfläschchen und eine Feder, die er in der Eile etwas ausbesserte, führte der Justizmann gleichfalls bei sich, und Beides lag schon zum Gebrauche bereit, ehe sich der Freigärtner noch vergewissert hatte, daß ohne gewaltsamen Angriff die Summe nicht aus seiner Tasche verschwinden konnte.

„Ihr wißt, Vetter Morczin, daß das Geld nicht von mir ist, ich muß aber doch dafür haften. Ob ich nun auch, wie ich Euch schon sagte, Tausende in Euren Händen sicher wüßte, ohne etwas drüber zu haben, als Euer Wort, so ist's doch mit fremdem Gelde eine andre Geschichte. Ordo, ligo, pugio; — stellio, septentrio! Das ist ein Spruch, den jeder rechtschaffne Mann über sein Bett schreiben sollte. Es heißt: Ordnung über Alles, Ordnung in Allem. Für Leben und Sterben also, der Ordnung wegen, schreibt

Euren Namen hier hin, unter die Worte, die ich schon im voraus hingeschrieben.“

Selten ist ein Bauer in dieser Gegend dahin zu bringen, daß er ein Protokoll unterzeichnet, — was übrigens bei dem Mißtrauen, welches ehrenwerte Herren, wie unser Stirgel, in jeder Gemeinde gegen die Gerichte nähren, nichts weniger als wunderbar ist, — und auch jetzt zögerte der Freigärtner, durch den Stempel an das Gericht erinnert.

„Muß denn so ein Stempel sein?“ fragte er besorgt.

„Das versteht Ihr nicht! Ich weiß, was sich gehört, und nun macht mir keine Faxen, denn ich habe noch weit zu gehn, ehe es ganz finster wird.“

Ein Griff an die Tasche überzeugte ihn, daß er das Geld habe, die Bescheinigung des Empfanges fand er selbst „der Ordnung wegen“ nötig, und — wozu ihn keine Behörde gebracht hätte — er tauchte die Feder ein, sah noch einmal neugierig die Hieroglyfen auf dem Papiere an und kritzelte mechanisch das Einzige, was er malen konnte, seinen Namen, auf das Blatt, das der Justizmann augenblicklich in seine Brieftasche packte. Sie tranken noch ein Gläschen zusammen und verließen dann zufrieden die Kneipe. Stirgel drehte seinen dürren Körper auf der Ferse herum und lachte laut. Der Vogel war gefangen.

Martin Skowronek hatte in aller Form einen Wechsel acceptirt, der in vierzehn Tagen mit zweihundert Thalern eingelöst werden mußte.

Weder Niſchka noch Jurek erfuhr von dieſem Handel etwas, und obgleich ſchon am andern Morgen im ganzen Dorfe das Gerücht ging, der Freigärtner habe vom Juſtizmanne Geld geborgt, und zwar ſehr viel, ſo blieb dies Gerede doch der Abſonderung der betheiligten Familie von den andern Bewohnern des Dorfes wegen grade den Perſonen verborgen, die am erſten davon hätten wiſſen ſollen. Das Recht, den Hochzeitstag anzuſetzen, gebührt in der ganzen Welt, die für die Ehe eine beſtimmte Form hat, der Braut, und Niſchka hatte davon gegen alle Erwartung einen Gebrauch gemacht, der ihrer eignen frühern Ungeduld, und der des Bräutigams wenig entſprach. Sie wollte es aber nicht anders, und ihr Eigenſinn hielt Stand. — Zum Ärger des ganzen Dorfes ging es aber bei dem Freigärtner jetzt alle Sonntage her, als wenn Hochzeit wäre: — es wurden Kuchen gebacken. Weizen und Roggenmehl vermiſcht zum Teige; weißer Käſe, hier Quarg genannt, mit Safran ſtechend gelb gefärbt, oder klein gehacktes Kraut mit Mohrrüben gemiſcht und mit Pfefferkuchen beſtreut als Füllſel, das waren die Leckerbiſſen, die auf langen Brettern Sonnabend Nachmittag in das gegenüber liegende Backhaus ge-

tragen wurden. Dieſer Übermut gab auch denen, die ſich bisher keiner Partei angeſchloſſen hatten, Gelegenheit, dem Verdammungsurteile über die Familie Skowronek, einſchließlich des zukünftigen Schwiegerſohnes, beizupflichten.

Unterdeſſen war Stirgel zu einem ſeiner Bekannten gegangen und hatte ihm den Wechſel zum Kaufe angeboten. Behrel Hirſch war einer jener Unglücklichen, den die bisherigen Geſetze zum Trödeljuden und Wucherer gemacht, an Verſchmitztheit und Gewiſſenloſigkeit dem Juſtizmanne ebenbürtig. Sie hatten einander gegenſeitig ſchon manches Wild in die Hände getrieben; entweder der Jude hatte durch ein Geldgeſchäft irgend einen armen Bauern vor Gericht gebracht und ſo dem Juſtizmanne Gelegenheit gegeben, mit ſeinen fabelhaften Rechtskenntniſſen zu glänzen; oder Stirgel hatte einen armen Teufel zu einem Prozeſſe verleitet und den Juden zu unerhörten Prozenten Vorſchüſſe machen laſſen. Sie kannten einander, und Behrel Hirſch wußte, daß der Juſtizmann nicht umſonſt kame. Zum Ankaufe des Papiers, obgleich er es in Richtigkeit fand und die Vermögensumſtände des Freigärtners kannte, zeigte er dennoch keine beſondre Luſt. Es iſt möglich, daß ſeine Kaſſe ſelbſt bei hohem Diskonto eine ſolche Summe eben nicht enthielt, oder daß er ein andres lukratives Geſchäftchen vorhatte, kurz

er wies den Wechsel von der Hand und sagte statt aller Entschuldigung nur:

„Mei, 's muß doch derbei 'was treese sein. Warum wollen Sie verkaufen des Papierche, wenn 's is gut?“

„Dummheiten, Du sollst es auch gar nicht kaufen. Es fragt sich blos, ob Du durch einen Gang zehn Thaler verdienen willst, oder ob ich einen Andern nehmen soll?“

Zehn Thaler bei einem Gange und nichts zu riskiren, das klang nicht übel, und der Jude hörte den Plan mit größter Spannung an.

„Du gehst mit dem Wechsel schon einen Tag vorher zu dem alten Esel, erzählst ihm eine beliebige Geschichte und erinnerst ihn dann beiläufig an den Wechsel, den er zu bezahlen hat. Wenn er sehr erschrickt, so sagst Du: sein Schwiegersohn, der Großbauer, mit dem Du zufällig über diese Angelegenheit gesprochen, wolle das Geld augenblicklich auslegen.“

Der Jude brachte sein Schreibzeug und wollte haben, daß Stirgel den Wechsel ihm überweise, da er ja sonst keine Forderungsgerechtigkeit habe.

„Nein, guter Freund,“ lachte Stirgel, „belämmern lasse ich mich nicht. Gibst Du baar Geld, so gehört der Wechsel Dir; kaufst Du ihn nicht, so bleibt er mein, und Du bist nur mein Agent, den ich für den

Gang bezahle. Außerdem aber wirſt Du noch ſo gefällig ſein, mir eine Beſcheinigung auszuſtellen, und zwar vor zwei Zeugen, daß ich Dir einen Wechſel ſo und ſo zur Aufbewahrung übergeben habe!“

„Iſt nicht ſcheen von Sie, daß Sie ſein ſo mißtrauiſch gegen einen alten Bekannten! Und wer quantirt mir für meine zehn Thaler?“

„Alter Bekannter oder nicht, danach fragſt Du etwa, wenn Du Geld lukriren kannſt. Hier haſt Du zwei Thaler, und ich werde Dir eine Obligation ſchreiben, daß ich Dir für das Einkaſſiren des Wechſels acht Thaler verſprochen habe. So wie Du mir das Geld beſorgſt, bekommſt Du den Reſt.“

Es gab noch einige Erläuterungen, Bedenken und Verſicherungen, bis endlich die Beſcheinigungen ausgefertigt, Alles abgemacht war und die ſaubern Freunde ſich mit gegenſeitigen Freundſchaftserklärungen trennten. Der Juſtizmann bekam noch einen Liqueur und ein halbes Duzend Cigarren auf den Weg, die er mit dem Bewußtſein, einen Meiſterſtreich eingefädelt zu haben, verſchmauchte. — —

Der verhängnißvolle Tag kam heran, und der Jude ſtellte ſich bei dem Freigärtner ein. Die Vorrede war bald vorüber, denn Behrel Hirſch war ſelbſt zu neugierig, den Zuſammenhang, den er nur halb wußte, zu erfahren, als daß er lange hätte zögern ſollen.

Die Wirkung ſeiner Eröffnung war niederſchmetternd als der Alte erſt wußte, um was ſich's handle. Er heulte, fluchte und ſchrie, daß die Leute draußen ſtehn blieben; er ſchwur bei allen Heiligen, daß er nur vierzig Thaler empfangen hätte, daß er weiter nichts bezahlen würde, — aber der Jude ſteckte kaltblütig das Papier ein und erklärte, daß er morgen mit Gerichtsperſonen wiederkommen würde.

„Könnt Ihr nüſcht zahlen, ſo müßt Ihr in's Loch! 's Haüsle wird verkauft, und ich bekomme doch mein Geld!“

Es war ja nicht möglich, daß ein ſolcher Betrug Folgen haben konnte, Jurek, der den Zettel nur von Weiten leſen durfte, weil der Jude ihm nicht traute, beſtätigte zwar die Richtigkeit des Scheines, glaubte aber doch, daß die Verſicherungen ſeines zukünftigen Schwiegervaters das Unheil abwenden würden. Er drang um ſo mehr darauf, den Amtmann um Rat zu fragen, als der kopfloſe Freigärtner bei der drohenden Gefahr wiederholt verſprochen hatte, die Hilfe des Großbauern anzunehmen, von welcher der Jude ſeinem Auftrage gemäß viel Weſens machte.

Die drei Männer gingen alſo zum Amtmanne. Dieſer prüfte den Wechſel, fragte Skowronek, ob er dies Blatt unterſchrieben und ſchüttelte auf deſſen Bejahung bedenklich den Kopf.

„Ihr müßt zahlen!“ ſagte er, „auch wenn Ihr betrogen ſeid. Warum laßt Ihr Euch mit ſolchen Herumtreibern ein.“

Zum Unglück dachte nun der Freigärtner auch noch an die Gegenwart des Schänkwirtes bei der Auszahlung, und der Amtmann ließ dieſen ſo wie ſeine Frau rufen. Beide erklärten, eidlich bekräftigen zu wollen, daß der Unglückliche an jenem Abende zweihundert Thaler in Kaſſenanweiſungen empfangen habe, und wunderten ſich ſehr über das hartnäckige Leugnen des Freigärtners. Sie waren völlig unbeſcholtne Leute, es lag durchaus kein Grund vor, an ihrer Ausſage zu zweifeln, und wenn der zweideutige Charakter des Juſtizmannes auch den Gedanken an einen Betrug warm erhielt, ſo hätte doch auch das Gericht angeſichts der anerkannten Unterſchrift und zweier Zeugen ebenfalls zur Zahlung verurteilen müſſen. Der Proteſtation des Betrognen, daß er weder leſen noch ſchreiben könne, ſtand außer dem bekannten ignorantia nocet der Juſtiz noch eine frühere Erklärung von ihm, als er Schulze werden wollte, entgegen, und da auf dieſe Weiſe jedenfalls eine amtliche Lüge von ihm vorlag, ſo ſprach Alles gegen, und nichts für ihn.

Die Geſchichte wurde natürlich gleich im ganzen Dorfe ruchbar, und die Verzweiflung, die im Hauſe des Übermutes herrſchte, war den Schadenfreudigen ſo

erwünſcht, daß man von dem Unglücke nur mit Jubel ſprach. Riſchka wurde am Brunnen mit höhniſchem Gelächter empfangen, ihr Hochmut wurde auf die empfindlichſte Weiſe zum Gegenſtande des Spottes gemacht. Du wirſt nun," hieß es, „auch nicht mehr zu jedem Tanze ein neues Band haben; und wenn Dein Vater von der Stelle gejagt wird, kannſt Du in der Kirche hübſch wie wir Andern auf den Steinen knien, denn der Platz in der Bank gehört zum Hauſe!"

Es gab noch ein Mittel, all dieſe Profezeiungen Lügen zu ſtrafen und die böſen Zungen verſtummen zu machen; ehe ſie aber zu dieſem griff, mußte ſie erſt den ganzen Umfang des Unglücks, das ihrem Vater drohte, kennen lernen. Sie ging ihrerſeits zum Amtmanne und ließ ſich die Sache, die ihr immer noch unerklärlich geblieben war, von ihm auseinanderſetzen. Es war kein Zweifel, daß das Haus ſubhaſtirt werden würde, wenn der Freigärtner nicht raſch Geld ſchaffte, das bedeutende Kapital von zweihundert Thalern und die vorausſichtlich nicht geringen Koſten waren aber für alle Fälle verloren. Sie überlegte dies und fand, daß ſie nach Abzug dieſer Summen, auch wenn das Haus gerettet würde, nicht mehr die reichſte Dirne des Ortes ſein dürfte. Das Beſchaffen des Geldes in ſo kurzer Friſt war auch in dem unwahrſcheinlichen Fall, daß es gefunden wurde, mit neuen Opfern ver-

knüpft .... es blieb nur der eine Ausweg, der Großbauer. Sie hatte ihn verschmähn können, als sie sich selbst im Besitze von Mitteln befand, die dem Neide ihrer Umgebung zu sprechen gaben, nun war es anders geworden. Ihr Vater hatte in der Angst seines Herzens befohlen und gebeten, daß sie von Jurek lassen sollte, sie war die Antwort schuldig geblieben, aber sie hatte schon geschwankt. Ob wol die kirchliche Verkündigung ein Hinderniß sein kann? dachte sie, denn sie war bereits einmal mit Jurek „aufgeboten." *) Der Pfarrer, zu dem sie augenblicklich ging, und ihm die Lage der Dinge mittheilte, fand keinen Anstoß .... Rischka wich Jurek auf der Gasse aus und überraschte ihren Vater durch die Nachricht, sie werde den Großbauer heiraten, — wenn er das Geld geben wolle.

Der Jude, der sich noch im Kretscham aufhielt, wanderte mit dieser Nachricht weiter, traf den Justizmann selbst bei dem unverzagten Freier und versetzte Beide in die lebhafteste Freude. Der Jude erhielt seine acht Thaler, Stirgel den Wechsel zurück, der Großbauer ließ anspannen und fuhr zum Verlöbniß. Der gute Mann war übrigens gleichfalls in dem Wahne, daß der Freigärtner das Geld empfangen habe. Stirgel

*) Diese sogenannte Aufbietung erfolgt an drei verschiednen Sonntagen nach der Predigt.

hatte 210 Thaler gefordert und ihm, um seine Ehrlichkeit zu beweisen, 10 Thaler mit dem Bemerken zurückgegeben, daß der Schwiegervater in spe das Fehlende aus eignen Mitteln zu ergänzen gewußt. Ja er hatte ihm sogar einen andern Wechsel für den Betrag von zweihundert Thalern ausgestellt, den er nun gegen den des Betrognen eintauschte. Er begnügte sich demnach vorläufig mit der Kleinigkeit von 160 Thalern, um das Freigut desto gewisser zu erhalten.

Zurek bekam Nischka nicht zu sehn und glaubte, sie sei zu dem schrecklichen Schritte gezwungen worden. Er zögerte nicht, seine Zuflucht ebenfalls zum Pfarrer zu nehmen, erhielt aber den Bescheid, daß die Braut selbst wie ihr Vater das neue Verhältniß wollten, und er auf seinen Einspruch keine Rücksicht nehmen werde; er möge zum Gerichte gehn. Von da erwartete der Arme noch weniger Gutes, er bat und flehte, als er aber von seinem Eifer hingerissen, zuletzt die Anklage auszusprechen wagte, der Pfarrer wolle ihn nur darum nicht in seinem guten Rechte unterstützen, weil er bei der reicheren Hochzeit höhere Stolgebühren fordern könne und einen einträglicheren Opfergang erwarte, ließ dieser ihn einfach zum Hause hinaus werfen.

Ein Sturm, den er auf Nischka selbst machte, blieb ebenfalls ohne Erfolg, sie wies ihn mit großer Härte ab, wie sie schon Maruscha das Haus verboten

hatte. Sie wollte und mußte die Spötterinnen gelb vor Neid werden ſehn. Seit ſie in Gefahr geſchwebt, herabzuſteigen, war ihr der Wert der hohen Stufe, die ſie erklimmen ſollte, doppelt klar geworden. Der Freier war auch, wie alle alten Freier, übermäßig freigebig. Hatte er ihr doch gleich am Verlobungstage das ſchreckliche Papier geſchenkt und die ſchwere ſilberne Kette mitgebracht, die ſechsmal um den Hals ging. Nicht weniger zufrieden war der Vater, denn der reiche Mann hielt trotz der veränderten Verhältniſſe die Bedingungen aufrecht, die er früher geſtellt. Acht Tage darauf war Alles gerichtlich abgemacht, und obgleich der Bräutigam pfiffig mit den Augen zwinkerte, wenn „Vetter Morczin“ den Empfang der vielerwähnten Summe mit hohen Eiden ableugnete, ſchien es ihm doch nicht paſſend, ſeinem Verdachte gegen einen neuen Verwandten Worte zu geben. Verloren ging das Geld übrigens nicht, denn es war bei Gelegenheit der Ehepaktenabfaſſung auf das Freigut eingetragen worden, und zwar für Niſchka. Stirgel mochte dagegen proteſtiren, wie er wollte, der Großbauer war im Rechte, denn der Vertrag lautete nur auf Übergabe des Gutes, wie es von Skowronek übernommen würde. Niſchka fand zuletzt den Alten gar nicht ſo übel, die Hochzeit wurde mit dem größten bäuriſchen Pompe, ungeheuren Flitterſträußen und Citronen an den Hüten der Hochzeit-

bitter gefeiert, und — Jurek war nach einem halben Jahre Großknecht in der Wirtſchaft ſeines Nebenbuhlers.

Der Juſtizmann iſt Beſitzer des Freigutes zum Unglücke für das ganze Dorf, das er in eine Unzahl von Prozeſſen verwickelt hat. Hoffentlich werden ſie auch ihn um den Lohn ſeiner Gaunerei bringen. Maruſcha aber ſehnt ſich nach wie vor nach einem Tänzer und trägt an den höchſten Feiertagen den Spenzer, den ſie ſo häßlich fand.

„Lies nur weiter,“ ſagte Marie, als Pleſſenberg die Blätter fortlegte, „ich hoffe, daß die deutſche Erzählung erbaulicher ſein wird, und möchte gern den häßlichen Eindruck, den dies rohe Bild auf mich gemacht, verwiſchen laſſen.“

„Wenn es ſein muß, will ich's allerdings lieber raſch abmachen. Stein, laſſe Schwarz ja kein Patent auf ſeine oberſchleſiſchen Fabrikate nehmen, es ſchreibt ſie ihm ohnehin kein Menſch nach. Uff!“

Schmit-Franz.

Der Schmit Stampel war ohne Zweifel der klügſte Mann im ganzen Dorfe, und das will viel ſagen, denn das Dorf war ein deutſches. Die deutſchen Bauern in Oberſchleſien ſind aber nicht allein ſehr wohlhabende, oft ſogar reiche Leute, ſondern auch „Geſtudirte.“ Es geht kaum Einer hinter dem Pfluge, der nicht zwei oder drei Jahre ein Gymnaſium beſucht und den Eutrop in der Hand gehabt hätte. Freilich geht es den jungen Sprößlingen dabei gerade ſo wie den Kindern gewiſſer großen Häuſer. Sie bringen das ſtolze Bewußtſein auf die Schulbank mit, das Lernen nicht nötig zu haben, weil ſie auch ohne Prudlo und Bredow im Vollbeſitz angeſtammter Tugenden eine Rolle ſpielen müſſen. Trotz alledem haben ſie ſtudirt und pochen darauf, wenn ſie auch mit Jubel zu Egge und Haken zurückkehrten.

Es iſt alſo gewiſſermaßen ein Wunder, daß das ganze Dorf entweder ſtillſchweigend oder offen anerkannte, der Schmit Stampel ſei der klügſte Mann im Orte. Aber die Sache hatte ihren guten Grund. Er verſtand nicht allein ſein Handwerk aus dem Fundamente, ſondern verband damit noch eine große Menge ärztlicher Kenntniſſe, die er zum Heile ſeiner Umgebung an Menſchen und Thieren in Anwendung brachte. Gleich, als er in's Dorf zog und beim Schloßbrauer,

wo die Honoratioren des Ortes zusammenkamen, sich mit ruhiger Zuversicht an den Tisch setzte, an dem der Richter und die Wohlhabendsten, die Elite der Gesellschaft, ihren Stammplatz hatten, als er es wagte, dem Richter zuerst zuzutrinken, hatte er zu imponiren gewußt. Ja er war am andern Tage schon das Ortsgespräch, denn er hatte sich anheischig gemacht, die Frau Richterin von ihren Zahnschmerzen zu heilen und so das Gleichgewicht ihrer stattlichen Hängebacken, das durch die Geschwulst der einen Seite gestört worden, herzustellen. Der Doktor in der Stadt behaubtete, der Zahn ginge nicht auszunehmen, weil seine Wurzeln mit denen des Nachbars verwachsen wären; der neue Aeskulap aber schalt ihn einen Dummerjahn, und die Frau Richterin setzte, um die Schmerzen los zu werden, allen Stolz bei Seite und kam von einer Gevatterin begleitet in die Schmiede. Stampel machte sich ohne Zögern an's Werk, bohrte einen starken Eisendraht um beide fraglichen Zähne herum, drehte ihn zu einer Schlinge zusammen, die er an eine mäßig lange Hanfschnur befestigte, und schlang diese wieder um eine eiserne Haspe an der Thüre. Nachdem er die Frau Gevatterin hinter die Patientin gestellt, ging er mit dem Bemerken an seinen Blasebalg zurück, der Draht müsse den Zahn erst reif machen. Er ließ kaltblütig ein Stück Eisen glühend werden und hämmerte ohne

ſich um die Wartenden zu kümmern, taktmäßig auf ſeinen Ambos. Eben brachte er wieder eine ſprühende Stange heraus, als ihn die Frau Gevatterin erinnerte, daß es unſchicklich wäre, eine ſo bedeutende Perſon warten zu laſſen. Wie aus einem Vergeſſen erwachend, und zugleich das glühende Eiſen vergeſſend, trat er heran, die Richterin fühlte die Glut dicht unter der Naſe, ſprang mit einem Schrei rückwerts und — die ſiameſiſchen Zwillinge ihrer Zahnreihe baumelten in der Schlinge. Das war's ja eben, was der Doktor nicht gewagt, zwei Zähne auf einmal zu reißen, der Schmit war ihm alſo offenbar überlegen, und als er vollends dem zweijährigen Braunen des Obermüllers überaus geſchickt ein Haarſeil gezogen hatte, war es für alle Zeit bewieſen, daß er den Platz auf der Honoratiorenbank ſo wol im Braühauſe, als in der Kirche verdiene. Bei einem bloßen Schmit wäre es zweifelhaft geweſen, der Mann aber, der das Kuriren aus dem Grunde, und viel beſſer verſtand, als der theure Doktor in der Stadt, der galante Mann, der der Richterin zwei Zähne geriſſen, ohne etwas dafür zu verlangen als einen Kuß, wenn ſie erſt ganz geſund ſein würde, rangirte, wenn auch nicht gleich hinter dem Richter, doch ſicher zwiſchen dem zweiten Gerichtsmanne und dem Schullehrer. Irgend ein Böswilliger, der ſeinen Einfluß mit Neid ſah, behaubtete zwar, er

habe die Baderkunſt im übertragnen Sinne noch beſſer auszuüben gewußt und die ganze Gemeinde nach und nach über den Löffel barbiert, — das würde aber, auch wenn es mehr als Verleumdung wäre, den Satz nicht umſtoßen, daß er der klügſte Mann im Orte war. — Niemand wußte ſo gut die Zeitung vorzuleſen, Niemand verſtand es, ſchwierige Stellen mit ſolcher Sicherheit zu erklären, als er, der Weitgereiſte, der Beſitzer eines Fremdwörterbuches und des Hausſekretärs für alle Fälle im menſchlichen Leben. Der Schullehrer, der ſonſt als Gemeindeſchreiber auch hatte ein Wörtchen mitreden dürfen, war in ſeinem Leben nicht weiter gekommen, als von ſeinem Geburtsorte unter die Fuchtel eines Schuldespoten von Ruf, von da als Präparande in das Seminar nach Ober-Glogau, und endlich in das Dorf, wo er nach achtjähriger Arbeit vom Adjuvanten zum Schullehrer avancirte und die Witwe ſeines Vorgängers heiratete. Das genügte, um ihn vor dem neuen Lichte verſchwinden zu machen. Stampel flüſterte dem Richter ganz im Vertrauen zu, der Schulmeiſter ſei nicht weit her. Und darin hatte er Recht, denn der Geburtsort des Kindererziehers lag keine Meile entfernt. Ebenſo hatte er bei der Schulprüfung einige anſcheinend ſehr wichtige Worte mit dem Erzprieſter gewechſelt, dieſer hatte ſeine Uhr nach dem mächtigen ſilbernen Zeitmeſſer Stampels gerichtet,

und faſt täglich geſchah etwas, das ſeine Würde ſteigerte. Es war noch gar nicht vorgekommen, daß ein Fremder in dem Dorfe eine ſolche Geltung erhalten, aber auch die alten Auszugbauern, die einzigen, die anfangs bedenklich den Kopf geſchüttelt hatten, wußte er zum Schweigen zu bringen. Er beſuchte „die Väter der Gemeinde,“ wie er ſie nannte, einen nach dem andern, „um von ihrer Erfahrung zu lernen.“ Eine ſolche Achtung vor dem Alter konnte doch nur ein ſehr gebildeter, beſcheidner Mann haben. Alt und Jung war ihm zugethan, und bei der nächſten Richterwahl herrſchte allgemeine Verzweiflung darüber, daß er, der Würdigſte, nicht wählbar war. Zum Gerichtsmanne machten ſie ihn aber doch, und von dieſer Zeit ab führte er das Regiment nicht mehr blos hinter den Couliſſen, ſondern eignete ſich auch alle ihm gebührenden Ehren im ausgedehnteſten Sinne zu.

Daß er in ſeiner Jugend ein Ausbund von Schönheit geweſen ſein müſſe, darüber waren alle Gevatterinnen einig, und auch jetzt noch, obgleich er ein ſtarker Vierziger ſein mochte, hatten ihn Frauen und Mädchen gern. Vielleicht wünſchte ſogar manches Mädchen, er möchte ſeines einſamen Witwerſtandes überdrüſſig werden und . . . . nun, ſie hätten in allen Ehren nicht Nein geſagt. Warum denn auch? Seine Waden ſpielten ſtramm in den weißen Strümpfen, die

er des Sonntags trug, und ſein oberes Bein füllte die ſauber gebürſtete ſchwarze Sammthoſe mit den ſilbernen Schnallen vollkommen aus. Die Schuhe waren von lakirtem Leder und wieder von ſilbernen Schnallen gehalten. Die Bauern trugen ſich ganz ähnlich, ihre Silberſchnallen waren ſogar weit größer, aber ſie wußten ſie doch nicht ſo zu tragen. Die kornblaue Atlasweſte mit den Goldblumen, aus der ein breiter geſtickter Buſenſtreif fiel, der feine Überſchlag ſeines Hemdes, der ſtädtiſche braune Rock, der Rohrſtock mit dem vergoldeten Knopfe und die ſchneeweißen Handſchuhe, die er ſtets anhatte, wenn er zu Opfer ging, gaben ihm überdies ein ſo geputztes Ausſehn, etwas ſo Jugendliches, wie es kein andrer älterer Bauer hatte. Seine Haare waren noch ſo braun, als ſie vor Jahren geweſen, und ſeine Stirn ſchien mehr durch Nachdenken, als durch Kummer gefurcht, ſeine Zähne waren vollzählig und ließen ſich gern durch die wohlraſirten Lippen ſehn. Er hatte ſich, wenn er wirklich ſo alt war, wie er ſagte, und was auch durch das Vorhandenſein eines langbeinigen Schlingels von Sohn wahrſcheinlich gemacht wurde, bewundernswürdig konſervirt.

Schmit-Franz, derſelbe, den ich eben als langbeinigen Schlingel eingeführt, hatte ſich die alte Wahrheit, daß die Söhne der Helden Taugenichtſe ſind,

wahrſcheinlich ſehr zu Herzen genommen, denn außer ſeinem hübſchen Geſichte, ſeiner Gewandtheit in einer großen Anzahl von brotloſen Künſten und dem Talente, Andre in Stimme und Gebehrden nachzuahmen, wüßte ich nichts von ihm zu rühmen. Sein Vater hatte ihn ſtudiren laſſen wollen; der Knabe zeigte auch wirklich die beſten Anlagen, und man ließ ihn trotz der vielen Streiche, die er verübte, trotz ſeiner Faulheit, von Klaſſe zu Klaſſe ſteigen, bis er endlich, kaum drei Tage in Tertia, bei einem „Haubtwitze“ ertappt, das consilium abeundi erhielt. Herr Stampel ſoll damals über die Vernichtung ſeiner großartigen Pläne für die Zukunft ſeines Namens ernſtlich böſe geweſen ſein und Mittel ergriffen haben, die in der That für einige Zeit nachhaltig auf den Fleiß ſeines Sproſſen wirkten; da dies jedoch vor der Zeit geſchah, in welcher Meiſter Stampel in's Dorf zog, ſo läßt ſich darüber ebenfalls nichts Gewiſſes feſtſtellen. Hieran knüpft ſich auch die dumpfe Sage, die ſich aus dem Munde eines Geſellen, den der Vater mitbrachte, weiter fortpflanzte: Schmit-Franz ſei durch die Mittel, die ſein geſtrenger Erzeuger angewendet als er wieder faul zu werden drohte, ſo ſehr gekränkt worden, daß er mit einer Luftſpringerfamilie, die eben am Orte verweilte, durchging. Gewiß iſt wenigſtens, daß der Schmit bei ſeiner Ankunft allein war, und daß nie Jemand von

ihm etwas gehört hatte, das auf die Exiſtenz einer ſo liebenswürdigen Nachkommenſchaft ſchließen laſſen konnte. Ebenſo gewiß iſt auch, daß eine Landesviſitation den verlornen Sohn in die Arme des Vaters zurückführte.

Läge mir nicht dieſer rührende Beweis von der Nützlichkeit des eigentümlich preußiſchen Polizeiaktes, den man Landesviſitation nennt, vor, ſo wäre ich geneigt geweſen, ihn zu der Zahl andrer zu werfen, für die ich keinen paſſenderen Namen weiß als: Thierquälerei. Das ganze Jahr nämlich wandern Hauſirer, Bettler, Strolche, Vagabunden aller Art ungehindert im ganzen Lande herum, — plötzlich befiehlt der Landrat, eine Landesviſitation vorzunehmen, und im Augenblicke ſind ganze Gemeinden ehrlicher Bauern zu Gensdarmen umgewandelt. Auf allen Straßen, auf jedem Feldwege wird der Reiſende, er habe noch ſo wenig Gaunerartiges an ſich, angehalten und nach ſeiner Legitimation gefragt. Kann er die Pikenmänner nicht irgendwie überreden, ihn auf ſein ehrliches Geſicht laufen zu laſſen, oder nimmt ſich der Richter ſeiner nicht an, ſo hat er das Vergnügen, einige Stunden in die „Büttelei," d. h. in einen Koben, mit mächtigen Schlöſſern verwahrt, geſperrt zu werden und dann per Schub von Ort zu Ort zu ſpaziren, bis er einen Menſchen findet, der für ihn bürgt. Um die Geiſter-

ſtunde beginnt und endet die Viſitation; die in ihre Heimat gelieferten Bettler und Vagabunden kehren wieder, den betreffenden Gemeinden ſind einige Koſten erwachſen, und Alles bleibt beim Alten. Das iſt eine Landesviſitation.

Eine ſolche war ausgeſchrieben. Stampel, der Gerichtsmann, hatte den Vorſitz bei der Kommiſſion, die im Amtslokale, der Tanzſtube des Niederkretſchams tagte. Schon waren einige unglückliche Individuen dem Schube verfallen, als zwei tüchtige Knechte, die Vertreter ihrer Herren, ein Subjekt hereinſchleppten, deſſen abgelumpter Anzug, deſſen ſohlenloſe Stiefel ihn ſeiner Proteſtationen ungeachtet, in die Kategorie der „Verdächtigen“ ſteckte. Die Wirtin war eine mitleidige Frau, das hübſche Geſicht des Arreſtanten rührte ihr Herz, und auf ihre Frage erzählte er noch auf dem Flure, daß er von einer Bande Diebe angefallen worden, ſeine Kleider, Baarſchaft, Alles verloren habe und noch hätte froh ſein müſſen, daß die Straßenräuber ihm ihre Lumpen zur Bekleidung gelaſſen, da er ſonſt ſich nicht einmal vor einer ſo allerliebſten Frau ſehn laſſen könnte. So abenteuerlich unglücklich das Märchen klang, ſchien die Wirtin doch geneigt, es ebenſo wie die Schmeichelei für baare Münze zu nehmen, und nur Wenige wagten an ſeiner Wahrheit zu zweifeln, als plötzlich der weiſe Gerichtsmann, der

die Verhandlungen gehört ohne den Sprecher zu sehn, bei seinem Eintritte aufsprang und mit dem Ausrufe, „mein Sohn!“ den Zerlumpten an das Herz drückte. Die Beisitzer und Knechte standen verblüfft, die Wirtin klatschte in die Hände, und Stampel senior, der die Lüge unterstützte, um sein Ansehn nicht zu verlieren, spielte die Komödie so vortrefflich weiter, daß sein hoffnungsvoller Erbe allgemeinstes Bedauern fand. Augenblicklich wurde eine Patrouille an den Ort geschickt, wo der imaginäre Raubanfall stattgefunden haben sollte, Boten flogen nach allen Enden, und der glückliche Vater führte den Sohn nach Hause, um ihn seinem Stande gemäß zu kostümiren. Natürlich konnte man leider den Räubern nicht auf die Spur kommen; Meister Stampel aber erzählte das ganze Abenteuer aller Welt mit solchem Ernste, daß, wie gesagt, Niemand an seiner Wahrheit zweifelte, denn Stampel war Gerichtsmann und ein grundgescheidter Kerl, der einer Lüge wol die gehörige Wahrscheinlichkeit zu geben wußte.

Ob er wirklich so sehr über die Ankunft seines Sohnes erfreut war, als er die Leute glauben ließ, ist nie herausgekommen. Der Schmit-Franz war und blieb im Dorfe, die vielen Reisen, die er „draußen im Reich“ gemacht hatte, Namen wie Würzburg, Nürnberg, Bamberg, wo er sich wochenlang mit einem

Grafen, deſſen Privatſekretär er ſeinen Erzählungen zu Folge war, aufgehalten hatte, machten ihn und klangen manchem der Bauern intereſſant. Sie hatten in den ſogenannten Befreiungskriegen dieſe Städte geſehn und freuten ſich, wenn der junge Burſche ihre eignen wunderbaren Geſchichtchen nicht allein beſtätigte, ſondern noch eine Menge neuer brachte, die neben der alten Litanei Abwechslung gewährte. Gram konnte ihm auch Niemand ſein, wenn er ſo mit ſeinen ſchönen ſchwarzen Augen, der zierlichen Naſe und der glatten weißen Stirn, auf der ſorgfältig gekämmte Lockenhaare ſpielten, mit ſeinem kerngeſunden und doch zierlichen Wuchſe über den Tiſch weg zwiſchen zwei bedächtige Bauern ſprang, das erſte beſte Glas auf das Wohl ihrer Weiber und Töchter leerte und, ehe ſie noch eine Miene verziehen konnten, ſchon durch eine Schnurre das Gelächter des ganzen Tiſches hervorgerufen hatte. Er trug ſich zwar auch an Wochentagen ſtädtiſch und erſchien an Sonntagen in großkarrirten Hoſen, ſchwarzem Frack und weißer Weſte, einen Hut auf dem Kopfe und eine funkelnde Nadel im Vorhemdchen, da er aber gar nicht ſtolz und mit allen jungen Leuten im Dorfe Du und Du war, mit der größten Gefälligkeit jedem einen Streich ausführen half und zehnmal eher eine Tollheit ausdachte, als von der Ausführung einer fremden abriet, ſo war auch dieſen der luſtige Schmit-

Franz das Ideal eines liebenswürdigen Menſchen. Am wenigſten ſchien es ihm um das ſchöne Geſchlecht zu thun zu ſein, und dieſes ſtimmte der auffallenden Vernachläßigung wegen auch nicht in das allgemeine Loblied ein. Stampel junior kannte ſeine Welt und ließ die Frauen reden. Er trieb ſeinen Mutwillen ſogar ſo weit, daß er, ſtatt des Sonntags ſelbſt zum Tanze zu gehn, wo ſich kaum acht Tage nach ſeiner Ankunft alle Mädchen nur für ihn geputzt hatten, die beliebteſten Burſchen zuſammennahm und mit ihnen eine „Spritzfahrt“ (das Wort wollte er von einem Studenten gelernt haben) nach dem benachbarten Städtchen machte. Dort ſetzte es natürlich Händel mit den eingebornen Herren, aber die Webergeſellen, welche die Mehrzahl der in ihren Rechten Geſtörten bildeten, zogen den Kürzeren, und der Schmit-Franz mit ſeiner Garde war bald in der ganzen Gegend bekannt.

So ſehr die Mütter und Töchter auch aus doppelten Gründen dieſem Treiben abhold waren, fanden ſie doch mit ihren Klagen bei den Vätern und Söhnen kein Gehör. Der deutſche Bauer iſt eine ſchrecklich materielle, praktiſche Größe. Er hat an ſich ſelbſt gelernt, daß die Jugend austoben müſſe. Es fiel Reiaem ein, ſeinen Sohn vor dem Verführer zu warnen, ſo lang er an den Werkeltagen nach wie vor ſeine Arbeit fleißig und raſch abmachte. Wurden an den

Sonntagen nur die Pferde ordentlich beſorgt, ſo gehörte die andre Zeit dem Vergnügen; wie und wo? danach hatte ſein Vater ihn auch nicht gefragt, was ging's ihn alſo beim Sohne an! Der deutſche Bauernburſche braucht für ſeinen Sonntag ſtets einige Thaler, die er ſich nach althergebrachter Sitte verſchafft. Der Bauer kauft ſeinem Sohne eine Mütze, eine Jacke, und wenn er heiratet, einen Pathenrock, der bis an die Knöchel reicht; die Mutter giebt ihm Leinenzeug, beſorgt die Hoſen und Halstücher, — von Geld aber iſt nicht die Rede. Der Sohn nimmt die Schlüſſel zum „Laimes“ (Speicher), wenn ihn Niemand ſieht und bringt ein Viertel Getreide übereck, wenn er Geld braucht. Das nennt Niemand ſtehlen, der techniſche Ausdruck iſt „Metzen.“ Der Vater weiß, daß es der Sohn thut, er hat's ebenſo gemacht, und des Sohnes Sohn, wenn er erſt einen hat, wird es auch lernen. Geld muß der Junge doch haben, und ſo lang er ſich nicht auf der That ertappen läßt, iſt dies der einzige legitime Weg, es zu erlangen. Wird er erwiſcht, dann hat er nicht mehr „gemetzt,“ dann hatt er „geſtohlde“ und entgeht den Prügeln mit der Pferdshalfter gewiß nicht.

Das iſt aber nicht die praktiſche Seite der Bauernweiſe, von der ich ſprach. Sie hatten recht gut bemerkt, daß der Schmit-Franz ein bloßer „Schlaraffe“

ſei, der ſeinem Vater noch keinen Kreuzer in's Haus geſchafft, wenn er auch mitunter zum Scheine in der Werkſtatt war und den Hammer ſchwang. Der deutſche Bauer iſt ein rüſtiger Arbeiter, der trotz ſeiner Wohlhabenheit jeden Biſſen eigenhändig verdient, und der Schmit ſelbſt, wenn er nicht als fleißig und tüchtig in ſeinem Handwerke bekannt geweſen wäre, würde nie eine ſo wichtige Stellung eingenommen haben. Es war den Vätern alſo ganz recht, daß der Schmit-Franz mit ſeiner Liebenswürdigkeit, von deren Unwiderſtehlichkeit ſie alleſammt überzeugt waren, wo anders hinging und ſie nicht ihren Töchtern als Köder vorhielt. Sie hatten durchaus keine Luſt, ihr ſauer erworbnes Gut einem Menſchen zu geben, von dem ſie im voraus wußten, daß er es nicht allein nicht vermehren, ſondern durchbringen und ſeine Frau zur Bettlerin machen würde. Im Schloßbraühauſe, als Erzähler und Poſſenreißer, war er ihnen unentbehrlich geworden, und Jeder ſtreckte ihm die Hand und das Glas entgegen, in ihren Häuſern würden ſie ihn aber wahrſcheinlich ſehr unfreundlich empfangen haben. Ja, wäre er ein Schmit geweſen, wie ſein Vater, ſo hätte ihm am Ende der Richter ſelbſt ſeine dicke Ann'-Sann' (Anna-Suſanna) angetragen, obgleich es ihr bei ihren 6000 Thalern Mitgift, von denen der Vater wenig-

ſtens ebenſo oft als von der Tochter ſprach, nicht an Freiern fehlte.

So ſtanden die Sachen, als ein Ereigniß die Phyſiognomie des ganzen Dorfes veränderte. — Es iſt Sitte, daß der jüngſte Sohn die Stammwirtſchaft erhält, die andern Geſchwiſter werden abgefunden. Die Söhne werden irgendwie mit einem Mädchen oder einer Witwe verheiratet, die eine Wirtſchaft hat, und erhalten außer der Abfindungsſumme ſtets noch ein Pferd, eine Kuh und zwei Schweine als elterlichen Segen mit in den neuen Wirkungskreis; die Töchter ſind als Wirtinnen für wirtſchaftsbeſitzende Heiratskandidaten feil. Die Ehe iſt ein reines Geſchäft. Der Freier kommt ein paar mal, in ſeinen großen Mantel gehüllt, in den Hof geritten, tritt mit einem „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ in die Stube, behauptet: nicht müde zu ſein, ſetzt ſich aber auf vieles Bitten endlich auf die Bank zwiſchen den Fenſtern und ſpricht von Zeit zu Zeit ein Wörtchen, das nur eine Variation der alten Klage iſt: „Es geht ſchlecht!“ Findet er die Familie auf dem kleinen eingezäunten Gänſeanger vor dem Hauſe, wo ſie ſchöne Sonntagsnachmittage mit jenem unſchuldigen Vergnügen hinzubringen pflegt, das Scalsfield in ſeinem Virei ſo intereſſant zu beſchreiben weiß, ſo ſtreckt er ſich in geziemender Entfernung von ſeiner mutmaßlichen Zukünftigen in's Gras

und ſtellt ſchweigend Betrachtungen über die Fingerfertigkeit an, mit der das Mädchen den Kopf der Mutter, den ſie auf den Knien hat, zu wenden, die Haare aus einander zu ſchieben und den Kamm zu brauchen verſteht. Mit dem Ernſte, der ſeinem wichtigen Vorhaben angemeſſen iſt, entfernt er ſich wieder, und nach drei oder noch weniger ſolchen Sonntagsbeſuchen hat er ſich von der Liebenswürdigkeit der Begehrten dermaßen überzeugt, daß er einen Gevatter als Freimann abſendet und durch dieſen bei den Eltern um ſie wirbt. Sagen dieſe Nein, ſo hat das Drama ausgeſpielt; ſagen ſie Ja, ſo eröffnen ſie der Tochter, daß ſie Braut ſei, und die Sache iſt abgemacht.

Es ereignete ſich nun im Dorfe der Fall, daß ein Sohn von zwanzig Jahren auf Verlangen ſeines Vaters majorenn erklärt und dadurch in die Lage verſetzt wurde, die Wirtſchaft zu übernehmen. Sein totkranker Vater ſtarb acht Tage darauf mit dem gemeſſnen Befehl, der Sohn ſolle ſich augenblicklich eine Wirtin ſuchen. Das Alter kommt weder beim Bräutigam, noch bei der Braut in Betracht: das Mädchen muß in ein Bauerngut heiraten, und der Mann ſucht weniger ein Weib, als eine Wirtin. Die Verwandten brachten des Richters Tochter, die dicke Ann'-Sann', wie ich ſie nannte, nach der Redeweiſe des Dorfes aber: Heinze Tones Ann'-Sann', in Vorſchlag. Die

Auserwählte, die mein Beiwort mindestens mit ebenso viel Recht führen konnte als die aus dem Namen ihres Vaters und Großvaters zusammengesetzte Bezeichnung, war freilich schon 26 Jahre alt geworden, weil sich im Dorfe keine standesgemäße Partie gefunden hatte, und die Familie ein so reiches Mädchen doch nicht in's „Ausland" verheiraten wollte, aber das war, wie gesagt, kein Anstoß. Des Mißverhältnißes im Alter wurde mit keiner Silbe erwähnt, Sire Fritzes Willusch war ein wohlerzogner Mensch, dem die 6000 Thaler gefielen, und das einzige Hinderniß konnte die Kirche zwischen die improvisirten Brautleute schieben. Sie waren nämlich, wie alle Patrizier des Ortes, untereinander eng verwandt, ein notwendiges Resultat der Scheu vor ausländischen Heiraten; aber für den Fall der Dispensverweigerung hatten die praktischen Bauern ein für allemal ein Radikalmittel ausgesonnen, die Brautleute erklärten: evangelisch werden zu wollen, oder, weil sie einander doch gar zu lieb hätten, in wilder Ehe zu leben. Angesichts dieser drohenden Gefahren wurden die Dispense regelmäßig ausgefertigt, und damit das letzte Hinderniß beseitigt. So ging es auch diesmal, wie denn eine Bauernhochzeit alle etwaige Romantik in strengvorgeschriebne Formen zu bringen weiß, und die kleinste Etiquetteverletzung alle Gevatterinnen berechtigt, Unglück zu prosezeien.

Der Bräutigam ritt im neuen blauen Mantel höchſt ſtattlich zu einem Ende des Dorfes hinaus, kam zum andern wieder herein und hielt vor des Richters Hauſe. Er nahm ſeinen Platz in der Ecke und ſchwieg eine lange Liebesgeſchichte. Einmal nur wurde dieſe Unterhaltung durch eine Frage der Braut unterbrochen.

„Willuſch, wu ware mir int ſchluffe? Ei dar Stuw', wu Vetter Fritz geſturbe is, durte mäh ich nich; do möcht's mich gor zu ſihr freiſe.“

„Inne, ich bo wult noch 's Kämmerle, uind hinte dauße 's Gewölw.“

Des Richters Mutter ſaß auf der Ofenbank, beide Füße auf einen Rockenſchemmel geſtützt, und ſchwieg ihrerſeits ein endloſes Geſpräch mit der Was' Kathrin' (Baſe Kathrine), die den ehrenvollen Poſten einer Köchin beim Hochzeitsmale verſehn ſollte. Was' Kathrin' fühlte ſich nicht vornehm genug, dem Paare einen Verweis zu geben, und konnte eine ſolche Ketzerei doch nicht aufkommen laſſen. Es gelang ihr, die Grule (Großmutter) auf das Geſpräch aufmerkſam zu machen, und dieſe ließ ſich nun entrüſtet alſo vernehmen:

„Mei Lawstäg' bo ich doch nirnde nich gebierrt, daß der Pauer mit der Pauerkin hett' eim Kämmerle oder gor eim Gewölw geſchluffe! Fängt ocke bahl

mit ſitte Schlamaſſe ohn. Wullt er nich uff a Heubodem nuff ſteige, oder eis Hühnerſtällchle?“

„'s Freiſt mich bahl a ſo.“

„A Schälchle mit Weihwaſſer,“ bemerkte Was' Kathrin' höchſt weiſe, „über am Bett is gut vor Alles; do kimmt niſcht Schieches ei die Stuw. Bei Michels Hons Karle, do is a int imgange, itze oder hon ſe drei Kreiz mit Weihwaſſer uff de Thür gemolt, uind 's itze kimmt niſchte meh.“

Die Braut mußte ſich alſo ſchon bequemen, ihr Grauen zu überwinden, die Hochzeitbitter ritten mit ihren endloſen Handtücherſchärpen und den großen Straußen von Rauſchgold, die vom Blumenhändler in der Stadt für jede Hochzeit geliehn werden, an Hut und Rock, jauchzend von Haus zu Haus. Ohne den Sattel zu verlaſſen, richteten ſie ihre Einladungsrede an den Hauswirt, der mit entblößtem Haubte ſich für die Ehre bedankte, und, von der Dorfjugend begleitet, ritten ſie wieder weiter. Die Gäſte waren geladen, der Tag vor der Hochzeit, der die Braut vielfach beſchäftigt, kam heran. Sie machte den erſten Etiquettebeſuch im Hauſe des „Bräutrichs“, wie man hier ſehr richtig deutſch den Bräutigam nennt*). Von ihren

*) Wie Entrich, Gänſerich ꝛc.

ſchreienden Kameradinnen begleitet, thronte ſie hoch auf einem mit Betten bepackten Wagen, dem ſich das Hofthor der neuen Wirtſchaft weit öffnete. Kein Mann zeigte ſich, der Braütrich ſelbſt war nicht zu Hauſe, irgend eine alte Mahme machte die proviſoriſche Wirtin und traktirte die Mädchen mit ſüßem Liqueur. Jede Ecke wurde nun durchgeſtöbert, der Kuhſtall ganz beſonderer Aufmerkſamkeit gewürdigt, und, nachdem der zugebrachte Schatz von der Mahme gebührendermaßen gelobt und taxirt worden war, wurde er unter Dach und Fach aufgehoben, die Braut auf die ſchon vorhandnen Vorräte an Betten und Leinwand aufmerkſam gemacht und probemäßig entlaſſen. — Unterdeß hatte die Frau Richterin Kuchen gebacken, und die Braut machte ſich auf, von ihrer Kränzeljungfer begleitet, den beſonders verehrten Gäſten einen Vorgeſchmack des morgigen Feſtes zu geben; ſie trug ihnen auf einem Brette ſchmale Stücke dicken, trocknen Straüſelkuchens, von dem ſich nichts ſagen läßt, als daß er ſtark nach Karbe und Zimmt ſchmeckt und Mutterkuchen genannt wird.

So kam der wichtige Tag heran, von dem das ganze Dorf ſchon ſeit Wochen ſprach. Mit Bändern und Rauſchgold geputzte Pferde trugen die ebenfalls prächtig ausſtaffirten Burſche in ihren blauen Röcken, einen Rosmarinzweig mit langer flatternder Schleife

im Knopfloch und dieſelbe Zierde am ſchwarzen Hute. Sämmtliche Gäſte weiblichen Geſchlechtes, wie die männlichen Verwandten der Braut, waren bereits verſammelt, und die Stube gedrängt voll als das Jauchzen der draußen haltenden Burſchen die Ankunft des Zuges verkündete, der den Braütrich brachte. Nun begann das vorgeſchriebne Weinen der Braut, die bis dahin rührig und vergnügt geweſen. Sie fiel ihrer Mutter zu Füßen und bat um aller Heiligen willen, ſie doch nicht zu verſtoßen und aus dem Hauſe zu jagen; ſie wolle ja lieber die Magd ihrer Mutter ſein und bleiben, als mit einem Manne ziehn. Von der Mutter zum Vater gewieſen, wiederholte ſich die vorgeſchriebne Szene, und als es bei der Entſcheidung blieb, ſie müſſe den ehrbaren Junggeſellen und Bauer, dem ſie feierlich verlobt ſei, zum Mann nehmen, ſtimmten alle Weiber in das Klagegeheul ein. — Der Braütigam hatte unterdeß auch eine Komödie durchzuſpielen. Die Hochzeitbitter, die das ganze Feſt über eine Art chapeaux d'honneur ſind, führten ihm, der auf dem Hausflure ſeine Braut forderte, ein Mädchen nach dem andern zu, und er mußte mal um mal erklären: Das iſt nicht die Braut, die ich mir aus allen Jungfrauen erkoren! Nicht wenig geriet er in Verlegenheit, als ein Mutwilliger die verraücherte Was' Kathrin' aus der Küche holte und ihm präſentirte.

Sie behaubtete, er habe ihr die Ehe verſprochen, ſchrie und ſchimpfte zum großen Ergötzen der Andern und zum Entſetzen des Bräutigams, dem doch etwas feierlich zu Mut war. Endlich war ſie mit einem Thaler Abſtandsgeld zufrieden, und der Gequälte erhielt nun die Braut, der das Weinen von da ab eben ſo ſtreng unterſagt, als vorher geboten war. Der Richter gab ihre Hände in einander, und zuſammen begrüßten ſie nun alle Gäſte, die ſie bis dahin gar nicht hatten beachten dürfen. Nach dieſem Akte der Höflichkeit zog ſich die Braut zurück, und bald darauf überreichte ein erbetner Beiſtand des Vaters, dem Bräutigam ein leinenes „Thränentüchel“ und ein kleines Rosmarinkränzchen, zwei koſtbare Gegenſtände, für die er der Braut eine Hand voll Thalerſtücke ſchickte.

Die häuslichen Ceremonien hatten nun ihr Ende erreicht, die Wagen fuhren vor, und von den ledigen Burſchen auf ihren großen mutigen Pferden umſchwärmt, fuhr der Zug vor die Kirche. Beim Herausheben der Braut aus dem hohen „Kaleſſel“, deſſen ſich der deutſche Bauer zu Vergnügungsfahrten bedient, ſchien der Bräutigam zum erſtenmal ein Mißverhältniß zwiſchen ſich und der Dame zu bemerken; ſie wurde ihm zu ſchwer und riß ihn durch dies Übergewicht bis an die Statue des heiligen Johannes von Nepomuk, die vor der Kirche ſtand; ein Zufall, der nicht verfehlte

n allgemeines Halloh von Seiten ſeiner Kameraden ervorzurufen, was ihn zum zweitenmal verlegen achte.

Der Pfarrer trat an den Altar, und das zu ſegende Paar kniete an den Staffeln im Chore. Die Braut trug einen ſeidnen Spenzer, deſſen Maigrün on dem roſa Bruſttuche, das ſeine langen Enden hinten urch das Schürzenband ſchlang, bezaubernd abſtach. er gleichfalls ſeidne Rock war giftrot, und die chürze zart lila. Die ſchwere ſilberne Kette, an der ßer alten Zweiguldenſtücken noch ſechs Henkeldukaten ngen, vermehrten die Pracht ihres Anzugs auf würge Weiſe. Vielleicht würde die kugelrunde Geſtalt it einem andern Kopfputze noch beſſer ausgeſehn aben, aber der war für jede Braut ſtereotyp. Ihre aare waren alſo nach dem Wirbel in die Höhe gemmt, über ein ſammtnes Säckchen, das von zwei rgoldeten Kugeln gehalten wurde, geſtrichen und ck gepudert; auf dieſer Wulſt hoch oben ſaß, ſtand er klebte das kleine dicke Rosmarinkränzchen. — chmit-Franz konnte ſich bei ihrem Anblicke nicht entalten, ihre Erſcheinung mit einem friſirten Erpel zu rgleichen, was ihm allgemein ſehr übel genommen urde. — Der Bräutigam neigte ſein Haubt unter m Drucke des Bewußtſeins, daß die Körperſchwere iner Braut größer als ſeine Körperkraft ſei; mit

dieſer Bürde belaſtet erwartete er die neue des Ehejoches. Alles ging gut, die Ringe waren gewechſelt, — als ein unerhörter Vorfall den Prieſter ſowohl als die andächtige Gemeinde aus der Faſſung brachte. Das Rituale braucht die Worte: Iſt es Euer feſter Wille, als Mann und Weib ein chriſtliches Leben zu führen ꝛc., ſo beſiegelt dies Verſprechen mit Hand und Mund! Der Braütigam verſtand die Worte, wie es ihm grade recht ſchien, nahm die Braut um den Hals, und ſie mochte ſich in ihrer beſſeren Erkenntniß des Sinnes jener Worte ſträuben wie ſie wollte, ihr Gewicht konnte hier nicht wirken, und ein ſchallender Kuß war im ganzen Raume hörbar. Der Pfarrer ſuchte ſein Lachen zu verbergen, aber es half nichts, die Jugend lachte laut, und unter fortwährendem Gelächter wurde die Trauung beendet. Von allen Seiten bekam der arme Willuſch bitterböſe Geſichter, und der Richter meinte zum alten Stampel, der neben ihm ſtand: „Hett' ich gewißt, daß dar Jung' a ſo gor kai Geſchick nicht hot, ich hett' ihm nimmermeh mei Madel gahn."

Nur Schmi.-Franz meinte, das wäre der erſte kluge Gedanke geweſen, den der neue Ehemann gehabt. — Er äußerte das ſo laut, daß die Matronen ihm dafür ein neues ſchwarzes Kreuz anbefteten, und er

nun auch für einen Menſchen zu gelten begann, der keine Religion habe.

Der Zug bewegte ſich natürlich mit noch viel lauterem Toben und Jauchzen zurück; die Brautmutter, die der Trauung nicht beiwohnen durfte, weil ſich das nicht ſchickt, empfing ihre nunmehr der Gewalt des Mannes anheimgegebne Tochter an der Thüre der Wirtſchaft mit einem großen Brote und einem Meſſer. Die junge Frau mußte das Brot, nachdem ſie zuerſt drei Kreuze darüber gemacht, anſchneiden, ihrem Manne einen Biſſen davon reichen und ſelbſt ein Stückchen verzehren. Darauf ſprang ſie über ein Handtuch, das die Hochzeitbitter aus Rückſicht für ihre Korpulenz nicht gar zu hoch hielten, in das Haus hinein, erklärte ſich mit dieſem Akte für unwiderruflich verheiratet und gab das Signal zum Hochzeitsmale.

In nichts iſt der deutſche Bauer weniger luxuriös, als in ſeinen Tafelfreuden, und das will viel ſagen, denn außer dem Kleiderluxus ſeiner Frau und ſeiner Töchter, hat er überhaubt keinen. Es iſt darum auch kein Wunder, wenn er bei ſeiner Thätigkeit und Sparſamkeit reich wird. Er würde dies Ziel in noch weit höherem Grade erreichen, wenn in ſeinem Korfe nicht ein gewiſſer inſipider Stolz ſein Neſt gebaut hätte, der eine beſondre Freude darin findet, große Summen unbenutzt aufzubewahren. Bei den zahlloſen

Feuersbrünsten, die den reichen Kreis [illegible]bschütz Jahr um Jahr heimsuchen, fand man wiederholt unter dem Schutte Klumpen Silber, zu denen die Zweithalerstücke, welche die Bauern mit großer Emsigkeit aufgesammelt, zusammen geschmolzen waren. Zu Papieren hat er kein Vertrauen, Spekulationsgeist ist ihm fremd, und selbst auf sichre Hypotheken leiht er seinen Schatz nicht gern aus. Ein Stück Acker aber, es liege noch so unbequem, sein Kulturzustand sei noch so schlecht, ist ihm immer eine große Lockung, und die Vergrößerung seines Grundbesitzes hält er für den einzig vernünftigen Zweck, den er mit seinem baaren Gelde erreichen kann. Der deutsche Bauer ist der Reaktionär, der Conservative par excellence, er ist trotz seines persönlichen Fleißes durch die Mittel, die er dem Verkehre entzieht, ein lahmes Glied im Staate, eine Feder im Uhrwerke, ein Rädchen, das sich nur um seine eigne Are dreht, und dem jedes Gemeininteresse abgeht. Der deutsche Bauer beherbergt unter seiner geflickten Jacke mehr Egoismus als irgend ein Prachtexemplar der zugeknöpften Nation, er ist der nüchternste Egoist auf der ganzen Erde. Es versteht sich von selbst, daß hier immer nur Oberschlesien in's Auge gefaßt wird. — Es kommt kein andres Fleisch auf seinen Tisch als geräuchertes Schweinefleisch, und auch dies nur zweimal in der Woche, aber täglich Klöse von Gerstenmehl.

„Grünes“ Fleisch gilt für Verschwendung, — wenn es gekauft ist. Ein selbstgeschlachtetes Kalb macht natürlich eine Ausnahme. Eine gleiche Entschuldigung gilt für Fälle „wu mon wos uffgihn losse muoß,“ Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse.

Nach dem ersten Gerichte, das nur für Braut, Bräutrich und die allernächsten Angehörigen beider da ist, und das aus trocknem Brote und Salz besteht, kam eine dicke Reissuppe mit Rosinen. — Schmit-Franz hatte sich einfallen lassen, auch mit Brot und Salz anzufangen, und diese Unschicklichkeit zog ihm den Namen Hungerleider zu. — Darauf wurde das Fleisch einer Kuh, die dem Feste zu Ehren sterben mußte, in hölzernen Schaffen hereingebracht und von den mit einer weißen Schürze geschmückten Hochzeitbittern ausgetheilt. Jeder Gast bekam sein dampfendes Stück auf den Teller und tauchte es nach Belieben in die Schüssel mit Sauce, die auf dem Tische stand. Ein Kalbsbraten, begleitet von Unmassen gebacknen Obstes, folgte, und endlich krönte das eigentliche Hochzeitsgericht die Tafel. Dieses ist ein thurmhoher Hirsebrei, der mit vieler Sorgfalt aus dicken Lagen Zucker, Rosinen, Mandeln, Pfefferkuchen und Brei zusammengeschichtet wird. Das Erscheinen dieses Gerichtes, von dem der Kessel noch viele Quart, freilich weder so delikat noch so zierlich bereitet, enthielt, gab das Signal

für die Bettler und Kinder, die den Hof belagerten, daß nun ihre Reihe gekommen sei. An der Thüre, an den Fenstern drängten sie sich heran, und aus allen Öffnungen des Hauses fuhren Löffel mit Hirsebrei, um ihr Gelüste zu befriedigen. Die siedendheiße Speise, die nun aus einer Hand in die andre geballt wird, um sie abzukühlen, regnet, schneit und fliegt fort und fort, denn auch von den ungeladnen Gästen darf Niemand leer ausgehn. Es gäbe keinen größeren Schimpf für ein Hochzeitsfest, als daß nicht genug Hirsebrei da gewesen wäre, um die Schreier im Hofe zu befriedigen.

Die Hochzeitbitter, die das Privilegium haben, sich eher als alle Andern den sauren Östreicher und das dünne Bier, Getränke, die in Kannen auf den Tischen stehn, zu Kopfe steigen zu lassen, brachten nun einen Toast in Versen aus, dessen Absicht gewiß niemals ist, den anwesenden Mädchen eine Schamröte zu ersparen, einen Toast, dem stets eine Anzahl derb witziger Trinksprüche folgen. Zugleich erschien die mehrerwähnte Was' Kathrin', einen großen Topf in der verbundnen Hand. Krachend flog das Gefäß auf den Boden, und mit der Erklärung, sie habe beim Kochen ihre Finger verbrannt, wanderte die Köchin nun von Mann zu Mann, um Schmerzensgeld einzukassiren. Diese drollige Gestalt löste die letzten Bande,

und das ſtatutenmäßige Bombardement, deſſen Folgen verſchiedne Beulen, blaue Augen und blutende Naſen ſind, nahm ſeinen Anfang. Jeder Gaſt hatte ſeinen Kugelvorrat in der Taſche mitgebracht, und in dem Momente, wo die Braut eine Mandel hervorzog und ſie dem Bräutigam in's Geſicht warf, flogen aus allen Richtungen nach allen Weltgegenden nicht bloß Mandeln und Roſinen, ſondern auch Feigen, ja Apfelſinen und Citronen, während die an der Thüre ſtehenden Knechte des Hauſes einen Hagel von Erbſen über die ganze Geſellſchaft ſchütteten. Der Jubel über einen gelungnen Wurf, das Schreien der Getroffnen nimmt kein Ende, eine wahre Wut, eine Verachtung aller Schmerzen beſeelt die Alten wie die Jungen, man ſieht, hört und fühlt nicht mehr, man wirft, wird geworfen und ſchreit dazu, das iſt Alles. — Der Reichtum des Feſthauſes zeigte ſich auch in der Unmaſſe, in der Verſchwendung, mit welcher die Kugeln ihr Ziel ſuchten; ſo eine Hochzeit gab's noch gar nicht, dachte der Brautvater ſtill vergnügt, indem er einen Blechlöffel auf die Beule drückte, die eine große welſche Nuß auf ſeiner Stirn entſtehn ließ, als . . .

Schmit-Franz war nichts weniger als blind gegen die verſchiednen Reize geblieben, die er dort und da unter den Spitzenhauben entdeckt. Seine Entfernung war gemacht, ſeine Scheu eine Kaprice, durch die er

die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehn wollte. Sein Vater ging von vornherein darauf aus, ihn zu fixiren und gab ihm in den ersten Tagen seiner Anwesenheit schon den Katalog derjenigen Erbinnen, deren Vermögensverhältnisse eine Verbindung wünschenswert machten. Stampel junior hatte versprochen, zu sehn und zu gehorchen; die Art, Eroberungen zu machen blieb ihm überlassen, da er seinen Versicherungen zu Folge eine gute Schule durchgemacht hatte, was ein Blick auf seine Person übrigens auch nichts weniger als unwahrscheinlich sein ließ. Er kannte durch den Einfluß, den er auf alle jungen Leute ausübte, und durch das Vertrauen, das seine Unempfänglichkeit einflößte, alle Intriguen, alle Liebeshändel, die trotz der maschinenmäßigen Heiraten hinter dem Rücken der Väter und Mütter spielten, er kannte mit einem Worte das Terrän, auf dem er operiren sollte, so gut wie sein eignes Zimmer und besser als seines Vaters Werkstätte. Er liebte die stämmigen, untersetzten Gestalten der Bauernmädchen nicht, die Arbeit hatte sie zu muskulös, zu stark gemacht, und er fürchtete unangenehme Überraschungen, die ihm die braunen Arme irgend einer baürischen Brunhilde bereiten konnten. Er hatte den besondern Hang der hiesigen weiblichen Bevölkerung wahrgenommen, aus dem scharfen Viereck, das Schultern und Hüften der Mädchen bildeten, im

gen Eheſtande auch ohne alle Veranlaſſung in die
elform über zu gehn, und der Gedanke, eine ſolche
el für immer an ſich geſchmiedet zu ſehn, formte
einer Idee aus dem Familienleben, das ihm bevor-
, einen Bagno, der nichts zu wünſchen übrig ließ.
Allem was er ſah, war in dieſem Punkte ſogar
ge Korle's Ann' Marie, deren Taille ſich jetzt,
die Rockwülſte nicht grade in den Weichen ge-
hätten, mit einer Hand umſpannen laſſen mußte,
zu trauen. Dieſe Ann' Marie hatte übrigens
einen ſchiefen Mund und eine gar zu oberſchleſiſche
. Dieſer letzte Begriff iſt ebenſo vieldeutig, als
Bild, an das er ſich lehnt, Formen zeigt; die
chleſiſche Naſe iſt ebenſo vielförmig wie die Kar-
, erinnert aber auch noch in der größten Extra-
z, in der kapriziöſeſten Variation unzweifelhaft
as Thema. Dieſe Vielförmigkeit zwingt mich
ens hinzuzuſetzen, daß das Exemplar in Frage
roßen violetten Kartoffel von Porto-Allegro nach-
et ſchien. Gleichwol war dieſe Ann' Marie die
ſeſte Geſtalt unter den Bauernmädchen, ſie war
den andern eine wahre Fee. Und Schmit-Franz
nd ſich auf Grazie, das hatte er aus ſeiner Luft-
erzeit. Er ſchwankte auch, da er einmal eine
e Schönheit, und nur eine ſolche, mit ſeiner
beglücken wollte, nur zwiſchen Ann' Marie und

des Obermüllers Tochter, die von ihrem Pathen, einem Grafen, dem das Dorf früher gehört, den Namen Flora bekommen hatte.

Sie strafte ihren Namen nicht Lügen, obgleich sie wol nichts von der Blumengöttin wissen mochte, es sei denn, der Adjuvant hätte es ihr gesagt. Blumenliebhaberei ist keine schwache Seite der Bevölkerung; außer den halbdürren Halmen, die während der Heuernte in den Haaren der Mädchen hängen bleiben, dürfte man den natürlichsten Putz nie an einer Schönen finden. Die müssige Beschäftigung des Kranzwindens ist ihnen fremd, und wenn nicht etwa ein frivoler Bursche vom Musikchore herab während der Messe seiner Liebsten ein „Riechel" oder einen „Schmecker" von Thymian zuwirft, den sie rasch im Gebetbuche verbirgt, so könnte man schwören, der Zauber, den Blüten sonst auf alle Menschen ausüben, habe hier seine Grenze gefunden und die Blumen seien zu nichts da, als Heu davon zu machen.

Müllers Flora hatte nicht nur eine ganz niedliche Auswahl von Topfblumen auf dem grüngestrichnen Brette vor ihrem Fenster, sondern außerdem noch einen recht freundlichen Garten, in dem jede Jahreszeit eine Knospe zu öffnen fand. Sie kam nie in die Kirche ohne ein niedliches Sträußchen an der Brust zu tragen, und Schmit-Franz hatte, wenn er nach dem Feier-

abende, der Himmel weiß warum, an der Mühle vorbeiging, oft einen geschmackvoll gewundnen Kranz auf ihrem Kopfe gesehn. Es ist wahr, er pflegte den flüchtigen Blick, den er seinem Systeme treu, auf sie warf, allerdings nicht dem Kranze, sondern dem feinen, weißen Gesichte zu schenken, aus dem die großen schwarzen Augen freundlich schelmisch herausſahn, und in dem der Mund lächelnd zu gewähren schien, was die Augen versprachen, aber der Kranz gehörte ja zu diesem Gesichte, er war nur eine Blütenkrone über der andern. Sie hatte eine reizende Einfachheit, diese Blumenkönigin, sie würde ihm auch gefallen haben, wenn sie nicht zu oberst auf der Liste gestanden.

Die Sache hatte aber einen unangenehmen Haken. Schmit-Franz hätte sonst nie geschwankt, längst sein System verlassen und sich ihr genähert. Flora war, wie es im Dorfe hieß, die Liebste des Adjuvanten. Der Adjuvant war nun zwar ein Lump, d. h. er hatte nichts, und außerdem wollte der Müller seine Tochter nur einem Müller geben; aber der Lump war ein ganz gescheidter, erträglich hübscher Mensch, der im Notfall wol auch so gescheidt sein konnte, seinen Beruf einer hübschen Frau, die ihm eine schuldenfreie Mühle, an Wert einem kleinen Rittergute gleich, zubrachte zu opfern. Der Adjuvant gefiel dem alten Müller, der eine biedre Haut war; es ärgerte ihn nur

so nebenbei, daß der junge Mann ihn mitunter belehren wollte, während er die Überzeugung hatte, sein Alter, seine Erfahrung stelle ihn weit über alle Büchergelehrsamkeit. Er gefiel ihm trotzdem, und obgleich die Bauern im Schloßbrauhause ein Verbrechen aus dem Gedanken machten, daß er seine Tochter der Gefahr aussetze, einen Lumpen zu heiraten, war ihm der stille Mensch, der Sonntag Nachmittags regelmäßig bei ihm vorsprach, lieber als all die hochmütigen Bauernsöhne, die ihm ihre Väter rekommandirten. Der leichtsinnige Schmit-Franz hatte mit seinen Späßen einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht, und die Art, wie er bei den Seinen von dem „Tirletanz" sprach, konnte ihn weder seiner Frau, noch seiner Tochter empfehlen.

Einer der Müllerburschen gehörte zu Schmit-Franz' Garde, dieser erfuhr also Alles, was man von ihm dachte; genug, um ihn zu entmutigen. In der Stadt würden diese Hindernisse einen günstigen Erfolg mehr als wahrscheinlich gemacht haben, auf dem Dorfe aber geht Alles seinen festen Gang, und die Form der Intrigue selbst ist eine gegebne, es war fast keine Hoffnung. Schmit-Franz gestand sich das ein, so ungern er es auch that, er erzählte sich aber zugleich, daß er für dies Mädchen etwas fühle, das er Liebe nannte,

das aber in der That nichts war, als das lebhafte Verlangen, die Unerreichbare zu besitzen.

Es war ihm mit Hilfe seines Vaters gelungen, bei der Hochzeit die Bemühungen des Adjuvanten zu vereiteln; Franz war der Kavalier der schönen Flora, und der Adjuvant mußte an der Seite einer beliebigen Dorfkugel statt der weichen Stimme, statt der Sprache, die durch seinen Unterricht nur die naiven Wendungen des örtlichen Dialektes behalten hatte, die ganze rohe Plattheit der Mundart von einer Stimme anhören, die durch beständiges Keifen um allen Wohllaut gebracht schien. Franz hatte Fantasie. Er konnte sich das große gelbseidne Tuch, den Spenzer, das Duzend Röcke, die mit Gold überladne Haube, er konnte sich all den übermäßigen Kleiderapparat wegdenken, dessen Aufgabe seiner Ansicht nach nur war, eine reizende Gestalt unförmig und abstoßend zu machen. Und er dachte sich in der That all die wohlproportionirten Formen des Mädchens in einer Weise, zu der ihn der zierliche Fuß und die freilich nicht weiche, aber doch sehr wohlgestaltete Hand, zu der ihn endlich das feine Ebenmaß des Gesichtes berechtigte. Ein Kleid, das die Formen nur bedeckt, nicht verunstaltet, ein frischer Strohhut mit rosa Bändern auf dem glänzend braunen Haare, dessen Reichtum unter der gestickten Haube nur eine neue Mißform verursachte, — er hatte nicht

Unrecht, Flora hätte so nicht blos ihn erobert. — Aber sie war einmal nicht anders, sie unterschied sich weder durch ihre Sitten noch durch ihre Kleidung von den Mädchen, mit denen sie aufgewachsen, sie nahm, sobald sie in ihrer Mitte war, sogar unwillkürlich auch die Redeweise ihrer Schwestern wieder an; sie war ganz wie die andern Dirnen, denn die Veredlung, die das Werk des Adjuvanten sein sollte, konnte wol Manches und Besseres hinzufügen, aber nicht verwischen, was lange Gewohnheit und tägliches Beispiel ihr eingeimpft. Sie war so wie die Andern, sie theilte auch ihre Neugierde in Bezug auf Franz und war nicht wenig vergnügt, daß er ihr zu allererst so viel Aufmerksamkeit bewies und so viele Artigkeiten sagte. Der Adjuvant hatte stets an ihrem Kirchengesange, — denn sie sang bei Figuralmessen auf dem Chore, — etwas zu tadeln, Franz aber erklärte ihr, die Nachtigall müsse von ihr lernen; der Adjuvant konnte die großen alten Ringe nicht leiden, die sie am Finger trug, Franz verfehlte nicht, ihr mit einem vieldeutigen Blicke zu sagen, wie glücklich der sein müßte, dem sie einst mit diesem Ringe zugleich ihr Herz geben würde. Kurz, da Zaghaftigkeit Frauenzimmern gegenüber seine Leidenschaft nicht war, und er seine Worte gar nicht so übel zu stellen wußte, war er gegen seine eignen Erwartungen mit dem hübschen Mädchen bald auf recht

gutem Fuße. Das Bild ſeiner Fantaſie erhitzte ihn ebenſo ſehr als der Wein, dem er fleißig zuſprach, und von ſeiner letzten Unterhaltung zu einer Liebeserklärung in aller Form ſchien der Übergang ſchon kinderleicht, als — das Bombardement begann.

Die gewaltthätige Weiſe, mit der dies Vergnügen betrieben wurde, die Aufmerkſamkeit, die Schutz und Angriff forderten, machten die Fortſetzung eines zarten Geſpräches unmöglich, Franz verſchob demnach ſeine Erklärung und miſchte ſich in den Kampf. Er hatte mit großem Geſchick eine Anzahl von Mandeln und Feigen, die ſeiner Dame galten, aufzufangen gewußt, konnte aber doch nicht hindern, daß ſie von einer kräftig geworfnen Apfelſine unſanft getroffen wurde. Die Granate platzte durch die Gewalt des Wurfes an der weißen Stirn des Mädchens, der Saft beizte ihre Augen und drohte ihre ſchönen Kleider mit unvertilgbaren Flecken zu beſudeln; halb aus Schmerz, halb aus Verzweiflung über dies Unglück ſchrie ſie auf. Franz hatte den Vorfall kaum bemerkt, als er ſich ritterlich auf den Urheber des Attentats ſtürzte und ohne ſeine Kraft irgend zu berechnen, dieſen am Kragen packte. Man ſah darin irgend eine verabredete Ausgelaſſenheit, einen Scherz und lachte aus vollem Halſe, aber ein Schrei der Entrüſtung ging von Mund zu Mund, als von beiden Seiten ernſthafte Fauſtſchläge

gewechſelt wurden. Zum Unglücke war der Angegriffne noch ein Bruder der Braut, alſo heut eine unverletzliche Perſon, und Schmit-Franz wäre ohne die Dazwiſchenkunft des Gerichtsmannes ohne Umſtände als Verletzer des heiligen Gaſtrechtes an die Luft geſetzt worden. Die Überredungsgabe des Vaters ſchützte den Sohn nun zwar vor den weiteren Folgen ſeines Frevels, rettete aber auch nichts als ſeine Haut, denn es war nicht eine geſetzte Perſon mehr im Dorfe, die den Windbeutel nicht für völlig ſittenlos gehalten hätte.

Selbſt die Dame erkannte die ritterliche Aufopferung nicht an. Der Adjuvant hatte ihr die Verſicherung gegeben, daß er die Flecken aus der Seide wieder entfernen werde, und damit war ſie beruhigt. Sie begriff nicht, was Schmit-Franz Unanſtändiges in der Szene fand und fühlte ſich durchaus nicht zu Dank verpflichtet. Eine „Hoxt“ ohne „Jux“ war ein Unding, und die Flecken waren ja nicht unvertilgbar, das blieb am Ende doch die Pointe. Schmit-Franz hatte ſich blamirt, er war ſchlimmer angekommen als Don Quixote, und er mochte im Innern grollen und für die vermeintliche Beleidigung ſeiner Dame Rache ſchwören wie er wollte, der Mangel an „Bildung“, den er gezeigt hatte, untergrub ſeinen Ruf ein für allemal.

Die Kartätſchen waren verſchoſſen und zum größten Theil in den Beſitz der Kinder der Gäſte übergegangen, die unter den Tiſchen, Stühlen und Bänken die ſüßen Kugeln auflaſen, und zweckmäßigeren Gebrauch davon zu machen wußten als die Erwachſenen; die Kugeln waren verſchoſſen, und das Muſikkorps mahnte mit einem kräftigen Tuſch an den Aufbruch.

Die Paare reihten ſich und zogen mit gellender Muſik in den Kretſcham, da der Raum im Hauſe zu einem Tanzvergnügen zu eng war. Eine neue Plage für den Braütrich begann. Er mußte gelaſſen zuſehn, wie die Hochzeitbitter die ihm Angetraute von einem Manne zum andern führten, wie Einer nach dem Andern ſie luſtig im Kreiſe ſchwang, und er eine völlig unbeachtete Perſon blieb. Freilich hatte die Braut ihre Schürze aufgeſteckt und ſammelte von Jedem, mit dem ſie tanzte, eine Gabe ein, die ſie unter der Firma: „Auf's Wiegenband“ von Rechtswegen zu fordern hatte; der Braütigam war aber zu jung um geizig zu ſein, und die Muſik der vielen Thalerſtücke, die ſchon in der großen lila Schürze klingelten, tröſtete ihn wenig. Sein Unmut half indeß nichts, er mußte ſich beſcheiden, wenn er nicht wie Schmit-Franz durch eine neue Verletzung der Sitte einen Krawall hervorrufen wollte.

Der Hochzeitbitter kam nämlich auf die Idee, die Braut auch dem eleganten Franz zuzuführen, und dieſer mußte ſich bequemen, einen Tanz zu ſpringen, den er mit gutem Fug eine Reiſe um die Erdkugel nannte. Als ihm der chapeau d'homneur die Dame wieder abnahm, erinnerte er ihn an das Wiegenband, und Franz, der ungeſittete Franz, erklärte, er wiſſe ſich von jeder Schuld frei und habe durchaus keinen Theil an der Zukunft, keinen Theil an dem zu wiegenden Genius; er würde ſich zu einer Buße nur verurteilen laſſen, wenn ihm Gelegenheit zur Sünde gegeben worden. — Prüderie iſt ſonſt keine Eigenſchaft der Dorfmädchen, je derber der Scherz, deſto größer das Gelächter; Ann' Sann' fühlte ſich auch nicht beleidigt, aber der beleidigte Gebrauch mußte gerächt werden. Die Antwort des Windbeutels verbreitete ſich wie ein Lauffeuer, und er hatte heute ſchon zu viel verbrochen, als daß er nicht trotz ſeines ſchwarzen Frackes und der karrirten Hoſe zur Thüre herausgewirbelt worden wäre.*)

*) Der Leſer wird mir die weitläufige Schilderung der Details einer oberſchleſiſchen Bauernhochzeit vergeben, wenn er erfährt, daß Kortüm, der berühmte Kortüm einen Doktoranden im Rigoroſum nach den Heiratsgebräuchen der Ditmarſen fragte, und daß dieſer die Antwort nur wußte, weil er kurz vorher einen Roman der Gräfin Hahn rezenſirt, in dem der berüchtigten Leichentücher Erwähnung gethan war. Solche Gebräuche aufzuzeichnen, ſcheint mir alſo ein Verdienſt.

Sein Vater ſpielte den Geſcheidten, er ſchimpfte auf ſeinen Sohn, gab den Burſchen vollkommen Recht und trank mit den Bauern, in deren Augen er durch dieſen Heroismus unendlich gewann, ruhig weiter. Ja, er brachte es durch die Äußerung: das ſtädtiſche Leben habe ſeinen Sohn verdorben, und er beklage es, ihn nicht gleich in die Mitte der würdigen Bauern mitgenommen zu haben, dahin, daß die Väter den armen Burſchen bedauerten und einſtimmig beſchloſſen, ihm ein Vergehn zu verzeihn, das nur die Schuld verfehlter Erziehung ſei. Es wäre Alles beim Alten geblieben, hätte ſich Franz nicht zu ſehr beleidigt gefühlt und den Bruch gewollt.

Es gelang ihm ſchon am folgenden Tage einen Schabernak auszuführen. Seine Garde blieb ihm treu, er ging weder zur Nachhochzeit, noch in's Schloßbräuhaus, ſondern machte ſich im Niederkretſcham anſäßig, bildete eine Oppoſition, und die erſte Folge davon war, daß eine Menge von Mädchen ohne Tänzer blieb und ein Duzend Familien ſich darüber verzürnte.

Sehr verrechnet aber hatte er ſich in dem Eindrucke, den er auf Flora gemacht zu haben glaubte. Die Aufmerkſamkeit, die ſie ihm geſchenkt, war wenig mehr als die Neugierde, den Menſchen kennen zu lernen, der keine Liebſte ſuchte. Raſche Entzündbarkeit

findet ſich nur bei ſehr empfänglichen oder präparirten Stoffen, ſie gehört der Stadt; jenes wunderliche Pflegma des Dorfes, jene Langſamkeit im Verſtehn, die für das Landvolk im großen Ganzen charakteriſtiſch iſt, und endlich das formelle Weſen, das hier, ich weiß nicht wie, naturwüchſig geworden, durchdringt und beherrſcht auch die „kometariſchen“ Gefühle. Es gehört eine regere Fantaſie dazu, als die im Kopfe eines Dorfmädchens thätige, um durch eine einzige Unterhaltung, durch einen Menſchen, der ſonſt nicht über ihm ſteht, wäre er auch noch ſo hübſch, aus dem gewohnten Gleiſe, aus den alten Träumen geriſſen zu werden. Sie ſind koquet genug, ein wenig zu tändeln, zu necken, aber um alle Welt nicht ſo viel, daß der rechte Liebhaber daran ernſtliches Ärgerniß nehmen könnte. Und die Bauernmädchen ſind darin ſehr ſelbſtſtändig; weder Vater noch Mutter ſtört Ihren Verkehr mit dem Auserkornen, aber, wie ſie die Augen für ſolches Spiel verſchließen, verlangen ſie auch für den ernſtlichen Freier, den ſie vorſchlagen, ein unbedingtes: Ja. Die Heirat iſt Sache der Eltern, das bischen Liebe aber den Töchtern auf Diskretion überlaſſen. Ein Mißbrauch dieſer Freiheit hat ſtets ſehr ſchlimme Folgen; Prohibitivmaßregeln, Cenſur und Verbot aber verdammt die Sitte, und die Sitte iſt ein unantaſtbares Heiligtum.

Flora war an ihren Adjuvanten gewöhnt, das Tischgeschwätz blieb ihr nur eine angenehme Episode und wäre es immer geblieben, wenn der Adjuvant nicht selbst den städtischen Bocksstreich gemacht hätte, mit ihr zu schmollen. Er brachte ihr zu allererst den Gedanken bei, Franz habe seine Schmeicheleien ernst gemeint und sich nicht blos, um etwas zu reden, um ihre Gunst beworben. Das Paar versöhnte sich zwar noch während des Tanzes, und bei der Nachhochzeit war keine Spur einer Verstimmung mehr zwischen den Beiden zu entdecken, aber Franz kam ihr nun doch lange nicht mehr so ungesittet vor. Sie fühlte durchaus nichts für ihn, im Gegentheil war der Kuß, den sie dem Adjuvanten unter den Weiden auf dem Mühldamme gab, als er sie nach Hause begleitete, der wärmste, dessen er sich rühmen konnte, und sie schmiegte sich dabei so innig an ihn, als es die Aufregung des Tanzes und der Grad ihrer Neigung nur irgend verlangte .... Armer Franz! —

Franz wußte von diesem Kusse nichts, er vertraute seiner Macht über das weibliche Herz. Zum Unglücke hatte er seinen anatomischen Liebeskursus nicht im Dorfe gemacht, vielleicht würde er sonst selbst gedacht haben: Armer Franz!

Er vertraute sich, und der erste Spätabend, nachdem Alles aus dem Hochzeitstumulte in die alte Ord-

nung zurückgekehrt war, fand ihn unter Floras Fenster. Der Adjuvant war nicht in der Mühle, denn er hatte in seinem Zimmer Licht, die Müllerhunde kannten Franz durch den Burschen und schmiegten sich freudig knurrend an ihn. Vater und Mutter schliefen, und Flora . . . Ei, nun, er klopfte an ihr Fenster und ahmte auf ihre Frage des Adjuvanten Stimme nach. Das Mädchen hätte zwar solche Nachtvisiten von ihrem Liebhaber noch nicht erhalten, es war aber kein Grund gegen die Annahme vorhanden, daß dies die erste sei. Flora stand demnach auf, nahm über das Jäckchen, das eigentlich die obere und immer getrennte Hälfte des Hemdes war, ein großes Tuch, schlüpfte in einen Rock und war in kürzester Zeit am Fenster. Die Blumennäpfe wurden rasch aus dem Wege geräumt, sie steckte ihren zierlichen Kopf vor, Franz faßte ihn mit beiden Händen und küßte tapfer zu. Eine solche Leidenschaftlichkeit, für die sie übrigens in sich ebenfalls keinen Groll fand, war ihr noch überraschender, als der Besuch. Die sitzende Lebensart und vielleicht auch die Lektüre hatten der Liebe des Adjuvanten einen stark platonischen Charakter verliehen, er pflegte sich mit einem Kusse zu begnügen, und diesen dann in der Erinnerung in homöopathische Milliontheile zerlegt wiederzukauen. Eine Überraschung, sie mag angenehm oder unangenehm sein, bringt immer einen

en Schauer mit, ein ſolcher faßte auch Flora, als
ız ihren Kopf endlich aus ſeinen Händen ließ, und
dem Rufe: „Aber Julius!“ zog ſie ſich halb
ck. Sie holte tief Athem, denn der Zudringliche
e ihr alle Luft weggeſaugt . . . In der Trunken-
in die ihn ſeine gelungne Liſt verſetzte, warf er
Maſke ab und verriet ſich beim erſten Worte. Er
te, daß ſie ihm nach dieſer Szene entweder willig
n, was er ihr vorher geraubt, oder einen Zank
nnen würde . . . Und die Verſöhnungen ſind ſo
n, ſo heiß; das Wort „ewig“ ſcheint ganz ausdrück-
für Verſöhnungen in Liebesſachen erfunden zu ſein,
nirgends ſpukt es öfter und mit mehr Gefühl!
Er irrte ſich. Flora warf mit einem Schrei das
ter zu und war durch keine Bitten wieder herbei
locken. Am andern Tage, oder vielmehr in der
ht kam er wieder, aber alles Klopfen und Rufen
umſonſt, und ſo die ganze Woche.

In ſeinem Ärger hetzte er das ganze Dorf zu-
nen. Eine Wegeverbeſſerungsangelegenheit, der
beſonders ſein Vater thätig annahm, gab die beſte
anlaſſung. Die Zöpfe im Dorfe behaubteten:
ei Voater is eim Drack gepanſcht uind die Pfard'
en derzoge, ich war's wult ach dermache.“ Auf
Seite dieſer Fortſchrittsfeinde ſtand der Müller,
der andern der Richter mit ſeinem ganzen Anhange.

Der Schloßbraüer kam am ſchlimmſten weg, denn eine große Anzahl ſeiner Stammgäſte gehörte zu denen, die ihre Ernte- und Düngerwagen lieber durch den unergründlichſten Kot ziehn und ſchleifen laſſen, als freiwillige Sandfuhren leiſten wollten. Der Richter und der Gerichtsmann Stampel konnten ihren Ehrenplaß nicht verlieren, ſo lang ſie im Amte waren, das begriffen ſie auch noch im Zorne, ſie wanderten alſo, als erſt Einer die Entdeckung gemacht, der Niederkretſchmer habe ganz gutes Bier und neue Karten zum Solo, in den Niederkretſcham aus. Damit ihnen jedoch das notwendigſte Möbel einer deutſchen Einrichtung, irgend eine polizeiliche Gewalt nicht fehle, überredeten ſie den zweiten Gerichtsmann, ſich an ſie anzuſchließen, und den Vorſitz zu übernehmen. Lieber im Niederkretſcham der Erſte als im Schloßbraühauſe der Dritte! Man braucht kein Cäſar zu ſein, um ſo zu denken! Der Mann nahm ſeinen Vortheil wahr, und der Spalt drang auf dieſe Weiſe und möglicherweiſe durch dieſe ehrgeizige Reflexion ſogar bis in den Senat. Stampel senior bemühte ſich, die Sache in's Gleichgewicht zu bringen; Stampel junior, dem die Gemeindeangelegenheiten, ſeit der Müller zur konſervativen Oppoſition gehörte, plötzlich ſehr viel Kummer machten, ſtemmte ſich einer Ausgleichung mit aller Macht der Beredſamkeit entgegen: Er erzählte den aufhorchenden

Bauern, wie in München, wo doch ein König wohne, die Straßen jämmerlich ſchlecht wären, und München doch eine ſchöne Stadt bliebe; er erinnerte ſie an das nachahmungswürdige Beiſpiel ihrer eignen Kreisſtadt Leobſchütz, in deren Gaſſen man mit Seelenruhe ein Rad nach dem andern brechen könne, kurz er ſprach ſo vernünftig, belegte jedes Wort mit ſo ſchlagenden Beiſpielen, daß die Männer, die ihm bis auf den Obermüller nie ernſtlich gram geweſen waren, die Köpfe zuſammenſteckten und meinten: „s Is doch a verflirter Jung', dar hot's, dar hot's Rechte gefuinde. Har ſäht, mir ſulle die Stroß nie ändre, un mir ware's nich, un wenn glei der Teixel neiſchloge ſull!“ Der Vater fand am Sohne einen Gegner, der ihm mehr zu ſchaffen machte, als die ganze retrograde Fraktion. Er begriff dieſen Angriff, den er nicht herausgefordert, nicht, und das Examen, das er anſtellte, gab kein andres Reſultat als einen vollſtändigen Bruch zwiſchen Vater und Sohn. Franz erwartete von ſeinem Vater keine Hilfe in dem Werke, das ihn am meiſten beſchäftigte, weil er nicht helfen konnte. Dieſe Intrigue mußte er allein leiten, und um zu reüſſiren brauchte er dieſen häuslichen Skandal; er wollte zum Hauſe hinausgeworfen ſein und ſetzte ſeinen Plan glücklich durch. Der Gerichtsmann ſtellte ihm die einfache Alternative, entweder binnen acht Tagen ſeinen Einfluß

dahin geltend zu machen, daß er, der Vater, das allgemeine Ehrenzeichen für das Verdienſt, den Straßenbau angeregt zu haben, erhalte, oder in gleicher Friſt einen andern zu ſuchen, der ihn fortan füttre.

„Bon!“ dachte er, „dieſe vertrauliche Mittheilung iſt, wenn irgend etwas flecken kann, eine Sproſſe in der Leiter meines Glückes!“

Ein Stadtmädchen hätte den Überfall am Fenſter ihrem Courmacher weislich verſchwiegen, Flora aber hatte ihn dem Adjuvanten erzählt, und dieſer einen ziemlich derben Brief an Franz geſchrieben. Der Adjuvant hielt aber aus Gründen, die ich ununterſucht laſſen will, für nötig, daß weder der Müller noch ſonſt Jemand etwas davon erfahre, und ſo wenig man dabei eine Schonung des Kußraübers beabſichtigte, that man ihm doch durch dies Verheimlichen den größtmöglichſten Gefallen. Weder der Trotz Floras, die ihn nicht einmal mehr anſah, noch der Drohbrief ihres Erklärten hinderte ihn, ſeine allabendlichen Spaziergänge fortzuſetzen. Er ſtellte einen wunderſchönen Roſenſtock mit unzähligen Knospen auf das Blumenbrett am Fenſter und hatte am andern Tage die Genugthuung, den Roſenſtock den beſten Platz einnehmen zu ſehn. Sein Name ſtand auf dem Napfe, Flora konnte alſo über den Geber nicht im Unklaren ſein, ſie wußte, daß er ſie beſchenkt, und hatte die Blume dennoch ge-

pflegt und gehegt. Er hatte nach dieſem Anzeichen des verbrauſten Sturmes wieder an ihr Fenſter zu klopfen gewagt und die Freude gehabt, ſie erſcheinen zu ſehn. Zwar ſchalt ſie und hieß ihn, ſeinen Roſenſtock nur wieder fortnehmen, ſie brauche von ihm keine Geſchenke und wolle nichts von ihm wiſſen, aber ſie war doch gekommen. Sie behaubtete zwar, den Strauch nur begoſſen zu haben, weil ihr die ſchönen Knospen leid gethan, — aber als er bat, behielt ſie ihn da, und als die dringende, glühende Sprache des Freiers ſie verlegen machte, hauchte ſie, ſcheinbar ohne ihn zu hören, und doch jedes Wort wiſſend, eine der Knospen auf und beugte ſich dabei ſo weit vor, daß Franz ihre Wange küſſen konnte. Zwar verſchwand ſie darauf höchſt eilig, aber es kam kein neuer Brief, ſie hatte es diesmal dem Adjuvanten nicht mehr geſagt.

So war es gekommen, ſo lagen die Dinge, als der Bruch zwiſchen Vater und Sohn erfolgte.

Franz ſetzte ſich Abends ſtillſchweigend an ſeinen gewöhnlichen Platz im Niederkretſcham, dem Gerichtsmanne und dem Müller gegenüber. Er hatte den Kopf in die Hand geſtützt und drehte ſein Glas zwiſchen den Fingern herum, wie Einer, der an Andres zu denken hat, als an's Trinken. In der That hatte ihn der Gerichtsmann ſchon zweimal daran erinnert, daß er ihm noch immer nicht Beſcheid gethan, und

daß er ihn, nach dem, von Franz ſelbſt eingeführten Geſetze in Ordnungsſtrafe nehmen würde.

„Hört, lieber Vetter Kunze,“ ſagte der junge Mann, „mir geht heute gar Vieles im Kopfe herum, ſo daß Ihr mir meine Nachläſſigkeit ſchon verzeihn müßt. Ich möchte heut viel lieber einen guten Rat von Euch Beiden, vom Obermüller und vom Vetter Kunze, als das beſte Bier, und wär's münchner Bock. Ich hätte heut ſchon einen von Euch heimgeſucht, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr den Tag über viel zu thun habt, und ſich am Abende doch wol eine Gelegenheit ſchicken würde, Eure Erfahrung zu meinem Beſten zu hören.“

Niemand hatte ſonſt mehr geſprochen als Franz, er hatte ihnen hundertmal gezeigt, daß er mehr wiſſe als ſie, ſo daß ſeine jetzige Erklärung einer ſehr ſchmeichelhaften Huldigung völlig gleich kam. Die Weisheit aus der Erfahrung, aus praktiſcher Thätigkeit geſchöpft, das war eben das Steckenpferd des Müllers. Er hatte immer noch nicht viel auf den Burſchen gegeben, nun fand er, daß er wirklich mitunter ganz vernünftig ſein konnte, und daß am Ende wirklich, wie ſein Vater ſchon geſagt hatte, nur die verfehlte Erziehung ihn verdorben. Sie rückten alſo, der Obermüller und der Gerichtsmann, mit beifälligem Raüspern zuſammen, und Franz fuhr fort.

„Ich bin ein Stück in der Welt herumgekommen, bin aber mein Lebelang mehr hinter dem Vergnügen, als hinter der Arbeit hergewesen; ich habe mancherlei Zeug gelernt, aber nie daran gedacht, mir auf eine feste Weise mein Brot zu verdienen. Ihr wißt ja, wie mich hier mein Vater ausgehalten und gefüttert hat. Das nimmt jetzt ein Ende, und ich habe eben eingesehn, daß es zu meinem Glücke geschieht.“

„Worum will har Ich denn nich meh füttre?“ unterbrach ihn der Müller.

„Ach, das ist wegen der Wegeverbesserungsgeschichte! Aber, wie gesagt, ich glaube, es geschieht zu meinem Glücke. Ich habe ein paar gesunde Arme und eine gesunde Brust, ich kann arbeiten. Das Invalidenattest habe ich nur dieses Knorpels wegen bekommen ...“ Er streifte den Hemdärmel in die Höhe und zeigte ihnen am linken Unterarme die Spuren eines doppelten Knochenbruches. „Aber diese Kleinigkeit hindert mich nicht an der Arbeit.“ Zum Beweise hob er den schweren Schemmel, auf dem er gesessen, an einem Beine in die Höhe und balancirte ihn auf der flachen Hand. „Es ist gesundes Mark darin, und ich kann mit dem gebrochnen linken Arme den schwersten Hammer meines Vaters grade so gut schwingen, als der Geselle mit dem rechten. Ich bin noch jung genug, ich muß ein Handwerk, ein Gewerbe lernen, das Handwerk hat einen

goldnen Boden, und ich kann so gut fleißig sein, als ich faul war. Ich kann es, denn ich will es!“ rief er mit Wärme, „und da wollte ich denn Euern Rat wissen, welches Handwerk ich, damit mir etwa das, was ich sonst weiß, sowie meine Kraft und Geschicklichkeit zu Passe käme, anfangen soll?“

„Hm!“ meinte der Gerichtsmann, „Ihr hot as Schmiede int schon weg, wos wullt Ihr int noch meh larne, uind Voaters Schmied' kriegt Ihr doch amol. Ich dächt hahl, Ihr wandert noch a wing vor Schmiet!“

„Und was meint Ihr, Vetter Obermüller?“ fragte Franz, der den gutgemeinten Vorschlag ohne besondern Beifall hingenommen.

„Hiert amol“, sagte dieser und heftete seine ehrlichen Augen auf den jungen Mann, nachdem er erst bedächtig eine Prise aus seiner mit Silber beschlagnen Muscheldose genommen, und diese mit großem Ernste auf den Tisch gelegt hatte. „Hiert amol, 's is guit, dos Ihr noch bei der Zeit zu Verstande gekumme seid; ich war' Ich wos sähn, Ihr hot mir hint zum erstemole gefalle, itze seid Ihr a nischtnutziger Tagedieb gewast, dar die Luft imsonst gefrasse hot, wahrend die ehrliche Leit sich ploge müsse; oder All's, wos Ihr so geredt hot, dos wor richtig uind wie a Mohn gesproche.“ Wieder eine Prise und in gedehnter Pause klappendes Spiel mit den Fingern auf dem Dosendeckel. Er über-

legte den Vorſchlag noch einmal, den er zu machen gedachte, denn Übereilung war ſeine Sache nicht. Das wirklich hübſche Geſicht des Bekehrten gefiel ihm, und die Aufmerkſamkeit, mit der er ſeine Worte hörte, der Ernſt, mit dem er ſeinem forſchenden Blicke begegnete, ſchien ihm ein Beweis der Aufrichtigkeit des Entſchluſſes. Er dachte ſich's ohne Zweifel verdienſtvoll, aus dem Teufelskerl mit dem weißen Geſichte, den dunklen melancholiſchen Augen und den ſtarken Armen, einen brauchbaren Mann zu machen, kurz, er mochte ſich dagegen wehren, wie er wollte, er fühlte ſich unabweisbar zu ihm hingezogen, und je mehr er ihn anſah, deſto mehr gefiel er ihm. „Hiert amol," ſagte er nach dieſer Pauſe, die Franz wie das Hinaustreten der Geſchwornen vorkam, „Ihr ſeit a geſchickter uind a ſtorker Minſch, Ihr kinnt laſe uind ſchreiwe, ſo gut wie dar Adjuvante, dos Schmiede is a nich üwel, wie wärſch...?" Priſe und Pauſe. „'s Wär' ok a Prow', denn 's is nich a ſo, ok angreife uind glei a gemachter Meiſter ſein, mon muß ſei Sach' verſtihe." Sehr ſtarke Priſe. „Ich möcht' em wul an Rot gewe, oder .... Hiert amol, Schmit-Franz, wie wärſch, wenn Ihr uff a Prow' zu mir vor Mühlſcher gingt? Dar Philipp heiert ei a poor Woche, uind, wenn Ihr die Sache anfaſſe thut, do ich gor kei Bang' nich, doß Ihr's breite kinnt. Zuvor müßt ich en wul imſonſt fräze, weil'n oder dar

Schmiet von waige insrer Sach' und Gerechtigkeit nauschmeiße will, kimmt mer's a uff das Affe nie ohn."

Schmit-Franz hätte durch den Jubel, in den er ausbrach, und der nur zu sehr an seine gewöhnliche Tollheit erinnerte, fast sein ganzes Spiel verdorben. Allerlei argwöhnische Gedanken kreuzten sich in des Müllers Kopfe, aber es blieb ihm keine Zeit, zu überlegen. Franz war über den Tisch gesprungen und küßte ihn, als wenn er seine Tochter gewesen wäre.

„Dos is a Wort!" sagte der Gerichtsmann.

Es war einmal ausgesprochen, und der Müller war ein Mann, der selbst wenn es ihm schwer gefallen wäre, nun nicht ein Pünktchen seines Anerbietens zurückgenommen hätte. Franz erzählte jetzt auch seinem neuen Meister ganz im Vertrauen die Geschichte vom allgemeinen Ehrenzeichen, das der Schmit auf Kosten der Gemeinde erobern wollte, und brachte ihn dadurch ebenso gegen den Vater auf, als er den Sohn liebgewonnen hatte. Wir wollen das Recht oder Unrecht nicht zu ergründen suchen, auch keine Reflexionen über den Takt und das Zartgefühl des Müllers anspinnen, es genüge die Nachricht, daß der Müller seinen Kopf zum Pfande setzen wollte, daß der Junge eben so von der Welt, in der er gelebt, als von dem hinterlistigen Vater verzogen worden, und daß er unter seinen Hän-

den bald ein Wunder von Arbeitſamkeit und Geſetztheit werden müſſe.

Ich weiß nicht, ob die günſtige Veränderung grade auf ſein Kerbholz gehörte, aber ſo viel iſt gewiß, daß Franz, ſeit er in die Mühle gezogen war, eine heitre Thätigkeit an den Tag legte, die alle Welt ſtaunen machte. Der Müller konnte ihn auf die Probe ſtellen, wie er wollte, er begriff das Getriebe raſch, wußte die Keile bald ſo gut einzuſchlagen, wie der beſte Müllerburſche, ſchützte das Waſſer ungeheißen zur rechten Zeit ein, trug Säcke, fütterte die Pferde, kurz war ein ſo unverdroſſner Arbeiter, daß ſich der Meiſter bald bewogen fühlte, zu erklären, daß er ihn nicht allein nicht umſonſt füttre, ſondern ihm ſchon vom erſten Tage an Lohn zahlen müſſe.

Franz hatte in ſeinem neuen Verhältniſſe den andern Müllerburſchen nicht nachgeahmt. Dieſe machten mit der Müllerstochter nicht viel Federleſens! ſie hatten ſie am zweiten Oſterfeiertage nicht allein mit ihren Schmackoſtern*) zum großen Vergnügen des Müllers und zum Ärger des Adjuvanten, derb geprügelt, ſondern ſie hernach noch unter die Pumpe im Hofe geſchleppt

*) Aus Ruthen und Bändern geflochtene Peitſchen, mit denen am Oſtermontage die Mädchen von den Burſchen, dieſe den Tag darauf von den Mädchen geprügelt werden.

und ſo naß gemacht, daß auch nicht ein Faden an ihr trocken geblieben war. Ihr Sträuben und Schreien hatte nichts geholfen, es war Sitte, ſie mußte ſich, triefend wie ein gebadeter Pudel, noch für die ihr erwieſene Ehre bedanken und jedem ihrer Peiniger ein Oſterei ſchenken. Er ſtellte ſich nicht auf ſolchen Fuß, ſchien die Abenteuer am Fenſter vergeſſen zu haben und hielt ſich in beſcheidner Entfernung, indem er nur jede Gelegenheit aufſuchte, ihr einen Dienſt zu erweiſen. Er war ihr Heinzelmännchen, ſie fand ihre Arbeit, wenn ſie ſich von einem Manne verrichten ließ, immer ſchon gethan, ehe ſie daran ging.

Der Adjuvant war mit der neuen Einrichtung durchaus nicht zufrieden, ſchmollte und brummte, kurz machte ſich auf die beſte Art unausſtehlich. Dem Alten war er nicht mehr unentbehrlich, da Franz beſſer zu erzählen verſtand, und er dieſen obenein zu jeder Stunde, nicht bloß Sonntag Nachmittag, haben konnte. Der Adjuvant brachte Flora keine Bücher mehr und hoffte ſie durch dieſe Verkürzung ihres Vergnügens lebhaft daran zu mahnen, was ſie an ihm beſitze; er blieb ſogar eines Sonntags ganz aus. Das Mädchen fand ſo viel Vergnügen darin, dem unerſchöpflichen Franz zuzuhören, obgleich er ſeine Geſchichtchen nicht ihr, ſondern dem Vater oder der Mutter zu erzählen ſchien, daß ſie die papiernen Bücher des lebendigen wegen vergaß und den

Adjuvanten ſelbſt, der nach Schulmeiſterart immer etwas an ihr zu muſtern hatte, nicht zu ſeinem Vortheile mit Franz zu vergleichen anfing. Ja, ſie ſprang ſogar wiederholt aus dem Bette und eilte an's Fenſter, weil ſie geglaubt, der hübſche Müllerburſche klopfe. Im Stillen ärgerte ſie ſich über die Täuſchung und mehr noch über ſeine Beſcheidenheit, die ihm, ihrer Anſicht nach, gar nicht gut zu Geſicht ſtand. — Sie kam ihm entgegen, aber er ſchien es nicht zu bemerken, es ſchien ihm nichts am Herzen zu liegen als die Mühle und der Müller, und hätten die heimlichen, unbeſprochnen Aufmerkſamkeiten nicht fortgedauert, ſo hätte ſie ihn aufgegeben.

Das Waſſer rauſchte voll über die Räder, der Sturm peiſchte die niederhängenden Weidenäſte in den Bach, raſcher und raſcher raffte die Flut das Triebrad um, es war eine abſcheulich widerwärtige Nacht. Franz hatte mit einem älteren Kameraden die Wache, er ſaß auf einem Sacke und ſchlummerte halb. Er hörte in dem ruckweiſen Anſchlagen des Glöckchens am Schüttkaſten zwar nicht, daß er Lordmayor von London werden würde, aber das Lied klang nicht weniger angenehm, es profezeite Liebe und Beſitz. Er wußte auch trotz ſeines Eifers, der nachgerade zur Gewohnheit geworden war, dem Kameraden wenig Dank dafür, daß er ihn aus ſeinem Traume aufſtörte. Aber es half nichts, das Kammrad quikte, und Franz wurde um Öl ge-

ſchickt. Der Müller ſchlief mit ſeiner Frau in einer Kammer neben der großen Wohnſtube, dieſe war verſchloſſen, und Franz mochte pochen wie er wollte, in einer Mühle ſchläft man feſt, wenn man nicht grade verliebt iſt. Er tappte im Hauſe herum und ſuchte die Ölkanne an zehn Orten, wo er ſie nie geſehn; der einfache Weg, von außen an das Kammerfenſter zu klopfen, fiel ihm nicht ein, und ohne zu wiſſen warum, pochte er zuletzt an die Thüre des Stübchens, in dem Flora ſchlief. Er erſchrack faſt, als ihre Stimme: „Was gibt's?“ rief, und ſtotterte verlegen: „Florchen, ich kann die Ölkanne nicht finden, und habe auch kein Licht.“

Eine kleine Stille folgte innen, von der wir annehmen können, daß die Gedanken, die ſie ausfüllten, möglichſt entfernt von Ölkanne und Talglichtſtumpen waren. Dann hörte er deutlich, wie das Mädchen aufſtand, und nach einigem Hin- und Hertappen fiel ein Lichtſtrahl durch's Schlüſſelloch auf den dunklen Gang hinaus. In ein großes Tuch gehüllt, öffnete das Mädchen die Thüre, fragte ihn neckiſch, ob er ſich im Finſtern fürchte, und ging mit ihm in die Vorratskammer, deren Schlüſſel ſie hatte. Hier fand ſich zwar nicht die gewöhnliche Kanne vor, aber doch eine Krule, aus der er den Bedarf nehmen konnte . . . .

Das schwarze Tuch umschloß ihren Kopf, eng wie
n Nonnenschleier, und ihre vom Schlafe geröteten,
nen Züge in der Reflexbeleuchtung des Lichtes auf
m dunkeln, dort und da feucht glitzernden Hintergrunde
r Wand gaben einen Vorwurf; wie ihn Rembrandt
bte .... Franz fand sie hinreißend schön. Er
ßte nicht, wie eine so zarte Neigung, der er sich
bst nicht fähig gehalten, in ihn gekommen war; wenn
ch die Gestalt, so schien doch das Benehmen des
ädchens nichts weniger als Verehrung zu fordern,
d er hatte seinerseits bisher nichts von Verehrung
wußt. Eine jener unerklärbaren Kapricen des mensch-
hen Geistes beherrschte ihn, er verehrte ein Mädchen,
m er selbst durch seine Küsse den Geschmack an der
atonik verdorben hatte. Vielleicht trug indeß auch
ne Arbeitsamkeit und die Ordnung, die er in sein
ben gebracht, einige Schuld an dieser Blödigkeit. Er
) sie von der Seite an, er sah, als sie die Kruke
euchtete, die feinen blauen Adern durch die Haut des
rlichen Fußes schimmern, der in einem schweren le-
nen Pantoffel steckte und einen Sammtschuh verdient
tte; er sah die weiche Rundung ihres Armes, die
uen Grübchen am Ellenbogen, er sah die großen
warzen Augen, die ihn so freundlich anblitzten, und ....
bat sie, ihm zu verzeihn, daß er sie geweckt.

Nur ein ſo Befangner wie er, las in ihrem erſtaunten Geſichte nicht: Er iſt doch auch gar zu tappig! Sie warf ſchnippiſch den Kopf zurück als ſie ihm das Licht an den Finger hing, und ſagte halb lachend, halb verdrießlich: „Ich bitte mir's auch aus, daß ich zum letztenmal wegen Eurer dummen Ölkanne geweckt worden bin, und das Licht bringt Ihr mir gleich wieder.“

Schrecklich tappiger Franz! Er begriff nicht, wozu ſie das Licht heute noch wieder haben wollte, er gehorchte blind und überhörte die Zärtlichkeiten, die ſein Kamerad ihm für ſein langes Ausbleiben zuſchrie, gänzlich. Er war viel tappiger als der Adjuvant.

Zaghaft klopfte er wieder an die Thüre des jungfräulichen Schlafzimmers, um das Licht hinein zu reichen und: gute Nacht! zu wünſchen, aber er bekam keine Antwort. Er klopfte ſtärker, Alles blieb ſtumm. Nun überlegte er, ob er den Leuchter an die Thürklinke hängen oder ihn auf die Schwelle ſetzen ſolle. Im letzten Falle konnte Flora darüber fallen, und im erſten mußte die Maſchine beim Öffnen der Thüre herunterfallen und das Gepolter das Mädchen erſchrecken. Er klopfte nochmals. Sie mußte wieder eingeſchlafen ſein, denn als er das Ohr an die Thüre preßte, glaubte er tiefe Athemzüge zu vernehmen. Da kam ihm der ketzeriſche Gedanke, den ſchlafenden „Engel“ bei dieſer

Gelegenheit betrachten zu können und schlimmsten Falls den Befehl, das Licht wieder zu bringen, als Entschuldigung anzuführen. — Armer Franz, Du warst wirklich sehr, sehr verliebt und nahe daran ein Narr zu werden.

Er machte also, damit Flora weder stolpern noch erschreckt werden könne, leise, leise die Thüre auf. Die Angeln quikten, aber Flora hatte plötzlich einen wahren Müllerschlaf bekommen; so leicht als sie vorher erwacht, so wenig kränkten diese Mißtöne ihr Trommelfell jetzt. Sie schlief. Franz stellte das Licht so, daß er das Mädchen betrachten konnte, daß aber zu starkes Licht sie ja nicht wecke. Sie schlief; der eine Arm war unter den Kopf geschoben, ihr Busen hob und senkte sich rasch, — ein unruhiger Traum mochte sie quälen, — um den kleinen halboffnen Mund spielte aber ein Lächeln, — der Traum konnte nicht gar zu böse sein. Franz stand und sah. Er hatte es einst so gewünscht, ihre Gestalt nur bedeckt, nicht verunstaltet zu sehn, und theilweise wenigstens war sein Wunsch erfüllt. Nur fand er jetzt, daß seine Fantasie eine miserable Zeichnerin gewesen. — Die Schlafende machte eine ungeduldige Bewegung, — das Licht mochte sie am Ende doch stören. Das war aber auch zu viel für Franz, die Bewegung gab mehr als sein Wunsch verlangte, und die feinen, lebenswarmen Formen des achtzehn-

jährigen Mädchens, machten sein Blut sieden, seine Schläfe hämmern. Seine Augen bekamen Gefühl, er beugte sich über die Schlafende und . . . .

„Hab' ich Dich angeführt!“ lachte das Mädchen und öffnete ihre Augen weit, weit, daß Franz noch röter geworden wäre, wenn er nicht ohnehin all sein Blut im Kopfe gehabt hätte. Sie zog ihr Hemdchen zusammen, legte ihr Tuch hoch auf ihr Deckbette, so daß nur ihre Arme und ihr Kopf frei blieben, befahl dem Erstaunten das Licht auszulöschen, und fing mit großer Naivetät zu plaudern an.

„Du hast mir,“ — sie hatte sonst nie Du gesagt, — „mit Deiner Ölkanne einmal meinen Schlaf vertrieben, jetzt setz' Dich her und sieh wie Du mich wieder einschläferst.“

Franz bekam plötzlich Leben und versuchte eine stürmische Umarmung. Er verstand jetzt das ganze Spiel, schalt sich einen Dummkopf und versprach sich, nichts weniger als tappig zu sein. Aus der ersten Umarmung wurde indeß nichts. Nennt es Moral, Sitte, Gebrauch, was Ihr wollt, nur diesmal nicht Koquetterie, sie wies ihn in die Schranken zurück und erklärte ihm, daß er bescheiden sein müsse, wenn sie ihn bei sich leiden solle. Es gibt eine Grenze, und diese wird auf dem Dorfe haarscharf festgehalten; die Mädchen haben, weil sie sich so ganz frei bewegen können, eine gewisse

ſelbſtgewollte, eigenwillige Züchtigkeit, die kräftiger iſt und feſter ſteht, als eine auf Doktrinen gebaute. — Als Franz ſich erſt in ſeine Lage gefunden, als er überlegt hatte, daß Flora ein anders erzognes Weſen ſei, als ſeine früheren Stadtbekanntſchaften, als ſie ihn endlich durch ihre Natürlichkeit aus ſeiner abgeſchmackten Verehrerrolle, in der er ſo ſehr linkiſch war, herausgeſchwatzt hatte, bequemte er ſich vernünftig zu werden. Sein Lohn beſtand, außer der angenehmſten Plauderſtunde, in freiwilligen Liebkoſungen und in mancherlei kleinen Freiheiten, die ſie ihm erlaubte. Er lernte Maß halten und war überglücklich. Flora erzählte ihm, der Adjuvant habe um ſie angehalten, da er eine Schullehrerſtelle in der Taſche trage, und ihr Vater hätte ſich anſtandshalber eine achttägige Bedenkzeit vorbehalten, obgleich es ihm gar nicht einfiele, aus ihr eine Frau Schulmeiſterin machen zu wollen . . . . . ſie ſelbſt müßte denn etwa ſehr darum bitten. „Soll ich das?“ fragte ſie, und Franz glaubte die Augen des kleinen Teufels durch das Dunkel funkeln zu ſehn.

„Wenn Du willſt, daß ich mir vom Kammrad den Kopf zerquetſchen laſſen ſoll!“

„Warum nicht gar. Aber lange ledig zu bleiben habe ich nicht Luſt. Wenn der Adjuvant erſt einmal aus dem Gehege iſt, wird's nicht lange dauern, ſo

kommt ein Andrer, und wenn der Vater Ja ſagt, was ſoll ich thun?“

„Mir wird er Dich aber nicht geben.“

„Wer weiß, Du mußt verſuchen. Aber mache raſch, denn ſeit der Hochzeit von des Richters Ann' Saun', wo die Leut' gar ſo viel über die alte Braut gelacht haben, traue ich nicht, daß ich bald meinen Rosmarin werde verſchneiden müſſen.“

„Wenn er mich aber abweiſt? Wenn ich aus dem Hauſe muß?“

„Da kömmſt Du halt zum Fenſter bis ich Hochzeit gehabt habe,“ ſagte ſie mit ihrer unerſchütterlichen Unbefangenheit. „Aber verſuch's nur, denn Dich möcht' ich doch lieber als einen Andern, und der Vater hat Dich auch gern, weil Du ſo tüchtig ſchaffſt.“

Es iſt eine verzweifelte Geſchichte, in ein Dorfmädchen verliebt zu ſein, wenn man lange Zeit Pflaſterluft geathmet hat. Franz empfand alle Dornen eines ſolchen Verhältniſſes, und ſie drückten ſich ihm um ſo ſchärfer ein, als die Mahnung, es ſei Gefahr im Verzuge, ihn beunruhigte. „Zeit,“ ſeufzte er, „Zeit, und ich bewege den Alten dazu, daß er ſie mir gibt, aber heut oder morgen, mit leeren Händen, da käme ich bei den Dorfphiliſtern ſchön an.“

Der folgende Tag war ein Sonntag. Der Adjuvant, der ſich ſchon Herr Schullehrer nennen ließ und

viel von ſeiner Einrichtung ſprach, kam mit einem Blumenſtrauße an, den Flora in ein Töpfchen mit Waſſer ſtellte. Die durchwachte Nacht hatte ſie nicht angegriffen, ſie war zu vergnügt über das endliche Geſtändniß des blöden Müllerburſchen, des ci-devant „Tirletanz und Teufelskerl“ ihres Vaters, des Herrn Franz Stampel junior. Sie ſah allerliebſt aus, ſchöner als je; der neue Schullehrer wußte freilich nicht warum, Franz aber wußte es recht gut. Er hatte ihr einen Toilettenbeſuch zu machen gewußt, und ſein Geſchmack hatte ſie zum erſtenmale in harmoniſche Farben gekleidet. Statt ſich über ſein Werk zu freuen, ſaß er indeß trübſelig in einer Ecke, überließ die Unterhaltung dem Schülmeiſterlein und hatte ſelbſt für die Scherze ſeines Patrons kein Lächeln. Er brütete über der Möglichkeit, das Mädchen zu bekommen, er war ſo ſtädtiſch verliebt, daß die Mühle in ſeinen Gedanken gar nicht mehr wie ſonſt an Flora hing. Zudem ärgerte ihn das übermütig hoffnungsvolle Geſicht des Adjuvanten, deſſen Naſe bei jeder Schelmerei, die Flora mit ihm trieb, eine Linie in die Höh' ging, deſſen Augen vor Freundlichkeit in eben dem Maße kleiner wurden, als ſein Mund ſich vergrößerte. — Der Adjuvant-Schullehrer wollte ſich aber auch heute gar zu liebenswürdig machen. Ein Invalide, dem die glorreichen Feldzüge von 13, 14 und 15 eine Leier einge-

tragen hatten, eine königliche Gabe, die mit einem Beine und beiden Augen im Ganzen etwas theuer bezahlt war, zog auf dem Wege in's Dorf unter den Fenstern vorbei. Er rief ihn an, ließ einen Walzer spielen und tanzte mit Flora auf den ungleichen, höckrigen Dielen, so gut es ging. Franz verließ die Stube und machte sich in der Mühle zu thun.

Seine auffallende Verstimmtheit war dem Müller, der ihn lieber heiter sah, nicht entgangen, er ließ Mutter und Tochter mit dem Hoffnungstrunknen zusammen und nahm Franz in seiner derb wohlwollenden Weise vor.

„Junger, hon der irnt die Reichelen Dei Petersili gefrassa? Gibst nei und schwenkst mer a dos Maidle a mol nim, daß die Balke knacke! Dos wär' mer wos? Ho ich Dich übernumme, do mäh ich oder a nich, daß Dei Nos' über's Maul nuinterhänge thut. Itze säh mer 's, wos hoste mit meim Florle?"

Franz erschrack zum Tode.

„Hot Dir die Blitzstrunze wos thon, so will ich ihr 's geweise, daß ihr die Rippe praffle. Dos wär' mer wos! Ich ho's wult schon lang gesahn, daß Du dam Maidle aus der Wege gihst, itze oder ho ich's grod' satt. Kimm her und säh mer Dei Beicht!"

Diese Apostrose war nach des Müllers Idee eine fertige Liebeserklärung. Seine Tochter kam gleich hinter

der Mühle, und daß er ſie eines Burſchen wegen mit Strafe bedrohte, war ein unerhörtes Wunder. Er nahm bisher immer ihre Partie, wenn ſie ſich mit den Hausleuten verzankt hatte, und nur der, der ſeine Mühle angezündet hätte, wäre in ſeinen Augen ein größerer Verbrecher geweſen, als der Beleidiger ſeiner Tochter. — Franz liebte aber zu ſehr mit dem Herzen und zu wenig mit dem Kopfe, als daß er dies Liebesübermaß in den hartklingenden Worten verſtanden hätte. Sein Herz war gepreßt, und ſeine Schlauheit mit dem kalten Blute durchgegangen; er fand keine Ausrede, keine gelegentlichen Zahnſchmerzen, nicht einmal einen einfachen Stockſchnupfen, es war wirklich eine Beichte, die er ablegte, und zwar eine von purer Verzweiflung diktirte. Er fing von dem Jubel im Niederkretſcham an und erklärte ihn durch die Ausſicht, mit Flora unter einem Dache zu wohnen; er ſchwärmte auf eine für den Alten ziemlich unverſtändliche Weiſe einen ganzen Band von Liebesweh zuſammen und ließ nur die Nachtpartien, alſo die Lichtpunkte, unerwähnt. Der Müller begriff von der ganzen Geſchichte richtig das Beſte, nämlich, daß ſein Mühlſcher Franz Stampel Gefallen an dem Müllerleben, an der Obermühle mit allen Dependenzen und an ſeiner Tochter Flora gefunden habe.

Der Müller lachte, daß ihm die Thränen aus den Augen ſtürzten, er lachte ſo gewaltig, daß Franz aus

Verzweiflung mitlachte, daß der Invalide einen strauß-ſchen Walzer mitten durchſchnitt, und das Mädchen, das ihn auf dem Tambourin begleitete, abſchickte, den Grund des Getöſes zu erforſchen. — Nie wurde noch ein Antrag auf ſo ſonderbare Weiſe aufgenommen! — Franz fing ſchon an in dieſem Gelächter eine Verhöhnung ſeiner Menſchenwürde, ariſtokratiſche Anmaßung und grobmateriellen Bauernſtolz zu erblicken, ſeine Faäſte ballten ſich krampfhaft, ſeine Augen, die das Geſtändniß geſeuchtet, wurden trocken, glühend, fiebriſch rollend, — er konnte all dieſe Phaſen durchmachen, der Müller lachte fort, bis er heiſer war.

„Kimmſt har, Blitzkarle mit dar virnehme Sproch', kimmſt har," ſchrie er endlich, immer noch auf dem Platze vor der Mühle. „Itze war' ich Dir beichte. Wiesde durte eim Niederfretſcham dogeſeſſe biſt, uind a Kopp aſo ein de Luft neigereckt hoſt, do ho ich mer denkt, 's is ſchad' vor den Jung! Wenn har ſo a tüchtiger Mühlſcher wär', do gäw' ich mei Tochter kam Andre. Miſt bot ſe ſalwer, was ſe bracht, wenn ſe ok an brawe Karle kriegt, dar 'n zuſammenholte kon. De Maidle ſein ok zum Heiern do, uind guter Leit' Kind' könne überall freie, wenn ſe glei de Toſch' nich ſo vull hon, wie inſereis. — Doo oder hot mich gearjert weilſte eim Haus biſt, doß De mer mit dam Florle aſo gor niſchte nich harmache thuſt. Uind wieſte gor

aſo anſtellig geworde biſt, doß kei Mühlſcher eim ganze Kreis ſei Sach' beſſer mache ken, do hot mich Dei Dummheit erſcht recht gearjert . . . Itze gihſt nei und kriegſt mer dos Maidle um 'n Kroge, uind harzt und küßt mer ſe, wie ſich's gehirt uind gebührt, doß De mer nich a ei dar Kerch' onhebſt zu ſchmatze, wie jer Eſel. Mir ſeie Müller, kei Pauern nich, ho ich mei Maidle, mei liebes Florle, eim Hofe verſproche, do kon ich ſe a vor der Hort herze lohn. 's Is ſchon ei Thun, kai rechtes Geſchick hot's doch nich meh! — Itze kimmſt nei, — marſchir' . .!" Und er unterbrach die ſtumme, überſelige Umarmung des Erluftſpringers, jetzigen Mühlſchers und zukünftigen Mühlenbeſitzers dadurch, daß er Franz am Kragen ſeines Rockes von ſich abzog, ihn zur Stubenthüre hineinwarf, Flora dem Adjuvanten aus dem Arme riß, ſie an des improviſirten Bräutigams Bruſt quetſchte und in ſeinem Vergnügen ſogar die Müllerin, die nicht wußte, was ihr geſchah, um den Leib nahm und mit ihr, gefolgt von dem jungen Paare, den raſendſten Ländler aufführte, der je geſprungen worden iſt.

Die Geſchichte klärte ſich mit dürren Worten auf. Der Müller war ſtolz darauf, daß ihm ein langvoraus überlegter Plan vollkommen geglückt war, und gab ſich ſeiner Freude ohne Rückſicht auf den aus ſeinen Himmeln geſtürzten Adjuvanten hin. Als

es ihm endlich einfiel, ihn zu tröſten, fühlte dieſer ſich bereits in dem Stadium des Beleidigtſeins, wo es keine Salbe mehr für die Wunde gibt. Und als er ſah, mit welcher Innigkeit ſich Flora an Franz ſchmiegte, wie ſie ihn küßte, wenn er es nicht that, ſchwur er einen heiligen Eid, keinem Weibe zu trauen, da Untreue und Falſchheit ihren Weg auch in die Dörfer gefunden. Als er auf dem Mühldamme an die Stelle kam, wo er ſie damals ſo feſt an ſich gedrückt hatte, wie jetzt der legitime Bräutigam, ſann er bereits auf eine Thränen und Galle ſündflutende Elegie, denn er hatte im Seminar, nebſt andern unnützen Dingen, Verſe machen gelernt; als er ſich zu Bett legte, war er indeß noch nicht im Reinen, ob er Anapäſten, Jamben oder Trochäen wählen ſollte, da er es mit den Spondäen, die ihm am paſſendſten ſchienen, vergebens verſucht. Vielleicht hat dieſer Zweifel die Welt um unſterbliche Verſe gebracht. Vielleicht, denn die Geſchichte erzählt von dem unglücklichen Liebhaber nichts mehr.

Was aber ſagte das Dorf zu dieſer Neuigkeit? Nur der Reichthum des Müllers ſchützte ſein Haus vor völligem Verrufe. Flora dem durch ſein eingezogenes Leben ganz obſkur gewordnen Franz zu geben, das war ein Anſtoß, ein zweiter aber war die ungehörige Verlobung, die man von Haus zu Haus als Vornehmthuerei verſchrie. Endlich brach man den Stab über

ihm, weil sich durch die Erzählungen des Adjuvanten herausstellte, daß das Brautpaar statt anständig schweigsam in verschiednen Ecken der Stube zu sitzen, die intimsten Tändeleien mit einander trieb. Wahrhaftig, es bestand unter ihnen, und noch dazu vor den Eltern, ein förmliches Liebesverhältniß. Man hätte Alles verziehn und nicht mehr Schlechtes gesagt, als bei jeder Brautschaft in der ganzen Welt von den „Zurückgesetzten“ gesagt wird, aber das war doch zu arg, zu sittenlos und unanständig. Ein Liebesverhältniß unter Brautleuten! So etwas war gar nicht gehört worden. Auch wurde der Müller von seinen Gevattern ernstlich gewarnt, nicht solches Ärgerniß geben zu lassen, aber er sagte in seiner frohen Ehrlichkeit und Gradheit:

„'s Freut mich hahl, doß se an ganze Tag dos Geschmatze nich satt kriege. Gevatter, 's is mei Tochter, oder wosde wohr is, is wohr, de Florle is a schienes Maidle, und har is a ganzer Karle, oder se in olle Bude noch viel schiener bei dam Harze und Schmatze. Loht se ok, de Sorge komme anoch. Mäh e der Teirel stire, ich stir' se nich uind wenn int 's ganze Dorf sill über mich komme.“

Stampel senior fand in der Sache nichts weiter als einen glücklichen Handstreich, zu dem er selbst Veranlassung gegeben, und ärgerte sich nur darüber, daß er nicht im Komplot gewesen. Die Klugheit hieß ihn

übrigens, die Hand zur Versöhnung bieten, er hatte seinen Sohn fürchten gelernt, seit dieser den Mut hatte, ordentlich und selbstständig zu sein. Er ließ die Weganlage fallen, und, wie Stampel und Sohn, versöhnte sich das ganze Dorf.

Franz fand den Gang in die Schlafkammer seiner Braut jetzt auch ohne die Ölkanne nicht außer der Tour, und man kann ohne der Wahrheit zu nahe zu treten annehmen, daß er von den Skrupeln des ersten Besuches nicht wieder zwischen Thüre und Angel zu Zögerungen verleitet wurde.

In drei Wochen war Hochzeit, lange Brautschaften liebt man auf dem Lande nicht. Franz aber hatte das größte Ärgerniß, die größte Überraschung für den Tag der Trauung aufgehoben. Nur die Müllerin war im Geheimnisse, und diese hatte sich erst durch die auffallendsten Beweise von den Vortheilen, welche die Ausführung des Planes ihrer Tochter brachte, zur Zustimmung bewegen lassen. Es galt nichts Geringeres als eine „Verkleidung." So nennt man nämlich hierorts den Wechsel der bäurischen Tracht gegen die städtische. „'s Hot amol kei rechts Geschick!" hatte der Müller gesagt, und so war's ihm bei dieser außergewöhnlichen Hochzeit auch nicht weiter um Aufrechthaltung der Ceremonien zu thun. Der Verkleidung hätte er sich aber sicher widersetzt, und die Nachsicht, mit der er

alle Hochzeitseinrichtungen dem Bräutigam überließ, machte es allein möglich, ihn bis zum letzten Momente über den Brautstaat in Ungewißheit zu lassen.

Die Geschichte hatte einmal kein rechtes Geschick, und so wurde denn auch das vorgeschriebne Heulen gestrichen. Die Braut trat an der Seite des Bräutigams rosig und lächelnd unter die Gäste.

Aber ein Schrei des Staunens lief durch die Reihen. War die Dame in dem hoch heraufgebenden Kleide von blütenweißer Farbe, und ohne andern Schmuck als den Myrtenkranz und die breite rosa Schärpe, die den Leuten zum erstenmale eine schlanke, zierliche Taille zeigte, war die Dame in dem weißen Kleide, das die Büste so fein, so weich, so wundervoll rund zeichnete, denn wirklich Müllers Florle? Kein Unterstecktuch, das aus dem Oberkörper ein kantiges Schaufensterprachtstück machte; keine Rollenhüften unter den Armen, das weiche braune Haar klar gescheitelt und ohne Puder; statt des blaugrünen Rosmarins üppige Myrten .... nein, diese war kein frisirter Erpel! — Man hatte zwar von der reichen Müllerstochter etwas ganz Außerordentliches erwartet, gewiß aber nicht in diesem Genre, gewiß nicht diese prächtige Einfachheit.

Der Eindruck war auch in der That ein solcher, daß für den Augenblick kein andrer Gedanke laut wurde, als: Wie ist sie schön!

Der Vater ſelbſt fand kein Wort, er konnte nicht zürnen, denn ſein Kind war zu ſchön. „Grod' wie a Freile, grod' wie a Freile!“ murmelte er. Ja, er vergaß faſt, das Paar zu ſegnen, oder er wollte es vielmehr vergeſſen, weil er fürchtete, Flora könne ſich beim Niederknien einen Fleck in das Kleid machen, in dem er einzig und allein den Grund dieſer ſprechenden Schönheit ſuchte.

Hinterher fand es freilich alle Welt abſcheulich, daß ſogar bis auf die Tracht aller Sitte Hohn geſprochen worden, — und der Myrtenkranz erſt! Ich glaube wirklich, es wäre für den Ruf der Neuvermählten beſſer geweſen, ſie hätten den übelriechenden Rosmarin beibehalten. Man aß und trank ſich noch einmal in der Mühle ſatt, Flora war aber zu ſchön geweſen, als daß die Dorfmädchen eher wieder mit ihr Freundſchaft ſchließen konnten, bis ſie ſelbſt unter der Haube waren.

Franz lieferte einen neuen Beweis zu der alten Geſchichte, daß die Jugend austoben muß; er verehrt ſeine Frau nicht mehr, weil ein zu herzinniges Verhältniß zwiſchen ihr und ihm beſteht, aber er liebt ſie wie ein echter Mann. Sie ſind heiter, thätig und wohlhabend, ſie ſind einander zu lieb und paſſen auch zu gut für einander, als daß der Neid und das Geſpött ſie ſtören könnte, ſie füllen einander das Leben aus. Der alte Müller hat ihnen die Mühle übergeben, Franz hat

noch einen Gang für Gips angebaut und den Ertrag des Beſitztums durch dieſe zweckmäßige Einrichtung erhöht. Ich wüßte nicht, daß etwas Ernſtliches ihren Frieden geſtört hätte, ja ſogar die Äußerung der Centrifugalkraft, die ſich von Zeit zu Zeit an der Peripherie der ſchönen Müllerin wahrnehmen ließen, machten Franz Freude. Man erinnert ſich, daß er die Kugelform früher ſo abſcheulich fand: aber ſo geht es mit Verliebten, Alles kehrt ſich in ihnen um, Grundſätze, Abneigungen und Geſchmack. Zu ſeiner Ehrenrettung ſei übrigens geſagt, daß jene Erſcheinungen nur intermittirendes, nicht permanentes Übel waren, daß die Frau Müllerin heute noch eine ganz allerliebſte ſchlanke Figur hat und durch ihre Freundlichkeit jeden Wanderer, der um einen Trunk Milch bei ihr einſpricht, ebenſo ſehr erfreut, als ſie ihn durch ihre ſchlichte Anmut entzückt. —

Schließlich noch die Nachricht, daß Franz Stampel, Obermüller zu . . . bei der Anweſenheit des Königs im Jahre 1816, das allgemeine Ehrenzeichen erhielt, und zwar für die großen Verdienſte, die er ſich als Wegebaudiſtriktskommiſſarius erworben.*) —

---

*) Anmerkung. Ich habe an einzelnen Stellen verſucht, Proben der Mundart zu geben, die im größten Theile des deutſchen Oberſchleſiens geſprochen wird. Es iſt mit dem Nachſchreiben einer

„Es iſt wahr,“ ſagte Stein, „Vieles in dieſen Geſchichten nahm ſich in Schwarz' Munde viel ſchmucker aus, und Andres hatte ich nicht mehr zu finden gehofft, da ich ihn gebeten, ſeine Arbeit möglichſt nach dem Geſchmacke einer Dame zu modeln.“

„Ich wenigſtens müßte lügen, wenn ich ſagte, daß ſie mich überwiegend freundlich berührt. Ich vermiſſe überall den poetiſch innigen Hauch, den Auerbach nicht als etwas Fremdes, ſondern als in der Luft ſchwebenden Blütenſtaub, der von den Figuren ſelbſt ausgegangen iſt, um ſeine Schwarzwälder webt. Die oberſchleſiſchen Bilder kamen mir vor, wie Stahlſtiche nach Oelgemälden. Das Original hat nie ſo ſchroff architektoniſche Konturen, es iſt nicht ſo ſchneidend begrenzt, wie der Stich, der noch dazu keine Spur von Helldunkel hat. Das Helldunkel in der Schrift iſt aber ebenſo wohl jene weiſe Mäßigung in der Schilderung von Nebencharakteren, als ein leiſes Andeuten,

---

Mundart aber eine eigne Sache, man müßte oft aus einem Vokale drei und vier machen, wenn man das In-einander-klingen derſelben verdeutlichen wollte. Dazu kommen eigentümliche Gutturaltöne, für die die Schrift kein Zeichen hat, endlich die mouillirten L und eine Unzahl von Conſonanten, die nur halb gehört werden. Wer einen Schotten aus der Gegend von Perth ſprechen gehört hat, wird mich verſtehn, wenn ich ihm ſage, die Landleute in Oberſchleſien reden ein Deutſch, das dem Engliſchen jener Schotten gleichkommt.

ein zartes Drüberhingleiten, wenn die Situation zu roh, der Stoff zu grobsinnlich wird. Gefälscht muß darum nicht werden. An der Moosrose sind die Dornen nicht verschwunden, sie haben sich nur zertheilt, und weil sie dadurch fein und weich geworden, bilden sie eine neue Zierde der Blume. Und wollen Sie durchaus die Hagerose, wie sie an Dorfrainen blüht, so werden Sie die Müllerstochter kaum und die polnische Dirne gar nicht mit ihr vergleichen können, weil Beiden die Grazie des Wesens abgeht, welche die Hagerose trotz ihrer Dornen so lieblich macht."

„Müssen es denn Rosen sein? Gehört eine solche Rose, die lebt und athmet, nicht überall zu den Seltenheiten, zu den Idealen des Traumes fast? Sie sind hart, und ich möchte Ihr Urteil befangen nennen, weil Sie das, was sich über Vereinzeltes in jenen Arbeiten sagen läßt, auf das Ganze ausdehnen. Ihr Vergleichen mit Auerbach müßte auch mit einem Lobe für die vorliegenden Erzählungen, nicht mit Tadel enden. Hätte Schwarz Auerbach nachgeahmt, hätte er eine Dorfgeschichte geschrieben, wie sie durch diesen eine Gattung geworden, so wäre die Arbeit mehr manierirt und weniger naturwahr. Der poetische Duft kann, wie Sie bemerkten, entweder vom Gegebnen, von der Wirklichkeit ausgehn, oder daran gehaucht sein. Das Erste ist hier unmöglich. Es sind Ge-

schichten vom platten Lande, diese Menschen lieben nicht einmal Blumen, nirgend tritt uns jene kindliche Naivetät entgegen, die uns im Schwarzwalde wohlthut; die Spuren von Kultur selbst tragen in den slavischen Gegenden das Gepräge von aufgeleimten Wesen, wie es in Rußland wuchert. Eigne Poesie in Handlung, Verschlingung und Anschauungsweise ist also nicht denkbar. Dichten Sie hinzu, was Ihnen zu fehlen scheint, so mögen Sie wol ein recht niedlich lesbares Histörchen erhalten, gewiß aber keine oberschlesische Dorfgeschichte. Man kann Alles erfinden, nur Volkssitte, Volksweise nicht. Die Treue des Bildes wird durch jeden Zug vermindert, den man hinwegnimmt, oder hinzudichtet, und auch wenn der künstlerische Wert des Werkes durch sie bedeutend gesteigert würde, bliebe jede fremde Beimischung eine verwerfliche. Mit Ihren Korrekturen könnte der Schmit-Franz in Thüringen, Franken oder Schwaben so gut gespielt haben, als in Oberschlesien, während es so unmöglich ist, die Szene zu verlegen. Man erkennt in jedem Zuge die Gegend, und Manches ist offenbar mit Absicht nicht in halbes Licht gebracht, um das Bild recht prägnant zu machen und keinen charakteristischen Strich übersehn zu lassen."

„Du vertheidigst ja Schwarz, als sprächst Du pro domo. Warst Du sein Mitarbeiter? — Ich

muß gestehn, daß ich dieser Dorfliteratur überhaubt verzweifelt wenig Geschmack abgewinnen kann. Eine bloße Sittenschilderung, wie Du sie bevorwortest, bleibt immer eckig und entbehrt des Kunstwertes, den ich von jeder Lektüre verlange; die poetische Auffassung ist aber immer, im Schwarzwald, wie in Schlesien, Sache und Eigentum des Verfassers. Es wird also ein doppelter und darum halber Zweck verfolgt, also auch nur halb oder gar nicht erreicht. Man amüsirt sich nicht und weiß von den zugeschnitzelten Sitten nicht mehr als früher. Dorfnovellen sind und bleiben ein armseliger Notbehelf."

„So nehme ich's nicht. Sie interessiren mich sehr," sagte Marie. „Ich weiß auch jetzt, was das ist, was ich vorhin ungenau eine poetische Wolke nannte. Es ist die wirkliche Liebe zum Volke, die ihm nicht seine Geheimnisse ablauscht, um hinterher einen schiefen Witz über sein Wesen zu machen, wie Schwarz öfter, sondern auch Tadel noch in freundlicher Weise ausspricht. — Ungleich gelungner aber scheinen mir die Historien, in denen das Dorf in ein Verhältniß zur Stadt tritt. Auerbach schuf nichts Besseres als den „Lauterbacher" und „die Frau Professorin." Das Warum liegt auf der Hand. Lorle's Beschränktheit kommt mit der Gesellschaft, der Lehrer mit der Beschränktheit der Masse in Konflikt. Es ist klar, daß ich unter Beschränktheit

hier nichts Anrüchiges verstehe. Der Kontrast erzeugt das Pathos ohne Unwahrheit. Man kann vergleichen, messen und prüfen, und dadurch steigert sich das Interesse."

„Ich glaube nicht, daß Auerbach diese Steigerung des Reizes, denn eine solche ist es allerdings, mit Absicht angewendet hat. Das „Dorf an sich" begründete ja grade seinen Ruf, und Sie vermissen auch da den gewünschten Flaum nie. Auch die Folie fehlt nicht, denn der Dichter reflektirt überall vergleichend zwischen der Handlung. Bei der Professorin ist es sogar nicht unwahrscheinlich, daß Auerbach nur die Szene von der Heuscheuer in den Schwarzwald verlegt hat, denn eine ganz ähnliche Malergeschichte, die er kennen konnte, da er sich in Breslau aufgehalten, spielte wirklich. Er hätte dann nach der Natur gezeichnet und sich gewiß nicht durch eine Berechnung leiten lassen, wie Gräfin Marie sie ihm unterschiebt. — Gegen Schwarz sind Sie aber vollständig ungerecht. Es ist einmal seine Art über Alles zu scherzen, seine Laune ist nicht Witzelei, nicht liebloses Schielen. Seine Liebe zum Volke mag überdies in Schlesien nicht besondre Nahrung gefunden haben, drum läßt er sich's noch weniger auf eine Bemerkung ankommen. Sie dürfen nie vergessen, daß Oberschlesien anders kritisirt

werden muß, als andre Länder. Ihre weiteren Einwürfe zu beſeitigen . . . .“

„Erlaſſen wir Dir und bleiben auch unſrerſeits dabei, daß weder der Juſtizmann noch der Schmit-Franz durch einige Glaſur verloren hätten. Mich wundert nur, daß Du, der Du plötzlich ein gründlicher Traümer geworden biſt und Sinn für Himmelblaues gewonnen haſt, Deinen Pylades Schwarz auf dem Wege des Inkarnats fortſtolpern läßt.“

„Ja, Stein, ein Traümer ſind Sie geworden,“ ſagte Marie. „Nehmen Sie ſich in Acht, ein Traum geht ſelten allein, er führt gern ein großes Gefolge neckender Geiſter mit ſich, die in der Schule Pucks und der Dame Mab erzogen ſind.“

Zwei dunkle Flecken, die auf Steins Wangen brannten, hätten ihr ſagen können, wie weh ihm ihre Worte thaten, — aber ſie ſah im Augenblicke nicht ihn, ſondern Pleſſenberg an und hatte über einer Bemerkung des Geliebten ihren Scherz faſt vergeſſen, als Stein, der nun ſchon an Worte gewöhnt war, die ihm abſichtslos Schmerz bereiteten, freundlich antwortete:

„Ich ſah ſo viel lichtes Traümen um mich herum, daß ich am Ende auch angeſteckt wurde.“ —

Am nächſten Morgen ließ Weigelsdorf nicht auf ſich warten. Er war auffallend bleich, und ſein Auge

hatte wieder den unheimlichen, feindlichen Glanz. Stein bemerkte dieſe Veränderung nicht ſogleich und bat ihn, zu den Andern, die ihn ſchon erwarteten, in's Geſellſchaftszimmer zu kommen.

„Sie wiſſen ja, daß ich Unglück bringe. Sagen Sie ihnen das, und ich werde ſie nur beſuchen, wenn ſie es auch dann noch verlangen.“

„Schon wieder ſchleſiſcher Fatalismus? Hält Ihr Humor ſo kurze Zeit vor?“

„Ich habe geſtern einen Korb bekommen!“

„Sie? Und das ſchlägt Sie ſo nieder? Sie ſagten mir doch noch geſtern, daß Sie nicht lieben könnten. So viel Leid um einen gefallnen Engel oder eine Zwiebel, — Beides ſind Vergleiche von Ihnen!“ ſagte Stein, dem es Freude zu machen ſchien, einen Menſchen, der alles Gefühl zu verſpotten vorgab, ſelbſt zu verſpotten.

„Ja, denn es iſt ein ſchweres Unglück!“ ſagte Weigelsdorf ſchmerzlich. „Nicht für mich, aber für Andre, ich fühle es dumpf, es iſt ein Unglück!“

„Sie wollen mich doch nicht überreden, daß Sie der Menſchheit zu Liebe einen Antrag gemacht haben, und daß es ein Unglück für die Welt iſt, daß Ihr gefallner Engel Ihnen ein Paroli im Verſchmähen biegt?“

„Davon verſtehn Sie nichts. Ein gefallner Engel iſt ungleich mehr wert, als ein bloßer Engel. Die Engel ſind Fabrikarbeit, einer iſt wie der andre; ein gefallner Engel aber hat eine Geſchichte, er iſt intereſſant, er hat nicht bloß eintöniges Licht, er hat auch ſchroffe Schatten, er tritt von der Fläche hervor, er iſt etwas.“

„Ich geſtehe, daß ich im Falle einer Heirat den bloßen Engel vorziehn würde und wenig Vertrauen zu Ihrem Raffinement hätte.“

Weil Sie ein Spiesbürger ſind. Aber davon iſt gar nicht die Rede. Wie wollen Sie wiſſen, was mich bewog, jetzt eine Liebe flehentlich zu fordern, die ich früher verwarf? Weiß ich's doch ſelbſt nicht! — Laſſen Sie es nur und fragen Sie drüben nach, ob man mich wirklich ſehn will.“

Stein hatte das Bild der Meduſe benutzt, um den Knaben in Mariens Skizze möglichſt zu porträtiren, und darum war die Kapſel noch nicht wieder verſchloſſen und verborgen. Sie lag unter Zeichnungen auf einem Tiſchchen. Als der Maler wieder kam, um Weigelsdorf abzuholen, fand er das Bild in ſeiner Hand. —

„Ich bedarf nun keiner Erklärung mehr, ich weiß Alles. Ich ſagte Ihnen einſt, ich wüßte nicht, wie Sie in einen Kreis gehörten, der mein iſt, ich habe

nun das Heft in der Hand. — Sie haben dies Bild nicht gemalt, der Maler kannte mein Geheimniß. Er wußte, daß Raphael in seinen Gewändern die Knitter der vorangegangnen Bewegung erkennen ließ, er hatte begriffen, daß auch im Gesichte, in den feinen Knittern der Haut, die Vergangenheit fortlebt. In diesem Gesichte steht Mord, und auch der feine Zug fehlt nicht, der mich an Ihnen so frappirte, derselbe, den mir nun dies Bild aufgeklärt hat."

„So sagen Sie doch nur . . ."

„Sie wollen Erklärungen. Gut. Sehn Sie hier an den äußeren Augenwinkeln das kleine Dreieck, das durch ein leises Zucken der Augenlider hervorgebracht scheint? Nun treten Sie vor den Spiegel, Sie haben es auch . ."

„Ich finde es aber auch an Ihnen wieder. Ich habe bisher auf diese wirklich fast nur durch die Loupe zu erkennenden Linien nicht geachtet, da wir aber schon zu Dreien damit gezeichnet sind, so mögen sie wol sehr häufig wiederkehren."

„Meinen Sie? O, Sie sind überaus weise. — Lassen Sie das Gesicht des Kellners nicht aus den Augen, bis ich ihn gehn heiße," sagte er und schellte.

Der junge Mensch mit seinem hübschen freundlichen Gesichte kam, und es war nicht eine Spur jenes

rätſelhaften Dreiecks zu erkennnen. Weigelsdorf ließ ihn das Bild anſehn, und plötzlich ſtieß Stein einen Ruf des Erſtaunens aus, das Dreieck hatte ſich blitzſchnell durch ſcharfe rote Fältchen markirt.

„Schicken Sie uns einen andern Kellner,“ ſagte Weigelsdorf kalt, legte das Bild auf den Tiſch und bat Stein um eine Nadel. Als der Kellner kam, hieß er ihn an's Fenſter treten und gab ihm, nach der Verſicherung, daß er durchaus nicht zu Schaden kommen würde, einen leiſen Stich zwiſchen Auge und Naſenwurzel. Der Menſch zuckte zuſammen, und das Dreieck trat noch viel greller hervor, als bei dem erſten —

„Wiſſen Sie nun, woher die Zeichnung kommt? Bei den beiden Leuten verſchwindet ſie im Augenblicke wieder; weder der Stich noch das Bild wirkt nachhaltig, können Sie mir nun aber ſagen, wie Gräfin Wentheim zu dieſer Tätowirung gekommen iſt? Sie haben die Dame geſehn, und die Dame ſich ſelbſt auch, bei uns, denn ich kenne ſie natürlich ebenfalls, iſt die Linie eine Folge der Einwirkung des Auges der Dame auf uns, des Stiches, den wir empfunden, — aber Gräfin Wentheim? Wenn ſie auch das Bild geſehn, die Spuren wären nicht geblieben, wenn nicht eine unſichtbare Kette, die wahrſcheinlich in der Hölle ge-

schm[illegible]t iſt, ſie mit dem Originale des Bildes verknüpfte."

„Was Sie auch wieder fabeln . . ."

„Ich fable nie. Ich ſage Ihnen, es iſt nicht gut mit dieſem Weibe in Verbindung zu ſtehn, es iſt mein gefallner Engel, es iſt Lady L.....n."

„Himmel, alſo doch! Ich täuſchte mich nicht! Ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir mehr von dieſer Entſetzlichen. Ich habe wahrhaftig ein Recht nach ihr zu fragen, das ſagt Ihnen ſchon jenes Bild!"

„Wol, wol, vorſchneller Menſch, Sie müſſen ſogar von ihr wiſſen, Sie gehören ja unter ihre Gezeichneten, aber laſſen Sie mir die Sache, bis wir ruhiger ſind; Pleſſenberg und die Wentheim ſind zwar nicht, was ſie längſt ſein ſollten, Mann und Weib, und ich hätte ein Recht ihnen zu zürnen, aber . . . Nur eine Minute noch; wer Unglück bringt, ſollte wenigſtens immer durch möglichſte Liebenswürdigkeit den Schmerz zu mildern ſuchen. Ich will mir die ſchöne Phraſe des Hexenfreundes Meinhold: „In Honig eingetunkte Giftpfeile," zum Wahlſpruche nehmen, ich will heiter ſein."

So aufgeregt Stein auch war, konnte er doch nicht umhin, über die Miſchung von außergewöhnlichem Verſtande und niedrigſtem Aberglauben zu lächeln. Brachte Weigelsdorf immer Unheil, ſo war es doch

gewiß deßhalb, weil er ſich ſtets nur in die Nähe von Perſonen drängte, an denen er auf ſeinem Wege und durch Kombination die Symptome eines Unglücks erkannt hatte. Er ſuchte ja gefallne Engel und ließ die andern als leere Blätter liegen, es iſt alſo nicht befremdlich, daß er dem Unheil öfter begegnete, als diejenigen, die das entgegengeſetzte Ziel verfolgen; und andrerſeits erklärte die Wiederholung ſolcher Ereigniſſe wieder die fixe Idee, die in ſeinem überreizten Weſen Wurzel gefaßt. —

„Haben vielleicht auch ſchon zehn Perſonen dieſelbe Frage an Sie gerichtet," ſagte Marie, „ſo weiß ich doch keine beſſre zu finden; alſo ſagen Sie uns zunächſt, wo Sie herkommen? Ich habe überall Bekannte und Verwandte und höre gern, was ſie machen."

„Wiſſen Sie Gräfin, daß es wenig Mädchen gibt, die es gleich Ihnen wagen dürften, einen ſo einfachen und doch ſo auffallenden Anzug zu tragen? Schneeweißes Kleid und himmelblaues Gürtelband mit langen Enden!"

„Das ſoll doch nicht etwa eine Antwort auf die Frage meiner Braut ſein? Oder wollen Sie wie der Berlin-Potsdamer Telegraf auf die Frage: Wie ſpät iſt es? mit: Berlin iſt ruhig! antworten?"

„Nein, es war noch nicht die Antwort, es war erſt die Rechtfertigung der Frage. Gewöhnliche Men-

ſchen fragen gern möglichſt Ungewöhnliches, und nur der, der das Bewußtſein hat, bedeutendere Fragen ſtellen zu können, ſpricht die gewöhnlichen auch gewöhnlich aus. Das Kennzeichen des gewöhnlichen Menſchen iſt ungeſchickte Ungewöhnlichkeit."

„Alle Wetter, ich glaube gar, lieber Weigelsdorf, Sie fangen an, ſtatt Ihrer Chiromantie die edle Kourtoiſie, den Minnedienſt zu treiben, und leſen, ſtatt der verſchiednen Lederbände menſchlicher Geſichter, Knigge und Alberti in Sarſenet mit Goldſchnitt und Stahlſtichen! Nun aber die Antwort!"

„Ich komme von dort, wo der Schmerz Freuden hat, wo jede Thräne über lächelnde Wangen rinnt, wo der Knecht frei und der Menſch ein Gott wird."

„Alſo ohne Paraphraſe aus Utopia, aus dem Himmel, wo Sie das Vergnügen hatten, mit Engeln zu antichambriren und die Heiligkeit der Heiligen von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen. Sie Glücklicher, den ich doch um dieſe Verzückung nicht beneide!"

„Baron, laſſen Sie ſich von meinem Wildfang nicht unterbrechen, aber ſpeiſen Sie uns auch nicht mit Redensarten ab. Erzählen Sie, ich höre Sie gern reden."

„Thun Sie das wirklich? — Ich komme alſo aus den Bergen, wo ich, allein mit meinen Gedanken, allein mit der quellenden Zukunft, die meinem in die

Natur hineinzitternden Gemüte überall verſtändlich, überall heimatlich zuſprach, von Fels zu Fels, von Kluft zu Kluft irrte und froh war. Kindiſch jubelnd rollte ich Blöcke in die dämmrige Tiefe, oder warf abgeriſſne Blumen in das Schaümen der Waſſerſtürze. Es iſt nicht wunderbar, daß man an dieſem Zerſtören ſeine Luſt findet, man thut ja draußen daſſelbe. Nur wirft man da nicht einen mit Flechten bewachſnen Stein, man wirft das Beſte, was man hat, man wirft ſich ſelbſt in den tobenden Strudel hinab und findet ſich beſtoßen und verdorben wieder. Ich irrte umher, nahm dort und da die Gaſtfreundſchaft des kernigen Volkes in Anſpruch, das hier ſeine Hütten gebaut hat, ſang mit ihm alte und neue Weiſen, ließ mich ſogar auf einer Dorforgel hören und hatte die Genugthuung mich von den ehrlichen Bauern weit über den Schullehrer ſchätzen zu ſehn; der Schullehrer ſelbſt aber weinte, er wußte nicht warum. — Ich war in Wetter und Wind auf den Kämmen und empfand etwas von dem fabelhaften Zuſtande, den Sie Glück nennen. Das iſt meine Geſchichte.“

„Ein ſolches Vagabundenleben iſt auch recht für Sie geſchaffen. Ich glaube, Sie vergeſſen ſich ſelbſt und Ihre Schrollen nur, wenn Sie mit ſich allein ſind!“

„Ich habe aus keinem andern Grunde mehr bedauert, ein Mädchen zu sein, als weil ich dies Vagabundenleben, wie es mein Bräutigam nennt, nicht durchmachen konnte. Es wäre mir eine Lust gewesen, für die ich keinen Vergleich, keinen Namen finde, ganz mir selbst überlassen zu sein und nicht bloß den Tag, sondern auch die Wunder der Nacht im Freien zu genießen. Und gar ein Berggewitter, ich kann mir nichts Schöneres denken.“

„Dann hätten Sie vor wenigen Tagen meine Begleiterin sein müssen. Vielleicht würden Sie aber den Wunsch nie mehr wiederholen. — Ich stieg von Oberkappel aus in die Regionen hinauf, wo rostfarbenes Moos und das unermüdliche Haidekraut die letzten Grüße freundlicher Vegetation sind, und kam in den gespenstigen Kreis des Mummelsees. Felsen und Bäume haben groteske Formen, sie bilden die Dekoration, und ein altes schauriges Lied geht über die Szene. Ich saß lange Zeit, ich weiß nicht wie lang, am Ufer und sah einer wunderschönen Seerose zu, die sich langsam und prächtig entfaltete. Dann riß ich sie ab und gab sie zerpflückt den Wellen wieder. War es eine Nymphe, die sich sonnen wollte, und die das Auge des Fremdlings in die Blumengestalt bannte? Rächte der Seegeist den Tod seines Kindes? Die Sage erzählt Ähnliches. — Meine Blume war tot, ich ging.

Die Sonne ſtand tiefer am Horizonte als ich gedacht, und die Nebel wallten zu meinen Füßen drückend ſchwer auf. Ich eilte fort, um vor der hereinbrechenden Nacht, die ſich im Gebirge ſo plötzlich herab ſenkt, aus dieſem Reiche der Schluchten und Abhänge zu kommen. Es rieſelte feucht um mich, ein Schleier lag vor meinen Augen, ich tappte in einer Dunſtſchicht, in einer Wolke, die am Berge hing. Das Moos unter mir war ſchlüpfrig, ich glitt bei jedem Schritte aus und mußte endlich ſtehn, weil ich auch keine Spur eines Pfades mehr erkannte. Ein Baumſtamm, an den ich ſtieß, und der lang hingeſtreckt, vom Sturme gebrochen, zwiſchen Farrenkräutern lag, ſollte mir zum Sitze dienen. Aber nicht der Sturm, das Alter hatte ihn geſtürzt, er lag ſchon ſeit Jahren am Boden. Er war faul und morſch, ich brach mit ihm zuſammen, und die Felſen gaben in der düſtren Stille ein blechernes Echo. Ich ſtand, und der Sturm kam herauf, ja, es war als wenn er in meiner nächſten Nähe entſprungen wäre. Ich tappte einige Schritt weiter und drückte mich an einen mächtigen Block, um das Vertoben des Wetters einigermaßen geſchützt abzuwarten. Es athmete etwas neben mir; ich taſtete mit der Hand herum und fühlte den Kopf eines Rehes, das, wie ich, mit ſeinem Jungen hier Schutz geſucht. Die Flanken des armen Thieres flogen vor Angſt, und es mochte die

Furcht vor dem Menſchen wol nur überwinden, weil die Mutterliebe ihm ſagte, daß das kleine Kitzchen in dieſem Wetter und in dieſer Dunkelheit nicht hätte fliehn können. Mir gefiel meine Nachbarſchaft ungemein, und ſie hätte mich noch mehr gefreut, wenn ich das Freundliche nicht über dem Großartigen vergeſſen hätte. Mir wäre es recht geweſen, wenn ſich die Wut der Luft in's Unendliche gedehnt; das Aufgehn in dem grandioſen Naturkampfe hatte nichts Schreckliches für mich. Ich glaube, ich war mitten in der Wetterwolke. Die Luft, die ich athmete, war mit Schwefelduft geſchwängert, und die zuckende, ſuchende Elektrizität um mich herum theilte ſich meinen Nerven mit. Die Blitze ſah ich nur weißgelb durch die trübe Hülle, die ſich eng an meine Augen ſchmiegte, ich ſah ſie nicht zackig und begrenzt, — eine bleiche Flamme ſchlug auf und loderte lang hin, breit und noch bleicher als der Kern umſchimmert. Jede ſolche Flamme war ein Blitz. Dies Licht nur ließ mich die zerzauſten und theilweiſe zerſtückten Tannen, die dort und da vor der Gewalt der Elemente ſchwankten, erkennen. Der Sturm ſang ſein tollſtes Lied, er ſchüttelte die Bäume, und mich ſchüttelte der Froſt und innres Beben. Furcht war es nicht, denn ich war recht innig heiter, aber ich ertrug die Spannung der Luft und der Nerven nicht, ich ſank halb wach, halb ſchlummertrunken zuſammen.

— Es gibt keine Zeit, wenn man nur ſich und der Natur gehört; ſie zog an mir vorüber, ohne daß ich von ihr wußte. — Die Wolke war mit fortgegangen; ich ſprang auf, als das Reh, das nun nur noch mich zu fürchten hatte, von dem Jungen gefolgt, entfloh. Nur einzelne Fetzen mochten noch an mir vorüber geweht werden, denn ich konnte mit meinen, jetzt nachtgewohnten Augen von Zeit zu Zeit klar ſehn. Die Sterne funkelten durch Riſſe in den oberen Wolkenſchichten, die noch ſanften Sprühregen herunterſchickten, und endlich brach auch der Mond voll und groß aus ſeinem Verſtecke.

„Ich werde wol auch nie wieder ein ſolches Schauſpiel haben. Das ſeltne Phänomen eines Mondregenbogens vor mir; das dumpfe Verrollen des Donners ſeitwerts, und mit ihm Blitze, die jetzt blau leuchteten, die düſtren Tannen mit Brillanten überſät, — es war erhaben ſchön. Dazu dicht bei mir nur das klingende Rieſeln der Tropfen, in Pauſen aber athemloſe Stille. Ich weiß nicht, wenn die Natur größer war, — in ihrer Zügelloſigkeit, im Schnaufen des Zornes, oder in der lächelnden Harmonie der Verſöhnung? — Das Gräfin, iſt ein Berggewitter!“

„Das heißt, man muß Weigelsdorf ſein, um es ſo zu erleben. Sie mögen mich für ſchrecklich proſaiſch halten, aber ich hätte doch nicht umhin gekonnt, mich

aus dem unfreiwilligen Tropfbade in eine wa
Stube zu wünschen und den Anblick lieber dur
Fenster zu haben. Dieser Wunsch hätte mir den
nuß verkümmert, und ich hätte vor Mißmut und
geduld all die schönen Sachen, die Sie geschild
nur halb gesehn."

„Glauben Sie ihm doch nicht," sagte Ma
„er gibt sich immer schlechter als er ist!"

„Ich glaube Ihnen und ihm, denn Sie ha
Beide Recht!"

„Sie bleiben hoffentlich bis nach unsrer Verl
dung hier; es würde mich freuen, Ihnen zeigen
können, mit welch herzlichem Zutrauen ich Ihrem R
folge."

Weigelsdorfs Stirn wurde finster; er sagte
denschaftlich: „Warum erst jetzt, warum morg
warum hier? Hätten Sie mir längst gefolgt,
weiß . .?"

„Haben Sie etwa die französische Kontrerevolut
in P.tto, oder trauen Sie der sogenannten Volks
tretung in Frankfurt ordnungsstörende Kourage
Ich sage Ihnen, daß weder Fritz Heckerling
Struwwelpeter oder gar der Stabstrommler Herwe
der in der Eile Reveille und Chamade verwechse
uns stören soll. Kümmert's mich, ob sie „draußen
der Türkei" einen Bärentanz aufspielen, Marie nim

mir doch Niemand, und meine Bauern sind zu wohlhabend, um dumme Streiche zu machen. Ich habe aufgeraümt. Was zu Händeln Veranlassung sein konnte, ließ ich fallen, und die Leute waren sogar so ehrlich, daß sie Verschiedenes nicht annahmen. Wir sind von allen Seiten durch Reichstruppen, durch Einheitskonstabler geschützt, kurz das Schlimmste, was uns begegnen könnte, wäre die Unterbrechung des Verkehrs mit Paris, von wo ich noch einigen Apparat erwarte . . . . . Aber warum firiren Sie mich denn so, Weigelsdorf? In meinem Gesichte finden Sie gewiß nichts Neues mehr."

„Ich sah eine neue Linie!"

„Ich auch!" rief Stein unvorsichtig, denn er wurde verlegen.

„Du auch?" sagte Plessenberg lachend. „Das ist köstlich. Und Du weißt wol auch, was sie zu bedeuten hat? Du willst also die Kunst, auf die Weigelsdorf sein ganzes Leben verwendet hat, in vierundzwanzig Stunden ergattert haben? Warum denn nicht? Ich fuhr einmal von Eisenach nach Erfurt im Kabriolet des Thurn- und Taxischen Wagens und hatte mir zur Reiselektüre ein Buch, das nach Platen „der Stolz Deutschlands und die Perle der Kunst": Hermann und Dorothea, mitgenommen. Der Kondukteur sah hinein und versicherte mir, er kenne Göthes Werke ganz genau, denn er sei früher — Buchbinder gewesen.

Zu andrer Zeit fuhr ich mit einem poetiſchen Lic
zuſammen, und wie Jeder gern von dem ſpricht, w
ihm am Herzen liegt, ſo brachte er denn bald ei
literariſche Debatte zu Wege, an der auch mein Geg
über, ein wahrſcheinlicher Preiskourantritter, der fra
zöſiſchen Pfefferkuchentabak aus einer Gipspfeife rauch
theilzunehmen anfing. Er kohlte abſcheulich, und w
hatten unſern Spaß mit ihm. Mein Begleiter citi
ein paar Strofen eignen Fabrikates, die irgend
abgedruckt worden waren, und ſogleich nahm d
Muſtermenſch eine ſehr ernſte Miene an. „Ich ken
den Verfaſſer dieſer ausgezeichneten antik-romantiſch
Verſe," ſagte er. Mein etwas eitler Nachbar z
trotz des ſonderbaren Epithetons ein ſehr freundlich
Geſicht und fing ſchon an, günſtiger von den Kenn
niſſen des antik-romantiſchen Jünglings zu denken,
aber all unſre Urbanität drängte kaum das olympiſ
Gelächter zurück, zu dem mich die Grimaſſe des e
täuſchten Dichters, und dieſen die Keckheit des neu
Literarhiſtorikers hinterher reizte. Er fuhr nämli
ganz unbefangen fort: „Ich kenne den Dichter ſog
perſönlich, er iſt ein lieber Mann voll Geiſt und Wi
ich war mit ihm im kleinen Kuchengarten in Leip
ſehr oft zuſammen. Sie ſollten ſehn, wie der Domi
ſpielt; es iſt ein ganzer Kerl, dieſer verzweifel
Kaliſch." — Mein Nachbar hieß aber weder Kali

noch war er habitué des kleinen Kuchengartens! — So kommst Du mir vor. Erst wie der buchbindende Kondukteur, der Göthes sämmtliche Werke in Oktav und Schillerformat sehr genau kannte, hernach wie der Dominospieler aus dem kleinen Kuchengarten, der das Kind so richtig zu taufen wußte. Laß' doch hören, was Du entdeckt?"

„Er sah nur, daß Sie schon anfangen, Ihrer Braut ähnlich zu werden, und daß Sie grade die einzige Linie bekommen haben, die ich aus dem Gesichte der Gräfin wegwünschte."

„Um alle Welt zaubern Sie mir nichts aus diesem lieben Gesichte fort, ich möchte nicht einen Zug davon missen."

„Sie würden seine Abwesenheit ebenso wenig bemerken, als sein Dasein."

„Sie bekehren ihn doch nicht, lassen Sie ihn also lieber und entschlüpfen Sie mir nicht mit einer Antwort. Nicht wahr, Sie bleiben hier?"

„Gräfin, es wird mir sehr schwer, Ihnen, grade Ihnen einen so freundlichen Wunsch nicht zu erfüllen, aber ich sehe nur einen Weg, Ihre Zögerung gut zu machen, und der besteht darin, daß ich morgen früh abreise, und daß Sie sich womöglich heute schon trauen lassen."

„Das sind ja aber Rätsel!"

„Ich vermag sie nicht zu lösen!“

„Aber ich!“ rief Plessenberg. „Weigelsdorf will nicht bleiben, das ist eins, und zweitens glaubt er heute gegen alle Ordnung liebenswürdig gewesen zu sein, so daß der Dämon in ihm nach Sühnung brüllt. Diesen Zweck hofft er dadurch zu erreichen, daß er uns ängstigt, aber es gelingt ihm nicht.“

So sehr sich Weigelsdorf auch zu zwingen suchte, es war nicht zu verkennen, daß er schwer und mit großer Wehmut Abschied nahm. Stein begleitete ihn bis in den Gang, und Weigelsdorf verabredete mit ihm ein Rendezvous für den Nachmittag.

„Ich glaube wirklich, die geordnete Konfusion dieses Bretter durchschauenden Menschen hat auch Dein Gehirn aus dem Gleichgewichte gebracht. Du siehst aus wie ein Geisterseher. Liebe Marie, sei ein David und verscheuche unsrem Saul seine finstern Gedanken, wir haben Dich ohnehin so lange Zeit nicht gehört!“

Marie stand auf, nahm beide Hände Steins und sagte bittend: „Wollen Sie die Wolke an unsrem Himmel sein. Was haben Sie denn? Klagen Sie Ihrer Marie, wie sie Ihnen oft geklagt. Sollen meine frohen Blicke immer wieder auf traurige Menschen fallen, soll ich denn nie rings um mich Freude haben und all meine Lieben glücklich sehn?“ Sie wagte mit der Sicherheit einer Verlobten, — denn

leine Frau iſt freier und minder beargwohnt als eine verlobte, — ſeine Haare zurück zu ſtreichen. „Um Gott, Stein, Sie ſind krank!“ rief ſie, als ſie ſah, daß er vergebens nach Worten rang und die Augen ſchloß.

Pleſſenberg brachte Waſſer, und Stein erfriſchte ſeine trockne Zunge. Bald hatte er ſeine Feſtigkeit wieder gewonnen und erklärte den Anfall durch die Aufregung, in die ihn die Gewißheit verſetzt, von Weigelsdorf die Geſchichte der Meduſe zu erfahren. Er verſchwieg jedoch abſichtlich, daß die myſteriöſe Lady und Nora dieſelbe Perſon ſei. Er bat, um Marie völlig zu beruhigen, nun auch um Muſik. Sie nahm ihre Harfe, als ſie jedoch zu bemerken glaubte, daß die ſchwirrenden Akkorde, der heitre Tanz der Töne dem Freunde peinlich ſei, ſetzte ſie ſich an die Physharmonika und ſpielte das Lied, das er und Pleſſenberg ſo gern hatte, Mendelsſohns: „Wenn Menſchen auseinander gehn, ſo ſagen ſie: auf Wiederſehn!“

Kurze Zeit darauf brachte man Stein einen mit Bleiſtift geſchriebnen offnen Zettel von Weigelsdorf, den er haſtig mit den Worten bedeckt hatte: „Ich habe geſiegt und Alles wird, oder kann doch gut werden. Hoffen Sie es mit mir. Glauben Sie, es gibt nichts Schrecklicheres, als ein Unglück zu ahnen, ja es zu

wiſſen, und weder einen Namen dafür finden zu können, noch einen Faden zu haben. Mir iſt wohl und leicht!“

Marie und Pleſſenberg hatten ſich in die Fenſternische zurückgezogen, während Stein die deutſchen Worte unter den griechiſchen Charakteren herausſuchte, und, war es die Beleuchtung, war es die höhere Färbung der Geſichter oder ſchmeichelnde Täuſchung, als er ſich ihnen näherte, konnte er das verhängnißvolle Dreieck nicht mehr erblicken.

Es iſt immer das Unbekannte, das Unbegreifliche, das uns ſchreckt und das doch nicht aus dem Gedächtniſſe ſchwinden will. Das Dreieck war für Stein ein furchtbares magiſches Zeichen geworden, das ihn überall verfolgte. Konnte er ſich auch nicht dazu verſtehn, die Bedeutung darin zu finden, die Weigelsdorf hineinlegte, ſo hatte die eigentümliche Anſchauungsweiſe dieſes ſonderbaren Menſchen ihn doch in einer zu bedrängten und überwachen Stimmung gefunden, als daß ſich neben dem Wahren und Wahrſcheinlichen nicht auch Sproſſen des Unglaublichen in ihn geſenkt. Die Experimente mit dem Dreieck hatten ihn geblendet und kaptivirt, er konnte um alle Welt keine ſchlagende Widerlegung, keine abſolute Negation der noch dazu ſcheinbar aus der Natur gezognen Sehergabe Weigelsdorfs finden. Ein ſo reiches und aufmerkſames Leben,

wie dieſer es gelebt, konnte und mußte ihm eine Menge von Aufſchlüſſen gegeben haben, die Andern fremd geblieben, und ſelbſt das Leſen im Geſichte hatte viel für ſich. Die Kombinationen, die in ſeinem Munde Orakelſprüchen gleich kamen, waren demnach nicht mit der Maſke des Übernatürlichen zu etwas gelogen, ſie ſtammten zwar von einem exſtatiſchen Zuſtande her, aber dieſer war durch geſteigerteſte Anſtrengung geiſtiger Kräfte, durch intenſivſtes Forſchen und ſtarres Reflektiren hervorgerufen. Er war nicht poetiſch fantaſtiſch, ſondern nüchtern bis zur äußerſten Abſtraktion. Das Delirium, denn es war doch ein ſolches, bildete den ſtrengen Gegenſatz zum wahren Traumleben der Fantaſie, nicht die Einbildungskraft war ſein Ausgangspunkt, ſondern das Erkenntnißvermögen. Daß Stein, plözlich in dieſe neue Welt geriſſen und mit einer Menge fremder Dinge zugleich vertraut gemacht, die Grenzen noch nicht zu finden wußte und dem regelloſen Fluge Weigelsdorfs vorläufig unbedingt zu folgen geneigt war, darf uns nicht wundern. Es gibt Verhältniſſe, in denen man nur das Licht einer Blendlaterne ertragen kann, weil ſie den Schein nur dahin wirft, wohin man ſie richtet; eine allgemeine Beleuchtung würde die erkünſtelte Nacht in unſrem Inneren um ihren Schleier betrügen und mit allem Andern auch das aus dem Dunkel treten laſſen, was wir nicht ſehn

wollen. In der Nacht ist auch die düstre Gasflamme eines Irrlichts ein Licht. —

Stein eilte nach dem Diner zum Rendezvous und hatte lange zu warten, ehe Weigelsdorf endlich langsam schlendernd und offenbar nicht sehr eilig herankam.

„Ich habe Ihre Geduld in Anspruch genommen, weil ich unterdeß über die allerwichtigsten Dinge nachzudenken hatte. Oder gibt es ein Wichtigeres als die Erziehung eines Menschen? Gratuliren Sie mir, ich bin Vater geworden!“

„Haben Sie den Wagnerschen Homunkulus reproduzirt, oder nennen Sie irgend ein von Ihnen verfaßtes Buch Ihr Kind. Freilich bin ich durch die Art und Weise, wie Sie heute Gräfin Wentheim betrachteten und ihr den Hof machten, zu der Überzeugung gekommen, daß Sie im Grunde doch weicher Regungen haben können . . .“

„Blieben Sie doch bei Ihrem Leisten! Sie sind schrecklich schwerfällig, wenn Sie scherzen wollen. Es ist nes schickt sich nicht für Alle! Die Wentheim ist grad aufgeschossen und rein wie eine Lilie; ich sehe Leute gern, für die selbst sogenannte Sünde eine Tugend wird, weil diese sogenannte Sünde in ihnen nur ein bewußte, freie Entwickelung fester Grundsätze ist. Sie läßt sich nicht, wie eine Ihrer schlaffen Rosenknospen

aufhauchen, ſie entfaltet ſich ſelbſt, weil ſie es will. Sie gefällt mir mehr als ein andres Weib, deßhalb bin ich für ſie anders. — Mein Kind iſt aber ein ſchöner, feſter Knabe, der von nun ab mein Leben ausmachen wird, Sie kennen ihn ja bereits, es iſt Ellinors Baldwin!“

„Und die Lady wird Ihre Frau?“

„Das iſt wieder einer jener Schlüſſe, die Sie aus Ihrem verzweifelten Pfahlbürgertum in meine Welt paſchen wollen. Sie gab mir ja einen Korb, und ſie mußte es wol auch; aber den Knaben hat ſie mir geſchenkt, oder vermacht, — was Sie lieber wollen.“

„Und Nora . .?“

„Es ſcheint mir jetzt nicht mehr ſo dringend nötig, Ihnen die Geſchichte zu erzählen, indeß muß ich ja wol etwas thun, um Ihren Geſichtskreis zu erweitern. —

„Ich war in England und es gelang mir durch frühere Bekanntſchaften, Einladungen in die beſten Häuſer zu erhalten. Wie überall ſahn mich die Leute da für ein merkwürdiges Ungeheuer an, das man nur einmal im Leben zu Geſicht bekommt, und einige Zeit nachher waren ſie richtig dahin gelangt, mich mit vieler Mühe. mißzuverſtehn. Die Geſcheidteſten ſchüttelten den Kopf und geſtanden, daß ſie nicht klug aus mir

würden, der Troß lachte und amüsirte sich. Unter d
Damen, von denen aus angeborner und anerzog
sogenannter Tugend nur sehr wenige eine Geschic
hatten, fiel mir eine Erscheinung auf, die in die
Umgebung aussah wie ein Nachtfalter, der se
Schwingen plötzlich mitten unter Quittenvögeln u
Segeltüchern entfaltet; Sphinx Atropos neben Po
lirien und Machaonen am hellen, lichten Tage.
Andern hatten ihren Liebeskram, sie hatten gedank
lose Romänchen gespielt, und, flossen Schatten un
die hellen Farben, so waren es wieder nur Liebesh
walle und Schulden beim Juwelier und der Putz
cherin. Bei Lady L.....n war das Dunkel
Grundfarbe und die Lichter ohne Übergang grell a
gesetzt. Sie zog mich an, und unsre Bekanntsch
ward originell genug geschlossen. Die Dame war
eine Gallerie getreten, die voller Blumen stand,
hatte sich so hinter die blühenden Sträuche gesetzt,
sie durch die Thüre in den anstoßenden Salon bli
konnte, aber selbst nicht leicht sichtbar war; nur
hatte ihre Bewegungen zu genau verfolgt und
ihren Kopf und vor Allem ihre Augen deutlich d
die Blätter. Sie beobachtete, und ich sah von
zu Zeit eine Flamme düstrer Freude aus ihrem
sichte leuchten. So jung, so schön, so reich und h
gestellt, nicht verliebt und nicht eifersüchtig, und

lauernd auf ein Opfer. Ich ſah ſie zum erſten Male, war ihr weder vorgeſtellt, noch hatte ich mich ſo in ihrer Nähe befunden, daß ich mehr als Allgemeines an ihr hätte entziffern können, ich wußte nur, daß ſie ein ſehr intereſſantes Problem ſei. Sie bemerkte meine Beobachtung, und jener unnachahmliche Blick ſchoß zu mir herüber. Zugleich erhob ſie ſich, ich aber trat ihr raſch in den Weg, und als ſie ſtolz an mir vorüber wollte, hatte ich ſchon einen prägnanten Zug, einen ſprechenden entdeckt, ich ſagte ihr leiſe: „Es iſt Blut an dieſer Hand!“ Sie lächelte bitter und ſah mich, ohne die Farbe zu wechſeln, feſt an. „Nicht mehr?“ ſagte ſie verächtlich. „Doch, doch!“ rief ich haſtig, mich immer mehr in das Geſicht vertiefend, „ich ſehe eine grenzenloſe Oede, in welcher Gräber die Meilenſteine bilden! — Armes Weib!“ — „Sie wagen es, mich zu beklagen, Sie haben keinen Fluch, auch wenn Sie Wahres ſähen?“ — „Ich täuſche mich nie und beklage Unglückliche; haſſen kann ich ſo wenig als lieben.“ — Ihr Kleid von gelbem Atlas rauſchte an mir vorüber, ſie war einen Augenblick darauf der Mittelpunkt einer Gruppe von Herren, und ich verließ den Ort mit dem Bewußtſein, einen Garten entdeckt zu haben, in dem nie eine andre als eine Giftblume zur Blüte gekommen. Es gibt nichts Seltneres als das Böſe aus Princip, das Böſe, das um des Böſen

willen da ist. Ich hatte mit hundert Andern bisher nicht an seine Existenz geglaubt; die kalte Grausamkeit, die Mordlust fand durch tapfre Psychologen und Physiologen eine bessere, ursprüngliche Vertheidigung, und den Menschen gegenüber eine vernünftigere Entschuldigung als das beliebte Auskunftsmittel der Gerichte, den momentanen Wahnsinn. Die Grausamkeit, das Raubthierartige liegt im Menschen, es äußert sich in der Gesellschaft nur unter urbanen Formen und durch den gekünstelten Dualismus gewöhnlich außerhalb der materiellen Sfäre; — aber das Böse um seiner selbst willen, das planmäßige Böse ohne Vortheil und Egoismus, das findet im Menschen keine Erklärung, es ist eine Macht, die mich erschreckte, und diese sprach aus dem Gesichte der Lady.

„Gleichwol ließ ich mich bei ihr einführen, vermied und verbat mir aber alle Notizen, die mir über ihr Leben hätten Aufschluß geben können. Mein Scharfsinn hatte hier endlich eine Prüfung zu bestehn, und ich wollte mir den Triumf nicht schmälern lassen. — Ich sah, daß sie mich mit großem Interesse betrachtete, obgleich sie grade gegen mich kälter und abstoßender war, als gegen die Andern. Endlich fand ich sie nach vielen fruchtlosen Versuchen allein, und als sie mir entgegentrat, als ich ihre Lippen konvulsivisch zucken sah, als ich ihr tief in die Augen blickte, überkam mich

zum erſtenmal einer jener inneren Schauer, die bei dem großen Haufen ſo abgebraucht ſind, — das Weib liebte mich, es hing an mir mit der ganzen Glut einer letzten Leidenſchaft, einer Leidenſchaft, die keine Rückkehr, keine fremde Zukunft will. Sie hatte gekämpft, ſie hatte mich in ihren Kreis des Verderbens ziehn wollen, aber ein Wort hatte ihre Macht gebrochen, ſie wagte es nicht, den zu haſſen, der ihr Weſen erkannt, und der ihr doch nicht fluchte.

„Sie bat mich, ihr noch einmal zu wiederholen, was ich neulich geſagt, und ich ſprach Alles aus, was ich von ihr dachte. Sie hörte mich mit geſchloſſnen Augen an und zitterte krampfig. Als ich geendet, als ich wieder ernſt und ohne Grauen auszudrücken ihren Zuſtand beklagte, ergriff ſie heftig meine Hand und rief mit jenem ſtechenden Blicke: „Fluche, fluche mir, daß ich Dich haſſen kann, daß ich Dich verderben darf! Gib mir die Wolluſt, Dich zu töten!“ — Eine gräßliche Angſt wütete in ihrem Geſichte als ich ſie zu beſchwichtigen ſuchte; ſie war eine Furie, die ſich in magiſchen Feſſeln wand und weder den Zauber brechen, noch ſich ſelbſt wieder gewinnen konnte. Einen Augenblick ſtand ſie bleich und ſchlaff vor mir, als zöge der Tod in ihr Herz, der Tod einer vergangnen Zeit; dann ſchnellte ſie empor, umſchlang mich mit unwiderſtehlich wilder Gewalt und flüſterte heiß und zuckend:

„Dann liebe mich, Menſch, liebe mich, wie ich Dich liebe, und laß' uns zuſammen die Welt haſſen, die Du nur verachteſt!“ — Mögen Sie davon denken, was Sie wollen und die Urſache meines Handelns finden, worin Ihnen beliebt, ich trug das ſchöne, unglückliche Weib, für das ich wol das größte Intereſſe, aber weder Liebe noch Haß empfand, auf ein Ruhebett und fuhr fort, durch freundliches Zureden den Taumel ſeiner Sinne in Schlummer zu ſingen. Ich hatte die Freude, ihre irren Augen zuſinken und friedliche Bewußtloſigkeit ſich über ſie ausbreiten zu ſehn. Ich habe nie mehr Mitleid und Schmerz in meiner Bruſt getragen als in jener Stunde. In dem Gemache ſtand ein Piano. Ich trug mich mit dem Gedanken, ihr, wenn ſie erwachte und das Vorangegangne irgend berührte, die ganze Szene als einen Traum darzuſtellen, den mein Spiel hervorgerufen, und ſcheinbar nichts von Allem zu wiſſen. Ich ſpielte. Die Töne riſſen mich fort, und die Muſik iſt die einzige Macht, die mich ſelbſt um mein Bewußtſein bringen kann. Meine Gedanken werden zu Akkorden, und die Akkorde verſchlingen mein Denken. — Als ich erwachte, kniete Ellinor neben mir, ihr Kopf lag auf meinen Knien . . . „Liebe mich, liebe mich!“ bat ſie. — Ich kann mir denken, daß es für Jemand, dem das Lieben gelaüfig iſt, nichts Seligeres gibt, als dieſe Laute; und hier

wurden ſie von einer ſo melodiöſen Stimme und in der Sprache der Liebe ſelbſt, in der italiſchen, geflüſtert. Sie peinigten mich, dieſe Worte, denn, wer kann ein ſolches Gefühl ſchnöde abweiſen, wer kann Wunden ſchlagen, wo ſchon Alles wund iſt? Ich raffte all meine geiſtige Kraft zuſammen und beruhigte ſie wenigſtens ſo weit, daß ſie ſtatt ihrer Gegenwart mir ihre Vergangenheit gab, daß ſie mir die Rätſel löſte, die ich niemals ergründen konnte, weil mein Wiſſen nur in dem unglückſeligen, kranken Leben, von dem ich Ihnen geſagt, bis zu den Details heranreicht. Ehrlich war ſie, wie hätte ſie auch in ihrer Raſerei anders ſein können?

„Die Frau eines neapolitaniſchen Großen hatte das Unglück, wiederholt tote Kinder geboren zu haben; ihr Mann verfiel darüber in unſinnige Wut, er wollte ein Kind, ſein ganzes Leben beſtand in dem Wunſche, ein Kind auf ſeinen Knien zu ſehn. Er ging ſo weit, daß er der Frau drohte, ſie zu ermorden, wenn ſie nochmals ein lebloſes Weſen zur Welt brächte. Meſſen in allen Kirchen, Kerzen an allen Altären, Wallfahrten und nebenbei guter Rat weiſer Frauen ſchienen Erfolg gehabt zu haben. Mit der Nachricht, ſeine Gattin ſei im Momente der Geburt entſchlafen, empfing er ein kräftiges Mädchen, das ihn mit ſeinen dunklen Augen lebensfroh anſah. Seine Frau hatte ihm im

Tode noch das reichſte Geſchenk gemacht, und ihr Andenken war ihm theurer, als ſie es lebend je geweſen.

„Das Kind wuchs auf, bis zur Abgötterei geliebt, ſchön und gut wie ein Engel, aber auch verzogen, wie ein einziges Kind. Als der Vater ſie in ein Kloſter gab, um ſie unterrichten zu laſſen, verging kein Tag, an dem er nicht eine Stunde am Sprachgitter zugebracht. Dort lernte ſie auch ihren erſten Gemal kennen, der, unter dem Vorwande eine Verwandte zu beſuchen, dem prachtvoll aufblühenden Mädchen Schönheiten ſagte. Es entſpann ſich zwiſchen Eleonora und ihm ein Verſtändniß, das ſie ſelbſt nur dadurch entſchuldigt, daß ſie keinen andern Mann gekannt. Eigenſinn und Eigenwilligkeit von ihr, Gefühle, die ſie für Liebe hielt, ſetzten das Verhältniß über die Kloſterzeit hinaus fort, und ſie hoffte dem Vater, der vor ſeinem Idole kniete, der ſie mit Juwelen überſchüttete und ſein ſtolzes ſchönes Kind mit prächtigen Feſten umgab, endlich doch das Ja abzuſchmeicheln. Der Principe ſcheint ein fader Geck geweſen zu ſein, für den auch dem ſonſt verblendeten Vater das Mädchen zu gut war. Er wollte nicht nachgeben und erkaufte ſich den Aufſchub von Tag zu Tag durch neue Zeichen der höchſten Liebe, durch Berückſichtigung aller ihrer Wünſche, ja durch das Erraten derſelben. Sie er-

zählte mir, daß er ſie oft vor ſich auf einen Stuhl geſtellt, ihre Hände, Füße und Haare mit Küſſen bedeckt, ſie einen vom Himmel gefallnen Stern genannt, und um ihre Liebkoſungen gebettelt habe, als wären ihre Küſſe der Segen einer Heiligen. — Es waren zwei Frauen im Hauſe, von denen die eine ſchon ſehr alt, ein Erbſtück der Familie, die andre aber erſt bei Eleonoras Geburt, als Amme, angenommen worden war. Die alte Kammerfrau kommt auf die unglückſelige Idee, plötzlich ſchwer zu erkranken und vor ihrem Tode dem Herrn noch eine Mittheilung zu machen, die ſein Benehmen furchtbar veränderte. Eleonora war das Kind der Amme. Die unglückliche Marcheſa, die längſt gefühlt, daß ihr Kind nicht lebe, hatte, um der Wut ihres Gatten oder ſchmachvoller Verſtoßung zu entgehn, dies Mittel gewählt, und war geſtorben.

„Der Mann ſtürmte raſend in das Zimmer ſeiner Tochter, er ſtieß ſie von ſich, überhäufte die Unſchuldige mit Flüchen, ſo daß ſie, die nichts von Allem verſtand, in höchſter Angſt glaubte, ihr Vater habe den Verſtand verloren. Sie ſank weinend auf die Knie, umfaßte ihn und flehte, bat . . . Er trat ſie roh mit Füßen, ſchlug die „gemeine Dirne“ in's Geſicht und ſchwur, ſie ſammt ihrer Mutter durch die Diener aus dem Hauſe peitſchen zu laſſen. Er hatte nur ſein Kind geliebt, nur ſein Kind war für ihn ſchön geweſen,

die Fremde, die Niedriggeborne, die Tochter eines Bauernweibes gehörte unter die Faüſte der Lakaien. Sie ſchilderte das, was damals in ihr vorging, ungefähr ſo: „Ich begriff nicht ganz, wie grauenhaft ſich meine Lage plötzlich geſtaltet hatte, aber ich erkannte genug davon, um zu wiſſen, daß mich dieſer Mann, der mich ſo lang als ſein Kind betrachtet, und den ich wie einen Vater geliebt, mit kaltem Blute einem Elende preisgeben wollte, das ich durch den Sturz doppelt fühlen mußte. Mich wollte er zum Hauſe hinauspeitſchen laſſen! Kein Funke von der Liebe, auf die ich ſo ſtolz war, gehörte alſo mir ſelbſt; er warf mich hinaus wie eine Dirne. Es war gräßlich leer in mir, und eine eiſig kalte Hand krallte mein Herz zuſammen, ein ſtechender Schmerz fuhr durch mein Gehirn, ich war mit einem Zauberſchlage das, was ich jetzt bin, die unverſöhnliche Feindin der Menſchen. Ich kniete noch zuckend am Boden, als er aufſprang und mich mit einem neuen Tritte niederſchlug. Er lachte hölliſch als er meine Verzweiflung ſah und eilte die Knechte zu rufen, die ein unſchuldiges Kind für den Frevel Andrer beſtrafen ſollten. O, er lachte, und ich ſchlug in der fürchterlichſten Qual mit meinem Kopfe die Diele und klemmte meine Finger blutig. Damals ſchwur ich den Kampf gegen das ſcheußliche Ding, das man Menſch nennt, damals ſchwur ich, mich gräßlich

zu rächen und nur an der Folter meiner Opfer Luſt zu haben, mich an ihrer Verzweiflung zu weiden. — Ich hatte den Mann im zweiten Zimmer niederſtürzen geſehn, ſein Alter ertrug eine ſo mächtige Erſchütterung nicht, er war ohnmächtig geworden. Ich raffte mich auf und ſchloß das Zimmer, in dem er lag, nach außen ab. Nicht mehr die Luſt an der Pracht meiner Umgebung trieb mich das Geheimniß zu begraben, ich erkaufte den Kampfplatz. Mein Kreis mußte groß und weit ſein, wie meine Rache. Ich rief meine Mutter, meine bisherige Dienerin, und ſie war es, die mir Gift gab, um damit zu töten. Wir rüttelten den Mann auf, begoſſen ihn mit Eſſenzen, und als er halb erwacht war, ließ ich ihn das von meiner Mutter, die wie alle Frauen aus den Bergen, die tötlichſten Kraütergifte kannte, bereitete Gemiſch trinken. Meine Hand zitterte nicht, als ich ihm das Glas reichte, warmes Behagen ſtrömte wieder in mein Herz; ich hätte jubeln mögen, als er, ſeine Augen weit öffnend, mich erkannte und mit der matten Fauſt nach mir ſchlug. Das Gift wirkte raſch, und ich mußte eilen, denn er ſollte die That wiſſen, er ſollte wiſſen, daß ich ihn ermordet. Er verſuchte zu ſchreien, aber der Trank ſchnürte ihm die Kehle zu, er wand ſich zu meinen Füßen, wie ich vorher; und ich bohrte meine Augen in ſeine Glieder, ich verſchlang jedes Beben

mit raſendem Entzücken, ich ſah, wie ihn der Schmerz empor warf, ich lauſchte den heiſren Lauten, die ſich aus ſeinem ſchäumenden Munde preßten, wie der ſüßeſten Muſik, und als er ſich ſtreckte, als er kalt und ſtarr wurde, ſtand ich hoch über ihm und wiederholte meinen Schwur. Ich habe ihn gehalten!“

„Sie erzählte das mit aller Glut ihres Mutterlandes, ſie war noch ſtolz auf ihre That, und mir war es trotz alledem nicht möglich, ſie zu verdammen. Ihre ganze weitere Geſchichte liegt in den Worten: ſie hat den Schwur gehalten. Sie fühlte unter dem Vorwande eines Familienverhältniſſes die natürliche, über der Familie ſtehende Menſchenwürde in ſich mit Füßen getreten, ſie glaubte ſich von der ganzen Geſellſchaft in der Perſon des ihr zunächſt ſtehenden Mannes auf das Empörendſte angegriffen, und ſie rächte ſich. Es gibt Verbrechen, über die ich nicht urteilen mag, weil ſie von einem höheren Standpunkte aus betrachtet werden müſſen, als der des geſchriebnen Geſetzes iſt. — Man mutmaßte einen Mord, man raunte ſich mancherlei in's Ohr, und die allgemeine Stimme, die in der civiliſirten Welt aber civiliſirt genug iſt, nur ganz leiſe zu flüſtern und ſich einſchüchtern zu laſſen, wollte wiſſen, daß der Principe dieſen Weg gewählt habe, um die Einwilligung des Alten überflüßig zu machen. Sein Einfluß machte die Mutmaßungen ſchweigen,

der Schlagfluß wurde konſtatirt, Eleonora ging für einige Zeit auf's Land und verheiratete ſich dann. Doch davon wiſſen Sie wol, und ich erzähle nicht gern Bekanntes."

„Ich hörte in Neapel nur Weniges, und dieſes nur von Wenigunterrichteten, obgleich ſie mir von dem fraglichen Vatermorde mit einigen Variationen Kunde gaben. Fahren Sie daher nur in Ihrer entſetzlichen Geſchichte fort. Sie geben doch auch das, was ich bereits weiß, von der andern Seite; Sie ſcheinen mitunter vertheidigen zu wollen, wo ich eine furchtbar ſchwere Anklage erheben muß. Sprach Sie nie von einem Maler, der Werner Stauff hieß, und den ſie durch denſelben Frevel wahnſinnig machte, der ſie zum Verbrechen trieb? Sie ſtahl ihm den Glauben an die Menſchheit."

„Gewiß, dieſer Stauff iſt ihr Lieblingsopfer. Nach ihrer Schilderung müſſen ſie einander gegenüber geſtanden haben, wie in der Fabel der Erzengel Michael dem gefallnen Luzifer, aber Luzifer ſiegte. Sie ſchildert ihn als die verklärteſte Reinheit, als eine liebliche Blume, von der ſie nur bedauert, daß ſie in ihrem Braut- und nicht im Totenkranze war. Sie ſagt, daß ſie ſich mit ſeiner Stimme: „Nora!" zugeflüſtert habe, wenn ſie mit dem vernichtenden Streiche gezögert, — und der Streich fiel. Außerdem

verband ſie mit ihrem Betragen gegen den deutſchen Maler noch den Zweck, den eiferſüchtigen Principe, den ſie noch immer zu lieben glaubte, und den ſie von aller Feindſchaft ausnahm, von ſeiner unbequemen Leidenſchaft zu heilen. Übrigens war die Ehe trotz dieſer Probe eine ſehr unglückliche. Die Rache, die Eleonora ſuchte, zog ſie zu den Menſchen, die ihren Umgang ſeit dem plötzlichen Todesfalle noch mehr, als vorher ihres Stolzes und Übermutes wegen, vermieden, und der Principe, der ſich bewußt war, daß ein ſolches Weib ihn nicht wirklich lieben könne, ſperrte ſie wie in einem Kloſter ein. Sie fand, daß er ein erbärmlicher Schuft ſei, aber ſie war in ſeiner Gewalt, er wußte die Umſtände des Mordes, und ſie wollte leben, ſie wollte ſich rächen. Der Elende erfand Qualen, jeder Funke von Eiferſucht, der in ihm fing, zog dem Weibe empörende Züchtigungen zu, und es ertrug ſie nicht nur, ſondern es nahm ſie für einen Stachel, für Sporen, die ſie auf ihrer Bahn vorwerts hetzten; ſie hatte an Jedem, den ſie angriff, auch noch den Schmerz zu rächen, den ihr die große Rache zuzog. Sie ſelbſt, ich weiß nun, daß Sie es waren, tragen nach Nora's Anſicht die Schuld einer ſolchen Peinigung, und, was ſie noch weniger verzeiht, die Schuld eines unvollendeten Werkes. Ihr Mann ſah das Porträt ſo gut als die Dame, ſie hatte Ihnen, glaubte

er, alſo heimlich ſitzen können, und der ganze Beſuch war nur veranſtaltet, um zu ſehn, wie es gelungen. Beide ſtrebten danach, das Bild in ihre Gewalt zu bekommen, Beide aus verſchiednen Gründen; Eleonora wurde ſchimpflich gezüchtigt . . . .“

„Und wollte mich dafür erdolchen laſſen!“

„Nein, ihre Rache nahm nach Allem, was ich weiß, nie mehr eine ſo plumpe Geſtalt an, die Banditen waren von dem Eiferſüchtigen gedungen. Aber ſie haßt Sie, denn da der Principe ſie aus Argwohn nach Frankreich, wo er in der Normandie ein Schloß beſaß, ſchleppte, entkam ein Opfer, das ſich ſchon gefangen hatte, ihren Schlingen. Es iſt gut, daß ich ſie fortführe, denn da ſie von Ihrer Anweſenheit weiß, würde ſie troß ihrer Krankheit Ihnen doch ein Leid zuzufügen ſuchen. Aber laſſen Sie mich die Geſchichte zu Ende bringen. — Eleonora hatte einen Knaben geboren, und es war für einige Zeit Frieden, obgleich ſie ihren Gatten nicht weniger verachtete, und dieſer nicht weniger eiferſüchtig war. Er langweilte ſich in der Normandie und brachte einen Kreuzzug durch Frankreich in Vorſchlag. Die Frau wünſchte nichts mehr, als Leute erreichen zu können, die über dem armſeligen Landvolk ſtanden, deſſen Ruhe ſie jetzt einzig ſtören konnte. Es war, wenn ich nicht irre, in Rouen, daß Lord L . . . . . n in demſelben Hotel ſeine Zimmer

neben denen des Principe nahm. Der Lord war einer jener biedern, loyalen Charaktere, schroff und entschieden nach Außen, edel und mild in seiner Denkweise, wie wir sie unter den Großen Englands immer wieder mit einem Gefühle von tiefer Hochachtung begrüßen. Sie haben etwas ritterlich Männliches in ihrer Vornehmheit und sind dabei oft genug besser unterrichtet als unsre deutschen Professoren. Eleonora litt wieder so sehr, daß sie ihrem Schmerz Laute gab. Der Lord fand dies Schreien in seiner Nähe unbequem, seine Wohnung lag aber grade seinen Wünschen so gemäß, daß er sie nicht wechseln wollte, er schrieb also mit dürren Worten, man möge seine Ruhe nicht unterbrechen. Der Principe antwortete grob, und der Lord, der unterdeß in Erfahrung gebracht, daß der Elende gemein genug sei, Hand an seine Frau zu legen, und daß sie es sei, die jene Schmerzenslaute ausstieß, fühlte sich berufen, als Champion für das schwächere Geschlecht aufzutreten. Er forderte den Principe, und dieser nahm das Duell in der ersten Wut an. Der Lord erschoß ihn. — Bei der geringen Kunde, die Eleonora von der Landessprache besaß, war ihre Verlegenheit zu groß, als daß sie sich so, wie sie gern gewollt, über die Befreiung von ihrem Kerkermeister hätte freuen können. L.....n, erfuhr irgendwie, welche Verwirrung er angerichtet, und als er das

königliche Weib, das er zur Witwe gemacht, geſehn, glaubte er ſeine Ritterlichkeit nicht beſſer bis an's Ende durchführen zu können, als daß er Eleonora ſeine Hand anbot. Sie ſagte ihm, daß er, nachdem, was er von dem Verhältniſſe zu ihrem Gatten kennen gelernt, annehmen könne, daß ein Liebesbund zwiſchen ihnen nicht beſtanden; ſie verſicherte ihm, daß ſeine That eine Wohlthat und ſein Antrag nichts weniger als eine Kränkung für ſie ſei, daß ſie aber auch für ihn keine Neigung empfände. Der Unglückliche war ſo hingeriſſen von ihrer Schönheit, ſo voll Mitleid für ihre Leiden, er bedauerte, daß er den Ruchloſen, den Peiniger eines ſo vollendeten Weibes nicht noch einmal töten konnte, er drang in ſie, er flehte, er kniete vor ihr, — ſie hatte überlegen und einen Plan ſchmieden können, ſie willigte ein. Er floh mit ihr und dem Kinde noch in der Nacht nach England, brachte ſie in Sicherheit, ſchickte einen Agenten nach Italien, um Baldwins und ſeiner Braut Rechte zu wahren; die Sache war nicht ſo bekannt, daß Eleonora ſeinen Bitten nicht nachgegeben hätte, und ſchon ein Vierteljahr nach dem Duelle war ſie Lady L.....n. Der arme Lord hatte ſeit dem Tage, der ſeine heißeſten Wünſche krönen ſollte, keinen Frieden mehr; Ellinor, wie ſie ſich nun nennen ließ, machte ihn zum Wiſſenden ihrer Vehme. Er liebte und verabſcheute ſie, er

betete ſie an und fluchte ihr doch, die Nacht ſenkte ſich auf ihn herab, und er lebte düſter und melancholiſch traurige Tage an der Seite des ſchönſten Weibes. Der Kampf zerrüttete ſeine Geſundheit, und als ich nach England kam, glich er einem verlöſchenden Lichte, das nur noch im Sterben aufflackert. — Ich riß mich los und durchſtreifte Schottland; als ich zurück kam, trugen die Diener in L.....nhouſe Trauerlivree, Ellinor war zum zweiten Male Witwe geworden. Ihre wahnſinnige Liebe war ſo heftig als vorher, ja ſie hatte nun ein beſtimmtes Ziel. „Liebe mich!“ bat ſie immer wieder, und, wie ich ihr überhaubt eine Menge erſter Gefühle verdanke, es war mir unendlich ſchwer, ihr zu ſagen, daß ich weder ſie noch eine Andre lieben würde. Sonſt iſt es mir völlig gleichgültig, in welche Worte meine Gedanken ſich kleiden, ob rauh, ob zart, gleichviel, wenn der Hörende ſie nur begreift; hier aber wählte und ſonderte ich, um keinen Preis wollte ich ihr wehthun. Eine Andre hätte nur das Nein herausgefühlt, ſie aber verſtand mich, meine Weigerung war nur ein Schmerz für ſie, keine Verletzung. Sie wurde nicht einer Fremden geopfert, dann hätte ſie mich vielleicht haſſen können, ſo aber wurde der Bann nicht gebrochen, ſie liebte mich fort. Es war mir ein eignes Gefühl, ihre glühende Innigkeit, allen ihren Vorrat von Liebe und Anhänglichkeit

grade auf mich, den Einzigen, den ſie doch nie hätte verderben können, ſchützen zu ſehn. Darin aber lag auch der Grund ihrer Liebe. — Sie ſtickte bewundernswürdig, und als ich ihre Arbeit einſt gelobt, ſchmeichelte ſie mir immer wieder neue prächtige Kompoſitionen auf; ſo viel hatte ſie wenigſtens über mich vermocht, daß ich ihren Gaben nicht auswich. — Wie weit ihre Konſequenz ſonſt ging, mögen Sie daraus erſehn, daß kurz vor meiner Abreiſe ein Herr mir ſagte: Wie haben Sie um irgend eines kleinen blonden Mädchens willen, das in Deutſchland irgendwo Ihrer harrt, dies Wunder der Schöpfung verſchmähen können?" Ich leugnete und war im Begriffe mich über eine ſo indiskrete Unterſtellung zu ärgern; aber als ich nach dem Gewährsmanne fragte, nannte er mir Ellinor ſelbſt, und mehrere Zeugen beſtätigten, daß ſie ohne Scheu erzählt, wie ſie meine Kniee umſchlungen, und wie ich ſie verſchmäht. — Wiſſen Sie warum ſie das that? Sie forderte Hohn und Spott heraus, das Gift in ihr war durch ihr mächtiges Gefühl einen Augenblick zurückgetreten, ſie wollte von der Welt gereizt ſein, damit der Strom wieder mit der alten Kraft durch ihre Adern ſchieße."

„Und Sie ſahen den Greueln ruhig zu, Sie machten Ihren Einfluß nicht geltend, wenn Sie nicht als Ankläger auftreten wollten, wenigſtens für die

Zukunft die Menſchen vor dieſem Ungeheuer zu bewahren? Sehen Sie die Sache von einer beliebigen Seite an; ich will glauben, daß Sie Ihrer Individualität gegenüber die leitende Idee für gerechtfertigt hielten, der Geſellſchaft gegenüber war Ihre heilige Pflicht, entweder das Weib vom Verbrechen abzuhalten, oder dafür zu ſorgen, daß es unſchädlich würde. — Weigelsdorf, auch Sie huldigen dem böſen Principe!“

„Machen Sie mich es nicht durch Ihr ewiges Spiesbürgertum bereuen, daß ich je mit Ihnen verkehrt habe. Nehmen Sie doch das Bild in die Hand, paſſen Sie den Kopf auf die Figur, die ich Ihnen geſchildert, und denken Sie ſich hernach die erbärmlichſte Feigheit, jenes niederträchtige Gefühl, das mit einem Striche ein ganzes Leben Lügen ſtraft, denken Sie ſich in Noras Geſicht die Reue hinein. Ich würde ſie ebenſo verachten, wie mich jetzt eine bange Ehrfurcht vor ihr durchrieſelt; ſie aber müßte ſich ſelbſt in's Antlitz ſpeien, ihr Haubt verfluchen und bettelhaft elend mit dem Stricke oder dem Dolche ihrem Leben ein Ende machen. Ich rüttle nicht an ihr, auch wenn ich's könnte. Haben Sie nicht in Kathedralen aus dem elften Jahrhunderte in der Mitte des Kreuzganges Platten eingelaſſen geſehn, die labyrintiſch verſchlungne Linien darſtellen? Laſſen Sie den myſtiſchen Sinn dieſer ſcheinbaren Verwirrung bei Seite, nehmen

ſie nur als Gegenſatz zu der durchſichtigen Klarheit des Planes eines jener Tempel. — Aber wagen Sie nun zu entſcheiden, wo natürliche Klarheit und wo das künſtlich Verworrne, in Nora oder in der Geſellſchaft, die ſich den Rachegeiſt ſelbſt erzeugt hat? Welches iſt der Tempel, welches das Labyrinth? — Übrigens irren Sie, wenn Sie glauben, mein Einfluß habe dies Weib umformen können. Für einen Augenblick hätte die Liebe ſie vielleicht ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ſie ihre Rache zurückgelegt, vergeſſen kann ſie niemals von ihr werden. Fühlte ich mich ſo mächtig über ihr, ſo wäre mein Intereſſe längſt kalt. Ihre andre Idee, Ellinor unſchädlich zu machen, findet ebenfalls keinen Advokaten in mir. Ich bin kein Staatsanwalt und wüßte nicht, wie ich ein Weib, das mir Liebe gibt, nicht heuchelt, ein Weib, das geſtern noch . . . . . Doch wozu Ihnen das ſagen? Ich klage ſie nicht an, ich würde Ihnen nichts von dem erzählt haben, was Sie jetzt wiſſen, wenn die Stunden des gefallnen Engels nicht gezählt wären. — Ich glaubte Sie und Andre gefährdet, die mir lieb ſind, weil ich ihre Geſchichte nicht zu Ende weiß, weil ich mit ihnen noch nicht fertig bin; das brachte mich zu dem raſchen Entſchluſſe, ihr meine Hand anzubieten und doch einmal gegen ſie zu wirken. Einen andern Beweggrund hatte ich nicht, ſie iſt nicht einmal mehr das ſinnebe-

rauſchende Weib. Ein Zug gräßlichſten Körperſchmerzes hat all die andre Schrift auf ihrem Geſichte verwiſcht, Rache und Schmerz, das ſind ihre einzigen Zeichen; — ſie ſtirbt. Wollen Sie in ihrem Tode den Arm der Nemeſis erkennen, ſo bleibt es Ihnen frei. Baldwin ſpielte mit einem Dolche, der unter dem Geräte ſeines Vaters lag, und verwundete ſpielend den Arm der Mutter. Der Dolch war vergiftet. Das Gift fraß langſam weiter, Ellinor weigerte ſich, durch eine Operation dem Übel Grenzen ſetzen zu laſſen, und die Kunſt der Ärzte vermochte das Gift nur in ſo weit zu paralyſiren, daß es ſtatt zu töten krebsartig fortzehrte. Es hat nun auch die linke Seite angegriffen, und die prachtvolle Geſtalt, die auch jetzt noch ungebeugte, zerfällt. Begreifen Sie, was es heißt, im Angeſichte des Todes, unter den wahnſinnigſten Qualen, nicht einen Zoll zu weichen, nicht einen Schatten des bleichen Neuegeſpenſtes aufdämmern zu laſſen und ſich ſelbſt klar zu bleiben? — Ich kam ihr nicht von Ungefähr, ſie hatte an mich geſchrieben, der Brief konnte mich aber nicht finden, und es iſt mir lieb, daß ich ſie noch fand.

„Hätte ich mich geweigert, den Knaben, der eine ſehr unangenehme verwickelte Laſt von Vermögensverwaltung mit ſich bringt, an mich zu nehmen, ſo hätte ſie ihn getötet, das ſchwur ſie mir; und der Junge iſt

ein herrliches muſikaliſches Talent, wie ſeine Mutter jetzt noch ihre Zauberſtimme bewahrt hat und noch beſſer ſingt als eine Primadonna. Ich ſollte mit dem Knaben fort, ſie aber wollte hier ſterben, das war's, was mich beunruhigte. Nun reiſt ſie aber mit mir zugleich ab, ſie nach Frankreich, um in einem Kloſter zu ſterben, ich mit Baldwin nach Deutſchland weiter. Sie behaubtet noch ſieben Tage leben zu können, erreicht alſo ihr Ziel gewiß. — Nun wiſſen Sie Alles!"

„Und Unerklärliches im Übermaß. Sie im Begriffe eine engſte Verbindung mit einem Scheuſale einzugehn, das ſeines Gleichen nirgend findet, und doch wieder gleichgültig von dem Tode dieſer Perſon ſprechend, — nennen Sie das natürlich?"

„Wenn Sie das, was Ihnen natürlich ſcheint, auf mich paſſen wollen, nein; für mich iſt nur das nicht natürlich, daß ich ihr wirklich einen Antrag machte; das war gegen meine Natur, es war ein Opfer, ein Verbrechen gegen mich ſelbſt, wie Baldwins Annahme auch ein ſolches iſt."

Sie gingen ſchweigend neben einander her. Nach einiger Zeit fragte Stein: „Warum darf der Knabe denn hier nicht italieniſch reden?"

„Darf er das nicht? Dann gewiß nur Ihretwegen. Sie bat mich auch, Ihnen nicht zu ſagen, daß ſie hier ſei, und es war ihr ſehr unlieb, als ich

ihr erzählte, daß es zu spät. Das Weib kennt Sie durch Felix Halden bis in die kleinste Faser hinein und haßt Sie mehr, als irgend einen Andern."

„Durch Felix kann sie mich nicht kennen; wie sollte der eine treue Schilderung von mir geben!"

„Braucht ein Weib denn etwa Erklärungen? Es fragt nach Thatsachen und deutet sie sich selbst. Was meinen Sie dazu? Sie sagte mir in dürren Worten: Dieser deutsche Maler spielt seine Rolle gut genug, den Verblendeten Sand in die Augen zu werfen, ich aber weiß, welch Bild er in sich trägt. Wären die Andern nicht verliebt oder beschränkt, so wüßten sie's auch. Die schöne Contessa ist der wunde Fleck seines Herzens. Sie liebt einen Andern, aber sie hängt an ihm, und er liebt sie so deutsch, daß er damit zufrieden ist, ja, daß er selbst glücklich ist, weil er sie glücklich sieht. Das kann nur ein Deutscher. Ein Italiener oder Franzose würde sie lieber tot wissen, als in den Armen eines Andern, er würde rasen, toben, töten, Alles, nur nicht eine Hochzeit mit einem Andern, bei diesem Steine aber ist's umgekehrt. — Nun?"

„Sagte sie nicht mehr?" —

„Nein, aber es ist doch gut, daß sie morgen abreist, und ich muß gestehen, daß diese Kunde mich im ersten Augenblicke wie ein seltner Freudenstral überraschte; Sie müssen das ja auch aus meinem Zettel

herausgeleſen haben. Man iſt vor dieſem Weibe nie ſicher, ſo lang man in ſeiner Nähe. Morgen iſt Alles gut!“

Man ſah es dem Walde, in dem ſie hinſchritten, an, daß das Pfingſtfeſt erſt an ihm vorüber gegangen; Alles war noch friſch und licht. Die dunkelgrünen Stechpalmen mit ihren glänzenden Blättern waren umwimmelt von gelben Hieracien, weiß, rot und blau drängte ſich das Blütengewirr auf dem matten Raſen, und auf den Baumſchirmen träumte der Purpur des Abends. — Weigelsdorf wanderte an der Seite ſeines Gefährten, der ſeine Fragen an ihn verſchwendete. Plötzlich blieb er, wie aus einem Traume erwachend, ſtehn und ſagte ernſt und warm:

„Hören Sie mich an, Stein, ich habe Ihnen noch etwas zu ſagen und muß es jetzt thun, denn ich glaube nicht, daß wir uns je wieder ſehn. Halten Sie von mir, was Ihnen beliebt, da Sie mich doch für das nicht halten können, was ich bin. Ich ſehe kein Zeichen des Wiederſehens zwiſchen uns, wir müſſen alſo heute ſagen, was wir zu ſagen haben. Es hat nicht leicht Jemand einen ſo widerwärtigen Eindruck auf mich gemacht, als Sie, weil unter andern Umſtänden mir kaum ein Menſch hätte angenehmer ſein können. Ich fand Sie verſumpft und über Unmöglichkeitseiern brütend; das iſt kein Geſchäft für einen

Mann. Jeder hat ſeinen Platz, und Sie ſind Maler. Sehn Sie zu, daß die Kunſt, der Sie ſonſt ganz gehörten, nicht zur Nora an Ihnen wird und ſich grauſam rächt. Werden Sie wieder Maler aus der ganzen Fülle Ihres Herzens, pfuſchen Sie nicht in Dinge, die Sie nicht ſo verſtehn, wie einſt Ihre Kunſt, und in denen Sie von dem erſten Beſten überflügelt werden. — So wie der Dichter nur den Vers hat, der Muſiker den Ton, durch den er reden und wirken kann, ſo ſoll auch Ihre Sprache nur die Farbe ſein. Sie ſind ein Apoſtel und Ihr Evangelium ſind Ihre Bilder. Ziehn Sie hin zu den Menſchen und verkünden Sie Ihnen das Menſchtum, Ihre Macht iſt größer als die des Herrn der Töne und Worte, Sie werden überall verſtanden. Erfaſſen Sie die Aufgabe der Kunſt in unſrer Zeit, malen Sie die Zukunft, malen Sie den Triumfzug der Menſchheit. Laſſen Sie die Vergangenheit den Würmern, das Werden iſt der Name der Urkraft, das Geweſen iſt für Schulknaben und Thoren da. Schwingen Sie ſich auf, ringen Sie ſich frei, malen Sie Geſtalten, die den Menſchen ſagen, was ſie werden können, nicht was ihre Ahnen geweſen ſind. Wir haben keine Vergangenheit zu bedauern, wenn nur die Zukunft uns gehört. Man wird Sie zuerſt verlachen, wie alles Große von der Welt zuerſt verlacht worden iſt; aber man wird

ſich dennoch an Ihren Schöpfungen bilden, man wird ſich an ihnen empor ranken, und die Freiheit, die im Bilde als wirklich ſeiend den Menſchen entgegentritt, wird eine wirkliche werden, wenn Sie ſelbſt begeiſtert genug ſind. — Malen Sie nicht für Deutſchland, malen Sie für die Menſchheit, der Maler hat nicht mit dem leidigen Babel zu kämpfen, ſeine Pfeile treffen überall, ſeine Kränze zieren jede Stirne. Die Heimat der bildenden Kunſt iſt, wie die der ewig bildenden Naturkraft, das Univerſum. Wollen Sie für die Menſchheit leben, ſo müſſen Sie kein Separatvaterländchen haben, Sie müſſen ſich nicht Grenzen ziehn, wo Sie frei ſein können. — Malen Sie nicht für Deutſchland, das ein Volk von Fürſten hat, aber deſſen Bewohner nicht einmal ein Volk ſind. Weh' dem Dichter in Frankreich oder England, der es wagte, das Land, das ihn geboren, zu ſchmähen, und wehe dem deutſchen Dichter, der nicht einen Fluch für die Buhldirne Germania hat, die das Gut ihrer Kinder mit Kebſern verpraßt. Für Deutſchland iſt keine Rettung, ſo lang es Staaten gibt, ſo lang die armen verwahrloſten Kinder nicht vor den Augen der Mutter fortgeriſſen und verkauft werden. Dann erwacht ſie vielleicht, aber erſt dann. Laſſen Sie uns Menſchen ſein; das Schickſal, das uns nicht Deutſche ſein läßt, hilft uns über eine Stufe hinweg. — Oder glauben

Sie mir nicht? Haben Sie Vertrauen zu dem Merzſafte, der plötzlich die Bänder ſchwarz-rot-golden gefärbt? Wie wollen Sie eine Nationalität begründen, wenn die frankfurter Schwätzer ſcharwenzeln gehn? Wie wollen Sie auch nur einen Föderativſtaat, wenn die Regierungen neben der Volksvertretung noch ganz unterthänigſt gefragt werden müſſen? Die deutſche Einheit auf ſolcher Baſis iſt ein perfider, fauler Unſinn, eine elende Lüge, die höchſtens bei der Preſſe des Landes Anklang finden kann, dem man die Suprematie zu Weihnacht ſchenken will. Aber ich ſagte Ihnen das ſchon früher. Geben Sie mir noch nicht Recht, ſo ſehen Sie ſich Felix Haldens verlaſſne Braut an, von der Sie wähnen, ſie ſterbe aus Liebe oder aus irgend einem andern ſchönen Grunde. Ich ſage Ihnen, dies Mädchen iſt ein wahres Muſter der noch in Deutſchland graſſirenden Niederträchtigkeit geworden, es ſtirbt aus unerfüllter Sehnſucht nach einer Grafenkrone. Laſſen Sie das Ding ohne Sang und Klang zu Grunde gehn, es iſt gut, daß ſie nicht geboren hat, daß wenigſtens ſie keine Erben ihrer Geſinnung hinterlaſſen hat, es iſt immerhin eine Verminderung des Geſindels. Das ſind die Mütter der Zukunft. So lang in Deuſchland ein Mädchen noch ſolchen Todes ſterben kann, ſo lang werden nie ſo viel Männer geboren werden, daß der Kehswirtſchaft ein Ende gemacht

werden kann. — Wirken Sie, wo Sie Boden finden; keine Affenliebe, keine Schranken, wirken Sie durch die Zukunft für die Zukunft. Verfolgen Sie das Ziel, das in Ihrem Herzen lag, ehe Sie sich selbst untreu wurden. Ihre Treulosigkeit zog Ihnen nichts als eine harte Erfahrung zu, kehren Sie um und leben Sie wohl!" —

Es war Stein unmöglich gewesen, den hastigen Redefluß zu unterbrechen und als er jetzt dem Davoneilenden nachrief, winkte dieser nur abwehrend und verschwand im Walde. — Der Faden, der sich durch die Erlebnisse und Ansichten des Sonderlings, so wie durch die Geschichte der Medusa zog, war sichtbar da, aber dieser Faden beschrieb selbst wieder so viele Kurven, er war so abnorm, daß ein Wegweiser für den Wegweiser nötig gewesen wäre, und diesen zu finden, war Stein jetzt nicht im Stande. Ein Gemisch von Empörung, Bewunderung, Abscheu und Interesse tobte in ihm hin und her, er fand keinen Namen für den Eindruck, den die Erzählung und die Person Weigelsdorfs auf ihn gemacht. Sein ganzes Wesen schien ihm in der That eine geordnete Konfusion. Zu einer andern Zeit würde es ihm vielleicht gelungen sein, das Originelle, den Kern des ganzen Charakters, von den Auswüchsen zu scheiden, Weigelsdorf würde ihm nicht bloß interessant, sondern bedeutend gewesen sein, er wäre

ſchon durch ſeine Verbindung mit Nora ein Moment ſeines Lebens geworden; jetzt war ihm Nora ſelbſt nur ein drohender Schatten aus einer längſt vergangnen Zeit; der erſte Schreck, dem er nicht entgehn konnte, war überwunden und begraben auch ohne Weigelsdorfs Verſicherung. Sobald ihn dieſer verlaſſen hatte, ruhten ſeine Gedanken nur noch kurze Zeit auf den Bildern, die er vor ihm aufgerollt, er ſchüttelte ſie ab, er wälzte den Alp von ſich — und folgte doch einem Winke Weigelsdorfs: er gehörte der Zukunft, an deren Schwelle er ſtand. Es war ja heute der achtzehnte Juni.

Wir fühlen die Bedeutung der Zukunft nur dann, wenn wir ſie, und wär's ein winziges Kommendes, der Vergangenheit gegenüber ſtellen. Ein Abſchnitt unſres Lebens, er mag noch ſo furchtbar in unſre Pläne gegriffen haben, der überflutet wird von neuen Ereigniſſen, verliert Reiz und Schärfe; wir ängſtigen uns nicht zurück, und die vergangne Freude ruft kein Lächeln auf unſre Lippen, wenn wir hereinbrechendes Leid oder heraufleuchtende Freude in der Nähe wiſſen. Es iſt wahr, der Menſch gehört der Zukunft! —

Als Stein am Hotel de Ruſſie vorüber ging, feſſelte ihn eine Stimme, die dem Anſcheine nach von einer im Zimmer auf und niederſchreitenden Frau ausging. „Das eine Sterbende?“ dachte er. Die Stimme

war voll Kraft, und der abgeriſſne Geſang voller Leidenſchaft. Er konnte die Worte nicht verſtehn, aber eine häufig wiederkehrende Paſſage, die ihm überdies ſehr bekannt klang, prägte ſich ſo in ſein Gedächtniß, daß er ſie Pleſſenberg, den er auf der Promenade fand, nachſingen konnte.

„Sage mir, was iſt das für ein Lied? Die Melodie quält mich.“

„Das iſt der Anfang eines Duetts aus Norma, die brillante letzte Szene: In mia man' alfin tu sei! Gab's alſo nur eine Stimme, ſo hörteſt Du wahrſcheinlich die Übungen einer Sängerin, denn der Zettel kündigt für morgen Norma an. Das wird wieder ein „genußreicher“ Abend ſein. Gefällt Dir die Stimme? Frage doch, welche unſrer Bewunderungswürdigen in dem Hotel wohnt. — Aber, was bin ich vergeßlich, Onkel Halden ſchickt ja das ganze Haus nach Dir aus. Er hat einen Notar bei ſich und ordnet den geſchäftlichen Theil unſrer Verbindung. Ich habe ihm alle nötigen Papiere gegeben, von Dir will er wahrſcheinlich noch guten Rat in Betreff des neuen Teſtaments, das er, ich weiß nicht warum, aufſetzen läßt. Thue mir den Gefallen, ihm zu ſagen, daß ich Mariens Vermögensverhältniſſe kenne, und daß meine Neigung zu ihr nichts damit zu ſchaffen hat. Was Du ihm aber nicht ſagen mußt, iſt, daß ich durch einen anonymen

Brief von irgend einem Unberufnen Kenntniß von der Lage der Dinge erhalten habe. Ich würde auch Dir nichts davon ſagen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Du jetzt die Haubtſachen erfährſt und gern bereit ſein wirſt, mir und Marie, die keine Ahnung von ihrer eignen Kaſſe hat, den Verdruß zu erſparen, durch eine Beraubung des Neffen reicher geworden zu ſein. — Übrigens reiteſt Du morgen doch mit? Ich habe heute ſchon einen Verſuch gemacht, und ich ſage Dir, die Pferde tanzen auf Stegen, die nie einen Huf geſehn, als wären ſie nie auf andrem Grunde gegangen. Er iſt ein Teufelskerl von einem Reiter, dieſer Felix, und es ſollte mir leidthun, wenn er meinetwegen jemals ein Pferd weniger im Stalle haben müßte." —

„Ich bin ſchon ſo gewohnt, Sie bei jedem wichtigen Schritte, den ich in Bezug auf die Kinder thun will, um Ihre Anſicht zu bitten", ſagte der alte Graf, „daß ich auch jetzt vor der Vollziehung des Aktes, den ich eben aufnehmen ließ, erſt Ihre Meinung hören will. Die Sache will ſehr diskret behandelt ſein, und da Sie ebenſo ſehr ein Ehrenmann ſind, als Sie die Geſinnungen der Kinder kennen, ſo laſſen Sie ſich auch noch dies letzte Geheimniß enthüllen, und ſagen Sie mir dann ehrlich, was Sie für das Beſte halten, und wie Felix und Marie ſich meinen Verfügungen gegen-

über verhalten werden. Ich möchte nicht gern, daß eins von ihnen nach meinem Tode dem Manne grollte, der ihm im Leben Alles zu Liebe gethan. — Die Verbindung Beider hätte mir auch dieſen Kummer erſpart, ſie hätten nach wie vor meinen Beſitz getheilt, oder vielmehr, das, was ich ungern theile, wäre zuſammen geblieben. — Marie weiß es nicht anders, als daß ſie reich iſt, weil ich das Kind ſtets lieb gehabt, und in der Hoffnung dem, der mehr Rechte an mich hat, in ihr ſelbſt einſt Alles, was ich ihm entzog, mit reichem Zins wieder geben zu können, ihre Erziehung, ihre Ausgaben auf einen Fuß ſtellte, der mir der zukünftigen Gemalin eines Halden angemeſſen ſchien. Sie wußte nicht, daß ich den herzlichen Dank, den ſie mir für jede Summe abſtattete, fordern konnte, denn ſie glaubte ja, es ſeien Früchte ihres eignen Vermögens. So war es nicht. Ihr Vermögen war von Haus aus nicht bedeutend und zum Unglücke ſo angelegt, daß ich nicht frei darüber disponiren konnte. Es blieb in den Händen meines Mitvormunds, dieſer fallirte, und ich konnte kaum ſo viel aus der Maſſe retten, daß ich Marien nicht täuſchen mußte, als ſie mich bat, ihr Geld zur Anſchaffung ihrer Ausſteuer anzuweiſen. Aber es war ihr ganzes Kapital. Sie iſt ſehr arm, meine liebe Marie!“

„Herr Graf, erlauben Sie mir, Ihnen im voraus zu sagen, daß Plessenberg die Finanzlage seiner Braut genau kennt . . .“

„Das ist nicht möglich, denn außer Felix wußte bisher Niemand eine Silbe davon. Es ist nicht möglich. Er kann wissen, daß ihr Vermögen dem seinen nicht gleichkommt, aber daß Marie Wentheim nicht einen Heller hat, das kann ihm nicht bekannt sein.“

„Wie weit er in die Sache eingedrungen ist, vermag ich nicht zu beurteilen, ich erfuhr erst in dem Augenblicke, als er mich hierher geleitete, von ihm, daß er sich freue, nie in den Verdacht kommen zu können, unlautren Motiven bei der Wahl seiner Gattin gefolgt zu sein. Ja, er bat mich, für den Fall, daß Sie eine Begünstigung Ihrer Nichte in das Testament aufnehmen wollten, in seinem Namen dagegen zu sprechen.“

„Meine Nichte, die meine Tochter war, kann und darf mein Haus nicht blutarm verlassen. Die jungen Leute umgehn bei dieser Partie ohnehin alle Formen, und da sie darüber einig sind, will ich nichts dagegen sagen. Der Himmel gebe seinen Segen, ich thue es von ganzem Herzen. Die Welt vergißt den Hochzeitstag, aber sie würde es mir nicht vergessen, daß ich ein Kind in dem Wahne erzog, es besitze große Reichtümer, um es hernach der Larve und der Kasse

eines Andern zu überlaſſen. Das geht nicht. Sie begreifen, daß ich Pleſſenbergs edle Uneigennützigkeit nicht annehmen kann. — Marie würde trotz ihrer Jugend ihre Lage ernſter nehmen, als Sie meinen, ſie würde erfahren müſſen, daß ich ſie getäuſcht, und auch das möchte ich vermeiden. Ich täuſchte ſie auch eigentlich nicht, denn ich wies ihr ja ſtets den Mitgenuß meines Vermögens zu. — Als ich ſie einſt fragte, was ich ihr wol legiren ſolle, — ich fragte ſcherzend, ſonſt hätte ſie nicht geantwortet, — ſagte ſie kindlich: „Meine Ecke im Haldenfels!“ — Hören Sie nun meinen Plan. Ich will ihr am Hochzeitstage eine bedeutende Summe, die ich für dieſen Zweck in Papiere eingewechſelt, ſo wie mehrere Hypotheken und Schuldſcheine übergeben, und ſie glauben laſſen, es ſei von je ihr Eigentum. Herr Stein, ich bin ſehr reich, und ſo groß der Betrag dieſer Summe, deren Intereſſen Marien für alle Wechſelfälle ſogar den äußerſten Luxus gewährleiſten, auch iſt, habe ich doch immer noch das Dreifache für meinen Neffen. Sehn Sie hier,“ er zeigte dem Maler eine prächtige, verſiegelte Kaſſette, auf deren Deckel das Wentheimſche Wappen eingelegt war, „dieſer Koffer enthält das Geld; es bliebe ihr auch, wenn ich plötzlich ſtürbe. Die Hypotheken ſind auf ihren Namen geſchrieben, und eine gerichtlich beglaubigte Erklärung über die andern Ef-

sekten macht ihr Recht unantastbar. Den Haldenfels, d. h. die Burg und den Park, sollen Beide nach meinem Tode gemeinsam besitzen, das Eigentumsrecht soll jedoch für Marie ein nur persönliches sein, das sie auf Niemand vererben kann. Meine sonstigen liegenden und unbeweglichen Güter fallen Felix zu, und Marie empfängt unter dem Titel eines Vermächtnisses nur noch eine Summe von Hunderttausend Thalern. So denke ich, werde ich recht handeln, und wenn Sie Plessenberg sagen, daß er Marie die Täuschung, die ich mir in guter Absicht erlaube, verschweigen möchte, um ihr eine unangenehme Überraschung zu ersparen, so wird er einem alten Manne, der ihm sein Liebstes gibt, diese Entschädigung für vielen Kummer, wol zugestehn. Glauben Sie, daß die Kinder mit meiner späteren Einrichtung zufrieden sein werden? Von der Schenkung werde ich Felix selbst sagen, falls ich es für nötig finden sollte."

Felix hatte Recht gehabt, als er Stein voraussagte, er werde den alten Herrn trotz seiner Schrullen und seiner Schwäche lieb gewinnen. Mit der Breite und Gewissenhaftigkeit des Alters hatte er dem Manne des Vertrauens seiner Familie seine Einrichtungen auseinander gesetzt, und diese Einrichtungen waren so schonend und liebevoll, man sah, wie Alles nur bedacht und berechnet worden war, damit er auch durch eine

Gabe nicht weh thue. Es war höchstens der gemeinsame Besitz der Burg, der eine Änderung wünschen ließ. Aber sollte Stein ihm die Augen über das schroffe und nur seinetwegen maskirte Verhältniß der beiden Verwandten öffnen, sollte er ihm den wirklichen Felix schildern? Konnte er es in einem Augenblicke, in dem der Greis seine Liebe bis über das Grab hinaus fest zu setzen im Begriffe war? Er konnte es nicht und gab zu Allem seine Zustimmung.

„Und nun, Herr Stein," sagte der Graf, „nehmen Sie auch von mir ein Andenken. Es sei ein Gedächtnißzeichen an die Trauer, in die Sie mich versenkt gesehn, während Sie und Alle heiter waren. Die Freude taucht von selbst wieder auf, ihr Gedächtniß verschwindet nicht, denken Sie aber auch später noch manchmal an mich und denken Sie, wie oft der Jubel des Einender Schmerz des Andern ist, wie Braut- und Totengeläut neben einander klingen. Der Ring wird vielleicht dadurch in Ihren Augen Wert gewinnen, daß er genau zu dem Schmucke paßt, den ich Ihrer Freundin, meinem guten Kinde Marie, übermorgen schenken werde. Ich denke, es wird auch Marie freuen, und wenn Sie ihn heute schon anstecken, wird ihr die Fassung des Schmuckes bekannt vorkommen, und sie wird ihn von vornherein desto lieber annehmen .... Nein, danken Sie mir nicht. Ich

weiß, daß Sie gern ſchenken und ſich durch ein Geſchenk leicht verletzt fühlen. Glauben Sie nicht, — denn ich ſehe, daß Sie meine Gabe nicht freut, daß Sie darüber beſtürzt ſind, — glauben Sie nicht, daß Karl Halden ſich durch einen armſeligen Diamanten für Dienſte, die nur ein Freund zu leiſten vermag, quitt machen will, ich habe hohe und begründete Achtung für Sie, ſonſt hätte ich Ihnen nicht mein ganzes Vertrauen geſchenkt. Weiſen Sie den Reifen nicht ab und bleiben Sie ein Freund meines Hauſes."

Es flimmerte vor Steins Augen, nicht die Gabe, die ihm von der Hand des Grafen ſehr theuer war, hatte ihn beſtürzt gemacht, und doch wußte er kaum zu danken, doch brannte der Ring zwiſchen ſeinen Fingern.

Es klopfte leiſe an die Thüre. Marie trat auf des Onkels Ruf herein; ſie hielt in der Hand ein zerknittertes Papier und ſah auffallend bleich und bewegt aus. Sie kam langſam heran und gab dem Grafen das Papier. Er überflog es mit einem Ausrufe unwilligen Erſtaunens. Stein wollte ſich entfernen, aber Marie winkte ihm zu bleiben.

„Das iſt ein Schurkenſtreich!" rief der alte Herr. „Aber habt keinen Verdacht, ſchuldigt Niemand an," ſetzte er ängſtlich bittend hinzu. „Sage mir um des

Himmelswillen, Kind, wie kommſt Du zu dem unglückſeligen Briefe? Gab Dir ihn Pleſſenberg?"

„Als wir geſtern ſpaziren gingen, ließ ich mir kleine Sternblümchen aus dem Waſſer holen, Pleſſenberg packte ſie in ein Papier, das er in der Taſche fand, und legte ſie, als wir zurückkamen, auf ein Fenſter meines Zimmers. Ich vergaß die armen Blumen und erblickte das Päckchen erſt in dieſer Minute wieder. Neugierig gemacht, als ich meinen Namen auf dem Papiere, das ich nicht für einen Brief hielt, ſah, las ich weiter, und las eine Verhöhnung meines Bräutigams, der durch eine „Betteldirne" betrogen würde. Onkel, laſſe Wahrheit zwiſchen ihm und mir ſein; ich glaube nicht, daß er mein Vermögen ſuchte, aber es müßte ihn mir entfremden, wenn er glaubte, ich ſei einer ſo erbärmlichen Lüge fähig. Sage mir, daß ich arm bin, und ich erkläre ihm heute noch, daß ich nur von Deiner Gnade lebte, und daß Deine Güte mich ihn abſichtslos täuſchen ließ."

„Beruhigen Sie ſich, Gräfin, Sie ſehen ja aus der Art, mit der Pleſſenberg die Nachricht verwendete, welchen Eindruck ſie auf ihn gemacht hat."

„Und wenn er mich auf dieſem Wege hätte aufklären wollen?"

„Pleſſenberg?" rief Stein vorwurfsvoll. „Nein, Gräfin, es war eine Unachtſamkeit, Abſicht gewiß nicht.

Ein Mann fühlt darin zu zart! Ich würde Ihr Mißtrauen als ungerecht zurückweisen, auch wenn ich nicht von ihm selbst wüßte, daß er überzeugt ist, Sie wüßten von alledem nichts. Er hielt Sie einer Lüge nicht für fähig, und Sie zeihen ihn einer so schmählichen Absichtlichkeit?"

Marie weinte.

„Und es ist eine Lüge, daß meine Nichte eine Bettelbirne ist. Der Schreiber dieses elenden Machwerks, ein neidischer Schurke, oder ein sehr Unglücklicher, ein Mensch, den wir bemitleiden wollen, kannte mich schlecht, wenn er das Kind meiner Liebe, die Nichte Karl Haldens, eine Bettelbirne nannte. Forscht ihm nicht nach, beklagt seinen Irrtum! Du warst nie arm, seit Du meine Freude, meine Hoffnung. Deine Eltern konnten Dir nicht viel hinterlassen, aber nanntest Du mich nicht auch Vater, und ist Geld nicht das Geringste, was ein Vater dem Kinde gibt? Marie, wenn ein reicher unabhängiger Besitz Dein Glück erhöhen kann, so erhebe Dein Haubt, Du bist reich, Du brauchst keines Menschen Gnade; was ich Dir gebe, gibt Dir die Liebe."

Marie warf sich heftig weinend an des Onkels Brust: „Und ich habe gefordert, wo ich bitten mußte, ich habe verschwendet, ich, die Arme, war vielleicht oft rauh gegen Bedürftige, ich war übermütig, und Du

ertrugst Alles! Onkel, Onkel, meine Schuld bei Dir ist größer, als ich glaubte, und die Sorgen, die ich Dir gemacht, die Launen, die ich gezeigt, werden Sünden, denn sie waren mehr als undankbar."

„Nein, mein Kind, Du warst mir immer eine gute Tochter," sagte der Graf gutmütig und innig, „wenn Du auf strenge Rechnungslegung dringen wolltest, würde ich mich insolvent erklären müssen. Ich hatte keine Kinder, und Du ersetztest sie mir, Du nahmst mir meine Sorgen, und Launen ließest Du mich nie fühlen. Sei stolz und sicher, wie Du es warst; die Liebe rechnet nicht ab, die Liebe will keinen Dank, sie dankt durch Liebe, — und Gnade brauchst Du von Niemand."

„Aber Du beraubst Felix, der Dich auch so sehr liebt!"

„Noch bist Du meine Schutzbefohlne, noch habe ich Rechenschaft von Dir zu geben, — Du aber wirst gehorsam sein. Geschäfte kümmern Dich überhaubt gar nicht, ich habe Deine Volljährigkeitserklärung noch in der Tasche. Bist Du unartig, so bleibt sie darin bis Du vernünftiger bist. — Felix hat keine Rechte, die ich ihm nicht gebe!" setzte er düster hinzu.

Marie richtete sich auf. „Siehst Du, Onkel," sagte sie weich, „ich weiß nicht, ob es Unrecht ist, aber ich kann nicht anders, ich fühle es so. Du sagst,

ich sei reich, und ich freue mich jetzt mehr darüber, als vorher; es thut mir wohl, daß ich jede gute That, jedes Vergnügen Dir zu danken haben werde und nicht den Eltern, die ich nicht zu lieben weiß, weil ich sie nie gekannt. Alles Liebe, was ich in meinem Leben erfahren habe, laüft in Dir zusammen, Du warst mir Vater und Mutter, dann unser guter Stein Bruder und Schwester, denn ihm sagte ich, was man Vater und Mutter verschweigt, und jetzt ist Plessenberg . . ."

„Dir mehr, als wir Beide! So ist's auch recht, [illegible] Marie auf seine Kniee. „[illegible] als Du noch nicht ein so großes, schönes Mädche warst. Erinnerst Du Dich noch, wie Du imm sagtest, ich solle meinen garstigen Bart abschneiden Sieh, wie sich der Geschmack ändert. Du wünschte gewiß nicht, daß Plessenberg ein glattes Gesicht habe Marie schlang ihren Arm um seinen Hals, es entspan sich holdes Geplauder, das Alter gab der Jugend d Erinnerung wieder, und rann eine Thräne über da Gesicht des Grafen, so küßten die rosigen Lippe Mariens die Augen wieder klar. Stein stand wi ein Traümender vor der schönen Gruppe und lausch den naiven Charakterzügen aus Mariens frühest Jugend, wie einem Märchen aus schönerer Zeit —

Es war eine jener lauschigen Dämmerstunden, in denen die Dunkelheit unbemerkt herabsinkt; man bedarf der Kerzen nicht, denn das Auge ist nicht zum Sehen, es ist zum Fühlen da, und es fühlt ohne zu sehn. Marie flüsterte Stein einige Worte zu, er ging und kam mit Plessenberg wieder. Nun war die Gruppe vollendet, der Kreis der Liebe geschlossen. Stein gedachte jener Vision an Mariens Geburtstage; der Graf, Plessenberg und er waren ja die Gestalten, die nach Marien die Arme breiteten, und denen sie Lebewohl zuwinkte. Der Traum warf ein trübes Licht auf die Szene, aber ehe der Schein noch vorüber gehuscht war, zerriß eine neue Gestalt das Bild:

auf Felix in der Thüre. „Ich durchirrte die ganze Wohnung, ohne eine Seele zu finden, bis endlich ein Diener so gütig ist, mich hierher zu weisen!“

Die Gruppe hatte sich in der Dunkelheit unbemerkt auflösen können. Steins Gegenwart störte Niemand, aber vor Felix hatten Alle eine gewisse Scheu; er paßte nicht in den Kreis, er paßte am allerwenigsten jetzt hinein, wo gefühlteste Behaglichkeit oder doch innigstes Theilnehmen an dem Glücke Andrer allein zu seiner Mitgliedschaft befähigten. — Es wurden Kerzen herein gebracht, und das Licht that den

Augen weh, die im Schatten noch mehr Licht, aber freundlicheres gefunden hatten.

„Muß Du denn einen ſolchen Strom von Licht mit Dir bringen?“ ſagte Marie. „Die Dämmerſtunde hat etwas ſo Feierabendliches, man legt die Hände in den Schoos und erzählt Märchen. Kommt die Fackel zu nahe, ſo ſieht man, daß der Purpurmantel des Prinzen Lindor ein ſeidner Lappen iſt, und daß ſein Heldenſchwert eine Klinge von Rauſchgold hat. Du haſt auch gar keinen Sinn für Häuslichkeit.“

„Dieſer ſechſte Sinn mit ſeinen Herdfeuer- und Theekeſſeltraümereien iſt auch nur für Brautpaare da. Ich bin übrigens das Stören jetzt ſchon ſo gewöhnt, daß mich Dein neuer Vorwurf nicht mehr kränkt.“

„Wenn Du mürriſch biſt, ſtörſt Du unſre Freude in der That, ſei alſo freundlich und ſuche nicht Vorwürfe, wo ich nur ſcherzte. Komm', gib mir Deine Hand!“

„Laß' ihn nur,“ ſagte der alte Graf mit einer Bitterkeit, die faſt Härte ſchien, „er will es nicht beſſer. Wer für gemütliches Leben nicht immer Sinn hat, deſſen Herz iſt erfroren.“

Ein häßliches Grinſen verzog Felix Geſicht, dann ſagte er ſpöttiſch: „Du nimmſt alſo auch Partei gegen mich? Stein und Pleſſenberg werden dem Winke

ihrer Dame jedenfalls folgen und ihre Pfeile nach mir ſchnellen . . .“

„Bewahre der Himmel,“ rief Pleſſenberg, „ich bin weit mehr in der Stimmung, jede andre Tollheit zu begehn als meinen Soldatenverſtand gegen den hinter Ariſtoteles und Konſorten verſchanzten Witz eines gelehrten Poeten anrennen zu laſſen. — Bei Beleuchtung finde ich aber dies Zimmer zu klein für uns. Man kommt im Finſtern an einander vorbei, weil man nicht ſieht, daß man ſich ſtoßen kann, außerdem dehnt das Licht nach allen Regeln aus, kurz der Raum iſt uns zu eng; und da wir doch zuſammenbleiben, ſo gibt es keinen vernünftigeren Vorſchlag, als hinüber zu gehn, den Balkon zu öffnen, friſche Luft zu athmen, Obſt zu eſſen und Marie um ein Lied zu bitten.“

„Stein muß Dein Programm noch durch die Erzählung der Geſchichte, deren Erwartung ihn heute früh ſo angriff, bereichern.“

„Verſteht ſich! Denke nur, daß ich bei dieſer Gelegenheit ſogar drei oder vier ſchneeweiße Haare auf ſeinem Kopfe entdeckte. Wir müſſen wiſſen, was ihm ſo viel Kummer gemacht!“

„Das Schweigen macht grau; hätten Sie mir, wie ich Ihnen, Ihren Kummer vertraut, ſo wären Ihre Haare ohne Silber geblieben, wie die meinen. Das kommt vom Schweigen.“

„Vielleicht auch nur davon, daß ich nicht zur rechten Zeit ſprach,“ ſagte Stein mit dem mildſchmerzlichen Lächeln, das faſt immer auf ſeinen Lippen war, wenn er mit Marien redete.

„Fallen Sie alſo nicht in denſelben Fehler und vervollſtändigen Sie das Programm.“

„Das iſt eine Geſchichte, die lange, lange nach den Flitterwochen erſt am Platze iſt.“

„Halt, guter Freund, das heißt ſo viel als: wir ſollen ſie nie erfahren. Du mußt wiſſen, daß ich in allem Ernſte willens bin, das Ende unſrer Flitterwochen erſt auf meinem Totenbette zu proklamiren!“

„Bravo!“ rief der alte Graf, und der Zug begab ſich in das Geſellſchaftszimmer.

Der Mondſchein einer Sommernacht hat auch nicht ein Tüpfchen von dem Grau, das die Maler hineinzubringen pflegen, er zeigt immer blaülich weiße Zeichnung auf braunem Grunde, der gleichſam matt geſchliffen iſt. Die Luft iſt überall, wo ſie nicht durch Reflexe gefärbt wird, ſammtig, und die Bäume ſind glänzend grundirt, das Aufgetragne ſind die Schatten. Ich habe nie ein Bild mit Mondſcheinbeleuchtung geſehn, das durch die bloße Farbengebung mir gezeigt, welche Jahreszeit der Künſtler darſtellen wollte. Ein dürrer Baum, eine Handvoll Blumen für Winter oder Sommer, das ſind Fingerzeige, die mich immer an

die gute Zeit erinnern, wo der Maler eine abſtrackte Figur verfertigte und ihre Handlung durch ein beſchriebnes Fähnchen, das aus dem Munde des Helden flatterte, zur Kenntniß des Publikums brachte. Man muß den Sommer wie den Winter an den Tinten erkennen auch ohne Blüten und Schnee. Der Maler, deſſen Auge die Mitteltöne nicht finden kann, und der mechaniſch die Farbenmiſchung Andrer nachpinſelt, wird ewig ſeinen Meiſter finden. So kommt auch das Blau und Orange-Schillernde in de Biefve's Fleiſch, ſo das zu Roſige bei Kaulbach und das allzu Goldne bei Schnorr. Es gibt noch ein Etwas, das über Titians Kolorit und Korreggios Helldunkel hinausgeht, ohne der Farbe zu viel zu opfern, ohne über ihr das Weſentlichere zu vergeſſen, — und dieſes Etwas iſt die Natur. Die Zeichnung kann veredelt, idealiſirt werden, weil der Künſtler da in der Natur die Natur nicht mehr findet, weil ihm auch das nur theilweiſe Vollkommne oft ſchwer zu erringen iſt, — Farben aber laſſen ſich nur von der Natur lernen. Die Geſtalten wußten wir zu verzerren, an die Farbe reicht unſre Macht nicht. Wir können Blumen durch Saüren verderben, wir können Rauch in die Luft blaſen, der Himmel bleibt blau und die Schweſter der Blume bringt die alte Farbe wieder. Die Farbe läßt ſich nicht vertilgen, ich ſehe die Bilder immer noch anders

getüncht als die Natur, ich ſehe andre Schatten und andre Lichter, ich ſah noch keine der Natur abgelauſchte Sommernacht im Mondlichte.

Und eine ſolche hing über Baden. — Marie ſang zur Harfe:

Zwei welke Roſen träumen
Im Sande zum letztenmal,
Es funkelt auf ihren Saümen
Der Abendſonne Stral.

„Mich hat die Braut getragen
„An glückgeſchwellter Bruſt,
„Als ihre Pulſe geſchlagen
„Das Lied der höchſten Luſt!“ —

„„Er legte beim Kerzenſcheine
„„Mich ihr auf den bleichen Mund;
„„Sie lag im ſchwarzen Schreine
„„Und bald im ſchwarzen Grund!““

Zwei welke Roſen träumen
Im Sande zum letztenmal,
Verloſchen auf ihren Saümen
Iſt leiſe der letzte Stral.“ —

„O, nicht ſolch Totenleben!“ rief Pleſſenberg. „Ich will auch nicht einen Hauch von Wehmut, ich will ein Lied, das Dir aus dem Herzen kommt, lebensmutig, duftig und meinethalb etwas ſtreitſüchtig.“

„Du biſt nie zufrieden,“ ſagte ſie, „das Lied iſt doch ſchön, und ich möchte wiſſen, welche von den ſterbenden Blumen ſchöner traümte?“

„Gleichviel, ich gebe den ſchönſten Traum nicht um ein klein wenig waches Glück. Singe mir Freude, und ich will vor Wehmut zerfließen, wenn die Freude nicht mir gilt.“

Das Vorſpiel war munter und lebendig, es wäre ſchwer geweſen zu unterſcheiden, ob mehr neckende Schelmerei oder naive Wärme in der Muſik lag.

Ich liebe die Luft, die lau und wonnig
Dir Wang' und Nacken umfacht;
Ich liebe den Tag, der leuchtend ſonnig
In Deine Augen lacht.

Ich liebe die Blume, die duftige Wellen
Dir hold entgegen haucht;
Ich liebe die Fluten, die ſpiegelnd hellen,
In die Dein Bild ſich taucht. —

Ich haſſe die Luft, die Deine Züge
Mit *einem* Kuß umfängt,
Sie hat, wie eine geſchmeidige Lüge,
Sich zwiſchen uns gedrängt.

Ich haſſe den Tag, und haſſe die Blume,
Ich wünſchte die Flut getrübt,
Sie haben an meinem Heiligtume
Ja alle Raub geübt.

Und nennſt Du ein Rätſel, was ich ſage,
Weil Haß zu Liebe ſchlich . . .
Das Rätſel löſt ſich ohne Frage:
— Mein Herz, ich liebe Dich! —

„Biſt Du nun zufrieden geſtellt, oder haſt Du an dieſer Auflöſung auch noch nicht genug!“

„Der Schluß iſt, mit Beziehung genommen, allerdings mehr noch als Alles. Die poetiſche Eiferſucht des Dichters aber ſcheint mir ein Beweis zu ſein, daß er keine Ahnung von der alten Wahrheit hat: Bouche baisée ne perd ni son colorit ni sa fraîcheur! Sonſt wäre er nicht ſo gar ängſtlich geweſen. Ich haſſe keine Blume und am allerwenigſten die Luft, die Du athmeſt, aber zum Lieben dieſer Dinge bleibt mir neben Dir keine Zeit. Du mußt alſo zugeben . . .“

„Daß Du ein Schwätzer biſt, der nicht ohne Citat leben kann!“

„Ich wüßte dieſer Wahrheit keine beſſre Form zu geben, und eine Wahrheit iſt es doch“, ſagte er lachend und ſtellte ſie mit einer raſchen Bewegung vor den Spiegel, in dem ſich ihre ſchön geſchnittnen Lippen allerdings ſo roſig und friſch zeigten, als irgend vorher. — — —

Stein ſchlief in dieſer Nacht nicht, er machte auch keinen Verſuch es zu thun. Der Tag war zu reich

geweſen. Faſt alle Figuren, die jemals von Bedeutung für ihn waren, hatten die letzten Striche erhalten und ſtanden rund und fertig vor ihm. — Der alte Graf, großartig in ſeiner Schwäche, der Liebe Alles opfernd, Formen und Wünſche von ſich werfend und für das Glück Andrer ſcharfſinnig und vorbedacht. Wie traten vor dieſer Herzensgüte jene ariſtokratiſch-dogmatiſchen Thorheiten zurück, über die der Maler einſt nicht hinwegſehn wollte. Der Graf war ein Menſch, er folgte der Stimme der Natur über die Palliſaden der Form hinaus augenblicklich, wenn ihr Ruf laut genug, ihr Verlangen wichtig war. Er war kein Held, aber ein edler Menſch, ein Greis, durch deſſen Achtung Stein ſich geehrt fühlte, und deſſen Vertrauen ihn ſtolz machte. — Pleſſenberg in ſeiner jetzigen Form war ein Wunder der Liebe. Gleich jenen Samenkörnern, die, nach tauſendjährigem Begrabenſein, in guter Erde die alte Triebkraft bewähren, ſchoß ſein leichter, fröhlicher Sinn, den Marie aus dem Schooſe melancholiſcher Nächte heraufgeholt, wieder friſch und grünend in die Höhe. Sein Gram hatte keine andere Spuren zurückgelaſſen als ein ernſteres Verſtehen des Lebens, als ein tieferes Würdigen des Augenblicks. Seine geiſtige Regſamkeit ließ ihn nur die wichtigſten Momente aufgreifen und aus dieſen wieder nur die fixiren, die für ihn von Intereſſe waren. Die Welt kümmerte ihn nur, wenn ſie ſich an ihn

herandrängte, er lebte sich, und da er sich in Marien idealisirte, seiner Braut. Er war ein Mensch für das Leben, denn das Leben war für ihn da, es gab sich ihm, weil er es zu genießen verstand. — Und Marie..? Stein sann nicht über Marie nach, er wußte sie glücklich. Er wollte nicht über sie nachsinnen. — Und in diesen Reigen von Menschen, die trotz ihrer Fehler liebenswürdig und gut waren, in diesen Kreis schöner Gefühle drängte sich die trotzige, widerwärtige Gestalt Felix Haldens, an seiner Hand die Meduse. Was hatte er mit der Enthüllung der Armut Mariens bezweckt? Stein erriet aus dem Benehmen des alten Grafen, daß sein Verdacht auf den Neffen gefallen sei, und daß er, obgleich über die ehrenrührige Handlung empört, doch Vergessen dafür beanspruchte. Warum kam Felix grade heute des Abends zu seinen Verwandten? Hoffte er das Verhältniß durch seine Enthüllung zu stören? War es Hoffnung auf Liebe, war es Rache des Hasses? Wollte er die Früchte seiner That ernten, oder sich an dem Weh, das er bereitet, weiden? Er war brutal gegen seinen Onkel, er verletzte gegen die Übrigen den gewöhnlichsten Anstand und hatte für sein Betragen nicht einmal eine Entschuldigung, wie sie etwa Weigelsdorf zu Gebote gestanden hätte. Mochte er auch krank sein, immerhin war er unerträglich und zu unangenehm um Theilnahme zu verdienen. War er aber nicht auch zu fürchten? Stein war mißtrauisch

gegen ihn bis zum letzten Momente, und Weigelsdorf hatte dies Gefühl durch hingeworfne Äußerungen noch gesteigert. Das Bild eines kommenden Unglücks, das keinen Namen gefunden, das der Visionär sogar selbst wieder vergessen zu haben schien, klammerte sich, wenn es überhaubt Halt finden konnte, nur an Felix. Stein dachte an ein erzwungnes Duell zwischen Plessenberg und dem Grafen, das dieser vielleicht auf den letzten Augenblick aufspare, — aber ein solches konnte nicht ohne sein Wissen zu Stande kommen, und im äußersten Notfalle mußte er dann seine Zuflucht zum alten Grafen nehmen. Gewarnt hatte er oft genug, er hatte ohne Rückhalt mit Marie und Plessenberg gesprochen, war aber nicht durchgedrungen. „Er ist ja jetzt wieder ganz gut, nur unausstehlich wie immer," hatte Marie gesagt, „wir würden ihn nur reizen, wenn wir ihm Mißtrauen zeigten; und Sie wissen ja, daß er nur böse wird, wenn er gereizt ist. Vorsichtig sind wir ja ohnehin!" Sie waren vorsichtig, aber auch eigensinnig, zumal, wenn sie sich, wie Plessenberg es nannte, vor namenlosen Gespenstern fürchten sollten. „Bin ich nicht da?" hatte er gefragt. „Weiche ich nicht nur dann von Mariens Seite, wenn Du bei ihr, und ich sie also sicher und beschützt weiß?" Es ist gesunden und glücklichen Menschen eigen, daß sie nur ungern und durch den Augenschein gezwungen, an Gefahren glauben. Das Gefühl ihrer Kraft setzt sie

über jedes Bangen hinweg; sie glauben, die Gefahr könne nur über die Leiche ihres Mutes an sie heran, und fühlen, daß ihr Mut unsterblich, sie also unantastbar. So dachte das Brautpaar auch. Felix war für sie eine störende Figur, aber kein schreckender Popanz. — Am Ende hatten sie Recht, direkt nötigte ihnen nichts einen andern Glauben auf, und außerdem waren sie mutig, kräftig und — vorsichtig. „Stein wacht über uns!“ sagten sie ihm selbst, „was sollten wir den unangenehmen Vetter noch besondere in's Auge fassen, und was könnte er uns auch thun?“ — Stein dachte mit Befriedigung an den Augenblick, indem er ihn aus den Augen verlieren würde. Als er sich daran erinnerte, daß er diesen Menschen einst für die Menschheit habe gewinnen wollen, und welchen Erfolg seine Bemühungen gehabt, wurde er bitter und traurig. „Weigelsdorf hat Recht!“ rief er aus, „Pinsel und Palette, Leinwand und Farben sollen meine Welt sein, sie hat für mich nichts Andres!“ — — —

— Mariens Zimmer, das ihr jetzt Alles in Allem sein mußte, denn das übrige Gelaß war für die Freunde Plessenbergs, die für den neunzehnten erwartet wurden, hergerichtet worden, stieß an den Gesellschaftsraum, an das Phalanstere, an den sichtbar dargestellten Kommunismus, wie Plessenberg sagte. Es war gleich daneben als Wahrzeichen des noch nicht untergegangnen

Eigentums hingestellt, denn für die Herren war es verbotnes Gebiet. Das Verbieten mag sich auf Alle erstrecken, aber das Gehorchen hat seine Ausnahmen. Der Bräutigam besteht mindestens auf eine Vereinbarung, wenn er seine Rechnung nicht noch mehr durch ein fait accompli findet und gelassen, als gäbe es für ihn weder Ordonnanzen noch Riegel, die Grenze überschreitet. Die Thatsache verschafft sich als solche Anerkennung und bringt augenblicklich für künftige Wiederholung das Recht der Verjährung mit sich. Plessenberg hatte diesen Weg gewählt, und die Usurpation hatte ihm das Recht, das unabstreitbare Recht verschafft, seine Braut zu sehn, ehe sie für die Andern sichtbar wurde. Zwar wurde immer wieder geschmollt, — aber die Blumen, die er alle Morgen brachte, wären ja welk geworden, wenn sie nicht rasch in die Vasen auf dem Toilettentische gekommen wären; sobald also Mariens Anzug beendet war, und sie brauchte dazu jetzt nur sehr kurze Zeit, durfte er hinein.

Es war eine jener Stunden, von denen nur die Liebe weiß, eine Stunde, in der die Lilie der Mädchenhaftigkeit ihre bleichen Blätter zu färben beginnt, um als die Rose vollendeter Weiblichkeit sich glühend zu entfalten. Nehmt dem Weibe diese Sinnlichkeit, die Glut der Liebe, und Ihr schneidet seinen Lebensnerv durch. Der Liebe ist Alles rein, aber Alles ist

auch nur durch die Liebe rein. Aller Stolz, alles Abgeſchloſſenſein ſchmilzt dahin, und heiße Wortloſigkeit iſt der beredteſte Ausdruck für das mächtigſte Gefühl.

Marie kniete auf dem Teppich, ſie preßte ihren ſchönen Kopf an den „liebſten Mann," ſie war namenlos glücklich in dieſer Stellung. Sie horchte ſeinen Worten, aber ihre Antwort war nur, daß ſie ſeine Hand küßte und ihr glühendes Geſicht noch feſter an ihn drückte.

„Und morgen, Du prächtiges Weib, gibt es keine Schranke mehr zwiſchen uns, Du biſt dann für immer mein, ganz mein."

„Ungenügſamer! Bin ich's nicht ſchon? Liebe ich Dich denn nicht, lebe ich nicht nur in Dir?"

„Und doch entziehſt Du Dich meinen Armen . . ."

„Quäle mich doch nicht ſo!" flüſterte ſie. Und als er fortfuhr, erhob ſie ihren ſinnigen Blick zu ihm und ſagte heiß: „Halte mich nicht für ein Kind, das an Vorurteilen hängt. Ich war im Herzen Dein Weib von dem Augenblicke an, wo ich Dir ſagte, daß ich Dich liebe. Niemand kann Dir Rechte über mich geben, als ich, wie könnte es ein Prieſter? Unſer Bund kann für uns nur durch uns geſchloſſen ſein, die Form iſt für die Welt. Ich kann morgen nicht mehr Dein eigen ſein, als ich es damals war, und . . ."

„Und . .?" Er zog das glühende Mädchen zu ſich empor, aber Mariens Lippen verſchloſſen ſeinen

Mund, ihre Arme umſchlangen ihn — — Die Thüre öffnete ſich geräuſchvoll.

Stein hatte vergebens gepocht, er glaubte, Marie ſei nicht in ihrem Zimmer und ſuchte ihr Mädchen. Marie richtete ſich verwirrt auf, aber bei Steins Anblick wurde ſie ruhiger, ſie nahm ſeine Hand, drückte ſie zwiſchen ihre gefalteten Hände und bat kindlich: „Lieber, lieber Stein, nicht klatſchen, daß ich den häßlichen Mann ſo geküßt. Nicht klatſchen und nicht lachen!“ Und ſie verſteckte ihr Geſicht doch wieder an der Bruſt des Geliebten.

„Ihre Hochzeit erinnert mich immer wieder an die Dorfgeſchichte, in der Alles „kai recht's Geſchick nich hot!“ Da Gräfin Marie mich ihre Schweſter nennt, ſo hielt ich's für meine Pflicht, allerlei Dinge zu beſorgen, die ſonſt den Damen überlaſſen bleiben. So kam eben dies Kiſtchen an, das, — nun, lachen Sie die Schweſter nicht aus, — den Brautkranz enthält. Ich fürchtete, die Blumen würden bis morgen durch die verſchloſſne Luft leiden und weiß mir doch jetzt auch keinen Rat damit.“ Er zog das ſchöne Diadem von Orangenblüten und Myrtenreiſern aus dem Mooſe.

Marie machte ſich traümeriſch lächelnd darüber, die Faſern aus den Blüten zu entfernen, aber Pleſſenberg nahm ihr den Kranz aus der Hand, drückte ihn auf ihr Haar und rief leidenſchaftlich: „Die Neunzehn

gewann drüben, die Zwanzig verlor; Weigelsdorf mahnte zur Eile, der Himmel will es, der Brautkranz kommt heute. Sie sagt, daß sie mein Weib ist, Stein, gib Du sie mir, sei Du der Priester . .!"

Und Stein legte mechanisch ihre Hände in einander. Marie sank, zitternd vor innerer Bewegung, im höchsten Aufruhr der Liebe an ihres Mannes Brust.

Der Maler stand einen Augenblick vor der Gruppe, er hatte beide Hände fest an die Brust gepreßt, seine Lippen zuckten konvulsivisch, seine Augen suchten den Himmel . . . War es ein Gebet? — Er stürzte hinaus . . . .

— Marie war nie so schön gewesen, als an dem Nachmittage, der auf diese Szene folgte. Ihre Stirn war rein und frei, das zurückgescheitelte Haar, das sich unter dem Männerhute verlieren sollte, ließ das ganze, bewundernswürdig geistreich geschnittne Gesicht sehn. Stein wollte es vermeiden, sie anzublicken, aber er konnte es nicht, und ihr Auge gab seinen Blick klar und freundlich wie immer zurück. Sie vermied ihn nicht. Sie lehnte an Pleffenberg, ihr Arm auf seiner Schulter, und harrte, ungeduldig mit der Reitgerte spielend, auf Felix und die Pferde.

„Welch ein wunderschöner Tag heute," rief sie. „Warme Sonne, kühler Luftzug, ein lang entbehrtes Vergnügen . . ."

„Und ein neues Kleid!“ ſagte der alte Graf neckend.

„Onkel, Onkel, wenn ich heute nicht ſo überglücklich wäre, daß ich alle Welt küſſen möchte . . . das heißt, natürlich nur die, denen ich gut bin, — ſo würde ich ſchmollen . . . Ach, da kommt Felix angeſprengt. Sieh, Onkel, wie er den Graben vor dem Hotel nimmt. Nun raſch! — Wie, Onkel, Du kommſt nicht mit?“

„Ich will die Tour über die Felſen doch lieber Euch überlaſſen, die Ihr jung und ſtark ſeid. Reitet Ihr ein andermal einen ſoliden Weg, ſo begleite ich Euch gern.“

„Dann müſſen wir die Tour ändern,“ ſagte Stein dringend, „ich ſehe, daß ein Pferd für Sie geſattelt iſt . . .“

„Marie freut ſich ſchon ſo lang auf den gewagten Ritt, und da nach Pleſſenbergs und Felix' Verſicherungen keine Gefahr iſt, ſo will ich ihrem Vergnügen nicht hinderlich ſein. Überdies muß ich noch zum Dechanten. Nehmen Sie nur Fritz oder Anton mit.“ Er wechſelte noch ein paar Worte leiſe mit Marie, und als ſie zuſagte, küßte er ſie freudig auf die Stirn und ging hinunter.

„Morgen empfange ich alſo nach Onkels Meinung drei Sakramente auf einmal, denn er wünſcht, daß ich alle kirchlichen Formen erfülle. Nun, meine Beichte

kann alle Welt hören! Wenn es nicht Sünde iſt, daß ich meinen Mann ſo ſehr liebe, ſo habe ich keine bewußte auf mir.“ Sie drückte Pleſſenbergs Arm innig an ſich, und als er ſich vorbog, um ihr in das Geſicht zu ſehn, preßte ſie raſch ihre Wange an die ſeine.

Es war unmöglich, ſich mehr Lebensbewußtſein und phyſiſche Kraft in eine ſo edle elaſtiſche Geſtalt zu denken, als Marie zeigte. Das Pferd fühlte die ſichre Hand, und das Getöſe der Hufe verſchlang die letzte Mahnung des alten Grafen, vorſichtig zu ſein, bald. Marie mit Zelir voran, Pleſſenberg und Stein dicht hinter ihnen, ſo flog der Zug im Galopp die Promenade entlang. —

Ich begreife es, daß man für das Reiten ſchwärmen kann. Die ſklaviſche Unterjochung einer weit überlegnen Kraft, eines fremden Willens, die Identifizirung mit ihm, hat etwas Erhebendes, aus uns heraus Jauchzendes. Es bildet ſich zwiſchen Pferd und Reiter ein inniges Verſtändniß, der Menſch leiht dem Pferde ſeinen Verſtand, dieſes ihm Kraft und Inſtinkt. Es ſteigert aber nichts die Sicherheit ſo ſehr, als das Bewußtſein einer bedeutenden Kraft, und in der Sicherheit, die ſich der Gefahr gegenüber noch als Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart äußert, liegt die Quelle aller Freude, allen Vergnügens. Aus dem Bewußtſein der Kampffähigkeit ſproßt die Wärme, die

der Kontakt mit der Gefahr in uns erzeugt; eine Gefahr, der ſich nichts entringen läßt, der gegenüber es keinen Kampf gibt, vernichtet die Sicherheit, ſchreckt, erkältet und tötet. Das Reiten iſt ein fortwährender Kampf, der die Sicherheit erhöht, und darum iſt es ein ſo großes Vergnügen. Es iſt alſo kein Wunder, daß das Pferd, ganz abgeſehn von ſeiner Nützlichkeit, das allgemeine Lieblingsthier iſt. — Auch Frauen mag ich gern im Sattel ſehn, nur müſſen ſie ſchlank und hochgewachſen ſein, dann ſind ſie auf einem ſchnellfüßigen, zartgliedrigen Pferde beflügelte Gedanken. Sie werden mannhafter, und das iſt kein Tadel, nur männlich ſollen ſie nicht werden. Emanzipationsgelüſte verwerflicher Art finde ich gar nicht darin. Unſere Urahnen dachten nicht im Traume an Emanzipation, und ihre Art zu reiſen, ja ihre Jagdvergnügen waren von der Weiſe, daß die Sittenrichter ſie heute für höchſt unſchicklich halten würden. Und dieſe guten Frauen waren trotz ihrer Jagd über Sumpf und Moor fromm und häuslich, ihr Körper war kräftig und ihr Geiſt frei; ſie waren unverdorben und ihr Verlangen geſund. — Ich erinnre mich, indem ich dies niederſchreibe, an ein Buch, — wenn ich nicht irre, war es ein engliſches. Die Verfaſſerin, denn nur eine *** Frau konnte ſolch inſpiden Einfall haben, ſagt in allem Ernſte von einer jungen Dame als Tadel, ſie ſei zu

gesund gewesen. Findet ein solcher Ausspruch irgend Anerkennung, so wäre er nur ein Beweis mehr für meine oft wiederholte Behaubtung, daß das höchste Gesetz der Gesellschaft möglichste Entfernung von der Natur ist. Es ist kein natürlicher Trieb da, den man nicht mit irgend einem verächtlichen Namen gebrandmarkt; Fürsten, Pfaffen und die Gesellschaft selbst arbeiteten einander in die Hände, um das Menschliche im Menschen zu verneinen. Mit den Larven, denen die Gesundheit selbst ein Tadel ist, hatte der Betrug der Gewalt freies Spiel, weil ihm keine Gewalt entgegen stand. Man hat den Menschen so verallegorisirt, er kennt sich fast nur im übertragnen Sinne, er ist sich eine Metapher eines zukünftigen problematischen Zustandes, er hält sich für eine Chrysalide, — so daß er an der Möglichkeit seiner Vollkommenheit zu verzweifeln gezwungen ist. Die Puppe ist einmal nichts Fertiges, sie ist nur eine Vermittelung des Fertigen. Aber die ganze Erfindung ist eine nichnutzige Lüge. Der Mensch ist sich selbst Zweck, ein Mittel ist er nur dem All gegenüber; er kann nicht nur seine höchste Höhe erreichen, er soll es auch. Die Vervollkommnungsschule jenseits des Grabes ist mir nichts als eine Rechtfertigung der Trägheit, eine Entschuldigung aller Laster, die aus ihr keimen. Die Trägheit gebar den Absolutismus und die Aristokrazie. Die Demokratie gehört der Natur. Guizots gelehrte Albernheit und

diplomatiſch gewitzte Perfidie wird dieſe Wahrheit nicht ſtürzen. Er beſtreitet die Möglichkeit, daß die Völker durch ſich ſelbſt zum Guten und Beſten gelangen können, und ich frage, müßig genug, ob ſie es durch die Korruptionswirtſchaft der Könige werden? Facta loquuntur, und Guizot hat wahrhaftig weder Beruf noch Stimme, wenn es ſich um dieſe Frage handelt. Sein ganzes Pamphlet über die Demokratie ſoll eine Apologie ſein und iſt eine gewichtige Anklageſchrift gegen ihn. Man müßte behaubten, daß der Menſch das Schlechte nicht erkünſtelt hat, ſondern daß er abſolut ſchlecht geſchaffen worden, wenn man ihm die Fähigkeit, ohne Hilfe gut zu ſein abſprechen wollte. Die Natur pfuſcht nicht, wir werden nach Beſeitigung der Verderber auf einer Bahn vorſchreiten, die durch den Kreisweg, den ſie beſchreibt, uns zugleich zum Guten rückſchreiten macht. Die Civiliſation iſt kein Hinderniß, ſondern nur ihre Ausartungen, am allermeiſten aber das Schubladenweſen, die künſtlichen Trennungen der Menſchen unter einander, an der Spitze wieder die größten Unarten des menſchlichen Geiſtes: Staat und Kirche in ihrer jetzigen Bedeutung. Der Staat iſt für Fürſten und Sonderintereſſen erfunden, die Kirche für Pfaffen und Schwachköpfe, zum Beſten der Menſchheit keins von Beiden. Es iſt aber nur das gut, was für die Menſchheit da iſt. So lange nur im Staate Heil gefunden werden

kann, denn über die Kirche ſind wenigſtens die hinaus, die auf der Höhe der Zeit ſtehn, ſo lang bleibt nichts übrig, als für das möglichſt Vernunftgemäße des Staatslebens zu ſtreiten, aber Schade iſt es um jeden Tropfen Blut, Schade um alle patriotiſchen Feuerwerke. Der Staat hat keine Zukunft, ſeine Form wechſelt, bricht und vermodert, im Menſchen aber liegt eine unendliche Zukunft, ſeine Laufbahn wird durch den Pendelſchlag der Ewigkeit gemeſſen. So iſt's! Und wir werden hinauskommen über die Niedrigkeit abſolutiſtiſcher und ariſtokratiſcher Kleinſtädterei. Ich ſah den Abſolutismus und ſah, daß er an der Tyrannenkrankheit leidet, er verfault lebendig; ich kenne die Ariſtokrazie, womit ich die ganze Gliederung der Geſellſchaft bezeichnet wiſſen will, genau genug, um zu wiſſen, daß ſie nicht in der Natur wurzelt. Ich ſpreche ihr das Todesurteil um ſo unbefangner und ohne in den Verdacht kommen zu können, daß Neid oder Mißgunſt meine Feder führt, als ich ſelbſt in jeder beliebigen Beziehung den bevorzugten, privilegirten Kaſten angehöre. Ich mag keinen Vorzug! Mein Privilegium bin ich ſelbſt, und das kann mir weder gegeben noch genommen werden. Ich tauge, wie alle Andern, nur auf dem Platze etwas, zu dem mich die Natur befähigt, auf jedem zweiten kann ich nur verderben. Ich mag kein Privilegium; ein Vorzug, den ich nicht aus mir heraus geſtalte, wäre mir eine Schmach und

höhniſche Ironie . . . . Ich würde nicht reiten, wenn das Reiten eine Prärogative des Adels wäre, obgleich ich begreife, daß man dafür ſchwärmen kann; und thäte ich's doch, denn durch das Unterlaſſen ſtrafte ich ja mich für die Narrheit Andrer, ohne die Sache irgend zu beſſern, ſo ſuchte ich wenigſtens eine Revolution dagegen anzuzetteln. Schlimmſten Falls ſpräche ich mein Anathema gegen dies Privilegium, wie gegen die übrigen aus Da ich's nicht ändern kann, will ich wenigſtens die Imputation, ich könne irgend Sympathien für dergleichen vergiftete Kinderſpielwaaren hegen, weit von mir weiſen . . . .

Ich weiß nicht, ob die Reiter, die wir eben an der Kolonnade des deutſchen Modebades vorüber ſprengen ſahen, durch die muntre Bewegung zu ähnlicher Reflexion fortgeriſſen wurden. War es der Fall, ſo brauchten ſie nur ſehr kurze Zeit dazu, denn am Ende des Ortes ſprachen ſie wenigſtens über ganz andre Dinge.

Marie neckte Felix mit ſeiner myſteriöſen Badebekanntſchaft und trug dadurch ſicher nicht dazu bei, an die Stelle ſeiner unſichern und ſcheuen Heiterkeit wirklichen Frohſinn zu bringen. Nichts deſto weniger war er zu Pferde mehr Kavalier als in der letzten Zeit. Vielleicht hätte man freilich bei genauerer Beobachtung wahrnehmen können, daß er zwar nicht, wie ſonſt, übelnehmiſch ſein wollte, daß er für den Scherz

aber doch keinen Sinn hatte. Antwortete er, so that er es mit abgewandtem Gesichte, und die Art, wie er sein Pferd dabei mißhandelte, ließ ebenso wenig darauf schließen, daß ihm die ganze Kavalkade viel Vergnügen mache.

Sie waren etwa eine Stunde weit auf der Fahrstraße in die Berge hineingeritten, als Felix seitwerts ablenkte und, über ein kleines Bergwasser setzend, die Andern aufforderte ihm zu folgen. Marie hielt ihr Pferd an und fragte Plessenberg, ob er nicht umkehren wolle.

„Dann wäre ja all meine Mühe umsonst gewesen," rief Felix, „auf der Straße geht jedes andre Thier auch. Die Pferde hier nehmen aber den Steg, der sich dort an der Schlucht hinzieht, ebenso fest wie die Straße. Es ist eine prächtige, wildschöne Landschaft, und von Gefahr nicht die Spur. Wir reiten sogar nur im Anfange bergauf, hernach ohne alle Steigung fort. Die Pferde kennen jeden Schritt. Da . .!" Er setzte dem Thiere die Sporen ein und hatte mit wenigen Sätzen die erste Höhe erreicht. Dann warf er die Zügel auf den Hals, das Pferd machte auf den Hinterbeinen Kehrt und kam langsam, als stiege es eine Treppe herunter, jeden Schritt messend, zurück. — „Sie brauchen keine Zügel, die Thiere thun ihre Pflicht von selbst."

„Ist die Tour noch lang?" fragte Marie, „Du weißt, daß wir noch Gäste bekommen, und es wäre

doch zu unartig, wenn wir unſrem Vergnügen nachzingen, während ſie auf uns warten müßten."

„Es iſt wirklich ſchon ſpät!" ſagte Stein eifrig. „Folgen Sie mir nur diesmal. Das Verdienſt des Bändigers unſrer Beſtien werden wir immer noch würdigen können, wenn wir auch heute umkehren."

„Sie ſind ein Haſe, wenn Sie auf einer „Beſtie" ſitzen; man hört das ſchon an ihrer Redeweiſe. En avant! Marie, zupfe das Pferd ein wenig am linken Ohre, und es bringt Dich im ſchönſten Bogen zu mir herüber . . ."

Das Thier ſprang bewundernswürdig; damit war das Signal zum Weiterreiten gegeben, die Herren und Fritz folgten, und in kurzer Zeit hatten ſie die Höhe erreicht. Der Raum war groß genug, zwei Pferden Platz zu geben, die vorher befolgte Ordnung wurde alſo nicht geändert. Marie nahm die innere Seite, und Felix ritt oft dicht am Abhange hin.

Der Pfad war in der That nur für Schwindelkranke gefährlich. Er zog ſich einer ſehr engen Schlucht entlang, in die von beiden Seiten die Wände bald allmälig, bald ſcharf und glatt abfielen. Man konnte das jenſeitige Ufer faſt durch einen Steinwurf erreichen. Unten rieſelte durch einen ſchmalen Streifen grünen Raſens der kleine Bach. An einzelnen Stellen war der Abſturz ſo ſenkrecht, daß man ſich vorbeugen mußte, um den Grund des Thales zu ſehn. Buſchwerk und

Rankenwerk war auf der Pfadseite spärlich, dagegen bedeckte Wald und kurzes Gehölz die andre Seite bis an die Landstraße, die sich dort wieder von der Höhe hinabzieht.

„Für uns ist wirklich hier keine Gefahr," sagte Plessenberg und hob seine hohe Gestalt behaglich in den Bügeln. „Von drüben aber, wo man uns nur im Profil sieht und nicht weiß, wie viel Raum wir haben, muß unser Zug etwas Abenteuerliches, Unerhörtes sein. Sieht uns Jemand, und ich glaube wahrhaftig der Reisewagen dort auf dem Kulminationspunkte der Straße rollt nur unsertwegen nicht den Berg hinab, so muß er fürchten, uns jeden Augenblick in den Schlund hinabstürzen zu sehn, obgleich wir gute zehn Fuß vom Rande abhalten können."

„Aber die Pferde . . . ."

„Sieh doch nur, wie sie ruhig und stet einherschreiten. Ach, ich gäbe viel darum, wenn ich von dem platten Steine, der da drüben auf halber Höhe aus dem Gebüsche vortritt, die Kavalkade vorüberziehn sehn könnte. Marie muß mit ihrer kühnen Haltung und dem flatternden Kleide sich von dort wie eine lichte Wolke zeigen, die an der Stirne des Berges vorbei gleitet . . . O, dies herrliche Weib, Du kennst sie doch nicht ganz, Du weißt, daß sie die Gedanken und die Entschiedenheit eines Mannes hat, aber in ihrer

innigſten, betenden Kindlichkeit haſt Du ſie nie geſehn. Wenn ihre Augen feucht werden und ihr Mund lächelnd eine naive Frage ſtammelt, eine kleine, flehende Frage, die doch wieder aus der Tiefe ihres Geiſtes ſtammt, dann erſt iſt ſie ganz zu faſſen, dann aber iſt die Liebe zu ihr auch ein Taumel, eine glühende Leidenſchaft. Eine Gegend ſchildern, die alle Welt kennt, iſt thöricht, ich ſpreche Dir auch nur immer wieder von Marie, weil ſie etwas zu lieblich Außerordentliches iſt. Du gibſt mir zu, daß ich nicht mehr verliebt, alſo auch nicht verblendet ſein kann; ich liebe, und die Liebe ſieht ſcharf. Ich hielt eigentlich dieſe ganze Liebe auch immer für ein Gut, das ich nie einer Frau geben könnte, weil mir dieſe Vergabung allen Frauen, die ich kannte, gegenüber eine Verſchwendung ſchien; ich war mir zu gut, und jetzt begreife ich nicht, wie ein ſolches Weib mich lieben kann . . .“

„Ich muß dringend bitten, daß Du nicht ſo laut ſprichſt, wenn Du meine Vorzüge Revue paſſiren läßt,“ rief Marie lachend zurück. „Es iſt ja eine alte Geſchichte, daß die Männer in der erſten Zeit der Ehe in ihrer Frau immer die Einzige, Außerordentliche finden. Stein weiß das ſo gut als ich.“

Felix fragte ſie in dieſem Momente etwas, das die Dahinterreitenden nicht verſtanden. Sie ſchien mit der Antwort zu zögern, wenigſtens hörten ſie auch davon nichts, und einige vorgefallne Steine, die zu

umgeben waren, brachten ſie durch den Zeitverluſt in einige Entfernung von dem Paare, das in dieſem Augenblicke um eine Ecke bog.

„Teufel,“ rief Pleſſenberg, „unſre Pferde klettern doch ſchlechter . . .“

Plötzlich durchſchnitt ein gräßlicher Angſtſchrei die Luft . . . ſie ſahen Marien im Bogen in den Abgrund hinunter geſchleudert. — Stein war ſchon aus dem Sattel und eilte vor. Pleſſenberg hing kalt und ſtarr auf dem Pferde, dann warf er es herum und jagte wie ein Raſender zurück, um in das Thal hinunter zu kommen.

Die beiden erſten Pferde rannten herrenlos, als fürchteten ſie die Folgen ihrer That, auf dem Wege weiter. Etwa fünfzehn Fuß tief unter dem Pfade lag Felix, von einem Vorſprunge aufgefangen. Stein ſtieß bei ſeinem Anblicke einen rauhen, ſchrecklichen Ton aus der Bruſt. Er glitt an der Wand zu ihm hinab, riß den Körper in die Höhe und donnerte eine Frage in das blutige Geſicht. Aber der ganze Hinterkopf war zerſchmettert, und die zuckenden Lippen gaben keine Antwort mehr. Felix Halden war tot. Stein warf den Leichnam auf den Felſen hin; er ſtieg, glitt, flog, wie ein Wahnſinniger, immer wieder jenen furchtbaren Laut ausſtöhnend, an den Felſen hinunter. Fetzen ſeiner Kleider, die Haut ſeiner Hände blieben an den Steinen und Dornen hängen. Senkrecht und ſcharf

fiel die Wand ab, er klammerte ſich von Spalt zu Spalt, er fand den Weg wie ein Mondſüchtiger, wie ein Verzweifelter .... ehe Pleſſenberg noch den halben Raum durchmeſſen, war er ſchon im Thale und kniete an Mariens Körper.

Ihr Kopf war unverletzt, ſie mußte mit ungeheurer Macht hinübergeſchleudert worden ſein. Der linke Arm ſchien durch ein Anprallen an den Felſen faſt ganz zerſplittert ... vielleicht war die Ohnmacht nur eine Folge des Schreckens, der Erſchütterung und des Schmerzes, vielleicht lebte ſie noch. Es war eine grauſige Haſt, mit der Stein nach dieſem gehofften Leben ſuchte. Er ſchnitt das Schnürband entzwei, um der Bruſt Raum zum Athmen zugeben, er befeuchtete ihre Stirn mit Waſſer, er benetzte ihre Schläfe ... ſeine ſtiere Beſonnenheit war gräßlich. Als er den Körper hob, perlte Blut in Tropfen aus dem Munde.

„Sie erſtickt!“ ſchrie er und verſuchte umſonſt die feſtgeſchloſſnen Zähne zu öffnen ... Seine Arme ſanken ſchlaff herab: — als er Marie in eine ſitzende Stellung zu bringen ſuchte, fühlte er, daß ihr Rückgrat zerſchmettert, daß keine Rettung möglich. Er zog ihre Lider in die Höhe, — die Augen waren trübe und eingeſunken. Er flüſterte leiſe in ihr Ohr, als könnte ſie ihn noch hören, — und es lief eine Bewegung über den weichen, elaſtiſchen Körper, die

Glieder zitterten und dehnten ſich, — aber es war ein letzter Krampf. Marie war tot.

Steins Augen ſtanden weit aus ihren Höhlen vor, ſein Geſicht war fahl, ſeine Lippen bluteten. — Darum hatte er alſo all die gräßlichen Folterqualen gelitten, darum hatte er die einzige holde Hoffnung ſeines Lebens zu Grabe getragen! Marie war tot, ſeine Lippen brannten auf ihren erkaltenden Wangen. Darum war er aus ſeinem ernſten, klaren Sinnen in einen wilden Strudel geriſſen worden, in ein Getümmel von Gefühlen, das ihn ſich ſelber fremd gemacht! Er hatte gekämpft, furchtbar gekämpft . . . er ſah ſie glücklich, er hatte es tragen können. Nun war ſie tot, Alles, Alles umſonſt . . . das war zu viel! Und als Pleſſenberg athemlos und verzweifelnd herankam, erhob er ſich, die theure Leiche feſt an ſich gedrückt haltend, und rief mit der letzten fiebriſchen Kraft:

„Ich, ich habe dies Weib geliebt!“

Über ihnen erſchallte hölliſches Gelächter. Auf dem platten Steine ſtand — Nora.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ende.

Cordula.

Bei **Hoffmann** und **Campe** in **Hamburg**

sind erschienen: Rthlr. Sgr.

Waldau, Max, Nach der Natur. 3 Bde. 4. 15

— Aus der Junkerwelt. 2 Bde. . . . . 3. —

— Blätter im Winde . . . . . 1. —

— Canzonen, Miniatur-Ausgabe mit Goldschnitt. . . —. 20

— O diese Zeit! Canzone . . . . . —. 15

— Uebersetzung von Silvio Pellico's Franceska von Rimini, Miniatur-Ausgabe mit Goldschnitt . . . —. 25

— Wiederdichtung von Pierre Cardinal's Sirvente . . —. 7½

Daumer, G. F., Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte . . 1. 15

— Mahomed. Eine Sammlung orientalischer Gedichte. 1. 15

Für Schleswig-Holstein. Geharnischte Sonnette. 2 Hefte. . . . —. 10

Glaßbrenner und **Sanders**, Xenien der Gegenwart . . . —. 15

Gottschall, R., Gedichte 1. 15

— Die Marseillaise. Dramatisches Gedicht in einem Act —. 10

Hebbel, Fr., Gedichte. . . . . 1. —

Heine, H., Buch der Lieder. 8te Auflage in Octav. 1. 15

— — — 9te Auflage. M.-A., geb. . . . . 2. —

— Neue Gedichte. 2te Auflage 1. 15

— Atta Troll. Ein Sommernachtstraum. . . . . 1. —

— Deutschland. Ein Wintermährchen. . . . . 1. —

Heldenlieder von Adolf IV., dem Schauenburger . . . . . —. 7½

Hoffmann von Fallersleben, unpolitische Lieder. 2 Thle. . 2. —

Immermann, K., Das Trauerspiel in Tyrol. Dramat. Gedicht —. 25

— Tulifäntchen. Ein Heldengedicht . . . . . —. 15

— Kaiser Friedrich der Zweite. Trauerspiel. . . . . 1. —

Du Freund der Griechen der Du ſelbſt ein „Grieche",
Du kennſt ſie ja, die alte Göttermythe:
Wie einſt Theſſaliens Fürſt, der liebeſieche,
Für Zeus' Gemalin hochgemutet glühte,
Und wie man ihm, zu löſen was beſchworen,
Die Nephele an Here's ſtatt gegeben;
Du weißt, ſie hat ihm Götter nicht geboren,
Und nur Centauren dankten ihr das Leben.

Scheint Dir's nicht auch, daß unſrer Tage Dramen
Barbariſch rauh den alten Trug erneuten,
Daß wir die Wolke in die Arme nahmen
Als wir uns ſchon auf Götterkinder freuten?
Man rädert gleich Ixion den Gedanken
Weil er ſich gläubig hat betrügen laſſen,
Und ſeine Kinder aus der Wolke Flanken
Erliegen trunkenen Lapithenmaſſen.

Von Herzen lieb' ich Die ein Herz verrieten,
Doch für die Summe hab' ich wenig Feuer. —
Was kümmern mich Centauren und Lapithen,
Ich ſteh' für Menſchen, nicht für Ungeheuer!
— Partei, Partei! — Ich bin ſeit lang entſchloſſen,
Das Menſchtum nannt' ich immer meine Fahne,
Die Niedertracht bekämpf' ich unverdroſſen,
Und ew'ge Fehde ſchwur ich jedem Wahne.

So haſſ' ich denn von Herzen gleichen Haſſes
Die Lumpen-Waiblinger und Lumpen-Welfen,
Und Wer mich drum nicht loben mag, der laſſ' es,
Ich bin im Recht, und kann und will nicht helfen.
Der Kronen Feſſeln können mich nicht blenden,
Doch auch die Blouſe ſchlägt mich nicht in Banden;
Ich weiß, das Menſchtum wird den Kampf beenden,
Und Du, mein Freund, — Du haſt mich längſt verſtanden.

Das Recht der Menſchheit und den Wert der Frauen,
Der Mütter freier künftiger Geſchlechter,
Magſt Du in meinem Lied gepriesen ſchauen: —
Ich hoffe daß der Ton ein voller, echter,
Wenn ich zu ſingen wußte was ich fühlte.
— Der Frühling zündete die Blütenbrände,
Und eh' ſie noch ein Hauch der Zeit verkühlte,
Legt ſie der Freund in ſeines Freundes Hände.

T. Im März 1851. G. v. H.

Cordula.

Graubündner Sage,

erzählt von

Max Waldau.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von H. G. Voigt

Meinem Freunde

Adolf Stahr.

Cordula.

Man ſchilt die Zeit ein uralt Weib
Mit trüben Augen und welkem Leib,
Das, fröſtelnd in ſich zuſammen gekauert,
Die Glieder verhüllt in ein neblig Gewand,
Nie freudig bebt, nie harmvoll trauert,
Nie liebend erglüht, nie zornig grollt,
Und nur bewußtlos mit zitternder Hand
An ewiger Schnur Bettlügelchen rollt
Von dunklen Mächten aus Rätſeln geſchweißt,
Bettlügelchen, die man Jahre heißt.
— Du reiche Zeit! Ich ſah Dich im Traum,
Du biſt ein rieſiger Wunderbaum,
Die Wurzeln ſind verſunken in Nacht,
Mit Runzeln iſt der Stamm bedeckt,
Doch Dein Geäſt in Jugendpracht
Sich grün und friſch in die Wolken ſtreckt.
Die Krone rauſcht, es flüſtert das Laub,
Die Blüten verſprühen farbigen Staub,

Sie hegen den Thau im Kelchesrund
Und hauchen Duft aus ſammtigem Mund.
Was unten am Stamm verrunzelt ward
In Knorren und Riſſen rauh und hart,
Das blüht hoch oben ſüß und hold
Und birgt im Schoſe der Sage Gold.
Denn jede Knospe die ſich erſchließt
Aus altem Keim als Neues ſprießt.
Der tauſendjährige Wurzelſaft,
Durch Völker von Zellen und Röhren geübt,
Spürt ſich geläutert zu reinſter Kraft,
Und was er gehaßt, und was er geliebt,
Und Alles was er jetzt noch ſinnt,
Die Blütenadern als Duft durchrinnt.
Das würzt zum Zaubergetränk den Thau,
Singvögel kommen, o holde Schau,
Uns ſchlürfen zugleich mit kryſtallenem Wein
Die Kunde vergangener Tage ein.
Wie kommt ein Lied ſo leicht zu Wort,
Reißt uns ein rechtes Erglühen fort,
Und wenn bei heiliger Fackeln Schein
Wir nur dem Herzen die Lippen leih'n,

Wenn wachen darf was traurig ſchlief,
Und ſprudeln kann durch Wald und Hag
Als muntrer Quell was ſprudeln mag —
Wär's auch aus einer Wunde tief.
Dann bricht oft ungefordert ein Sang
Fremdeigen aus glühender Bruſt hervor . . . . .
Wol grüßt anheimelnd uns ſein Klang,
Und unſre Pulſe rauſchen den Chor,
Wir ſchwimmen ſelig in Glanz und Schimmer —
Doch meiſtern läßt das Lied ſich nimmer.
So wie dem Korn das die Scholle begräbt
Aus eigner Kraft der Halm entſteigt,
Der ahnungsreich ſein Haubt erhebt
Und eigne Blüten und Früchte zeigt:
So quillt des Liedes Wunderbau
Frei aus der Bruſt hinauf in's Blau.
Wo immer ein Samenfunke ruht,
Dringt wunderſames Keimen in's Blut,
Und wie im Menſchen die Sehnſucht ſtrebt
Bis ſie die Schranke von der ſie umengt,
In tauſend Trümmer und Splitter geſprengt,
Daß ſtatt des Sehnens die Liebe lebt, —

So ſtreift der Keim die Schale ab
Und pflanzt ſich blühend über ſein Grab.

Mir fiel in's Herz ein Funke Thau,
Ein Zaubertropfen vom Baume der Zeit:
Ich weiß nicht, fand er das Bett zu rauh,
War ihm zu heiß das fremde Kleid:
Er wuchs und ſchäumte über den Rand
Und rieſelte weiter, ein ſilbernes Band.
Ich hemm' ihn nicht! So rinnt er zu Thal
Mit ſeinem Jubel und ſeiner Qual,
Mit Liebesgeflüſter und Schwertgeklirr,
Mit ſüßem Gekoſ' und Kampfgewirr:
Und in den Wellen läßt ſich erſchauen
Die Wonne hier, und dort das Grauen,
Das Haus des Bauern, das trotzige Schloß,
Kraftmutige Männer und frecher Troß,
Und zwiſchen Geſtripp und Felsgeſtein
Ein Alpenröschen obendrein.

Graubündner Land, Du Netzgeſtrick'
Von Kamm und Thal, von Grat und Schlucht,
Sehtrunken beſtaunt des Pilgers Blick
Der Matten Friſche, der Felſen Wucht,
Der Waſſer Blitz in der Klammen Spalt
Und greiſer Arven Rieſengeſtalt.
Hoch ragt das Holz in des Thales Schos,
Und gleicht an der Bergwand zartem Moos,
Blaugrün gekraüſelt, duftig und lind,
Als dürft' es beugen der ſchwächſte Wind.
— Die Schwindelhöhe das Auge verſtimmt,
So daß man für Zwerge die Rieſen nimmt,
Für Wachtelneſter den Adlerhorſt,
Für ſchwanke Halme den ſtolzen Forſt. —
Sein Gürtel zaubert, ein magiſcher Kreis,
Hinab die Sonne, hinauf das Eis;
Die Firnen ſtarr zu haübten ſtehn
Mit ihren Hörnern ſpitz und fein
Und ihren gewaltigen Zackenreih'n,
Am Morgen roſig angehaucht,
Am Abend in goldig Blut getaucht —

Faſt wie Korallen anzuſehn
Wenn leiſe die Sonne den Schleier lupft
Und ſie mit leuchtendem Finger betupft.
Wie aber auch winkt und wärmt das Licht,
Lebendig werden die Gletſcher nicht;
Nur wenn zu mächtig die Stralen klopfen,
Beginnen Thränen nieder zu tropfen,
Die dann den Auen weithin ſagen
Daß Gletſcher fühlen und Sehnſucht tragen,
Daß ihr umfrorenes Herz ſich regt
Und Träumen und Lieben in ſich hegt.
Und auch dies Leid wird hier zur Luſt:
Die Silberflut aus ihrer Bruſt
Schmückt rings das Land als Strom und See,
Und ſelbſt ihr Eis, und ſelbſt ihr Schnee,
Und ihrer Zacken toter Glanz,
Dicht neben des Thales Blütenkranz,
Macht uns die Welt die unten blieb
Mit Laub und Blumen zwiefach lieb.
Graubündner Land, wie biſt Du ſo reich,
Du haſt den Lenz und den Winter zugleich!
Wer in Dein Netz von Reizen blickt,

Der wird von ſeinen Maſchen beſtrickt;
Und muß er fort, ſo ſenkt er das Haubt
Als wär' ihm die beſte Freude geraubt,
Er denkt an Deine wilde Pracht
Schlaflos in mancher ſchwülen Nacht
Und meint zuletzt, wenn ihm die Zeit
Die alten Bilder überſchnei't,
Daß ſo viel Schönes auf engſtem Raum
Ihm nur erdichtet ein Jugendtraum.

Wir aber wandern am Inn hinauf
Bis wo noch haſtig und jung ſein Lauf,
Bis in das Thal, nach ihm benannt
Und allerwerts mit Ruhm bekannt. *)
Von Samogaof und Madulein
Hell blinken dort im Sonnenſchein
Die Thürmchen auf dem Kapellendach,
Und ſtattlicher Höfe reinlich Fach:
Dazu vom ſchroffen Felſenhang,
Vom Sturm durchſeufzt, und kalt und bang
Als wie ein ausgeraubtes Neſt,
Von Gardovall der Trümmerreſt.

*) Engadin — caput Deni.

Zur Hut des Thals war die Burg erbaut,
Die jetzt hohlaügig nieder ſchaut,
Doch barg ſie ſtets — für Schirm und Schutz —
In ihren Mauern herben Trutz.
— Des Volkes Heil den Namen leiht,
Das Werk nach der Herren Gelüſt gedeiht;
Mit allen Opfern die es bringt
Das Volk ſich immer nur ſelbſt bezwingt.
Es thürmt die Veſten und bildet ſich ein
Vor feindlichem Raub bewahrt zu ſein:
Doch ſieh, was ſonſt der Feind geraubt,
Der Schirmherr jetzt ſein eigen glaubt;
Er plündert in Ruhe, wie jener mit Haſt —
Der Schutz iſt theurer als Feindeslaſt.
— So ſchirmte für den Biſchof von Chur
Einſt Gardevall hier Dorf und Flur .....
Das iſt verbei, und mooſiger Roſt
Saugt aus den Trümmern zähe Koſt.
Der grauen Ruine verfall'ner Bau,
Mit breitem Thurm deß Zinne verſchwand,
Und tiefzerklüfteter Quaderwand,
Hebt düſter ſich ab von des Himmels Blau:

Er trägt die Schatten in das Bild
Das ſonſt zu lieblich, zu friſch und mild,
Er mahnt an den Kampf in vergeſſ'ner Zeit,
Der ihm zerriſſen ſein Mauerkleid. —

Nach Camogask der Frühling kam
Als welſcher Trödler mit Flitterkram.
Von tauſend Vogelſtimmen klang
Sein lockend Lied im Thal entlang,
Da traten heraus an Wieſen und Höh'n
Jungfräuliche Blumen, freundlich und ſchön.
Sie wollen beſchauen den Waarenſchrein
Der ſolch ein unendlich Lob gewinnt,
Und ahnen nicht, daß ſie nur allein
Des Frühlings künftige Schätze ſind.
Die Neugier iſt ein ſträflicher Fall,
Gefangen bleiben die Schönen all',
Der Frühling lacht die Bethörten aus,
Sie finden nimmer den Weg nach Haus.
Nun färbt ſich bunt der grüne Plan,
Gelb wird vor Aerger der Löwenzahn,
In Trauer hüllt ſich die Skabioſe,

Und brennende Scham durchglüht die Roſe:
Die Lilie richtet ſich ſtolz empor
Als ob ſie nicht auch die Heimat verlor,
Entfaltet den ſteifen Staubfragen
Und weiß ihr Leos als „Dame“ zu tragen:
Die Veilchen kriechen in dürres Laub,
Nurkeln beſtreu'n ſich mit Aſchenſtaub,
Die Federnelke zerzauſt ſich mit Fleiß
Und grämt die ſtockigen Haare weiß.
Der Lack wird fahl wie gelber Thon,
Und dunkelrot aus Wut der Mohn
Die einen blau, die anderen braun,
Verſchont bleibt nur die Nelkel am Zaun.
Nach ihrer Weiſe jede flammt,
Der Frühling verlacht ſie alleſammt,
Treibt Scherze mit ihnen mancherlei
Und küßt ſie alle nach der Reih'.
Wohin mutwillig ſein Finger greift,
Und wo ſein Kuß die Lippen ſtreift,
Springt allen Knospen das Mieder auf,
Erſchließt ſich ſchämig ihr ruſtiger Knauf.
Vom Hahnſchrei bis zur Nachtigall,

Vom Morgen bis zum Abendrot
Ist dann um Jubel und Festesschall,
Um Trank und Kerzen wenig Not.
Denn jedes Kelchblatt wird ein Pokal,
Gefüllt zum Rande allzumal, —
Und mag die Sonne die Wimpern senken,
Der Mond die bleichen Stralen verschenken,
Die Sterne versprühn und verlöschen ganz —
Der Frühling behält noch reichen Glanz.
Goldblumen zünden ihm vor bei Tag',
Glühkäfer leuchten zu Nacht im Hag' . . . . .
Und selbst wenn sie ein Wetter erschlug,
Gäb' Licht noch allein die Liebe genug.
Und Liebe lodert in allen Zweigen
So lang den lustigen Wunderreigen,
Den Alles tanzen und jubeln muß,
Aufspielen läßt des Frühlings Kuß.

Ist Camogask zu küssen war
Mit all den Blumen ein Mädchen gar.
Das war erblüht so hold und rein,
Sein Auge gab so lautren Schein,

Daß Keiner je vorüber zog
Der ſeinen Nacken nicht grüßend bog
Und nicht in ſeinem Sinn gedacht:
Dem Himmel Dank und ſeiner Macht,
Daß ſolche Zierde, ſo friſch gewebt,
So lieblich zart und anmuterich,
Und doch ſo ſtattlich an Kraft zugleich,
Als unſres Thales Genoſſin lebt!
Auch fragt er am nächſten Kreuzweg ſich:
— Ob von der Schwelle die Holde ſchon wich .....
Und Jeder noch einmal hinter ſich ſah
Mit leuchtendem Blick nach Gerdula.
Man war ihr gewogen weit und breit,
Und wo ſie erſchien verſtummte der Neid.
Der Vater nannte ſie ſtolz ſein Kind,
Und ihre Güte pries das Geſind;
Der Pfarrer hieß ſie fromm und gut,
Pflegmutter war ſie der Armen Brut.
Die Alten rühmten ihr Demut nach
Und daß ihr's nimmer an Fleiß gebrach,
Als Freundin war ſie den Mädchen viel,
Den Burſchen ſchien ſie das höchſte Ziel,

Doch was für Volker Gertula galt —
Dafür iſt Wort und Bild zu kalt.

Es war als ob ein geheimes Band
Von früh der Beiden Geſchick umwand,
Als ob vom ſelben Rocken rann
Der Faden, den ihr Leben ſpann.
In jeder Gefahr und jeder Not
Sich Volker als Helfer und Retter bot:
Erſt ohne Wunſch und Vorbedacht,
Vom Ungefähr allein gebracht,
Und ſpäter, als der Liebe Brand
Sich in das Herz des Jünglings fand
Und Sehnſucht gebar und wonnige Pein,
Da konnt' es freilich nicht anders ſein,
Denn wo die Magd auch ſtand und ging,
Der Jäger an ihren Spuren hing.
— Doch als er ihr half zum erſtenmal
Ließ ihm das Schickſal wenig Wahl.

Sie ſah kaum zehnmal Roſen blühn,
Er wagte ſich ſchon auf die Berge kühn,

Stieg Wände hinan, die ſchroff und ſteil,
Und fällte Gemſen mit Bolz und Pfeil.
Da fand er einſt, — er war auf der Flucht,
Schneeſtürze bedrohten von oben die Schlucht, —
Ein ſchlafendes Kind im Haidekraut,
Das hatte ſich ohne Furcht ſein Bett
Aus Moos und Kräutern warm und nett
Hart zwiſchen den Pfad und den Schlund gebaut.
Es mochte mit einer Mädderſchaar
Die jetzt noch auf der Alme war
Gezogen ſein aus der Eltern Haus,
Erdbeeren zu pflücken für Spiel und Schmaus.
Erſt hüpft' es hin und her und ſprang,
Und machte dreifach denſelben Gang,
Dann ward es müde vom rauhen Steg
Und mußte ruhen auf halbem Weg.
Nun lag es da, von den Menſchen fern.
Vergeſſen auf öder Alpenwand,
Vergeſſen zwiſchen Himmel und Land,
Halb eine Blume, und halb ein Stern:
— Als Blume bald vom Schnee erſtickt,
Als Stern vom Sturme hinab geſchickt.

Nun lag es friedlich da und ſchlief,
Und ſog die Luft behaglich tief,
Den Kopf in den nackten Arm geſchmiegt,
Das goldne Haar vom Winde gewiegt,
Aufzuckend leiſe der Wimpern Saum
Wie wenn das Herz umflüſtert ein Traum,
Vom Schlaf gerötet das liebe Geſicht —
So lag im Neſte der kleine Wicht.

Schon kracht's in der Höh' und donnert los
Als ſei zerriſſen der Wolken Schoß;
Die Luft wird ſchwül und drückend ſchwer,
Und heulend ſauſt ſie im Sturme daher.
Die Vögel entflattern wie herbſtlich Laub,
Und nieder rieſelt eiſiger Staub.

Da gilt kein Sinnen, da frommt kein Rat,
Hier drängt das Herz zu menſchlicher That!

Und Volker blickt auf das roſige Kind,
Und wieder hinauf nach Nebel und Wind:
Dann ſchleudert er fort Geſchoß und Stock,
Dazu von der Schulter den Gemſenbock
Der ſeiner Gefahren einziger Lohn,
— Und hält in den Armen das Mädchen ſchon,

Und eilt, ſo ſehr ihn die Laſt auch hemmt,
Die wachend gegen den Fremden ſich ſtemmt,
Und ſpäht wo nieder ein Fels ſich ſtreckt,
Der überhängend ein Plätzchen deckt.
Kaum iſt er gefunden, und kaum erreicht,
Als auch das Taglicht jäh erbleicht:
Hinunter praſſelt und donnert und dröhnt
Was eben noch den Berg gekrönt,
Felsblöcke, körniges Eis und Schnee,
Ein ſtürzender Berg, ein ſtrömender See,
— Der Berg, zerſchmettert zu Schutt und Kies,
Der See, erſtarrt zu Flocken und Gries —
Das rollt und wälzt ſich endlos fort
Und ſchwillt und wächſt von Ort zu Ort,
Zerknickt die Tannen mit grauſer Kraft
Und ſchießt als Wurfſpeer weiter den Schaft
Der Boden zittert und wankt und wiegt
— Bis rings die Stätte begraben liegt,
Weithin begraben Hügel und Grund,
Des Berges Flanken ſchrundig und wund,
Mit Splittern und Grand das Thal gefüllt,
Und leichenfahl die Sonne verhüllt . . . . .

Ob ſie geborgen oder erdrückt,
Ob ganz an Gliedern oder zerſtückt,
Ob halb lebendig dem Tode geweiht,
Das wußten lange, lange Zeit,
Die ihnen unbewußt verrann,
Das Kind ſo wenig als der Mann.
Das Sauſen das über ſie nieder kam
Dem Hirne alles Beſinnen nahm;
Zu Boden von der Luft gepreßt,
Hielt ſinkend Eins am Anderen feſt
Und dachte nicht mehr und träumte nicht,
Und ſchloß die Augen für alles Licht.
Doch endlich weckt' auf hartem Pfühl
Den Jäger ein ängſtlich dumpfes Gefühl.
Der Athem war ihm ſchwer beengt,
Der Leib in ein eiſiges Laken gezwängt;
Er regt die Hand, doch kann er's kaum,
Und taſtet matt umher im Raum:
Da findet er ſteif ſich hingeſtreckt,
Und ſeine Bruſt mit Schnee bedeckt.
— Grau trifft ihn die Angſt mit wuchtigem Schlag
Und hält ihn gefeſſelt wie er lag.

Dann ſpornt und hetzt ſie ihn zum Kampf
Und ſchnellt ihn aufwerts wie im Krampf —
Er prallt zurück mit wundem Haubt,
Doch Raſt iſt ihm nicht mehr erlaubt,
Die Wunde mag brennen, er achtet's nicht,
Ihn ängſtet nur das Schneegewicht,
Ihm pocht das Herz, ſein Athem fliegt,
Doch hofft er ſo lang die Kraft nicht verſiegt,
Und rechts und links er taumelnd ſtößt,
Zu fühlen wo die Decke ſich löſt,
Und wie er zugleich nach oben dringt,
Mit einemmal die Rinde zerſpringt:
Sein Kopf wird frei, er athmet Luft,
Er iſt entronnen der froſtigen Gruft.
Mit tauſend Sternen lichterloh
Begrüßt ihn das Leben wonnig und froh,
Ihn aber befremdet der nächtige Schein,
Ihm iſt als müßt' es Tag noch ſein.
Erſt war's ihm genug daß er leben darf,
Nun fragt er was ihn niederwarf
Und ſtarrt umher, und ſucht ſich zurecht
Als ſteckt' er in eines Traumes Geflecht.

Daß weiter hinab die Lawine ſchoß,
Und nur ihr Gefolg', ihr rieſelnder Troß,
Nach beiden Seiten vom Felſen zertheilt,
Mit minderer Wucht ſein Lager ereilt,
Das wird ihm ohne Mühe bekannt,
Doch ſinnt er immer noch unverwandt —
Und endlich erfaßt er's mit lautem Schrei,
Daß ja das Kind noch zu retten ſei.
So matt er auch iſt, ſo geſchwächt er ſich fühlt,
Er beugt ſich hinunter und ſcharrt und wühlt
Bis er die Hand, die im Schneeverließ
Er ringend von ſich riß und ſtieß,
Aufgreift im ſchaurig kalten Schacht;
Dann gräbt er weiter mit aller Macht,
Befreit den Leib, und befreit den Kopf,
Und zieht hervor den kleinen Tropf.
Er hebt das Kind, — es laſtet dumpf,
Und unbeweglich bleibt ſein Rumpf,
Die Glieder ſind ſpröde, die Lippen ſteif,
Die Wimpern umblitzt kryſtall'ner Reif .....
Er haucht es an und küßt es lang,
Und horcht an der Bruſt unſäglich bang:

Daß herbar werde des anderen Schlag
Sein eignes Herz kaum pochen mag,
Und ſelbſt ſein Athem raſtet auch
Um leichter zu ſpüren des Kindes Hauch —
Und wieder umſchlingt er's, preßt und reibt,
— Doch regungslos die Kleine bleibt.
Da ringt er die Hände, und klagt und weint,
Und troſtlos er im Herzen meint,
Daß er die Leiche nur raubte dem Schlund
Um ſie zu betten in Friedhofesgrund.
Das war ein ſchwerer, trauriger Gang:
Durch Trümmer und Schnee den Berg entlang
Mit keuchender Bruſt und brechenden Knie'n,
Das Kind im Arme, hinab zu ziehn.
Zum Tod erſchlafft und fieberheiß,
Die Augen trüb und die Stirn voll Schweiß,
So wankt er in's Dorf. Kaum iſt's erreicht
Als auch die letzte Kraft entweicht,
Er fleht noch einmal mit heiſ'rem Schrei
Die langerſehnte Hilfe herbei,
Dann wird der Kopf ihm wüſt und ſchwer,
Er ſinkt auf den Raſen und fühlt nichts mehr. —

Man war im Orte noch wach zum Glück;
Daß Adamo's Tochter nicht zurück,
Das hatte ſich ängſtlich weiter geſagt
Und alle Männer auf Kundſchaft gejagt,
Bei Fackellicht umher zu ſpähn,
Ob nirgend die Spur der Verlor'nen zu ſehn.
„Des Adamo Kind!“ Das war genug,
Daß Jeder von Herzen Sorge trug,
Gleich eignem Kummer den fremden empfand
Und nicht am Herde zögernd ſtand.
— Nicht weil des Mannes Erbe ſo reich,
Nur weil er bieder und weiſe zugleich
Und Jedem gewärtig zu jeder Friſt,
Sei's gegen Gewalt, ſei's gegen Liſt,
War er im Thal ſo angeſehn
Als dürft' er neben Herren gehn;
Und was des Biſchofs Vogt mit Zwang
Und arger Drohung nur errang,
Das ward ihm willig und in Eil'
Von allen Saſſen umher zu Theil.
Er war als wie ein ſchattiger Baum,
Der fächernd kühlende Zweige bewegt.

Wenn dicht um ihn die Sonne den Raum
Mit glühenden Stralenbüſcheln durchfegt;
Als wie ein Baum, der Kraut und Strauch
Weithin beſchützt vor giftigem Hauch,
Und deſſen gaſtlich breites Dach
Bedrängte ladet in ſichres Fach.
Was Wunder, daß ſolch edlem Stamm
Auch ohne Frohnzwang hart und ſtramm
Zu Dienſt iſt, wenn er Dienſte braucht,
Was irgend in ſeinem Banne ſtraucht!
Als Boten dienen für nah und fern
Clematis und ranfiger Efeu gern,
Rebſteinbrech auch und Kletterrachen,
Die wiſſen weite Reiſen zu machen . . . . .
Genug, der Geängſtigte fand zur Zeit
Die Nachbarn insgeſammt bereit
Mit ihm zu forſchen in kalter Nacht
Wohin das Geſchick ſein Kind gebracht.
Der Vater noch immer an Rettung glaubt,
Den Andern iſt längſt die Hoffnung geraubt,
Doch wollen ſie ſuchen an jedem Ort
Und ziehn von einem zum andern fort.

So klimmen ſie wieder am Dorfe vorbei,
Da hören ſie unten plötzlich Geſchrei,
Und gleich darauf: — Das Kind iſt da! — —
„Gelobt ſei Gott um Gertula!“
Aufjubeln die Männer mit einem Mund
Und fühlen ſich ſelber neu geſund. —
So ſchwach auch Volkers Ruf verklang,
Die Frauen lauſchten zu ſcharf und bang,
Sie hörten den Laut, man eilte hinaus
Und trug die Erſtarrten in's nächſte Haus.
Dort ſchwand vor der Pflege nach und nach
Was an den Beiden das Wetter verbrach.
Und als der Vater in ſeliger Haſt,
Die Bruſt befreit von gräßlicher Laſt,
Herbeigeſtürzt, ein glücklicher Mann,
Sein Kind ſich eben zu regen begann.
Erſt athmet's empor mit tiefem Hauch,
Dann ſchauert's leicht und blinzelt auch,
Und wie's erwacht vom Lichterſchein,
Da glaubt's noch auf der Halde zu ſein,
Erhebt ſich halb und tappt um ſich her
Als dächt' es, obgleich die Lider noch ſchwer,

Es habe nun doch genug geruht —
Und weinend fragt es: — „Wo blieb mein Hut?“ —

O ſüßer Schlaf, o holder Traum,
Wie ſchlagt Ihr Schrecken und Angſt zu Schaum,
Daß in den Perlen heiter und licht
Sich tauſendfarbiges Leben bricht,
Daß Sterne funkeln und Blumen blühn,
Daß neu die verſunkenen Sonnen glühn
Wo erſt noch in öder Finſterniß
Der Gram viel ſieche Herzen zerriß!

Nun war der Jubel übergroß,
Nun jauchzte die Freude grenzenlos.
Die Kleine weint, doch nicht aus Leid,
Sie hat verſchlafen die graufe Zeit,
Die Knospe des Lebens iſt heil und ganz,
Die Wangen umleuchtet roſiger Glanz,
Und durch die Thränen ſchimmert es hell
Als ſei ein klarer Himmel ihr Quell . . . . .
Nur daß ihr ſtrohgeflochtener Hut
Verloren ging, lähmt ihren Mut,

Und daß ſie darob von Schelte bedroht,
Das ſcheint ihr thränenwerte Not.
Wie lachten ſie Alle rings im Kreis,
Wie küßte der Vater die Tochter ſo heiß,
Verſprach ihr tröſtend Hut und Band,
Dazu noch Spielwerk allerhand,
Und hielt an der Bruſt ſie warm und feſt
Bis ſie die letzte Sorge verläßt.
Und kam nicht der Baſen geſchwätziger Mund
Und that ihr „belehrend“ die Wahrheit kund,
Und heiſcht' ein innig dankendes Wort
Für Vetter, der nächſt Gott ihr Hort,
So hätte ſie's bald ſelber belacht
Daß ſie des Hutes zuerſt gedacht.
Nun aber ergriff ſie's grauſig klar
Daß ſie dem Tode verfallen war:
Von jäher Angſt ihr Blut gerann,
Sie denkt der Flucht mit dem fremden Mann.
Sie hört das Geſaus, ſie fühlt ſich erſtickt,
Und Fieber aus ihren Augen blickt.
— So that die Erinnerung und der Wahn
Was draußen das Wetter nicht gethan:

Ein wilder Schmerz ihr Hirn durchdrang,
Sie krankte ſchwer und mondenlang,
Und glühte bald, bald ward ſie bleich,
Und ſchien oft einem Flämmchen gleich
Das zitternd flackert ohne Raſt
Als müßt' es ſelbſt beflügeln die Haſt,
Damit der Stoff, der's lebend erhält,
Zur rechten Friſt in Aſche zerfällt.
Der Span verlodert, die Kohle verglüht,
Das Oel verſiegt, und die Flamme verblüht
Die keine edlere Nahrung kennt, —
Die Jugend aber flammt und brennt,
Aus eignem Schatze geſchürt und geſpeiſt,
Bis ſie den Feind zur Ruhe weiſt
Und ſiegesfreudig und unerkaltet
Sich neu zu reizender Pracht entfaltet.

So brach denn auch die Jugendkraft
Bei Gertrud die Fieberhaft,
Und als des Siechtums einzige Spur,
Blieb zarter gefärbt ihr Antlitz nur,
So daß man durch der Wangen Flaum

Zu ſehen meinte den roſigen Schaum
Der bang in ihren Adern raſtet,
Wenn ſie ein Blick zu keck betaſtet.
So wuchs ſie auf in des Vaters Hut,
All ſeiner Güter beſtes Gut,
Und wußte wenig wie's geſchah,
Daß ſie das Leben nun anders ſah,
Und daß aus Blüten und Vogelſang
Ihr plötzlich neue Kunde klang. —
Sonſt wand ſie Kränze gedankenlos,
Jetzt ſchaut ſie in der Kelche Schos,
Sieht wie die Halme ſich koſend umarmen
Damit die Knospen zu Blüten erwarmen,
Sie hört die Vögel wie heilige Glocken
Zu ahnungsreicher Feier locken,
Sie ſieht und hört, — und fühlt noch mehr,
Das macht ihr Herz von Träumen ſchwer,
Und ohne Trauer und hohe Luſt
Muß ſie doch weinen unbewußt,
So daß ſie oft erbebt und erſchrickt
Wenn ſie erwachend um ſich blickt
Und Thränen findet rings geſät,

Verſiegen, den ſie nicht verſteht.

Das iſt die wunderdämm'rige Zeit,
In der die Sehnſucht ſchürzt ihr Kleid
Zu ſchweifen ohne Ziel und Plan
Auf mondbeglänzter Märchenbahn,
Und über allen Raum im Flug
Zu folgen einem verborgenen Zug
Der ſcheinbar aus der Ferne ſtammt,
Doch immer dem eignen Herzen entflammt
Das iſt die traumbeſchwingte Zeit,
In der die Natur den Menſchen weiht,
Ihm erſt das Leben zum Leben macht
Und Leuchten ſetzt in ſeine Nacht,
Daß er am Schmuck der Welt ſich weide
Und finſtrer Gewalten Bann vermeide.
Das iſt die Zeit, wo glutdurchwebt
Dem Herzen entſteigt ſein erſtes Gebet,
Und wo, weil Alles ſich ſagen will
Und Worte dafür zu laut und zu ſtill,
Im ſtummen Gebet an heiligem Ort
Die Thräne ſpricht das verweigerte Wort.

Daß ſolch ein Fühlen, formlos ſchwebend,
Doch innigſt uns dem All verwebend,
Ein reineres Opfer, ein friſcher Gebet
Als Alles was im Pſalter ſteht,
Das hatte man Gerdula nicht geſagt,
Und ſie hat's nicht zu denken gewagt.
Sie will entfliehn dem wirren Drang,
Ihr Ohr verſchließen dem Zauberklang,
Will beten damit der Spuk ſich entfernt —
Doch nur Gebete die ſie gelernt.
Das iſt umſonſt! Es kann nicht gelingen,
Im Walde ſtört ſie der Amſel Singen,
Der Blumen Duft auf ſonniger Au,
Und unten am Strom das flutende Blau;
In ihrer Kammer iſt's zu ſchwül,
Hoch auf den Bergen zu eiſig kühl,
Und in dem Kirchlein will's ihr ſcheinen
Als dürfte ſie vor den Andern nicht weinen.
Sie fühlt ſich überall gehemmt
Und immer belauſet und immer bellemmt —
Zuletzt muß ſie für Sünde halten
Daß ihre Triebe ſich heiß entfalten,

Geſchäftig glühende Träume wecken
Und tauſend Nerven nach außen ſtrecken.
Ihr Herz entbrennt in frommer Scham,
Sie glaubt die Angſt und den bangen Gram
Nur zu begraben wenn ſie büßt
Daß liebevoll die Natur ſie grüßt.

Da tritt ſie zum Vater und bittet ihn:
„Laß mit den Pilgern mich morgen ziehn
Die drüben dort von Madulein
Zu Unſerer Frauen Gnadenſchrein
Nach altem Brauch und gutem Fug
Hinunterwallen in feſtlichem Zug.
Du fragteſt oft warum ich bleich,
Warum mein Auge thränenreich,
Doch weil mir ſelber verborgen der Grund
Verſtummte vor Deiner Frage mein Mund.
Ich bin nicht krank, doch iſt mir weh
Wo ich auch immer geh' und ſteh',
Drum würd' ich, wenn Dein Wille ſo,
Gern jenes Bildes Weihe froh,
Daß ich in gnadenreicher Nähe —

„Wenn mich die Heilige nicht verſtößt
Und wunderſam das Rätſel löſt —
Vielleicht mein Leid gelindert ſähe!“

Der Vater glättet lächelnd ihr Haar,
Er ſieht in der Tochter Ängſten klar,
Und kennt das Gefühl das tauſend Namen
Nicht ganz bezeichnen, nicht voll umrahmen.
Er weiß, dies Sehnen preßt nur die Bruſt
So lang es weder Schmerz noch Luſt,
So lang nicht ſelbſtbewußtes Wollen
Mit ihm in ein Gefühl verquollen.
Er weiß, es gleicht nur der Krankheit Nacht
Bevor es zu ſich ſelbſt erwacht,
Der eignen Freiheit frei entſagt
Und im Verluſt zu gewinnen wagt.
Er ahnt in der Knospe die Blüte ſchon,
Der Vaterſorge köſtlichen Lohn,
Und mag er nicht wecken ſein holdes Kind
So lang es ſehenden Auges blind,
So füllt doch warme Freude ſein Herz
Und taucht ſein Wort in neckenden Scherz.

„Ei, wird Dir's eng im Vaterhaus,
Und treibt's Dich in die Welt hinaus?
Du willſt mit fremden Menſchen verkehren
Und durfteſt hier doch Alles begehren,
Und ſchalten und ſchaffen zu jedem Ziel
Was Deinen Launen irgend gefiel . . . . .“
Da bricht er ab, ſchon thut's ihm leid
Daß er im Scherze gegangen ſo weit,
Denn Gerdula's Wangen werden blaß
Und ihre Augen von Thränen naß.
Erſt tröſtet er ſie, dann fragt er bedacht
Wer morgen den Führer des Zuges macht,
Wie ſtark die Schaar der Männer ſei,
Und wer von Frauen und Mädchen dabei?
Daß er ſie nicht begleiten kann,
Weil er vonnöten im eignen Bann,
Das macht ſein Haubt von Sorgen ſchwer
Und läßt ihn forſchen hin und her:
Nichts ſcheint zu klein und zu gering,
Er fragt ausdrücklich nach jedem Ding,
Und erſt nachdem er ſicher iſt
Daß ſie beſchützt vor Gewalt und Liſt

So weit des Menſchen Schutz nur reicht
Wenn Gottes Huld von ihm nicht weicht,
Willfahrt er endlich dem frommen Hang
Und gibt ihr nach den weiten Gang.
Doch macht er ſich noch beſondre Müh'
Bevor der Zug gerüſtet früh;
Der Knechte einen hat er bewehrt
Mit ſtarkem Spies und gutem Schwert,
Den ſchickt er mit als Reiſegenoß,
Und an den ganzen Wallertroß
Vergabt er reichlich Wein und Brot,
Dazu was ſonſt die Kammer bot;
Auch bittet die Männer ein ernſtes Wort
Der Tochter zu ſein ein feſter Hort,
Die Frauen mahnt er, des Kindes zu achten
Wenn Wanderbeſchwerden es müde machten,
Er ſpart nicht Bitten und nicht ſein Gut,
Und baut noch mehr auf Gottes Hut .....

So war denn Alles wohlbeſtellt,
Des Führers Ruf an der Spitze gellt —
Doch als der Alte ſcheiden ſoll,

Wird Herz und Aug' auf's neue voll,
Er wiederholt um was er bat
Und weiß noch manchen treuen Rat,
Er warnt und bittet und befiehlt —
Bis ſeinen Lippen das Kind ſich ſtiehlt,
Dem Vaterarme den Leib entwindet
Und tief in den dichten Reihen verſchwindet.

Wer nie empfand was Trennung iſt,
Und wie ſie dehnt die kleinſte Friſt,
Und wie ſie all den verödeten Raum
Bevölkert mit jedem Schreckenstraum,
Der darf wol glauben bewahrt zu ſein
Vor allerherbſter Qual und Pein.
Wer aber vom Liebſten ſcheiden muß,
Dem brennt im Herzen der letzte Kuß
Wie eine Mahnung die nimmer ſchweigt
Und immer das Liebſte gefährdet zeigt,
So daß Genuß und Hoffnung zumal
Erblaſſen müſſen dem jähen Stral
Der ſich in alle Bilder miſcht
Und alle Gedanken trüb durchziſcht.

Wohl Dem der nimmer Abſchied nahm,
Ihm iſt erſpart der bitterſte Gram,
Hell bleibt ſein Aug', ſein Herz bleibt ganz
Und unverkümmert des Lebens Glanz. —
Doch wem die Trennung das Herz zerreißt
Der mag wol wiſſen was leiden heißt!

So ſah voll Trauer Adamo
Wie Cordula dem Blick entfloh.
Sie war der toten Mutter Bild,
Und nur ihr Antlitz lieb und mild
Rief ihm zurück die Herrlichkeit
Der frühverſargten Jugendzeit;
Drum war ihm auch als zöge mit ihr
Nun ſeines Lebens letzte Zier,
Der letzte Reſt lebendiger Luſt,
Der letzte Stern aus ſeiner Bruſt.
Er mochte nicht von dannen gehn
So lang durch die Bäume der Zug zu ſehn,
Dann lauſcht' er gebeugt dem Chorgeſang
Bis jeder Laut in der Ferne verklang,
Und erſt als auch der Staub ſich gelegt

Der ihm gezeigt wie die Schaar ſich bewegt,
Erſt als die Lüfte ſtumm und leer,
Ward ihm das ſtarre Schauen zu ſchwer —
Er trat zurück mit ernſtem Geſicht
Und fand und ſuchte die Ruhe nicht.
— Das Schickſal hatte ſo manchen Traum
Geriſſen von ſeinem Lebensbaum,
Ihm lächelte die Morgenpracht
Nicht mehr hinweg des Kummers Nacht:
Denn Wem ein reichbeladenes Schiff
Zerſchmettert ward am Felſenriff,
Den flieht der Wahn der Sicherheit
Von dieſer Stunde für alle Zeit,
Und ſchickt er in See ein ſchwimmend Glück
So bangt ihm, es käm' als Wrack zurück.
Der erſte Verluſt der uns betrifft
Wirkt lange nach wie ſchleichend Gift,
Der erſte Schmerz, das erſte Weh,
Die machen befangen für je und je.

Wol hatte die junge Pilgerin
Beim Scheiden auch nicht heitren Sinn,

Und an den Wimpern blitzte hell
Ein Tropfen aus verborgenem Quell,
Doch war in ihr noch ungeschwächt
Der Jugend allerschönstes Recht:
Das Trübe wenig zu verstehn
Und licht genug die Wolken zu sehn
Um hinter ihnen in ewigem Glanz
Zu glauben der Sonne Stralenkranz.
Drum ist die Thräne bald versiegt,
Und seinem Nest ihr Blick entfliegt,
Erst zag, als wollt' er die Schwingen proben,
Dann rasch gesenkt, und wieder gehoben,
Bis er sich endlich freudig und kühn
Hintummelt über das Wiesengrün,
Bald in den Schos der Blüten versinkt
Und Bienen gleich aus den Kelchen trinkt,
Bald weit hinaus in die Ferne schweift
Und leuchtend neue Bilder ergreift. —
Je tiefer die Magd zu Walde schreitet,
Um deste froher die Brust sich weitet,
Um deste freier rollt das Blut
Und haucht in die Wangen frische Glut.

Sie lugt nach Allem freundlich aus,
Doch nähm' es wahrlich Niemand kraus
Daß ſie die Blicke nicht verſendet,
Wenn ſie zur Schau ſich ſelbſt nur ſpendet.
Der gelbe Hut, mit dem Stechpalmreis
Um ſeines breiten Randes Kreis,
Beſchattet Stirn und Wangen leicht
Wenn durch das Laub ein Stral ſich ſchleicht
Der ſeine Brüder zu küſſen ſtrebt
Die, zierlich in goldne Flechten verwebt,
Geſchmeidig Cordula's Haubt umwallen
Und weit noch über die Schultern fallen.
Wer ſich in ihrem Zauberring,
Im ſeidenweichen Netze fing,
Mag ſich zum Berne des Lichtes wenden,
Die Feſſel zu löſen, die Pein zu enden,
Doch wird er wol noch mehr berauſcht
Und hat die Folter nur vertauſcht
Sobald ſein Blick dem Blicke begegnet
Mit dem ihr braunes Auge geſegnet.
Von dunklen Bogen überbrückt,
Die Lider mit langen Wimpern geſchmückt,

Beſchirmt von ſanftgewölbter Stirn,
So liegt es da, das Doppelgeſtirn.
Was in den feuchten Glanz ſich taucht
Wird mild verklärt und warm gehaucht,
Denn Wem die Augen ein Grüßen tragen,
Dem weiß auch der Mund ein Wort zu ſagen;
Und wie die Stirne frei bezeugt
Daß Zorn ſie nimmer gefurcht und gebeugt,
So klingt aus ſolchem friſchen Munde
Auch immer nur Verſöhnungskunde.
Wie käm' ihr denn ein ſtarrer Sinn?
Faſt kindlich rundet ſich noch ihr Kinn.
Die ſchlanke Geſtalt iſt kaum erſchloſſen
Und wie von Morgenduft umfloſſen,
Der ſie erfriſcht und doch zugleich
Ihr Weſen dämm'rig erhält und weich.
Ja, wie der Morgen iſt ſie rein,
Sie meidet ſelbſt des Reichtums Schein
Um nicht die Andern zu betrüben
Die nicht vermögen Prunk zu üben.
Im grünen Wamms und braunen Rock,
In feſter Hand den Kletterſtock,

Im Arm was ſonſt ihr nötig war,
So zieht ſie rüſtig mit der Schaar,
Und hat nur voraus die edle Geſtalt
Und ihres Empfindens tiefen Gehalt . . . . .
Sie blickt noch immer munter umher
Als wollte ſie ſammeln ein Bildermeer;
Wol kennt ſie längſt des Waldes Gemiſch,
Doch ſcheint ihr Alles fremd und friſch,
Die Stämme gewaltiger als daheim,
Die Blumen entſproſſen aus reicherem Keim,
Der Efeu höher hinauf geranft
Und mehr von Blütentrauben umſchwankt,
Die Luft iſt klarer, und wenig fehlt
Daß auch die Finken ſchöner beſeelt,
So daß ihr Lied an Klang und Schall
Darf buhlen mit der Nachtigall
Die tief im lauſchigen Hage verborgen
Gezogenen Schlages begrüßt den Morgen.

Das Alter ſchätzt der Erinnerung Heu,
Die Jugend nur was blühend und neu,
Drum ſieht ihr träumeriſcher Schwung

Auch ſelbſt das Alte neu und jung
Und webt ſich ſeine eigne Pracht
Um Wald und Au, um Gipfel und Schacht,
Bis Altbekanntes fremd erſcheint
Und neuen Reiz in ſich vereint.
Die Jugend wüßte allgeſtaltet
Das Leben gern vor ſich entfaltet,
Sie will nicht einen Genuß entbehren
Und mutig den Kelch zur Neige leeren —
Wenn auch auf ſeinem Boden verſteckt
Die Schlange Gefahr die Glieder reckt.
Sie will erſt ruhen müd' und ſatt
Wenn voll geſchrieben das letzte Blatt,
Die Augen ſtumpf, und die Pulſe kalt, —
Sie kann erſt ruhen — wenn ſie alt.
— Das haben die Alten immer vergeſſen
Wenn ſie der Jugend Beſtreben meſſen,
Und Wahrheit bleibt's von Geſchlecht zu Geſchlecht:
Das Alter iſt immer ungerecht! —
O, Wer die Jugend raſch verdammt
Weil ſie dem Neuen entgegen flammt,
Verdammt in ihr den Menſchengeiſt

Der ja von Gottes Gnaden heißt,
Und der ſeit je der Jugend gehört
Und raſtlos ſchaffend raſtlos zerſtört.
Er ſelber iſt die Jugend der Welt
Und ihrer Zukunft unendliches Feld.
Auf dem die Rätſel, die Wolkenſtreifen,
Dem Lichte, der Löſung entgegen reifen.
Wem fremd geworden der junge Trieb:
Zu löſen was verſchloſſen blieb,
Zu finden was noch Keiner geahnt
Und Pfade zu klettern die ungebahnt,
Wer weiter die alten Lügen lügt
Und mit Durchforſchtem ſich begnügt —
Von Dem wich Geiſt und Jugend zugleich
Wär' auch ſein Haubt noch lockenreich:
Sie laſſen einander nimmer und nimmer,
Der Geiſt hat ewigen Jugendſchimmer.
„Erkennen!" Das iſt der magiſche Laut,
Der Götter aus toten Steinen haut,
Das Auge ſchärft und das Leben würzt,
Und vom Altare den Irrtum ſtürzt.
Erkennen! Das iſt das Siegeslied

Mit dem der Geiſt in das Leben zieht
Und über den Schutt den die Zeit gethürmt,
Erwärmt und erſtarkt in die Freude ſtürmt!
Die Jugend die nur nach Jahren zählt
Und gern die ſchroffſten Mittel wählt,
Mag oft am Ziele vorüber ſchießen
Will ſie ihr Halberkanntes genießen,
Doch iſt, was ſie zu ringen zwang
Derſelbe ungeſtüme Drang
Der in des Weiſen Bruſt den Geiſt
Durch Nebelgefilde zur Sonne reißt.

Derſelbe Drang in jüngſter Geſtalt,
Leicht angeregt, und gefeſſelt bald,
Ließ Gerdula nach allen Enden
Empfänglich frohe Blicke verſenden.
Der Waldbach ſtürzt, und ſtaübt zu Schaum,
Eichkätzchen ſpringt von Baum zu Baum,
Der Hirſch ſetzt über Kluft und Steg,
Eidechslein ſonnt ſich behaglich am Weg,
Der Himmel iſt wie ein blanker See
Und prächtig blüht der Alpenklee —

Ob hell ob dunkel, ob klein ob groß,
Es ſinkt in ihrer Augen Schoß
Und lächelt Duft, und lächelt Glanz
Und webt ſich von ſelbſt in reichen Kranz.
Das iſt ein Wandern luſtig und leicht
Wo jeder Schritt ein Ziel erreicht,
Und wo die Gedanken noch weiter bauen
Was unſre Blicke nur halb erſchauen . . . . .

„O, wer Dich in Betrübniß hat, *)
„Maria, der fand immer Rat,
„Und wer Dir treu empfohlen iſt,
„Dem gibſt Du Troſt zu jeder Friſt.“

„Du Gnadenquell der immer fließt
„Und uns mit Labung übergießt,
„Maria, Dir ſei alle Zeit
„Mit Inbrunſt Lob und Preis geweiht!“

So hallte der Waller Chorgeſang
Vom Winde getragen den Wald entlang.

---

*) Altes Wallfahrtslied.

Und riß des Mädchens Traümerei
Mit ſeiner Weiſe ſchneidend entzwei.
Sie fährt empor, die roſige Magd,
Und meint daß eine wilde Jagd
Verlockend weltlicher Zauberlieder
Ihr enger und enger geſchnürt das Mieder.
Sie klagt die Fluren an im Geiſt
Und grollt ſich ſelber, die Arme, zumeiſt
Daß ſie von blühenden Wundern traümt.
Und traümend den Zweck der Fahrt verſaümt.
Sie wollte büßen — und iſt vergnügt,
So daß ſie Sünde zu Sünde fügt
Wenn ihr nicht Alles was zerſtreut,
Das Aug' ergötzt und das Herz erfreut,
Vorüber gleitet ohne Spur.
— Wie düſter der Glaube, wie hell die Natur! —
Die Blumen ſollen ſie nimmer verführen,
Der Vogelruf ihr Ohr nicht rühren,
Sie will nicht hören, und will nicht ſehn,
Geſenkten Haubtes will ſie gehn,
Die Hände gefalten vor der Bruſt,
Unnahbar jeder äußeren Luſt.

So ſchließt ſie der Lockung Thür' und Thor
Und ſingt mit den Andern weiter im Chor:

„Wer ſollte Dir nicht ganz vertrau'n
„Und ohne Zagen auf Dich bau'n,
„Du biſt die beſte Mutter ja
„Die jemals Kinder ſehlen ſah'n."

Es wächſt der Zug an jedem Ort,
Und weiter geht es fort und fort.
Wol wird geraſtet ab und zu,
Doch ſelbſt bei Nacht iſt wenig Ruh',
Und Gertrud athmet freudig auf
Als ihr nach zweier Tage Verlauf
Tief unten im Thal, bei der Sonne Neigen,
Gefährten das Frauenmünſter zeigen.
Sie blickt hinunter, und ſinkt in die Knie'
Solch herrlicher Anblick ward ihr noch nie:
Vergeſſen iſt was ſie müde gemacht,
Und mit der Sehnſucht die Kraft erwacht.
Ihr Antlitz glüht, ihr Auge ſchwärmt,
Unſäglich Vertrauen ihr Herz erwärmt,
Sie glaubt, nun ende die lange Pein,

Nun dürfe ſie wieder heiter ſein
Und aller Sorgen und Rätſel bar,
Die Bruſt entlaſtet, die Augen klar,
Des Lebens beide Gaben verſtehn
Und ohne Zagen um ſich ſehn.
Hier ward geheiligt und verziehn,
Und ewig hier die Sonne ſchien,
Die Sonne der Gnade von der das Lied
Zu allen Zeiten Troſt beſchied.
Hat nicht ihr Stral den Stein durchglüht,
Daß er am Thurm als Blume blüht?
Und all die granitnen Spitzentürmen,
Die Kronen, Chörlein, Gitter und Streben,
Die rieſigen Fenſter, ſpitz gebogt,
Auf denen ein Meer von Farben wogt,
Die Pfeiler, eben mit Laub bekränzt,
Das kupferne Dach das golden glänzt —
Schuf nicht dies Alles frommer Sinn
Zu Ehren der Himmelskönigin?
Und wäre das Werk gediehn ſo ſchön
Wenn ſie von ihren lichten Höh'n
Nicht ſelber huldvoll drein geſehn

Und gnädig gefördert ſein Entſtehn?
Auch haben, wie die Legenden beſagen,
Die Engel Balken zum Bau getragen,
Die Steine gemeißelt und geſchmückt,
Und Bogen und Pfeiler zurecht gerückt.
So iſt ein Tempel das ganze Thal
Und voll von Wundern ohne Zahl,
Der Trübſte wird zur Freude verklärt,
Und Wer nur bittet, dem wird gewährt!

So denkt die Magd als ſie die Thürme
Hinauf ſieht langen in die Stürme,
Zu ihren Füßen, an Pfeiler gelehnt,
Des Tempels mächtig Kreuz gedehnt,
Und dieſem verbunden, breit und grau,
Durch luſtigen Gang den Kloſterbau
Um den, wie um ſein Gartenland,
Sich eine lange Mauer ſpannt.
Daneben — der Strom, von deſſen Wellen
Die Lichter verkrypelt weiter ſchnellen,
Davor — viel reichbebaute Flur,
Dahinter — des Forſtes wilde Natur.

Uralter Eichen rauſchiges Grün
Und riſſige Felſen, trotzig und kühn,
Und drüber — der Berge blendend Haubt,
Von deſſen Flanken ein Gießbach ſtaubt —
Wol iſt es eine lebendige Pracht,
Als ganzes Bild ſo recht gemacht
Ein waches Gemüt mit friſchen Sinnen
Beim erſten Blicke zu gewinnen.

Wen nimmt es Wunder, daß ſie die Nacht
Nun wieder ſchlaflos hingebracht,
Obgleich der Tochter Abrams's
Die Nonnen in ihres Kloſters Schoß
Gaſtrecht gebeten freundlich und gern,
So daß auch von der Heimat fern
Sie eine weiche Lagerſtatt
Und reichlich erquickende Speiſe hat.
Laut pocht ihr Herz, ihr Buſen ſtiegt,
Und wenn die Erſchöpfung einmal ſiegt,
So iſt es immer das kommende Feſt
Das auch im Traum nicht von ihr läßt
Und bald mit grellem Wunderlicht

Den Schlummer wieder unterbricht.
Als ob zur Mette die Glocke riefe
Klopft's dann in ihres Buſens Tiefe:
Sie richtet ſich auf, und horcht und lauſcht
Wenn vor dem Fenſter das Nußlaub rauſcht,
Als habe ſie liſpelnde Stimmen vernommen
Die aus der Luft, vom Himmel, kommen
Und Lieder proben von ſüßem Klang,
Gleichwie der Engel Lobgeſang .....
Und endlich zuckt es über die Alm,
Der Morgen trieft von Zweig und Halm,
Die Nebel perlen funkelnd nieder,
Die Sonne küßt der Erde Glieder,
Und Alles was entſchlummert lag
Verkündet erwacht geräuſchvoll den Tag.

Nun iſt die erſehnte Stunde da,
Zum Kirchplatz wandelt Gertula
Wo unter Bäumen Sitze ſtehn *)
Auf denen Prieſter und Mönche zu ſehn,
Die hier der Menge ſchon im Freien

*) Noch heute bei Wallfahrten Brauch.

In Gottes Namen Sünden verzeihen,
Damit ſich Niemand unentſühnt
In's Heiligtum zu treten erkühnt.
Und Einem deſſen Haar ſchon weiß,
Gibt ſie ihr ganzes Denken preis,
Und klagt ihm weinend die ganze Pein
Und wünſcht verſöhnt und getröſtet zu ſein.
Der Alte fühlt ſich baß erquickt
Als er in ihre Augen blickt,
Und wie vom Morgenthau erfriſcht
Als ſich ihr Hauch dem ſeinen vermiſcht;
Er nimmt die Beichte lächelnd hin,
Und findet warmes Behagen darin
In hören wie rein und unſchuldsvoll
Der Klage Strom dem Herzen entquoll.
Und „Ave Maria!“ murmelt er,
Ihm kommt der Gedanke, er weiß nicht woher,
Das Kind hat ihn ſo heiter gemacht
Daß er im Inneren ſcherzt und lacht
Und träumend jener Zeit gedenkt
In der ſein Haubt nicht bleich und geſenkt.
Er fühlt, ſie wird ihn erſt ſpäter verſtehn,

Drum läßt er die Freude ſich nicht entgehn
Und legt ihr munter als Buße auf:
Durch eines ganzen Mondes Lauf
Alltäglich früh und auch zu Nacht
Mit frommer Sammlung und allem Bedacht
Ein Ave Maria mehr zu ſprechen,
Das werde ſühnen ihre Gebrechen.
Drauf legt er ihr die Hand auf's Haubt
Und ſagt: „Weil Du ſo treu geglaubt
Biſt Du von allen Makeln rein,
Und gnädig wird der Herr Dir ſein."
So wie die Sonne dürren Sand,
Küßt ihre Lippe die welke Hand
Die ihr der Mönch beim Scheiden reicht,
Dann geht ſie von hinnen ſchwebend leicht.

Sie tritt durch's heiligenreiche Portal
Und ſieht die Pracht zum erſtenmal
Mit welcher der Glaube ſich bedeckt
Und — Glauben an ſich ſelbſt erweckt.
Die ſchlanken Pfeiler, hoch oben geſpalten,
Die wuchtig laſtende Bogen halten,

Gewölbe mit Rippen überſtrickt
Die man von Duft umwoben erblickt,
In jedem Fenſter ein feurig Bild,
Und doch die Gänge dämm'rig mild,
Als ſollten die Heiligen hier den Reinen
Nicht blos gemalt und gemeißelt erſcheinen,
Als ſollte hier durch künſtliche Schatten
Das Auge zum Wunderſchauen ermatten:
Und weiter dann der Hochaltar,
Umwunden von Kränzen ganz und gar,
Mit Kerzenflammen überſät
Und ſanft von Weihrauchwolken umweht
Durch die aus ihrem blinkenden Schrein,
Verziert mit funkelndem Edelgeſtein,
Die Gottesmutter, das Kind im Arm,
Hernieder lächelt hold und warm.
Dazu, wie nimmer ein Vogel ſang,
Gewaltig dröhnender Orgelklang,
Bald zornig drohend wie Donnergeroll,
Bald wieder ſegnend, ernſt und voll —
Dies Alles ſtürmt auf Gerdula,
Und was ſie hört', und was ſie ſah,

Hinreißt es ſie mit Allgewalt,
Sie fühlt ſich heiß, und fühlt ſich kalt,
Zugleich erſchüttert und entzückt,
Zugleich gehoben und niedergedrückt;
Sie kniet auf den Steinen und zittert und bebt,
Und iſt doch ſelig und neubelebt . . . . .
Der Wirbel gönnt ihr keine Raſt
Und ſteigert ſich zum Fieber faſt,
Als eine Jungfrau, bräutlich bekränzt,
Das ernſte Auge von Thränen beglänzt,
Geleitet von ihrer Verwandten Schaar,
Sich langſam naht dem Hochaltar.
Die Menge ſtarrt, die Orgel ſchweigt
Als ſich das Mädchen ſanft verneigt.
Noch einmal lang hinunter ſieht
Und vor den Biſchof nieder kniet.
Zwar hindert der Maſſe wogender Schwall
Zu faſſen der Worte leiſen Hall,
Doch ſieht man bald die bunten Binden,
Den Schmuck und auch den Kranz verſchwinden,
Man ſieht die Scheere ſchneidig blinken,
Und auf den Marmor die Haare ſinken,

Hört Grabeslieder dumpf erſchallen,
Und ſieht den Schleier die Braut umwallen:
Das Gitter raſſelt, der Schritt iſt gethan —
Hier endet der Jungfrau Lebensbahn.
Nun iſt ſie tot für alle Welt,
Ihr Herz von keiner Freude geſchwellt
Die nicht, vom Himmel herab geſendet,
Die Augen wieder zum Himmel wendet.
— Und iſt ſie glücklich, und iſt ſie's immer?
Brennt nicht die Wunde einſam ſchlimmer
Die ſie zur Flucht von Allem was lieb,
Zu klöſterlichem Entſagen trieb?
Und klimmt nur Wer hier Alles verlor,
Und Allem entſagte, zum Frieden empor?
Hat nicht der Schöpfer den Keim gelegt
Zu Allem was uns freudig bewegt?
Und muß er nicht zürnen wenn ſeine Gaben
Vom Wahne verſchmäht und lebendig begraben?

So ſteigt aus des Glaubens knospigem Knauf
Bei Cordula der Zweifel auf,
Aus deſſen hingeworfenen Fragen

Zulezt des Denkens Flammen ſchlagen.
Die Saiten ſind zu ſtraff geſpannt,
Zu viel nur gefühlt, zu wenig erkannt,
Zu viel gefordert, zu viel gereicht,
Als daß die Kraft ihr nicht erbleicht
Die bis zur Stunde mit frommem Behagen
Ihr ganzes Traumgerüſt getragen.
Das Opfer das man hier gebracht,
Die feſtlich verſargte Jugendpracht,
Durchfröſtelt ihr lebensvolles Herz,
Und aus dem großen fremden Schmerz,
Den man dem Haufen als Schauſpiel bot,
Ihr erſter entſchlackter Gedanke loht.
Wol kommen die alten Träume zurück
Und flüſtern von ſtillem Friedensglück,
Von ewig gleicher Tageswelle
In abgeſchiedener Kloſterzelle, —
Sie malen die Welt voll Sturm und Graus,
Den Frieden ſo wunderlieblich aus,
Daß ihr Geſang verlockend klingt,
In ſeinem Gefolge die Reue bringt,
Und wach reizt jenen dumpfen Zug

Der manch ein Leben zu Grabe trug,
Weil er das fachernde Sehnen benutzt
Und Nebelbilder zum Himmel putzt.
So ließ ſich oft das Frauengemüt,
Jählings zu voller Reife geglüht,
Von innen heraus beſtürmt und bedrängt,
Und aus der Kinderruhe gezwängt,
Aus Sucht ſich ſchwärmend hinzugeben
Von jener Lieder Netzen umweben —
Um dann in öder Zelle allein,
Zu Nacht bei loderndem Sterneſchein
Dem Wahne, der ihr Leiden geſät
Zu fluchen — wenn es lang zu ſpät.

Auch Cordula fühlt die alten Stimmen
Ihr Herz umſaüſeln und umſchwimmen;
Sie mahnen vertraulich und ſchmeicheln lind,
Doch finden ſie nimmer das zage Kind,
Schon waltet in der Jungfrau Bruſt
Jetzt ſelbſtbewußte Lebensluſt.
Noch eben zog's die Pilgerin
Nach jenem ernſten Gitter hin,

Dahinter die ſingenden Kloſterfrau'n
Und ihre frommen Geſichter zu ſchau'n, —
Doch jetzt iſt ihr Verlangen gekühlt
Und faſt von Abſcheu weg geſpült:
Sie ſieht noch immer das blaſſe Weib
Verſargen den gottgegeb'nen Leib,
Sie ſieht die Jungfrau hoch und ſchlank,
Die hinter dem Gitter nieder ſank,
Ohnmächtig lag in der Nonnen Arm,
Als ſei ihr Herz geborſten aus Harm
Weil nun ſein Reich für immer zerrann
Und all ſein Klopfen nur quälen kann.
— Das war ein Blitz der die Nacht erhellt,
Ein Schlag der alle Feſſeln zerſchellt, —
Das bleiche Geſicht, das geſchor'ne Haubt,
Die haben dem Auge den Schleier geraubt:
Die Träume bleiben übermannt,
Zu ſtraff war ihre Harfe beſpannt:
Je größer vorher der ſchwärmende Hang
Um deſto ſchreffer der Übergang.
Hilft ihn vermitteln ein fremder Akt
Der uns gewaltſam rührt und packt.

Hoch wallt die Bruſt, doch wegt ſie frei,
Sie fühlt daß ſie geheiligt ſei
Und daß die Natur die Lebensfülle
Nicht dichte für eine Nonnenhülle;
Sie ſpürt das Herz ſo reich und voll,
Und daß ſie leben darf und ſoll,
Das macht ſie dankbar und macht ſie ſtark
Und zuckt ihr freudig durch Blut und Mark.
Nun fand ſie wol das Rätſelwort,
Und nur das Menſchengedräng' am Ort
Hält ihren Jubel und ihr Glück
In Aug' und Bruſt verſchloſſen zurück.
Ihr Schritt iſt feſter, ihr Blick iſt ſtet,
Und jeder Pulsſchlag ein Gebet
Das ihre Wangen beſeelt mit Glut,
Indeß der friſche Lebensmut
Der längſtbeſeſſenen Lieblichkeit
Durch Würde neuen Glanz verleiht.
Die Knospe fühlt ihr Knospentum! —
Das iſt ihr mehr als aller Ruhm,
Das iſt ein wunderbarer Schatz
Für den kein andrer bietet Erſatz.

Um den, wie Cordula, jede geizt
Und der doch nur die Beſitzerin reizt.
Das iſt ein Schatz der, wenn er kommt,
Doch wieder nur zum Beſten frommt
Wenn er nicht müßig vergraben bleibt
Und aus den Knospen Blüten treibt.
— Das findet ſich wol, und jener Greis
Der Cordula's Beichte gehört, wer weiß
Ob er nicht jetzt aus ihrem Weſen
Im Fluge hätte die Kunde geleſen
Daß hier, zu ſchmelzen das dumpfe Blei,
Kein Ave Maria mehr nötig ſei.

So hat der Heiligen Machtgebot
Zerſtört der Jungfrau bange Not:
Das Wunder das ſie heiß erfleht,
Im eignen Buſen wonnig ſteht.
Und kam es auch anders als ſie geglaubt
So iſt doch Alles vom Herzen geſtaubt
Was ſie bisher zu Boden gedrückt
Und ihre Freudenſträuſe zerpflückt.
Ihr Glaube blieb ſo tief wie zuvor

Nur Dornen ſind's die er verlor,
Demütig dankt ſie der Mutter Marie,
Beugt vor dem Kreuze fromm die Knie'
Und legt mit makelloſen Händen
Ihr Opfer zu den andern Spenden.

Im Kloſterraume aber mag
Sie nicht erwarten den nächſten Tag
An dem die Waller insgeſammt
Hinziehn woher ein Jeder ſtammt.
Dort würde ſie in des Windes Schnauben
Unheimliche Seufzer zu hören glauben,
Und froſtig überlief's die Haut
Gäh' kreiſchend die Wetterfahne laut:
Sie bliebe doch mitleidend wach
Dort unter demſelben ſchweren Dach
Das wie ein Grabſtein Jene bedeckt
Die heut' ihr Denken aufgeſchreckt.
Da ihr des Troſſes ſtürmiſche Jagd
Nicht beſſer als die Gruft behagt,
Trägt ſie den Nonnen ihren Dank
Für Fach und Bett, für Speiſ' und Trank,

Ruft ihr Geleit, des Vaters Knecht,
Der freilich lieber weiter gezecht
So wie's nach jedem Feste zu schau'n,
Und zieht mit jungen Mädchen und Frau'n
Die ohnedies gleich ihr gedachten
Im nächsten Weiler zu übernachten.
— Und als der Schlaf die Glieder erfrischt
Und alle Müdigkeit verwischt,
War ihr's am nächsten Morgen bang
Noch auf den Zug zu warten lang,
Und bald bewegt sie auch die Andern
Mit ihr zur Heimat weiter zu wandern.

Wie anders kehrt sie wieder heim,
Wie drängt zum Lichte jeder Keim,
Wie schreckt sie nichts von der Freude zurück,
Wie selig fühlt und genießt sie ihr Glück!
Schon malt sie sich den Jubel aus
Mit dem sie tritt in's Vaterhaus,
Um an des edelsten Mannes Brust
Voll auszujauchzen die ganze Lust —
— Da kommen Reiter des Weges daher,

Behelmten Haubtes, zur Seite die Wehr,
Die, als ſie kaum die Schaar erblickt
Die vor dem Waffengeraſſel erſchrickt,
Ablenken von der eignen Bahn
Und raſchen Fluges den Frauen nahn.
Zwei Wappner ſind's, ein dritter voraus,
Die kommen heran mit Geſchrei und Gebraus;
Man ſieht's, ſie dienen wüſtem Herrn
Und folgen nur dem Schlimmſten gern,
Drum iſt ihr Führer, ob ſelber ein Knecht,
Den frechen Buben eben recht.
Er ſprengt als wär' er auf der Hatz
Hinein in den Zug mit einem Satz
Und droht den Frauen und befiehlt,
Daß Keine ſich von hinnen ſtiehlt.
Und dann, wie um die That zu krönen,
Beginnt er die zitternden Weiber zu höhnen,
Und ſagt mit zierlich geſetztem Wort:
Er ſei geſendet an fernen Ort
Um Frohner zu holen die ſäumig ſind.
Da nun der Ritt durch Wetter und Wind
Für ihn und ſeine Geſellen beſchwert,

Sein Herr auch nur die Arbeit begehrt,
Gleichviel Wer ſie zu Ende gebracht,
So ſtänd' es in der Frauen Macht
Den läſtigen Weg ihm zu erſparen
Und ſtatt der Frohner mit zu fahren.
„Ihr mäht die Wieſe heut' und morgen,
Wir werden für luſtiges Raſten ſorgen,
Damit's ſo ſchmucken Dirnen nicht
Beim Schaffen an Ergetzung gebricht!“
So ſchließt er den Werbeſpruch und lacht,
Wozu ſein Paar den Chorus macht.
Die Armen, zuerſt erſtarrt zu Stein,
Begreifen jetzt die drohende Pein,
Sie bitten um Schonung, weinen und klagen
Und wiſſen doch nichts Rechtes zu ſagen.
Da ſchilt der Freche: „Faules Pack,
Was frommt uns Euer Schnick und Schnack
Von Euern Kindern und Vätern zu Haus,
Hier ſeid Ihr auf freiem Felde draus,
Ihr ſeid in meines Herren Bann,
Ich greif' Euch, wie ich darf und kann.
Zur Arbeit geborenes, niedres Geſchmeiß,

Euch macht die Peitſche heut' noch heiß
Wenn ihr im Dienſt mit den Kräften geizt
Und Euch wie hier böswillig ſpreizt.
— Du Schlingel dort, ſuch' Deine Bahn,"
Bedroht er Cordula's Geleit,
Den Knecht der gleich den Weibern ſchreit,
„Du warſt ſchon zu lang im Korbe der Hahn,
Gibſt Du nicht Deinen Beinen die Sporen,
So kürz' ich Dir die langen Ohren!
Und nun linksab, und ohne Verzug,
Jetzt hab' ich des Redens übergenug."

Das freie Blut das in Cordula rollt
Bei ſolchem frechen Befehle grollt.
Sie hatte ſich, gleich den Andern erſchreckt,
Im dickſten Haufen ſtill verſteckt,
Jetzt tritt ſie vor mit erhobnem Haubt,
Nennt ihres Vaters Namen, und glaubt
Ein ernſtes Wort aus ſchüchternem Munde,
Das richte vielleicht die Frechheit zu Grunde.
Doch zeigt ſie ihr zartes Antlitz kaum,
Als auch der Führer durchmißt den Raum

Und ruft: „Das iſt ein Fang fürwahr,
Solch eine Dirn' iſt wert und rar!
Dich ſollten wir laſſen ohne Kuß
Eh' Du uns wurdeſt zum Überdruß?
Du albernes Ding, laß' Dein Geſchnarr,
Ich bin ein Kriegsmann, nicht ein Narr,
Mag Pabſt, mag Kaiſer Dein Vater ſein,
Hier wärſt und bliebſt Du immer noch mein.
Was kümmert mich der bäuriſche Brauch, —
Gewalt iſt immer Recht und Brauch:
Ziehſt Du mit Geſindel umher im Land,
So mußt Du geben gleiches Pfand.
Doch was Du verdienſt, Dir werden ſoll
Eh' Dir vom Weg das Füßchen ſchwoll —
Komm' her, ich nehm' Dich auf mein Thier . . .“
Er beugt ſich hinunter und greift nach ihr.
Sie ſpringt zurück und ruft entſetzt
Den feigen Wicht zu Hilfe jetzt,
Der von ſich warf das Schwert und den Spies
Und ſeine Herrin verloren ließ.
Der Reiter verfolgt ſie und ſtreckt die Hand,
Und als er jäh erfaßt ihr Gewand

Und ſie empor zu heben droht,
Da ſchlägt ſie in ihrer großen Not
Den Wanderſtab ihm in's Geſicht,
Daß er im Sattel zuſammen bricht.
Doch rafft er ſich wieder auf ſogleich,
Die Augen ſprühend, die Stirne bleich,
Heißt einen Geſellen die Weiber umtraben
Damit ſie zu fliehn nicht Hoffnung haben,
Und hält des Zweiten Gaul am Zügel
Indeß der Knecht verläßt die Bügel,
Das mutige Mädchen nieder ringt
Und ihm auf den Rücken die Arme zwingt;
Dort ſchnürt ein Riemen die Glieder lahm —
„Ei ſieh, nun wirſt Du plötzlich zahm!“
So höhnt der Burſch und reicht ſie dann
Zum Sattel hinauf dem andern Mann.
— Die Frauen ſtehen mutlos dabei
Und füllen die Luft mit Geheul und Geſchrei.
Der Reiter umſchlingt die Beute feſt
Und ruft: „Nun vorwerts mit dem Reſt!
Wer zaudern oder jammern will,
Den klopft mit der Klinge raſch und ſtill!“

Die Andern alle — hörige Leute,
Gewöhnt der Willkür zu dienen als Beute —
Die wiſſen, daß keine Hilfe kommt
Und daß ihr Widerſtand nicht frommt,
Drum beugen ſie ſtöhnend das Genick
Und fügen ſich ihrem Mißgeſchick.
Der Zug ſetzt ſich in raſchen Schritt
Um mit den Pferden zu halten Tritt,
Der Führer reitet ihm vorher
Mit Cordula über den Sattel quer.
Er läßt ſie in ihrer Ohnmacht büßen
Daß ſie gewagt ihn mit Schlägen zu grüßen.
„Ich weiß ein Sprüchlein, das merke Dir,“
Beginnt er, niedergebückt zu ihr.
„Holt ſich der Falk' ein Taübchen zum Schmaus,
So ſucht er ſtets das gezeichnete aus! —
Und ließ' ich auch das Geſindel ziehn,
Du dürfteſt ſicher nicht entfliehn.
Drum weine nicht, ergib Dich drein,
Du machſt Dir doch vergebliche Pein
Und ſchändeſt Deine ſchmucke Natur
Unnütz durch Thränen und Feſſelſpur.“

Sie weint und bebt, und hört ihn kaum,
So wild umbrauſt ſie der Schreckenstraum.
Um ihre Arme der zähe Strick,
Und über ihr der lüſterne Blick,
So preisgegeben ohne Kraft
Der zügelloſen Leidenſchaft,
Das iſt ein Bild, das iſt ein Gefühl
Das immer noch ſteigert das grauſe Gewühl
Das Haubt und Herz ihr wirr durchfegt
Und alles Hoffen in Ketten legt.
O hätte ſie nur im Kloſter geruht,
Und wäre nimmer erwacht ihr Mut,
Sie wäre jetzt noch frei und heil —
Nun aber traf ſie der Strafe Pfeil.
Sie hat gefrevelt, ſie hat gedacht,
Das hat ſie zu ſchwerem Schaden gebracht.
So drückt ſie ſich in's Fleiſch zurück
Die alten Dornen Stück um Stück,
Und iſt durch ihre gelähmte Kraft
Bald wieder in der Rätſel Haft.
Sie meint, ſo werde das Leben zu ſchwer,
Zu niedergetreten und zukunftsleer,

Lebendig tot in's Kloſter zu fliehn
Sei totem Leben vorzuziehn . . . . .

Die Schaar hat von der Straße geſchwenkt
Und ſeitwerts in die Berge gelenkt.
Die Frau'n ſind ängſtlich zuſammen gerottet,
Sie werden geneckt, verhöhnt und verſpottet,
Und immer der allerrohſte Spaß
Erhält von den Knechten den beſten Paß
Und wird erneut und neu belacht.
Darüber erſchlafft die ſtrenge Wacht,
Und eine tiefe, waldige Schlucht
Erregt in den Jüngſten die Luſt zur Flucht.
Der Einen glückt's, ſie erreicht den Wald,
Ihr folgen auch drei Andere bald,
So daß nur Sechs noch von den Zehn
Dem trüben Loos entgegengehn.
Die aber treiben Schläge fort,
So daß ſie wünſchen ſie wären am Ort
Wo ſie durch Regſamkeit der Hände
Der Plage ſetzen können ein Ende.
Auch heißt's, die Alm ſei nicht mehr weit,

Nach deren Mahd ſie wieder befreit,
Doch bleibt bis da noch viel zu beſtehn
Was ſie mit Schaudern vor ſich ſehn.

In Thränen alle Augen ſchwimmen;
Man hört nur noch der Reiter Stimmen,
Ihr Fluchen und ihrer Schläge Schall
Am Felſen wecken den Wiederhall.
— Da pfeift's durch die Luft. — Ein Gaul ſich bäumt,
Und Blut aus ſeinem Halſe ſchäumt.
Zugleich erſcheint auf der ſchroffen Wand
Ein Jäger, die Armbruſt in der Hand.
Er ruft hinab: „So gut wie das Roß,
Wirft auch den Reiter mein ſichres Geſchoß,
Und gebt Ihr nicht die Gefangenen frei,
So löſt ſie Euer Todesſchrei.
Dem Erſten der ſich von hinnen rührt
Eh' jenes Mädchen losgeſchnürt,
Dem ſend' ich in die Eingeweide
Ein Angedenken zu ewigem Leide!“
Kein Hieb ihn dort erreichen kann,
Drum dürft' er drohen, der einzle Mann,

So lang nur dauern Pfeil und Bolz,
Auch einem Heere kühn und stolz.
Die Buben fühlen sich besiegt,
Totwund ein Klepper am Boden liegt,
Sie selbst sind eben schußgerecht
Und müssen weichen ohne Gefecht —
Der droben hat die Sehne gespannt,
Das hält sie gefesselt und gebannt.
Wenn ihnen im Getümmel der Tod
Blutlechzend Aug' in Auge gedroht,
Da blieben sie fest und wichen nicht
So lang in der Faust des Schwertes Gewicht;
Dort war's ein gleiches, verwegenes Spiel: —
Wer von den Kämpfern dem Gegner fiel,
Der hatte sich bis an's Ende gewehrt
Und selbst wol auch den Feind versehrt,
Hier aber müßten sie gleich Thieren
Kampflos, als Ziel das Leben verlieren.
Der Eine brummt: „Ich hab' ihn erkannt,
Ich mein' er werde Volker genannt —
Und soll nicht fehlen auf was er hält.
Wir werden hier noch schmählich gefällt

Da Kunz, deß Pferd er nieder warf,
Ihm nicht zum Pfande bleiben darf.
Er trotzt's uns ab mit ſeinem Geſchoß:
So laſſen wir ihm den Weibertroß, —
Er ſteigt wol morgen noch nicht in's Grab,
Wir rechnen ein andermal mit ihm ab."

Kaum ſehn die Weiber den Feind verzagen,
Als ſie den Führer zu drängen wagen,
Der Cordula immer noch feſt umſchließt
Und flammende Blicke nach Volker ſchießt.
Da er den Schützen im Auge behielt
Wie er im Anſchlag liegt und zielt,
Meint er, daß nach ſo langer Geduld
Ein Fehlſchuß nicht des Auges Schuld,
Weil doch zuletzt des Armes Kraft
Vom überlangen Starren erſchlafft.
Und ſo berechnet er auch den Weg:
Nach vorn iſt ſteil und ſchroff der Steg,
Dort ſtürzt im Laufe das Pferd vielleicht,
So daß ein zweiter Pfeil ihn erreicht,
Doch wieder zurück, obwohl beengt

Und zwiſchen hohes Geſtein geſprengt,
Da ſcheint die Straße ohne Gefahr.
Und wie er nachſinnt wird's ihm klar
Daß er, auch ohne die Beute zu laſſen,
Entfliehn kann durch die Felſengaſſen.
Er reißt im Nu herum ſein Pferd
Und fliegt eh's ihm ein Schuß gewehrt
In donnernder Eile den Weg entlang . . . . .

Wie Grabgelaüt der Hufſchlag klang,
Wie Grabgelaüt in Volkers Ohren.
Wol hatte ſein Arm die Kraft nicht verloren,
Doch wagt' er's nicht bei des Reiters Wenden
Den Pfeil im Fluge hinab zu ſenden
Weil ihm der Gedanke das Aug' umflort
Daß er vielleicht das Mädchen durchbohrt. —

Die Buben die mit vielem Fluchen
Das wunde Pferd zu beleben verſuchen,
Entſatteln es endlich und raümen den Ort;
Frei ziehn die Weiber wieder fort,
Und kümmert ſie auch der Gefährtin Loos,

So bleibt doch die eigne Freude zu groß,
Als daß ſie Volker, der wie erſtarrt
Noch immer auf dem Felſen harrt
Und aufſtöhnt nur von Zeit zu Zeit,
Begreifen könnten in ſeinem Leid.
Sie danken ihm und laſſen ihn ſtehn
Um ſelbſt auf Pfaden nach Haus zu gehn
Die heimlich durch die Berge führen
Und nimmer Klepperhufe ſpüren.

Er ſteht gelähmt als wie im Traum,
Dann ſchleicht er an des Waldes Saum,
Verſenkt in Schmerz und düſtren Gram,
Der Richtung nach die der Räuber nahm.
Und wie er ſpäht, und wie er lauſcht
Wo höher ſich die Felswand bauſcht,
So daß ſein Auge nach beiden Seiten
Den engen Paß kann übergleiten,
Da ſieht er wie das Bubenpaar
Begegnet einer bewaffneten Schaar,
Mit der's ein kurzes Beraten pflegt
Und ſicher ſchwere Klage trägt,

Denn plötzlich kömmt der Zug in Trab
Und raſſelt drohend die Straße herab.
Zugleich erſchallt Galopp und Geſchrei
Vom andern End' der Wildenei,
Wo, Der entronnen mit Cordula
Vorher ſich keines Feindes verſah.
Er kommt zurück, gehetzt und gejagt,
Von doppelter Angſt und Wut geplagt.
Und ſchaümend reißt der giftige Molch
Jetzt aus der Scheide ſeinen Dolch.
„Lebendig bekömmt Dich Dein Buhle nicht!“
So kreiſcht er auf, der arge Wicht.
Er ſchwingt den Stahl, der Blitze ſchießt, —
Und Cordula betend die Augen ſchließt . . . .

Doch Volker läßt ihn hart vorbei
Damit er des Mädchens Deckung ſei,
Und wie er im Lauf nach vorn ſich biegt,
Der Bolz in ſeinen Nacken fliegt
Wo zwiſchen Panzer und Kappenrand
Ein unbeſchirmter Streif ſich fand.
Der Bube brüllt, ſein Stoß verſagt,

Und knirſchend er an dem Eiſen nagt
Das durch's Genick in den Mund ihm fuhr.
Wol lebt er noch, doch zuckend nur,
Und was ihn hält iſt der Todeskrampf,
Der auch des Pferdes flüchtig Geſtampf
Mit jähem Ruck zu Ende bringt
Und Mann und Roß zu bleiben zwingt.
— Und Volker ſtürzt ſich herab vom Stein,
Der Magd zur Flucht behilflich zu ſein,
Und eh' die Schaar der Reiter da
Hebt er vom Sattel Gerdula,
Die ſtarr iſt und vom Blute beſudelt
Das aus des Entführers Wunde ſprudelt.
Er trägt ſie fort und flieht in den Wald
Wo er, vom Dickicht geborgen bald,
Schleichpfade haſtig weiter rennt
Die er als Jäger genugſam kennt. —

Den Wappnern bringt das Thier entgegen
Den Körper der dem Schuß erlegen.
Den Ritter reizt des Knechtes Blut
Und facht ſein Streitgelüſt zur Wut, —

„Das ſollen die Schurken uns bezahlen!“
So hört man den Herrn und die Knappen prahlen.
„Was? Um ein Duzend Dirnen hier
Zu miſſen den Mann, dazu ein Thier?
Das läßt ſich ungerächt nicht tragen,
Dafür wird manch ein Bauer erſchlagen!“
So meinen ſie, und führen's aus.
Denn vorwerts dringt der Troß mit Gebraus
Und trifft zuſammen nach kurzer Jagd
Mit Jenen die tapfer und unverzagt
Dem Raüber ſeinen Weg verrannt
Und ihn auf Volker zurückgeſandt.

Der Knecht der von den Weibern lief,
Die reiſigen Männer zu Hilfe rief
Die als Geleit der Wallerſchaaren,
Obgleich am Kloſter noch die Nacht,
Den Frau'n, die langſam den Weg gemacht,
Doch faſt ſchon an den Ferſen waren
Als jener Schurkenſtreich gelang,
Und man ſie weiter geſchleppt als Fang.
Sie ſetzten den Buben eilig nach,

Den Ihren zu verhüten die Schmach,
Doch wären ſie wol zu ſpät gekommen
Wenn Volker nicht den Vorſprung genommen
Den er, im ganzen Gebirge bekannt,
Durch Schluchten und über Kämme fand.

Noch wiſſen ſie nicht daß Alle frei,
Sonſt ließen ſie ſtill die Krieger vorbei,
Und hätten ſich, vom Laube verdeckt,
Von vornherein im Holze verſteckt.
Jetzt aber prallen ſie hart zuſammen,
Die Speere blinken, die Augen flammen,
Es wird gerungen und wacker gefloſſt,
Daß blutiger Thau auf die Blumen tropft.
Die Reiter fluchen und ſchmettern drein,
Die Kolben zermalmen Fleiſch und Bein;
Doch auch die Bauern ſtehen brav —
Der flucht nicht mehr den die Pike traf,
Und dem ſie zwiſchen die Panzerfugen
Die breite Wucht des Schwertes ſchlugen.
Doch fühlen ſie bald zu ihrem Schaden
Daß eiſerne Köpfe und eiſerne Waden

Nicht leicht mit Eisen zu spalten sind —
Und, so wie Blätter verwehn im Wind,
Ein Jeder dem es irgend gelingt
Den Reitern behend in den Forst entspringt . . . . .

Wem wär' es fremd, daß nur der Glanz
Durchbohrt der Wolken trüben Tanz
Wenn allgemach die gewaltige Zeit
Uralter Tage Lust und Leid
In's graue Meer der Ferne taucht
Und wallende Nebel drüber haucht!
Was nächtig ist wird ganze Nacht,
Und nur die unvergängliche Pracht
Die immer wieder Herzen bewegt
So lang noch eins im Menschen schlagt,
Die Pracht die zugleich der Zukunft gehört
Nur die wird nun und nimmer zerstört.
Und rühmt man die „gute alte Zeit"
In der die Welt sich groß gespürt,
So ist's der Ferne Nebelkleid
Dem fast der ganze Ruhm gebührt.
So klingen aus jenen Rittertagen

Noch allenthalben mannliche Sagen:
In blankem Panzer auf ſcharrendem Roß,
Auf grünem Plan vor ſtolzem Schloß,
Bereit zu Ehren ſchöner Frauen
Den Leib im Turnier dem Kampfe zu trauen,
So ſind die Ritter von Land zu Land
Den Jungen wie den Alten bekannt.
Und auch das Schwungrad alles Lebens
Bewegte jene Zeit nicht vergebens —
„Frau Minne“ waltet in manchem Sang
Der geſtern erſt von der Harfe klang.
Hört man wie Kraft und Minne gepaart
Dem Daſein gaben Luſt und Art,
Daß Hochſinn nur und Edelmut
Geherrſcht in der eiſernen Ritter Blut,
Wer mag da ſchelten daß Mancher noch heut'
Die alte Klage wieder erneut;
Doch wühlt man weiter in Nebel und Dunſt
Und ſichtet ohne Haß und Gunſt,
So ſteigen die Schatten düſter empor,
Ein langer geſpenſtiger Trauerchor
Der all den Prunk umhüllt und entweiht.

— Auch dies iſt ein Bild aus der Ritterzeit:
Fünf Männer tot am Boden lagen,
Die andern waren wund geſchlagen —
Weil ſie zu unterbrechen gewagt
Auf offner Straße die Menſchenjagd,
Und weil für ihrer Frauen Ehre
Sie kühn geſchwungen ihre Wehre. —

Dieweil der Kampf in der Klamme währt
Und heißes Blut den Boden nährt,
Eilt Velker, der zu dieſer Friſt
Auf Alles außer der Magd vergißt
Die er mit nervigem Arm umſpann,
In ſerglichem Haſten durch den Tann.
Daß hier, vom Gegenwind entführt,
Kein Streitgeſchrei ſein Ohr berührt,
Das ſpart ihm Kampf und ſchwere Sorgen.
Denn noch iſt Gerdula nicht geborgen
Und wieder wär's ihm feig erſchienen
Den Brüdern nicht im Gefecht zu dienen.
— Wo zwiefach mahnt und drängt die Pflicht,
Da drückt zu Boden ihr Gewicht.

Getheiltes Herz und getheilte Kraft
An keinem Ende das Rechte ſchafft!
Er meint, die Seinen fanden bei Zeit
Daß ſieglos bleiben müſſe der Streit,
So daß ihn, als ſie die Wappner erblickt,
Ihr Rückzug ſchon im Keim erſtickt;
Drum denkt er nur an Gerdula
Die er noch immer leblos ſah,
Und deren ſtarrgeöffnete Augen
Beinah' den ſeinen Thränen entſangen. —

Wenn über uns ein ſtürmiſches Meer
Einbricht mit ſeinem Wogenheer,
So daß der Feind uns rings bedeckt
Und kampfunfähig niederſtreckt,
Dann iſt ein Troſt in ſolcher Not
Des Fühlens und des Begreifens Tod:
Denn auch das Höchſte hat nur Wert
So lang es nicht das Leben erſchwert.
Doch Wer das Licht nicht kann vergeſſen
Wenn er bezwungen und beſiegt
In ſeines Gegners Banden liegt,

Dem wird die Qual in Tropfen gemeſſen,
Und jeder Tropfen aus dieſer Zahl
Iſt eine volle Todesqual
Die man vergiftet und doppelt erleidet
Weil ſie des Feindes Blicke weidet.

Als Cordula die Hoffnung entſchwand
Befreit zu ſein aus der Räuberhand
Und ihr der Schmerz und die drohende Schmach
Den Mut und die Kraft zuſammen brach,
Verweigerte wol die Zunge das Wort,
Der Mund ward heiß, die Lippen verdorrt,
Auch ſtockte gemach der Thränenquell,
Wach aber blieb der Geiſt und hell.
Wie Jene die der Starrkrampf bindet
Nur ſcheinbar taub ſind und ſcheinbar erblindet,
So daß ſie, obgleich der Bewegung beraubt
Und von den Freunden tot geglaubt,
Die Klagen hören, die Kerzen ſehn
Die um die eigne Bahre ſtehn,
Und während die Stunden zögernd ſchwinden
Unſäglich grauſe Angſt empfinden,

So ſah und hörte Gerdula
Auch Alles was umher geſchah,
Doch blieb ſie ſtumm und regungslos —
Die Qual war zu lang, und war zu groß.
— Der See ſind Schneckengehäuſe eigen
Die farbig glühend der Flut entſteigen,
Doch augenblicks die bunte Schau
Verwandeln in ein müdes Grau
Wenn man von ihrem Element
Die armen geſtrandeten Schalen trennt,
Und ſo war Gerdula's friſche Pracht
Verſunken tief in des Kummers Schacht,
Als ſie, die immer von Liebe gepflegt
Und fern vom Sturme ſicher gehegt,
Nun einer fremden, rauhen Gewalt
Der nichts auf Erden heilig galt,
Im Augenblicke der reinſten Glut
Verfallen war mit Leib und Blut.
Die Rettung ſelbſt befreit ſie nicht
Von jener Folter Bleigewicht,
Sie fühlt ſich noch immer im Herzen krank,
Und ihrer Augen ſtarrer Strahl

Und ihre vertrockneten Lippen zumal
Verweigern gleich der Klage den Dank.

Als eine Blume die, todesmatt,
Mit bleicher Kron' und welkem Blatt
Dem Blütenglanz um den Frieden entsagt
Und kaum nur leise zu duften wagt
Wenn sie ein Sonnenstral noch spät
Mit lichtem Gruße wärmend umweht,
So bettet Volker auf weiches Moos
Sie endlich tief in des Waldes Schoß.
Dort schnitt in die schattige Felsenschlucht
Ein Wiesenstreifen eine Bucht
Von der die Eichen, so weit sie auch langen,
Nicht alle Sonnenstralen fangen.
Ein frischer Quell, krystallenrein,
Springt murmelnd hervor aus grauem Gestein,
Durchfeuchtet ringe das sammtige Grün
Und macht's von duftigen Blumen blüh'n;
Daneben winken des Wanderers Lippe
Aus dürrem Laub und Rankengestrippe
Das kletternd Zeis und Baum umschweift.

Rubine die an Stielen gereift:
So daß die Stelle verſteckt iſt zugleich
Und auch an allen Gaben reich
Die Völker ſo lang das Raſten währt
Für ſeinen holden Schützling begehrt.

Er löſt der bleichen Jungfrau jetzt
Den Riemen der ihre Haut durchwetzt,
Dann holt er Waſſer in ſeinem Hut,
Wäſcht ihr vom Antlitz das ſtarre Blut
Das von des Reiters Wunde kam
Und das er zuerſt für das ihre nahm,
Befeuchtet dann den glühenden Mund
Und fühlt was durch die Feſſel wund.
So netzt er auch die Stirn und die Augen,
Läßt alle Poren die Friſche ſaugen
Und hält die ſchlaffe, feuchte Hand,
Um ſie zu wärmen, feſt umſpannt.
Sie läßt das Alles ſtill geſchehn,
Und nur des Athems freieres Wehn,
Das ſich allmälig der Bruſt entrang,
Verkündet daß ſich gemindert der Zwang

Der ſie in eiſige Haft geſchmiedet
Indeß ihr Blut tief innen geſiedet.
Ihm iſt als ob ſie die Wimpern gerückt
Und leiſe ſeine Hand gedrückt —
Doch wie er auch ſpäht nach beſſeren Zeichen
Noch will die Starrheit nimmer weichen,
Und erſt nach Stunden regt ſie die Glieder
Und ſenkt zum Schlaf die Augenlider.

Sie ſchläft. Er weiß nicht, ſoll er ſich freu'n,
Und wird der Schlummer die Schrecken verſcheu'n,
Und wird er das auferſtandne Herz
Im Traum nicht quälen mit neuem Schmerz?
Und wenn des Todes finſtre Gewalt
Sich nur geliehn des Schlafes Geſtalt
Damit er den Leib, der ſterben muß,
Hinüber leite mit ſanfterem Kuß . . . . ?
O, Wer ein geliebtes Weſen bewacht
An deſſen Blüte gezerrt die Nacht,
Der ſieht die Sonne kalt und bleich,
Die Fluren öde, die Berge gleich:
In jedem Halm die Sorge ſprießt,

Aus jedem Strauche die Natter ſchießt,
Die Vögel mahnen, die Sterne droh'n,
Aus jedem Funken Gefahren leh'n —
Er fürchtet die eigne Sorge zuletzt
Und wird im Wirbel umher gehetzt
Bis er — die Sinne ſich verſagt
Und blindlings wieder zu hoffen wagt.

„Sie athmet noch!“ iſt Volkers Troſt
Wenn ihn die Angſt zu bang umtoſt
Und er, zu ihr in's Moos gekniet,
Geſpannt in das ſtille Antlitz ſieht.
Sie zu berühren wagt er nicht
Seit wiedergekehrt ihr Lebenslicht,
Ihm iſt als wär' es Freude genug
Daß er ſie lang in den Armen trug
Und daß ſein Blick ſich in den Bann
Der liebſten Züge verſenken kann. —

— Nicht war's vergeſſen im heimiſchen Thal
Daß Er ſie gerettet dazumal
Als jener Lawine grauſe Wucht

Ihn ſelbſt bedroht und ereilt auf der Flucht;
Auch war er danach zur Abendraſt
Bei Adame kein ſeltner Gaſt,
Und brachte oft dem Kinde zum Spiel
Was auf der Jagd in die Hand ihm fiel,
Kryſtalle von hoher Felſenwand
Und Adlerfedern und andern Tand.
Doch als er die kleine Gerdula
Gar wunderſam erblühen ſah,
Und als er ſie lieb und lieber gewann
Je mehr das Kind zu reifen begann,
Da ward er fremder in Adame's Haus,
Und endlich blieb er gänzlich aus.
Nur hat er oft noch in der Nacht
Wenn ſie und Alles im Orte ſchlief,
Bergblumen auf's Fenſter des Mädchens gebracht;
Und wenn von der Alm ein Thier ſich verlief
Und Gerdula in Sorgen war,
Da macht' er ſie des Kummers bar
Und ſuchte ohne läſſig zu werden
Bis wieder lückenlos die Heerden.
— Sie war ſo reich, und er ſo arm —

Da wollt' er meiden Verdruß und Harm
Und ſich verſperren Thür' und Thor
Bis ſich — er hofft's — die Sehnſucht verlor.
Die Sehnſucht aber, der Lebensborn,
Das ewig treibende Samenkorn,
Der niebeſiegte Gotteshauch
Der Tempelſchutt und Wolkenrauch
Selbſt nicht als Markſtein gelten läßt,
Die Sehnſucht hält am Menſchen feſt
Bis ihm das Herz in der Bruſt erſtarrt
Und man ihn tot in die Erde verſcharrt.
Sie lebt von Dem nur was ihr mangelt
Und ſtirbt an Allem was ſie erangelt,
In ihr iſt Kommen eins mit Verwehn,
Und Werden eins mit Untergehn:
Drum iſt des Lebens ringender Krampf,
Gleich wie ein andrer Sehnſuchtskampf,
Ein Kampf der ſtets das erſehnte Glück
Selbſt wieder vernichtet Stück nach Stück.
Auch jedes Leben will ja ein Sterben
Und lebt nur weiter durch ſtetes Verderben,
Und Flut und Ebbe dieſes Vereins

Webt Sehnen und Leben für immer in Eins, —
Man ſtirbt nur um ein Sehnen zu ſtillen,
Man ſtirbt nur um des — Lebens willen.
Nichts kann ſie trennen, und keine Macht
Kann klären dieſe Rätſelnacht —
Doch dichtet ihr zuckendes Dunkel eben
So wonnegrauſig ſchön das Leben.

Was irgend hold und lieb und mild
Das weckt in Volker Gordula's Bild.
Es leuchtet ihm als wie ein Stern
Der ewig nah und ewig fern,
Der immer lockt und immer winkt
Und nimmer hinter Wolken verſinkt;
Als wie ein Aug' das nie ſich verhüllt
Und ſelbſt noch wenn's mit Thränen gefüllt
Und ſie zu weinen, ab ſich wendet,
Die Thränen als lichte Grüße verſendet.
Sieht er an mächtigem Stamm empor
Hagröslein reichen den Blütenflor,
Und ſeine ſchlanken geſchmeidigen Glieder
Den Baum umſchlingen auf und nieder,

So daß die Krone vor Wonne rauſcht
Und auf das Roſengeflüſter lauſcht,
Da denkt er ſich immer Adamo,
Den ſtattlichen Mann, von Freude durchbebt
Wenn ihn die Tochter innig froh
Bald eng umarmt, bald ſpielend umſchwebt.
Und wenn er verſteckt in den Garten ſchaut
In dem ſie ihre Blumen baut,
Und er des glücklichen Vaters Wonnen,
So wie er ſie im Wald erſonnen,
Lebendig bewegt erblicken kann,
Da faßt's ihn wie ein Zauberbann
Und bringt ihm wieder den alten Traum:
— Hagröslein umſchlingt noch immer den Baum.
Der Funke weiter und weiter glimmt
Auch wenn er ſich die Freude nimmt
Des Mädchens Wege zu belauſchen
Und ſtumme Grüße mit ihm zu tauſchen;
Drum gönnt er ſich die karge Luſt
Und wandelt in Wälde unbewußt,
Getrieben von unbeſieglichem Drang,
Von fern faſt immer der Lieben Gang.

Er weiß, das unbefangne Kind
Iſt ihm geneigt und hold geſinnt,
Doch liebt's noch alle Menſchen gleich,
Wird nie beim Grüßen rot und bleich
Und ahnt nicht daß in ſeiner Macht
Noch reicher beglückende Freudenpracht
Als ſie ein freundlich Nicken erregt
Das lächelnd die friſchen Lippen bewegt.
Ihm iſt's genug, er fordert nicht mehr
Obgleich ſein Herz von Wünſchen ſchwer,
Und er die Hoffnung nur verbannt
Weil er im Stillen ſie anerkannt.
Und was die Zeit auch bringen mag,
Er hütet den Schatz bei Nacht und Tag.
Und hörte kaum die Wallfahrtskunde
Als er auch noch zur ſelben Stunde,
Von banger Ahnung jäh durchpfeilt,
Dem Wallerzuge zu folgen eilt.
Er hatte ſie in der Kirche geſehn,
Und ſah ſie dann in's Kloſter gehn;
Dort glaubt' er ſie ſicher und beſchützt,
Denn daß ſie noch den Abend benützt

Die Strecke weiter zurück zu legen,
Das trug man ihm erſt am Morgen entgegen.
Nun litt's ihn länger in Ruhe nicht,
Ihm war's wie eine verletzte Pflicht
Daß nicht zum Aufbruch Jeder trieb
Und gähnend Mancher die Augen rieb
Die ihm das Gelag in der lauen Nacht
Gewaltig trüb und ſchwer gemacht.
Er meint, was ihm die Liebe gebot
Sei für die Ander'n gleiche Not,
Und kann's nicht faſſen, — wie Keiner es faßt,
Daß ſein Maß nicht für Alle paßt,
Und daß die Glut die ihn entflammt
Dem eignen Liebesfeuer entſtammt.
Er läßt nicht ab und reißt ſie fort,
Und als ſie erreicht den Unglücksort
Und ihnen der Knecht die That erzählt,
Erfragt er den Weg, den die Reiter gewählt,
Prüft ſein Geſchoß mit ſcharfem Auge,
Ob's auch zu raſchem Gebrauche tauge,
Und fliegt dahin durch des Waldes Geflecht —
So kam er zu Cordula's Rettung zurecht.

Noch ruht ſie ſtill, doch nun iſt's Schlaf,
Und alles Unheil das ſie traf,
Und all die verlarvte Mattigkeit
Die während der ganzen Pilgerzeit,
Vor Wundern die kein Ende genommen,
Nicht konnte zu ihrem Rechte kommen,
Die Wetterwolken, die Angſt und der Schmerz,
Und Alles was gepreßt ihr Herz,
Das alte wie das neue Weh,
Das ſchmilzt nun aus den Gliedern wie Schnee,
Wie Schnee der auf die Fluren fällt
Wenn ſchon der Frühling geküßt die Welt.
Glückſelige Jugend! Du kannſt vergeſſen
Das allerſchwerſte Seelenleid
Und webſt aus vergangner Qual noch Treſſen
Zum Schmucke für Dein Feierkleid!
Schon hebt und ſenkt ſich ſtet das Mieder,
Schon blühn die zarten Roſen wieder
Die ihr das Blut auf die Wangen pflanzt,
Und um die weichen Lippen tanzt
Das Licht des Vergeſſens, ein Stral der Luſt,
Ein traümeriſch Lächeln unbewußt.

Dem Wächter wird die Zeit nicht bang,
So ſtünd' er gern noch Tage lang
Und ſäh' ihr Antlitz ſich verklären,
Und ſäh' ein Leben ſich neu gebären.
Er ſammelt Früchte, und kommt zurück,
Betrachtet wieder ſein ſchlafend Glück
Und ſchwelgt ſo tief in frohem Sehn
Daß er nicht ſpürt wie die Stunden vergehn,
Und daß die Vögel zu ſchweigen beginnen,
Und Perlen ſchon an den Halmen gerinnen.
Erſt als das Dunkel ſein Schauen hemmt
Und Alles in gleiche Schatten dämmt,
Erwacht er aus ſeiner Trunkenheit
Und denkt der langen vertraümten Zeit.
— Und darf ſie weiter ſchlummern im Gras?
Und wird ihr nicht ſchaden das kühle Naß?
Der Thau hat nimmer Blumen gekränkt,
Er iſt's ja der ſie erfriſcht und tränkt;
— Wie ſollt' er Gerdula Schaden thun?
Meint Volker und läßt die Holde ruhn.
Und als der Mond am Himmel glänzt
Und Wolken und Bäume ſilbern umgrenzt,

Da ſetzt er ſich ſelbſt am Wieſenſaum
Und wacht und erſinnt manch ſchönen Traum.
Er iſt ein Mann aus freiem Blut,
Und bringt er auch als einziges Gut
Den wackern Sinn und den ſtarken Arm,
Dazu ein Herz das rein und warm,
So dünkt er ſich doch in des Landes Bereich
An Wert dem Reichſten und Beſten gleich —
Sobald's die Magd zu freien gilt
Die ohne ihn ein zerbrochenes Bild.
Er fordert nicht Lohn wie ein feiler Knecht,
Doch ſcheint's er hab' ein ehrlich Recht
Die Zahl der künftigen Werber zu mehren:
Und Adamo darf's der Tochter nicht wehren
Dem Retter zu ſchenken Herz und Hand
Wenn ſie an ihm Gefallen fand.
Und wird ſie ihn lieben? Die Hoffnung winkt,
Und heller als je ihr Auge blinkt . . . . .
Und wie er wacht, und wie er ſinnt
Und ſeine Träume weiter ſpinnt,
Da ſchlummert er ſelber drüber ein
Und ſieht nun träumend im Mondenſchein

Den höchſten Gewinn, die beſte Luſt,
— Hagröslein blühn an ſeiner Bruſt. — —

Der Birkhahn balzt, die Nachtigall ſchlägt,
Der Wald ſchon Purpurwipfel trägt,
Der Morgen hat verſcheucht die Nacht,
Und Cordula — iſt längſt erwacht.
Sind auch die Arme noch ſchmerzhaft wund,
Sie fühlt ſich doch gar mächtig geſund:
Des Waldes kühler, balſamiſcher Duft,
Der lange Schlaf und die kräftige Luft,
Die haben das Ungewitter geheilt
Und allen Schaden raſch geheilt.
Sie ſieht mit klaren Augen umher,
Ihr wird das Beſinnen ſelbſt nicht ſchwer.
Sie denkt zuerſt wie wild der Schmerz
Durchtoben werde des Vaters Herz
Wenn ihm die andern Waller bekunden
Daß ſeine Tochter ſpurlos verſchwunden.
Darüber manche Thräne quillt —
Doch hält ſie nicht lang dies trübe Bild,
Im Fluge kommt ja die Freude nach

Sieht er ſie frei und rein von Schmach.
Und Volkers auch gedenkt ſie dann
Der ihr das Leben wiedergewann.
Sie ſieht den Treuen ſchlummern im Grün
Und ruhen von des Tages Müh'n;
Das weckt in ihr ein neues Gefühl,
Sie hebt ſich leiſe von ihrem Pfühl
Und ſpürt an ihres Herzens Schlag
Daß ſie die Zeit zur Schau ihm lag.
Sie ſpendet ihm gern das beſte Lob,
Doch ob ſich im Schlaf auf dem Raſenkiſſen
Das Tuch und das Kleid nicht leicht verſchob,
Das möchte ſie jetzt am liebſten wiſſen.
Erglühend tritt ſie an die Quelle
Und ſpiegelt und wäſcht ſich in friſcher Welle,
Und ordnet das Kleid und flicht ihr Haar
Bis wieder Alles wie immer war.
Auch ſchmollt ſie weil er ſie ſchlafen ließ,
Und weil er ſich ſelber ſchläfrig erwies;
Dafür will ſie ihn tapfer necken
Und denkt ihn jetzt ſchon raſch zu wecken. —
Sie tritt zu ihm, — und zögert und zagt,

Das lockt ſie an was ſie verjagt:
Der Glieder Kraft, das ernſte Geſicht
Aus dem ein feſtes Weſen ſpricht,
Und das doch wieder nicht ſchreckt und verſteint
Und durch den Ernſt noch freundlich erſcheint,
Den Anblick gönnte ſie ſich gern
— Wär' Volkers Erwachen nur ſicher noch fern.
Durch ihre Nerven ein Schauer rinnt,
Ein Schauer an dem ſie Freude gewinnt
Und der ſie bei dem ſchlafenden Mann
Gefeſſelt hält durch ſüßen Bann.
Noch einmal regt ſich kindliche Luſt
In ihrer heilig reinen Bruſt,
Sie meint, es gäb' ein köſtlich Bild
Wenn ſie ihr ſcherzend Verlangen ſtillt,
Den Schläfer aus ſeinen Träumen weckt,
Und durch ihr Wachſein ihn erſchreckt.
Wie wird er ſtaunen und ärgerlich ſein,
Sieht er am Himmel den Sonnenſchein
Und gar ſie ſelbſt in's Aug' ihm blicken
Um ihm den Morgengruß zu nicken.
O, dieſes erſten Blickes Licht

Verſaümte ſie für Schätze nicht . . . . .
Sie läßt dem Spiele ſeinen Lauf,
Und beugt ſich nieder, und weckt ihn auf.
Er zuckt empor, ſich um zu ſehn,
Und ſie, — ſie möchte vor Scham vergehn.

So ſteht wol Mancher auf der Jagd
Und harrt von Ungeduld geplagt
Daß ſich vor ihm das Buſchwerk ſpalte
Und ſtutzend ein Thier den Schuß erhalte;
Doch, knackt das Gezweig und des Rehbocks Haubt
Sieht plötzlich herüber eh' er's glaubt,
So wird zu Waſſer der feſte Entſchluß,
— Das Thier ſetzt weiter ohne Schuß.

Sie lacht nicht, wie ſie vorher gemeint,
Viel lieber hätte ſie bitter geweint.
Und einen Brand in ihr Geſchick
Warf jener eine, große Blick,
Gezündet hat der blendende Stral
In ihrem Herzen mit einemmal.
Das iſt des Auges Zaubergewalt:

Was ohne Sterne ſtumm und kalt
Und faſt für jede Gabe zu arm,
Das macht der Blick beredt und warm,
Das machen die Augen reich und ſtark,
Die Augen ſind des Ausdrucks Mark.
— Er ſah ihr in die Augen ſo tief
Daß ſie ein Ahnen überlief,
So tief daß ſie's im Herzen empfand
Und hoch erglühend im Herzen verſtand.
Noch gäb' ſie dieſes Blickes Licht
Um eine Welt von Schätzen nicht,
Doch daß es kam auf ihren Ruf,
Das iſt es was ihr Qualen ſchuf.

Auch Volker ſteht beſtürzt, und ſagt:
„Dank Euch, daß Ihr mich aufgejagt.
Verzeiht daß ich die Pflicht verletzt
Und Euch vielleicht in Schrecken geſetzt
Wenn Ihr, ſchon vor dem Frührot wach,
Hier unter fremder Bäume Dach
Im erſten Augenblicke geglaubt
Ihr ſeid allein und des Führers beraubt.

„Seid nochmals für die Mahnung bedankt,
Und da Ihr, hoff' ich, nicht mehr krankt
Und Sehnſucht Euch verlängert die Zeit,
So laßt uns wandern, ich bin bereit!"

Das klang ſo mühſam und froſtig hervor,
Solch Sprüchlein dreht' er noch nie zuvor:
Und gar der feierlich fremde Ton,
— Wär's Volker nicht, ſie nähm's für Hohn.
Iſt denn die Welt aus Rand und Band,
Und hat auch ſie ergriffen der Brand,
Der Brand der Liebe der Alles verkehrt,
Und doch nur leuchtet und nichts verſehrt?
Der Wald ſich mit der Wieſe miſcht,
Und Alles tanzt und lacht und ziſcht,
Und zeigt mit Blättern und Blüten gar
Als wie mit Fingern auf das Paar.
Und Gerdula ſtammelt, — ſie wagt es kaum,
Das Wort ſtirbt halb auf der Lippe Saum:
„Ich ſah nur daß die Sonne ſcheint —
Doch war das Wecken nicht ſchlimm gemeint.
Ihr müßt verzeihn daß ich geſtört,
Und mein Dank Euch für immer gehört!"

Das Herz iſt Beiden zu voll und zu heiß
Als daß es kühn zu beginnen weiß,
Doch nähme das Plaudern wol kein Ende
Wenn ſich nur erſt ein Anfang fände.
In Beiden liegt das Wort auf der Lauer
Und müht ſich wie ein Vogel im Bauer
Der, wenn ihm erſt die Flucht gelang,
Zu ſingen wüßte hellen Geſang,
Und der nun ſeit er das Lied erſann
Nicht ſtumm und gefangen bleiben kann
Wenn ihm, von Tönen übervoll,
Das heiße Herz nicht ſpringen ſoll.
Es findet jeder Gedanke ſein Wort
Wie jeder Ton auch ſeinen Akkord,
Doch Wort und Akkord ſich immer nur leiht
Zu feſtem Zwecke zu feſter Zeit;
Wer ſie verſäumt der trägt die Schuld
Muß er ſich plagen in Ungeduld
Bis eines Augenblickes Gunſt
Ihm wieder ſchenkt was keine Kunſt,
Wie ſie auch Netze ſtellt und ringt,
Gewaltſam je vom Himmel erzwingt.

Die Beiden haben die Zeit verſäumt
We Alles was in ihnen träumt
Und ſelbſt noch mehr als Worte faſſen
Sich wortlos hätte bekennen laſſen.
So reich die Glut in den Herzen brennt,
Sie ziehen ſchweigend und getrennt,
Verſtohlene Blicke kreuzend dahin
Und haben mehr Verdruß als Gewinn.
— So rächt ſich jedes verſäumte Glück:
Der Reiz bleibt in der Bruſt zurück
Und ſieht doch Schranken aufgethürmt
Die ſelbſt die Verzweiflung nicht erſtürmt;
Der Wohllaut der nicht klingen darf,
Der ziſcht im Stillen falſch und ſcharf,
Und ob ihn auch kein Ohr vernimmt,
Ihn hört das Herz und wird verſtimmt. —

Man gab ſie verloren, und jede Raſt
Empfängt ſie gleich Geſpenſtern faſt:
Man drängt ſich heran und forſcht und plagt,
Und jeder Mund Daſſelbe fragt.
Dafür wird ihnen Trübes kund

Von Jenen die erſchlagen und wund,
Und mit erneuter Klage grüßt
Wer dort ein Liebes eingebüßt. —
Daß ſolch Gerücht den Vorſprung nahm
Und gar ſo groß der Verluſt und der Gram,
Macht Volker bang für Adamo,
Drum ſendet er einen Boten voraus,
Gemach zu verkünden im Trauerhaus
Daß Cordula unverletzt entfloh
Und daß ſie bald, der Gefahr zum Trutz,
In ſichrer Hut und gutem Schutz,
Geſund und heiter am heimiſchen Herde
Den Vater wieder umhalſen werde.
Und glücklich erreicht er ſeinen Zweck,
Vermieden ward der freudige Schreck
Der auch den ruhig beſonnenen Mann
Gleich wie ein Blitzſtral töten kann.

Es gab noch Jubel und Freude genug,
So viel als nur das Herz ertrug,
Als ihnen der Vater entgegen kam
Und in die Arme die Tochter nahm.

Wer ſagt uns was die Beiden gefühlt
Als Blick ſich tief in Blick gewühlt?
Wer tauft der Thräne ſchimmerndes Naß
Das über die Wangen gerollt in's Gras?
Der Dichter klimmt zum Wetterſitz
Und pflückt aus den Wolken den glühenden Blitz:
Ihm iſt der flammige Götterſtral
Wie Andern eine Roſ' im Thal;
Er wählt ſich daheim auf der Wieſenau
Ein harmlos Blümchen, beperlt mit Thau,
Doch wenn er den Segen drüber ſpricht,
Da wird's zum Blitz an Kraft und Licht.
Ihm ward das Amt, ihm ward die Macht
In hellen Tag zu verwandeln die Nacht,
Sein Auge Himmel und Hölle mißt,
Und was nur denkbar und ſagbar iſt
An Himmelsfreuden und Höllenleiden,
Das weiß er in edle Worte zu kleiden.
Doch was das Herz ſich ſelbſt verſchweigt,
Was über des Herzens Herz nicht ſteigt,
Was über Jubel und Klage groß,
Das bleibt auch dem Dichter namenlos.

Beſcheiden Volker zur Seite ſtand,
Bis Cordula's Blick ihn plötzlich fand,
Und ihr die mächtig ſtürmiſche Glut
Auf's Neue ſchoß durch Mark und Blut.
Welch einem Geſchick er ſie entriß,
Das wird ihr doppelt klar und gewiß
Seit ſie der Heimat Hauch verſpürt
Und theure Lippen und Hände berührt.
Jetzt muß ſie reden von all der Pein,
Jetzt ſchüchtern ſie ſelbſt die Gaſſer nicht ein;
Bewegt ergreift ſie Volkers Arm
Und ſagt ihm Dank ſo innig und warm,
So hingeriſſen und rückhaltslos,
Daß manches Wort geheim im Schos
Mehr Freudenkeime zu tragen ſcheint
Als Cordula wol zu verraten meint.
Sie prüft nicht was ſie eben ſprach —
Hinſchießt der Strom der die Deiche brach
Und kann nur bringen in ſeiner Flut
Was in der Bruſt ihm lebt und ruht, —
Das, denkt ſie, mag ihr auch geſchehn:
Sie durfte ja immer noch Alles geſtehn.

Nur daß ſie neue Gefühle kennt
Und Neues in ihrem Buſen brennt,
Das iſt es was die Holde vergaß,
So daß des Dankes Übermaß
Auch all die jüngſten zarten Triebe,
Den reinen Duft erwachter Liebe,
Mit alter Empfindung miſcht und mengt
Und durch die geöffnete Pforte drängt.

Der Alte ſtaunt; er merkt zu ſpät
Welch ein Geheimniß die Tochter verrät,
Und wie die kindliche Offenheit
Geſtattet über die Schranken weit.
Wol hält er Volker hoch und wert
Und hätt' ihm gegeben was er begehrt
Seit er ſein Liebſtes ſo treu beſchützt,
Doch daß er die Zeit ſo ſchlau benützt
Dem Kinde das nichts von Liebe gewußt
In Flammen zu ſetzen die ſtille Bruſt,
Das trübt ihm ſeine Freude bald
Und macht ſein Danken halb und kalt.
Wüßt' er wie Alles ging und kam,

So hätt' er ſich wol erſpart den Gram:
Doch ward nur verworren die Neugier geſtillt,
Und was er auch gehört bisher,
Nichts gab ein ganzes, klares Bild,
Drum ſagt er gehalten: „Zu Hauſe mehr!“
Heißt Volker an ſeiner Seite gehn,
Dankt Denen die im Kreiſe ſtehn
Daß an dem Glück das ihm gekommen
Sie gern und freudig theilgenommen,
Und weil das Kind betroffen ſchien
Eilt er's den Lauſchern zu entziehn.

Nichts leichter des Menſchen Sinn beſiegt
Als Das worüber ein Schleier liegt:
Man kann nur bekämpfen was man kennt,
Nicht was ein Nebel von uns trennt.
Der Argwohn wird im Dunkel erzeugt,
An Wolkenbrüſten großgeſaügt,
Je mehr er quält je wärmer gehegt,
Und endlich ſo tief in's Herz gelegt
Daß er, als ſei er vollberechtet,
Auch ſelbſt das Wiſſen fälſcht und knechtet.

Ein Blick, ein einziger freier nur,
Der hätte die weſenloſe Spur
Die Adamo ſo widrig war
Verſchwinden laſſen für immerdar.
— Iſt Volker nicht ſchmuck und edel genug
Ein Mädchenherz zu gewinnen im Flug,
Zumal ein Herz das Dank ihm trägt
Und nur durch ihn noch pulſt und ſchlägt? —
Und hätte der Alte ſich ruhig befragt,
Er hätte nicht zu verneinen gewagt
Daß Gordula's raſchgetroffene Wahl
Den Beſten fand im ganzen Thal:
Doch thut er nichts daß der Nebel weicht,
Und all ſein Argwohn deckt vielleicht
Nur ein Gefühl das unbewußt
Ihm plötzlich nagt und wühlt in der Bruſt:
Sein Kind ſcheint ihm ſein eigen nicht mehr,
Sein Haus wird öde, ſein Herz wird leer,
Und Er iſt's nicht der die Tochter vergibt,
Der darf ſie fordern den ſie liebt;
Für ſich entriß er ſie fremder Macht,
Er hat ſie nur wieder heimgebracht

Um, pochend auf den Rettungsſtreich,
Sie neu dem Vater zu rauben ſogleich!
So fühlt er gelähmt die Hausgewalt,
Und klaffen ſieht er einen Spalt
Der ihm das Kind vom Herzen reißt
Und deſſen Name — Volker heißt.
— Das iſt ein Krampf, er geht vorbei,
Und doch, wie flüchtig er immer ſei,
Er runzelt die Stirn und furcht das Herz
Und zittert nach als peinlicher Schmerz.

Er kann nicht danken wie er will,
Das macht den Alten kalt und ſtill,
Und möcht er auch wieder zum Jubel erwarmen
Und Volker, den Retter, herzlich umarmen,
Die Hand ihm drücken, die wackre Hand
Die jenen Bolz hinab geſandt,
Ihm ſagen manchen Liebesgruß
Und bannen den eignen bittren Verdruß, —
Es drängt ſich immer wieder vor
Daß er das Kind gewann und — verlor,
Daß Volker mehr als Dank ſich nimmt

Und was er verſöhnt auch wieder verſtimmt.
Noch ſind die Wunden zu neu und friſch,
Zu laut noch im Herzen des Argwohns Geziſch,
Zu wirr im Haubt noch Luſt und Klage
Als daß der Friede käme zu Tage.

Was uns ein Sturm gewaltſam bringt,
Was aus den Wolken ſich nieder ſchwingt
Und plötzlich da iſt, fertig und ganz,
Gleichviel ob Trauer ob Freudenglanz,
Das macht zuerſt berauſcht und beſtürzt
Auch wenn es ſpäter das Leben würzt.
Es iſt als ob der zarte Flaum
Der lockend umſchimmert jeglichen Traum
Und Das nur was ihn trübt und befleckt
Wie unter goldiger Wolle verſteckt,
Verſchwinde vor der ſtürmiſchen Hand,
So daß die Wahrheit, ſonder Gewand,
Des Schmuckes beraubt, und kalt und nackt,
Uns finſter und rauh dann ſelber packt.
— Wol ſchwindet er ſtets, der reizende Flaum,
Geſtaltet ſich erſt zur That ein Traum,

Doch, ſieht man daß er allmälig weicht,
So macht die Gewohnheit Alles leicht.

Als Volker noch viel zu Adamo kam
Und oft das Kind auf die Kniee nahm
Das ihn beſtändig um Märchen gequält
Und ihm wol auch manch eignes erzählt,
Manch Märchen, wie's ein Kind erlauſcht
Wenn wirbelnder Duft ſein Herz berauſcht,
Der aufſteigt von der Natur Altar:
Da wand er mitunter das gold'ne Haar
Das auf der Kleinen Nacken fiel,
Um ſeine Finger in heitrem Spiel; —
Und ſah in abendlicher Ruh'
Der Vater dem traulichen Scherze zu
Der innig das Kind dem Freunde vereint,
So hat er ſelbſt wol oft gemeint
Daß ſtatt des Geringels, ſeidig hold,
Ein Brautring einſt von lauf'rem Gold
Den Jäger der Magd verbinden könne
Wenn ihm die Zeit ihr Lieben gönne.
Er wüßte gern ſein reiches Erbe

In einer Hand die nichts verderbe
Und die der Väter geſammeltes Gut
Zu ſchützen wiſſe mit Kraft und Mut;
Und da kein Sohn ſein Alter erquickt
So dacht' er wenn er auf Volker geblickt:
Das ſei der rechte Boden traun
Auf den für feſte Dauer zu bau'n.
Doch jetzt, da ſein geheimes Hoffen
Ihn überflügelnd eingetroffen,
Und er das Wort, das die Tochter ihm raubt,
Voreilig ausgeſprochen glaubt,
Jetzt ſieht er die Schatten düſter und ſcharf
Die Volkers armes Gewerbe warf.
Und wünſcht er auch die Herbheit fern,
Sie fließt aus ſeines Herzens Kern
Ein ſchleichend Gift in ſeine Rede
Und weckt ſtatt Friedens neue Fehde.

„Das ſind mir ſondre Wunder fürwahr,"
Beginnt er nachdem ſie weit von der Schaar
Die ſich nun auch befriedigt zertheilt
Und gruppenweiſe heimwerts eilt;

„Ich ſende hinaus ein ſcheues Kind
Damit es Vertrauen und Ruhe gewinnt,
Und ſieh', kaum iſt es wieder heim
So fließt ihm von der Lippe wie Seim
Das Wort das ſonſt ſo zäh gequollen
Als müßt' es über Hecken rollen.
Und nicht dem Retter gilt das Lob,
Der Mann iſt's den es preiſend erhob —
Hat Dir Maria ihn verheißen,
So werd' ich mich zu gehorchen befleißen.
Und wahrlich, nichts kann leichter geſchehn,
Er braucht nicht erſt von hinnen zu gehn
Um paßlich zu ordnen Hab' und Gut,
Wie vor der Heirat ein Anderer thut:
Er hat ſchon all ſein Weſen zur Hand,
Er führt's ja immer mit ſich durch's Land ....."

Wer je von fremder Zunge kühl
Verraten gehört ſein geheimſtes Gefühl,
Wer je den allerzarteſten Traum,
Den man ſich ſelber geſtanden kaum,
Entſchleiert und zergliedert ſah,

Der weiß wie weh den Beiden geſchah. —
Von Gertrula's Lippen weht ein Schrei
Als ſpräng' ihr ſchwirrend das Herz entzwei:
Nie war ihr Vater von Launen geplagt,
So Bittres ward ihr noch nie geſagt:
Sie weiß nicht ob ſie recht vernahm,
Ob wirklich von ihm die Kränkung kam:
Mit leerem Blick und zuckendem Munde
Durchleſtet ſie die ätzende Kunde
Und faltet die Hände ſtumm und bleich,
Und ſieht faſt einer Irren gleich
In der noch halb der Wahnſinn lacht
Jenes das Erwachen, die helle Nacht,
Die nur für Geſunde leben und Tag,
Nur die ſo glücklich vergeſſen lag,
Schon grauſig mit den Träumen kämpft
Und ihre geliebten Flammen dämpft.

Doch mehr noch fühlt ſich Polker verletzt,
Ihm ward ein doppelter Streich verſetzt,
Ein Streich wie ihn kein echter Mann
Stillſchweigend empfangen und tragen kann.

Entzündet ſchießt durch die Adern ſein Blut,
Die Stirn bedeckt ſich mit dunkler Glut,
Der Zorn in ſeinen Zügen haust
Und krampfhaft ballt ſich von ſelbſt die Faust.
Erſt ſtarrt er dumpf in des Alten Geſicht,
Als ſann' er daß die Weiſe nicht bricht,
Der Sturm nicht tobt, der Blitz nicht flammt,
Und Alles was ſein Herz umflammt
Nicht lodernd wetternd an den Tag.
Dann faßt er ſich ſo gut er's vermag:
„Man nennt Euch weiſe," ſagt er gepreßt,
„Doch ſcheint's daß Euch die Weisheit verläßt
Und Eure Ruhe bald verraucht
Wenn Ihr im eignen Hauſe ſie braucht.
Das nenn' ich eine leichte Kunſt,
Verwöhnt durch des Glückes lange Gunſt
Am warmen Herde friedlich zu ruhn
Und nur für Andre das Rechte zu thun.
Mich dünkt, Euch ziemte zu danken Gott,
Statt hier zu treffen mit ſchnödem Spott
Den armen Mann und das arme Gerät
Die Eure Tochter gerettet haben

„Ihr' Ihr aus Kisten und Kasten zu spät
Ein schweres Lösegeld gegraben.
Seit ich's benützt zu Gerdula's Heil
Ist mir dies Schießzeug nimmer feil
Und bietet Ihr auch Haus und Feld
Und dreimal selbst des Bischofs Geld. —
— Ob Euer Stolz auch grellt, es sei,
Ich leugne nicht, und bekenn' es frei:
Ich häng' in Treuen an Gerdula. —
Ich weiß nicht wenn und wie's geschah
Daß mich gewonnen Euer Kind,
Doch trachk' es nicht seit gestern der Wind,
Es ist ein ehrlicher alter Drang
Der dauern wird mein Leben lang.
Ob aber bis zu dieser Frist,
So schwer mir's auch geworden ist,
Mein Mund ein Wort davon gesagt,
Das hört Ihr wenn Ihr die Tochter befragt.
— Ich schätze richtig Euern Stolz,
Doch meint' ich Ihr wär't aus bessrem Holz
Als daß Euch jeder niedre Verdacht
Unwürdig hämisch und thöricht macht.

„Daß heute zur selben Stunde faſt
Verzweiflung und Jubel ſich luden zu Gaſt,
Daß Ihr der Vater Gerdula's ſeid
Und mir verane an Jahren weit,
Das läßt mich reden wie ich ſprach,
Sonſt wüßt' ich derber zu rügen die Schmach.
Und nun: Geb' Gott Euch ſein Geleit
Und laſſ' Euch ſtets von Trauer befreit,
Und ſpende mit ſeiner reichen Hand
Nur Glück und Segen auf Euer Land, —
Auch über Gerdula wache Er,
— Mich aber erblickt Ihr nimmermehr!"

So will er eilig wenden und gehn,
Damit die Andern den Kampf nicht ſehn
Der ruh'los ſeine Bruſt zerkrallt
Und noch beim Grüßen die Fauſt ihm ballt:
Doch eh' auf der freudeleeren Bahn
Der erſte traurige Schritt gethan,
Hat Adams Volkers Hand erfaßt
Und ſo gelähmt des Grollenden Haß. —
Dem Manne die alte Ruhe kam

Als er des Jägers Worte vernahm,
Im Herzen die alte Liebe quillt,
Die läßt ihn ſprechen ernſt und mild:
„Zu viel ward zwiſchen uns geſagt,
Zu viel verraten, zu wenig erfragt,
Und doch auch wieder erkundet zu viel,
Um hier durch halber Worte Spiel
Mit Haß zu enden was Liebe begann.
Nicht ziemt es zwiſchen Mann und Mann,
Daß wenn der Eine ſich übereilt
Der Andre folge unverweilt.
Und ſprach ich, überraſcht, wie ein Thor,
Und ſchien' ich Dir jetzt auch ſchwank wie Rohr:
Mich dünkt, es ſchütze vor reuigem Gram
Wenn man bezwingt die leidige Scham
Und offen geſteht: Ich habe gefehlt!
Nur der iſt ganz von Thorheit beſeelt
Der Antwort gibt mit raſcher That
Auf raſche Rede ſonder Rat.
Die Wunde die ein Wort uns ſchlug,
War's nicht vergiftet durch tückiſchen Trug,
Die heilt auch wieder ein and'res Wort.

„Gelangt's nur an den rechten Ort:
Doch was die That zerreißt und zerbricht,
Das heilen hundert andere nicht!"

Gezwungen nur horcht Volker auf,
Nicht gönnt er dem Alten so leichten Kauf,
Er meint, es sei des Mannes Pflicht
Mit eiserner Strenge zu halten Gericht
Wenn seine Würde betastet ward, —
Drum klingt die Antwort fest und hart:
„Ihr schätzt das Wort, das scharfe Schwert,
Nach Eurem Belieben unter den Wert.
Je minder man die Zunge lenkt
Je eher sagt sich was man denkt:
Ein rascher, unbewachter Mund
Thut sichrer des Herzens Meinung kund
Als eine Rede die wohlbedacht
Den Worten stumpfe Spitzen macht.
Hier laßt nur beisammen That und Wort,
Das Eure stößt und treibt mich fort
Als wär' es eine gewaltige Hand
Die mir erst meine Wehr' entwand

„Und nun den waffenlosen Mann
Schier ohne Kampf besiegen kann.
Der That so wie des Wortes Ruhm
Muß Euch verbleiben als Eigentum,
Und seid Ihr darob von Reue gequält
So habt Ihr selbst dies Loos erwählt.
Ihr habt mich noch zu reich geglaubt
Und habt dem Armen das Letzte geraubt.
Ihr nahmt mir sogar der Hoffnung Licht
Und warft mich weg gleich einem Wicht
Der nur um Lohn zu handeln versteht,
Und selbst um Liebe feilschen geht.
Ihr habt geirrt! In Geduld
Entsag' ich zugleich dem Leben beinah',
Doch bin ich knechtbar nicht wie Teig
Und weder so niedrig, noch so feig
Der Schmach mich geduldig hinzugeben
Um länger zu fristen die Spanne Leben.
— Nun laßt mich ziehn, es ist genug
Was ich in dieser Stunde trug .....
Und Du — leb' wohl, und denkst Du mein,
So mag es heiter und glücklich sein!"

Und wieder will er grüßend ſcheiden
Und ſich verdammen zu langen Leiden,
Da hemmt ihn eine weiche Hand
Als wie ein zaubermächtiges Band.
Er ſieht in Augen voller Qual
Und voll unſäglicher Bitten zumal,
In Augen aus denen Thränen rollen
Und die ihn halten und feſſeln wollen.
Es treibt ihn zu gehn, doch kann er nicht los,
Denn mächtig ruft in des Herzens Schoß
Der Liebſten Blick die Sehnſucht wach:
Er fühlt ſich gebrochen und fühlt ſich ſchwach,
Die Augen verdunkelt ihm ein Flor,
Und Seufzer ſteigen bang empor.
Der Mut iſt hin, der Trotz erliegt,
Und Was noch kämpft, iſt bald beſiegt.

So läßt der dunkle Trieb der Natur
Nicht ab von einer entdeckten Spur
Und folgt ihr nach durch Buſch und Dorn,
Durch Eis und Schnee und Wetterzorn,
Und ſelbſt die Gefahr, ſich verſchmäht zu ſehn,

Macht ihn nicht zagen und ſtille ſtehn:
Er wagt den Kampf als wär's ein Spiel
Und ringt ſich zuletzt doch immer an's Ziel.
Und will man preiſen dieſen Mut
Auf dem der Wohlklang der Schöpfung beruht,
So ziemt dem Weibe der erſte Kranz:
Es wagt ſich immer, und wagt ſich ganz
Sobald die Natur zum Zwecke ſtrebt
Und ihre Stimme mahnend erhebt.
Und findet ſtörriſcher Männerſinn
Nur noch in ſchroffer Trennung Gewinn,
Weil ſonſt der Zorn und die blinde Wut
Auflodern müßten mit wilder Glut,
So tritt das Weib verſöhnend ein
Und ſchmilzt den Stahl und bricht den Stein,
Denn ſeiner Schwäche Rieſenkraft
Macht ſtumm und zahm die Leidenſchaft.
Was ihn zu rauher Gewalt nicht treibt
Vom Mann oft unverſtanden bleibt,
Und ſeines Gefühles weichen Zug
Nimmt er zu gern für Traum und Trug;
Das Weib muß ihm den Weg erſt zeigen,

Dann lernt er vor der Milde ſich neigen.
Scheint Männern auch unheilbar der Riß,
Dem Weibe gelingt die Verſöhnung gewiß.
Bewahrt es nur die ganze Gewalt
Bis breit und tief genug der Spalt, —
Denn erſt wenn Alles zum Springen geſpannt
Wird Starres von Zartem übermannt . . . . .

Und Cordula faßte die rechte Zeit
Weil ſie in ihrer Schüchternheit
Den Schritt nicht eher zu thun gewagt
Bis Jene das äußerſte Wort geſagt,
Und bis der nächſte Augenblick
Entſcheidend war für das eigne Geſchick.
Sie fühlt daß der Vater den heißen Mann
Nicht länger mit Bitten bedrängen kann,
Doch fühlt ſie auch, was immer komme,
Daß *ihre* Bitte vielleicht noch fromme.
Sie *darf* verſöhnen, und — muß es thun
Will ſie fortan in Frieden ruhn,
Denn beide Männer lieben ſie ja,
Und Beide ſind ihr theuer und nah',

Und Keinem mag entſagen ihr Herz,
Und Keinen mag ſie wiſſen in Schmerz.
Da weint ſie laut, und ſchluchzt hervor:
„Daß ich nicht lieber das Leben verlor,
Als daß ich Euch nur wiederfand
Um hier zu entzünden ſchrecklichen Brand
Der Eure Liebe zu Haß verkehrt
Und mein Glück wie das Eure verzehrt!
— Dich lieb' ich Vater, Du weißt es längſt,
Und wenn Du an Deinem Kinde hängſt,
So kränke nicht den liebſten Mann,
Der Dir und mir nur Gutes erſann.
— Du, Volker, Du .....“ Sie ſpricht's nicht aus,
Doch leuchtet's aus ihren Augen heraus
Mit heller Pracht und ſonnigem Schein,
Als wollt' es nicht länger verſchwiegen ſein.
Und raſch, damit ſie die Scham betäubt
Die neue Thränen vom Auge ſtäubt,
Klagt ſie in rührender Weiſe fort,
Drängt inniges Flehn in Blick und Wort,
Und wirft zuletzt den Männern vor
Daß ſie dem Haſſe nur böten das Ohr,

Weil Beide, — ſie ſagt's mit holder Scheu, —
Ihr ſelbſt in eifernder Liebe treu.
Wie flug ſie das Netz um die Zürnenden flicht,
Das ahnt ſie in ihrem Bangen nicht,
Sie ſtrebt nur wie ſie Verſöhnung erzielt,
Sie thut nur was ihr Herz befiehlt.
Und heiß umſchlingt ſie Beide zugleich
Und glüht die Herzen warm und weich,
Und bleibt auch zurück ein Reſt von Groll,
(Ein Roſtfleck der ſich leicht erfriſcht,
Erſcheint er auch zunächſt verwiſcht,)
— Wer könnt' ein Weſen, ſo liebevoll,
So kindlich und doch ſo heldenhaft,
Verletzen durch Streit und rauhe Kraft?
Die Freude war nicht länger vergällt
Und wieder leuchtete roſig die Welt,
Die Männer reichten einander die Hand,
Und Volker — Gerdula's Lippen fand. —

Daheim ward nun beim frohen Mahl
In Luſt verſenkt die vergangne Qual,
Und Alles erfährt der Vater genau:

Den Zug durch's Grün, im Kloſter die Schau,
Den Überfall, den Schuß und die Flucht,
Und dann den langen Schlaf in der Schlucht,
Mit dem nun Eins das Andere neckt
Und der noch manch Erröten weckt. —
Das junge Paar ſcherzt hin und zurück
Und ſennt ſich in ſeinem Liebesglück,
Lacht Herz und Augen frei und klar
Und weiß kaum mehr was geſtern war:
Doch Adamo theilt den Jubel nicht,
Ihn drückt das Gehörte mit ſchwerem Gewicht,
Er ſtützt in die flache Hand das Haubt,
Und, wär' ihm noch die Tochter geraubt,
Er konnte nicht düſtrer und trüber ſein:
— Auch denkt er wol nicht des Kindes allein:
Vorüber rollt an ſeinem Blick
Des Landes und der Menſchen Geſchick,
Wo ſolche Willkür am hellen Tag
Sich ohne Strafe verüben mag.

Er will nicht daß ſein finſtres Geſicht
Die Freude der Jugend unterbricht,

Und kann den Schatten doch nicht entfliehn
Die ungerufen ſein Hirn durchziehn:
Drum meint er daß es beſſer ſei
Er laſſe die Beiden allein und frei,
Nur will er zuvor noch ihren Verein
Durch feſtes Verſprechen behüten und weihn.
Und eine Armbruſt holt er da,
Wie Volker nimmer die ſchönere ſah:
Gefüger Stahl als Bogen blitzt,
Der ſchlanke Schaft iſt reich geſchnitzt
Und ausgelegt mit Elfenbein,
Der Bügel prunkt mit Silberſchein,
Und auch das Rad das die Sehne faßt
An künſtlichem Schmucke zum Ganzen paßt.
Dies Rüſtzeug, weder zu ſchwer noch zu leicht,
Der Alte dem Jäger überreicht,
Und ſagt dabei: „Du ſchlugſt mit Fleiß
Gar unerſchwinglich hohen Preis
Auf jenes glückliche Schießgerät,
Doch, hoff' ich, wird ein Tauſch nicht verſchmäht
Wenn ihn, und wär's auch unter dem Wert,
Der Vater Cordula's begehrt.

„Und fragſt Du erſt mit gutem Fug
Ob hier die Zier nicht arger Trug,
Und ob der Putz das Beſte nicht
Was meine ſchmucke Waffe verſpricht,
So bürg' ich Dir, bis Du's erprobt,
Daß ſie in Allem den Meiſter lobt.
— Nur jage nicht ſo keck wie zuvor,
Daß Gerdula nicht den Gatten verlor
Eh' ſie ihn noch in Frieden beſaß.
Den Freien mißt nur ſein eignes Maß,
Wer aber, ſeinem Leben verwebt,
Zugleich ein fremdes Daſein lebt,
Der mordet wenn die Gefahr ihn reizt,
Und er mit ſeinen Tagen nicht geizt.
Vertritt die Gefahr uns ſelbſt den Weg,
Und führt nur über ſie ein Steg,
So bringt ihr Tod uns weidliche Zier,
Doch buhlen ſoll man nicht mit ihr.
— Ich ſehe daß die Knospe ſprang,
Und mag nicht hemmen den Blütendrang:
Du haſt's dem Kinde angethan,
So mögt Ihr theilen die Lebensbahn

„Und Euch verſtehn in Luſt und Leid,
Und einig bleiben alle Zeit.
Eins aber verlang' ich, und halt' es feſt:
Ihr wartet ein Jahr bis ihr das Neſt,
Das Neſt der Liebe fertig baut.
Noch geſtern ein Kind, und heute Braut,
Das kam für Cordula raſch genug:
Zur Gattin wär's zu haſtiger Flug.
Der neue Stand bringt neue Müh',
Sie iſt zu jung, es wäre zu früh.
Das Herz, von freundlichem Blitze geſtreift,
Iſt oft ſchon über Nacht gereift,
Doch, ſoll der Körper rüſtig ſein,
So muß auch er zur Reife gedeihn.
Du, Volker, biſt zur Stunde ſchon
So gut als wärſt Du mein eigner Sohn,
Ich laſſe die Tochter in Deiner Hut
Als heilig anvertrautes Gut:
Du haſt verſtanden was ich ſprach
Und weißt, ein Braver handelt danach.
Laßt Euch die lange Friſt nicht verdrießen,
Den Himmel will ich nicht verſchließen.

„Ich will nur verwalten mein väterlich Amt,
Dem neben der Liebe die Pflicht entſtammt.
Ihr ſeid verlobt, drum habt Ihr die Macht,
Befreit von jeder ſtörenden Wacht
Einander vertraulich nahe zu ſein,
Und mögt vom Morgen zum Abendſchein
Verkehren wie's Euch paßlich ſcheint,
Bis Euch die Zeit für immer vereint!“

Und innig umarmt er das Kind und den Mann
An dem er nun den Sohn gewann
Um den ihn immer Sehnſucht gequält
Und der ihm je länger je ſchwerer gefehlt.
Und wie er Thränen im Auge ſpürt,
Erhebt er's zum Himmel ernſt gerührt
Und meint, von oben ſegne mild
Des theuren Weibes verklärtes Bild. —

Dann läßt er die Beiden ihrem Glück
Und nimmt mit ſich das Waffenſtück
Das Volker, von Seligkeit umrauſcht,
Nun gern und ohne Zögern vertauſcht.

Er hängt es an die Kammerwand,
Wo all ſein Rüſtzeug hing und ſtand,
Und wo, vererbt von Sohn zu Sohn,
Manch kühnerbeuteter Siegeslohn
Wol neben daſſelbe Gewaffen kam
Das ihn dem erſten Beſitzer nahm.
Und zwiſchen Koller von Büffelhaut
Die Flecken zeigen, von Blut gethaut,
Wehrgürtel, verbrämt mit Marderfell,
Sturmhauben, gehärtet und ſpiegelhell,
Streitärte, Lanzen und Schwerter zumal,
Und zwiſchen Geſchoß in reicher Wahl
Fügt er die Armbruſt mitten hinein,
Ein Kleinod gleich dem beſten zu ſein.

Nachdenklich geht er der Wand entlang
Und raſtet oft auf ſeinem Gang
Um mit den Augen und mit der Hand
Zu prüfen ſeinen Waffenbeſtand.
Ihm iſt als rief's in ihm zum Streit,
Als müßt' er gerüſtet ſtehn und bereit,
Weil ſchon die nächſte Stunde vielleicht

Vor neuer Schreckensbotſchaft erbleicht.
Und wie ein mächtig erregter Geiſt
Nie abgethane Sorgen durchkreiſt
Und über die Gegenwart hinaus
Zu ringen ſucht mit Sturm und Graus,
So fühlt ſich Adamo nicht befreit
Und baut nun in der Einſamkeit
Geſtalt an Geſtalt, und That an That,
Um für die Ferne zu ebnen den Pfad.
Ihm ſind die Schranken nicht eng gezogen,
Er darf hinaus auf des Denkens Wogen,
Schon früh erweiterte das Geſchick
Durch ſeltnen Lehrer ſeinen Blick.
Ein Mönch, der ſchlimmen Feinden entſprang
Die ſeinen gewaltigen Wiſſensdrang
Verdammten als ob er Ketzerei
Und ſündig eitles Gelüſte ſei,
Blieb lang verborgen bei Adamo,
Und lehrte, bis er von hier entfloh
Weil ihn, ſo gut er auch immer verſteckt,
Gehäſſige Späheraugen entdeckt,
Den Pfleger mancherlei verſtehn

Und hundert Dinge anders ſehn
Als ſie der blöde Haufe begreift
Der immer nur die Hülſe ſtreift
Und lieber an neue Wunder glaubt
Als einem alten das Kränzlein raubt.
Bei Adamo fand des Wiſſens Schatz
Bereiten und empfänglichen Platz,
Und war's an ſich ſchon reicher Gewinn,
Hier ſtärkt' es noch den geſunden Sinn,
Trug edle Früchte fort und fort
Und blieb ihm ſtets ein tröſtlicher Hort.

Doch heut' wird ihm der Troſt verſagt,
Denn Was an ſeinem Frieden nagt
Hat mit Vergangnem nur wenig gemein
Und dehnt ſich weit in die Zukunft hinein.
— Wol iſt er frei, doch ward er belehrt
Wie frech die Gewalt mit Freien verkehrt . . . . .
„Gewalt?“ So fragt er ſich ſelbſt und ſtaunt,
Denn eine innere Stimme raunt:
Wie wär' es hier die Gewalt allein?
Sie iſt nicht mehr als der malmende Stein

Der nieder rollend Alles zerſchlägt
Was ihm das Schickſal entgegen trägt;
— Und der hat ſeine ganze Macht
Von Dem was ihn zum Rollen gebracht.
Wie klein iſt neben der Knechte Flut
Die Zahl der Sippen aus Herrenblut;
Ein Sturm der kräftig die Flut durchfegt
Und eine ernſte Brandung erregt,
Der brächte eh' ein Tag entſchwand
Die Herrſchaft in des Volkes Hand:
Denn — iſt das Volk nicht ſelbſt die Gewalt,
Und nur das Volk die Herrengewalt?
Es rollt, wie der Stein, die Höhen hinab
Und trifft und ſchmettert ſich ſelbſt in's Grab;
Es rollt und will geſtoßen ſein,
Ihm fehlt der eigene Wetterſchein,
Ihm fehlt der Sturm der die Wogen miſcht
Daß über die Deiche ſprüht der Giſcht,
Ihm fehlt der Gedanke, der die Gewalt
Erſt glüht zu einer Machtgeſtalt
Und der ſie von innen treiben kann
Bis ſie für ſich den Sieg gewann.

Es iſt der Gedanke, der Ketten zerſchellt,
Gedanken formen und knechten die Welt;
Gewalt iſt Mittel, Gedanken ſind Kraft,
Sie löſen erſt des Stoffes Haft,
Zertrümmern, und ſchaffen neuen Bau,
Und werden, ſo lang im tiefen Blau
Noch ein belebter Stern ſich wiegt,
Nur von den eignen Kindern beſiegt.
— Die Blüte welkt, die Knospe ſpringt,
Und neuer Duft die Zeit durchdringt:
Was heute noch mit Kronen geſchmückt
Wird morgen in den Staub gedrückt;
In Aſche verwandelt ſich feſtlicher Glanz,
Der Lorbeer in einen Dornenkranz;
Die alten Götter werden ein Spott
Und ewig bleibt nur der eine Gott,
Der Geiſt deß Blick Gedanken flammt
Und dem die Gewalt und die Kraft entſtammt.
Doch, will er ewig lebendig ſein,
So muß er ſich ſelbſt erzeugen das „Nein“
Und ſtets aus des hellſten Gedankens Schos
Gebären Wolken und Wettergetoſ,

Damit ſie wieder erzeugen ein Licht
Das, blitzend, neue Schranken durchbricht,
Ein Licht das neue Rätſel erſpäht
Und wieder neue Schatten verrät.
Das iſt des Werdens urewig Geſetz,
So ſchließt ſich die Kette, ſo ſtrickt ſich das Netz
Dem Nichts im weiten All entſchlüpft:
So iſt der Pol dem Pole verknüpft,
So zeugt der Satz den Gegenſatz,
Und ſo wird ſtets am ſelben Platz
Den tauſendmal die Einen verflucht,
Von tauſend Andern Weihe geſucht.
Und immer ſind es Gedanken nur,
Vom Geiſte geſandt auf die Wahrheitsſpur,
Die dort und hier und weiter fort
Im Kampf ſich begegnen an jedem Ort . . . . .

So flüſtert's ernſt in Adamo's Bruſt,
Und ſchlagend wird er ſich's bewußt
Daß nur der Gedanke: Herr zu ſein,
Den Herren gibt ſo mächtigen Schein:
Und daß man den Haufen ſo leicht nur lenkt

Weil er ſich ſelbſt als Sklaven denkt.
— Ein Stral, geſprüht in des Volkes Nacht,
Der's zum Bewußtſein der eignen Macht
Und zum Gedanken der Freiheit glühte,
Der machte die Knechtſchaft bald zur Mythe.

Er fühlt's, und wird nur mehr verſtimmt,
Denn ob auch in ihm der Funke glimmt,
Die Maſſe frohnet träg und dumpf
Und iſt für Ungewohntes zu ſtumpf
Als daß ſie, drängt von Außen nichts,
Entgegen flammte der Freude des Lichts.
Und wollt' er auch drängen, er weiß zu gut
Daß im Gedanken die Sehnſucht ruht
Sich weiter zu bilden in friſcher Luft
Statt hin zu modern in kalter Gruft .....
Er ſieht zu weit und kann nicht erblinden,
Drum weiß er keine Ruhe zu finden
Und muß den Tag verkümmert ſehn
An dem in ſeinem Hauſe geſchehn
Was er in frohen Träumen ſo oft
In Wonne zu erleben gehofft. —

Zu and'rer Stunde hätte vielleicht
Solch trübes Denken auch Volker erreicht,
Doch jetzt, — wie könnt' es anders ſein? —
Gehört er der Liebe nur allein.
Die Herzen geben hellen Klang,
Und jeder Pulsſchlag iſt Geſang
Und jeder Blick ein heißes Lied,
Das vor der eignen Glut entflieht
Und Kühlung aus der Antwort trinkt
Die ihm von drüben entgegen blinkt.
Noch heut' weiß manche alte Sage
Von Zaubergeſängen verklung'ner Tage,
Die aus den Tiefen und von den Höh'n
Zuſammen riefen was lieb und ſchön,
Die mit dem Herrlichſten in der Welt
Zu ſchmücken eilten des Zaub'rers Zelt,
Und ſelbſt auf flüchtigem Wüſtenſand
Gezeitigt duftigen Roſenbrand;
Doch nimmer erzwang der Magier Kunſt
So wunderbar erfriſchende Gunſt
Als ſie ein Stral, von der Liebe geſchickt,
Auch um die ärmſten Wände blickt.

Die Liebe, das ewige Morgenrot,
Iſt nimmer um Bilder und Formen in Not:
Noch funkeln die Bäume, das Gras iſt feucht,
Die Traumzeit iſt nur halb verſcheucht,
Die Nacht nur verklärt und angeglänzt,
Die Wolken nur mit Flammen bekränzt,
Und nur das Schauern der Fluren mahnt
Daß rings die Welt die Sonne ahnt.
In ſolcher ſüßen Dämmerſtunde
Steigt aus des Herzens tiefſtem Grunde
An bunter Kette, Perlen gleich,
Empor ein ganzes Wunderreich,
Und zwiſchen Schatten und roſigem Lichte
Webt ſich das Leben zum Gedichte.
Stets kommt die Sonne, und kommt doch nie, —
Der Tag verſengte der Fantaſie
Die Schwungkraft und die Augen halb
Und machte die Träume geſpenſtig falb, —
Drum fühlt ihn das Herz noch immer im Kommen
Iſt er im Haubt auch längſt erglommen.
Das Herz bleibt ſelbſt im Alter jung
Durch ſeine ewige Dämmerung.

Und ſchwindet ihm je das Morgenrot,
So kommt mit dem Tage des Herzens Tod.
Dann gibt es keine Liebe mehr,
Die Welt wird fertig und ahnungsleer,
Und wo geſtorben Ahnung und Traum
Da iſt auch für die Liebe nicht Raum.

— Hier war des jungen Paares Bruſt
Erfüllt mit reichſter Traumesluſt,
Und Blumen wie ſie aus Küſſen erblühn
Sah man auf Gertrula's Wangen glühn:
So ſtumm auch verlief das holde Spiel,
Sie ſagten einander unendlich viel
Und meinten wol, es nähme das Wort
Die Zeit nur beſſrem Verkehre fort.
Zuſammen klangen die Herzen hell
Und faßten und verſtanden ſich ſchnell:
Sie fühlten ſich für einander geboren,
Und bald war Eins im Andern verloren,
So daß zugleich in Beiden oft
Derſelbe Gedanke Daſſelbe hofft,
Und ſie einander auf halber Bahn

Stets wieder eng vereinigt ſahn.
— Der Mann der, ſeiner Kraft ſich bewußt,
Auch Mildes pflegt in ſtarker Bruſt,
Und der den Stahl, ſo lieb ihm das Schwert,
Für Saitenklang nicht minder begehrt,
Und ſelbſt dem Ernſte der ihn ſchmückt
Noch Blumen gern auf die Stirne drückt;
Das Weib das Werke der Anmut ſtrebt,
Zu edler Würde den Reiz erhebt,
Und hold im eignen Kreiſe ſchafft,
Doch freudig ſieht wie des Mannes Kraft
Mit Thaten bezeichnet ihre Spur,
Und das mit dem Mute reiner Natur
Zur That ſich ſelbſt auch fähig zeigt
Wenn ihm die Gefahr an's Herze ſteigt: —
Der echte Mann und das echte Weib,
Geſund am Sinne, geſund am Leib,
Die ſchmelzen in einander ſo feſt
Daß nimmer Eins vom Andern läßt.

Und ſo war auch der Beiden Verein,
Geprüft in Nöten, erblüht aus Pein,

Zum Nimmerlaſſen in Jubel und Weh
Im Fluge begründet für je und je. — —

Wer nun, ob Wort und Bild auch zu kalt,
Nicht weiß was Gerdula Volkern galt,
Dem hat ſich nimmer als liebende Braut
Ein edles Weib noch anvertraut:
Und Wer's nicht ahnt, wie ſchlaff er auch ſei,
Der trägt das Herz als Wüſtenei
Elend unter im Sonnenlicht:
— Und Solchen naht mein Lied wol nicht!

So fand der Lenz von dem ich ſang,
Als er die Firnen überſprang
Und ſein Geſchmeide unverweilt
Im Thal wie auf den Höhen vertheilt,
Geſchloſſen ſchon den Liebesbund;
Und wollt' er küſſen Gerdula's Mund
So mußt' er nehmen was Volker ließ,
— Ich weiß nicht ob ſich's lohnend erwies,
Doch nennt ein altes gutes Wort

Die Lippen „unerſchöpflichen Hort,“
Und was im Küſſen ein Mund auch gethan,
Das ſieht ihm ja kein Auge an.

Das leidige Jahr zu Rüſte ging
An deſſen Ende der bräutliche Ring,
Wie Adame's Beſchluß es wollte
Die höchſte Freude beſiegeln ſollte.
Seit lange hatte Volker der Jagd
Und ihrer wilden Luſt entſagt:
Er wohnte friedlich in Adame's Fach
Und gab dem Vater für Tiſch und Dach
Der Arbeit klingend gutes Geld;
Auch ward ihm vieles Lob gezollt:
Die Hand die ſonſt Geſchoſſe geſchnellt,
Die führte nun den Pflug durch's Feld
Und zeigte ſich rüſtig hier wie dort.
Den Alten reute nimmer das Wort
Das ihm den Jäger zum Sohne gab,
Er war ein zuverläſſiger Stab,
Voll Kraft und Mark, nicht ſchwank und hohl,
Auf den ſich eines Hauſes Wohl

Und reiche Habe überdies
Sorglos in Ruhe ſtützen ließ.
Der Ernſt mit dem er den neuen Beruf
Und alle Mühen die er ſchuf,
Thatkräftig und friſchen Mutes ergriff,
Die Umſicht mit der er jedes Riff
Auf fremden Fluten, in fremdem Geleiſ',
Mit ſichrem Blicke zu meiden weiß,
Das Alles machte Adame,
Der ihn belauſchte, täglich froh.
Er weiß daß Wer auf Felſen gethront,
Nicht ohne Kampf im Thale wohnt,
Und daß des Stalles plumper Stier
Dem Blick nicht gilt des Waldes Gethier:
Er weiß daß Was man immer gethan,
Sich ungern tauſcht mit neuer Bahn,
— Der Landmann liebt nicht Städtemauern,
Der Jäger wird nur ſchwer zum Bauern, —
So daß, zu beſiegen gewohnten Drang,
Wol hier nur tiefſter Liebe gelang:
Drum fühlt er die Tochter und all ſein Gut
In Volkers Händen in beſter Hut

Und ſehnt nun ſelbſt den Tag herbei
An dem er, von allem Kummer frei,
Der Trennung, die oft tückiſch naht,
Verſperrt ſieht ihren Unglücksſpfad.

Der Vater, wie nun die Alten ſind,
Wird ungeduldiger als das Kind;
Das Alter fürchtet, die Jugend hofft
Und liebt die bebende Hoffnung oft
Weit mehr noch als die vollendete That.
Fragt eine Braut ihr Herz um Rat
So wird ihr bang und wird ihr ſchwer,
Jetzt ſchwimmt ſie in einem Wonnemeer,
Doch dann ....? Drum wünſcht ſie das Fremde fern
Und dehnte das „Sichre“ allzu gern.
Die Hoffnung läßt uns zwanglos träumen,
Die That muß Alles ſcharf umſäumen,
Sie bannt das Leben in feſten Kreis
Und ſetzt auf Träume nur ärmlichen Preis, —
Und Träume ſind ſo ſüß und traut,
So wunderſüß für eine Braut.
Doch Furcht und Wünſche frommen nicht,

Unhemmbar mißt der Sonne Licht
Der Erde die Stunden und Jahre ab,
Und leuchtet Jenem „zu früh“ in's Grab,
Indeß ſie Dem der zum Warten verdammt,
„Zu ſpät“ hoch über die Berge flammt.

Die nächſte Woche verhieß den Tag
Der Allen ſo lang im Sinne lag,
Und Volker hat ſchon Boten entſandt
An Jeden der ihm blutsverwandt,
Doch will er Die zunächſt ihm ſtehn
Noch ſelbſt zum Feſte laden gehn
Und meint, daß ſich's am beſten thut
Wenn Sonntags alle Arbeit ruht.
Um aber bei Tag nicht fern zu ſein,
Beſchließ er zu wandern im Abendſchein,
Dann trifft ihn bei ſeinem lebendigen Glück
Der nächſte Mittag ſchon zurück.
Zwar ſcheint es wenig gut der Braut
Daß er der Nacht ſein Leben vertraut
Wo jeder Steg an Schlünde ſtreift
Und über ſteile Klippen ſchweift,

Doch weiß ſie wie ſicher ſein Fuß und feſt,
Und wenn er ſie doch einmal verläßt,
So gibt auch ſie ihm lieber die Nacht,
Die ohnehin getrennt verbracht,
Als einen Feſttag, einen Tag
Den er mit ihr zu verplaudern pflag.
Und ſeines Planes freundlicher Grund
Beſchwichtigt leichter den Warnemund
Weil er daſſelbe Bild enthüllt
Das Cordula mit Freuden erfüllt:
Ein Tag in ſüßem Nichts verlebt
Das nur die Liebe zur Wonne hebt —
Mehr fordert der Liebe Fantaſie
Bei ſolcher Blumenfriſche nie.

Sie proben vor dem Scheiden geſchwind
Wie ſelig ſolch ein Stündlein verrinnt,
Und ruhen ſcherzend im Gartenhag
Der hinter Adamo's Hauſe lag.
Mit weichen Lippen küßt die Luft
Und flüſtert holdbetaübenden Duft
Den ſie, wol ohne Müh' und Wahl,

Aus tauſend Blütenkelchen ſtahl:
Akazien fächern zitternde Schatten
Hernieder auf die ſammtigen Matten:
Das Geisblatt hängt nach altem Brauch
Gewinde an den Schlehdornſtrauch
Und ſpannt ein Seil von Aſt zu Aſt,
Ein Seil aus Blumen und zähem Baſt:
Der Windig und graue Motten zu hauf,
Die kommen im Zwielicht und tanzen darauf.
Hagröslein nickt: es hat geweint,
Ein Fünkchen ihm von den Wimpern ſcheint.
Vielleicht hat ein gefiederter Dieb
Der Kleinen geraubt ihr trautes Lieb,
Den buntgeſchwingten Schmetterling
Der lang an ihrem Kelche hing:
Hagröslein nickt, es ſehnt ſich nach Ruh',
Schon fallen ihm halb die Augen zu —
Und morgen iſt verſchlafen der Gram
Wenn nur ein anderes Liebchen kam.
Es iſt auch wahrlich Schlafenszeit
Für alle Blumen in Luſt und in Leid
Die nicht im Thau erſt wach ſich baden

Und ſich nur putzen für Serenaden
Die ſie, umringt von verſchwiegenen Schläfern,
Empfangen von Sſtuxen und ſurrenden Käfern.
Schon färbt der Abend glühend dumpf
Der nächſten Berge breiten Rumpf,
Die Spitzen geraten gemach in Brand,
Und aus den Schluchten, über das Land,
Entſchlüpfen die Nebel ihren Gehaüſen
Gleich rieſenhaften Fledermaüſen
Die flatternd der Berge Haübter umſchwirren
Und ſich in ihre Haare verwirren.
Da hängen ſie dann und klammern ſich ein
Daß bald nur noch ein matter Schein
Dem Auge das nach oben ſpäht
Der Gletſcher Flammenblüte verrät.
Zu ſchweigen beginnt der Vögel Schall,
Am Neſte laütet die Nachtigall,
Die Abendglocke von Wald und Flur,
Das Ave Maria der Frühlingsnatur;
Und Alle die geſegelt im Blau
Gehorchen dem Ruf und entfliehn dem Thau,
Nur ein verſpätetes Schwalbenpaar

Bleibt übrig von der muntern Schaar,
Fliegt unstet hin und her noch lang
Und stößt hervor betrübten Gesang,
Als könnt' es einen Schmerz nicht verwinden
Und weder Rast noch Ruhe finden; —
Doch hat sich's abgemattet zuletzt
Auf einen vertrockneten Ast gesetzt,
Von dem es auf Volker und Gertrud
Mit leisem Gezwitscher nieder sah.
Die haben die Vögel nicht gehört,
Hat sie der Abend doch nicht gestört
Und sehn sie nicht der Hehen Rauchen
Und tief am Himmel der Sonne Verflauchen.
Nur als ein Scherz aus des Liebsten Mund
Auf Gertruds sanftes Wangenrund
Ein jäh erblühtes Erröten treibt,
Und sie die Antwort schuldig bleibt,
Da haucht sie umher mit Aug' und Ohr
Als suchte sie nach Außen ein Thor,
Dem Kreis zu entrinnen in den sie geriet,
Und als sie die beiden Schwalben sieht,
Die eben wieder ihr eiliger Flug

Leichtſchwebend in die Lüfte trug.
Vergleicht ſie das ſchwarz und weiße Paar
Den Nonnen in langem ſchwarzen Talar,
Mit Weihel auch und Skapulier,
Nur, meint ſie, fehle die Geißel dem Thier.

„So thöricht blieb der Menſch allein,“
Fällt Vetter, ſie umfaſſend, ein.
„Was ihm der Herr an Freuden verlieh,
Verdirbt das Thier ſich ſelber nie.
Die Schwalben danken für's Nonnentum
Und ziehn ihm vor den Liebesruhm.
Sieh' nur die flinken Geſellen hier
In ihrer nonnenhaften Zier,
— Mich dünkt indeß, und ich irre nicht,
Ein Mönchlein iſt der eine Wicht —
Sie kreiſen zwitſchernd um Hof und Haus
Und ſuchen ſich ein Plätzchen aus.
Ihr Neſt, zerſtört durch rohen Streich,
Auf's Neue anzubauen ſogleich.
Sie ſahn es wohl was Du mir biſt.
Und ahnen daß in kurzer Friſt

„Ein and'res Neſt, wie das ihre warm,
Ein Neſt für uns.....“
Sie entzieht ſich dem Arm
Der ſie, als hielt' er ſie ſchon im Neſt
An Volkers Bruſt ſo mächtig preßt
Daß heiß und bang ihr Athem weht;
Sie flieht und ruft: „es wird ſo ſpät,
Der Tag beeilte heute den Lauf,
Es zieht gewiß ein Wetter herauf,
Und willſt Du fort, ſo komm' ihm zuvor
Eh' aller Schimmer ſich verlor
Und Du in pfadlos dunkler Nacht,
Von grauſem Donner rings umkracht,
Trotz aller Kühnheit rettungslos
Verſunken mußt in der Schlünde Schos!“
„Dem wehrte der Blitze leuchtender Stral!
Auch darfſt Du ſparen vergebliche Qual,
Die Sonne ging vergnügt zu Bett,
Die graue Nachtmütz', weich und nett,
Zog ſich die Albula *) über's Ohr,
Und nirgends hängt ein Sturmband vor,

*) Albula — die höchſte Bergſpitze der Gegend.

„Und nimmer erſchreckt Gewitterlaut
Heut' meine ſüße, zage Braut!"
Er ſagt's, und will ihr wieder nahn
Um ſie an's Neue zu umfahn,
Doch weicht ſie ihm faſt ängſtlich aus
Und droht zuletzt, zu flüchten in's Haus
Wenn er noch länger in ſie dringt
Und ſich nicht endlich zum Scheiden zwingt.
— Zu ernſtem Schmollen kommt es nicht,
Die Augen bewahren ihr frohes Licht,
Und Bolker manchen Kuß noch raubt
Eh' er den Abſchied vollendet glaubt.

Er geht; ſie blickt ihm träumend nach,
Und eine Thräne vom Auge brach,
Doch eine Thräne freudenſchwer
Die ſtatt des Scheidens die Wiederkehr
Mit allen Wonnen die ſie hegt,
In ihrem funkelnden Schoſe trägt.
Sie ſchmält ſich daß ſie die Stunde verkürzt
Die ſolch ein inniges Flammen gewürzt,
Und wurden auch hier im kühlen Grün

Des Liebſten Scherze bedrängend kühn,
— Jetzt murmelt ſie doch: „Er iſt ja kein Dieb,
Und ich, ich hab' ihn ſo lieb, ſo lieb!"
Der Buſch um den er winkend verſchwand
Hält ihre Blicke ſtarr gebannt,
Sie bleibt an der Gartenhecke ſtehn
Und weiß nicht rechts noch links zu ſehn,
So daß ſie erſt erwacht und — erſchrickt
Als nicht am Hag ſie Reiter erblickt .....

Das war der Vogt von Garcovall,
Gefolgt von einem Knappenſchwall;
Er hatte verſucht ſein Jägerglück
Und kam von der Reiherbeize zurück.
Die Knappen tragen am Sattelbogen
Das Wild das ſeine Falken erflogen,
Die Falken ſelbſt, behaubt den Kopf,
An jedem Beine klingenden Knopf,
Die ducken auf die Fauſte nieder
Und zupfen glatt ihr wirres Gefieder:
Der beſte des Vogtes Handſchuh klaut,
Er zeigt mit heiſer kreiſchendem Laut

Daß er vom Kampfe noch immer nicht matt
Und auch des Blutes noch nicht ſatt.
Sein Herr ſtreicht ſelbſt die Federn zurecht
Die ihm zerzauſt das Jagdgefecht,
Und macht faſt nur ein mildes Geſicht
Wenn er zu ſeinem Vogel ſpricht.
Manch alter, unheilſchwerer Tag
In ſeinem bleichen Antlitz lag,
Die Jugendſchönheit von der es erzählt,
Die haben Geſpenſter zu Tode gequält, —
Gleich einer Roſe, vom Blitze verbrannt,
Iſt ihre Spur auf die Wangen gebannt.
Im's Auge ſchatten düſtre Brauen,
Man ſieht den Blick nicht ohne Grauen
Aus ſolcher nächtigen Tiefe glühn
Und meint, man ſchaue des Waldbachs Sprühn
Im Felſenriß durch wildes Geſtrippe.
Dazu ſchnellt ewiger Hohn die Lippe
In bitterkaltem Lächeln empor:
Verſpotten muß er was er verlor,
Sonſt laſtet der nievergeſſ'ne Verluſt
Erdrückend ſchwer auf des Mannes Bruſt.

Spott für die Welt und das eigne Gefühl,
Und haſtiges Treiben im Menſchengewühl,
Um Alles was im Herzen bebt
Raſch zu erſticken eh's noch gelebt;
Und wenn die Mahnung auch dann nicht ſchweigt
Und immer noch grauſe Bilder zeigt. —
Bedecken den alten Modergeruch
Mit einem friſchvebluteten Tuch,
Betäuben der alten Opfer Stimme
Mit neuer Wolluſt, neuem Grimme: —
So lebt der finſtre Ritter hin
Und hat vom Leben wenig Gewinn.
Und ſchien's ihm je des Frevels genug,
Und drängt ein menſchlich reiner Zug
Ihn von der gewohnten Höllenbahn,
So treibt ein alter Kriegskumpan
Den er aus Welſchland mitgebracht
Und hier zum Untervogt gemacht,
Ihn immer wieder in's alte Geleiſ'.
Im Thal iſt Niemand der da weiß
Woher des Knechtes Gewalt entſproß,
Doch raunt ſelbſt in der Burg der Troß,

Daß einen Ritter mit ſolchem Mann
Nur ein Verbrechen verbinden kann.
Genug, der Ritter brachte ihn mit
Von ſeinem langen Waffenritt
In vieler Herren Bann und Land,
Und brauchte ihn gleich der rechten Hand
Seit ihn der Biſchof zum Vogte warb; —
Und was der Herr nicht ſelbſt verdarb,
Das trat, war's nicht ein lockender Raub,
Gewiß der rohe Knecht in den Staub.

Zu ſpät erblickt ſie Gerdula,
Der Reitertrupp iſt ſchon zu nah'
Als daß ſie unbemerktes Entfliehn
Noch könnte den Männeraugen entziehn.
Zwar fürchtet ſie nichts, denn ſprach zu Zeiten
Der Ritter im Vorüberreiten
Auf einen Trunk beim Vater ein,
So wußt' er immer noch Gaſt zu ſein
Ging höflich dankend wieder fort
Und ſagte nie ein ſchimpflich Wort:
Sie fürchtet nichts, doch ſteht im Thal

Ein jedes Weib und jede Magd
Die Knaben und den Vogt zumal.
Er liebt vor Allem die Frauenjagd
Und macht, wenn ihm ein Weib gefiel,
Mit seinem Sträuben leichtes Spiel.
Er nahm die Braut sich vom Altar,
Und zwang auch manchen Gatten sogar,
Wollt' er des Vogtes Macht nicht spüren,
Das eigne Weib ihm zuzuführen.
Wer an der Scholle zu haften verdammt
Der seine Eltern und Er entstammt,
Der Frohner, der arme hörige Mann,
Auch durch die Flucht kein Heil gewann.
Er ließ daheim was ihn genährt,
Und nirgends ward ihm Schutz gewährt:
Ein Nachbar fing den Flüchtling ein
Und lieferte ihn der Kelterpein.
— Lang schmachtete Einer auf Gardovall,
Der, zu vermeiden der Gattin Fall,
Auf fremdes Gebiet zu entweichen gewagt.
Warum er gestehn? hat Niemand gefragt:
Er war ein Knecht des Bischofs von Chur,

Mit Hunden verfolgte man ſeine Spur,
Betroffen ſammt der Frau im Wald,
Lag er in ſchweren Ketten bald
Und mußte ſehn des Weibes Schmach
Bis mit den Augen das Herz ihm brach.
Das ſagte ſich laut umher im Land
Und blieb zu wahr und wohlbekannt
Als daß mit freiem Mute die Magd
Den Ritter anzublicken gewagt
Als er das Roß zu ſtehen zwang,
Das bäumend faſt in die Hecke drang.

Auf duftigem Grunde, der ſchon dunkelt,
Umrahmt von Grün, das hell noch funkelt,
So daß der Buſch, der über dem Haubt
Des Mädchens ſich flockig zuſammen laubt,
Ein ſchwebend ſchimmernd Krönlein flicht;
Der weichen Haare goldenes Licht,
Von Wolken aus Rand und Band gebracht,
Mit eines Heiligenſcheines Pracht
Das reine, edle Geſicht umfliegend;
Das Mieder, knapp die Bruſt umſchmiegend;

Das Hemd, das gleich dem Mieder ſich ſtrafft,
In feine glatte Falten gerafft
Und hoch am Hals, wo ein Kettlein glänzt,
Mit ſchmaler, zierlicher Krauſe bekränzt;
Das offne Jäckchen, die Arme zeigend
Und über die Hüften nieder ſteigend
Von denen der Rock, den ein Gürtel hält,
Geſchwungen zu den Knöcheln fällt: —
Die ganze, zarte, friſche Geſtalt,
Die durch den Stoff der ſie umwallt
Und den ſie füllt, und den ſie ründet,
Jungfraülich reine Formen verkündet,
Sie gab als ſie zum Gruße ſich neigt
Und ſittig hold ihr Antlitz zeigt,
Ein Bild das wie ein göttlich Wort
Zum Tempel ſegnet jeden Ort
Und jeden Menſchen heiligen darf
Den nicht die Natur für immer verwarf,
So daß er geächtet die Welt durchſchleicht,
Sein Haar ihm vor der Zeit erbleicht,
Und er, mit totem Herzen allein,
Nur Flüche ſieht im Sonnenſchein.

Der Vogt empfand der Schönheit Macht,
— Die ihm in ſolcher keuſchen Pracht
Wol nimmer noch in's Auge geſehn, —
Wie eines Frühlingshauches Weh'n
Das unter dem Eiſe Flammen entdeckt
Und hundert erfrorene Blüten weckt.
Er bändigt das Roß und kömmt heran,
Und hält zur Seite Gerdula's an.
Gern blieb er heißbetrachtend ſtill.
Doch da er die Holde nicht ängſtigen will,
Und er auf ſein Befragen erfährt
Daß Adamo erſt nach Hauſe kehrt.
Erbittet er freundlich von der Magd,
Daß ſie, zur Letze nach der Jagd,
Eh' er ſein Roß von hinnen lenke
Ihm einen Becher Weines ſchenke.

Mit ſchüchterner Glut in ihren Zügen
Eilt ſie dem Wunſche zu genügen,
Und ſieht des Ritters Augen nicht glänzen
Als ihre Lippen den Trunk kredenzen:
Doch will ſie vergehn in banger Scham

Als mit dem Becher die Hand er nahm,
Und wird erſt wieder dem Schauer entrückt
Als er die Finger zuckend drückt.
Das war ein Druck der bewußtlos kam,
Ein krampfiges Zucken aus Schmerz und Gram!
Sie fühlt es mit des Weibes Sinnen,
Und ſpürt den Schreck und die Scheu verrinnen;
Dem Vogte wüßte ſie nichts zu ſagen,
Den Leidenden aber darf ſie beklagen.
Das Mitleid ihr zum Herzen quoll,
Sie blickt nach oben ſeelenvoll,
Und ſagt dabei: „Herr, Ihr ſeid krank!“ —
Er rafft ſich mühſam auf zum Dank,
Da über der weichen Stimme Klang
Ihm ſchier das Eis im Herzen ſprang,
Und all die alte begrabene Glut
In Brand zu ſetzen droht ſein Blut:
Er dankt mit hohler, dumpfer Stimme
In der das Weh ſich miſcht dem Grimme,
Vergißt den Lieblingsfalken ſogar,
Den Einer aus der Bubenſchaar
Des Bechers wegen nahm auf die Fauſt,

Und — iſt im Fluge davon geſauſt.
Ihm folgen die Knappen in raſchem Trab,
Nur Einer ſteigt vom Klepper herab
Und fordert mit kurzbefehlendem Wort
Auch einen Becher, „voll bis zum Bord.“
Das iſt des Vogtes verruf'ner Knecht,
Der zu gebieten ſich erfrecht
Wo ſelbſt der Herr nur bittend genaht.
Dem frechen Worte folgt die That:
Kaum hat er empfangen was er begehrt
Und gier'gen Zuges den Becher geleert,
So wagt er's auch die Magd zu umſchlingen
Und will ſie, ihn zu küſſen zwingen.
Er bietet der Macht der Schönheit Trutz,
Die Sonnenwärme verſinkt im Schmutz
Und brütet dort in Moder und Graus
Nur ſcheußlich ekles Gewürme aus.
Zuerſt erliegt ihm Gerdula,
Die keines Angriffs ſich verſah,
Sie fühlt des Schurken widrige Hand
Los zerren ihres Mieders Band:
Doch ſpürt er bald des Mädchens Gewalt,

Behend entſchlüpft ihm die ſchlanke Geſtalt,
Und wie er ſie zu fangen ſucht
Trifft ihn der Weinkrug, daß er flucht
Und taumelnd innehalten muß.
„Bezahle Dir der Teufel den Kuß,
Du Dirne!“ kreiſcht er der Flüchtigen nach
Die längſt ſchon durch die Hecke brach,
Angſtbebend in das Gehöfte lief
Und ihres Vaters Knechte rief.
Der Feigheit auch zu frohnen pflegt,
Wer niedern Sinn im Herzen hegt:
Er mag nicht warten bis Cordula's Ruf
Ihm männlich ſtarke Gegner ſchuf,
Drum ſchwingt er ſich raſch in den Sattel hinauf
Und treibt das Thier zu haſtigem Lauf.
Und wie er zähneknirſchend flieht,
Ein Rachegedanke ſein Hirn durchzieht,
Er murmelt: „Dirne, das ſollſt Du büßen,
Den Schlag, den ſollſt Du mir verſüßen!“
Dann ſpornt er wild des Kleppers Weichen,
Den Vogt in Bälde zu erreichen.
Das glückt ihm leicht. Der finſtre Mann

Der nur der Stimme Bereich entrann,
Der Stimme die ihn ſeltſam gerührt
Und die er noch im Herzen ſpürt,
War kaum des Weges dahin ein Stück
So hielt er die Zügel wieder zurück
Und hat, in tiefes Brüten verſenkt,
Das Roß zu kurzem Schritte gelenkt.

Der Knecht an ſeine Seite ſich drängt: —
Verſteht er auch kaum was den Herrn beengt
So iſt er doch zu ſcharfgewitzt
Als daß ihn nicht ein Ahnen durchblitzt.
Er kennt den Ritter lang und genau
Und weiß zu wohl, beginnt er's ſchlau,
Daß Jener wenn er ſinnt und träumt
Nachher noch wilder überſchäumt,
Und daß, was er gereizt verneint,
Ihm ſpäter immer genehm erſcheint.
Ein häßlich Lächeln verzerrt ſein Geſicht
Als er, zum Vogte ſich neigend, ſpricht:
„Das war ein allzu kurzer Dank,
Sagt ſolch ein Mund: Herr, Ihr ſeid krank!

„Mich dünkt, die Dirne hat mehr begehrt,
Und war wol auch des Weiteren wert!“
„Schweig'! Laſſe das ſanfte Kind in Ruh'!“
Herrſcht ihm der Ritter grollend zu.
„Das ſanfte Kind! Ein ſchmuckes Kind
Das längſt auf lebende Puppen ſinnt.
Ein Kind deß Hüften ſtattlich geſchweift
Und deſſen Bruſt gar voll gereift ....“
„Das aber im Herzen ein Kind noch blieb
Das nur die Güte zu reden trieb.
Noch nimmer trat ein Bild mir nah'
So engelrein wie Cordula.“
„Ei, hätt' ich geahnt ſo großen Schatz,
Dann wär' ich nicht gewichen vom Platz.
Mir ſchien ſie nur ein friſches Ding,
Das zärtlichen Blickes an Euch hing
Und heute mehr als gewöhnlich dachte
Daß Gott das Weib für Adam machte.
Die Wangen waren glatt und rot,
Der Mund ſich weich zum Kuſſe bot, —
Ich weiß nicht was Euch angekommen,
Daß Ihr die Gabe nicht friſch genommen.

„Ich mein', ich reite wieder zurück
Und prob' an Eurer ſtatt mein Glück!
Die Dirne die Ihr heute verſchmäht,
Die macht Euch Reue, wenn's zu ſpät!"

Es reißt ein niedrig plumpes Wort,
Verſagt ihm auch das Herz den Port
Und läßt's nicht ankern in feſtem Grund,
Doch immer den beſten Glauben wund.
Daß ſolch ein Knecht zu reden wagt
Als ob er ſelbſt die ſchmucke Magd
Für ſich zu hoch und gut nicht finde,
Wenn ihn der Herr von der Pflicht entbinde
Ihm ſelber zu weichen und nachzuſtehn,
Das läßt den Vogt nun wieder ſehn:
Daß Cordula eines Bauern Sproß
Und wenig beſſer als der Troß,
Aus dem er wenn die Luſt ihm kam
So oft ſich ſeine Buhlen nahm.
Der Heiligenſchein, mit ihm die Scheu,
Entflattert gleich verachteter Spreu;
Er bebt nicht mehr zurück vor der That,

Und ſinnt ſchon über das Wie? auf Rat, —
Er leugnet nicht mehr was er lieber glaubt,
Und ſtatt des Herzens iſt's das Haubt
Aus dem zwar immer noch Zweifel dringen,
Doch nur zu fragen: kann es gelingen?

Und weiter ſchürt und höhnt der Knecht:
„Ich weiß am Ende Was Euch ſchwächt.
In Kreuz und Lenden ſitzt die Jugend,
Und wenn ſie weicht, dann kommt die — Tugend.
Die braucht ja weder Saft noch Mark
Und wird nur durch die Schwäche ſtark.
Man ſieht's, Ihr werdet matt und alt:
Iſt Euer Blut zu trüb und zu kalt
An ſolcher Fackel aufzulodern,
So müßt Ihr bald in der Erde modern,
Und wollt Ihr noch dem Teufel entgehn,
Dann iſt es Zeit zum Rechten zu ſehn,
Zu tauſchen Eurer Waffen Glanz
Mit Mönchshabit und Roſenkranz.
So werden die „Engel“ für Euch paſſen,
Uns aber mögt Ihr die Weiber laſſen.“

Ein Blick zur Seite zeigt ihm ſogleich
Daß hart an's Ziel gefaßt der Streich.
Und da die Glut einmal erwacht,
Wird ſie auch leicht zur Flamme gefacht.
Er thut als ob er bekümmert ſei,
Und ſagt mit tückiſcher Heuchelei:
„Die Magd hat Recht! Ihr ſeid nicht geſund
Und geht an Eurem Brüten zu Grund'.
Da Euch die Dirne ſo ſehr gefiel,
So nehmt ſie zum Ernſt und nicht zum Spiel:
Ihr Stimmlein hat gar hübſchen Klang
Und gilt im Notfall für Geſang:
Drum macht es wie der König Saul, —
Kam ihm die Galle, ſo war er nicht faul
Und ließ den David klimpern und ſingen
Von Lieb' und Wein und andern Dingen
Bis ſeine Muskeln wieder ſtraff —
— So wenigſtens erzählte der Pfaff.
Verſucht an Euch ob das Mittel verfängt,
Eh' Euch der Teufel in's Kloſter drängt
Von dem Ihr geſtern noch geſprochen
Daß ich den Weihrauch ſchier gerochen

„Der Euern Sarg umraüchern ſoll.
Solch friſches Ding und Euer Groll,
Die werden und müſſen ſich ſchlecht vertragen,
Sie werden einander tüchtig plagen
Und führen einen luſtigen Krieg
In dem Euch ſelber bleibt der Sieg!“

„Du ſprichſt von der Tochter Adamo's,
Du Narr, als läg's am Willen blos
Sie heut' noch ohne Geraüſch und Schall
Im Arme zu haben auf Gardovall.
Ich hab' an des Freien Kind kein Recht,
Der Biſchof dankt' es mir wahrlich ſchlecht,
Wollt' ich den angeſehnſten Mann
Hier weit umher im churiſchen Bann
In Cordula kränken leichten Sinns;
Ich zahlte zuletzt noch derben Zins
Wollt' ich die Tochter von ihm borgen.
— Er ſetzt mich oft genug in Sorgen
Der kluge Bauer Adamo,
Ich weiß ihn gern zufrieden und froh . . . . .“

„Ich wüßte den Alten am liebſten tot,
Dann wär' mit den Andern keine Not.

„Der Biſchof iſt nicht Herr im Land
So lang er Den nicht überwand, —
Das gibt Euch mehr noch als ein Recht,
Zu faſſen den allzu klugen Knecht.
Ich ſagt's Euch oft, Er ward auch zu reich. —
Nun kann ihn vernichten ein Doppelſtreich.
Euch offen zu trotzen wagt er nicht
Weil's ihm zum Kampf an Macht gebricht,
Und da ſein Weigern nichts gewinnt,
Gibt er Euch ſicher heraus das Kind;
Es kommt ihm hart, er entſchließt ſich ſchwer,
Doch trotzen kann er nimmermehr.
Dafür iſt Euer Ruf zu gut,
Und oben der Thurm zu ſichre Hut!
Habt Ihr das Mädchen in der Hand,
So haltet Ihr auch den Alten gebannt
Und könnt ihm nehmen was Euch gefällt:
Er ließe nicht um die halbe Welt
Sein Kind als Geiſel tragen und dulden,
Zwackt Ihr ihn ſelbſt um nichtige Schulden.
Der Arm der Cordula's Hüften umſchlingt,
Auch Adamo zu knieen zwingt!

„Ihr habt kein Recht! Was liegt daran?
Ihr habt es rechtlos immer gethan.
Ein Recht war's nie, doch immer Brauch;
Und soll ein alter baürischer Bauch
Die Welt aus ihren Angeln drehn
Und hindern was seit je geschehn?
Ich sag' es Euch, der stolze Tropf
Verliert im Schrecken Herz und Kopf,
Sagt Ihr ihm jetzt noch rund und nett:
— Dein Kind schläft heut' in meinem Bett!"

Des Ritters Augen funkeln wild,
Jetzt sieht er anders das reizende Bild,
Jetzt, wo die süße Stimme verklang,
Wird zügellos sein wüster Hang.
„Ei wohl, ich will die Dirne haben!"
So ruft er. „Die Kleine soll mich laben,
Und büßen soll's der Alte dann,
Daß er mich längst zum Feinde gewann.
Ich will's, und sicher wird's geschehn."
„Dann laßt die günstige Zeit nicht vergehn,"
Nimmt grinsend wieder der Knecht das Wort.

„Mir ſchien's des halben Scherzes Mord,
Nähmt Ihr ein Weib ſtatt einer Magd.
Die Hochzeit iſt ſchon angeſagt,
Der Volker, nun Ihr kennt ihn ja,
Erhält zum Weibe Cordula.
Iſt ihm die Braut erſt weggeſtohlen,
So wird er von Euch ſie nimmer holen:
Doch wollte man ihm die Gattin entreißen,
So müßt' in's Gras noch Mancher beißen.
Heut' iſt er fort, ich ſah ihn eilen,
So wird er drunten die Nacht nicht weilen,
Und Ihr erhaltet in Frieden die Braut
Wenn Ihr auf meine Worte baut,
Vor Adamo nicht weiter bangt,
Und augenblicks die Magd verlangt."

„— Es ſei! So reite hinunter!" — „Ich?"
Seitab der feige Schurke wich;
Er fühlte Cordula's Schlag auf's neue,
Und ſpürte plötzlich bittre Reue
Daß er die Flamme hervor gezwängt,
Die ihm nun ſelbſt die Krallen verſengt.

„Bedenkt, daß mir ſich leicht verſagt
Was Keiner Euch zu verweigern wagt;
Man glaubt an meine Botſchaft kaum
Und hat für manche Ausflucht Raum ....“
„Ich hab's geſagt. Verſchwende kein Wort
Und mache Dich in Eile fort!
Verſprich erſt Schmuck und Kleiderpracht
Wie ſie das Kind ſich nimmer gedacht, —
Denn fürſtlich will ich die Dirne halten,
Und gleich der Herrin ſoll ſie ſchalten
Wenn Deine Augen nicht gelogen,
Und ſie mir wirklich hold und gewogen.
Und auch dem Alten verheiße Lohn,
Doch magſt Du ihm nicht minder droh'n,
Wenn er ſich ſpröd' und abgeneigt,
Wol gar auch widerſpenſtig bezeigt.
— Gleichviel wie Du das Ziel erreichſt,
Nur daß Du nicht vom Platze weichſt
Eh' Gertrud mein eigen iſt.
Verſprechen, Drohen, Gewalt und Liſt —
Du kennſt genugſam meinen Zweck,
Nun bringe die Sache raſch vom Fleck.

„Bei Gottes Fluch: Die Magd wird mein,
Sonſt bleibt von Adamo's Haus kein Stein
Und keine Diele unzerſtört.....
Nun fliege! Du haſt den Befehl gehört!“

Der Knappe hat ſich trotzig gefaßt,
Und ſagt: „Ihr ſchickt mich dahin in Haſt,
Vielleicht zu üben ernſte Gewalt,
Doch iſt für ſolche That kein Halt,
Reit' ich allein in's Dorf hinab.
Ich fände dort ein ſichres Grab,
Der Alte aber entrinnt nach Chur
Sobald er unſern Plan erfuhr,
Verklagt Euch eh' Ihr zu Worte kommt,
So daß die Vertheidigung wenig frommt,
Und macht Euch hundertfache Pein
Und raubt Euch Cordula obendrein.“
„So nimm die Knechte insgeſammt,
Du Zauberer, der von Schnecken ſtammt!
Erſt ſchien es Dir ein Kinderſpiel,
Jetzt gibt's Gefahren wundersviel.
Du ſchaffſt die Magd mir in das Haus,

„Sonſt ſuch' ich Dir ein Plätzchen aus,
An dem Du Dir ſelber erzählen kannſt
Was Ehre Du im Kuppeln gewannſt!“
„Nun, nun, mir braucht Ihr nicht zu droh'n,
Ich hole mir ſchon beſſeren Lohn:
Gut Ding will eben guten Bedacht,
Mit Nichts ward nimmer viel gemacht.
Jetzt bring' ich ſie Euch, ich bürge dafür,
Und ſprenge darum nicht Pforte noch Thür'.
Der alte Gauch iſt viel zu klug
Als daß er nicht hielte für Recht und Fug
Was ihm zehn Wappner für Recht erklären:
Er wird uns Gerdula friedlich gewähren.“

Der Vogt noch einmal: „Vorwerts!“ ſchreit,
Dann ſprengt er hinan, und als Geleit
Folgt langſam nur der Falkenier,
Der nun beladen mit allem Gethier.
„Du Narr,“ brummt vor ſich hin der Knecht,
„Die Magd als Herrin käme mir recht.
Und daß der alte Wüſtling glaubt
Daß er noch heute Herzen raubt,

„Das iſt doch wahrlich ſchnurrig und kraus;
Ja, würde nicht des Thurmes Graus
Viel beſſer als meine Schmeichelei,
So wär' nur dann ein Gelingen dabei,
— Wenn etwa die Klugheit Adamo's
Ein Glück ſieht in der Tochter Loos,
Und er den Vogt zu leiten denkt
Weil dieſer dem Mädchen Liebe ſchenkt.
Hoho, mein Bauer, Dein Kind iſt ſchön,
Doch droben bei uns, da weht ein Föhn
Der ſolche flaumenweiche Pracht
In kurzer Friſt verwelken macht!" —
So hat es ſtets die Natur gewollt: —
Wem ſchlammiges Blut die Adern durchrollt,
Der zeigt ſich im Schlamm nur klug und ſchlau,
Und tritt er hinaus in's klare Blau,
Wo ſich im Lichte Edles übt,
So bleibt ſein Blick zu ſtumpf und getrübt,
Als daß er in der fremden Welt
Nicht dumm in die eignen Netze fällt. —
Von ſelbſt das Auge nach Außen ſchaut
Was ihm nach Innen bekannt und vertraut;

Es wohnt in ihm die Sucht, zu vergleichen,
Das Neue muß an Altes reichen,
Von ihm ſich Formen und Farben leih'n,
Dann dringt es erſt gefällig ein.
So ſpiegelt des Auges raſcher Stral
Nach Außen und Innen ohne Wahl,
Und ſeiner Nerven Wundergeflecht
Sieht alle Bilder ſich erſt zurecht
Eh' ſie verſinken und haften bleiben
Um weiter fort ihr Spiegeln zu treiben.
Und was Geſetz den äußeren Sinnen,
Bewährt als Geſetz ſich auch nach Innen:
An Fremdes wird erſt Eignes gedacht,
Eh' man das Fremde zum Eignen macht.
Das iſt der Grund für allen Betrug,
Denn halb nur nährt ihn fremder Lug,
Und glaubhaft wird nur Dem gelogen
Der ſich zuvor ſchon ſelbſt betrogen. —

Sie raſſeln vom Berge, der Gardovall trägt
Und der ſchon halb zurück gelegt,
Lautſchreiend wieder in's Thal hinab.

Die Felſen verdoppeln der Pferde Trab,
Das Echo ſpielt mit der Stimmen Laut,
Und Wer den Zug in der Dämmerung ſchaut,
Und hört das Getöſ' und den wirren Schall
Der durch die Luft ſauſt wie ein Ball,
Der meint, es ziehe geſpenſtig vorbei
Das wilde Heer mit Jagdgeſchrei.
In Madulein faßt Grau'n die Kinder,
Und auch die Alten wol nicht minder:
— Die Einen ahnen bang die Gefahr,
Den Andern ſträubt ſich aus Furcht das Haar,
Aus Furcht, nicht vor der wilden Jagd,
Doch vor dem Vogte der ſie plagt; —
Und frei erſt Jeder Athem holt
Als ferner und ferner der Haufe johlt. —
Und plötzlich iſt das Toben verſtummt,
Kaum daß noch Einer weiter brummt
Was er ſo eben lachend begann.
— Es ſchreitet des Weges dahin ein Mann
Mit breiten Schultern und breiter Bruſt,
So ſicher und feſt und kraftbewußt,
Als ſei die Mannheit ſelbſt gekommen

Und habe Adamo's Körper genommen,
Den Schurken, trotz der Überzahl,
Die Larven zu färben bleich und fahl.
— Das gab die Pauſe vor der Schlacht,
Wo jeder ängſtlich den Feind bewacht,
Zumal die Siegesgewißheit vergißt,
Und ernſt des Gegners Kräfte mißt.

An Adamo hatte ſich Keiner gewagt,
Raſch waren die Knappen vorüber gejagt
Wenn ſie ihn ſonſt am Wege ſahn,
Jetzt ſollen und müſſen ſie ihm nahn,
In ſeine ſcharfen Augen ſehn
Ihn reizen, ja im Kampfe beſtehn.
Die Scheu die man durch Jahre gehegt
Iſt nicht ſo bald aus der Bruſt gefegt,
Und Schurken haben kleineren Mut
Als Wer beſonnen das Rechte thut. —
Als drohte ihnen der Überfall
So ſchweigen und ſtutzen die Knappen all'
Da Adamo, der heimwerts geht,
Sich kalten Bluts nach ihnen dreht.

Des Vogtes Bote, ſonſt ſo verwegen,
Fühlt ſich verzagt und ſchier verlegen:
Das Ende wüßt' er zu erſinnen,
Nur ließ er Andere gern beginnen.
Doch Alle ſchweigen und warten auf ihn,
Er kann der That ſich nicht entziehn,
Murrt einen Fluch, der dumpf verhallt,
Und nähert ſich der hohen Geſtalt.
Und grüßend mit verbiſſ'nem Grimme
Spricht ſeine gleißneriſche Stimme:
„Geſandt von unſrem geſtrengen Herrn,
Tauſcht' ich mit Euch ein Wörtlein gern;
Drum wär's mir recht, wenn's Euch beliebt,
Wenn Ihr ein wenig halten bliebt."
„Euch ſendet der Vogt zu mir? So ſprecht!
Zu hören, iſt jeder Platz mir recht!"
Er muſtert die Knechte und denkt zugleich:
— Hier müſſe droh'n ein großer Streich,
Sonſt wäre nicht heraus zu Roß
Von Gardovall der halbe Troß.
Entſchloſſen bleibt er ſtehn am Ort,
Und raüspernd nimmt der Knecht das Wort:

„Ich fürchte, Euch mißfällt ſie ſehr,
Drum wird mir die Botſchaft wahrlich ſchwer,
Doch müſſen wir uns Beide beſcheiden.
Wir müſſen gehorchen, auch wenn wir leiden.“
„Laßt Das! Ich kenne meine Pflicht,
Und: tröſten, ſcheint mir die Eurige nicht;
Sagt rund heraus warum Ihr kommt,
Dann weiß ich am beſten was mir frommt.“
„Hier frommt Gehorſam nur allein,
Wollt Ihr entrinnen ſchlimmerer Pein.
Ihr kennt den Vogt und ſeine Wut,
Er ſchätzt in ſeines Zornes Glut
Ein Menſchenleben keinen Span,
Und Trümmer bezeichnen ſeine Bahn
Wenn man ſich ihm entgegen ſpreizt
Und ſeine Gewalt zu Tage reizt.
Daß Ihr den Mönch ſo lang beſchützt,
Wird leicht zu ſchwerer Klage benützt
Und bringt Euch wol in Ketten nach Chur;
Dann ſchlugt Ihr auch zur Ackerflur
Das wüſte Stück an Eurer Mark —
Die Wildniß galt „uns“ einen Quark,

„Doch habt Ihr genommen des Biſchofs Land
Und gabt dafür nicht Wort noch Pfand;
Das ließe ſich als Raub behandeln
Und könnt' auch Eure Lage verwandeln:
Ihr habt nun Herrenland zu Lehn
Und müßt zu hörigen Leuten ſtehn.
Zieht Ihr auf Euch des Vogtes Haß,
So gibt's auch ſonſt noch Dies und Das ....“

„Man ſollte meinen ich ſei ein Weib,
Ihr aber ſuchtet zum Zeitvertreib
Mich hier ein wenig in Angſt zu ſetzen.
Das iſt vergebnes Müh'n und Hetzen,
Ich weiß zu vertreten was ich that
Und frag' Euch nicht um Euern Rat.
Nochmals, ſagt Was der Vogt verlangt,
Dann ſeht ob mir's zu gehorchen bangt!“

„So hört. — Der Vogt liebt Gerdula;
Und ſeit er ſie heut' im Garten ſah
Kann er nicht leben ohne ſie.
— Solch einen Engel erblickt' ich nie! —
So rief er aus als wie verzückt:
Das Schönſte was die Erde ſchmückt,

„Das Beſte was der Menſch gemacht,
Die reichſte und die ſeltenſte Pracht,
Gewalt und Herrſchaft obenein,
Verheißt er dem Mädchen, ſobald es ſein.
Er will die Tochter Euch ſtattlich ehren,
Befehl iſt ſchon ihr kleinſtes Begehren,
Ihr Feſttag nimmt nicht ab noch zu,
Hin ſoll ſie leben in glücklicher Ruh'
Gleich einer Fürſtin in ihrer Halle,
Und ihr zu Füßen huldigen Alle.
Mich ſchickt er, wie Ihr ſeht, zurück,
Ihm eilig zu holen ſein Liebesglück,
Und mahnte mich, in Haſt zu reiten,
Weil ihm die Stunden wie Jahre vergleiten
So lang ſein Herz nach Gerdula bangt.
— Jetzt wißt Ihr was der Vogt verlangt! —"

Wenn ſich die Natur nicht groß und ganz
Mit ihres Reichtums unendlichem Kranz,
Mit ihrer Geſchmeidigkeit und Kraft
Und ihrem ewigen Lebensſaft
Im Menſchenherzen wiedergeboren,

Wie wäre der Menſch ſo oft verloren,
Wie brächʼ ein Herz wol jede Stunde,
Wie könnt' es tragen ſo manche Wunde
Und doch, zerriſſen wie es iſt,
Noch wollen und hoffen lange Friſt! —
Des Knechtes Wort ſpritzt eiſigen Schaum
In Adamo's wärmſten und liebſten Traum,
Er fühlt das Herz erkalten und ſtarren,
Als wollt' es auf ſein Springen harren
Auf freches Fordern war er gefaßt
Und wäre nicht vor Schrecken erblaßt
Wenn man ihm halb ſein Gut geraubt,
— Das hätt' er noch zu halten geglaubt, —
Doch hier galt's mehr als Leben und Gut,
Hier ſollte ſein lebendiges Blut,
Sein Kind, in ſcheußlicher Schmach verderben,
— Das mußt' ihm wol die Wangen entfarben.
Ihm war's ein Glück daß der Bote ſprach
Als wollt er ſchlau verhüllen die Schmach,
Und daß er all den erlogenen Schein
Noch emſig verkündete hinterdrein:
Das gab ihm Zeit ſich wieder zu ſammeln

Und nicht in erster Bestürzung zu stammeln.
Wo Übergewalt ein Unrecht thut
Kann nur die List noch heben den Mut.
Drum, als das letzte Werk entstieh,
Verneigt sich lächelnd Arame:
„Ich sagt' es ja, Ihr treibt ein Spiel!
An sich ein glückverheißend Ziel
Ist immer der nächste der beste Pfad,
Den wählt' ich ohne Euern Rat.
Ich bin des Vogtes treuer Knecht,
Und ist mein Kind ihm nicht zu schlecht,
So hab' ich's selber wol zu lieb,
Als daß ich würde des Glückes Dieb
Das, da der Herr in Liebe glüht,
Der Tochter an seiner Seite blüht.
Indes, ich muß es Euch gestehn,
Soll Alles freudig zu Ende gehn,
Und nichts den edlen Ritter verletzen,
Wenn nicht sogar in Zorn versetzen,
So liegt nicht's nicht vollbringen im Nu
Man braucht wol manche Stunde dazu
Ich' eines Mannes ernster Wille

„Beſiegt hat eine Weibergrille .....
Nein, laßt mich reden, hört mich an,
Es liegt mir wahrlich viel daran
Daß Gertrud nicht durch Eigenſinn
Zu Fluch verkehre den Liebesgewinn.
Sie hängt an Volker; ich mein' Ihr wißt
Wie mir's mit ihm ergangen iſt.
Daß mir der Gieram nicht behagt,
Das iſt in wenig Worten geſagt,
Er hat nicht einen Heller eigen
Und muß erſt auf die Berge ſteigen
Will er für einen Biſſen ſorgen;
Ja ſelbſt den Bratſpieß muß er borgen
Und ihn an fremdem Feuer drehn,
Um ſeinen Hunger geſtillt zu ſehn.
Der iſt für mich kein Tochtermann,
Doch, ob ich hin und her auch ſann,
Für Gertrud war kein Loos zur Hand
Das ſie genugſam lockend fand,
Das Spiel mit dem Jäger zu beenden
Und ihn auf ewigen Urlaub zu ſenden.
Ihr wißt es ja wie Dirnen ſind,

„Und wie die andern iſt mein Kind. —
Erſt gibt es Thränen und Geſchrei.
Doch iſt der erſte Kampf vorbei,
Und hören ſie von Schmuck und Band,
Von Edelgeſtein und reichem Gewand,
Von Herrlichkeit und Ehren gar,
Die ſüßer ihre Geſpielenſchaar
Erfüllen mit Sehnſucht und mit Neid,
Da werden ſie mit eins bereit
Wohlmeinende Worte der Eltern zu glauben
Und ſich nicht ſelbſt ihr Glück zu rauben.
So wird geſchehn was immer geſchah,
Und morgen bring' ich Gerdula,
Sobald das Frührot ſich ergoß,
In bräutlichem Schmuck hinauf in's Schloß!"

„Das glaub' Euch Wer dazu gelaunt!
Auch wäre der Vogt nicht wenig erſtaunt,
Käm' ich mit ſolchem albernen Tug,
Statt mit der Magd im Sattelzug.
Ihr wollt Euch aus der Schlinge ziehn,
Die Nacht benützen und uns entfliehn:
Ließ' ich's geſchehn, dann wär' ich ein Thor.

„Lügt ſolche Narrheit Anderen vor!
Gebt Ihr nicht friedlich was Ihr ſollt,
So nehm' ich was Ihr nicht geben wollt."
„Die Narrheit geb' ich Euch zurück:
Ich ſpiele nicht mit des Kindes Glück!
Der Vogt will Liebe, Ihr habt's geſagt,
Und die wird durch den Zwang verjagt.
Der Vogt hat manchen guten Grund
Nur Wahrheit zu glauben in meinem Mund,
Er wird nicht zweifeln an Adame's Wort
Das allezeit ein feſter Hort.
Und zweifelt Ihr, ſo kommt und wacht;
Ich habe nicht an Flucht gedacht.
Soll Alles führen an's rechte Ziel,
So gilt es erſt zu ſtimmen das Spiel
Das hell beim Tanze klingen ſoll,
Sonſt ſchrillt dazwiſchen Haß und Groll,
Und Euer Herr iſt nur gejagt
Mit einer wild verzweifelnden Magd!"
„Geſetzt, daß Ihr auf Flucht nicht ſinnt,
Ihr bringt doch nimmer herauf das Kind:
Und bleibt die Tochter Volkern treu,

„So wird auch Euer Versprechen zu Eyren.
Ich zweifle nicht an Eurer Macht,
Doch hier zu siegen in einer Nacht,
Das scheint mir über Eure Kraft.
Viel eher gibt sie sich in Haft,
Sieht sie den Vater in arger Not
Und auch sich selbst von Gewalt bedroht."
„Genug! Hemmt Euern Redefluß!
Entbietet dem Vogte meinen Gruß
Und sagt ihm an, daß Adame,
Der niemals einem Versprechen entfloh,
Euch hier geleistet haben Eid,
Er werde morgen bei guter Zeit
Die Tochter führen vor sein Schloß.
Und wenn das Gebet die Dirne verdroß,
Und sie trotz aller Mahnung dann
Den Widerstand nicht lassen kann,
So schwör' ich Euch bei Christi Wunden,
Ich bringe sie doch, und wär's — gebunden!"

Ein Ton in seiner Stimme klang
Der alles Streiten nieder zwang;

Wel eine Welt von Schmerz und Haß
Fand in dem einen Laute Gelaß.
Es war als ob er ein Urtel geſprochen
Und über ſich ſelbſt den Stab gebrochen,
Es war als ob er das Letzte gethan,
Als ob des Schickſals malmender Zahn
Jetzt, wenn die Sonne beglühe die Flur
Vollziehen müſſe ſeinen Schwur,
Vollziehen — wie er ihn gemeint,
Nicht wie er Rolf, dem Knappen, erſcheint.

Solch feierlicher Augenblick,
In dem das ewige Weltgeſchick
Den Spielern ihre Würfel nimmt
Und über das Kommende ſelbſt beſtimmt,
Macht ohne daß ſie wiſſen warum,
Auch ſelbſt die Frechſten ernſt und ſtumm.
Es glaubte Keiner daß Adame leg,
Und als er ſchweigend von dannen zog,
Da lenkten auch die Knechte zurück
Und ritten ſtill ein gutes Stück.
Erſt als der Führer wieder prahlt

Daß dennoch der Bauer die Zeche bezahlt,
Der Bauer, der ſich wol anders gewehrt
Wenn Er ihn nicht zuvor belehrt,
Ihm ſchlau geſchildert manche Not
Und ſeinen Hochmut mürbe gedroht, —
Erſt da beginnt das Spotten wieder,
Und wüſter Geſellen wüſte Lieder
Erſchallen hinaus in die dämm'rige Zeit
Die ſich ſchon lang dem Schlummer geweiht.
Bald ſtimmen Alle überein,
Daß Adamo's Freude nichts als Schein,
Und daß er die Magd zum Opfer bringt
Weil ihn die Furcht zu gehorchen zwingt.

„Voll Angſt hat ihm die Stimme gebebt,
Doch hofft er daß die Tochter ihn hebt,
Der alte Fuchs! Ich hab' ihn durchſchaut,
Und wenn er hier auf die Tochter baut,
So iſt er wahrlich leicht zu ſchlagen.
Wir werden ſeinen Balg erjagen,
Und Gertula führt er uns ſelber zu —
So wird er kahl; dann hat er Ruh'!"

Das war des Knechtes Schlußgeſang,
Den ſchon zur Hälfte die Burg verſchlang.

Mit zuckendem Schritt und brennender Stirn,
Blitzſtralen ſchmiedend im fiebernden Hirn,
So wandert indeß der edle Mann
Dem man ſo grobe Schmach erſann,
Der Heimat entgegen, wo dieweil
Noch Niemand ahnt den giftigen Pfeil. —
Die kämpfend niedergepreßte Wut
Hetzt kochend und ſchäumend umher das Blut,
Entzündet die Augen fackelhell,
Und hebt und ſenkt die Bruſt ſo ſchnell
Daß keuchend die Luft in die Lungen quillt
Und doch ihr heißes Begehr nicht ſtillt.
„O jener Schuft, den Volker erſchoß,
War gut noch gegen den Vogt im Schloß!
Er that was ſtets bei Räubern galt,
Er brauchte ſeine Übergewalt
Bis über ihn ein Stärkerer kam
Der mit der Beute ſein Leben nahm.
Er war ein Thier das thieriſch gethan,

„Und thierisch beschlossen seine Bahn.
Ihm war Gesetz und Recht ein Schall,
Doch hier der Vogt von Gardevall
Der zu des Rechtes Hüter bestellt,
Verlangt das Scheußlichste von der Welt.
Und fordert's stets, der schändliche Hund,
Gestützt auf seines Rechtes Grund.
Wer Schimpf von seinem Hause nicht wehrt,
Hat sich des Schimpfes würdig erklärt:
Und Wer als gutes Recht erkennt
Was ihn vom eigenen Rechte trennt,
Der jocht sich willig in Sklaverei
Und macht sich selber vogelfrei.
— Herr Vogt, Ihr bietet mir den Strauß,
Ich nehm' ihn an, und fecht' ihn aus!
Und müßt' ich drüber untergehn,
Das Recht soll Eure Rechte bestehn!"

Er ritt es aus und haßet weiter,
Und mancher Plan ist sein Begleiter,
Doch einer der vor allen kühn
Macht immer neu sein Auge glühn.

So kommt er brütend an ſein Haus
Und blickt durch's Fenſter hinein von draus.
Geſchäftig erfüllt bei Lampenlicht
Die Tochter ihre häusliche Pflicht,
Und ordnet und putzt noch dort und da
Wo ſie ein ſtaubig Plätzchen ſah,
Denn morgen will ſie Feſttag haben
Um ſich mit Volker an Scherzen zu laben.
Die Dielen ſammt den Borden ſind blank,
Hell glänzt herüber der Nußbaumſchrank,
Die Schemel und der Ahorntiſch
— Auf dem ein Strauß von Blumen ſteht
Der Düfte durch das Zimmer weht —
Sind gleich den Wänden rein und friſch.
Und mitten in dieſer Wohnlichkeit,
Zur Arbeit leichtgeſchürzt das Kleid,
Zeigt Gerdula ihr Geſicht, ihr mildes,
Als freundlichſte Seele des freundlichen Bildes.
Der Vater ſelber ſieht nicht fort
Und murmelt, gebannt an ſeinen Ort:
„Wer ſolche Fülle von Lieblichkeit
Um ein Gelüſt der Schande weiht,

„Für Den iſt keine Strafe zu groß
Und Gnade faſt ein kurzer Stoß!“
Dann tritt er ein und fragt ſein Kind
Um Volker und das Hofgeſind',
Erfährt genug von des Vogtes Beſuch
Und von des Knechtes Friedensbruch,
Doch auch daß Cordula's Bräutigam
Von ihr bis morgen Urlaub nahm.
Das war ein ungeahnter Schlag;
Er ſchloß die Augen wie er pflag
Wenn er von äußerer Hilfe fern
Nach innen ſuchte den leitenden Stern,
Und als er ſich zu ſehen zwang
Betrachtete er die Tochter lang
Wehmütiges Blickes, und dachte ſtumm:
— Warum auch Dies noch, o warum?
Die Prüfung, die ſo hart und ſchwer,
Verbittert ſich nun immer mehr:
Mit Volker hätte ſie blind gewagt,
Doch wenn ſie jetzt verzweifelnd klagt,
Und mich, damit die Rettung gelingt,
Mein Plan auch dann zu ſchweigen zwingt,

Wie wero' ich ſelbſt die Qual ertragen,
Ihr jedes tröſtliche Wort zu verſagen? —

So küßt er Cordula tiefbewegt,
Und als ſie den Kopf an die Bruſt ihm legt
Und ihn mit beiden Armen umſchlingt,
Ein Tropfen in ſeine Augen dringt
Der heiß auf des Kindes Stirne rinnt.
Sie weiß nicht was der Alte ſinnt,
Doch hat ſie kaum den Thau geſpürt
Als ſie von innerſtem Zuge geführt
Zu ihres Vaters Füßen liegt
Und ſich an ſeine Kniee ſchmiegt.
Er ſegnet ſie und zieht ſie empor,
Und preßt ſie, die er zweimal verlor
Und die auf's neue von Schrecken bedroht
Die grauſer und ſchlimmer ſind als Tod,
Mit mächtiger Liebe an die Bruſt,
Und weint aus Schmerz und weint aus Luſt.
Mit Mühe verdrängt er das weiche Gefühl
Und kehrt zurück in das Bangewühl
Das ihm das Herz zerreißt und zerfleiſcht

Und doch ſein ganzes Beſinnen erheiſcht.
Zur Ruhe ſendet er das Kind
Und ruft ihm nach: „Doch träume geſchwind
Und wache mit den Lerchen auf:
Wir haben vor des Morgens Verlauf
Noch einen wichtigen Gang zu gehn,
Und braütlich gekleidet will ich Dich ſehn,
Als ob der Altar für Dich bereit:
Drum hebe Dich früh und nutze die Zeit!“

Der Jungfrau ſchüchterne Frage näßt
Ihm ſeine Wimpern neu; er läßt
Sich nochmals heiß und innig umſchlingen
Und muß ſich erſt gewaltſam zwingen
Ihr ſchweigend „Gute Nacht!“ zu nicken,
Und thatlos nicht in die Augen zu blicken
Die heute noch ſo rein und licht,
Und morgen ..... Er denkt's zu Ende nicht.
Sie geht in die Kammer, der Riegel klappt,
An's Fenſtergitter der Vater noch tappt
Und prüft ob die Stäbe nagelfeſt
So daß nach dem Garten geſichert ihr Neſt:

Dann koppelt er die Rüden los
Und jagt sie auf vom Lagermoos,
Daß schnobbernd sie das Haus umschweifen
Und knurrend Hof und Garten durchstreifen:
Auch mahnt er die Knechte wohlbedacht
Heut' eifrig zu halten strenge Wacht
Und nicht an Schlaf zu denken so lang
Er nicht zurück von einem Gang,
Den schwere, dringend große Not
Noch eilig in der Nacht gebot.
Er spendet eine Kanne Wein,
Doch heißt er die Männer schweigsam sein
Und sagt nur: „Eh' die Kanne leer,
Bin ich daheim, dann hört Ihr mehr!“ —

In ihrer stillen Kammer allein
Kniet Cordula noch im Mondenschein
Und spricht ihr täglich Nachtgebet,
In dem sie Schutz für Volker erfleht,
Den Himmel bittet, daß seine Liebe
Ihr ungetrübt für immer bliebe,
Und daß sie selber, rein und gut,

Behalte den frischen Jugendmut,
Der stets des Vaters Sorgen zerstreut
Und ihren Volker erwärmt und erfreut.
Sie betet flüsternd wie ein Kind,
Doch möchte sie nicht daß je der Wind
Ihr eins der innigen Worte stiehlt
Durch die sie Volker dem Himmel empfiehlt.
Ein solches Wort, von Andern vernommen,
Das wär' ja um die Weihe gekommen.
Sie flüstert nur — um Laute zu hören,
Damit die Gedanken sie nicht stören
Die heut' zumal der Vater geweckt.
Er war zu bewegt, er hat nicht geneckt,
Er hatte ja sogar geweint —
Was war nun mit dem Putze gemeint?
Sie betet diese Frage nicht fort,
Gar bald betäubt sie ihr flüsternd Wort,
Und bebt auch die Lippe, schon dringt kein Hall
Mehr über den rosig zarten Wall,
Und schweigend beginnt der Traum sein Spiel
Und weiß zu dichten so schön und so viel
Daß alles Laute rasch verloren, —

Denn alles Beredte wird ſtumm geboren,
Und macht mit der ſtummen Zunge Klang
Zu nichte jeden fremden Geſang.
Auch war zu End ihr' ſinnig Gebet,
Und an das Fenſter die Jungfrau geht
Die Laden zu ſchließen, damit das Geſicht
Der bleichen Vollmondsſcheibe nicht
Sie vor ſich ſelbſt erröten ſieht
Wenn ſie aus ihren Kleidern ſieht.
Den Putz, den ſie zurecht gelegt
Und der ihr Herz ſo mächtig bewegt,
Betrachtet ſie nochmals freudig ſcheu,
— Er iſt ihr fremd, er iſt ihr neu,
Und doch ſo lieb daß ihn ein Kuß
(Wem galt er wol?) begrüßen muß, —
Dann ſperrt ſie ab den Mondenſchein
Und legt ſich nieder und ſchlummert ein.
Im Traum vor ihre Augen ſtieg
Was, wie ſie glaubt, der Vater verſchwieg:
Der Morgen iſt für das Feſt beſtimmt
An dem ſie ganz mit Volker verſchwimmt.
Dem war der Plan gewiß vertraut,

Drum ließ er heut' allein die Braut,
Den Freunden eilige Kunde zu tragen:
Ja ſelbſt des Vaters bedenkliche Fragen
Im Traum ihr keine Zweifel ſchufen.
Sie ſieht ſich an des Altares Stufen,
Schon will den Lippen entſchweben das „Ja"
Da ſind ihr plötzlich Männer nah'
Mit wilden Geſichtern und blutbefleckt,
Die hinter den Kirchenpfeilern verſteckt
Gelauert hatten bis Jeder zum Dank
Auf ſeine Kniee betend ſank.
Sie ſchleichen heran, Geſpenſtern gleich,
Sie rauben die Braut die ſtarr und bleich
Sich ſchleppen ſieht an fremden Ort, —
Und ungeſprochen bleibt das Wort
Das ſie dem Liebſten vereinen ſoll.
Sie ſchreit, — doch dumpfes Donnergeroll
Und Rüdengeklaff und Schwertgeklirr,
Dazu der Männer Stimmengewirr,
Und vieler Roſſe ſtampfender Huf
Betäuben ihren ängſtlichen Ruf.
Wol fährt ſie aus dem Schlummer empor,

Doch dringt noch deutlich an ihr Ohr
Ein Waffengeraſſel und ſchleichende Tritte,
Als ob ein Heer das Haus umſchritte.
Sie rafft ſich auf und ſpäht durch den Spalt
Des Ladens nach einer fremden Geſtalt,
Und meint, ſie ſähe Schatten verſchwinden,
Und Männer unter des Gartens Linden;
Doch Alles ſchweigt in nächtiger Weiſe
Und nur die Bäume rauſchen leiſe.
Auch ſieht ſie jetzt die Männer nicht mehr,
Der Platz an den Linden iſt ſtill und leer,
— Der Traum nur hat ſie aufgeſchreckt
Und lügneriſch mit Geſtalten geneckt
Wie ſie der Mond in heller Nacht
So oft aus Laubesſchatten macht.
Sie weiß nicht was ſie glauben ſoll:
Ob ihre Augen Schlafes voll,
Ob ihre Ohren, nachdem ſie erwacht,
Noch immer gehört die getraümte Schlacht;
Und wieder ob der eiſerne Klang,
So wie er nur bei Waffen im Schwang,
Und all das Huſchen, Flüſtern und Schleichen,

Und ſelbſt im Garten das Schattenſtreichen
Nicht mehr als Trug und Täuſchung war?
Ein Rätſel bleibt's und wunderbar,
Doch da ſie gemeine Furcht nicht kennt,
Die Träume immer nur Träume nennt,
Und fühlt daß ſie kein Unheil traf,
Verſinkt ſie wieder in feſten Schlaf.

Man hat ſie Volkern nicht geraubt, —
So iſt das Ärgſte vom Herzen geſtaubt;
Was ſonſt erſonnen der böſe Traum
War gegen Dies nur flockiger Schaum,
Drum ward von ſüßem Schlummer hier
Auch leicht beſänftigt die Neubegier:
Die Nacht kann ja ſo lang nicht währen,
Der Morgen wird das Rätſel erklären.

Der Morgen kam. Ein ſchaumig Meer
Rauſcht wallend um die Berge her:
Das ſind die Nebel, die ſich bemühn
Den Gletſchern noch immer die Augen zu decken,

Doch dringen durch ihren Reigen kühn
Goldfinger, um die Welt zu wecken.
Und von ſich wirft das Gebirg mit Macht
Die purpurumſaümte Wolkenpracht;
Der Teppich flattert arg zerfetzt
Und wird vom Winde nach oben gehetzt,
Dort mag er hoch in kalter Luft
Sich ſehnen nach der heimiſchen Kluft
Die ihn dem Berg an dem ſie ruht
Erſt geſtern geſendet als Tribut.
Die Höhen zünden ihr Fanal
Und wecken unten die Welt im Thal.
Schlaftrunken blinzelt ſie in's Licht
Das ſtralend in den Tropfen ſich bricht,
Dann regt ſie ſich und athmet auf,
Die Blumen öffnen ſchämig den Knauf
Und küſſen einander aus den Haaren
Die Thränen der Nacht, die flimmernd klaren;
Doch eh' noch alle aufgeſchaut
Begrüßt die Lerche ſie ſchon laut,
Steigt trillernd aus den Halmen empor
Und weckt den andern Sängerchor.

O Lerchentriller, Du Freiheitslied
Das nimmer noch den Frühling mied,
Wer Deinen Jubel nie verſtand
Und Deinen Segen nicht empfand,
Der iſt geächtet für alle Zeit
Und lebt dahin in ewigem Leid!
Im Hage ſchlägt die Nachtigall
Umſchanzt von einem Blätterwall,
Drum wird im grünen Gemaüer ihr Sang
Auch nur melodiſcher Trauerklang;
Die Lerche ſchwingt ſich frei in's Blau,
Wo keine Zinne begrenzt die Schau,
Da rieſelt denn aus ihrer Bruſt
Nur jauchzende Freude, nur jubelnde Luſt.
Die Nachtigall wird zur Sklavin gewöhnt,
Doch nur in der Freiheit die Lerche tönt,
Sie iſt für die Menſchheit, für die kranke,
Der Schöpfung lebendiger Freiheitsgedanke!
So lang noch eine Lerche lebt,
Die kühn ſich in den Äther erhebt
Und, lieder flatternd, frei ſich wiegt,
So lang iſt die Freiheit nicht beſiegt,

So lang wird Freude nicht Sünde ſein,
Ob ſich die Kutten auch heiſer ſchrei'n.
So lang ſich eine Lerche noch findet
Die trillernd in den Himmel verſchwindet,
So lange ſingt ja ſelbſt die Luft
Von Freiheitsjubel und Freudenduft! —

Der Morgen kam hinab in's Thal
Und ſandte einen geſchmeidigen Stral
Der freudig durch die Spalten ſchoß
Und leuchtend Gordula's Haubt umfloß.
Das machte ſie wach, die Schläferin,
Sie ließ das Lager mit heitrem Sinn,
Und ſchon war angethan das Kleid,
Das Mieder geneſtelt, der Hut bereit,
Als an der Thüre der Vater rief:
Ob ſie den Lerchenſchlag verſchlief.
Sie öffnet raſch, und freut ſich laut
Daß ſie den vielgeliebten Mann
Der ihrer Wachſamkeit nicht traut,
Schon fertig überraſchen kann.
Doch Beide ſind nicht unbefangen,

Und Beiden glühen Lippen und Wangen,
So daß kein Wörtlein haften will
Und ſie einander nur heiß und ſtill
Umſchlungen halten unendlich lang.
Vereint durchſchreiten ſie den Gang,
Dann brachte den Imbiß Cordula,
Und als ſie Keinen der Knechte ſah,
Begann ſie endlich doch zu fragen;
Allein man wußte nur zu ſagen
Daß ſie der Herr in der Nacht verſchickt.
Und als ſie ſtaunend auf Adamo blickt,
Verſteht ſie daß ihr Forſchen ihm leid,
Und ſchweigt in holder Beſcheidenheit. —

Der Alte mahnt, die Tochter fliegt,
Und raſch auf den Zöpfen der Hut ſich wiegt
Um den ſie Blumen zu winden gedenkt
Wo über die Wieſen der Fußpfad lenkt.
Sie kommt; doch eh' ihr flüchtiger Schritt
Noch über die Schwelle der Heimat glitt,
Umfängt ſie der Vater noch einmal
Und küßt ihr die Stirn in ſtummer Qual.

So brechen ſie auf und verlaſſen das Haus,
Und wandern in den Morgen hinaus:
Sie, bebend friſch wie der junge Tag,
Und Hoffnung pulſend mit jedem Schlag:
Er, gleich der Wolke düſter träumend
Die, jetzt noch weich das Blau umſäumend,
Schon ſchwer im Buſen fühlt das Geſchoß
Mit dem ſie, eh' noch die Stunde verfloß
Betrüben muß die heitre Natur,
Die klare Luft und die blumige Flur.
— Und was iſt all der Blumenſchmerz
Noch gegen ein zertretenes Herz?

Und wie die Luft ein Ahnen durchzieht
Lang eh' der Wolke der Sturm entflieht
Und durch des Gewitters Rollen und Brauſen
Die Hagelgeſchoſſe klirrend ſauſen,
So ſinkt gemach auch Cordula's Mut,
Und ihrer Träume liebliche Brut
Verliert den übermächtigen Glanz,
So daß auch andrer Gedanken Tanz
In ihrem Haubte zu wirbeln beginnt.

Und als ſie bangſam weiter ſinnt,
Meint ſie, daß zu ſo großem Feſte
Und für die Zahl der geladenen Gäſte
Doch wol daheim kein reicher Schmaus ....
Auch ſind die Knechte nicht zu Haus,
Und nichts bereit, ſo viel ſie weiß —
Darüber verliert ſie Steg und Gleis.
Dann ſcheint ihr des Vaters Gang ſo ſchwer,
Und auch ſein Ernſt nicht freundlich mehr ....
Er iſt nicht froh, nicht glücklich bewegt,
Er iſt beſorgt und heftig erregt:
— Er war's ſchon geſtern, das fühlt ſie jetzt.
Und heut' noch, als er ſie zuletzt
Im Flur des Hauſes ſo plötzlich umfaßt,
Da war's als ob, gezerrt von der Haſt,
Ihm wohlverborgen unter der Jacke
Ein ſtahlbeſchlagenes Koller knacke ....
Sonſt iſt er freilich kaum bewehrt,
Er trägt auch heut' nicht Art noch Schwert,
Und nur der Dolch am Gürte blitzt
Den er von ſeinen Vätern beſitzt
Und den er täglich zu tragen pflegt;

Doch da ſie einmal Argwohn hegt,
Gibt ihr auch dies die Ruhe nicht wieder
Und macht nicht frei die ſchauernden Glieder.
Geſpenſtig erſcheint das Treiben der Nacht
An das ſie faſt nicht mehr gedacht,
Und auch der Traum iſt wieder da
In dem ſie den Raub aus der Kirche ſah ....
Nun wird die Angſt und der Zweifel zu groß:
Wozu der Gang? Was iſt ihr Loos?
Das Schweigen muß gebrochen ſein,
Sonſt macht des Grübelns Folterpein
Sie ſtumpf und matt für Glück und Harm.
Sie legt die Hand auf des Vaters Arm, —
Doch eh' die Frage den Lippen entflog,
Der Weg ſich um die Bergwand bog,
Und zeigte die Häuſer von Madulein
Und Volker mit den Freunden ....
Nein!
Acht Bauern ſind's, die Cordula kennt,
Und die ihr Vater Freunde nennt.
Sie kommen ernſt und ſtill heran
Und ſchließen ſich dem Paare an:

Und Jeder einen Genoſſen kürt,
So daß der Zug zu Zwei'n ſich führt
Und ſelcherzeit und ſelcherſtatt
Auch gar ein feierlich Anſehn hat.
Ein Brautzug aber iſt er nicht,
Denn Keiner eine Silbe ſpricht,
Und ſtatt durch's Dorf zur Kirche hinan
Kehrt Adamo den Fuß bergan
Wo Gardovall der entſetzten Magd
Mit ſeinen Zinnen entgegen ragt.

„Um Gott! Wohin?“ So ruft ſie aus.
In ihrem Antlitz niſtet Graus,
Die Blicke fliegen ängſtlich umher
Und ſplittern in einem Thränenmeer.
Der Vater kann dies Bild nicht tragen
Er wendet ſich ab um ihr zu ſagen:
„Der Vogt .... hat Dein begehrt!“
„Und Du ...
Du führſt Dein Kind dem Vogte zu?
— O Gott! Das iſt ein gräßlicher Scherz!
Und doch .... o ſag's, ſonſt bricht mein Herz.

„Es war ein Scherz um mich zu proben.
Du führſt mich nicht zum Vogte droben,
Du kannſt es nicht, Du kannſt es nimmer ....
O, ſieh nicht in das Thaugeſtimmer,
Sieh hier den Thau den ich geweint,
Und ſag': es war nicht ernſt gemeint!“

Auch Adamo's Wangen ſind erbleicht,
Und eine herbe Thräne ſchleicht
Ihm brennend unter den Wimpern hervor,
Um ſeine Augen ſchwimmt ein Flor,
Und klanglos er die Worte ſpricht:
„Mein einzig Kind, — ich ſcherzte nicht!“

„O dann, dann ſieh, ich knie ſchon,
Beſchütze mich vor der Knechte Hohn!
Ich will noch betend an Volker denken
Um Gottes Huld auf ihn zu lenken,
Du, bring' ihm meinen letzten Kuß ....
O Gott, daß ich ihn laſſen muß,
Den Mann den ich ſo heiß geliebt,
Daß gar ſo bald mein Leben zerſtiebt,

„Und daß nun Alles, Alles hin! —
Du weißt es daß ich dankbar bin
Und daß ich Deine Güte verstand,
Doch dank' ich's mehr noch Deiner Hand
Wenn sie den Dolch in die Brust mir stößt
Und rasch mich von der Qual erlöst ....
— Du zögerst? Ha, Du wagst es nicht?
Du brichst die heilige Vaterpflicht
Das Kind das Dir der Herr vertraut,
Das eines braven Mannes Braut,
Vor Schmach zu schützen zu aller Zeit?
O wäre Volker nicht so weit,
Er hätte Dich und die Andern beschämt,
Die Ihr Euch selbst zur Schande bequemt.
Gib her den Dolch! Ich will's vollbringen,
Der Greuel darf und soll nicht gelingen.
Seid Ihr zu feig ....
.... Das ist kein Ort
Und keine Stunde zu hartem Wort!
Verzeihe was ich sprach im Schmerz,
Drück' mich noch einmal an Dein Herz,
Dann laß' in des letzten Kusses Lust

„Mich ſterbend verbluten an Deiner Bruſt ....
Und grüße .... O, dann iſt er allein,
Wie wird mein Tod ihm bitter ſein ....
Ich lebte ſo gern, ſo gern für ihn — —
Und kann ich nicht noch jetzt entfliehn?
Noch bin ich nicht in des Vogtes Hand,
Und nicht allwegs iſt churiſches Land ....."

So wie, geſtreift von Geiſterſchwingen,
Windharfenſaiten zitternd klingen,
Wehmütig, haſtig, bang und ſchrill
Als ob ein Herz zerſpringen will,
Und jeder Ton und jeder Akkord
Zerriſſen prallt von Bord zu Bord,
Und raſt und grollt, und wimmert und bebt
Und wie geſpenſtiges Stöhnen verſchwebt,
Doch immer wieder von neuem beginnt
So lang ein Hauch die Luft durchrinnt, —
So flutet aus Cordula's Bruſt die Klage
Unhemmbar und ſtürmiſch raſend zu Tage.
Voll Wahnſinn und voll Kraft zugleich,
Voll Lebensmut und todesbleich

Entſagend, und doch der Liebe treu,
Zum Tode bereit, und immer neu
Geklammert an des Lebens Pracht
In der die Wonne der Liebe lacht, —
So ringt ſie knieend ihre Hände
Und fleht daß man den Jammer beende.

Das Weib darf klagen, doch iſt der Mann
Der ſeinen Schmerz nicht wimmern kann
Und den des Vorwurfs ätzendes Gift
Dazu aus liebſtem Munde trifft,
Von rauheren Feſſeln noch umklammt
Wenn ihn das Geſchick zum Schweigen verdammt
Weil ſchon ein einziges Wort vielleicht
Zum Troſt, — doch zum Verderben gereicht.
Er ſagt ihr, daß er die Flucht verſchworen,
Doch daß auch jetzt noch Nichts verloren
Da, wenn ſie flehend den Vogt bedrängt,
Er ſelber wol das Rechte verhängt;
Und daß der Mord und die gräßliche That
Erſt wenn erſchöpft der friedliche Rat
Und alle beſſere Hoffnung vorbei,

Ein letztes Rettungsmittel ſei.
Er ſagt's und knirſcht dabei vor Wut,
Doch hemmt er nicht die Thränenflut
Die aus der Tochter Augen ſchießt
Und immer wieder ſich heftig ergießt
Wenn ſie vergebens nach unten ſieht —
Ob Volker ihre Not nicht erriet
Und, eh' der Abgrund ſie verſchlingt,
Zu rechter Friſt noch Hilfe bringt.
Nur daß der Vater ihr verſprach
Nicht lebend ſie zu laſſen der Schmach,
Bewegt ſie, zitternd, doch ohne Zwang,
Zu enden den unheilvollen Gang.

Und ſchon wird heller rings der Wald,
Sie ſind in der breiten Lichtung bald
Die um den Mauergraben lief, —
Und ſchon das Horn des Thürmers rief,
Und durch das Gatter lugte hervor
Der Wachtmann über dem Brückenthor.
Mit Grauen betrachtet Gerdula
Die Burg, die ſie noch nimmer ſo nah',

Und nimmer ſie voll Schrecken geſehn.
Kein blumenduftiges Frühlingswehn
Durchhaucht die langen ſcharfigen Mauern
Mit ſeinen ſüßen Weckerſchauern:
Sie ſchlafen immer, und träumen nie,
Bis einſt die Natur den Steinen verzieh
Daß ſie dem Haſſe zu frohnen gewagt:
Dann, wenn die Reue ſie zernagt,
Gibt auch die Natur, die ewige Liebe,
Den Steinen wieder Ranken und Triebe,
Die Lücken und Wunden auszufüllen
Und grüne Schleier drüber zu hüllen.
Jetzt liegen ſie noch verflucht und kalt,
Zu ſtarren, hohen Wänden geballt,
Ringförmig um den Hof geſtreckt
Und dort und da als Thurm gereckt.
Aus ihrem Kreiſe ragt ein Bau
Mit ſpitzen Fenſtern, winklig und grau,
Zur Hälfte Thurm, zur Hälfte Haus,
Weit über Mauer und Zinne hinaus.
Dort hauſt der Vogt. Was Wunder, daß
Solch dumpfig kaltes, düſtres Gelaß

In dem's wol ſelbſt bei Tage Nacht,
Die Menſchen kalt und finſter macht!
Für Gerdula ſcheint es eine Gruft,
Sie meint, daß draußen in freier Luft
Die Bitte die das Herz ihr preßt
Wol leichter fänd' ein freundlich Neſt,
Als in dem ſteinernen Leichentuch
Das jetzt ſchon voll von Modergeruch ....

Und ſieh, die Brücke raſſelt herab,
Weit gähnt die Mauer wie ein Grab,
So daß die Magd vor Entſetzen erbebt
Und ihren Lippen ein Schrei entſchwebt.
Dann fleht ſie: „Führe mich nicht hinein,
Laß' hier mich ſterben im Sonnenſchein ....“

— Und wieder leuchtet die Hoffnung auf,
Kaum ſchweigt des Brückenrades Geſchnauf,
So tritt der Vogt und ſein Geſell
Auch über die hallenden Bretter ſchnell,
Und hinter ihnen, im Thore ſtehn
Die Knechte um den Scherz zu ſehn

Und ihr Gelächter einzuſtreu'n
Wenn ſich die Jammerſzenen erneu'n
Die oft genug geſpielt und ihnen
Nur als ein Reiz der Luſt erſchienen.

Der Vogt hat mit dem ſchändlichen Knecht
Die halbe Nacht in der Halle verzecht,
Und ſein Genoſſe hatte gemach,
Indem er alte Zeiten beſprach
Und immer nur pries die rohſte Glut,
So giftgeſchwängert des Ritters Blut,
Daß Der in dem Bauern und Gerdula
Nur Spiel für ſeine Launen ſah
Und, da er Adamo's Worten traut,
Sein eigen glaubt die Jägerbraut.
Sie ſchliefen bei den Bechern ein,
Und ſpürten taumelnd noch den Wein
Als ſie das Lärmhorn aufgeſchreckt,
Und Rolf's Bedenken die Meldung weckt:
Der Bauer bringe die Magd nicht allein,
Acht Männer zögen hinterdrein,
Und ſchritten paarweiſ' ſtattlich daher,

Als ob's ein Feiergeleite wär'.
Doch lacht der Vogt und ſagt: „Der Bube
Tappt ernſthaft in die geputzte Grube!
Er glaubt ſich ſelbſt und die Dirne zu gut,
Als daß er ſie gäb' in meine Hut
Ganz ohne Geleit und ohne Prunk.
Auch ſoll er haben den Ehrentrunk
Zu dem er ſeine Gevattern führt:
Sorgt, daß der Bauern Magen verſpürt
Daß aus der feuchten Mauern Stein
Gekeltert werde gar ſondrer Wein;
Und will ſie der ſchleimige Schweiß nicht laben,
So ſchöpft den Lumpen aus dem Graben.
Ich will ſie geziemend empfangen und laden,
Dann nehm' ich die Magd, — Ihr ſorgt für den Schaden,
Damit ein Jeder für ewige Raſt
Behalte daß er bei mir zu Gaſt!"

Die Brücke fällt auf ſein Geheiß.
„Da haſt Du für mein Wort den Beweis
Und für des Alten Eitelkeit:
Der Zug iſt Cordula's Brautgeleit!"

So zischelt er dem Knappen zu.
Als jetzt bei seinem Erscheinen im Nu
Die Bauern entblößten Hauptes stehn,
Und nur die Beiden weiter gehn
An die er sein Gebet erließ.

„Und wißt Ihr was es noch bewies?“
Gibt Rolf ihm häßlich grinsend zurück.
„Daß Furcht und Hoffnung auf falsches Glück,
Aus ehrlichen Menschen über Nacht
Friedfertige Lumpen und Schufte macht.
Der Krame, das glaubt sich schwer,
Bringt selber seine Tochter her, —
Ja, säh' ich die Magd nicht weinen und schwanken,
So hätt' ich jetzt noch arge Gedanken:
Am End' verstellt sich selch ein Wicht,
— Doch Gertrud verstellt sich nicht . . . . .

„Hi ja, so werden Schläge bezahlt
Die man auf fremde Nasen malt!“
Das lacht er der Armen in's Gesicht
Die vor dem Riegle zusammen bricht,
Zu seinen Füßen sich schluchzend windet

Und für die Bitte das Wort nicht findet.
Er muß ja ihre Qualen ſehn,
Er muß ja ihre Thränen verſtehn,
Was ſoll ſie klagen, was ſoll ſie bitten,
Er muß ja wiſſen was ſie gelitten,
Er muß ja fühlen daß ſie ſtirbt
Wenn er noch weiter um ſie wirbt.

Sie ſieht nicht daß ein gräßlicher Hohn
Sich ſeine Lippen gewählt zum Thron,
Bewußtlos ſenkt ſie nieder das Haupt,
Und hat nur noch zu hören geglaubt:
„Steh auf, das iſt für Dich kein Platz,
Komm', laß' Dich küſſen, ſüßer Schatz!“ — —
Dann klirrt ein Schlag, ein Schrei, ein Fall,
Und wilder Lärm aus Gardevall . . . . .

— Kaum hat des Vogtes Hand gewagt
Aufrüttelnd zu berühren die Magd,
Kaum wollten ſeine geifrigen Lippen
An Gertula's blaſſem Munde nippen,
Als — Adame's Stock das Herz ihm traf

Und ihn gebettet in ewigen Schlaf. —
Das war der Schlag, der Schrei, der Fall.
Zugleich erhob ſich im Wald ein Schall,
Bewaffnet ſtürmen mit Kampfgeſchrei
Des Thales reiſige Männer herbei,
Die ſich, eh' noch die Nacht verwichen
Im Holze hinauf zur Burg geſchlichen.
Sie waren's die noch geſtern ſo ſpät,
Auf Adamo's Ruf, mit Waffengerät
In ſeinem Hauſe ſich bewehrt,
Und die, als ſie zurückgekehrt,
In halbem Schlummer Gerdula
Noch durch die Hecken verſchwinden ſah.
Auch Adamo's Knechte fehlen nicht
Und ſchleppen ſchwerer Waffen Gewicht
Für ihn und ſeine Freunde daher
Die unterdeß mit kurzer Wehr
Im Thor die Knappen bedrängt mit Macht,
So daß ſie's nicht zu Stande gebracht,
Trotz ihren überlegnen Maſſen,
Das Gatter bei Zeiten herab zu laſſen
Und gar die Brücke aufzuziehn.

Und als die Schaar im Kampf erſchien,
Und ſtatt der Dolche die Schwerter flammen,
Da brach ihr Widerſtand zuſammen,
Sie geben den Weg in das Innere frei
Und hoffen zu hemmen die Metzelei
Wenn ſie im Thurme ſich verſchließen
Und aus den Scharten hinunter ſchießen.

Rolf, der mit flüchtigem Fuß entſprang
Bis Adams der Stoß gelang
Und er ein jähes Ahnen geſpürt,
Daß ſeiner Bruſt der nächſte gebührt,
Wird, da ihn Alles haßt und kennt,
Noch auf der Flucht von den Andern getrennt.
Er kann den Thurm nicht mehr erreichen
Will er entgehn den Rachestreichen,
Doch ſchwingt er ſich, von der Angſt gehetzt,
Noch eh' ihn eine Waffe verletzt
Auf einen ſchmalen Mauerrand
Von dem er den Weg zu den Thürmen fand
Von denen die Flanken der Burg beſchützt.
Er hat das Zaudern der Männer benützt.

Die nach dem Ziele der Jagd erst sahn
Eh' sie ihm folgten auf solcher Bahn,
Gelangt in jener Thürme einen,
Die lustige Brücken der Mauer vereinen,
Versucht das Rad, das Seil zieht an,
Die schwanken Stege fliegen hinan,
Der Thurm steht abgeschlossen da —
Und Rolf sich nochmals gerettet sah.

Indeß gibt drüben der Herrenbau
Gar eine wilde blutige Schau.
Die Männer haben, an Balken gespannt,
Das Thor der Halle eingerannt,
Und wütend entbrennt von Schritt zu Schritt,
Daß Mancher bald im Blute glitt,
Der Kampf der Verzweiflung, der Rachekampf.
— Allüberall Geschrei und Gestampf,
Und Todesröcheln und Waffenklang:
Ein Jeder um sein Leben rang,
Denn Keiner konnte die Waffen senken
Um an Barmherzigkeit zu denken:
Sieg oder Tod! So hieß das Spiel,

So ward gewürfelt bis an's Ziel.
Nicht Einer unter den Knappen war
Der ohne Schuld und des Haſſes bar
Der jetzt die Bauern zur Rache trieb
Und Kunde gab in Stoß und Hieb.
Sie hatten nicht an Kampf gedacht
Und fochten nun die Vernichtungsſchlacht
Halb waffenlos und ohne Mut,
Ohnmächtig ſchäumend und brüllend aus Wut,
Gedrängt und gejagt von Raum zu Raum:
Und als ſie auf ſchmaler Treppe kaum
Sich wieder ihren Verfolgern geſtellt
Und Hoffnung ihnen die Herzen ſchwellt
Ihr Leben hier noch zu vertheuern,
Zu raſten und friſch ſich zu befeuern,
— Klimmt tobend ein zweiter feindlicher Haufe
Auf andrer Treppe zu ihnen hinauf.
Sie werden gefaßt von hinten und vorn
Und alleſammt geopfert dem Zorn,
Dem Zorn der Rache, den ſie beſchworen
In blindem Übermut, die Thoren.

Auch von den Bauern iſt mancher wund,
Doch Keiner lagert tot am Grund;
Die Schlacht iſt vorbei, der Sieg erfochten,
Und Alle ſeiner ſich freuen mochten . . . . .
Doch Rolf? — Soll ihm die Flucht gedeihn,
Und ſoll der Schlimmſte gerettet ſein?
Sie ziehn hinüber, ein raſender Sturm,
Ihn zu belagern in ſeinem Thurm.
Und wie ſie beraten, ihn zu greifen,
Und ſpähend das Mauerwerk umſchweifen,
— Da brechen im flammverlaſſenen Haus
Gefräßig züngelnde Flammen aus.
Es hatte Keiner den Brand entfacht,
Die Glut hat ſelber ſich Luft gemacht
Da Niemand in der Burg ſich fand
Der hütend noch am Heerde ſtand.
Die Flamme, das Bannertuch der Vernichtung,
Flaggt immer nach des Streites Richtung,
So wie im Kompaß der Magnet
Mit ſeiner Spitze nach Norden ſteht.
Das Feuer liebt den Kampf, und leckt
An Leichen gern, die niedergeſtreckt

Den Staub mit ihrem Blute mengen;
Es weiß ſich immer herbei zu drängen,
Und flackert, kniſtert und praſſelt gewiß
Wenn irgendwo ein Band zerriß,
Um mit entſetzlich ſchönen Bränden
Die That der Zerſtörung zu vollenden.

Die Flamme, gejagt von des Windes Hauch,
Und vor ſich wälzend wallenden Rauch
Schlägt aus dem aufgeſprengten Thor
Und aus den zerſchmetterten Fenſtern hervor:
— Schon herrſcht ſie über das Erdgeſchoß,
Und leckt hinauf durch's ganze Schloß.
Das Herrengut und die Herrenpracht
Sie werden im Nu zu nichte gemacht,
Und Keiner trägt ein geraubtes Gut
Hinunter aus der Rachegluth, —
Nur Brände ſchleppen ſie herbei
Und thürmen unter Rolf's Geſchrei,
Den nun daſſelbe Entſetzen faßt
Das ſonſt vor ihm der Bauern Gaſt,
Um ſeine Zufluchtsſtätte rund

Geſpaltenes Holz und Reiſigbund,
So daß der Thurm in Flammen ſich hüllt
Und Rauch all' ſeine Raüme füllt.
Hoch oben auf den Zinnen erſcheint
Noch einmal der Knappe verzweifelnd, und meint
Durch Winſeln und flehendes Niederknie'n
Dem grauſen Geſchick ſich zu entziehn;
Doch Niemand hört was er verſpricht,
Vollzogen wird das Schreckensgericht,
Der Brand wird weiter geſchürt und geſpeiſt,
Bis krachend die Mauer des Thurmes reißt,
Bis Stein an Stein ſich glühend zeigt,
Und oben das Brüllen des Knechtes — ſchweigt.

Nun war die Rachethat vollbracht,
Das letzte Opfer niedergemacht,
Die Wut hat nirgends Haſt noch Halt,
Die heißen Gemüter werden kalt,
Die Wunden beginnen ſchmerzlich zu brennen
Und Mancher meint zu ſpät zu erkennen
Daß Rache wieder um Rache ſchreit,
Und daß auch ihm die Strafe bereit,

Sobald der Herr, der Biſchof von Chur,
Von Gardovall's Zerſtörung erfuhr.
Geſenkten Haubtes ſtehn ſie im Kreiſe,
Und Jeder ſinnt nach ſeiner Weiſe:
Dann fragen Alle plötzlich: „Wo,
Wo weilt zur Stunde Adamo?“

Der war der Erſte geweſen am Thor,
Als Erſter ſpannt' er dem Ballen ſich vor
Der ihnen geöffnet das Thurmgebäu,
Und innen kämpft er wie ein Leu, —
Die Wunden, die geſchlagen ſein Beil,
Die wurden auch ohne das Feuer nicht heil.
Er war noch an der Treppe veran,
Und mähend ſtieg er die Stufen hinan,
Man ſah ihn über die Leichen gehn, —
Dann hat ihn Keiner mehr geſehn.
Ward er zu ſpät den Brand gewahr?
Erſtickte der Mann im Thurme gar?

Sie fühlen voll des Einen Gewicht
Und hoffen nur ein günſtig Gericht,

Wenn Er, der ſie zum Sturme rief,
Nicht ſelber bei den Toten ſchlief.
Der Burghof iſt voll Rauch und Glut,
Und ihr darnieder geſchlagener Mut
Denkt erſt als ſie's von hinnen trieb,
Daß Adamo wol bei Cordula blieb
Nachdem er ihnen gezeigt die Bahn
Und ſelbſt das Beſte der Arbeit gethan.
Und wie ſie hinter ſich laſſen den Graus
Und rufend eilen in's Freie hinaus,
Da zeigt ſich ein Bild, das ſeltſam verſchieden
Von dem was ſie ſoeben gemieden.

Am Boden die Leiche des Vogtes liegt,
Und Cordula kniet, an Volker geſchmiegt,
Deß Züge noch haſtigen Lauf verraten,
Beweinend des Tages gräßliche Thaten,
Ein betender Engel, an der Leiche. —
Seit Jener erlag dem tötlichen Streiche,
Der richtenden Notwendigkeit,
Haßt ſie ihn nimmer, ſie verzeiht
Und fleht daß ihm der Herr vergebe,

Und daß er entſühnt zum Himmel ſchwebe.
— So war's, daß Volker Gordula fand.
Ihm hatte der Vater Kunde geſandt
Die ſeinen Füßen Flügel gegeben,
Doch war umſonſt ſein Sehnen und Streben,
Schon als er kam nach Madulein,
Erſpäht' er oben den Flammenſchein:
Die Freunde ſiegten, doch war vielleicht
Die Braut darüber im Tod' erbleicht.
So kam er athemlos hinauf
Und hemmte erſt den raſenden Lauf
Als er, betrübt wol und entſetzt,
Doch ungefährdet und unverletzt,
Rauh angetaſtet, doch ungeknickt,
Die heißgeliebte Magd erblickt.
Noch iſt ſie ſchwach und matt, ſie kann
Noch nicht entgegen dem liebſten Mann,
Doch ſtreckt ſie die Arme haſtig aus
Und ruft: „O bleibe fern dem Graus,
Und bleibe bei mir!“ Sie ruft es knieend, —
Und feſt den Liebſten an ſich ziehend
Indeß ihr Buſen wallt und wogt,

Zeigt ſcheu ihr Finger nach dem Vogt.
Dann flüſtert ſie weiter. Ihr Gefühl
Iſt durch das wilde Thatengewühl
Noch zu gelähmt und noch zu ſtumpf
Um aufzulodern im Triumf:
Sie fühlt noch mehr als die Freude das Leid,
Das ihr den Tag mit Fluch geweiht. —
Die Arme gekreuzt ſtand Adamo,
Sein Antlitz war nicht trüb, nicht froh,
Doch war Entſchloſſenheit darin
Und hoher Ernſt lag drüber hin.
Als er den Kampf beendet ſah,
Zog's ihn hinaus zu Cordula,
Und als er ſie wieder zum Leben gebracht,
Blieb er ſo lang bei ihr zur Wacht
Bis endlich Volker herangekommen
Und ſeine Stelle übernommen.
Den hieß er ſelbſt vom Lauſe ruhn,
Denn innen war nichts mehr zu thun.

So ſtand im freien Sonnenglanz
Die Gruppe, während der Flammentanz

Am Schloſſe ab und zu ſich ſchwang
Und hüpfend hinauf zum Dache ſprang,
Bis endlich, als ob ſie dem Himmel drohe,
Die breite, purpurſtreifige Lohe,
Ein Strom der ſteil zum Himmel ſchoß,
Die Burg nach allen Seiten umſchloß.
Gewölbe berſten und ſtürzen zuſammen,
Doch Keiner ſieht nach den wirbelnden Flammen,
Das Krachen von dem die Erde dröhnt
Wird von der Beſorgniß überſtöhnt,
Der Mut iſt mit dem Zorne verbraucht,
Die Kraft mit dem kurzen Wüten verraucht.
Und Adamo ſieht wie Alle verzagt
Bereuen daß ſie den Kampf gewagt,
Bereuen daß ſie die Waffen geſchwungen
Und mit dem Siege die Freiheit errungen.
Ihn wurmt's daß Männer die Großes gethan
Sich immer noch klein und ſklaviſch ſahn,
Und daß ſie der eignen Gewalt nicht trau'n,
Obgleich ſie ihre Erfolge ſchau'n.
Und wie ſie kleinlaut ſeufzten und ſannen,
Da tritt er mitten unter die Mannen,

Und wo ein breiter Felsblock ragt
Steigt er mit Würde hinauf und ſagt:

„Zu Freien red' ich, — nicht zu Knechten
Die ſich von ihren eignen Rechten,
Von Dem was Gott dem Menſchen gibt,
Nur Das was eben den Herren beliebt
Zumeſſen laſſen mit karger Hand,
Und auch für Dies noch leiſten Pfand!

„Zu Freien red' ich! Ihr ſeid frei,
Ihr ſeid entronnen der Sklaverei,
Und ich mit Euch, ſo Ihr es wollt,
Und ſo Ihr ſtehet wie Ihr ſollt
Und wie Ihr ſtandet als ich kam
Und Euer Schwert in Anſpruch nahm.
War's nicht ein Leichtes unſre That
Noch heut' zu vereiteln durch Verrat?
Und winkte Dem nicht reiche Spende
Der uns geliefert ſchmählichem Ende?
Doch Keiner griff in's Racheſchwert,
Und Keiner hat den Lohn begehrt,

„Und Jeder zu den Waffen lief
Als ich um Hilfe für Cordula rief.
Für Cordula! — Nun, bei Gott, ich weiß,
Ihr liebt mein Kind mit vielem Fleiß,
Und Eure Liebe iſt kein Wahn,
Ihr habt ihm Alle ſchon Gutes gethan, —
Doch hättet Ihr Euch wol bedacht
Zu wagen ſolche verwegene Schlacht,
Wenn nicht mein Plan das Wort nur fand
Für Das was Euch im Sinne ſtand
Und was Ihr als Notwendigkeit
Geheim geahnt ſeit langer Zeit.
Als mir der Vogt die Tochter bedroht,
Da galt's zu handeln, da drängte die Not,
Doch, daß ſich's mannhaft handeln ließ
Sobald die Gelegenheit ſich wies,
Das zeigte nur, daß Alle gehaßt
Und Alle auf den Anſtoß gepaßt.
Und gab der Anſtoß uns ein Recht,
Und rief er wirklich zum Gefecht?
So hört zuerſt aus meinem Munde
Uralte, doch nimmervergeſſ'ne Kunde.

„Lang' eh' der Papſt in Rom gebot,
Macht' Appius den Römern Not.
Der herrſchte zu Zehnt' durch des Volkes Wahl,
Und herrſchte zu des Volkes Qual.
Er war ein ungerechter Mann,
Der tauſend Liſten und Ränke ſpann
Das Volk zu betrügen früh und ſpät;
Und da was Appius Claudius rät
Auch ſeinen Amtsgenoſſen behagt,
So waren die Römer von ihm geplagt
Und unterthänig ihm, wie wir
Vor kurzer Friſt dem Vogte hier.
Indeß, ſo groß auch ſeine Macht,
Er hat es nicht dahin gebracht
Ein Mädchen, es hieß Virginia,
An dem er ſeltne Reize ſah,
Und das ſo rein als ſchön und hold,
Zur Schmach zu verführen durch ſein Gold.
Sie war ein Kind des Volkes, die Magd,
Drum wurmt ihn noch mehr die vergebliche Jagd,
Und andre Mittel brütet er aus
Die Dirne zu ſchaffen in ſein Haus.

„Es gilt das Geſetz, daß der Sklavin Kind
Allüberall wo Sklaven ſind,
Dem Herrn der Mutter zu eigen ſei
Auch wenn des Kindes Vater frei.
Und ſieh', es fand ſich ein niedrer Wicht,
Der ſpinnt zuſammen das Lügengedicht
Daß eine Sklavin das Kind gebar
Die hörig ſeinem Hauſe war.
— Umſonſt bemüh'n die Zeugen ſich
An's Licht zu ziehn den ſchnöden Schlich
Und in ſein Recht das Mädchen zu ſtellen,
Denn — Appius hat den Spruch zu fällen,
Und das was jener Schurke that,
Geſchah auf des Richters eignen Rat.
„Virginia," lautet drum ſein Wort,
„Iſt Deine Sklavin, führe ſie fort!"
Ihr Vater als Krieger im Lager ſtand
Als ihn die drohende Nachricht fand,
Er eilt und kommt heran zur Statt
Als eben der Richter geſprochen hat,
Und da ihn jede Hoffnung flieht
Seit Urtel und Recht erſt feſt entſchied,

„Erbittet er nur, daß man erlaubt,
Eh' ihm die Tochter für immer geraubt,
Ihr noch ein Abſchiedswort zu ſagen. —
Der Richter hat kein Bedenken getragen;
Der Vater aber faßt ſie voll Schmerz
Und — ſtößt ihr den Dolch in's keuſche Herz.
Ob nun auch freilich bald danach
Die freche Wirtſchaft zuſammen brach
Und Appius ſelbſt gerichtet worden,
— Wozu die Unſchuld erſt ermorden?
Der Richter ſprach, und das falſche Geſetz
Umſpann das Kind mit eiſernem Netz.
Doch ſteht das Geſetz nur ſelbſt zu Recht
So lang's den Menſchenwert nicht ſchwächt:
Nur die Geſetze darf man ehren
Die nicht dem Menſchen im Menſchen wehren.
Was uns nicht ſtark macht und erhebt,
Was Schmutz und Schande an uns klebt,
Und wenn's in hundert Geſetzen ſteht
Und, von der Gewohnheit weiter geſät,
Als Recht an tauſend Orten gilt,
Das ſchützt kein unzerbrechlicher Schild,

„Man darf's betaſten, und darf's vernichten
Um drüber ein rechtes Recht zu errichten.

„Der Römer erſchlug ſein Kind. — Sein Fluch
War: — Achtung vor dem Richterſpruch.
Ich ſchlug den Vogt. — So mußt' es ſein,
Wollt' ich des falſchen Rechtes Schein
Und einen ſchändlichen Herrenbrauch
Nicht nehmen für des Geſetzes Hauch,
Das jene Gewalt die das All bewegt
In aller Menſchen Bruſt gelegt.
Mein Recht von Ewigkeit beſtand,
Das andre die Liſt der Herren erfand:
Was Wunder, daß es immer nur
Verhöhnt die freie Menſchennatur:
Sobald der Menſch ſein Recht erkennt
Hat ja der Herrentrug ein End',
Da mußten ſie ihm Märchen erzählen
Und ſchlau ſein klares Bewußtſein ſtehlen.

„Genug, ich war mir des Rechtes bewußt,
Und that was tief in meiner Bruſt

„Mir ohne Zweifel und ohne Wahl
Die ewige Stimme der Menſchheit befahl.
Euch hat der Unbill ſchwere Laſt
Mit gleichem Zwange angefaßt;
Zu ſtrafen gab's hier oben genug,
Und was geſchah, geſchah mit Fug.
Ihr wart ein Arm, den Gott bewehrt
Und gegen Schurken und Raüber gekehrt,
Wir waren Pfeile, vom Bogen entſandt,
Die Sehne hat ein And'rer geſpannt.
— Der mag uns richten, — Er allein!
Dem Biſchof dürft's zu Schaden gedeihn
Wollt' er uns neu in Ketten ſchmieden
So lang uns Zwieſpalt nicht geſchieden:
Ein Volk das einig ſich erhebt,
Vor Herrenlanzen nimmer bebt.
Und fürchtet Ihr Euch, und ſeid Ihr verzagt,
So macht Euch auf, und geht, und klagt
Daß Ich Euch alleſammt verführt:
Und wenn Ihr Luſt dazu verſpürt
Und eher Gnade zu finden glaubt,
So tötet mich, und tragt mein Haubt

„Als Zeichen der Reue hin zum Herrn, —
Ich darf wol ſagen, er ſäh' es gern.
Ich fürchte mich nicht vor Tod und Sarg!
Das Weh das jene Stunde barg,
Als Cordula, ein verglimmender Stern
Dem alle vertrauende Liebe fern,
Mich ſchmähen durfte mit bleichem Mund,
Dies Weh, das riß das Herz mir wund,
Und ſeit ich dieſe Qual ertrug
Iſt jede andere klein genug,
Gleichmütig, ohne Thränen und Klagen,
Ihr ſchlimmſtes Dorngeflecht zu tragen.

„O wißt Ihr, wie's das Herz zerreißt
Und was es leiden und dulden heißt,
Wenn man des liebſten Weſens Qual
Beenden kann mit einemmal
Beenden kann mit einem Wort,
Und doch nicht darf, damit der Hort
Im Kampfe mit der Leidenſchaft
Behalte ſeine rettende Kraft? —
Der Schuft den Ihr im Thurm verbrannt,

„Der hatte Cordula's Art erkannt;
Er hat mich geſtern ſpöttiſch verlacht
Und abgeſprochen mir die Macht
Die Tochter zu ſolchem Gange zu bringen,
Und ich verſprach ihm, ſie zu zwingen.•
Ein Wort von unſrem Hinterhalt,
Und daß mein Dolch dem Vogte galt —
Und wieder kannt' ich mein Kind zu gut,
Es wäre gegangen mit leuchtendem Mut.
Der Knecht, ich hab's noch halb gehört,
War überdies von Verdacht geſtört,
— Wie Jene die immer Böſes bereiten,
Auch Böſes erwarten zu allen Zeiten, —
Er hätt' in Cordula's ganzem Weſen,
Zumal in ihren Zügen geleſen
Daß ſie, ſelbſt wenn der Vogt ſie berührt,
Noch immer frei und geſchützt ſich ſpürt.
Und dann? — Es hätt' ein Wink genügt,
Zu proben ob unſer Friede trügt.
Mein Kind zuerſt, wir Alle danach,
Wir hätten erlitten Tod und Schmach.
Die Thränen die mir das Herz verſengten,

„Die ſind's die unſre Feſſeln ſprengten.
Es mußte ſein, ich durfte nicht ſchonen,
Sollt' unſer Kampf ſich würdig belohnen.

„Frei ſind wir, ſo Ihr's bleiben wollt,
Doch wenn Ihr dem eignen Glücke grollt
Und Euch die Knechtſchaft beſſer ſchmeckt,
So nehmt mich, der den Sturm erweckt
Und der ſich gern für die Andern gibt,
Und thut mit mir was Euch beliebt!“ —

Da ſchwillt der Sturm, da brauſt die Flut,
Auf's neue ſiegt in den Männern der Mut,
Die Angſt läßt nirgends eine Spur,
Und Alle heben die Hand zum Schwur:
So einig wie heut' für die Freiheit zu ſtreiten
In aller Gefahr, zu allen Zeiten. —

Und krachend bricht der Thurm zuſammen,
Hoch wirbeln zum Himmel hinauf die Flammen;
Der Schwur hat die letzten Bogen zerſtört, —
Der Gott der Freien hat ihn gehört.

Und wie ſie ſtumm ſich drücken die Hände,
Und drüben der Zwingburg praſſelnde Wände
Mit Luſt und doch mit leiſem Grau'n
Erbeben und ſtürzend verſchwinden ſchau'n
Steigt Adamo wieder den Stein hinan
Und redet die Freunde nochmals an.
Zur Seite ſteht ihm Cordula,
Die freier und froher um ſich ſah
Und nach und nach die Schrecken vergißt
Seit Volker ihr tröſtend nahe iſt.

„Mich dünkt," ſo ſagt er, „ſolch ein Tag
Der uns befreit mit einem Schlag,
Und ernſte Freude Allen gebracht
Sei recht für eine Feier gemacht
Der Ernſt und Freude geziemend ſind.
So ſoll denn heut' auch noch mein Kind
Mit Volker vor Gottes Hochaltar
Verbunden werden für immerdar.
— Du, Volker, kamſt mir einſt zuvor,
Und nahmſt mein Kind, als ich's verlor;
Heut' aber verlorſt Du Deine Braut,

„Und hätteſt nimmer ihr Auge geſchaut,
Wenn nicht der Vater ſie gewann.
Nun hat ſein Recht der alte Mann,
Sein Vaterrecht, das ihm gebührt,
Jetzt wird ihm die Tochter nicht entführt,
Jetzt gibt er ſie ſelbſt, und gibt ſie Dir.
— Euch Andere, meine Freunde hier,
Die Ihr ſo heldenhaft und kühn
Mir retten halft des Kindes Blüh'n,
Euch lad' ich zum Geleit nach Haus;
Und gibt's auch keinen beſonderen Schmaus,
So mundet in Freiheit doch das Brot
Mehr als der Braten in Knechtesnot,
Auch ſoll es ſiegesfreudigen Zechern
Nicht fehlen an gefüllten Bechern.
Heut' gilt's die Braut und die Freiheit zu feiern,
Die Zukunft wollen wir morgen entſchleiern,
Da wird vielleicht auf gute Art
Uns aller weitere Kampf erſpart.
— Nun ſeht, da kommen in vollem Lauf
Schon Eure kleinen Buben herauf,
So laßt uns hier nicht müſſig ſtehn,

„Die Weiber harren, wir wollen gehn!“ —
Und ſeine Leute ließ er dann
In Eile verbergen den toten Mann,
Damit er ungeſchändet zu Nacht
Noch auf den Friedhof werde gebracht. —

So wandert der Zug in Freude hinab
Der aufwerts zog als ging's in's Grab.
Und Adamo brach im Waldesraum
Noch einen blühenden Zweig vom Baum,
Den ſchlingt er der Tochter als Kranz in's Haar,
Und küßt ihr die großen Augen klar.
Wol faßt ſie des nahen Glückes Luſt,
Doch flüſtert ſie noch mit beklemmter Bruſt:
„So viele Leichen meinetwegen,
Das iſt ein ſchlimmer Brauttagsſegen!“

Doch Volker's Jubel, und Volker's Worte
Verſchließen ihr bald die Trauerpforte: —
Und lächelnd ward die holde Braut
Am ſelben Tage Volkern getraut.

* * *

Was nun? — Das Thal am Inn blieb frei,
Der Tag brach alle Feſſeln entzwei,
Das Eis zerſchmolz, und der Lenz begann
Den Gott für das Menſchenherz erſann,
Für jene vergeſſene Himmelsblume
Die gleich entweihtem Heiligtume
In Schutt und Moder trauern muß,
Bis ſie ein freier Sonnenkuß,
Ein Kuß mit dem das Schickſal geizt,
Zu voller, prächtiger Blüte reizt.
Hier kam der Lenz als heilige Drei,
Als Liebe, Freiheit und als Mai, —
Durchpulſt er dreifach kraus den Sang
Der meines Spieles Saiten entklang,
So gönnt dem Liede die bunten Schwingen:
Ich wollte ja ein Lenzlied ſingen.

Notiz.

Die Kenntniß der hier erzählten Sage und mit ihr die äußere Veranlaſſung dieſes Gedichtes verdanke ich Heinrich Zſchokke's Text zu den „Klaſſiſchen Stellen der Schweiz", wo der Leſer die Erſtürmung von Gardovall auf Seite 31 und 32 geſchildert findet. Das Gedicht wie es vorliegt, iſt mein Eigentum; wiedererzählt aber iſt alles Weſentliche. Die Lage der Dinge, das Verhältniß des Vogtes zu den Thalſaſſen, wurde nicht zu Gunſten eines Planes greller gefaßt, es enthält ſtrenge Wahrheit; ebenſo wenig wurde den Bauern ein Zartgefühl untergeſchoben und ein Bewußtſein des Menſchenrechtes angedichtet, das ſie nicht beſaßen. Die Trümmer von Gardovall bekunden im Lapidarſtile, was ich in Worte faßte. — Der gewaltſame Befreiungsakt blieb ungeahndet, das obere Engadin ward durch Zahlung von 900 Gulden im Jahre 1494 die Hoheitsrechte des Biſchofs von Chur los. —

Die Form, in der das Gedicht auftritt, iſt meines Wiſſens völlig ſo noch nie für eine längere Erzählung verwendet worden. Ich habe ſie, obgleich ſie kaum ein anderes Geſetz kennt als vier Hebungen im Verſe, vorwiegend jambiſchen

Rothmus, und in der Regel gepaarten Reim, — ich habe ſie nicht aus Bequemlichkeit gewählt. Die Kritik, die der formellen Behandlung meiner poetiſchen Arbeiten bisher nie ihre Anerkennung verſagte, wird mir dies auf mein Wort glauben; Andere wünſcht' ich zu überzeugen.

Im Begriff einem erzählenden Stoffe Geſtalt zu geben, erwachten all' die Zweifel in mir, mit denen noch jeder deutſche Dichter in derſelben Lage zu kämpfen hatte. Strofe oder nicht? Jamben oder nicht? — So lang ganze Romane abgeſungen wurden und abgeſungen werden mußten weil ſie anders nicht an die große Zahl Wiſſensluſtiger kommen konnten, ſo lang war die Strofe für den Geſang notwendig, wie der Geſang für die Verbreitung des Liedes ſelbſt. Seit aber dieſe Nötigung aufgehört hat, iſt die Strofe im epiſchen Gedichte kaum mehr als eine Reminiscenz, eine Gewohnheit mit der man es nach Belieben halten kann ohne darum dem für die epiſche Ruhe dienlichen Gleichgewichte der Form zu nahe treten zu müſſen. Man ſingt keine großen Gedichte mehr; und was auch erfinderiſche Touriſten noch von den Taſſo-Stanzen der Gondoliere erzählen mögen, — es iſt eben eine Verſchönerung der Wahrheit. — Mit der Notwendigkeit des Strofenbaues verſchwindet aus gleichem Grunde das Bedürfniß gleichmäßigen Wechſels klingender

und ſtumpfer Reime, ſo wie der Zwang die Reimpaare durchaus feſt zu halten und in ihnen einen runden Sinn zu geben, der die — im Geſange — darauf folgende Pauſe verträgt. Auch das Beiſeiteſetzen dieſer Schultheorien kann alſo dem würdigen Gange des Ganzen keinen Eintrag thun.

Und nun der Rythmus. Das iſt eine alte Not. Man anerkannte immer daß unſre Sprache ebenſo wohl accentuire als quantitire, aber man gab Letzterem den Vorzug, und — that es mit Unrecht, denn faktiſch iſt es der Sinn der dem Genius der Sprache gemäß das Übergewicht hat. Ein Beiſpiel für hundert. Es unterliegt für Silbenwägende keinem Zweifel daß das Wort „Frau" als Hauptwort und als Silbe die einen Doppellaut enthält, abſolut eine Länge ſei. Gleichwohl behaubte ich, daß es niemals ein Ohr in dem bekannten Uhlandſchen Verſe: „Bei einer Frau Wirtin da kehrten ſie ein" als Kürze geſtört hat. Der Vers iſt auch vollſtändig richtig. „Frau Wirtin" gibt dem Sinne, dem Sprach- und Volksgebrauche nach nur einen Begriff, das Wort „Frau" iſt hier eine unbedeutende Vorſchlagſilbe geworden und hat ſomit für den Dichter wie für den Muſiker keinen Wert.

Auch Geibel, der König des Wohllautes, dem man ein muſikaliſch gebildetes Ohr gewiß nicht wird abſprechen mögen braucht allenthalben Worte wie „eine" „keine", wo es der

Sinn mit ſich bringt, doppelt kurz. Heine nicht minder. Die Schule der Klopſtock-Voſſianer, und Alles was bei Platen aus Opposition zur Manier ward, iſt durch das Ohr, wie durch den Genius der Sprache geſchlagen. Auf Grund der puren Quantität läßt ſich mit Virtuoſität ſchnitzeln, auf Grund des Weſens der Sprache läßt ſich aus ganzem Holze bauen. — Dieſe Erkenntniß einerſeits, und die gar nicht abzuleugnende, von Platen ſelbſt hinlänglich nachgewieſene Monotonie deutſcher Jamben in der epiſchen Dichtung andrerſeits, mußten zu der Erſcheinung, den Hexameter und ihm gegenüber die Nibelungenſtrophe neuerdings wieder mächtig im Leibe zu leben. Es galt die geübte Monotonie zu vermeiden, man ſuchte Wechſel, man ſuchte Sprachangemeſſenes. Der Hexameter aber iſt und bleibt undeutſch, fremd und hart. Mißtönige Daktylen, zu leicht wiegende Trochäen und geteimte Jambiker ſind gar nicht auf die Dauer zu vermeiden. Hartmanns „Adam und Eva" ſehnt ſich nach Reimen, nach Klang, der Reim iſt Bedürfniß geworden, ich wüßte ganze Seiten aus der Dichtung des Verbannten herauszuziehn, die — gereimt, in jedem Leſer haften blieben. — Die Nibelungenſtrophe ſteht auf andere Hinderniße. Sie iſt deutſch, aber ebenfalls fremd, fremd dem Ohre, wie der Hexameter der Sprache. Auch hier muß verſöhnt werden. Jenes herrliche

Werk, berufen der Stolz der Deutſchen zu ſein. Simrock's Heldenbuch. (von dem ich ſchon an einem anderen Orte ſagte, daß ich Jeden der es beſitzen kann und nicht beſitzt, der Geſchmackloſigkeit zeihe, und Jeden der es nicht haben kann, bedauere,) brachte die ſchöne Strofe zuerſt wieder vollkommen in die Neuzeit. Die unter dem Namen der Nibelungenſtrofe in den Muſterbüchern von Wackernagel und Anderen aufgenommenen Formen von Uhland (Rauſchebart) Chamiſſo u. ſ. w. ſind — Alexandriner mit weiblicher Cäſur, aber nicht die alte deutſche Strofe. Außer Simrock hat ſie bis jetzt nur noch Einer rein gehandhabt, H. Keck in ſeinen Heldenliedern von Adolf IV. dem Schauenburger Dies kleine Heft iſt überhaubt an Kraft und Schönheit ungleich reicher als mancher dicke Band und verdient nicht nur, ſondern fordert ſeine Anerkennung. Es iſt eine rechte Freude für Selbſtſtrebende ſolch tüchtiges Streben vor und neben ſich rühmen zu dürfen.

Kaum bedarf es nach dem Geſagten der Erklärung daß ich keinen Augenblick gezögert hätte, mich ebenfalls der Nibelungenſtrofe als der ſprachgemäßeſten Form zu bedienen, wenn mir für eine ſo anſpruchloſe Dichtung, für ein „hiſtoriſches Idyll", — ſo möcht' ich jede Sage nennen, da Alles was im eignen Rahmen, ohne direkten Einfluß auf die große

Weltgeschichte abgeschlossen und fertig vorliegt, in der That ein „Bild" ist, die Sage aber die kleine Welthistorie, die Volksgeschichte enthält, — wenn mir für eine einfache Erzählung der Heldenverse wahrlich erschienen wäre. Ob mit die eben angedeutete, noch zu erstrebende Verschmelzung mehrerer Ideen mit dem alten Rhythmus gelungen wäre, weiß ich allerdings nicht. — Für Gerhula indeß, das erkenne ich unschwer, wäre die Heldenstrophe ein seltsam fremdartiges Gewand gewesen, ich hätte eine Ausrede in eine [illegible] schließen müssen, und hatte nicht so viel Mangel an Einsicht und Geschmack einen solchen Mißgriff zu thun. Ich faßte alle meine Betrachtungen über Stoffe, Versbau und Erweiterung [illegible] zusammen, und so verdankt der freie rhythmische Gang des Gedichtes, der mit dem Stoffe und zumal der deutschen Sprache entschieden angemessen schien. Ob ich im Rechte bin, muß ich mir von Andern sagen lassen, — einem Zufalle aber verdankt meine Dichtung ihre Form nicht. Das wird mir hoffentlich jetzt von allen Lesern geglaubt.

Aus der Junkerwelt.

Vom Verfasser von

„Nach der Natur."

G. Georg Hiller v. Ha...

Erster Theil.

Hofbuchhandlung
MAX LIPPOLD
Hamburg

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1850.

884 6
G. m. 5176

P. o. germ. 1775 f (1

Berger's Buchdruckerei in Mannheim.

I.

Lang vorher.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Erſtes Kapitel.

Was über den Gräbern vorging.

„Sieh Chriſtian, den Reichen wälzt der Tod den erſten Stein auf die Bruſt, und die Armen befreit er vom letzten! Darum liegen über den Gebeinen der Schloßherren Marmorblöcke, während auf dem Grabhügel Deines kleinen Bruders Feldblumen und Grashalme nicken. Das iſt Gottes endliche Gerechtigkeit! So wird ſie oft von den Menſchen verſinnlicht, ohne daß ſie wiſſen, was ſie thun!“

Die Welt des Friedhofs iſt wie die Welt der Geſchichte. Die Geſchichte iſt die Sterbehymne der Zeiten, ſie iſt der Friedhof der Nationen und ihr Totenregiſter. Auf den Denkmälern lügenhafte Inſchriften [illegible]eben wahren, morſche Kreuze, dort und da eine bleiche Roſe oder eine gelbe Ringelblume, verdiſtelte und niedergetretne Gräber, von denen Niemand weiß, wen ſie einſchließen, — das ſind die Friedhöfe, das iſt die Geſchichte. Anhänglichkeit und Schwärmerei, Bosheit und

Parteihaß ſchreiben die Epitaphen; der Wahn pflanzt Kreuze, die Liebe Blumen; Undankbarkeit, Feigheit und Stumpfſinn laſſen die Gräber der Beſten wie der Gleichgültigen von Diſteln, Schierling und Neſſeln überwuchern, und die Prozeſſionen des Aberglaubens, die Gemeinheit, die Brutalität elender Majoritäten treten die Hügel platt. — Jenſeits des gewöhnlichen Totengartens, jenſeits der Mauer, die auch noch im Tode die Geſellſchaft umſpannt, — in der Erde, die erſt durch ihre Aſche eine geweihte wird, ruhen Verbrecher und große Menſchen. Oft Beides in einer Perſon. Sie haben eine Geſchichte für ſich, ſie ſtehn außerhalb oder über der Geſchichte ihrer Zeit, wie ſie außerhalb der Geſellſchaft ſtanden. Die Mehrzahl dieſer „Verbrecher" ſtarb den Opfertod für die Verbrechen der Geſellſchaft ſelbſt; ſie wurden als kranke Glieder abgetrennt, weil ſie den Verſuch wagten in einem Hospitale mehr oder minder geſund zu ſein. Tauſende von ihnen nennt die Geſchichte nicht, aber ſie alle machten Geſchichte und wirkten Unendliches für die Zukunft. Das nach ihnen geſchleuderte Anathem brach nur ihre Perſon zuſammen, die Henker zerfleiſchten nur ihren Leib, — ſie gingen unter, weil ſie vergänglich waren, aber ihre Idee lebte fort, tauchte hundertmal niedergeworfen, hundertmal wieder auf und hat entweder ſchon geſiegt oder ſiegt endlich doch. Der Kampf gegen

die gemachte Gesellschaft endet erst mit ihrem Sturze, und in dem was man Verbrechen nennt liegt in der Regel, bewußt oder unbewußt, der Gedanke der Opposition gegen diese in die Welt gefluchte Welt. Das Verbrechen wird endlich Tugend, wo die Tugend ein Verbrechen war. Tyburn-Golgatha ist ein Wallfahrtsort, Ufnau ein Reliquienschrein. Der Grund dafür liegt durchaus nicht überwiegend in einem Fortschritte der Zeit, sonst wären die Siege des reinen Gedankens nicht stückweise und noch dazu häufig nur scheinbare, die zu tieferem Versinken führen: er liegt in der Haltlosigkeit des abstrakten Tugendbegriffs, in dem Mangel des Prinzips freier Sittlichkeit in der sogenannten Tugend. Im Verbrechen, in der thatsächlichen Verneinung menschlicher Satzungen und anerkannter Sitte, ruht hundertmal sittliche Größe und instinktives Begreifen von Natur und Wahrheit, während die gekrönten und kanonisirten Tugenden millionenmal kindische Narrheiten oder schmachvolle Niedertracht sind, die der Natur, der Wahrheit und der Menschenwürde Hohn sprechen.

Der rezipirte Tugendbegriff wurzelt in der sozialen Lüge, und die Erbsünde heißt: Tradition.

Der Reiz, den die Geschichte auf uns ausübt, stammt aber nicht allein daher, daß wir abgeschmackt genug sind, Lebendes nach Totem modeln zu wollen und die Inschriften der Grüfte für Orakel der Zukunft

zu halten, ſondern er findet ſeine Nahrung vorzugsweiſe in einer nachgerade jedem Menſchen gelaüfig gewordenen Gefühlsrichtung. Wir klammern uns mit Vorliebe an das Geſunkene und Sinkende, wir haben aus traditioneller Dumpfheit mehr Herz für untergehende Sonnen als für die heraufdämmernde Zeit. Es iſt nicht ſchwer, die Urſache hiervon zu benennen. Sie verdient nur zur kleinſten Hälfte den Namen Mitleid, im Übrigen aber heißt ſie: Feigheit, Trägheit, Gewohnheit. Die Gewohnheit iſt ein Laſter, und hiſtoriſche Erinnerungen faſt immer ein Fluch. Wir tragen ihn, weil er ſich weich anfaſſen läßt und freundlich ſtolz ausſieht, weil er ſchmeicheln kann wie ein Traum, weil er eine gewiſſe milde Gemächlichkeit mitbringt, deren Schlummerlieder uns ſanft einlullen, — aber nicht umſonſt bot jener Alte ſein ganzes Gut für die Kunſt zu — vergeſſen. Faſt alle Völker gingen an ihrem alten Ruhme zu Grunde; die Schatten vergangner Tage ſollten die Feinde ſchlagen, aber Schatten blieben Schatten. Europa krankt bis in's letzte Glied hinein an ſeinen Erinnerungen, an ſeinem Ruhme, — darum, und nur darum, zittert es vor dem Volke, das keine Vergangenheit hat und deßhalb noch eine Zukunft erwarten kann. Die Erinnerung tötet lebendiges Streben. Aus dem Vergeſſen blüht der Genuß der Gegenwart, der Lenz der Zukunft empor; was

hinter uns liegt, iſt abgeblüht und welk, — nur der Wahnſinn und das Fieber liebäugeln mit Erſcheinungen Verſtorbener. Das große Grundgeſetz der Natur heißt Arbeit und Genuß. Die Natur arbeitet und genießt immerwährend, ſie weiß nichts vom Geſtern, das Geweſene gehört ihr nicht, es exiſtirt in ihr nichts Geweſenes, denn das All iſt in ihrer Hand ein ewig Werdendes.

Wir aber können nicht vergeſſen, wir ſind träg und feig, wir fürchten die Thätigkeit, die von Gegenwart und Zukunft kategoriſch gefordert wird, wir erinnern uns gern und hören nicht auf mit der Vergangenheit zu buhlen. Das iſt das Bleigewicht an den Schwingen unſres Geiſtes, das der Zauber, der unſer Streben lähmt. Es iſt unmöglich, daß der Geiſt der Gegenwart mit der toten Vergangenheit ein lebensfähiges und lebenswürdiges Kind erzeuge. Halblebend, halbtot hinken die Früchte dieſer ekelhaften Liebſchaft der Zukunft entgegen, die ſolche Baſtardbrut weder anerkennen mag noch kann. So zeugt die Faulniß rechtlos weiter, der Lebensfunke wird vom Tode vergiftet, die Degradation ſteigert ſich in's Unendliche, und das Reſultat . . . . . Wer weiß es? Aber die letzten Eltern-Zeiten würden ein ihrer würdiges Kind haben, wenn die Regeneration nicht endlich durch ein Wunder, durch eine Kataſtrophe in der Natur wie in der Geſellſchaft bewirkt werden müßte. —

Die Geſchichte hat ſo großen Reiz für uns, eben weil unſre Träume und Pläne Halbgeburten der Vergangenheit ſind, und weil die Geſchichte der Friedhof aller Vergangenheiten iſt. Eine Legion allgemeiner Sinnſprüche und weicher Gefühle ſingt uns von ihren Blättern an, alles Rauhe und Gewaltſame iſt abgeſchliffen und gerundet, denn ſogar die Kraft tritt uns als Ohnmacht entgegen. Die Heroen ſind tot und verſargt. Was aber iſt Kraft ohne Leben? Ein Widerſpruch in ſich, ein Nichts. Dieſer Mangel an lebensvoller Vaufähigkeit macht alle in's Praktiſche übertragne Begeiſterung für hiſtoriſche Heldenthaten zu einer Regung, die vielleicht jugendlich fantaſtiſche Schwärmer beſeelen darf, die ſich aber nun und nimmer mit der Würde des Mannes verträgt. Der Mann darf ſich an dem Kunſtwerke erbauen, das jene That feiert, aber die That ſelbſt iſt ihm keine That, ſobald ſie abgeſchloſſen und für ſeine eigne Zeit unmittelbar folgenlos beendet vorliegt. Die unverfälſchte Geſchichte zerſetzt jede, urſprünglich noch ſo dramatiſche Periode in eine Elegie. Die Weichheit ſiegt überall, und die Trauer fordert ihr Recht am Grabe der toten Löwen. Das ſtockige Blut der Vergangenheit, das durch unſre Adern ſchleicht, macht uns empfänglich für dies Dämmern und Schweben, es ergreift uns mit wehmütiger Gewalt, und bald iſt ſeine Herrſchaft vollſtändig entſchieden, —

aber ſeine Wirkung iſt dennoch ein Spiel, ein Nebelbild ohne Kern, ſie iſt Schein, wie das Leuchten fauler Weidenſtämme. Die Glut brennt nicht, und die Erſcheinung endet mit einer Enttäuſchung. Das Gefühl bleibt eine bebende Elegie ohne herzbrechenden Schmerz, der die Wehen einer That bedeuten könnte, in der ein neues Leben, ein neues Herz geboren werden ſoll; es iſt eine Nervenkomödie, in der ſich das trivialſte Behagen am eignen Daſein jeden Augenblick als luſtige Perſon in den Vordergrund ſchiebt. Mit dieſer Weichmütigkeit, dieſer knabenhaften Begeiſterung und dieſer Trivialität ſtehn wir am Ende trotz aller Vorwände unbewußt der Geſchichte gegenüber. Wir ſehn den Brander Rom auf dem Meere der Zeit ſchwimmen, aufflammen, weithin Brände tragen und endlich zerſplittert in die Luft fliegen; wir ſehn ſeinen Rumpf noch eine Zeit auf den Wellen treiben, dampfen, verkohlen und — ſinken. — Die Peterskuppel liegt als Boje über dem Abgrunde, der ihn verſchlang. — Aber ſein Untergang reißt uns nicht mit in den Strudel, wir haben nicht mit dem Wellenſchlage, mit dem geöffneten Schlunde zu kämpfen, die Brandung iſt längſt vorüber, alſo treibt uns auch nichts über jenes vage, elegiſche Gefühl hinaus. Das Feld iſt zu weit, die Thatſache zu alt und zu groß, und darum der Schmerz ſo klein.

Wirklicher Schmerz will einen scharfbegrenzten und — wenigstens individuell — naheliegenden Anknüpfspunkt; das allgemeine Mitleid verwandelt sich nur engeren Gruppen und einzelnen Persönlichkeiten gegenüber in fressendes Weh. Noch heute erschüttert uns der Tod Hektors und der Johanna d'Ark, das Schicksal der Gracchen, der Abenceragen und der Hohenstaufen mächtig und in ganz anderer Weise als die Zertrümmerung des Perserreiches und der Sturz von Byzanz. Wir können uns in die Lage, in die Gemütsstimmung jener einzelnen Menschen hineindenken, nicht aber in die Empfindung eines ganzen Volkes, das aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt ist. Mit jenen Männern liegen uns dann auf dem Friedhofe der Völker Tote begraben, die wir liebten; wir betrüben uns ernstlich und fühlen Lücken in uns, die noch jetzt, nach tausend Jahren, durch persönlichen Verlust entstanden zu sein scheinen. Damit tritt aus der bleichen Gräberharmonie ein großer schmerzlich schöner Akkord an uns heran, wir fassen ihn auf, die anderen verschwommenen Töne verklingen und verstummen endlich ganz, und wir hören nur das Lied, das von den Gräbern der Lieben ausgeht. Wir leiden, weil wir wollend oder unwillkürlich, aber immer doch durch spezielle, eigne, geistige Thätigkeit, das ganze Leid der Toten in uns reproduziren. Nur das Lebensbewußtsein, wie es jeder Thätig-

keit zu Grunde liegt, nur die Lebensthätigkeit ſelbſt, iſt wirklicher Affekte fähig: wir vermögen alſo nur an Gräbern, die uns theure Menſchen einſchließen, wirklichen Schmerz zu empfinden, während die andern Hügel, die unſre Thätigkeit ruhen laſſen, nichts als unbeſtimmte weiche Regungen erwecken können.

Weiche Gefühle haben Das mit weichem Holze gemein, daß ſie raſch aufſchießen, aber der Zeit nicht Stand halten. Die Saat der Liebe und Verſöhnung wird an Gräbern doppelt üppig empor ſproſſen, momentan überwuchern, aber auch mit dem letzten verbebenden Singſang welken: — ſie ſaugt ihre ganze Nahrung aus jenem unbegrenzten Schweben, aus dem allergrundloſeſten Friedhofsmitleid. — Haß keimt nie aus gleichgültigem Hügel, er iſt ein Kind des echten Schmerzes, eine Frucht perſönlichen oder wahlverwandtſchaftlichen Verluſtes. Er wurzelt ſich unausrottbar ein und bildet langſam und zäh, aber ohne jemals eine Pauſe zu machen, ſeine ſtarre undurchdringliche Dornenhecke. Der Haß, der an Gräbern geſät wird, iſt nicht zu neutraliſiren, er iſt wie das Totengift. Die Sühne liegt bei den Begrabnen in der Erde, der Hügel ſchloß ſich über Beiden für immer. —

Und die Worte, mit denen unſre Erzählung begann, wurden an einem Grabe geſprochen!

Ein kunstreich geschmiedetes Gitter von Eisen, geschmückt und verbunden durch vergoldete Zierraten, umgab eine Wildniß von Flieder, Jasmin und Akazien, die eben in voller Blüte standen. Cypressen streckten ihre düstern Zweige durch das Gewirr der Sträucher empor, und Hängeweiden rieselten ihre mattgrünen Blätterschweife darauf hinab. Das Laubwerk ließ durch seine Oeffnungen eine Anzahl von Kreuzen, Urnen und Genien mit erloschner Fackel, kurz aller jener Symbole sehn, die den Tod bedeuten und zum Schmucke von Grabstätten verwendet werden. Die meisten dieser marmornen Erinnerungszeichen trugen am Sockel ein Wappen von einer Grafenkrone überragt, oder eine Verbindung desselben mit dem Schilde anderer Familien, deren Adel sich an Rang und Alter mit dem Kranich der Hehlen messen konnte.

Das Gitter umschloß in einer Ecke des allgemeinen Friedhofs den Beerdigungsplatz des alten Grafengeschlechtes. Einer der Ahnherren hatte ihn gewählt, weil er entweder freiströmende Luft geliebt, oder weil sein erster Akt — nach der jüngsten Auferstehung — eine Begrüßung seines Stammschlosses, das man von hier aus sehn konnte, ein Blick auf die alte Herrlichkeit sein sollte. Der letzte Grund wäre in unsern Tagen ein unwahrscheinlicher, ja unmöglicher, aber der älteste

Grabſtein, eine mit kriegeriſchen Trophäen geſchmückte Urne, wies ſchon in der Zeit des Beginns unſrer Erzählung, alſo bald nach den vielbelobten ruſſiſch-deutſchen Befreiungskriegen, durch ſein lateiniſches Chronogramm ein mehr als hundertjähriges Alter nach. So hat denn dieſe Vermutung etwas für ſich und erſcheint jedenfalls rittertümlicher, als die Liebe zu freier Luft. Ein beſondrer Grund für die Wahl des Ortes muß aber ſchon darum findbar ſein, weil in jenen Tagen noch die Kellergewölbe der Kirchen für die „Herren“ offenſtanden, oder ihre Särge doch, wie noch heute, in beſondern Grüften beigeſetzt wurden.

Wir vermögen indeß die Frage nicht zu entſcheiden und müſſen uns mit der Thatſache begnügen, daß die Grabſtätte der Grafen Hehlen in einer Ecke des allgemeinen Friedhofs lag und nur durch ein Gitter von dem letzten Lager ihrer Unterthanen getrennt war. — Der Tod mußte in wenig Jahren reiche Ernte gehalten haben: drei der Denkſteine ſtanden kaum ein Decennium, und ein vierter war offenbar ganz neu. Von dem Letzteren konnte man das ſchwarze Marmorkreuz mit den goldenen Buchſtaben im dämmerigen Abendlichte frei ſehn, während ſein Piedeſtal von dichten Gebüſchmaſſen verborgen blieb.

Dicht daneben, aber außerhalb des Gitters, war ein kleiner Hügel aufgeſchüttet, der, wie aus ſeiner

Kürze hervorging, die Leiche eines Kindes bedeckte. Auch er war noch frisch. Das Gras spann sich erst drüber, man sah zwischen den Halmen und Maßlieben noch die rohen Schollen. Eine Hand voll Phlox, die sich von dem Ueberflusse jenseits des Gitters durch die Stäbe gepreßt hatte, blühte zu haubten des Grabes, und eine graue Phaläne zuckte pfeilschnell drüber hin. Nicht einmal ein Kreuz aus Holz bezeichnete die Stelle. Die, denen der Ort heilig, wußten ihn auch so zu finden, und die Anderen wären doch daran vorüber gegangen um die reichen Bildwerke in der Grafenecke zu betrachten. Nur die Phaläne hing drüber und sammelte Duft aus den Violen.

An diesem kleinen, ungeschmückten Grabe stand der Mann, dessen Worte das Kapitel einleiteten.

Seinem Anzuge nach war er ein Handwerker aus dem Dorfe, das sich in der Schlucht zwischen zwei mäßigen Hügelreihen hinzog, von denen die eine das neuere Schloß, die andere die Burgruine Hehlenried trug. Die Züge des Mannes waren kräftig und bestimmt, aber zugleich von so scharfem, um nicht zu sagen — vornehmem Schnitte, daß sie neben der kurzen Jacke von blau und weiß gestreiftem Drill doppelt auffällig wurden. Das Gesicht würde sicher einen überwiegend angenehmen Eindruck gemacht haben, wenn die ungewöhnlich helle Färbung der Pupille dem Auge

nicht etwas zugleich Stieres und Unſichres gegeben hätte. Mit dieſer Eigentümlichkeit aber lag für Jedermann, der ihn zum erſtenmale ſah, etwas Störendes und Entſtellendes in dem Kopfe. Sie würde auch dann noch den Mann zu einer faſt unheimlichen Erſcheinung gemacht haben, wenn die höhniſche Bitterkeit, die jetzt den Mund umzuckte, einem mehr Vertrauen erregenden Ausdrucke Platz gemacht hätte. Vielleicht lag dies Abſtoßende auch nicht bloß in dieſer auffallenden Äußerlichkeit, die man durch Gewohnheit überſehn und vergeſſen lernt, vielleicht lag es tiefer und ſah nur aus den Augen wie aus Fenſtern heraus. Im Uebrigen geſtatteten ſeine ſchlanke und doch gedrungene Geſtalt, die einzelnen Formen ſeines Körpers und die Elaſtizität ſeiner Bewegungen, ihn für einen geſunden und ſchönen Mann zu halten. Er war jung, und ſein Taufſchein, — wenn er einen beſaß, — wäre wol im Stande geweſen gewiſſe Linien auf ſeiner Stirn und an den äußeren Augenwinkeln zu Rätſeln zu machen. Mit fünf und zwanzig Jahren pflegt das Leben ja in der Regel ſeine Tätowirmaſchine noch nicht an der Hautoberfläche zu verſuchen. Aber auch nur der Haufe lebt nach Jahren .....

Doch ſcheint jener Mann zum „Haufen," zu der Maſſe zu gehören, deren größtes, ja faſt einzig bewußtes Leid in materieller Sorge, in Kummer um Nahrung für morgen beſteht .....

Daß er arm ſei, verrieten ſeine Worte, auch wenn ſein Anzug es nicht verraten hätte, aber die Art, in der er von ſeiner Lage dachte, gibt ihm ſicher das trübe Vorrecht, mehr und anders zu empfinden als der dumpfe Haufe.

An der Hand hielt er einen Knaben von etwa vier Jahren, deſſen Geſicht Spuren der Verwüſtung durch Pockennarben zeigte. Aber hier waren es grade die Augen, welche die unſchöne Geſammtheit, das unregelmäßige, verſchobne Profil faſt vergeſſen ließen. Man glaubt, daß Kinder, deren Augen ein frühreifes Verſtändniß, ein auffallend ausgebildetes Faſſungsvermögen kundgeben, ſehr bald das kleine, für ihr Sinnen und Trachten nicht zureichende Getriebe ihres Körpers abnutzen und daß ſie ſterben ehe ſie wirkliche Reife erlangt haben. Die großen, dunklen Augen des kleinen Chriſtian, die mit ihrer Klarheit und ihrem Glanze wie zwei fremde Sterne in dem magern, mißfarbigen Geſichte ſtanden, hätten dieſen Glauben eher hervorrufen als widerlegen können. Es blickte aus ihnen nicht die unſtete Neugier des Kindes, nicht die Freude am Wechſel, ſondern ſie fragten feſt und beſtimmt, und oft gaben ſie ſogar Antworten. Ihre funkelnd ſchwarzen Kugeln blitzten dann den Eindruck zurück, den Gedanken oder Gegenſtände auf den Geiſt des Knaben gemacht. Wol mochte ſeine Reflexion ſchief

ſein, — aber man konnte ſich von dieſen Augen nicht ohne die Ueberzeugung abwenden, daß ſich in den kleinen Gehirnmaſſen, dem ſie Bilder zuführten, das Weben der Gedanken in der That ſchon über Dinge ſpannte, die der Kinderwelt fernliegen; man mußte glauben, daß dieſer Kopf ſchon verſuchte, Eignes an das Treiben der Anderen hinan zu denken und ſomit zu urteilen. Seine Züge ſprachen demnach auch nicht jenes unruhige prickelnde Sichgehnlaſſen der Kindheit aus, ſondern waren gewiſſermaßen in ſich zurück geſenkt und wie von einem dominirenden Gedanken geſammelt.

Ob der Wuchs des Knaben in Folge dieſer vorzeitigen Geiſtesthätigkeit oder jener gräßlichen Krankheit, die ſein Geſicht zerfleiſcht hatte, zurückgeblieben war, müſſen wir unentſchieden laſſen. Gewiß iſt nur, daß ſeine phyſiſche Entwickelung hinter der Erſcheinung eines geſunden Kindes ſeines Alters zurückſtand und daß die Jacke von braunem Merinos, ſo wenig Stoff auch für ſie verwendet war, an ſeinem feinen gebrechlichen Körper ſchlotterte. Auch ſchien ihn das Duzend Kohlblätter, das er unter dem Arme trug, ſchon nach der einen Seite zu ziehn und ihm mannigfache Beſchwerde zu verurſachen.

Wir wollen nicht behaubten, daß das Kind den Gedanken des Mannes ganz und gar folgen konnte, und nehmen gern an, daß das folgende Geſpräch, troß

des Dialogs, von der einen Seite mehr als lautes Selbſtgeſpräch geführt wurde.

„Wir mögen auch nichts von den toten Reichen haben,“ ſagte der Knabe als Antwort auf jenes eigentümliche Argument für die Gerechtigkeit Gottes, das in den marmornen Denkſteinen liegen ſollte. „Hilf mir die Blumen, die wie ein Almoſen aus dem Grafengitter vorfallen, von Heinrichs Grabe reißen.“

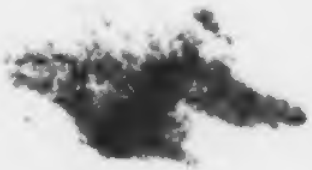
„Laſſe ſie nur. Die Blumen werden ſich im Freien behaglicher fühlen. Hier werden ſie nicht von kalten Steinen gedrängt, die Bäume meſſen ihnen nicht Luft und Sonne zu, ſie werden darum deſto freigebiger und freudiger blühn. Das Almoſen, das ich von der Hand der Herzloſigkeit ſelbſt für das Grab meines Kindes verſchmähen würde, ich nehme es als freiwillige Gabe der Natur dankbar an. Was die Natur gibt, ſegnet ſie auch; aber an Allem, was von den Reichen kommt, klebt ein doppelter Fluch. Sie geben uns Das was ſie durch Erpreſſung von uns erworben brockenweiſe wieder; ſie geben mit gerunzelter Stirn, und ihr Wohlthun heißt Eitelkeit oder Prahlerei. Die Natur gibt lächelnd, und was ſie gibt iſt ihr wirkliches Eigentum.“

Der Knabe verzog das Geſicht, als verſtände er nicht recht, wie das Geſchenk der Natur trotz der

Vermittelung der Reichen hier ſeinen vollen Wert behalten ſollte. Dann fragte er:

„Gehört denn die Natur nicht auch den Reichen? Sie haben doch Feld, Wald, Wieſe . . . . .“

„Nein, die Natur hat keinen Herrn, denn ihr iſt Alles unterthan. Die Natur iſt frei. Die Reichen beſitzen zwar ſcheinbar den größten Theil der Erde und ſchieben uns allenthalben Schlagbäume vor, aber ſie können nicht hindern, daß für uns ſo gut wie für ſie die Bäume Schatten und die Wieſen Blumen haben; ſie können uns Licht und Luft nicht vergiften, ſie können nichts aus der Natur ſtehlen, ſo gern ſie es thäten. Sie feinden uns an, aber auch wenn ſie die Macht hätten, würden ſie uns nicht vertilgen mögen, denn ohne uns, wären ſie im Beſitze aller Schätze — arm. Die Armen machen ihren Reichtum aus, drum geben ſie uns von Zeit zu Zeit einen Brocken, damit wir nicht zu Grunde gehn. Aber wir, wir ſind die Zukunft, wir werden nicht zurückbeben müſſen, wir werden ſie ſelbſt vernichten können. Wie ſich jetzt in all' unſre Gebete ein ewiger Fluch für die Erbpächter der Freude mengt, wird dann ihr Gnadenſchrei durch unſern Siegesjubel dringen. Nicht Alle werden ausſterben und der Rache entgehn, wie dies verrottete Geſchlecht . . . . .“



Er zeigte nach den Denksteinen und rüttelte heftig an dem Gitter der Grafenecke.

In diesem Augenblicke erhob sich eine Gestalt, die zu Füßen des neuen Kreuzes gekniet oder gesessen haben mußte, stieß die Thüre des Gitters auf und trat dicht vor den Mann.

„Und was thaten Ihnen diese Toten? Was thaten Ihnen meine Väter?“ fragte eine so metallreine Stimme, daß selbst die zornige Aufregung sie nicht mißtönend machen konnte.

Es war ein Mädchen in tiefem Traueranzuge, das so plötzlich und unerwartet Rechenschaft forderte. Der Mann erkannte die einzige Tochter des letztverstorbenen Grafen, die er früher wiederholt von fern gesehn, und es war gewiß ebenso sehr eine mechanische Äußerung traditioneller Ehrfurcht, als ein Gemisch von Überraschung und Wohlgefallen an der Schönheit der Fragenden, daß er sein Arbeitskäppchen abnahm und schwieg. Es blitzten noch Thränen an den Wimpern ihrer tiefblauen Augen, aus denen ihm die Wiederholung jener festen, heftigen Frage entgegen sah; auf der hohen weißen Stirne zeigten sich im Schatten leichtgekrauster schwarzer Haare noch die Linien des Zornes, und der zwiefache Affekt, der verklingende Schmerz neben dem herrschenden Grolle, gab dem Gesichte etwas Ungewöhnliches, Leuchtendes. Es ging

dem Manne, wie es Denen immer gehn wird, die ihre Theorien nicht von der Praxis, nicht im Kampfe mit den Verhältniſſen ſelbſt abſtrahiren. In der Theorie hatte er die Tradition überwunden, er glaubte nicht an die Götter der Erde, — aber für dies junge, ſchöne Weſen fand er keinen Fluch. Er ſtaunte das Mädchen an und ſchwieg.

Auch die Dame war erſtaunt. Die Sprache hatte ſie getaüſcht. Nachdem ſie den Anzug des Mannes gemuſtert, ſprach nur Stolz aus ihren Zügen. Sie verlangte von dem Manne in der verwaſchenen Drilljacke keine Erklärung, keine Antwort.

„Ihr müßt in dieſer Gegend fremd ſein, ſonſt wüßtet Ihr, daß Schloß Hehlenried keinem Bedürftigen durch Schlagbäume verſperrt iſt," ſagte ſie mit jenem kauſtiſch verweiſenden Nachdrucke, mit jenem überlegnen Tone, den die Kinder der Vornehmen immer für niedriger geſtellte Leute in Bereitſchaft haben, auch wenn dieſe an Jahren und Erfahrung viel älter ſind. „Ihr müßt hier fremd ſein; indeß ſcheint Ihr Kraft und Geſundheit in ſo hohem Grade zu beſitzen, daß Ihr beſſer thätet Eure Arme zu regen und für Euch ſelbſt zu ſorgen, ſtatt nach Haüſern zu fragen, in denen man ohne Prahlerei wohlthut, und vor Allem ſtatt Menſchen zu ſchmähen, die Ihr nicht gekannt und die beſſer waren als Ihr."

Damit wendete ſie ihm den Rücken zu und ging raſch, aber feſten Schrittes durch das Thor des Friedhofes. Bald darauf ſah man die hohe, ſchlanke Geſtalt einen Seitenweg einſchlagen, der das Dorf vermied und zwiſchen den Feldern in den Schloßpark führte.

Ihre Entfernung hatte die Antwort unmöglich gemacht, die der Mann am Grabe ihren letzten Vorwürfen entgegen ſetzen wollte. Er drückte ſeine Mütze wieder in die Stirn, und als er ihr über die Mauer nachſah, murmelte er vor ſich hin: „Sie verſteht mich nicht! Wie ſollte ſie auch . . . .?„

Ihre Worte hatten ihn auf das Empfindlichſte verwundet, aber zu neuer Bitterkeit herausgefordert hatten ſie ihn nicht. Das Gefühl, das ihn quälte war um ſo peinigender, als ſich das ſchöne, traurige Geſicht des Mädchens zwiſchen ihn und ſeinen grundſätzlichen Haß ſtellte. Er war nicht durch anhaltendes Wetzen im Treiben der Welt dahin gekommen, daß ihm kein unmittelbares Gefühl mehr ſein Recht abgetrotzt hätte; das Gefühl machte ſich geltend, und er ſah ſich durch das Bewußtſein niedergedrückt, daß er in ſich keinen Grund dafür finden werde, den Haß, den er für die Kaſte hegte, auf den erſten beſten Repräſentanten derſelben, der ihm vom Geſchicke vorgeſchoben würde, zu entladen. Seine Theorie erlitt durch

den Beweis der Unanwendbarkeit für jeden konkreten Fall einen argen Stoß. Hätte ein grämlicher, brutal hochmütiger Burſche ihn angefahren, hätte man verſucht ihm den ſchuldigen Reſpekt mit der Reitgerte in's Gedächtniß zurückzurufen, ſo wäre ſein Zorn gewiß in lichterlohen Flammen ausgebrochen, er wäre der direkt Beleidigte geweſen und hätte nicht die uralte hiſtoriſche Beleidigung des Armen durch den Reichen, ſondern eine perſönliche zu rächen gehabt. Aber hier war es ein Mädchen, ein kaum ſiebzehnjähriges Kind, das am Grabe ſeines Vaters geweint hatte . . . . . Er war der Angreifende geweſen, nicht die Gräfin .... Die Theorie hat nie Geiſtesgegenwart genug, einer Querfrage Stand zu halten, die ein Gefühl, ein fremdes Element in die wohlgeordneten Schlußreihen bringt. — Und hier fand ſich mehr als eine Entſchuldigung für das ganze Auftreten des Mädchens, mehr als ein Gefühl warf ſich zu ihrem Advokaten auf. Mußte ſie denn nicht zürnen, da man ihre Väter augenſcheinlich ohne alle Veranlaſſung geſchmäht? Hatte ſie nicht ein Recht, Den für ſchlecht zu halten, dem ſelbſt der Friede der Toten nicht heilig war, der ſelbſt für Gräber einen Fluch hatte? Bewies ſie nicht durch ihre energiſche Sprache einem fremden Manne gegenüber, daß ſie hohen Mut und Kraft beſitze? Und konnte nicht die äußere Erſcheinung des Mannes im Vereine

mit ſeinen Worten ganz wohl den Irrtum hervorrufen, daß er vom Mitleid Anderer verlange, was ihn die eigne Trägheit nicht erwerben ließ?

„Sie konnte mich nicht verſtehn!“ wiederholte er.

Aber Chriſtian verſtand ſeinerſeits den Vater auch nicht. Seine Tradition war eine andere als die des Mannes. Der Vater hatte nie anders als verächtlich und bitter von den Vornehmen und Reichen geſprochen und der vorgeeilte Verſtand des Kindes dieſe Lehren ganz ebenſo begierig aufgenommen wie andre Kinder den Haß gegen ungeſchlachte Rieſen und tückiſche Zwerge, die ihres Zeichens Prinzeſſinnenräuber ſind und endlich von tapfern Paladinen erſchlagen werden müſſen, damit dieſe mit den gefangnen, nun glücklich befreiten Damen Hochzeit machen können, aufzunehmen pflegen. Anders als märchenweiſe, vom Hörenſagen, kannte er ja die Verhaßten auch nicht, und von frühauf mit dieſem Widerwillen genährt, hatte er die Scheu nicht zu überwinden, die den Andern, wie ihm der Haß, eingeimpft wird. So ſehr Kind war er natürlich noch, nichts von Theorie und Regel, alſo auch nichts von Ausnahmen zu wiſſen; er kannte nur die Anwendung, — und dem Kinde ſcheint Alles und immer anwendbar. Die enfants terribles ſind der Geſellſchaft ſo ſchrecklich, weil ſie aus inſtinktivem Sittlichkeitsgefühle rückſichts-

los ehrlich ſind. — Der Knabe war in ſeiner Weiſe ſchon einen Schritt über den Vater hinaus . . . . . Indeß, wer kann ſagen, ob die Dame ihm nicht grade imponirt hätte, wenn ſie glänzend geſchmückt, wenn ſie wie eine Reiche, und nicht als trauernde Tochter gekommen wäre! — Jetzt begriff er nicht, warum der Vater dem Mädchen im ſchwarzen Kleide die Antwort ſchuldig geblieben; er begriff nicht, warum er die Mütze gezogen ſtatt trotzig zu ſagen: „Geh' hin, Du gehörſt zu den Verfluchten!“ Hatte Er doch die Fauſt geballt, als die „Reiche“ gewagt, ſeinen Vater ſo hart anzulaſſen. — Dies „Warum?“ lag ebenſo ſchwer auf ſeiner Bruſt, als der Kampf zwiſchen Princip und Konſequenz auf der des Mannes.

Chriſtian ſah eine Zeit lang mit über einander gebiſſenen Zähnen der Gräfin nach, dann fragte er:

„Iſt ſie ſo ſchwarz, weil ſie ſo böſe iſt?“

„Ihr Vater iſt geſtorben, ſie hat Trauer,“ antwortete der Mann ohne ſich umzuwenden.

Dieſe kurze Antwort, die doch wieder eine Erklärung für den Knaben verlangte, ſteigerte deſſen Gereiztheit noch mehr. Es war ein Akt ohnmächtig kindiſcher Wut und deßhalb um ſo widerwärtiger, daß er nun doch trotz des väterlichen Verbotes den Blumenſtrauch abriß und die Blüten zertrat.

Der Vater ſah nichts davon. Er war dicht an die Kirchhofmauer getreten und blickte, die Arme auf der Bruſt verſchränkt, unbeweglich nach dem Schloſſe hinüber . . . . . .

„Ä ſchaines Schlößche, a ſchainer Park! Soll mir Gott helfen, Bäume drin, Stück für Stück ſechszig Gulden unter Brüdern wert. 's Wär' uns Beiden geholfen, wenn wir dürften 's Bauholz 'rausziehn, für eigne Rechnung bezimmern laſſen . . . . . Gott, ich wär' zufrieden mit 's Geſchäft vom Aſtholz!“ —

Gibt's wol etwas Widerwärtigeres, als aus ſeinem eigenſt eignen Traumreiche, wär's auch nur ein eignes Dornengeflecht, plötzlich durch eine grenzenloſe Trivialität heraus geriſſen zu werden? Der Gedanke, der eben aufſtieg, ſinkt mit einem ſchmerzlichen Schrei, vielleicht für immer, in's Nichts zurück, die Schaar der anderen, ſchon durchgedachten, die ſich zu einer Gruppe zu ordnen begann, ſtiebt aus einander, — die Myſterien ſind entweiht. Wehe dem Profanen, deſſen unberufnes Eindringen das Opfer ſtörte! —

Mendel Sack, wie ihn die ganze Gegend nannte, ohne daß wir verbürgen wollen, daß ihn irgend ein Civilſtandsregiſter unter dieſem Namen führte, — Mendel Sack, der Hauſirjude, hatte bei ſeiner Wanderung den abkürzenden Weg, der über den Friedhof nach der Landſtraße ging, eingeſchlagen und war un-

bemerkt hinter den Traümenden getreten. Der ſtarren Richtung der Blicke des Anderen folgend, hatte er den Gedanken Worte gegeben, die ihm den mächtigen Laubkronen des Parkes gegenüber zunächſt lagen.

Der Angeredete zuckte zuſammen, drehte ſich einen Augenblick unwillig um, ſchleuderte dem Juden einen glühenden Blick zu, dann verzog er den Mund ſpöttiſch und kehrte ihm wieder den Rücken zu. Er war eben wie ein Paria behandelt worden, dies und die Störung reizte ihn zugleich und ſo fand er eine Art von Genugthuung darin, die Verachtung, deren Stachel er ſelbſt gefühlt, momentan weiter ſchnellen zu können.

„Nun, Musje Hennings,“ fuhr der Jude in ſeinem Jargon, den zu kopiren wir nicht verſucht ſind, geſprächig fort, „was ſchuddert Ihr den Kopf, als ob das Geſchäft nichts taugte? Ihr hättet doch auf Lebenszeit genug Stöcke für Eure Drehbank . . . . .“

„Schwazt Eure Albernheiten Denen vor, die ſie lieber hören als ich. Geht Eure Wege und laßt mich ungeſchoren!“

Musje Hennings zeigte nunmehr thatſächlich, daß er Luſt habe, einen guten Theil ſeiner dumpfgährenden Wut an dem zudringlichen Gegenüber auszulaſſen. Auch fuhr der Jude bei dem erſten Worte, das ihm auf Armeslänge zugedonnert wurde, einen Schritt zurück. Lang konnte indeß dies Zurückweichen und Nachgeben

nicht dauern, er hatte ſchon gefährlicheren Stürmen Stirn geboten, raffte alſo bald wieder ſeine Dreiſtigkeit zuſammen und ſagte, immer in ſeinem näſelnden Tone:

„Steht Ihr doch ſelber da und gafft in's Blaue, — darf ein armer Jude nicht ſo gut Luftſchlöſſer bauen als Ihr?“ Dann ſetzte er, ehe noch ein neuer Ausbruch erfolgen konnte, begütigend hinzu: „So wahr Gott lebt, hab' ich doch ſchon unten bei der Frau Gertrude nach Euch gefragt, um Euch einen wirklichen, ſoliden Vorſchlag zu machen. Die arme Frau! Hat auch beſſere Tage geſehn und verdient zu leben wie eine Fürſtin. Euch muß geholfen werden, ſchon der Frau zu Liebe. Mendel Sack meint's gut mit Euch! Seht doch nur, wenn er Euch ſchaden wollte, ſo fragte er den Müller, ob er dem kleinen Chriſtian erlaubt hat, alle Tage Krautblätter von ſeinem Beete zu holen? Oder er ginge gar zum Förſter und ſagte, wozu der Sohn des Drechsler Hennings das Grünfutter braucht.... Was? Meint Ihr nicht auch, daß Euch das kleine Häsche theuer zu ſtehn käme?“

Bei dieſen Inſinuationen verſuchte er aber mit ſeinen trüben Augen, die aus engen roten Schlitzen ſahen, ſo ſchelmiſch zu blinzeln, daß man möglicherweiſe in dieſem Manövre die Verſicherung finden konnte, ſeine Drohungen ſeien höchſtens eine ganz unſchuldige

Neckerei. Hatte er indeß die Abſicht, auf dieſe Weiſe als Mitwiſſer und Hehler Vertrauen zu erwecken, ſo mißlang ihm der Verſuch ganz und gar.

„Chriſtian, gehe augenblicklich nach Hauſe, trage Deinen Hans über den Bach in's Feld und überlaſſe ihn ſeinem Schickſale,“ ſagte Hennings ſtreng ohne das Mienenſpiel des Juden im Geringſten zu beachten. „Und nun, was habt Ihr mir zu ſagen, daß Ihr mich ſogar in meiner Wohnung, deren Schwelle ich Euch ein für allemal verboten, aufzuſuchen wagtet? Aber ſeid minder geſchwätzig als gewöhnlich, ſonſt mögt Ihr den Gräbern hier Eure ewigen Projekte mittheilen, die ſind geduldiger als ich.“

„Ich weiß, Herr Hennings, ich weiß. Immer gleich Feuer auf dem Dache. So gehört ſich's auch zu meinem Vorſchlage. Ein raſcher Entſchluß und Ihr Glück iſt gemacht.“

Er nannte den Drechsler nun Herr und änderte auch die Anrede. Hennings lächelte wieder ſpöttiſch über dieſe Liſt.

„Das was Herr Mendel Sack „Glück“ nennt,“ ſagte er, „ſuch' ich nicht. Habt Ihr wieder einmal nichts Beſſeres vor als mich, oder vielmehr Euch durch mich und meine Arbeitskraft zu bereichern, ſo ſpart Euch den Athem für Euern Weg. Iſt's etwas Anderes, ſo ſprecht ohne Umſchweife und Einleitungen.“

„Zur Sache alſo, Freundchen, zur Sache. Mein Schwager, der groſse Lieferant der ruſſiſchen Armeeſtiefel, ein reicher, berühmter Mann, hat mir zukommen laſſen den ehrenvollen Auftrag, anzuwerben brave, tüchtige, geſchickte, deutſche Handwerker für die groſse Hauptſtadt St. Petersburg. Die Reiſekoſten werden bezahlt in ruſſiſchen Rubeln, das Handwerkszeug und das erſte Material wird geliefert umſonſt. Die Lokalität kann ſich jeder ausſuchen, wie's zu ſeiner Sache paſst. Gott im Himmel! kann ein arbeitſamer Mann da werden ein reicher, gemachter Mann, ohne zu wiſſen wie und warum! Ihr ſeid ein Drechsler, ein Kunſtdrechsler, ein geſchickter Kunſtdrechsler und Bildſchnitzer; ich habe geſehn Euer Meiſterſtück: Gott über der Welt, haben die Leute geſchrien, ein ſo junger Menſch, hat er gemacht ein wahrhaftiges Wunder von Figuren und Kompoſitien. Ich geb' Euch heute, wo die Leute's ſo rar ſind, wie die ehrlichen Leute, ich geb' Euch jetzt, bei dieſer ſchweren Zeit, jetzt auf der Stelle einen goldnen Dukat, akkurat, gewichtig und unbeſchnitten, für die heilige Zille von Elfenbein, die Ihr auf Eurem Bücherbrette ſtehn habt."

Er griff in ſeine über alles Maſs geräumige Taſche, brachte nach langem Suchen und Wühlen, das auf eine Unzahl in dieſem Behältniſſe aufbewahrter Utenſilien ſchlieſsen lieſs, ein kleines ledernes Beutelchen hervor, ſah ſich miſstrauiſch nach allen Seiten um und

nahm dann aus dem ſchmutzigen Verſteck einen in Papier gepackten Louisd'or, den er verlockend zwiſchen den Fingern hin und her wog während er den Drechsler aus den Winkeln der Augen fixirte. Die Sucht ſelbſt einen Handel, und zwar offenbar einen vortheilhaften, zu machen, drängte einen Augenblick das große fremde Projekt in den Hintergrund. Mendel Sack war ein echter Geſchäftsmann, er ließ nie eine Gelegenheit unbenutzt vorübergehn und hielt ſich im Nothfalle an den alten Satz, daß Treyfen nach und nach Steine aushöhlen. Ging's nicht im Sturme, ſo legte er Minen, eröffnete Approchen und ſchoß Breſche, in der Regel kam er endlich doch an's Ziel. Um die heilige Cäcilie ward er auch nicht zum erſtenmal.

Henninge machte indeß nun ein faſt heiter ironiſches Geſicht, — er fühlte ſich einen Augenblick glücklich in ſeiner Überlegenheit und in ſeinem Talente, das Geldſtück aber wies er kalt ab.

„Ich ſagt' es Euch ſchon längſt, die Schnitzerei iſt mir weder um dieſen noch einen andern Preis feil, und ich zerbräche meine beſte Arbeit eher, ehe ich ſie Euch zum Verſchachern gäbe,“ ſagte er, nachdem er den Juden erſt abſichtlich eine Zeit lang zwiſchen Furcht und Hoffnung gelaſſen.

„Nun, ich werde wieder nachfragen. Vielleicht ein neues Kattunkleid für die Frau Gertrud . . . .“ Er

lupfte ſeinen Querſack von der Schulter und wollte offenbar ſofort Proben und Vorräte auskramen, aber eine ungeduldige Handbewegung Henningß hielt ihn ab. „Ja man kann viel haben für einen ſolchen Louis-d'or,“ fuhr er fort, „und der wäre doch leicht verdient, — Ihr habt's ja ſchon vor Jahren gearbeitet. Warum ſolltet Ihr Euch nicht für den auf der Straße gefundnen, ja wirklich gefundnen Verdienſt, einen guten Tag machen wollen. Ihr habt gewiß ſeit lang keinen Schoppen guten Wein getrunken. Ich ſag' Euch, mein Bruder führt eine Sorte, Elſer, wahrhaftigen Elſer ....“

Man möchte behaubten, Mendel Sack kannte das Neue Teſtament und kopirte das „Alle Königreiche der Welt huldigen Dir, wenn Du mich anbeteſt!“ Seine Verſuchung war die moderne Miniaturausgabe des Wüſtenkapitels der Foliobibel. Aber es hieß auch hier auf der nächſten Seite: Apage Satanas!

„Seid Ihr endlich mit Eurer Projektmacherei zu Ende?“ unterbrach der Drechsler den Juden, der ſchon ehe der Handel noch zum Abſchluſſe gediehen, zu berechnen anfing, wie er wenigſtens einen Theil der proponirten Kaufſumme wieder in ſeiner oder doch ſeiner Leute Taſche zurückbringen könne, unterdeß aber auch den Louisd'or wieder in ſeine verſchiednen Hüllen packte.

„Noch nicht, noch nicht, das Beſte kommt noch! Was verdient Ihr mit Euren Spinnrädern? Der kleine

Verdienſt wird auch ein Ende nehmen, wenn alle Leute hier in der Gegend verſorgt ſind. Was wollt Ihr dann anfangen? Jetzt iſt die rechte Zeit. Ihr müßt etwas Anderes arbeiten, weil Ihr Anderes arbeiten könnt. Ihr könnt alſo nichts Klügeres thun als jetzt gleich nach Petersburg zu gehn und dort in Elfenbein zu arbeiten — für Rechnung von meinem Schwager . . . .“

„Hol' Euch der Henker, Euch und Euern Schwager ſammt ſeinen Armeeſtiefeln und ſeinem Elfenbeine. Ich verdiene was ich brauche; brauch' ich mehr, ſo werd' ich mehr oder Anderes arbeiten. Reich werden oder mich von Eurer Sippſchaft ausbeuten laſſen, will ich nicht, — wenn Ihr nichts Beſſeres wißt: Geht zum Teufel! Ich bleib' im Lande!“

„Hitziger Menſch! 's hat Zeit damit, beſchlaf's; ich kann wieder anfragen, wenn Ihr die Sache überlegt habt. Ich weiß doch, daß Ihr ſelbſt noch ſagen werdet, Mendel Sack iſt ehrlicher Mann, er meint's gut mit mir. — Und wie iſt's mit der heiligen Zille . . . .?“

Henning hörte weder das geſchwätzige Selbſtlob noch die Wiederkehr des alten Gelüſtes, das den Juden unwillkürlich nach der Taſche, die den Louisd'or barg, greifen machte. — Sie gingen nach verſchiednen Seiten aus einander.

Von den Wieſen wallten die Nebel auf und zogen ihre hellgrauen flatternden Binden um die kleine Totenkapelle in der Mitte des Friedhofes zuſammen. Ihr Thürmchen ragte bald wie aus einem dichten Rauchmeere hervor. Die Dünſte ſchleiften ihre bleichen Schleppen über die Grabhügel hin und ließen von Zeit zu Zeit, wenn ein Windſtoß ſie theilte, den Kopf einer Statue oder ein Kreuz erſcheinen, Bilder, die im nächſten Augenblicke wieder verſchwunden waren. Oder ſie zeigten auf Momente matt und dämmerig eine der knieenden Ritter- und Frauengeſtalten, wie ſie auf den uralten, in die Kapellenwand eingemauerten Grabſteinen dargeſtellt worden. Dies Hervortreten und Verſchwinden konnte glauben laſſen, daß die Geſtalten ſelbſt ſich bewegten und ihre Laken nach ſich ziehend den grauſen Totentanz der Sage, der ſeine Erfindung wol einer der unſrigen ähnlichen Beobachtung verdankt, zur Wahrheit machten.

Die Entfernung von menſchlichen Wohnungen, die trübe Umgebung, die feierliche Abendſtille dazu, — wenige Menſchen hätten ſich dem Schauer, den die Landſchaft aushauchte, ohne Weiteres entziehn können.

Und doch verließ Chriſtian, der dem Befehle des Vaters nicht gehorcht hatte, erſt jetzt den Friedhof. Er hatte ſich unbemerkt in dem vergitterten Raume, den die Gräfin bei ihrer raſchen Entfernung zu ſchließen

vergeſſen, zu verſtecken gewußt ſo lang das Zwiegeſpräch dauerte. Nachdem die beiden Männer fortgegangen, riß er auch hier, ſo weit ſeine Kraft reichte, das blühende Geſträuch nieder.

Niemand hatte ihm geſagt, daß es Geſpenſter gebe; der Same der Furcht war nicht durch märchenhafte Povanze, Erzählungen von ſchwarzen, kinderfreſſenden Männern und wie die Requiſite der Ammenſtubenerziehung alle heißen mögen, in ihn gelegt worden, er kannte alſo auch die Scheu vor Ungreifbarem nicht, und der Totentanz blieb für ihn ein Wirbel von Nebeldunſt.

Er fürchtete ſich nicht, aber er zerſtörte auch nicht aus jenem kindiſchen Zerſtörungseifer, der weiter nichts iſt als der natürliche Thätigkeitstrieb, der noch keinen Halt, kein Ziel hat und verderben muß, weil er weder ſchaffen noch ruhen kann, — er zerſtörte mit Ueberlegung, er vernichtete die Blumen in der Abſicht — zu ſchaden.

Zweites Kapitel.

Gestörtes Stillleben.

Mitten im Dorfe Hehlenried lag eine Hütte, die sich von den andern Wohnungen, denen sie sonst in Anlage und Bauart vollkommen glich, durch einen besondern Umstand unterschied. Während die benachbarten Häuser eine gewisse Einheit in Schmutz und vernachläßigter Haltung zeigten, war dieses schon von Außen schroff in zwei Theile getheilt. Die Seite nach der Dorfstraße, also die vordere, konnte mit jedem anderen Gebäude der ganzen langen Doppelreihe in Bezug auf Unreinlichkeit wetteifern: vielleicht ersetzte sogar noch mehr bekritzeltes Papier die Stelle von Fensterscheiben, vielleicht war Anwurf und Tüncherei hier noch mehr verwahrlost. — Die Hinterseite der Hütte dagegen, von der Hausthüre, die wie auf dem Lande häufig in der Mitte einer Langseite angebracht war, in den Garten hinein, bildete einen auffallenden Gegensatz zu der vorderen Giebelfront. — Die Balken des Bindwerks waren mit frischer Holzfarbe angestrichen und die Mauerfelder dazwischen blank angeweißt; der

Gang an der Mauer hin war durch Lies festgedämmt; es gab klare Scheiben in den Fenstern, die dadurch zwar nicht größer aber gewiß freundlicher wurden, und endlich breitete ein gutgehaltener Weinstock sein üppiges Laub an den Wänden bis zum Schaubendache hinauf. Ein breitästiger Holzbirnenbaum im Hintergrunde des Grasgartens, noch weiter zurück ein Bach, dessen schilfige Ufer ein Steg verband, und jenseits Felder voller Ähren: — Das Bild war friedlich, anheimelnd und doch originell genug um malerisch zu sein.

Vorn heraus wohnte der Eigentümer des Gebäudes, die Hinterstube nebst einer kleinen Kammer war an den Drechsler Hennings vermietet.

Ohne Zweifel würden wir im Innern des Hauses Geschmack und Ordnung ebenso verschieden finden wie von außen, indeß haben wir keinen Grund unsern Besuch in der Hütte über das Gelaß des Drechslers auszudehnen.

Die Hinterstube war ein mäßig großer Raum, trotz seiner vielfachen und verschiedenartigen Bestimmung wohnlich gemacht durch das System, das bei Aufstellung und Verwendung des geringen Hausrates entscheidende Stimme gehabt, so wie durch die Sauberkeit, die in staubfreiem Geräte und reinlichen Dielen anerkannt sein wollte.

Zwiſchen den beiden Fenſtern, die nach dem Garten ſahen, ſtand die Drehbank; darüber hingen an dem Pfeiler in zierlicher Zuſammenſetzung die Werkzeuge. Im Winkel neben der Bank lehnte ein fertiges und mehrere halbvollendete Spinnräder, von denen noch einzelne, in der Arbeit begriffne Theile auf dem Werktiſche aufgeſchichtet waren. An der zweiten, fenſterloſen Wand neben der Kammerthüre war eine breite Bettſponde aufgeſchlagen. Das Lager ſelbſt bedeckte ganz gegen die Sitte der Gegend nicht ein Federſack in buntblumigem Überzuge, ſondern eine gewirkte Wolldecke von blendender Weiße. Vorhänge hatte das Bett nicht. Dafür ſchweifte ſich aber das Kopfende gefällig in die Höh' und zeigte im Lichte des flackernden Herdfeuers eine laut reliefl geſchnitzte Tafel. Einige Fuß darüber hing ferner eine Zierde, die Niemand unter dem Schaubendache geſucht hätte. Der lange Bord von gebeiztem Eichenholze, der eine Mappe mit Zeichnungen und eine doppelte Reihe deutſcher und franzöſiſcher Bücher trug, war ein Kunſtwerk, deſſen mühſame und feine Schnitzerei nichts zu tadeln ließ. Die Arabesken waren ſo geſchmackvoll entworfen und mit ſo ſichrer Hand ausgeführt, daß man nur daran zweifeln konnte, ob der Erfindung oder der Arbeit ſelbſt die Palme gebühre. Überlegner noch, weil offenbar mit größter Liebe und höchſter Anſtrengung aller Kräfte erſonnen

und ausgeführt, war eine rundgearbeitete Gruppe von Elfenbein, welche die freundliche Legende: — Wie die chriſtliche Muſe der Muſik, die heilige Cäcilie, durch ihren Kuß einem ſtummen Kinde die Sprache gibt, — darſtellte. Dies kleine Meiſterwerk bildete, unter einer Glasglocke vor Staub geſchützt, die Kuppel des Bücher-geſtelles. Ein Blick auf die Titel der Bände, die es umgaben und unter denen unter Anderem die hervor-ragendſten Dichtwerke jener Zeit ihren Platz gefunden hatten, bewies zur Genüge, daß die Statuetten nicht abſichtslos zur Zugipfelung der kleinen Bibliothek be-nutzt waren. Sind es ja doch die Dichter, die für Gedanken und Gefühle, die in allen Herzen ſchlum-mern, für jedes ſtumme Sehnen das rechte Wort finden und in ihrer Weiſe den Stummen die Zunge löſen.

An der dritten Wand, die das Zimmer vom Hausflure trennte, ſtand ein Herdofen, auf deſſen Platte eben an einem knatternden Feuer von Spänen das Nachteſſen der Familie, — ein Gericht Kartoffeln, — mit Butter in einem flachen Tigel ſchmorte.

An der letzten Wand endlich ſtanden ein großer Schrank, zwei Stühle und eine Brandkiſte zur Aufbe-wahrung von Wäſche.

Am Tiſche in der Mitte der Stube ſaß eine junge Frau. Der kleine, etwa zweijährige Knabe, den ſie vor ſich auf dem Tiſche ſitzen hatte, trug ihre Züge, nur ſah

er gesund, frisch und freudig aus, während sie früh verblüht war und jener schleichenden Krankheit verfallen schien, die so gern die zartesten Menschenblumen knickt. Es lag etwas Trauriges in ihrem Lächeln, es war etwas Ergreifendes in der hastig innigen Weise, mit der sie ihr jauchzendes Kind an sich zog, wenn es von seinem Spiele aufblickte und die Arme der Mutter entgegen streckte. Und doch war über diese Wehmut wieder ein Schimmer sonniger Freude gebreitet, und doch war hohe Befriedigung der Ausdruck dieses Kopfes.

Es war der Kopf einer Mutter.

Wenn man einen weiblichen Kopf sieht, in dem über allen Kummer, über alle Sorge, über allen Jubel wie über allen Schmerz eine gleichmäßig ruhige und zugleich demütige Befriedigung liegt, ein Schleier, der das Dahinterliegende nur mit einer gewissen unbeschreiblichen Dämpfung erkennen läßt, so hat man allezeit nur einen richtigen Namen dafür. Ob schön ob unschön, ob vorherrschend freudig oder trüb, wirft kein Gewicht in die Schale. Er gehört gewiß nicht einem Mädchen nach dem ersten Geständnisse des Geliebten, nach dem ersten Kuße wechselseitiger Liebe, — denn diese Befriedigung ist eine unruhige, sehnsuchtsvolle; ebenso wenig gehört er einer Schwester, deren Bruder Triumpfe errungen, denn diese Befriedigung ist eine stolze. Es gibt nur ein Wesen, in dessen Zügen

dieſe weichſte und vollſte Befriedigung thronen kann; ein Bild, das ſie zu malen wagt, bedarf keiner Unterſchrift, denn Jedermann muß ja wiſſen, daß ſo nur das Antlitz einer Mutter ausſehn kann, die ihr Kind betrachtet. —

Ein kaum zwei Wochen alter Haſe, den Chriſtian winzig klein im Garten gefangen, war der Gegenſtand, der die Heiterkeit des Kindes hervorrief. Das Thier war unendlich zahm geworden und machte ſeine komiſchen Kapriolen ohne ſich im Geringſten ſtören zu laſſen. Es ſetzte ſich auf die Hinterläufe, ſtrich die Löffel glatt, leckte und putzte ſich; dann kam es mit zwei Sätzen an das Kind heran, ſtellte ſich wie ein Affe an ihm in die Höh' und trommelte mit den Vorderläufen auf ſeinem kleinen Arme. Es ließ nicht eher ab, knurrte ſogar und zog allerliebſt grimmige Geſichter, bis die Mutter dem Knaben ein Stückchen Brot in die Hand gab, das dieſer nun den kleinen Bettelmann aufknabbern ließ. Das Häschen leckte nach jeder Portion mit ſeiner ſchmalen, warmen Zunge die Finger, die ihn geſpeiſt, und ſprang, wenn das Kind in ſeiner Freude aufſchrie, eiligſt davon um in der Ferne ſeine Männchen zu machen. Dies Erſchrecken, dieſe Flucht gab neues Vergnügen, neuen Jubel, und wenn Gertrud das Thier wieder an den Löffeln herbeizog, küßte ſie

oft, glücklich über die Seligkeit des Kindes, den Hasen, mit dem Knaben zugleich.

„Pst!“ rief sie ihrem eben eintretenden Manne entgegen.

Der Hase hatte sich wieder in Positur gesetzt und putzte seine schwarze Schnauze, die er kurz vorher in eine Tasse voll gewärmter Milch gesteckt hatte. Er pustete dabei, denn die Milch war ihm in die Nüstern gedrungen, sprang niesend im Kreise umher und gebehrdete sich höchst possirlich.

Unwillkürlich vertiefte sich Hennings auch einen Augenblick in das anmutige, vielbewegliche Bild. —

Auch die besten Thiermaler erreichen nicht die Hälfte der Erfolge mittelmäßiger Menschenmaler. Sollte der Grund dafür wirklich nur darin liegen, daß der Gegenstand ein „unedler“ ist? Darin sicher nicht. Das Thier ist Leben *ohne* Reflexion, aber es lebt und zeigt den Grad seiner Lebensthätigkeit durch mehr oder minder freie Bewegung. Die *Bewegung* ist sein Element und zugleich seine charakteristische Eigentümlichkeit. Nachbildungen, die ihm nur den Schein einer ewig gleichen Bewegung geben können, rauben dem Thiere also grade Das was schön und interessant an ihm ist und können darum auch nicht befriedigen. Der Mensch dagegen ist Leben *mit* Reflexion, der Maler faßt die letzte Eigenschaft in der ersten in's Auge und bildet

grade in dieſer Weiſe das Charakteriſtiſche des Menſchen nach. Er malt nicht einen Akt, nicht eine Handlung, alſo nicht die äußere Bewegung, ſondern er malt den Eindruck, den ein Gedanke, ein Wort oder eine That auf eine oder mehrere Perſonen macht. Virginia iſt in dem bekannten Bilde Jügers ſchon niedergeſtoßen, der Vater hält den blutigen Dolch in der Hand und droht dem erſchrocknen Decemvirn, das Volk iſt von Entſetzen ergriffen, Frauen beſchäftigen ſich mit der Sterbenden, ſelbſt die Liktoren fühlen etwas: das iſt ein Bild, das ſeinen Eindruck nicht verfehlt, denn man wird den Wechſel der Bewegung nie vermiſſen. Schlachtbilder und Thierſtücke werden Liebhaber finden, mehr als Liebhaber aber nie, weil ihnen Bewegung *nothut*. Vernet macht vielleicht eine Ausnahme, weil er ſeine Thiere wie Menſchen behandelt, weil er ſie individualiſirt, aber auch damit iſt das Letzte nicht erreicht. Ein Anderes iſt es mit den modernen Münchener Viehmalern oder mit Potter und verſchiedenen Niederländern. Die „civiliſirten“ Thiere, das „Vieh“ mit einem Worte, iſt nicht ſo pretenſiös, elegante Bewegungen als Charaktermerkmal für ſich zu beanſpruchen. Eine wiederkäuende Kuh, ein Duzend weidender Schafe, das geht zu malen, — aber iſt das ein Bild? Wir mögen uns wol dann und wann an den tölpiſch ſteifen Sätzen einer jungen Ziege oder der ſtattlichen Geſtalt eines Maſt-

ochſen ergötzen, aber jeden Anklang an Grazie und Schönheit müſſen wir beim „Wilde“ ſuchen.

Und es gibt in der That nicht leicht ein reizenderes Schauſpiel als im Buſchwerk verborgen dem Azen einer Rehfamilie zuzuſehen.

Eine Waldwieſe mit ihren gelben Ranunkeln und blaßroten Lychnisblüten, eingeklemmt zwiſchen breitäſtigen Buchen, deren Stämme ſich bis zur Bruſt hinauf in Ahorn, Faulkirſchen und Haſelſtauden verlieren; tiefer, flüſternder Schatten auf der einen Seite, ſo daß der Kukuk hier das „Ave“ zu läuten ſcheint, das den Tag zur Ruhe ſingt, — gegenüber aber ein grüner ſaftiger Sonnenblick, der jede Feder des Vogelharlekins Stieglitz auf einer ſilberbärtigen Diſtel oder zwiſchen Tannennadeln erkennen läßt, — darüber endlich blauer, tiefer Himmel, von leichtgehauchten Wolkenſoffiten durchgittert: das iſt die Dekoration. Man liegt ſtill im Hag, am Rande auf einer Matte von Quendel, man traümt, denn zum Denken iſt die Zeit zu ſüß: — da ertönt, ſtatt der ſchrillen Schelle aus dem Souffleurkaſten, ein eigentümliches Pfeifen, ein Naturlaut des Waldes. Kleines Gezweig knaſtert, die Blätter rauſchen, und zwiſchen den Büſchen ſtreckt ſich ein gekröntes Haubt hervor, das mit glänzenden rollenden Augen die Wieſe und die Hecken auf der Gegenſeite durchſpäht. Man hält den Athem zurück und lauſcht. Nun ſetzt

der Bock mit einem weiten Bogensprunge, das Geweih an den Nacken zurückgelegt, über den Graben, sieht sich nochmals aber keck und frei um, — wieder ertönt jenes Pfeifen, und im Augenblicke erscheinen die beweglichen Sterne, die drüben hinter den Blättern geleuchtet, hart am Graben. Das kleine gesprenkelte Kitzchen zagt vor dem Satze, es versucht in den Graben hinunter zu klimmen und mißt ängstlich die Tiefe. Aber der Vater wendet den Kopf zurück, das kleine Ding faßt Mut, springt, schwebt langgestreckt in der Luft und — gleitet auf den Knieen in die Blumen. Es klagt; die Mutter fliegt über das Hinderniß und ist im Nu an der Seite des Kleinen. Sie wechseln einen Blick, das Kitzchen springt auf und umkreist schäkernd und neugierig die Alten. Es schnüffelt an den Halmen herum, versucht auch wol ein Blatt Sauerampfer zu kosten, aber die Speise behagt ihm noch wenig. Es ist ein reizendes Spiel, daß es eine Hagerose abrupft und die Blütenblätter einzeln von seiner Schnauze wehen läßt. Indeß kommt ihm der Appetit, da es die Eltern azen sieht. Nun wirft sich's unter die Mutter auf die Kniee und saugt. Sie wendet den Kopf zurück und leckt dem Kleinen das Fell glatt. Der Bock sieht zu. — Man kann eine Bewegung der Freude nicht unterdrücken und richtet sich auf um die halb von Gras verborgne Gruppe ganz zu sehn . . . .

Aber dies Geraüſch iſt dem Walde fremd, die Thiere ſpitzen die Ohren, der Bock ſtampft zornig den Boden, das Pfeifen ertönt, die friedliche Gruppe löſt ſich auf, die Rieke tritt eiligſt den Rückzug in's Gebüſch an, das Kizchen trippelt hinter ihr her, und der Bock, der ſich vor dem blitzſchnellen Verſchwinden noch einmal ſchnaufend umwendet, deckt die Flucht. — Dies Alles wird in ſo leichter, graziöſer Weiſe ausgeführt, es iſt ſo viel Anmut und Kraft in jedem Satze, daß man ſich nicht abwenden kann. — O, die Thierwelt hat ihre Feierabende, ihre ſtillen Feſte, und wer ſich da nie zu Gaſt geladen, entbehrt einen Genuß und eine Anſchauung, für die es keinen Erſatz gibt. Es iſt eine Lücke in ſeinem Verſtändniß der Natur. Die Schwalbe, die ſich auf unſer Fenſterſims ſetzt, ihr Liedchen herunterſchwatzt, während wir am offenen Fenſter ſtehn, überwindet inſtinktiv ihre Scheu um an unſrem Betragen zu ſehn, ob wir ihr wol erlauben dürften, daß ſie ihr Neſt an unſre Mauer hängt; die Nachtigall, über deren Neſt wir uns niederbeugen, ſieht uns mit ihren ſchönen Kohlenaugen ſo ängſtlich bittend in's Geſicht und harrt ſo geduldig aus, daß wir ihr ganzes ſtummes Gebet und das Verſprechen der ſüßen, ſüßen Lieder, die ihre Kleinen bringen werden, verſtehn lernen können. — — Aber wer wird ſich mit Thieren beſchäftigen, die Thiere ſind „unedel!“

Wir haben uns so darein gefunden, die „Krone der Schöpfung“ zu sein, daß wir uns mit einem herzlich abgeschmackten Märchen und unsrer selbstbewußten Rangstufe begnügen ohne nach Weiterem zu fragen. Der Glaube an Protoplasten und Theodidakten ist noch allenthalben recipirt und wird theils aus Dummheit, theils aus Schurkerei und endlich aus feiger Rücksicht für den Glauben des Haufens von Theologen und Schulphilosophen ausgebeutet. Diese metaphysischen Saltimbanquerien, diese theosophischen Eiertänze, dies Haschen nach Strohhalmen, die am blauen Himmel wachsen sollen, Strohhalme, die man für bessere Stützen ausgibt als die Eichstämme, die sichtbar und tastbar aus unsrer Erde aufsteigen, — worin hat es seinen Grund? Immer wieder darin, daß die jetzige Form der Gesellschaft erfunden worden, ein mißwüchsiges, auf unsittlicher Basis ruhendes Gebäude, das Anker aller Art, Notbrücken und Maschinerien in Unzahl braucht, um nur möglich geglaubt zu werden. Jeder Fortschritt der Wissenschaft, jedes neue Erkennen, reißt einen jener Pfeiler zusammen, auf denen das Bauwerk der zwischen Staat und Kirche gefangnen Gesellschaft ruht, und statt über den Sturz des Jammerpalastes zu frohlocken, wehrt sich die Menschheit gegen das Erkennen, — um die Gesellschaft zu retten. Abgewendet wird dadurch ihr Fall nicht, aber verzögert und gefährlicher

gemacht. Wer aus dem einstürzenden Hause nicht bei Zeiten herausgeht, wird von den Trümmern erschlagen werden. — Man ist wirklich in Versuchung an ein böses Princip zu glauben, wenn man sieht, wie zu allen Zeitaltern der Gedanke sich in nebelgraue Träume fortreißen ließ, statt in steter Weise seiner Aufgabe nach zu streben. Nur würde man bei dieser Annahme nicht umhin können, das Böse, das zu jenen Irrwegen verführte, grade im sogenannten Guten zu finden. — Zur Natur, zur Natur, immer wieder zur Natur! Nicht zurück, sondern vorwerts, denn sie liegt nicht hinter uns, sie breitet sich vor uns aus. Sie sucht sich selbst durch uns, sie will sich durch und in uns erkennen lernen, sie will sich ihrer in uns bewußt werden. — Nur in wie weit dies die Aufgabe der Erde, die ja nur ein Theil der Natur, in wie weit es die Aufgabe der „Krone der Schöpfung" sei, diese Erkenntniß zu vermitteln, könnte fraglich sein.

Die Weltseele, die schaffende Kraft der Natur, das Leben, „verkörpert" sich seit je in Gestalten, die der materiellen Entwickelungsperiode der aüßeren Natur analog sind. Sie zeigte, — nach dem Bedürfnisse und den Bedingungen des Moments, ihre Fähigkeiten, erst einseitig, dann komplicirter, stets mit dem Möglichen und dem Bedürfniß, mit der „Stimmung" der Atmosphäre und der Mischung der Elemente Schritt haltend. Zuerst gab es nur belebte Massen, dann

manifeſtirte ſich das Leben in ſeinen einzelnen Eigentümlichkeiten als Stärke, Gewandtheit, Ausdauer, Schnelligkeit, Eleganz in der Bewegung, edlere Bildung der Form bis zur Schönheit. Ferner verſuchte es in verſchiedenen Elementen und unter verſchiedenen Bedingungen zu leben; es entſtanden Verſuche, Kreuzungen und Verbindungen verſchiedner Fähigkeiten. Schuppen, Federn, Felle und Häute von dichtem oder zartem Gewebe wurden je nachdem notwendige Aggregate; vom Knorpel bis zur Wirbelſaüle, vom Gallert der Vorticellen bis zu dem feinſten und empfindlichſten Nervengeflechte, bis zu dem Gehirne des Menſchen hinauf aüßerte ſich allmälig die ewig ſtrebende Thätigkeit der Lebenskraft. In der Zeit, in der die rohen Urſtoffe noch in wilder Fehde lagen, „ſchwebte der Geiſt Gottes über den Gewäſſern,“ es war noch nichts Lebendiges in unſrem Sinne möglich. Aber als die Stoffe ſich aus dem Chaos ſchieden, ſich unter einander freundlich oder feindlich ſuchten, als ſie ſich vereinten, trennten und abwogen, entwickelten ſich aus Haß und Liebe die großen Bedingungen, die wir Naturgeſetze nennen, als Notwendigkeiten aus der Entwickelung des Ganzen, — das Gleichgewicht gebar die Form und für die Aüßerung des Lebens war eine beſtimmte, begrenzte Erſcheinung möglich. — Und wieder war es das Gleichgewicht im Zuſammenfaſſen der in

der Thierwelt getrennt verwendeten Richtungen und Fähigkeiten der Lebenskraft, das jenen denkfähigen Organismus möglich machte, den wir Menſch nennen. Die Organiſation der Thiere hatte den Inſtinkt, ja in den höchſten Graden faſt das Verſtehen bedingt, und endlich glückte ein noch größerer Wurf, der Organismus des Menſchen erlaubte den ſchaffenden Gedanken. Wie ein elektriſcher Funke ſchlug er aus Nerv und Gehirn empor, leuchtete auf und vollzog den erſten großen Akt, als er ſich ſelbſt erkannte. Bis dahin war ſein Weſen eine Uebergangsphaſe vom Inſtinkt zu Verſtand und Vernunft. — Die Vervollkommnungsreihe, die immer weitere Zuſpitzung der Pyramide von den anorganiſchen Maſſen durch die Pflanzenwelt und das Thierreich bis zum Menſchen hinauf, läßt ſich zu deutlich erkennen, als daß man nicht auch ohne jede teleologiſche Marotte an ein endliches Ende, an eine Vollendung und Erfüllung, an ein völliges Löſen des großen Lebensrätſels denken dürfte. Es waren die enormſten Revolutionen nötig, Kataſtrophe mußte auf Kataſtrophe folgen, — die Erde gibt Zeugniß davon, — um die Lebenskraft der Natur bis zum inkarnirten Gedanken zu läutern; furchtbare Elementar- und Racenkämpfe gingen jeder neuen Welt-Ära voran, und in jeder dieſer Ären war das von Stufe zu Stufe geſteigerte Sichſelbſtwollen, Sichſelbſtſuchen und Sichſelbſt-

erkennen der Natur in bestimmter Form zu seiner — für den Moment — höchsten Höhe gelangt. Die Weltseele wandert. Die Inkarnationen Wischnu's in den Mythen der Inder, der Glaube an die Inkarnation der Gottheit als Messias, eine Erscheinung, die ohne wahrscheinlichen äußeren Zusammenhang in den verschiedensten Richtungen der Windrose im religiösen Volksbewußtsein lag und liegt, — diese Ideen sind nichts Anderes als Mahnungen an oder Ahnungen von der Wanderung der Weltseele, die in ihrer eignen Schöpfungskette von Glied zu Glied vorschreitet. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß nur ein Mißverständniß dieser Wahrheit zu der pythagoräischen und indischen Seelenwanderungslehre, so wie zu der erhabneren Anschauung der Druiden führte. Nicht die Seele des Einzelnen, nicht Etwas, das für sich nicht ist, sondern die Lebenskraft der Welt, die Kraft an sich, wandert vorwärts und ist bis zum Menschen gekommen. So lang ihre Summe eine geschaffne Reihe bewohnte, so lang diese Reihe der Ausdruck der Weltentwickelung war, blieb diese Verkörperung bildungsfähig, ging die Kraft aber in eine höhere Form über, so wurde die verlassne konstant oder schied, wenn die Bedingungen ihrer Existenz durch den Fortschritt der Weltbildung vernichtet worden, ganz aus. Den Geschlechtern, die eine Katastrophe überleben konnten, sich aber nach ihrem

Verlauf überragt fanden, blieb ſo viel von der Kraft als dieſe von ſich ſelbſt wußte, ſo viel als dieſe von ſich fordern konnte, als die Ära jener Verkörperungen die höchſte Phaſe des Weltlebens war *).

*) Weder durch chemiſche Analyſe noch durch mikroskopiſche Unterſuchungen konnte ein Unterſchied in Stoff und Weſen der Eichen, durch welche ſich das thieriſche Leben fortpflanzt, entdeckt werden; die Ergebniſſe blieben bei allen Gattungen dieſelben. Es ſcheint alſo die lebensfähige Materie, das große Haubtgeheimniß der Natur, ſchlummernd aber fertig und entwickelungsfähig im Ei zu liegen und nur auf das Erwecktwerden und die Erfüllung der Bedingungen zu warten, durch die es in der oder jener Geſtalt zur Lebens-Äußerung werden und kommen kann. Könnte demnach irgend ein Thier das früher erwähnte Gleichgewicht an Kraft und Fähigkeiten, das für die Entwickelung der Lebensaußerung, die Menſch heißt, nötig iſt, auf die Entwickelung und Geburt des zweckentſprechend zum Erwachen gebrachten Eies verwenden, ſo würde es einen Menſchen zur Welt bringen können. Es iſt dies nur unmöglich, weil die Bedingungen nicht erfüllt werden können. Jedenfalls aber laſſen ſich hierdurch und wieder durch Lücken in jenem Gleichgewichte auf menſchlicher Seite abnorme Erſcheinungen mancherlei Art, Mißgeburten nach abwerts wie nach aufwerts und Anderes mehr rein phyſiologiſch erklären. — — Für das im Text Gegebene iſt dieſe Entdeckung von Wichtigkeit, weil ſie die Entwickelung des Lebens zu irgend einer Form — bis auf den beſondern Einfluß, den die Art ſeines Erwecktwerdens (Befruchtung) ausübt, — ganz in die Hände des jedem einzelnen Falle mit dieſer Entwickelung betrauten Organismus gibt. Hierdurch tritt die Annahme der Bildungsfähigkeit der Geſchlechter zu gewiſſen Zeiten und das Konſtantwerden wie die Notwendigkeit des Unterganges anderer aus der Reihe hazardirter Hypotheſen. In den Einen ſteigerten ſich die Bedingungen der Entwickelung durch die in ihnen noch vorwerts ſtrebende Ge-

Mit dem Menſchen war, wie wir ſchon bemerkten, das Gleichgewicht, das Ebenmaß, und mit ihm Freiheit, Schönheit, kurz Vollendung der Form gefunden, — dagegen begann die Kindheit des Gedankens und mit ihr eine neue Schöpfungsperiode. Der Geiſt des Makrokosmos will und wird ſich im Mikrokosmos erkennen lernen. Der Gedanke iſt nun das Bildungsfähige; der Gedanke iſt der Ausdruck, die Form, in der ſich das Streben der Weltſeele, der Kampf um Erkenntniß ihres eignen Weſens äußert. Er begann ganz in derſelben Weiſe zu ſchaffen, in der die materielle Schöpfung ihrer Zeit verfahren war. Man hielt ſich zunächſt an die größten Maſſen, es brauchte der Klärung von Jahrhunderten, ehe auf Uranos und Gäa, auf Titanen, Giganten und halbthieriſche Ungeſtalten

---

ſammtkraft, in Anderen wurden ſie feſt, weil die Kraft in ihren Anforderungen an den Organismus weiter ging als der Fertige in ſeiner äußerſten Spannung leiſten konnte und ſie darum einen neuen, ihrer neuen Forderungen gewärtigen, bilden mußte — und in den Letzten hörten ſie endlich durch den Mangel der äußeren Accedentien elementariſcher Natur ganz auf. — — Die Phyſiologie wird uns noch viele Rätſel löſen. Haben wir einſt das Leben, ſo haben wir mit ihm Alles erklärt: aber freilich iſt von der letzten Grenze des organiſchen Bildens der Natur bis zum Verſtändniß ihres dynamiſchen Wirkens noch eine furchtbare Kluft mit Erkenntniſſen auszufüllen. — Nur Mut, der Gedanke erfüllt ſeine Sendung zuletzt doch, denn er iſt ja ſelbſt ſchon ein dynamiſches Reſultat organiſcher Thätigkeit! —

im Götterſchaffen des Gedankens die Olympier folgen konnten; und wieder brauchte es Jahrhunderte, ehe dem Gedanken ſelbſt ſein Recht wurde. — Und hat er es denn heute ſchon voll und unverkürzt? Leider nein! Es iſt noch immer der kleine Egoismus, der rein perſönliche, der ihm die Schwingen kürzt und ſeine Größe in ſeiner Winzigkeit ſucht. Wir ſind erſt groß, d. h. dem Ziele des Erkennens nahe, wenn wir aufhören uns einzubilden, daß die Welt uns zu Liebe daſei und daß wir in Protoplaſten und Theodidakten zum Regiment der Erde berufen worden. Unſer höherer Beruf iſt der des fleiſchgewordnen Gedankens der Natur: das Erkennen der Natur, das Erkennen der Weltſeele! Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß es einer neuen vollſtändigen Umwälzung bedarf, um zu dieſem Ziele zu gelangen, denn der Gedanke iſt einmal gefunden. Der neue Akt des Weltdramas wird alſo nicht ein Sprung in eine ſchroff veränderte Weſenhaftigkeit, nicht eine neue Inkarnation der Weltſeele ſein müſſen, ſondern er wird durch das Vordringen und die Entſchlackung des bildungsfähigen Gedankens ſein Ziel finden können. Wie lang es bis dahin dauert? Wie lang die Kämpfe bis zum Gedanken gedauert? Wer weiß es! Unſre Jahrtauſende zeigt der Sekundenweiſer an dem Zifferblatte des Zeitmeſſers der Natur. — Der Kampf um reine Sittlichkeit, der Sieg der großen Ideen der Neu-

zeit wird der Menschheit den Frieden geben und zugleich die Vernichtung der Schranken, in die man die Vernunft von frühauf zwängt, mit sich bringen. Hierin liegt die Zukunft! — Und warum sollte nicht auch, wie sie so oft gethan, die vorschreitende Entwickelung der sogenannten „leblosen“ Stoffe und die weitere Ausbildung der Atmosphäre, zu einer höchsten Reinheit des Stoffes, der unsern Körper bildet, führen können? Sie müssen es sogar, denn wie der Gedanke in seiner ersten Rohheit schon eine Thätigkeitsaüßerung eines aüßerst subtilen Organismus war, so verlangt der höhere Gedanke eine noch empfänglichere Organisation, bis endlich der höchste, letzte nur in edelster Form geboren werden kann. Die reine Materie fällt dann bewußt mit der Kraft in Eins, d. h. die Kraft aüßert sich nicht mehr scheinbar als etwas Fremdes, sondern weiß sich, wie sie immer war, als eine notwendige Thätigkeit der Materie, und das große Rätsel des Lebens wird in einem Sichselbstbeschauen der Natur gelöst. Jener Moment erst wird den scheinbaren Dualismus in der Natur vernichten und die Identität des Stoffs und der Kraft, des Geschaffnen und Schaffenden*), — denn die Natur ist eine eine und untheilbare, das Geschaffne

*) Schaffen gleich Bilden aus Gegebenem, Ausbilden, Entwickeln des Gegebenen; einen andern Sinn hat das Wort nicht. Kraft = notwendiger Wirkung des Seienden auf das Seiende.

ſchafft ſich notwendig ſelbſt und ſchafft mit dem Ganzen Hand in Hand weiter, — nachweiſen und klar machen . . . . . .

Aber Dies klingt wie ein orphiſcher Hymnus im Stile des neunzehnten Jahrhunderts, und wir ſprachen eben noch von nicht mehr noch minder als einem — Haſen.

Hennings konnte bei ſeinem Eintreten nicht alles Geräuſch vermeiden, auch wehte durch die Thüre, die er offen hielt, die Zugluft ſo ſcharf in das Zimmer hinein, daß der Haſe wie das Kind aufmerkſam wurde. Das Thier gab ſeine Beſchäftigung auf, horchte, erblickte den Mann und verkroch ſich ſcheu unter die Falten des Kinderröckchens. In demſelben Augenblicke fuhr aber auch der Knabe in die Höh' um den Vater zu begrüßen . . . . .

„Wo iſt Chriſtian?“ fragte der Mann, die Liebkoſungen des Kindes nur zerſtreut erwiedernd.

„Bringſt Du ihn nicht heim? Du nahmſt ihn ja mit und ſollteſt doch wol darauf achten, daß der arme, ſchwächliche Junge nicht ſo leicht angezogen der Abendkühle ausgeſetzt bleibt.“

„Pah! Unſre Kinder müſſen über Verkältungen, Schnupfenfieber und dergleichen vornehme Krankheiten erhaben ſein! Übrigens hab' ich ihn ſchon vor mehr als einer halben Stunde nach Hauſe geſchickt, und er

hat ſich wahrſcheinlich nur irgendwo in der Nachbarſchaft verſteckt, weil es dem Burſchen ſchwer auf's Herz fällt, daß er ſeinen Hans weggeben muß."

„Den Haſen hergeben?" fragte die Frau mechaniſch. Dann ſagte ſie ſchmerzlich: „Du willſt den Kindern doch nicht ihre einzige Freude nehmen? Sieh nur, wie das Thierchen mit Richard vertraut iſt, wie es ſpielt und an ihm herumklettert; ſieh, wie ſelig das Kind über ſeine lebendige Puppe iſt! Sollen denn unſre Kleinen gar keine Freude haben?"

Und die zarte Frau mit ihren üppigen, blonden Haarflechten und ihrem erregten Geſichte zog das ſchöne, heitre Kind, das den Haſen feſthielt, an ſich heran als wolle ſie die beiden Spielgenoſſen vor Trennung ſchirmen. Es gab auf's Neue ein reizendes Bildchen, das den Mann feſſelte und einen Stral von Freude in ſein ſtarres Geſicht blitzen wollte. Aber der Lichtblick ging vorüber.

„Und doch muß die einzige Freude unſrer Kinder heute noch aus dem Hauſe," ſagte er hart und bitter. „Mendel Sack hat mich glücklicherweiſe noch zu rechter Zeit daran erinnert, daß wir ein Verbrechen begingen als wir dies arme Ding vom Hungertode retteten."

„Ein Verbrechen?"

„Allerdings! Eine Art von Wilderei, die unter allen Umſtänden ſtraffällig iſt. Gottes Erde iſt zwar

der Stall dieſer Thiere, und der Himmel ihr Obdach; ſie ſind heute hier, morgen da, ohne ſich um die Grenzen der Beſitzungen zu kümmern, aber ſie gehören dennoch ausſchließlich dem „gnädigen Herrn,“ der mich dafür, daß ich den kaumgebornen Haſen in meine Wohnung nahm und pflegte, ohne alle Umſtände in's Zuchthaus bringen kann.“

„Wir haben ja gar nicht daran gedacht, den Liebling unſrer Kinder zu töten und zu eſſen. Wenn er groß und ſtark geworden, iſt er kein Spielzeug mehr; dann laſſen wir ihn frei. Bis dahin aber müßte er doch noch umkommen.“

„Und wer würde es uns glauben, daß wir nicht nach einem Sonntagsbraten lüſtern waren oder das Thier verkaufen wollten, wenn es erſt größer geworden? Der gnädige Herr wird lieber erlauben, daß ſein Haſe umkommt als daß er hier bei uns bleibt.“

„Das Thierchen kann noch nicht ohne Milch ſein, und es jetzt, nachdem wir es zum Leben gewöhnt, zu verlaſſen, wäre auch von uns grauſam. Ich werde zum Förſter gehn, ihn bitten uns die weitere Aufzucht des Haſen zu überlaſſen, und verſprechen, daß wir ihn ſpäter in die Förſterei abliefern.“

„Du wirſt nicht zum Förſter gehn, Du wirſt keinen Menſchen um eine Gefälligkeit anbetteln, Du wirſt uns nicht, wenn dem Thiere etwas zuſtoßen ſollte,

in den Verdacht bringen die Scheinehrlichen gespielt zu haben! Hörst Du das, Gertrud!“ sagte er heftig und setzte bitter hinzu: „Gewöhne die Kinder nicht an Freuden, wären sie auch noch so gering; der Arme ist neben dem Reichen nicht für die Freude geschaffen.“ —

Christian stand schon eine Zeitlang an der immer noch halboffnen Thüre und horchte. Als er jetzt eintrat, nahm Hennings den Hasen vom Tische, gab ihn dem Knaben und wiederholte den Befehl, das Thier augenblicklich ins Freie zu setzen.

„Fritz, Fritz, wie kannst Du nur so hart sein!“ sagte Gertrud, und ihre großen Augen füllten sich mit Thränen. Sie preßte das Kind, das zu weinen anfing als es die Mutter in Thränen sah, fest an sich und entzog ihm so wenigstens den Anblick der Entfernung seines Thierchens.

„Drücke das arme Ding nicht, halte es bei den Ohren, die kleinste Quetschung tötet es augenblicklich!“ rief der Vater dem Knaben nach, der während dieser Szene bald ihn, bald die Mutter, schweigend aber mit einem häßlichen Lächeln, angesehn hatte.

„Und sterben soll es auch,“ murmelte Christian draußen. „Diesen Braten wenigstens wird die Dame im schwarzen Kleide nicht bekommen.“

Gleich darauf verwehte der Wind einen kurzen, heisern Schrei, gleich dem eines klagenden Kindes,

Chriſtian warf etwas in den Bach, der zehn Schritt hinter dem Hauſe vorüberfloß, und kam dann in vollem Laufe in die Stube zurück. Er hatte nun doch ein Überrieſeln von Schauer und Furcht empfunden. Aber das Gefühl verging da ihn der Vater ein gutes, gehorſames Kind nannte, und als das karge Nachteſſen aufgetragen wurde, war er das einzige Glied der Familie, das keine Verringerung ſeiner Eßluſt zeigte.

Gertrud raümte ſchweigend den Tiſch ab. Dann zog ſie unter dem großen Bette zwei kleine Rollkaſten hervor, die zur Aufnahme der Kinder beſtimmt waren. Es wurde ihr ſchwer, ſie huſtete mehr als je. Sonſt hatte Fritz ihr dieſe Arbeit abgenommen, heute ſchob er ſeinen Stuhl an die Drehbank zurück und verſank, den Kopf in die Hand geſtützt, in anſcheinend ſchwere Gedanken. Gertrud wuſch das Geſchirr ab, die Kinder kamen ihm „gute Nacht“ zu bieten, er küßte ſie kühl und lehnte ſich wieder in die alte Stellung, aus der er ſich nur dann und wann erhob um verdrießlich die düſtre Lampe zu putzen.

Der kleine Richard ſchlief bald, und auch Chriſtian ſchien eingeſchlummert zu ſein, aber man hätte bemerken können, daß er von Zeit zu Zeit vorſichtig den Kopf in die Höhe richtete und einen Blick nach dem ſinnenden Vater hinüber warf.

Gertrud nahm ein Strickzeug und verſuchte zu arbeiten, aber die Finger verſagten ihr den Dienſt; ſie war an die gedrückte Stille, die ſie umgab, nicht gewöhnt. Hennings pflegte ſonſt etwas vorzuleſen, oder er kauerte auf den Rand des Kaſtens, in dem Chriſtian lag, und ſprach den Knaben in Schlaf.

„Fritz, Du haſt mehr Kummer als ſonſt,“ ſagte ſie endlich, „warum weiß ich den Grund nicht? Biſt Du böſe auf mich, Fritz?“ Und ſie nahm ſeine herunterhängende Hand auf.

„Mehr Kummer als ſonſt? Ich dächte der alltägliche genügte vollkommen.“

„Und doch waren wir glücklich dabei, recht glücklich. Wir hatten uns und unſre Kinder, unſre Hände nährten uns, grübelteſt Du über Das, was Du Deine verlorne Erinnerung nannteſt, ſo genügte ein Kuß von mir, ein Lächeln Deiner Knaben, die Schatten zu verſcheuchen, die ja doch nichts ſind neben dem Glücke der Wirklichkeit. Du warſt zufrieden, Fritz, und ich war es mit Dir. — Freilich hat der Tod auch an unſre arme Hütte gepocht, aber Du weißt ja, daß ich nicht gefühllos bin, und doch hab' ich mich über den Verluſt des kleinen Engels, der nur ſechs Tage lebte, leichter getröſtet als Du. Ich küſſe Die, die mir geblieben, ſeit jenem Trauertage doppelt und bete, daß ſie uns bleiben. Aber Du biſt ſeit jener

Zeit trüb und bitter, hart und bitter auch gegen mich. Glaubst Du mir einen Vorwurf machen zu müſſen?“

„Warum nicht gar!“

„Fritz, ich verſprach Dir Alles zu ertragen was auch kommen möge, ich verſprach zu dulden ohne eine Klage laut werden zu laſſen. Ich fand auch nie eine Veranlaſſung dazu, nie bis heute. Wir waren arm, aber wir waren zufrieden und glücklich, ja wir konnten ſogar ſtolz ſein, denn wir verdankten Alles uns ſelbſt. Soll mir nun nach fünf Jahren herzlichſten Verſtändniſſes Deine Unfreundlichkeit Grund geben mein Wort zu brechen? Willſt Du ſelbſt mir die erſte Klage entlocken, und ſoll ich über Dich klagen müſſen? Das thäte doppelt weh!“

„Gertrud, Du quälſt mich. Ich bin nicht unzufrieden und habe keine Urſache meine Lage anders zu wünſchen. Es gibt Ärmere als Du und ich, und hab' ich Kummer, ſo gilt er dieſen. Als wir die Stadt verließen, weil man ſich zwiſchen uns drängen wollte, gaben wir Beide freiwillig eine bequemere Zukunft auf. Du das Erbe einer eigenſinnigen Alten, die ihre Einwilligung zu unſrer Verbindung nur in dem Wahne gab, daß dieſe Einwilligung einem Fluche gleichkomme; ich die Arbeit, die mir Ehre und Gut bringen konnte. Du nahmſt den armen Mann ſtatt des reichen; ich

verſperrte mir den Weg in die Gilde, weil mir die Hand ohne das Herz nicht feil war. Du würdeſt nicht die Frau des Senat orsund ich ſtieg, ſtatt durch's Handwerk zur Kunſt aufzuklimmen, zum Arbeiter hinab. Wir haben es gewollt. Durch Klagen beſchuldigten wir uns nur ſelbſt, und das wäre kindiſch. Ich erkaufte mir das Recht, mich auf dem Grunde eines „gnädigen Herrn“ durch die Kraft meiner Arme und meinen Fleiß ernähren zu dürfen, und an Notwendigem hat es uns noch nie gefehlt. Was hätten wir denn alſo zu klagen?“

„Und doch biſt Du gedrückt!“

„Gertrud, biſt Du nicht krank?“

„O ſieh doch nur, wie mich die beſſere Jahreszeit ſtärkt. Iſt es nichts als das, ſo ſei wieder heiter und froh!“

Sie ſchmiegte ihre Wangen, deren Färbung freilich ihren Worten widerſprach, an die Bruſt ihres Mannes und ſah ihm ſo innig und liebevoll in die Augen, daß er nicht widerſtehn konnte und die arme Frau herzlich auf Stirn und Lider küßte. Da ſank ſie an ihm hinunter und ſagte mit einem ſchelmiſchen Ausdrucke um ihre Lippen:

„Mendel Sack hat Dich geſucht; Du ſprachſt mit ihm, hat er mein Geheimniß verraten?“

„Geheimniß? — Verraten?“ ſagte der Mann und ſtreichelte das zarte Geſicht, auf dem jenes ſchelmiſche Lächeln wie ein verſpäteter Sonnenſtral zuckte.

„Nun ja, mein Geheimniß, das einzige, das ich jemals vor Dir gehabt.“

„So haſt Du, eitle Seele, ihm wol den Reſt Deines wenigen Silbers verkauft, weil ich Dir nicht mehr in meinem alten Kittel gefalle? Du weißt, daß es mir gleichgiltig iſt, womit ich eſſe, der Kinder wegen hätte ich aber gern die kleinen Löffel behalten: Zinn ſieht zuletzt doch unreinlich aus, und wir müſſen ſie an die äußerſte Reinlichkeit gewöhnen, da dieſe es grade iſt, die auch der Armut Anſtand verleihen kann. Iſt es das, was Du Dein Geheimniß nennſt?“

Er ſtrich der Frau freundlich das Haar zurück und ließ im Sprechen die gelöſten, glänzenden Strähnen mit einer Reminiscenz von hoher Freude durch ſeine Finger gleiten.

„Nein, nein, guter Fritz, das iſt es nicht, das würde ich ohne Dein Wiſſen nicht thun. Das Geld für Deinen Kittel hab' ich uns Allen längſt abgeſpart; Du magſt den Stoff kaufen, wenn Du nach der Stadt gehſt.“ Und ſie küßte ihm vergnügt die Hand, die er auf ihre Schulter gelegt. „Da ich eben hier neben Dir knie, wie eine Büßende,“ fuhr ſie fort, „will ich Dir auch beichten, — aber Du darfſt nicht zürnen,

weil ich hinter Deinem Rücken und gegen Deinen ausdrücklichen Willen etwas gethan, das Du eine große Thorheit nennſt. Ich habe nichts verkauft, ſondern heute wieder etwas gekauft, nämlich ein — — — Lotterieloos!“

„Wie? Zerreiße es augenblicklich! Gehorche!“ rief der Mann in ſeiner ganzen Heftigkeit aufbrauſend. „Ich will arm bleiben, ſonſt brauchten wir dergleichen Zettel nicht um Vermögen zu erlangen. Ich dulde auch die Möglichkeit nicht in unſern Händen, die Möglichkeit mich ſelbſt und die Meinigen von dem millionenfachen Fluche getroffen zu ſehn, der auf den Reichen laſtet. Gib mir auf der Stelle das Papier aus der Kanzlei des Teufels! Und ſchon öfter treibſt Du dies Spiel, ſchon lang verbirgſt Du mir dieſen Unfug, traümſt Zahlen und hoffſt auf Gewinn . . . . .“

„Fritz,“ ſagte die Frau weinend, „denke an die Kinder, denke, daß wir ſterben können und daß ihnen dann Nichts und Niemand den ſchweren Weg erleichtern wird. Laſſe mir wenigſtens die Hoffnung, die ohnehin ſo ungewiſſe Hoffnung . . . .“

„Nein, und abermals nein. Meine Kinder ſollen es nicht anders wiſſen, als daß jeder Kreuzer, der Segen bringt, ehrlich verdient ſein muß; daß nur Das unſer rechtmäßiges Eigentum iſt, was wir ſelbſt erworben. Sie ſollen nie ein andres Kapital haben

als ihre Kraft, ihr Wissen, ihren Fleiß und wieder ihre Kraft. Ihr Geschick zur Arbeit und ihr Mut dem Leben die Spitze zu bieten, müssen und werden ihnen forthelfen.

„Und woher sollen sie Wissen nehmen, wenn wir tot sind oder nicht genug haben, ihnen eine andre Erziehung zu geben, als sie die Kinder unsrer Nachbarn erhalten? Woher wird der arme Christian die Kraft nehmen? Wird er je durch seine Hände so viel erwerben können als er zur Bestreitung seines Unterhalts, zur Ernährung einer Familie braucht? Und ist er zum Handwerke zu schwach, hat er Talente, die ihn zu anderer Beschäftigung fähig machen, wie sollen wir ihm die Mittel dazu bieten?“

„Das wird sich Alles finden! Je mehr Qual sie zu tragen haben ehe sie zu dem bescheidensten Ziele kommen, je dornenreicher ihr Pfad sein wird, desto gründlicher werden sie die Leute hassen lernen, denen Geld und Zufälligkeiten über Alles weghelfen. Dieser Haß wird die neue Erlösung zu Wege bringen, er wird die neue Zeit gebären, und jeder Mensch, dem ein Funke dieses Hasses in der Brust glüht, ist ein berufner Apostel der Zukunft.“

„O sprich nicht so, Fritz! Ich willigte freudig ein mit Dir arm zu werden, aber davon, daß wir darum unglücklich sein und Andere hassen müßten,

ſagteſt Du damals nicht ein Wort. Welche Mutter wird die Hand dazu bieten ihre Kinder zu finſtern Rachegeiſtern zu erziehn? Wo wirſt Du ein Weib finden, das die Weſen, denen es Alles, o Gott, von Allem das Herrlichſte und Schönſte wünſcht, ohne ſich dagegen zu ſträuben ſelbſt um die Möglichkeit des Glückes ſchon durch die Erziehung betrügen läßt? Und das ſoll ich einer Idee zu Liebe thun, die mir fremd iſt, die ich für Unrecht halte? — Das iſt unnatürlich! Es kann auch von Dir nicht mehr als eine unüberlegte Redensart ſein. So würden wir ja unter dem Vorwande Menſchen zu erziehen Unmenſchen ausbilden. Die Kinder ſollen Liebe lernen, nicht Haß, damit ſie ſelbſt geliebt, nicht gehaßt werden. Ich habe Dir in Allem nachgegeben wie ein treues Weib, willig und ohne Murren, aber die Kleinen gehören der Mutter, und die Mutter wird ſie ſchützen. Ich war feſt, als ich mich Dir gab, Du wirſt mich wieder feſt finden. Auch das Gift, das Du in der letzten Zeit unbedacht in Chriſtians Herz geträufelt, werde ich wieder heraus zu ſchaffen wiſſen; ſchlägt es Wurzel, dann Wehe uns! Du meinſt es gut, denn Du biſt viel rauh, aber nicht böſe, nur vergißt Du ganz, daß Du Mann biſt und er ein Kind, das Dich mißverſtehn wird und ganz gemütlos werden müßte, wenn es Deinen Lehren folgte. — Ich höre jetzt, wie damals als es den Kampf um

unſre Vereinigung galt, nur auf die Stimme in meinem Herzen, die Du in jener Zeit die ewig wahre Stimme der Natur nannteſt. Ich werde ihr immer wieder gehorchen, Dir widerſprechen, das was Du ſäſt ausrotten . . . .“

„Ah, und dieſe Stimme befahl Dir auch in die Lotterie zu ſetzen?“ unterbrach Hennings ſeine Frau, die in ungeahnter Weiſe beredt wurde als ſie für ihre Kinder ſprach. „Das iſt in der That ein ganz neues, ſicher vortreffliches und vor Allem überaus natürliches Mittel für die Erziehung und das Glück ſeiner Kinder zu ſorgen! Und all Dein Widerſpruch, was liegt hinter ihm? Du willſt Deine Kleinen als Herren ſehn, das iſt Dein liebſter Traum. Ich fühle dieſe Abſicht durch, auch wenn Du vorgibſt nur für ihr Gemüt, für ihr Herz zu kämpfen. Sieh doch ſelbſt, durch welchen höhniſchen Ziſchlaut unſre Sprache ſchon Herr und Herz unterſchied. Du biſt es, die ihnen Gutes zu thun meint, während Dein Weg ſie zum Böſen, zur Herzloſigkeit führt. Glaubſt Du denn, ich habe an Das was wir einſt für die Kinder brauchen werden, noch nie gedacht? Wir werden genug haben, ſie zu erziehn und unterrichten zu laſſen. Da iſt meine Lotterie, und in der iſt keine Niete!“ Er zeigte ihr bei den letzten Worten ſeine beiden Arme und ſeinen Kopf.

„Aber Du kannſt doch noch krank werden . . . . .“

„Und Du kannſt mit Deinen Nummern durchfallen wie bisher geſchehn, denn ſonſt hätteſt Du doch nicht ſchweigen können,“ parodirte er. „Endlich will ich nun gar für ſolche Zwecke vom blinden Glücke nichts geſchenkt haben. Gib mir das Loos, und fort damit! Das Spiel iſt unmoraliſch und darum Sünde.“

„Sünde kann das nie ſein, was eine Mutter für ihre Kinder thun mag. Für mich hab' ich genug, für mich bin ich zufrieden und wüßte, wenn Du nur wieder lieb und gut biſt, nichts Beſſeres zu verlangen; aber für meine Engel will ich Alles, Alles was ſchön iſt und Freuden gibt. Und ich weiß ja, daß ich gewinnen muß, und immer wieder gewinnen werde, denn,“ ſie ſah ihn dabei lauernd aber doch mit dem Überſtrömen kindlichen Gefühles an, ſo daß der ſchlaue Ausdruck ihrer Züge ein unſäglich glückliches Bewußtſein verriet, — „denn, ich habe gewonnen. Beſcheiden, wie mein Satz, aber doch ein Gewinn faſt jedes mal, ſo daß ich ſchon eine nette runde Summe aufbewahre . . . .“

„Du haſt gewonnen! Nun verſtehe ich Deine Luſt am Spiel. Siehſt Du wie der Teufel lockt! Hoffentlich haſt Du nun Deinen Satz verdoppelt und ſpielſt nicht mehr beſcheiden, um mehr zu gewinnen. Das iſt die rechte Art, ſo iſt mir's auch noch allen-

falls recht, so kommt das schlechte Geld rasch wieder aus dem Hause. Wenn das der Fall ist, erlaube ich Dir weiter zu spielen. Ist aber der letzte Kreuzer des Sündengeldes fort, so verbiete ich Dir in allem Ernste auch nur einen Heller zu wagen wenn Du nicht willst, daß ich Mendel Sack durchprügle, da er es ist, der Dich verführt."

„O nein, ich kam selbst auf den Gedanken, und der Jude ist ein ehrlicher Mann. Aber Du bist im Irrtume wenn Du meinst, daß ich übermütig geworden bin. Ich habe meinen Satz nicht geändert und schon fast dreihundert Gulden gesammelt . . . . . Ah, nun machst Du große Augen! Siehst Du, daß ich schweigen konnte, obgleich ich gewonnen hatte."

„Dreihundert Gulden unter meinem Dache, nun sage einer noch, daß man blutarm sein kann wenn man es sein will. Das ist schlimmer, als ich dachte, indeß geht's darum nur etwas langsamer aus dem Beutel. Versprichst Du mir nicht mehr zu spielen, wenn dies Geld, das nun einmal dem Teufel gehört, zu Ende ist?"

„Ja, ich verspreche Dir's, bin aber überzeugt, daß Du die Freude nicht haben wirst, meine Hoffnung begraben zu sehn. Wir werden sehn was Recht behält, Mutterliebe oder grundloser Haß! — O Fritz, ich mag Dich viel lieber heftig und aufbrausend, wie

Du immer warſt, als düſter vor Dich hinbrütend als hätteſt Du nichts mehr lieb. An Deine Hitze hab' ich mich gewöhnt, ich weiß, daß ſie verfliegt wie ſie gekommen, aber das Brüten, das Du Dir jetzt angewöhnſt, iſt mir fremd und ſtößt mich kalt zurück. Zürne, wenn Du mußt oder es zu müſſen glaubſt, aber laß' Deine Stirne frei ſein und ſtolz. Wenn der Mann ein Kopfhänger wird, ſchafft ſich die Frau umſonſt müde, es will nichts Rechtes mehr gelingen."

Sie nahm ſchmeichelnd den Platz, den ſie vorhin verlaſſen, wieder ein und zwang durch ihre ſeelenvolle Freundlichkeit die Falten von der Stirn des leidenſchaftlichen Mannes. — —

Chriſtian war in der That noch wach und, von einem plötzlichen Einfalle durchzuckt, richtete er ſich jetzt, als die Eltern in verſöhnender Umſchlingung ſchwiegen, empor und fragte:

„Wir haben ja auch Trauer weil mein Bruder geſtorben iſt, müſſen wir denn da nicht auch ſchwarze Kleider anziehen, wie die junge Dame, die heute gegen den Vater ſo grob geweſen und ihn einen Bettler geſchimpft? Oder zieht man ſich nur ſchwarz an, wenn einem, wie ihr, der Vater geſtorben?

„Schlafe jetzt, Chriſtian, und frage nicht ſo albern," ſagte Hennings unwillig.

„Gräfin Cäcilie war grob gegen Dich und hat Dich einen Bettler geſchimpft?“ fragte Gertrud. „Wie kam denn das?“

„Cäcilie heißt ſie?“ ſagte der Mann langſam und die Silben dehnend, während ſein Blick ſich, wie von einem raſchen Gedanken gelenkt, auf das Schnitzwerk über den Büchern richtete.

„Nun ja, Cäcilie, aber wie kam ſie dazu grob gegen Dich zu ſein?“

„Es war auf dem Friedhofe, ſie mißverſtand mich, und der Knabe ſie; aber es wird mir leicht werden, ihr eine beſſere Meinung von mir beizubringen. — Du biſt müde, Herz, laſſ' uns jetzt zur Ruhe gehn! Ich erzähle es Dir morgen näher.“ —

Drittes Kapitel.

Die Kranichs.

Eine bekannte Närrin, die viele Romane geſchrieben und viele Romane zu ſpielen verſucht hat, allem Anſcheine nach auch ihr verpfuſchtes Leben in irgend einem Kloſter ſelbſt zu Grabe tragen wird, ſtellt die Behaubtung auf, daß keine Dame, die mehr als dreiundzwanzig Jahre zählt, ſich anders als bei künſtlicher Beleuchtung ſehn laſſen dürfe. Wir wiſſen nicht, ob ſie damit eine alte Geheimlehre der großen Welt ausplaudert oder ob die große Welt am Ende doch nicht allein aus zarter Rückſicht für die beſſere Repräſentation des ſchönen, überdreiundzwanzigjährigen Geſchlechts, die Nacht dem Tage vorzuziehen pflegt. Es iſt denkbar, daß ſie ſich erſt dann im Vollbeſitze ihrer Herrſchaft fühlt und dann erſt hoch aufzuathmen wagt, wenn ſie weiß, daß die Macht, die ſie zu verachten vorgibt, in tiefem Schlummer liegt. Gewiß aber iſt, daß es in den Wohnungen der Armen eher Nacht und Tag wird, als in Schlöſſern und Paläſten. Da wir den Grund für dieſe Verſchiedenheit nicht blos in

Erſparniß oder Mangel an Leuchtmaterial auf der einen und Luſt an Illuminationen auf der andern Seite zu ſuchen geneigt ſind, fehlt uns immer der beſtimmte, letzte Ausgangspunkt für dieſe eigentümliche Sitte und müſſen wir uns damit begnügen feſtzuſtellen, daß ſie auch dort uralt hergebracht iſt, wo das Klima das Umkehren der Nacht in Tag nicht bedingt. Gibt es irgend ein unanfechtbares hiſtoriſches Recht, ſo iſt es das der Nacht auf den Schlaf der Armen und die Feſte der Reichen.

Demgemäß war das Geſellſchaftszimmer der verwittweten Gräfin Hehlen auch um die Stunde, in der Hennings' Lampe erloſch, noch vollſtändig kerzenhell.

Der Salon bildete ein längliches Viereck, deſſen Wände mit Hautelliſſen in Grau, Rot und Gold bekleidet waren. Daran ſtieß ein kleines rundes Gemach mit violettem Sammt ausgeſchlagen und von oben durch einen großen maſſiv ſilbernen Kronleuchter erhellt. Es enthielt außer einem ſehr großen Kamine von weißem Marmor, deſſen Reliefs in allem Ernſte eine „Traveſtie“ des Triumfs der Galathea darzuſtellen ſchienen, ein ſchweres mit Vergoldungen überladnes Sofa, zwei ungeheure, gradlinigte Seſſel und mehrere Tabourets, ſo daß der Raum, der den Durchſchnitt eines Thürmchens bildete, hiedurch gefüllt war. An den Wänden hingen eine Anzahl von Miniaturen in breiten ſtaffirten

Rahmen, die zwanzigfach den Raum des Gemäldes einnahmen, und über dem Sofa, an Goldſchnüren mit dicken Troddeln befeſtigt, zwei Knieſtücke in Lebensgröße: Porträtfiguren, aber heroenhaft aufgeputzt, einen faltigen Mantel um den nackten Leib drapirt. Dies Thurmgemach hatte nur eine große Thüre nach dem Salon; die Thürflügel waren ausgehangen. Man konnte von da faſt den ganzen Salon überſehn.

Der Salon war, wie wir ſchon geſagt, in Grau, Rot und Gold tapezirt. Eine Thüre führte in das eben beſchriebne Kabinet, eine zweite in der Mitte der äußeren Wand öffnete ſich auf den Balkon, und die dritte ging nach den Vorzimmern. Ein rieſenhafter, vielſeitiger Ofen aus weißen, im älteren Renaiſſanceſtile verzierten Kachelflieſen ſtand dem Balkon gegenüber. Das Mobiliar war noch im Geſchmacke Davids: Karyatiden, Frieſe und Architrave an Tiſchen, Stühlen und Spiegeln, mythologiſche Reminiscenzen, Liebesgötter und Arabesken aller Art an den Leuchtern, wie an allem andern Geräte. Es zeigte alle jene Unbequemlichkeit und all jenen abſurden Zuſchnitt, den das Mißverſtehen antiker Werke und die Vermiſchung von Plänen für Architektur mit denen für Hausrat ſeiner Zeit hervorgerufen. Tiſche bildeten Tempel, die Stuhlbeine gehörten in irgend eine Säulenordnung und von jedem Sims der Spiegelfaſſung ſchwangen nackte

Genien, in's Steife, Kurzleibige überſetzte Genien, ihre geſchmackloſen Kranzgewinde. So war das Mobiliar, das außer ſeinem Reichtume an Vergoldung noch prachtvolle Vaſen von Jaspis, venetianiſchem Glaſe, Porzellan und edlen Metallen zu tragen hatte. Das Licht des Kronleuchters war durch Gaze gedämpft, dagegen ſtrömten zwei dicht mit Kerzen beſteckte Armleuchter ihr volles Licht durch den Raum.

Ein runder, niedriger Tiſch mit einer Marmorplatte, von mattſchwarzen Sfinxen mit vergoldeten Diademen getragen, der ſich trotz ſeiner augenſcheinlichen Schwere auf dem Parquet ſo trollen ließ, war eben von den Dienern mit Früchten der Jahreszeit und der Treibhäuſer beſetzt worden, und dies ſo wie die Haltung der Anweſenden, zeigte zur Genüge, daß die Sitzung noch lang nicht geſchloſſen werden ſollte.

Die Geſellſchaft beſtand aus fünf Perſonen, von denen drei im Kabinette, zwei im Salon an der geöffneten Balkonthüre Platz genommen hatten.

Im Kabinet ſaßen zwei ältere Damen und ein Herr.

Adelaide Gräfin Hehlen, geborene Gräfin Trauchburg, konnte in jeder Beziehung für die Repräſentantin der vornehmen Damen einer Zeit gelten, die im Alter der Periode des gradlinigten Mobiliars voranging. Graf Ségur hätte in ihr eine jener vieilles femmes

gefunden, deren Nichtvorhandenſein ihn an Napoleons Hofe ſtörte. Die Zeit hatte an ihr nichts geändert als ihre Züge und ihren Anzug. Die Revolution, die Überſchwemmung der deutſchen Länder durch den Korſen, die ſogenannte Befreiung endlich und die Reſtauration, Alles was dieſe Begebenheiten gebracht oder genommen, lag hinter ihr als hiſtoriſche Thatſache, kalt und tot, ſie hatte nichts damit gemein. Auch die Reſtauration blieb ihr gleichgiltig; der Hof jenes Haubenſtocks, den die Fremden zum Könige von Frankreich machten, begann ſeinen Lebenslauf ja mit dem Devotismus, der das Ende der Regierung Ludwigs des Vierzehnten bezeichnet hatte, mit jener freudloſen, „frommen“ Grauſamkeit, die ſich dort in der Aufhebung des Edikts von Nantes, hier in zahlloſen Verfolgungen manifeſtirte. Die Zeit der Gräfin war die der übermütigen Freude, die gleich dem Aufflackern des Lichtes vor ſeinem Verlöſchen, kurz vor der großen Kataſtrophe in Frankreich in gewiſſen Schichten der Geſellſchaft herrſchte, während das Elend, die Not in den andern eine neue Zeit vorbereiteten. Die Erinnerung an die Feſte von Trianon, denen ſie in ihrer Jugend beigewohnt; der galante, witzelnd ſpöttiſche Ton jener Tage, der vor keiner Beziehung, vor keinem Scherze, der nur irgend in geiſtreiche Form gekleidet war, zurückbebte; das für die Intrigue erfundene

Lispeln, die halbausgesprochnen Worte und vor Allem — die Verachtung für den tiers état waren ihr geblieben. Sie hatte ihre Augen weit über dreißig Jahre für das Draußen geschlossen gehalten, hatte nie mehr einen der entweihten Höfe besucht, wußte nichts von dem Ringen und Fordern der Zeit und gehörte somit ganz einer vergangenen Welt an. Ihre Ansichten hatten sie durchdrungen und conservirt, wie das Harz der Binden, in die man einbalsamirte Körper wickelt, nach und nach den Körper durchzieht und seine Form erhält: sie war eine lebendige Mumie. Was sie dachte und fühlte, prägte sich scharf, aber doch nur Dem verständlich, der ihre Weise und ihren Ideengang genau kannte, in ihrem Gesichte aus. Es war Manier darin, sonst wäre die Maske nicht lüftbar gewesen. So waren die Züge denn sprechend aber ihr Spiel ruhig und stereotyp, es gab in dem Denken und Fühlen der Dame nicht allein keinen Sturm, sondern auch kaum Ebbe und Flut. Jede Bewegung war gemessen, jede Bemerkung war oder klang wenigstens anständig lau. Sie würde nicht verfehlt haben in unsrer Zeit, in der die Marquisen mit dem Dodo ausgestorben scheinen, den Eindruck einer gewissen Szene aus Göthe's Tasso zu machen, einer Szene, die wol in Weimar aber nie und nimmer unter dem Himmel Italiens eine Bühne finden kann. Gräfin

Hehlen wäre heute ein „komiſcher" Anachronismus oder, wie man vielleicht ſagen würde, ein hors d'oeuvre.

Dieſe Frau ſaß ohne die geringſte bequeme Nachläßigkeit in ihrer Haltung zu zeigen aufrecht in der Ecke des Sofas, die den Blick nach dem Salon frei ließ. Sie langweilte ſich augenſcheinlich, aber die Langweile ſchien ihr im Momente das einzig Schickliche, drum langweilte ſie ſich mit Anſtand und Bewußtſein. Wie etwas in ſeiner Art Abgeſchloſſenes, Fertiges, immer eine gewiſſe Befriedigung bietet, konnte man ſich auch von der Matrone nicht leicht oder gar unbehaglich abwenden. Sie war zu typiſch, um nicht Aufmerkſamkeit für ſich zu fordern. —

Eine für die Länge der Zeit gewiß weniger intereſſante, dafür aber im erſten Augenblicke deſto auffallendere Erſcheinung war die zweite ältliche Dame, die den Seſſel an den Tiſch vorgeſchoben hatte und eines Gehörfehlers wegen ihren Kopf möglichſt in die Nähe der dritten Perſon, eines Mannes brachte, der mit großem Pathos aus einem Foliomanuſkripte vorlas.

Klotilde Hehlen, die Schweſter des letztverſtorbenen Grafen, war nie ſchön geweſen, ja eine lange Krankheit, die auch ihr Gehör zerrüttet, hatte ihr ſogar nie jene friſche Glätte und Färbung werden laſſen, die faſt bei allen Mädchen in einer gewiſſen Zeit den

Mangel an Schönheit der Formen erſetzt. Trocken und hager, Dank verſchiedenen Familienpakten auch arm, war ſie trotz mancher geiſtigen Vorzüge nie liebenswürdig gefunden, nie geliebt worden. — Wäre die Liebe des Menſchen zum Menſchen, ein innigſtes, vertrauteſtes Aneinanderſchließen vorher fremder Perſonen, nicht ein wirkliches, natürliches Bedürfniß, ſo würden Menſchen, die von der Liebe geächtet werden, nicht ſo unglücklich und bösartig. — Ihr Herz vertrocknete, ſie trug einen erfrornen Frühling in ſich und wurde in ihrem Weſen verzerrt, weil der Gang ihrer Entwickelung ein naturwidriger war, weil eins der notwendigen Glieder in ihrer Lebenskette fehlte, weil die höchſte, gleichmäßige Stimmung aller Affekte in ihr nie zur Reife gekommen war. Damit fehlte ihr die Läuterung, das Gleichgewicht der Gefühlsaüßerungen; ſie konnte weder noch wollte ſie die Wirkungen deſſen was ſie ſagte oder that meſſen und mildern. Sie war ſelbſt nie zufrieden geweſen und liebte es darum allenthalben Unzufriedenheit zu verbreiten. Gab es in der Menage ihres Bruders einen Zwiſt, ſo unterlag es keinem Zweifel, daß ſie geheim oder offen die Flamme geſchürt. Das Verhältniß der beiden Schwägerinnen, das ſeit je ein geſpanntes geweſen, erhielt früher noch durch die Triumfe der ſchönen, von allen Männern gefeierten Frau täglich neue Schärfe, und

Niemand freute ſich mehr über die Verwüſtungen, die das Alter in den Zügen Adelaidens angerichtet, Niemand war eifriger den Erfolg einer ſorgfältigen, der Jahre ſpottenden Toilette zu vereiteln als Klotilde. Die Karten oder das Triktrak brachten zwar Abend für Abend einen Waffenſtillſtand zu Wege, aber da in der Trauerzeit eine ſolche Zerſtreuung für unpaſſend galt, fand der eingewurzelte Groll in dem Augenblicke, in dem wir unſre Erzählung beginnen, keinen Ruhepunkt und war der Kampf der von jeder Partei mit den Waffen geführt wurde, die ihrer Eigentümlichkeit am meiſten zuſagten, ein endloſer, überaus heftiger.

Der Widerſpruch zwiſchen den beiden Damen dehnte ſich ſogar in auffallendſter Weiſe auf den Anzug aus. Während die Wittwe das Trauergewand immer noch möglichſt gefällig und ihrem Wuchſe angepaßt trug, während ſie jedes graue Haar ſorgſam unter dem Kopfputze verbarg, war ihre Schwägerin in eine unförmige Maſſe des gröbſten ſchwarzen Wollſtoffs gehüllt und zeigte mit unverkennbarer Abſicht ihre ſpärlichen weißen Haare. Da ſie um einige Jahre jünger war als die Gräfin, gab ihr dieſe Oſtentation Gelegenheit zu bitteren Bemerkungen über die ſpäte Eitelkeit ihrer Schwägerin. Dieſe ſah in dem ſchwarzen Kleide mit Pleureuſen einem jener würdevollen Nonnengemälde gleich, die man noch dort und da in Niſchen alter

Kloſtergänge gemalt ſieht oder in Familiengallerien findet, Klotilde dagegen erinnerte unwillkürlich an die große weſtindiſche Fledermaus. Ein Vergleich, der durch das wiederholte Ausſpannen und Um den Leib falten eines rieſigen Tuches, unter dem dann nur ihre dünnen Finger und der weiße Kopf hervorſahen, noch treffender gemacht wurde.

Dieſe beiden Damen bildeten das Auditorium des ſehr ehrwürdigen Pater Ambroſius oder, wie er ſich lieber nennen hörte, des Schloßkapelans. Auch Baccalaureus der freien Künſte und Licentiat der Gottesgelahrtheit war der gute Herr Ambroſius Feigenblatt, deſſen nähere Bekanntſchaft zu machen wir ſofort die Ehre haben werden.

Der kleine Mann, der neben den hochgewachſenen Gliedern der Grafenfamilie erſt recht wie ein Pygmäen-Kazike ausſah, ſaß auf ſeinem Tabouret wie eine Statue des verkörperten Reſpektes und ſchien in jeder Minute das wenige geiſtliche Fett, das die freien Künſte etwa anzuſetzen erlaubten, von ſeinen Rippen ſchwitzen zu wollen. — Es gibt eine Art von Hühnern, die aus Serbien ſtammen und ein ganz eigentümliches Gefieder haben. Ihre Federn ſind von Natur dicht über dem Kielende geknickt und entbehren in den eigentlichen Federn der ſtarren Rippe, ſo daß ſich das ganze Gefieder aufwerts und bei dem kleinſten Luftzuge der gewöhn-

lichen Richtung entgegen ſträubt. Die Azel des Kapelans glich vollſtändig einer rothbraunen Henne dieſer Gattung. Sie war daher das einzige in die Höhe ſtrebende, reſpektswidrige Ding an ihm. Andere haben ein doppeltes Kinn, der Baccalaureus aber hatte eine doppelte Stirn. Wir müſſen es dahin geſtellt ſein laſſen, ob die eine Hälfte, die durch einen tiefen Einſchnitt von der andern geſondert war, durch einen Einſchnitt, der nicht nur in einer Hautfalte, ſondern in der Knochenformation ſelbſt ſeinen Grund hatte, blos als Reſervedampfkeſſel diente, — oder ob in der einen Abtheilung Das gebraut wurde was der Domine ſagen, und in der andern was er verſchweigen wollte. Immerhin hatte der Herr ſo viel von ſeinem Stande, daß er nicht alle Karten auf den erſten Blick ſehn ließ, eine Bemerkung, die für unſre letzte Anſicht ein Gewicht in die Schale werfen dürfte und durch die ſonderbare Stellung der Augen des Pater Ambroſius nicht Lügen geſtraft würde. Die Scheidewand zwiſchen ihnen war ſo bedeutend und der Winkel von der Mitte der fleiſchigen Naſe nach den Schläfen zu ſo ſchroff abfallend, daß die Augen eigentlich an den Seiten des Kopfes zu liegen ſchienen. Dieſe Eigentümlichkeit gewährte ihm den ſeltnen Vortheil nach den Seiten und faſt rückwärts ſehn zu können, wie wir dies bei mehreren Thierarten beobachten. Dieſe Thiere gelten für furcht-

ſam, weil ſie bei der geringſten Annäherung eines fremden Weſens die Flucht ergreifen, aber es mag dies eine von den vielen Ketzereien ſein, die ſich in die Auffaſſung von Thiercharakteren, die Taubenſanftmut an der Spitze, eingeſchlichen haben. Sie ſind nicht furchtſam, ſondern vorſichtig, weil ſie keine Waffen haben. Auch der Schloßkapelan war nicht furchtſam, wol aber vorſichtig. Seiner eignen Erklärung nach hatte er ſich nur aus einem Grunde, den wir achten müſſen, niemals auf den — für ihn einzig ziemenden — literariſchen Kampfplatz gewagt. Ein — vielleicht allzu reizbares — Moral-Nervenſyſtem ließ ihn jedesmal erröten, wenn er ſich „Feigenblatt“ nennen hörte, und die damalige Ueberſetzungsſucht und Latiniſirungswut der Namen brachte ihn nun vollends aus dem Regen in die Traufe. In der That äußerte er einſt in vertraulichem Geſpräche zu einem gelehrten Freunde, daß die Überſetzung ſeines Namens ihn ſtets an eine piquante Stelle in Rabelais' Pantagruel und an das Ende von Arioſt's ſechſter Satire erinnere. — Herr Ambroſius Feigenblatt war ein vielbeleſner Mann und nebenbei wahrſcheinlich zu eitel um die Klippe durch die Anonymetät zu umſchiffen. Kurz, er ſchrieb aus Moralität nicht. Ihn aber furchtſam zu nennen, wäre grobe Verleumdung geweſen, denn er zeigte wiederholentlich den größten Mut und zwar in äußerſt

ſchwierigen Fällen, von denen wir vielleicht noch ſpäter einen oder den andern erfahren dürften. Aber vorſichtig war er. Und die Vorſicht ſcheint in ſeiner Lage inmitten einer nicht allzu friedliebenden Familie nicht nur eine Tugend, ſondern gradezu eine Notwendigkeit, wenn er ſich auf ſeinem Platze behaubten ſollte. Einfluß hatte er nie erlangt, obgleich er der Beichtvater der ganzen hochgräflichen Familie war. Der verſtorbene Graf drohte bei der kleinſten Einmiſchung mit der Hetzpeitſche; die Gräfin erfüllte äußerlich religiöſe „Pflichten“ mit derſelben Förmlichkeit, mit der ſie einem „großen Empfange“ beigewohnt, litt aber durchaus keine Annäherung; Gräfin Klotilde haßte den Pater, weil ſie bemerkt zu haben glaubte, daß er ihrer Schwägerin mehr Unterwürfigkeit zeige als ihr ſelbſt, und die junge Welt machte Scherze und Quodlibets über den patentirten Seelenheilkünſtler. Sie lachte über ſeine Azel, über das wunderliche, antediluvianiſch-franzöſiſche Kleid, an deſſen Kragen man noch Spuren des verewigten Haarbeutelſchabens entdeckte, ſie lachte über die ſchlotternde ſchwarze Atlashoſe, über die ſilbernen Schuhſchnallen, vor Allem aber über ſeine Gelehrſamkeit.

Unter der jungen Welt verſtehn wir das Paar, das im Salon zu beiden Seiten der geöffneten Balkon-

thüre ſitzt und ſich von der kühlen Luft Nachtigallenſchlag und Blumendüfte zuwehen läßt.

Iſolirt war es durch die Trennung von der Gruppe im Kabinet nicht, da die Lage ſowohl, als die blendende Beleuchtung aus beiden Gemächern nur einen Raum machte, und ſo ein ſtilles, unbelauſchbares Alleinſein unmöglich wurde. Ein ſolches lag indeß auch nicht im Plane Cecile Hehlens, ſie hatte den Platz nur gewählt um die ſchärfere aber auch angenehmere Luft zu athmen, die von den älteren Damen vermieden wurde. Wir kennen das junge Mädchen ſchon; unſre Bekanntſchaft datirt vom Friedhofe. Wir hatten ſomit ſchon Gelegenheit einen Blick auf das anſprechende Äußere der Gräfin zu werfen, aber Eins mußte uns dort im ſinkenden Lichte entgehn, und dies Eine iſt wichtig genug um hier nachgetragen zu werden.'

Cecile Hehlen iſt Braut.

Wir erinnern uns, daß Soulié, der ganz entſchieden einer der größten Beobachter und Menſchenzeichner war, die Haubtmerkmale für drei Stadien der weiblichen Entwickelung im Gange, in der Bewegung ausgeprägt fand. Das vegetirende Mädchen gleichſam geſchloſſen, unſicher und eckig; die erwachte, lebende, alſo liebende Jungfrau, mit jener weichen, ſchämigen Grazie, die vor ſich ſelbſt errötet und, aus großer Beſorgniß ſich zu verraten, ab und zu noch ſchroffe,

ſcharfe Linien durch ihre ſchwimmenden Kreiſe zieht; vollendete Rundung in der Bewegung, Feſtigkeit und feſſelfreie Sicherheit aber nur in der Frau. Und er hat Recht. Aber es gibt noch ein Anderes, das ſich erſt mit dem erſten Dämmerſcheine, der dem Erwachen vorhergeht, in die Züge eines weiblichen Kopfes drängt, ein Etwas, das von der geiſtigen Vermälung erzählt und das uns oft auch den Frauen noch die Geſchichte ihres innerſten Lebens ohne Paraphraſe ſagen ließe, wenn wir nicht aus Konvenienz den Schein, mit dem ſie ſich umgeben, achteten.

Der heiterſte Kopf eines reifen Mädchens zeigt auch in ſeiner ausgelaſſenſten Launigkeit noch einen leicht geſpannten Zug, der um die Brauen lagert und von der Oberlippe nach den Wangengrübchen ſchleicht. Er iſt anfangs eine ſtumme, friedfertige Frage, eine Frage, wie ſie Kinder in ihrer Unſchuld ſtellen, — dann wird er feſter und ſieht der liebenden Jungfrau als tiefſinniges, melancholiſches Rätſel aus dem Geſichte. Iſt ſie Braut, ſo flüchtet Alles was Hoffnung und Beſorgniß heißt, alle unbeſtimmte, namenloſe Sehnſucht und Furcht in dieſen einen Zug. Sie mag jubeln, von Freude ſtralen, das Rätſel tritt, je näher es ſeiner möglichen Löſung kommt, immer bedeutender, dringender, ja ſchmerzlicher hervor; es fragt immer dieſelbe Frage, für die es in Worten keine Antwort gibt; es

iſt ein Staat im Staate, ein Ding, das weder an Luſt noch an Schmerz der andern Glieder Theil nimmt. Es gerät am Altare noch in Krampf und preßt Thränen aus den Augen, die gern Blitze der Freude sprühen möchten . . . . . Nur wenn der Mann, dem ſich das Mädchen gibt, ein Oedipus geweſen, nur wenn zwiſchen Mann und Weib das letzte, innigſte Verſtändniß obwaltet und volle Harmonie zwiſchen beiden beſteht, kehrt der eigenwillige Muskel zum Gehorſam zurück, nur dann zeigt ein Frauenkopf für immer in jedem Affekte vollendeten Einklang, vertrauteſte Übereinſtimmung aller Bewegungen und aller Züge. Bis dahin nie. Es iſt immer etwas Fremdes, Forſchendes, immer eine Störung darin. Sie ſehen falſch, Alle die in dem Kopfe eines Mädchens den heiligſten Frieden erblicken wollen, es iſt immer eine große, ungelöſte Frage da. Man ſieht dieſe Frage unbeantwortet, verzerrt und peinlich zuckend in den Geſichtern einer großen Zahl von Frauen, die von der Welt für glücklich gehalten werden, weil die Welt das Glück nach Dingen tarirt, die in ihrer ſinnloſen Geſellſchaft Wert haben; — aber ſie mögen ſich immerhin ſelbſt ihres Glückes rühmen, der eine unvertilgbare Zug in ihrem Antlitze ſtraft Alles was ſie auch der Geſellſchaft zu Liebe ſagen mögen, ewig Lügen.

Wir ſahen ein Exemplar von Johannes Baptiſta Porta's Magia naturalis, das einſt im Beſitze des Wiener Jeſuiten-Kollegiums geweſen zu ſein ſcheint. Wenigſtens trug es den Stempel dieſes Inſtituts. Die Patres fanden für gut einige ihnen verfänglich ſcheinende Seiten aus dem unſchuldigen Buche ganz herauszuſchneiden, andre aber auf eine ganz eigne Weiſe mit mehr als ruſſiſcher Schwärze zu durchkreuzen, ſo daß es kaum den Auffriſchern pompejaniſcher Handſchriften gelingen dürfte, ſie wieder lesbar zu machen. Der Scheere iſt unter anderen kleinen Kunſtſtückchen, die es darauf abgeſehn haben den Damen Poſſen zu ſpielen, verfallen, das Kapitel: „Amorem conciliare quomodo possimus.“ Man ſieht hieraus, daß die P. P. Jeſuiten nicht blos galant, ſondern auch freiheitsliebend waren. Sie wollten keine erzwungene Liebe, keine Hexentränkchen, kurz, am Ende hatten ſie ſogar ſchon eine Ahnung von „freier Liebe“ à la Aſton. — Sollte ſich nun irgend ein jeſuitiſch galanter Leſer bewogen fühlen, den obigen Exkurs für einen ungalanten Verrat weiblicher Myſterien zu halten, ſo diene ihm zur Beruhigung, daß ſo wie Die, welche Porta's Buch leſen, wol auch Porta's Weiſe verſtehn und würdigen und deßhalb von ſeinen Recepten keinen Mißbrauch machen werden, — auch Die, welche Menſchen verſtehn und die oben angedeuteten Züge zu de-

chiffriren wiſſen, dem Markte nicht böswillig ihre Beobachtungen Preis geben werden. In beiden Fällen ſcheint alſo Cenſur, heiliger Eifer, Schwärze und Scheere überflüſſig. — Wir haben indeß nichts dagegen einzuwenden, wenn irgend ein böſes Gewiſſen oder aufrichtiges Betrübtſein dies Buch um dieſe Reflexion ärmer machen ſollte. Die Cenſur wäre nur eine Beſtätigung der Wahrheit und vertilgte wol ein Blatt Papier, nicht aber das Rätſel aus dem Geſichte der Frauen; ſie hinderte uns alſo auch ferner nicht, in jedem weiblichen Kopfe, deſſen Daſein nicht für immer oder nicht mehr vegetativ iſt, den Grad ſeiner freien Entwickelung zu erkennen. —

Dies Rätſel war es, das ſcharf accentuirt in Cecile's Geſicht lag und ihren Kopf beſtimmt zu dem einer Braut ſtempelte.

Ihr Bräutigam ſaß ihr gegenüber. Der ſchöne Mann bewunderte das ſchöne Mädchen, ſein Blick ruhte von Zeit zu Zeit glühend auf der prächtigen Geſtalt in erſter Jugendfriſche, aber was ihm der äußerſte Ausdruck von Liebe war, würde uns, die wir vielleicht andre Begriffe von Liebe haben, nur ein Gefallen, ein Behagen, eine Steigerung deſſelben Gefühls, das man für ein fehlerfreies Pferd, einen Racehund, ja ſelbſt für eine Havannacigarre haben kann, ſcheinen wollen.

Jeder Blick Cecile's ſchien aus endloſer Ferne zu kommen, an Zaubergärten vorüber geſchweift zu ſein und endlich all die geſammelten Wunder in einen einzigen leuchtenden Stral zuſammen zu faſſen; Graf Hugo ſah grade vor ſich hin, ſein Blick irrte nicht ab, wich nicht aus, er war frei ohne Rückhalt, verſtändig aber ohne Tiefe der Empfindung. Er hatte durchaus nichts Diplomatiſches an ſich. Der knappe militäriſche Rock, den er noch immer trug obgleich er bereits den Dienſt verlaſſen, kleidete ihn vortrefflich; brüsque mit einer gewiſſen Ritterlichkeit, wie er war, konnte es für ihn keine paſſendere Tracht geben als die des Kriegers.

Sie ſprachen, ſcherzten auch wol, aber weder ſuchten ſich ihre Hände, noch flüſterten ſie aus einem anderen Grunde ſo leiſe, als um den Vorleſer nicht zu ſtören und etwa ſelbſt dann und wann einen Brocken der Lektüre zu empfangen. Cecile fürchtete weder einen ſtrafenden Blick der Mutter noch eine beißende Bemerkung der Tante: ſie hätte gethan, wozu ſie ihr Herz gedrängt. Aber es zog ſie nicht zu jener ſüßen Vertraulichkeit, die in einem Nichts ſo unbeſchreibbare Luſt findet. Sie liebte Hugo nach ihrer Art, weil er ein ſtattlicher, ſchöner Mann, weil er ein verſtändiger, biedrer Charakter war. Sie hing an ihm, denn ſie hatte ſchon als Kind, als er in's Feld zog, ſeinet-

halb geweint, und endlich wußte ſie es ſeit langer Zeit nicht anders als daß ſie Vetter Hugo's Frau werden ſollte.

Eine nachweisbare Verwandtſchaft zwiſchen den beiden Linien der Hehlen beſtand gar nicht, indeß behaubtete man, ſie hätten ſich in grauer Vorzeit von einander getrennt und war ihre Vereinigung ſchon durch einen Familienpakt feſtgeſetzt worden, ehe Hugo und Cecile noch die letzten Sproſſen der beiden Häuſer waren. Dieſes Abkommen hatte engere Beziehungen und wiederholtes Zuſammenſein herbeigeführt, und ein Brechen der Verbindung war trotz der Abneigung der Gräfin-Wittwe gegen den zukünftigen Tochtermann durch die gegenſeitige Neigung der beiden zunächſt Betheiligten unmöglich geworden. Cecile war an den Couſin-Bräutigam, der ſeit den Tode ihrer Brüder, ſobald es irgend anging, in Hehlenried blieb, gewöhnt und fühlte ſich in dem Verhältniſſe um ſo befriedigter, als ihr kaum eine Ahnung devon aufſteigen konnte, daß ſie ihm überlegen ſei, ſo lang die Gelegenheit zu praktiſchem Durchführen ihrer Ideen und zu Vergleichen mit ſeinen Plänen fehlte. Und wenn von Zeit zu Zeit auch jene ſehnſüchtige Frage beredter und ängſtlicher unter ihren Lidern hervorzuckte, ſo kehrte ſie doch bald, von der Gewohnheit eingewiegt, in's Lager zurück, —

weil die Zeit noch nicht reif, die Antwort noch nicht fertig war.

Gewiß iſt, daß dies Paar ſich dennoch beſſer unterhielt als die andere Geſellſchaft. Und wir werden uns darüber nicht wundern, wenn wir erſt wiſſen welch geiſtvolles Werk der Kapelan zur Lektüre gewählt.

Der verſtorbene Graf hatte Herrn Ambroſius Feigenblatt, um ihm einmal eine nach ſeiner Anſicht nützliche Beſchäftigung zu geben, den Auftrag ertheilt die Genealogie des Hauſes Hehlen zuſammen zu ſtellen. Der Graf hatte das Ende der Arbeit, für die es Duzende von Pergamentbänden durchzuleſen gab, nicht erlebt, und da in der Trauerzeit Würfelbecher, Brettſteine und Piquetkarten ruhen mußten, profane Lektüre nicht paſſend, devote nicht anſprechend war, forderte die Gräfin den Verfaſſer auf, der Geſellſchaft durch den Vortrag ſeiner Arbeit den Abend zu kürzen.

Der Band war ziemlich umfangreich geworden, außerdem in Folio mit bunten Initialen geſchrieben und ahmte zum Überfluſſe, ſelbſt wo kein fremder Autor citirt war, gern die Ausdrucksweiſe der Urkunden nach, die der Pater hatte benutzen müſſen. Dadurch gewann das Werk unzweifelhaft an Würde und Bedeutung, denn wir mögen Altes und Veraltetes doch am liebſten in altem Gewande haben. Bibelcitate fordern z. B. abſolut entweder das furchtbare Latein der Vulgata

oder den harten, für uns oft myſtiſch klingenden Text der Überſetzung Luthers. Es iſt als vertrügen die Geſchichten von dem Gotte, der da befiehlt zu ſtehlen, zu morden und zu ſengen, und der Dem langes Leben verſpricht, der nur die Eier oder Jungen aus dem Neſte nimmt, die Alten aber fliegen läßt, nicht einmal die Sprache des neunzehnten Jahrhunderts. — Ähnlich mag es mit dem genealogiſchen Aperçu des Herrn Ambroſius Feigenblatt ausgeſehn haben, wenn er ſich deſſen auch kaum bewußt war.

So war denn das erſte und zweite Kapitul: „Von dem Urſprung, Unterſcheid und Nahmen derer von Hehlen," ſo wie von dem „Alterthumb" der Familie, zu allgemeiner Zufriedenheit vorüber gegangen, und man ſtand eben bei dem Abſchnitte von dem „hochadeligen Wapen."

Wir können es uns um ſo weniger verſagen Einiges von dieſem denkwürdigen Vortrage für den Leſer zu ſtenographiren, als wir dadurch nicht blos auf's Neue beweiſen, daß menſchlicher Scharfſinn nicht einzig und allein in der ſcholaſtiſchen Zeit und auf des ſeligen Thomas von Aquino Quaestiones quodlibetales verſchwendet worden, ſondern zugleich auch unſre Wahl der Kapitelüberſchrift rechtfertigen dürften.

Pater Ambroſius las, wie folgt:

„Drittes Kapitul. § 1. Dieſes Geſchlechtes uraltes Wapen weiſet uns ſowohl einen über dem Helme zwiſchen zweien Püffelshörnern auf einem aufgehobnen (sic) Fuße ſtehenden Kranich, welcher zwei Sterne umb den Hals hat, als auch in dem Schilde in einem gelben Sand- oder Goldfelde ebenſelbigen, jetzt beſchriebnermaßen befindlichen Kranich.

„Es gibt die ſchlechte und einfältige Zeichnung dieſes Wapens auch außer denen gründlichſt obgemeldeten noch ein neues, gar ſcheinbares Merkzeichen des grauen Alterthumbs der Familie. Weil nämlich in demſelben keine prächtigen Thiere, vielerlei und ſeltſame Figuren, ſondern nur auf das Einfältigſte ein Kranich abgebildet worden: ſo heißet uns die scientia heraldica mutmaßen, daß es müſſe zu einer Zeit verliehen worden ſein, da man mehr aus alter Aufrichtigkeit auf die Kennlichkeit der Tugenden, als auf künſtliche Verblümung neuer Qualitäten ſein politiſches Abſehn genommen hat.“ —

— Der Vorleſer athmete hoch auf, und wir laſſen eine Lücke, um dem Leſer Zeit zu geben den gewiß ſehr tiefen Sinn der letzten Zeilen ergründen zu können und verſchanzen uns im voraus gegen den Vorwurf als hätten wir unſern eignen Scharfſinn als Spürhund auf die Jagd nach heraldiſchem Unfuge ausgeſandt. Wir geben ausdrücklich die Verſicherung,

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

daß wir hier wie überall dem urkundlichen Diktate wörtlich nachgeschrieben. Ebenso versprechen wir unser Möglichstes in der Verdeutschung fremdländischer Citate zu thun und hoffen endlich nicht für thöricht gehalten zu werden, weil wir Thorheiten im Gewande der Thorheit selbst an den Pranger zu bringen suchen. Man soll sehn, an welche Abgeschmacktheiten sich der Adelstolz klammert, der Stolz jenes Adels, der keinen Grund mehr findet, auf sich selbst stolz zu sein; man soll sehn mit welchen lächerlich spitzfindigen Kombinationen er seine Eitelkeit kitzeln mag und wie er in Dem seinen Ruhm zu suchen pflegt was von Haus dem Spotte verfallen ist. —

„§ 2. Diesem nach wollen wir den oftangerühmten polnischen Genealogum S. Okolsky in seinem Tomo III pag. 219 selbsten hören, welcher allda schlüßlich also räsonniret: Sunt alii qui utuntur grue sine stellis. Veniant ex Bohemia utraque haec arma. Qua vero ratione concessa fuerint, scriptores licet non asserant, ipsa tamen arma loquuntur tacite suam originem. Militi custodiam de nocte agenti vigilantissimam in hostes concessa fuerunt."

Die beiden Damen nickten dieser mit vielem Aplomb vorgetragnen Stelle Beifall, wollten aber damit sicher nicht ihr Verständniß, sondern ihren Willen ausdrücken ohne weitschweifige Verdeutschung im Stile

Ehren Gottſchlings darüber hinweg zu kommen. Auch enthält ſie in der That nichts was nicht ſpäter nochmals wiederholt würde.

„Eben auf dieſen Schlag," fuhr der geſchmeichelte Pater fort, „judiciret auch der oben angeführete Paprozius und meldet dabei, daß er in keinen alten Hiſtorien den eigentlichen Urſprung des Wapens habe finden können, obgleich zu ſeinen Lebzeiten die Familie derer Grafen von und zu Hehlen ſchon floriret. Indeß, gleichwie die Büffelshörner ein Zeichen ſind der Würde, Macht und Tapferkeit, vide Pierii lib. 7. hieroglyphicorum, — alſo gibt der Kranich ein überaus ſchönes Bildnüß militäriſcher Klugheit, wie D. Theodorus Hoepping: de jure insignium Cap. XI. n. 651. klärlich darthut und beweiſet.

„§ 3. Hierauf und durch Veranlaſſung dieſes leuchtenden Wapens rekommandiret oft berühmter Okolsky einem hurtigen Kriegsmanne folgende Stücke: Animum, Fortitudinem, Laborem, Vigiliam & Obedientiam, oder Mut, Stärke, Ausdauer, Wachſamkeit und Gehorſam. In allen dieſen herrlichen Tugenden müſſen vor Anderen die Herren Grafen von Hehlen excelliret haben, weil dieſelben vor uralten Zeiten dergleichen fürtreffliches Wapen erworben. Und gewißlich iſt keine adeliche Qualität und Tugend, deren

Bildnüß uns nicht der einzige Kranich gleichſam mit lebendigen Farben abſchilderte.

„Die Wachſamkeit iſt der Kraniche Haubteigenſchaft und zugleich das Kennzeichen eines ſorgfältigen Regenten oder Herrn, welcher vor die Sicherheit der Seinigen wacht. Dannenhero malet der grundgelehrte italieniſche Abt Philippus Picinelli in ſeinem Mundo symbolico lib. IV c. 35 einen ſcheinlich auf der Wache oder Hut ſtehenden Kranich mit dieſem lemmate: „Ut alii dormiant.“ —

„Und wann die glorwürdigſten Kaiſer Matthias und Ferdinandus III die Sorgfältigkeit vorbilden wollten, ließen ſie auf ihre Münzen einen Kranich prägen unter dieſer Überſchrift: „Amat victoria curam.“ —

„Die Eintracht zeigen die Kraniche an, weil ſie ſtets in geſammten Haufen fliegen und die Umſchrift (!) führen: „Non nisi gregatim.“ —

„Den Gehorſam ſtellen ſie gar artlich vor, indem einer von ihnen als ein General den Trupp führet, welchem keiner vorgreift, ſondern alle in ungebrochner Ordnung folgen. Darum heißt es von ihnen: „Una dirigit omnes.“ —

„Die Beſtändigkeit präſentiren ſie auf das Eindringlichſte, da ſie nicht bloß den angefangenen Zug ſo viel als möglich fortſetzen, noch den

mit der Klaue gefaßten Stein leichtlich fallen laſſen, ſondern auch, wie die Naturkündiger, und unter dieſen Conradus Geßner, anmerken, ihre Geſtalt im Alter unverändert beibehalten, obgleich alle andern Vögel (?) mit den Jahren die Federn wechſeln. Dahero auch des Bargali treffliches Lemma: „Colorem nec aetate commutat.“ —

„Daß ich nichts merken laſſe von der Verſchwiegenheit, Arbeitſamkeit und Klugheit, welche die Kraniche dadurch blicken laſſen, daß ſie in der Stille einen Stein ausleſen, ſelben feſt tragen und vermittelſt deſſen Beides — den Flug befördern (?!) und die Wache beſtellen (!). Zu dergleichen Kraniche ſchreibt Franciscus Laneus: „Non nisi pondere.“ —

„Dieſes anſehnliche Korps der fürnehmſten Tugenden, gleichwie es den Vorfahren das edle Kleinod und Wapen erworben: alſo ſoll es nunmehro auch denen hohen Nachkommen, ſowohl im geiſtlichen als weltlichen Stande, ererbtermaßen wie bishero eigen ſein, auf daß ſie an gleichmäßigen adeligen Qualitäten und Meriten von Anderen eyfrigſt nachgeahmet werden und ſo dem Kranich ein neuer Glanz und Ruhm erwachſe.

„§ 4. Noch ſind die Neben-Emblemata zu merken, als welche auch in Sonderheit angeführt werden, um den Unterſcheid beider hochgräflich Hehliſchen Linien anzugeben und zu beſtimmen.

„Wie schon gemeldet, sind zwei Sterne umb den Hals des Kranichs das Zeichen der Stamm- und ehemaligen Majoratslinie, während die zweite Branche einen Pfeil durch den Hals des Vogels führt. — Dürfte Schreiber dieses wagen in so wichtiger Sache seine demütigen Gedanken zu entdecken," — Ambrosius Feigenblatt erhob hier im triumfirenden Bewußtsein eines großen Gedankens auf diesmal durchaus nicht demütige Weise seine Stimme dermaßen, daß es ihm gelang die Aufmerksamkeit des Paares im Salon zu erregen. „Dürfte er wagen dem hohen Familienrate einen Vorschlag zur Beurteilung unterwürfigst vorzulegen, so dürfte das überaus glückliche Ereigniß, das die hohen Erbglieder beider Linien und Häuser, gleich zwei Edelreisern auf einander zu ablaktiren verspricht, eine erwünschte Gelegenheit geben, das beiderseitige Wapen zu vereinigen, indem nämlich der Kranich im Schilde geziemendermaßen mit den Sternen, der aber auf dem Helme mit dem Pfeile darzustellen und zu malen wäre."

Da sich trotz der Pause, die der Pater mit vielem Raüspern machte, keine Stimme, weder für noch wider vernehmen ließ, fuhr er etwas eingeschüchtert fort:

„Die Sterne deuten die helle Vortrefflichkeit, der Pfeil jedoch die hurtige Tapferkeit eines heldenmütigen Offiziers an, und müssen wir nach dem Vertritte des

gelehrten Hoeppingii in ſeinem tract. de jure insignium pag. 642. ſo lang bei ſolcher heimlichen Deutung bleiben, bis die Geſchichte uns Gewiſſeres darüber vorlegt.“ — —

„Die Sterne wenigſtens bringſt Du mir ſicher, Cecile, und es iſt die Schuld der Heraldiker, nicht Deiner Augen, wenn ſie nicht Sonnen heißen,“ ſagte der Bräutigam. Es war eine in jenen Tagen noch nicht wie jetzt verpönte galante Phraſe, doch wurde ſie hier nicht ganz in dem leichten Tone geſprochen, den man ſonſt gewöhnlich für derartige Bonbons verwendete.

„Und der Pfeil ſitzt ſchon hier,“ antwortete Cecile lächelnd und deutete auf ihr Herz, indem ſie Hugo zugleich einen ihrer freundlichſten Blicke zuwarf.

O, die Liebe iſt immer friſch und grün, ſie iſt es überall. Das Blatt, das ein alter, morſcher Eichenſtamm, vielleicht zum letztenmale treibt, unterſcheidet ſich weder in Form, noch in Farbe von dem erſten, das der Kapſel entſproß. So iſt Liebe allerorten gleich, bei den Trieben eines Stammbaumes, der zu verdorren beginnt, wie draußen in Wald und Feld. Die Liebe findet überall Beziehungen und Anknüpfspunkte für ſich und ihre freundlichen Bilder, ſie findet ſie ſogar — — in den Figuren eines Wappens.

Der Kaplan war indeß mit seinem ergötzlichen „Kapitel“ noch nicht zu Ende und fuhr in einer Weise, die weit entfernt von der Ironie war, die wir unwillkürlich in dem ganzen Traktate finden dürften, fort die Tugenden der Kraniche anzupreisen. Alle Fabeln, die je über dies Thier im Schwange gewesen, mußten herhalten . . . . . Wo der Verstand nichts findet, die Sinne nichts erfassen, — schickt einen Speichellecker hin, und er wird Wunder berichten! Ein Verdienst müssen wir aber trotz alledem Herrn Ambrosius Feigenblatt zugestehn, — er hat uns eine Arbeit erspart, die wir in gleicher Weise kaum zu Stande gebracht und zu der wir uns doch aus Artigkeit gegen unsre Leserinnen verpflichtet gefühlt hätten. Der Baccalaureus der freien Künste hatte nämlich die lateinischen Kranichverse auf gut Gottschedisch in Alexandriner übersetzt und aus drei Worten Text, genau wie sein erstes Vorbild, regelmäßig und bequem zwei klappernd monotone Verse gereckt. Wir können sie um so weniger unterschlagen als es von nicht geringem Interesse für die Menschheit sein muß, den ehrlichen Vogel des Ibykus sogar mit einer spezifisch christlichen Tugend ausgestattet zu sehn. —

Nachdem Pater Ambrosius, wie er es bei jedem Carmen zu thun pflegte, — und deren gab's bei jeder

feierlichen Gelegenheit, — ein »Si quid in me est ingenii« voraus geschickt hatte, las er:

„Der Kranich ist fürwahr ein seltsam edles Thier
Und darum auch mit Recht der Hohen Wappenzier:
Er will sich selbsten nicht des Schlafes Ruhe gönnen,
Damit die Andern nur ihr süßes Schlafen können;
Verschlagen steht er oft auf einem Beine still
Und denkt damit an: Gieb' Acht, wer siegen will!
Man sieht ihn nie allein, doch stets in Scharen fliegen,
Weil ja vereinte Kraft nicht kann so leicht erliegen:
Gehorsam wird er auch zu jeder Zeit erschaut
Und unterthänig dem, dem der Befehl vertraut;
Beständig ist er dann, das zeigt uns sein Gefieder,
Es wie es jung gefleckt, so ist's im Alter wieder;
Und wie der Christ sein Kreuz, so trägt er seinen Stein:
Nie ohne schwere Last, — das nenn' ich weise sein!"

»Fuh, Magister, Manches was Ihr da herausgerechnet habt, klingt geschritt genug für einen Schulfuchser, aber hinterher müßt Ihr doch immer wie ein Marktschreier Eure eigne Waare anpreisen. Ihr habt nie einen Küraß auf Euern durchsichtigen Schultern getragen, sonst wäre Euch die Lust zu einem so närrischen Verse vergangen. Ich sag' Euch auf mein Wort, es gibt nichts Angenehmeres als Weiseres, als Küraß, Helm, Pallasch und Stiefel zehn Schritt vom Leibe zu werfen, wenn man einen tüchtigen Marsch hinter sich hat. Hole der Henker Eure lästige Weisheit!«

Der arme Poet, der heute auch gar nicht zum Anerkanntwerden kam, machte nach dieſer Apoſtrophe die Normalbewegung einer geſtörten Raupe mit ſolcher Präciſion, daß nur die Tiſchplatte ein Begegnen der Kniee und des Kinnes verhinderte. Indeß kam ihm Gräfin Mathilde, die wie alle Damen der Art gern mit ihrer Frömmigkeit coquettirte und die Gelegenheit dazu mit Gewalt herbeizuziehen verſtand, diesmal um ſo bereitwilliger zu Hülfe als ſie hoffen konnte ihre Schwägerin werde ſich in den Streit miſchen und ſie dadurch in der Lage ſein, das beliebte Ziel für ihre Pfeile zu finden.

„Kehrt Euch nicht daran,“ ſagte ſie, kehrt Euch nicht daran, den Gottloſen iſt nichts heilig. Dieſe fromme Eigenſchaft war es ſicher noch mehr als die anderen, die unſrem Ahnherrn den Kranich erwerben und Ihr hättet ſie unter den Familientugenden nennen ſollen, denn in der That, wenn ich an das Dulden meines armen, jetzt ſeligen Bruders denke . . . ! Chriſtliche Demut, ergebnes Tragen großer Prüfungen gegenüber dem Hochmute und der Eitelkeit der Weltmenſchen, die zum Unglücke und durch Zufall in unſre Familie gekommen ſind und nie an den Tugenden der Hehlen Theil haben konnten, das muß den eigentlichen Grundzug im Charakter jedes echten Hehlen ausmachen.“

Sie ſah die Wittwe dabei herausfordernd an. Dieſe aber ſchien den hingeworfnen Handſchuh gar nicht zu bemerken; Hugo lachte ſo laut als er es in Gegenwart ſeiner künftigen Schwiegermama ohne ein Epigramm zu gewärtigen irgend wagen durfte, und um Cecile's Lippen ſpielte ein ſpöttiſches Lächeln.

Da nach dieſem kurzen Zwiſchenakte der Kapelan ſeine Verlegenheit und Entrüſtung ſo weit bemeiſtert hatte, daß er wieder eine geſtrecktere Stellung annehmen und weiter leſen konnte, blieb der ergrimmten Tante nichts übrig als die Entladung ihrer Zornbatterie auf gelegenere Zeit zu verſchieben. Die Gelegenheit zeigte ſich indeß zum Glücke für ihre Geſundheit bald. Und da dieſe Debatte für heute die Sitzung ſchloß, uns aber die Möglichkeit gibt, dies Kapitel adlicher Langweile angemeſſen zu ſchließen, ſo iſt für alle Fälle ein Grund weniger vorhanden die weitere Schilderung des Abendvergnügens der Kanniche aufzugeben.

Wir laſſen es uns wenig kümmern, daß der Abſchnitt von den unterſchiedlichen Branchen und Gütern der Hehlen ſonnenklar nachwies, wie ſich ſchon in einer Zeit, die ſich durchaus nicht ergründen läßt, drei bedeutende Abſenker vom Hauptſtamme abgezweigt; ja es iſt uns ſogar ſehr gleichgiltig, daß eine dieſer Kolonien unmaßgeblich ſchon in der dritten Generation ausgeſtorben. Ebenſo wenig Wert legen wir auf die

Bemerkung des Kaplans, daß zwar die Grafen Reuß von Plauen, die Freiherrn von Kranichsfeld, die Kranich von Wagenheimb am Rhein, die Kranichsberg in Baiern, die Weyer in Franken, die Stadler in Oesterreich, die Stoven in Hollstein, die Skronsky und Budzowsky in Böhmen und Polen, sowie etliche patrizische Geschlechter der Reichsstädte ebenfalls einen Kranich in Siegel und Wappen führten, aber durchaus keinerlei Ansprüche auf Abstammung von den Hehlen machen könnten.

— Graf Hugo, der wieder herüber gehorcht hatte, konnte die halblaute Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Tugenden des Kranichs, da er so sehr ausgefahren sei, doch wohl im Preise sinken müßten. —

Wir übergehn den Beweis für die Behaubtung des Kaplans, da unsres Wissens die oben genannten Familien nie Ansprüche gemacht haben, die eine Abweisung hervorgerufen hätten. — Wir erwähnen ferner nur flüchtig, daß die Hehlen zur Zeit der Kreuzzüge einige kühne Waffenthaten im gelobten Lande verübt, so wie, daß sie zur Zeit des 30jährigen Krieges als tapfre Reiterführer genannt wurden, und geben endlich wieder ein Stück der Familien-Chronika, das nicht so nebelgrauen Hintergrund hat, wörtlich nach dem Berichte.

„ . . . . . Auf dieſen nicht genug zu rühmenden, tapferen und mächtigen Herrn, Herrn Hugo Ernſt folgte nach ſeinem Ableben am vierten Februar 17 . . der ſehr tapfre, edle Herr Hugo Eduard im Majorate.

„Er trat ſogleich in ſeines Herrn Vaters namentlich durch Uneigennützigkeit ausgezeichnete Fußtapfen, indem er nicht allein den Dienſt im Heere zu damaliger kriegeriſchen Zeit nicht quittirte, ſondern auch den Genuß der Güter des Hauſes alsbald zum größten Theile ſeinem Erbſohne überwies, welcher nach dem Aeltervater Hugo Ernſt getauft war. Wenige Jahre darauf fügte der hohe Herr ſeinem großmütigen Geſchenke noch Beſitzrechte und Titel mit Vorbehalt nach § 10 des Familienſtatuts bei.

„Der neue Graf ging, wie es einem ſolchen Kavaliere ziemte, auf Reiſen. Die Zeit des Umſturzes aller geheiligten und weltlichen Ordnung bereitete ſich im Stillen vor, und der in andern Konditionen über alle Maßen zu preiſende Trieb nach Wiſſenſchaft brachte dem jungen, heißblütigen Manne Unheil, während er zugleich ein edles Haus in tiefe Trauer hüllte. Dem Sprößlinge ſo vieler heldenmütigen Krieger mußte es unmöglich ſein die rechte Wiſſenſchaft von eitler und fluchwürdiger zu unterſcheiden, und ſo lernte er von Gotteslaügnern königsmörderiſche Afterweisheit, ja er begehrte ſogar, ſeiner hohen Ahnen völlig

uneingedenk, ein Frauenzimmer dunklen Herkommens zu seiner Gemalin erheben zu dürfen und solchergestalt seinem Wappen einen unauslöschlichen Schimpf anzuthun. Vergebens wurde ihm sein jüngerer Bruder, Namens Wenzel, nach Paris nachgeschickt, vergebens waren die Bemühungen anderer hoher Verwandten und Bekannten, die sich zur selben Zeit in Paris aufhielten, ihn zur Pflicht zurück zu führen: er war und blieb halsstarrig auf dem verderblichen Wege, auf den ihn die Wissenschaft und die schmachvolle Neigung zu einem gemeinen Weibe gelockt hatte. Er schloß sich sogar der scheußlichen Revolution an, verleugnete seinen Rang, kämpfte im Feldlager der Sansculotten gegen seine eignen Landsleute und machte endlich wirklich jenes Geschöpf, die Tochter eines Apothekers, zu seiner Gattin. So zeigte er sich denn seiner edlen Abkunft in jeder Beziehung unwürdig, und blieb seinem Vater nur die Erfüllung der Pflicht, auf Grund der Hausakte das ungeratne Glied auszustoßen und für sich und seine Nachkommen für erbunfähig zu erklären. Es geschah dieser Akt, zu dem sich der hochgebietende, regierende Herr Graf Hugo Eduard nur schwer und durch das Eingedenksein der ihm für die Familie obliegenden Pflichten bewegen ließ, Anno 17 . . am 3ten Jänner und in Gegenwart des Grafen Wenzel von Hehlen, zweitgebornen Sohnes des Grafen Hugo

Eduard, sowie dessen damaligen Brautvaters, des hochgeborenen Grafen Eugen Wilhelm von Trauchburg und des Pater Ambrosius Feigenblatt, Lic. Bacc. und Schloßkapelans, der dabei als Sekretarius fungirte.

„Somit war Graf Hugo Ernst zur Succession für unfähig erklärt, alle ihm bereits zugewiesnen Gerechtsame zurückgenommen und er dem Verderben, in das er sich selbst unrettbar gestürzt, überlassen worden. Er ging zum Heile der Familie, so viel uns bekannt, ohne Descendenten unter.

„An seinerstatt hatte der hochgebietende Herr Eduard, damaliger Zeit römisch apostolisch kaiserlicher Majestät General, seinen schon genannten zweiten Sohn, den Grafen Wenzel, unsern zuletzt verstorbenen Herrn, zum Majorats- und Allodial-Erben ernannt.

„Wir können außer seinen andern ganz besonders edlen Eigenschaften nicht genug rühmen mit welcher hohen Weisheit er den Einfluß der neuen Ideen und die Zeit der Fremdherrschaft zum Besten seines Hauses und seiner Descendenz verwendete. Es gelang ihm die Auflösung des Majoratsverbandes, die gesetzliche Aufhebung der alten Hausakte und die völlige Allodifizirung des gesammten gräflich Hehlischen Grundbesitzes in Sachsen, Franken und Schwaben herbeizuführen und sich so zum unbeschränkten Herrn des großen Güterkomplexus zu machen. Dieser Erfolg war von um so

größerer Wichtigkeit als der troſtloſe Geſundheitszuſtand ſeiner männlichen Nachkommen das trübe Ereigniß in Ausſicht ſtellte, das Vermögen des Hauſes in Folge früherer Lehnsbriefe, die nunmehro ihre Kraft verloren, nach dem Hintritte der Schwertlinie, mit einer geringen Abfindung für die Kunkelabkunft, an den Staat fallen zu ſehn. Obgleich nun jene Trauerfälle ſpäter eintraten als man gefürchtet hatte, kamen ſie doch früh genug, um die Vorſicht des liebevollen Vaters in vollem Lichte glänzen zu laſſen. Wie Graf Hugo Ernſt durch ſein unüberlegtes Anhängen an franzöſiſche Ideen ſein Erbe leichtſinnig, ja faſt verbrecheriſch hinter ſich geworfen, ſo rettete Graf Wenzel durch wohlüberlegtes und weiſes Benutzen derſelben Grundſätze ſeiner einzig überlebenden Tochter, Gräfin Cecile, den Reichtum an Land und Leuten . . . . .“

„Genug, Vater! Mich dünkt es ziemte Euch ſchlecht von einem Gliede unſerer Familie in Ausdrücken zu ſprechen, wie Ihr von meinem Bruder Hugo Ernſt gethan,“ ſagte Gräfin Klotilde mit einer Stimme, die zwiſchen Schneiden und Kreiſchen die Mitte hielt. „Hugo Ernſt hat geirrt, aber er war ein guter Menſch, deſſen Andenken ich ſegne. Er war es, der allein Troſt für die arme Verlaſſne hatte, der ihrer freundlich gedachte und ſie ſelbſt gegen den Vater, der ſie nicht leiden konnte, in Schutz nahm. Ich habe Euch zuge-

hört bis hierher, aber nun genug! Es iſt ihm im Leben mehr Unrecht geſchehn als Die verantworten können, die es ihm angethan, Ihr ſollt ihm nicht nach dem Tode noch zu nahe treten, um Anderen zu ſchmeicheln, die es nicht verdienen."

Sie ſagte das mit großer Heftigkeit und mit einem Anklange von wahrem Gefühl, den man in der vertrockneten Geſtalt nie geſucht hätte. Niemand iſt erkenntlicher für einen theilnehmenden Blick, für ein Wort, das zum mindeſten nicht abweiſt, als Jene, die von aller Welt abgewieſen werden. Mathilde hatte die Güte des Bruders nicht vergeſſen, und wenn ſie ſein Auftreten auch verdammte wie die Anderen, ſo wollte ſie doch nicht, daß der erſte beſte Fremde ſich ein hartes Urteil über ihn erlaube. Es war nicht bloß die Schmeichelei für ihren zweiten Bruder, mit dem ſie ſich nie vertragen obgleich ſie ſeine Partie gegen ſeine Frau nahm, nicht das dem Manne der verhaßten Schwägerin geſpendete Lob, das ſie empörte, ſondern wirkliche Anhänglichkeit und Liebe zu dem Verſchollenen. Sie hatte Niemand außer ihm gehabt, der ſie geſchützt

„Es iſt traurig, daß ein ſolcher Fall zur Schmach des Namens je vorgekommen, und Niemand von uns hat des Entarteten der Welt gegenüber je anders erwähnt, als eines Toten," ſagte die Wittwe ruhig und gemeſſen. „Aber die Familiengeſchichte, die nur für die

Familie geſchrieben wird, muß nackte Wahrheit enthalten, auch wenn dieſe hart iſt. Die Nachkommen ſollen den Fleck kennen, ſie ſollen wiſſen, wie in edlen Häuſern Juſtiz geübt wird und wie ein edles Familienhaubt eher ein krankes Reis mit blutendem Herzen abſchneidet, als ſchlechte Geſinnungen und den Schmutz der Roture an dem Jahrhunderte alten Baum fort freſſen läßt. — Ihr hättet die Sache, die Euch ja bekannt iſt, Pater, darum weitläufiger und ſchonungsloſer darſtellen ſollen, damit unſre Enkel ſich noch ein Beiſpiel daran genommen und in ähnlichem Falle ähnlich gehandelt hätten."

So kalt die Wittwe dieſe Worte auch ausſprach, verriet ein leiſes Vibriren der Stimme zu Ende der Rede doch, daß ihre Erbitterung gegen den Renegaten einen tieferliegenden Grund, einen Grund, der mit der Ehre des Namens Hehlen wenig gemein hatte, haben mußte.

„Die Frau Schwägerin kann und konnte nie vergeſſen, daß mein ſchöner, edler Bruder die Tochter eines Apothekers ihren vielbewunderten Reizen vorzuziehn für gut fand. Er wußte gewiß, warum!" warf Klotilde ſpöttiſch hin.

Eine Antwort auf dieſen direkten Angriff, der in Gegenwart Cecile's doppelt verletzend und taktlos war, wurde indeß durch die Lebhaftigkeit, mit der Graf Hugo in's Kabinet und an den Tiſch trat, abgeſchnitten.

Er legte eine ſeiner nervigen Hände ſo gewichtig auf die Schulter des kleinen Paters, daß dieſer auf's Neue die Muskelſchnellkraft und Gelenkigkeit einer Raupe nachahmte, diesmal aber ſein Geſicht völlig in ſeine Skripturen vergrub.

„Verzeihung, Gnaden Mama,“ rief der junge Mann eifrig: „Verzeihung, daß ich Ihre Anſicht diesmal nicht theilen, ja nicht einmal billigen kann. Nie noch hat ein Hehlen, der die Waffen trug, ſeinen Namen entehrt — und wir trugen ſie Alle, ſo weit die Geſchichte des Hauſes reicht! Graf Hugo wurde durch Verhältniſſe und Anſichten, die uns nicht recht ſcheinen und es wol auch nicht ſind, verführt; er that Schritte, wie ſie damals in Frankreich von Vielen geſchehn ſind ohne ſo ſtreng gerügt worden zu ſein, — aber etwas Unehrenhaftes hat ihm nur dies kleine, alberne Inſekt nachzuſagen gewagt.“

Er gab ſeiner Hand einen leichten Nachdruck, der aber kräftig genug war, dem Pater und Hiſtoriographen alles Blut in's Geſicht zu treiben und ihn auf's Ängſtlichſte huſten zu machen.

„Ich ſprach Männer,“ fuhr der Vertheidiger fort, „Männer, die den citoyen Hehlén gekannt haben, und ſie ſagten vom Erſten bis zum Letzten: er ſei tapfer geweſen wie ein Löwe, er ſei geſtorben wie ein

Held. Bei Gott, in der Faust den Stumpf seines Säbels, drei Kugeln in der Brust und den Kopf zerhauen, hingestreckt über eine eroberte Standarte, die er nicht lassen wollte, das ist nicht der Tod eines Ehrlosen, das ist kein schmachvoller Tod. Wir Soldaten haben davon andere Begriffe, wir wissen, was es heißt, so zu sterben. Wir würden einen solchen Tod bei unsrem ärgsten Feinde noch für fähig halten alle alten Sünden auszutilgen. — Schreibt ihn zu den Helden des Hauses, Kapelan, ich befehle es Euch, und laßt Eure Salbadereien und Schwanzwedeleien, wenn es sich um Männer handelt, die an einem einzigen Schlachttage mehr Aufzeichnenswertes gethan, als Ihr in Eurem ganzen erbärmlichen Skriblerleben. Versteht Ihr mich? Ich bin durch zu Recht stehende Familienabkunft das Haubt des Geschlechts und werde nicht dulden, daß das Gift schiefer Falschheit die Blätter besudelt, die unsre Geschichte enthalten. Hört Ihr's, Ihr habt mit oder ohne Wissen schändliche Lügen geschrieben! Der Graf war ungehört verurteilt und enterbt, ehe irgend etwas Positives gegen ihn sprach; die Not trieb ihn unter die Fahnen der Empörer, die Not und falsche Vorspiegelungen jener Verwandten und Bekannten, die Eure feile Feder preist; man ließ seine Frau und seine Kinder verhungern .... aber davon versteht Ihr,

der Ihr an Herz und Geist Kastrat seid, nichts. Wahrhaftig, ist Jemand anzuklagen . . . . . ."

Er brach plötzlich ab, denn es war der Vater seiner Braut, es war vor Allen ihre Mutter, denen die Welt und er, durch gute Gründe unterstützt, in dieser Sache nicht das ehrenhafteste Benehmen zur Last legte.

„Ich hätte nicht gedacht, daß mein wahrscheinlicher Schwiegersohn so beredt sein kann. Eine neue Tugend! Dem Willen des „Familienhaubtes" werden wir uns allerdings fügen müssen, indeß sollte der junge Herr, der nach seiner Verbindung mit meiner Tochter das Familienhaubt sein wird, die Erzählung alter Thatsachen immerhin ungestört den Zeitgenossen der Ereignisse überlassen, zumal denen, die durch die Verhältnisse genau unterrichtet sind."

Hugo war durch die überaus spöttische Betonung dieser Worte noch mehr als durch die frühere Bemerkung gekränkt und es bedurfte eines dringend bittenden Blickes seiner Braut, die sich, von richtigem Gefühle geleitet, in den Salon zurückzog, die heftige Antwort, die sich auf seine Zunge drängte, zu unterdrücken. Er begnügte sich damit, seinen Groll an dem unglücklichen Geschichtschreiber auszulassen, und als ihn hierin Tante Klotilde, erfreut über den Sukkurs, ablöste, sagte er der Wittwe nur leise:

„Ich weiß Alles genau, Alles!“

„Das ist recht gut für Sie, lieber Hugo,“ antwortete sie laut, „ich wünsche nur, daß Ihnen Ihr demnach sehr umfangreiches Wissen, von dem ich bis heute nichts zu ahnen Gelegenheit hatte, nicht oft schlaflose Nächte macht. Armer Mensch, ich dachte bisher immer er schläft den Schlaf der Glücklichen, die nichts oder möglichst wenig wissen! Ruhen Sie wenigstens heute gut, da Sie doch morgen sehr früh fort müssen. Bonne nuit, mon enfant! Traümen Sie von Ihrem neuen Helden!“

Sie reichte ihm möglichst gleichgiltig die Hand zum Kusse. Als er sich darauf niederbeugte, flüsterte er ernst: „Ich sprach Caton Legrange, kenne die Szene in Versailles und las den letzten Brief von Ihnen an Hugo Ernst. Madame, ich weiß in der That durch Zufall Alles, was jene Intriguen anbelangt.“

„Ich muß es Ihnen hierbei, wie immer überlassen zu meinen und zu glauben was Ihnen gut scheint,“ sagte die Matrone unerschütterlich kaltblütig obgleich ihre Augen bei dem Nennen des Namens Caton Legrange gezuckt hatten. „Freuen kann es die Mutter Ihrer Braut indeß natürlich nicht, daß Sie auf offenbar sehr vertrautem Fuße mit einer schlechten Person gestanden haben, die einst wegen verschiedner Streiche ihres

Dienſtes bei mir enthoben wurde. Sie iſt ja wol ſehr herunter gekommen, die leichtfertige Perſon? Ich dächte gehört zu haben, daß ſie zu der Zeit als Sie mit den Alliirten in Paris waren, ein Haus von weniger als zweideutigem Rufe hielt. Iſt es nicht ſo, Herr Graf?"

„Gut ripoſtirt, alte Hexe!" murmelte Hugo zwiſchen den Zähnen. Dann überwand er ſeine Verlegenheit ſo gut es ging und ſagte mit erzwungnem Lächeln und nicht ohne ſcharfe Betonung: „Sie behaubtet als Kammerfrau einer Hofdame Studien am Hofe gemacht zu haben, die ſie jetzt verwertet. Meine Bekanntſchaft aber ſuchte ſie ziemlich zudringlich weil ihr der Name intereſſant war."

Cecile kam zurück und reichte dem Bräutigam nun auch die Hand zum Abſchiede; ſie wollte der gereizten Mutter durch größere Vertraulichkeit nicht Gelegenheit zu ſpitzen Bemerkungen geben, ſah Hugo aber mit einem herzlichen, verheißungsreichen Blicke an und ſagte nicht: „Lebewohl!" ſondern nur: „Gute Nacht, Hugo!"

Sie hatte ihre Entfernung aus dem Kabinet benutzt einen Befehl zu geben, und der vorleuchtende Diener erzählte, daß das Pferd der jungen Gräfin morgen mit dem ihres Bräutigams zugleich geſattelt

werden ſollte. — Die Überſetzung jenes Blickes lautete alſo: Ich begleite Dich morgen, Mama ſchläft dann noch und wir ſind frei. —

Cecile fand heute, daß ſie Hugo mehr liebe als ſie ſelbſt gewußt. Er war ſo ſchön, er ſah ſo edel männlich aus, wenn er lebhaft wurde . . . . . .

Viertes Kapitel.

Ein Morgen im Schloßpark.*)

Wir haben noch für Alles was uns unerklärlich war nichts deſto weniger aber in ſeinen Wirkungen nach außen dem Beobachter auffallen mußte, ein Wort gefunden. Und wieder hat dieſes Wort oft im Laufe der Zeit ſeine Bedeutung ſo vielfach ändern müſſen, daß der Begriff, den wir jetzt damit bezeichnen, ein ganz anderer iſt als der, den man vor Jahrhunderten damit zu verbinden pflegte. So ging es mit Republik und Tyrannie, Demagog und Literat, ſo mit unzähligen andern Wörtern. — Andrerſeits legen wir auch manchem Worte einen Sinn unter, den es gar nicht hat, gar nicht haben kann; wir verſtehen z. B. unter „Mode“ (modus) womöglich ganz willkürliche Aenderungen in Trachten und andern Äußerlichkeiten, die in dem Belieben des Schneiders, der Putzhändlerin und des Hut-

*) Der Setzer wird den Leſern der Novelle durch einen auffallend großen Buchſtaben den Anfang ihres Kapitels andeuten. A. d. S.

machers liegen, während die Mode eine weit höhere Bedeutung hat.

Nicht der Geschmack erzeugt sie, nicht der Geschmack ruft diese oder jene Eigentümlichkeit in Kleidung, Hausrat und Architektur, in Gartenanlagen und hundert anderen Dingen hervor, — denn auch diese Richtungen der nach außen schaffenden Kraft des Menschen sind der „Mode“ unterworfen. Ebenso wenig regelt die Mode den Geschmack. Die Mode ist eine Sitte und es wird sich immer und allenthalben ein höchst intimer Zusammenhang zwischen elementarischen Verhältnissen und in der Natur der einzelnen Länder gegebnen Bedingungen, zwischen den Sitten und Forderungen, zwischen dem leitenden Gedanken der Jahrhunderte und ihren Trachten, Bauwerken, Gärten u. s. w. finden lassen. Das Band, das sie umschlingt, heißt Bedürfniß, Notwendigkeit. Die Mode ist eine stumme Willensaüßerung oder ein Produkt ihrer Zeit, sie ist ein Gegebenes oder notwendig Resultirendes, ohne daß wir und sie es uns klar machen.

Eigentümlich ist dabei noch, daß sie sich in einer Art von Rösselsprüngen fortbewegt, Mittelglieder übergeht und erst nach einiger Zeit auf Umwegen zu dem Platze zurückkehrt, den sie in grader Linie weit eher hätte erreichen müssen. Solche Lücken werden dann durch „Renaissancen“ und dergleichen ausgefüllt. Auf-

fallend macht ſie aber außerdem der Umſtand, daß die kaumverlaſſne Phaſe augenblicklich der Lächerlichkeit verfällt, während ein Schritt weiter zurück das Auge wieder befriedigt. Die Luftballonärmel an den Damenkleidern, die faltenloſen, ſchrecklich engen Röcke, die platt an den Hüften lagen, die Umknüpftücher mit den langen Enden ſind auch an Porträts widerwärtig weil wir glauben, es ſei gar kein Charakter darin; dagegen mögen wir die mindeſtens ebenſo unſchönen Reifröcke, die hohen Toupés und Perücken, ja ſelbſt die von Metallſpitzen umſtarrten Mieder viel eher ertragen, — weil in der That dieſe Tracht eine charakteriſtiſche, der Zeit angepaßte war. Ein weiterer, tieferliegender Grund dafür ſind aber die Röſſelſprünge der Mode und das Gefühl einer auszufüllenden oder ausgefüllten Lücke, ſo daß denn immer nur jener ſcheinbare Rückſchritt mit voller Feſtigkeit auftritt.

Um Geſchmack und Mode entſchieden als dem Bedürfniſſe entſprechend darzuſtellen, müſſen wir indeß unſre Betrachtung mehr auf Dinge ausdehnen, zu denen größerer Kraft- und Willensaufwand gehört und die darum recht eigentlich Produkte der Zeitrichtung und der Verhältniſſe ſein müſſen. An der Spitze geht die Baukunſt.

Die Architektur der Aegypter, die uns durch ihre breiten Dimenſionen, durch die koloſſale Wucht ihrer

Steinmaſſen imponirt, mußte ſich in dieſer Weiſe entwickeln, mußte die Garantie ihrer Dauerbarkeit in der eignen Schwere mitbringen, weil das aufgeſchwemmte Delta und der Wüſtenſand keinen feſten Grund boten, oder weil dort, wo dieſe Bedingungen nicht vorlagen, doch das weite, gedehnte Land mit ſeinen unermeßlichen Flächen ganz von ſelbſt zur Maſſenhaftigkeit und Dehnung aufforderte. Der Geiſt des Widerſpruchs, die Polariſation des Gedankens, mußte ebenſo notwendig die ſpitzen, ſchmalen Obelisken *) erfinden, um ſie als Gegenſätze den breiten Maſſen entgegen zu ſtellen und ſo das Bild zu vollenden. Wir finden dieſes Anſchmiegen an das in der Umgebung Gegebne auch in der Natur neben dem Widerſpruche gegen daſſelbe. Die Nymphäen, Lotos u. ſ. w. entwickeln ſich breit, platt und horizontal, ſie harmoniren mit der Waſſerfläche, während die Junkusarten, die Sagittarien und Schilfe ſcharf und dünn nach oben ſchießen. Die Dauerbarkeit iſt aber ſicher einer der wichtigſten Beweggründe für die Bauweiſe der Aegypter, ſo wie ihr Geſchmack hinſichtlich der Form durch den ganzen poſitiv-myſtiſchen Charakter des Volkes bedingt wurde. Für das Eine ſpricht außer dem Angeführten noch der Unterſchied zwi-

*) Die nubiſchen Pyramiden ſind mindeſtens ebenſo alt als die Obelisken.

ſchen den leichten, zeltartigen Wohnungen der Fellahs und den Bauten, die Jahrhunderten zu trotzen beſtimmt waren; für das Andere die Vorliebe für die mathematiſchen Grundformen, Würfel und Pyramide. Man ſieht, wie ſich hier Beides, die charakteriſtiſche Richtung des Volksgeiſtes und die elementare Forderung durchdrungen hat. Die mathematiſchen Grundformen, mit denen man auf gedehnteſter Grundfläche in die Höhe ſtieg, entſprachen ſowohl dem einen als dem andern Bedürfniſſe. Man ſtellte dem Wechſel von Überſchwemmung, Schlamm, loſer Erde und Flugſand die felſengleiche Solidität der Laſt entgegen und befriedigte zugleich durch die Form den Sinn für ſtrenge Wiſſenſchaft. Kultus und Wiſſenſchaft war damals ein und daſſelbe, ſo war es denn der Kampf um Beſtehn und Nichtbeſtehn und zugleich eine Art Religiöſität, es waren Bedürfniß und Notwendigkeit, die jenen Werken ihren eigentümlichen Typus aufzwangen.

Die Auswanderer nahmen die Gewohnheit dieſer maſſiven Gradlinigkeit mit nach Griechenland. Hier aber waren und wurden die Bedingungen weſentlich andere. Die Koloniſten würden auch dann, wenn ihnen dieſelben Mittel, dieſelben Menſchenkräfte zu Gebote geſtanden, wenn ſie dieſelben Ideen kultivirt hätten, keine Pyramiden zu dem blauen, freundlichen Himmel Hellas' empor geſtreckt haben. Die Elemente drohten

nicht, ſie beruhigten; und der Felsgrund, der ſich dicht unter friſcher, kräftiger Vegetation barg, trug auch die ſchlankſte Saüle frei und ungefährdet. Es gab mehr natürlichen und beſtändigen Wechſel, das Land war an ſich zu wellenförmig, als daß Nachahmung der Natur oder Widerſpruch ihr gegenüber hätte zu extremen Richtungen führen müſſen. Die Erdoberfläche bot hier ein Gleichgewicht von Höhe und Tiefe, Fläche und Erhebung: das Gleichgewicht iſt das oberſte Geſetz der Schönheit, die Natur wies alſo ſelbſt auf das Schöne hin und forderte als Analogie die künſtleriſche Schönheit, das Gleichgewicht der Form. — Wie die glückliche Lage Griechenlands zwiſchen dem ſinnenden, wir ſind verſucht zu ſagen, philoſophiſchen Reiche der Pharaonen und dem orientaliſchen Satrapenluxus jene Höhe der Kultur, jene Vollendung und Eleganz in Allem was die Griechen ſchufen erzeugte, weiß alle Welt. Das Volk, das die fertigſte, abgerundetſte Sprache des Erdballs ſein Eigentum nannte, das den ſinnigſten, ausgebildetſten und freundlichſten Kultus beſaß, mußte jene lichten, heitren, harmoniſchen Tempel bauen, mußte jene zierlichen, ſchlanken Formen finden, die in ihrer edlen Einfachheit die ewige Norm des makellos Schönen bleiben werden. So mußten wieder die ernſten Dorier, in denen der heilig myſtiſche Hauch der nachbarlichen Orakel- und Zauberländer waltete, in ihrer ruhigen Abgeſchloſſenheit die ſchlichte männliche Saüle erſinnen; ſo die Jonier den zarten

mädchenhaften Schaft mit dem süß geheimnißvollen, in sich verschloſſnen Knaufe dichten; ſo die Korinther dem Marmor einen üppigen Blätterkranz als Krone auf's Haubt drücken. Man leſe die Geſchichte nach, ſtudire den Charakter dieſer Völkerſtämme und ſage dann ob ſie nicht ſo bauen mußten. Es war durchaus eine im und mit dem Volke gegebne Notwendigkeit, nicht Willkür und Eigenſinn, was man auch für Fabeln und Erfindungsgeſchichten erzählen mag. Und beweiſt die bekannte Sage von dem Korbe mit den Akanthusblättern nicht auch noch unſern Satz? Hätte die Anwendung nicht im Ideenkreiſe jenes Steinmetzen gelegen, wäre ſie alſo nicht ein der allgemeinen Richtung ſeines Stammes Verwandtes geweſen, ſo wäre nie ein Kapitäl mit Blättern geſchaffen worden.

Je mehr Bedeutung die Städte ſpäter erhielten, je dichter die Bevölkerung und je wertvoller dadurch der Boden ward, deſto mehr kam der Bogen zur Geltung. Seine Unerſetzlichkeit, die in den Tagen früherer, untergegangner Kultur, in Aſſyrien, Perſien und an anderen Orten den Sagen von großen Thurmbauten und aufgefundenen Spuren nach offenbar ſchon anerkannt worden war, ſtritt gegen die Gewohnheit des Architravs und breiter Frieſe. Man fing an Stockwerke über einander zu thürmen und wo Architrave blieben, blieben ſie als Schmuck; das Bedürfniß konnten ſie nicht mehr befrie-

digen, denn sie hätten im Allgemeinen für die neuen Zwecke zu vieler und zu schwerfälliger Stützen bedurft. Anfangs waren ja auch sie nur ein Theil des notwendigen Gebälkes, vom Schönheitssinne der Menschen, von der Kunst benutzt und geschmückt. Die neuentstehende Architektur konnte sie nur als Reminiscenz mit hinüber nehmen und aus Gewohnheit oder Nachahmungslust reproduziren. Notwendig waren sie ihr nicht mehr. —

Mit dem Siege des Bogens beginnt eine neue Aera. Die Übereinanderschachtelung bildete sich zu gleicher Zeit auch in der Gesellschaft nach festen Grundsätzen aus. Menschen und Staaten lassen sich von da ab wie die Stockwerke in Kategorien bringen, die sie nicht überschreiten dürfen. Die erste Etage bleibt die erste, und die siebente die siebente. Die Menschen waren einander nahe genug gerückt um Hierarchie, Büreaukratie und Polizei erfinden zu können. Die Übereinanderschachtelung nach bestimmten Regeln feierte ihren Sieg und baute im Bogen am ersten Kaiserpalaste ihren Triumfbogen auf. — — Folgerichtig wählte man zuerst die einfachsten Wölbungen, weil sie am meisten Festigkeit versprachen. Rund- oder Spitzbogen, die Sehnen vom Gipfel nach den Stützpunkten bildeten mit der Grundlinie fast immer ein gleichseitiges Dreieck. Gesetz war es nicht, neue Forderungen erzeugten neue Formen; mit

der Sicherheit wuchs die Kühnheit, man ſtreckte oder hob die Wölbung nach Bedürfniß.

Die Kunſt hatte im Weſten und Norden durch Kolonien und mannigfachen Verkehr Wurzel geſchlagen, ſie blühte namentlich in den Küſtengegenden des Weſtens, deren Reichtum ſich durch Handel ſteigerte, in großer Pracht. Da ergoß ſich jener große germaniſche Völkerſtrom aus dem Oſten über die durch Phönizier, Griechen und Römer civiliſirte Welt. Von da ab ſehn wir zunächſt in Nord und Weſt die Bauwerke wieder roh und ungefällig werden. Es beſtand in jener erſten Periode des germaniſchen Zeitalters keine Harmonie des kräftigen und nur kräftigen Weſens der Sieger mit den Schöpfungen der von ihnen unterjochten Völker. Sie fühlten zwar das Bequeme heraus, gewöhnten ſich auch daran, aber urſprünglich verachteten ſie die Beſiegten zu ſehr um nicht eine ſtarke Doſis ihres eignen Trotzes und ihrer Eckigkeit in neue Werke zu übertragen. Die ſogenannte altgothiſche Architektur iſt völlig dem Standpunkte und Charakter jener Gothen und Longobarden, die ſich in die Spolien der einſtigen Weltbeherrſcherin theilten, angemeſſen. Hart, unerſchütterlich, eckig und ſtarr, ohne Gleichgewicht und Ebenmaß, wie die Menſchen ſelbſt in der Gewalt das Höchſte und Letzte ſuchten, ſind alle Denkmäler, die uns als von ihnen herrührend aus den erſten chriſtlichen Jahrhunderten geblieben. Ja das

Christentum selbst, das sich kaum aus der Finsterniß der Katakomben empor gearbeitet hatte, brachte von unter der Erde, von den Gräbern der Märtyrer, den Hang zum Dunkel, zu drückender Düsterheit mit und ließ durch schmale Fenster, hier und dort in ellenstarke Mauern gespalten, nur karges Licht in die schmucklosen Räume dringen. Der Schönheitssinn ging mit der Verachtung des „Weltlichen," die bei den ersten Christen auch nur ein notwendiges Agens war weil sie nichts besaßen, gänzlich unter und tauchte erst später als die Lage der Dinge eine andere, die Armut des Klerus eine Phrase wurde, wieder auf. Mit der Verachtung des Weltlichen ist arg Komödie gespielt worden! Den großen Haufen der Kommunisten kauft man auch heute für hunderttausend Thaler duzendweise.

So standen die Dinge noch als die Mauren den Orient in den Occident brachten. Sie schufen sich die Natur ihrer verlassnen Heimat aus Stein und Stuck; die Pracht, der Glanz und zugleich der Sinn für das Bequeme und sinnlich Angenehme, der dem Orientalen eigen ist, ließ die Ecken vermeiden und erzeugte Kuppeln über dämmerig erleuchteten Sälen, und wieder durch den Kontrast die Minarets daneben. Die Kuppeln führten zu gezognen, reizend weichen Bogen, und diese Bogen zu jenen Pfeilerbündeln, deren Kronen sich wie Palmen aus einander fächern. Sie kannten die

Palme, verglichen unwillkürlich ihre Saülen mit dem Stamme des Baumes und gaben ihnen nun auch noch die Fächerkrone um ganz in heimatlichem Schatten zu lagern.

Auf ähnliche Weiſe dürften die Palmenſaülen mit ihren mächtigen Gurt-Rippen nach den Kreuzzügen in den neugothiſchen Stil gekommen ſein. Das Chriſtentum war damals eine eigentümliche Miſchung greiſer Tiefſinnigkeit und geweihter, prachtliebender Märchenhaftigkeit. Die erſte Eigenſchaft war eine Folge der Stumpfheit, der Erſchlaffung, die ſtets großen Siegen folgt; die zweite brachte das neue große Ereigniß, die Schwärmerei für das gelobte Land, — genährt und ausgebildet aber wurde ſie durch die Kryſtalliſation der feudalen Hierarchie wie des hierarchiſchen Feudalismus. Das Chriſtentum hatte wieder an ſeiner Wiege geſtanden und das ohnehin ſo ſagenreiche Mittelalter bemächtigte ſich auch noch der Legenden, die ferne, kunſtgeſaügte oder doch den Kreuzfahrern fremdartig organiſirte Länder umklangen, um durch dies neue, farbenreiche Element jenen wunderbaren, glänzend ſchattigen Myſtizismus aus ſich heraus gebären zu können, vor dem eine Welt ſich beugen lernte. Die Religion der Katakomben trat nun auch plaſtiſch als Siegerin, als Herrſcherin auf und die Münſter wurden ihre Denkſaülen, ihre in Stein ge-

hauenen Siegeslieder. Nicht die Unterwürfigkeit des Haufens, die an den Pyramiden baute, ſondern ein allverbreiteter, allenthalben eigner Drang, ein romantiſcher, jubelnd frommer Drang, von dem ſich Niemand Rechenſchaft geben konnte, hob die granitnen Blütenbüſchel, die reizenden Zweigverſchlingungen in die Luft empor, — und hoch über Allem zeigten die ſpitzen Thürme zum Himmel, zu der getraümten Heimat hinauf. Wie in jener wunderbaren Zeit, die uns mit all ihrem Wollen und Streben oft ſelbſt mehr als ein Zaubermärchen denn ein Stück Geſchichte erſcheint, überall Wunder eingriffen, ſo halfen auch bei den Bauten Engel und Teufel. Sie ſind Wunder für uns, aber Werke von Mut, Kraft, Beſtändigkeit und — Glauben, dieſe Münſter, alſo charakteriſtiſche Produkte ihrer Zeit. Sie mußten werden, wie ſie ſind; jedes neue Thürmchen, jede Spitze, jeder zu den Wolken ſtrebende Bogen war ein neues Halleluja, ein neuer ſehnſüchtiger oder brünſtig glaübiger Gedanke, der ſich aus der Bruſt des Meiſters zu ſeinem Gotte empor rang. Und dieſe grandioſe Poeſie, denn es iſt wahrhaftig echte Poeſie in alledem, war dennoch ein Reſultat, eine Notwendigkeit, dieſe Frömmigkeit in ihrem Urſprunge eine erzwungene, und zwar oft nicht durch ſegnende, ſondern grauſam fluchende, blutige Mächte. Sie war erzwungen vom Geiſte der Zeit, wie die Strebe-

pfeiler, die wir in Köln, Straßburg, Amiens und hundert andern Orten bewundern, erzwungen ſind. Man brauchte Stützen von außen, Stützen welche die gewaltigen Wölbungen tragen konnten, nachdem der neue Spitzbogenſtil die Rundbogen und ihre maſſiven Wände verdrängt hatte. Es kamen unzählige, rieſenhafte Fenſter, verzierte Rippen und Nerven, die ſich alle tragen und ſichern laſſen mußten; man baute ihnen zu Liebe Pfeiler an die äußeren Wände, die unſchön waren, weil ſie das ganze Gebäude kerbten, bis man endlich jene Bogen fand, die durch ihr wuchtiges Anſtemmen das Weichen der Mauern unmöglich machen. Dieſe nun, die nur zum Schutze des Durchbrochenen erfunden worden, fielen wieder der Ornamentation in die Hand, wurden ſelbſt durchbrochen, geſchnitzt, geputzt, und ſtehen jetzt, mit ihren zierlichen Ranken an den Haubtbau geklammert, als eine der ſchönſten Zierden jener Prachtwerke da. — So wurde auch jenes poetiſche Feuer, das jetzt als der herrlichſte Schmuck, als die Apologie des ganzen Mittelalters erſcheint, ſeiner Zeit angefacht um jene Tage zu beleben und zu tragen. Man brauchte es, darum ward es angezündet; das Bedürfniß der Herrſchenden gebar es der Herrſchaft wegen, nicht der Zufall es ſollte der Knecht des Geiſtes jener Zeit ſein und ward nachgerade uns gegenüber ſeine Verklärung. —

So ſind die Sitten jeder Zeit der Name der Zeit ſelbſt. — Die bunten Männeranzüge aus den Tagen Franz I von Frankreich und ſeiner nächſten Nachfolger ſind z. B. ſo charakteriſtiſch, daß ſie kaum einer Erklärung bedürfen. Das Rittertum begann ein Maskenſcherz zu werden, der Minnedienſt eine Tändelei; man behing ſich mit Liebespfändern, man ſpielte Alles, Liebe, Krieg, Religion und Politik. Es war eine lascive Zeit und man trug Sittenverderbniß und Ernſtloſigkeit offen zur Schau. — Noch ſprechender aber iſt der „Geſchmack“ des siècle Louis XIV.

Dieſer Geſchmack legte einſt durch das politiſche Übergewicht Frankreichs, wie früher die Romantik, Europa Geſetze auf. Er entſtand nicht überall als ein neues im eignen Landesboden entwickeltes Gewächs, er verbreitete ſich, — und das iſt charakteriſtiſch für die Zeit, es zeigt, daß ſich alle volkstümlichen Elemente verlieren und Abhängigkeit und Unterthänigkeit ſich auch über große Vaſallen und bisher ſelbſtſtändige Souveraine zu erſtrecken anfangen, — durch Nachahmung von Seiten der Höfe und ward der Grundſtein zu dem Tempel der Mode, in dem ſeitda die geſammte civiliſirte Welt opfert. Haben wir doch auch die heutige, freiere, faſt demokratiſche Tracht aus demſelben Paris, das uns die Allonzenverücken ſchickte.

Ein Blick in einen Garten jenes Jahrhunderts genügt, um die Zeit zu verſtehen. Die ſchnurgraden Alleen, die ſteifen Buchentreillagen, die geſchnittnen Bux- und Tarushecken, der gradlinigte Zopfton Corneille's und Racine's und die ſtreng äußerliche Etiquette, ſind Kinder aus einem Neſte. Und in dieſen ſtarren Laubgängen verborgne Muſchelgrotten voller weicher Polſter, ſinnliche Statuen ohne Kunſtwert, eben bloß ſinnlich; in jenen ſteifen, vergypſten Verſen Huldigungen für die regierende Mätreſſe, und hinter der einförmigen, feſtgefrornen Etiquette zügelloſe Sittenverderbtheit. — Man kann ſich keinen innigeren Zuſammenhang von Zeitrichtung und Geſchmack denken. Der Letztere iſt hier ganz und gar unmittelbares Produkt des herrſchenden Geiſtes, eine Äußerung, eine Verkörperung fertiger Theorien, kurz die Befriedigung vorhandner Bedürfniſſe und weder mehr noch minder. Es iſt ein rein abſolutiſtiſcher Geſchmack, ein Abklatſch des „l'état c'est moi" in Bux geſchnitten und von Millionen „Unterthanen" unterthänigſt begafft und applaudirt. Die Völker hatten in jener Zeit nur inſofern Theil an der Geſchichte, als ſie Rekruten ſtellen und Steuern zahlen mußten, der Geiſt der Zeit wurde ausſchließlich in Fürſten und Mätreſſenlaunen Fleiſch. Es gab kein natürliches Ebenmaß in der Zeit, und da man ſich doch ſeiner nicht entſchlagen konnte und es ſuchen mußte, verfiel man

in jenen kalten, nüchternen Zwang, der ſchlimmer iſt als naturwüchſige und am Ende doch nur ſcheinbare Unordnung. Der Abſolutismus à la Louis XIV iſt ekelhafter als der gewöhnliche, thatkräftige Despotismus, der immer noch eine Ohmacht des Gedankens, vielleicht ſogar Genie vorausſetzt, — weil jener ein überſättigter, phlegmatiſcher iſt. Er muß Fett anſetzen und ſchlüpfrig werden, er bereitet den Übergang zur legitimen Korruption, zum Konſtitutionalismus vor. Ludwig der Vierzehnte hat die Monarchie zu Grunde gerichtet, — ſie wird ſich nie wieder erholen.

Unſerem Jahrhunderte, das wie alle Zeiten ſein innerſtes Weſen in Äußerlichkeiten manifeſtirt, kann man große Verdienſte um die Menſchheit nicht ableugnen, auch wenn die Reſultate den Erwartungen noch lang nicht entſprechen. Wie es auf der einen Seite durch Schienenwege und Dampfſchiffahrt Menſchen und Länder aneinanderrückt, durch die ungeheure Lebendigkeit der Preſſe mit rapider Schnelligkeit Ideen nach allen Weltgegenden trägt und zu allgemeinem Eigentume macht, ſo zeigen auf der andern dieſe Ideen faſt alle ein zerſetzendes, alſo trennendes Element. Dieſer Zug nach Vereinigung, Verbrüderung der ganzen Menſchheit, der offenbar mächtig da iſt und Spekulation und Gewinnſucht nur als untergeordnete Mittel benutzt, — ihm gegenüber aber jene Feindſeligkeit gegen

Institutionen, Formen und Dogmen, die sich der wahren, ganzen Verbindung entgegenstemmen und nur Splitterverbindungen schützen, bedingt den Kampf der Gegenwart. Auch die Kritik, das Zersetzende, ist nur Mittel; Zweck ist die Vereinigung Aller. Der Morgen der neuen Zeit datirt von dem bestimmten, festen Vorsatze den Gedanken durch alle Schleier, die man ihm angedichtet, durchbrechen zu lassen und rücksichtslos, ja selbst gemütlos, wenn es sein muß, das Ziel im Auge zu halten, das er erreichen muß und soll. Und er kämpft ihn, wie die Sonne mit den Nebeln streitet. Aber die Wärme läßt die Nebel verdampfen und schon schießt durch tausend Lücken das Licht frei und ungehindert. Der Wolkenflor ist an allen Ecken und Enden zerfressen, die Sonne siegt: Wenn wir uns fürder selbst überredeten, daß wir das Ganze, das volle Licht nicht ertragen können, wie das bisher geschehn, so würden wir es auch nie ertragen lernen. Wir blinzeln aus Gewohnheit und sehn recht komisch dabei aus, zumal für Die welche seit lang einen freieren Blick wagen. Wir erscheinen Solchen wie Blödsinnige, denen man in blauer Luft und unter heitrem Himmel aufbinden kann, sie seien in einem Keller. Gestehn wir es indeß nur ein, es mußte ein wirklich großartiger Betrug sein, der die Menschen durch Jahrtausende glauben machte, daß ihre Augen

nicht sahen was sie sahen, ihre Ohren nicht hörten was sie hörten. Er ist das Äußerste was sich denken läßt. —

Es ist also eine Zeit des Kampfes, in der wir leben, eine Zeit der Gährung wie sie immer der Klarheit vorangeht. Und dieser Übergangszustand, hervorgerufen durch das Anstreben natürlicher Verhältnisse auf dem Wege der Vernichtung des Althergebrachten im Kampfe für Urältestes, wird sich hervorragend in den Sitten und Gebräuchen, in Geschmack und Mode unsrer Tage kundgeben müssen. Er thut es auch, es ist ein Zucken, eine Gewitterschwüle, ein Experimentiren, eine aufreibende Sehnsucht, die allenthalben Blasen wirft, in Allem was gethan wird oder geschieht bemerkbar. Nirgends etwas Festes und Bestimmtes, kein Halt, selbst in der Architektur kein Stil. Denn der moderne Kasernen- und Laternentypus, schaal und platt wie alle Berliner Erfindungen, verkriecht sich längst wieder hinter gothische, mittelalterlich italienische und tausenderlei andre Reminiscenzen, so daß die neue Baukunst einen Mischmasch bietet, — einen Mischmasch wie die Zeit. Indeß äußert sich am Ende auch in der Fensterzahl wieder der Drang nach Licht. Man kann dem leitenden Gedanken der Zeit nicht entgehn. Er schwebt in der Luft, wir athmen ihn ein und aus, ohne von ihm zu wissen. — Es klingt bizarr, aber

es iſt darum nicht weniger wahr, daß die Gewalt des analytiſchen Zwanges, des Hauches der Zerſetzung auch in Männern wie Pückler-Muskau fruchtbar geworden. Seine Anſichten über Gartenanlagen, ſeine Pläne ſind echte Kinder der Zeit, und Pückler iſt entſchieden der größte Gartenkünſtler unſrer Tage.

Das was ihn leitet und was bei den ſogenannten engliſchen Gärten ſeit jeher oberſte Regel geweſen iſt, bleibt Angeſichts des Überkommenen immer Analyſe. Wir zerſetzen was unſre Altvordern ängſtlich zuſammen geknotet; wir laſſen in Gruppen auseinander fallen, was dort gekleiſtert und gefeſſelt ward; wir belauſchen die Natur und unſre Kunſt beſteht darin, daß wir die Natur benutzen, ihr helfen, aber niemals darin Freude finden ſie ſich ſelbſt untreu zu machen. Das iſt das Streben der gannze Zeit, in der Wiſſenſchaft, im Fachleben und überall. Natur der Künſtelei gegenüber. Dies Drängen iſt ſtet wie die Wurzel eines Baümchens, die ſich in die Nieten einer alten Mauer zwängt, über lang oder kurz die Fugen löſt und die Steine herunter rollen läßt. In der Wurzel iſt die lebendige Naturkraft, ſie zerſprengt das Tote; in der Kritik der Zeit iſt jungkräftiges Leben, iſt die Zukunft, ſie wird und muß den letzten toten, herzloſen Schutt erkünſtelten Wahnwitzes vernichten. Zerſtörung iſt dann Leben. Das

Leben ſelbſt iſt nichts Anderes als ein immerwährendes Zerſtören, Zerſetzen und Töten, und all Dies iſt Schaffen und Gebären.

Der Park von Schloß Hehlenried gab in der Zeit, die wir zu ſchildern verſuchen, den beſten Beleg dafür, daß wirkliches Leben nur aus dem Tode einer erkünſtelten, bewegungs- und willenloſen Scheinexiſtenz emporſproßt. Er zeigte den ſiegenden Kampf organiſcher Geſtaltung gegen die dumpfe Trägheit anorganiſcher Maſſen, die hier nach und nach, befreit von Scheere und Spalier, das despotiſche Regiment zu vergeſſen anfingen. Der Frühling, das Leben kam auch über ſie. Die Bäume und Berceaux im Geſchmacke Le Nôtre's zugeſtutzt, bildeten ja in der That wie das Volk des siècle du Grand Roi, wie das Volk in jedem abſolutiſtiſchen Staate, eine anorganiſche Maſſe, die ſelbſt wenn ſie dem Strome des Lebens preisgeben, wenn ſie ihre organiſche Berechtigung durch jenen wunderbaren Prozeß, der ſich oft Revolution nennt, wieder errungen, ihre Freiheit noch lang nicht faſſen und nutzen kann. Sie ſchleppt Traditionen in den neuen Zuſtand hinüber, ſie iſt zu träg ſich für frei zu erklären, ſie glaubt am Ende ohne ein wenig Spalier und Heckenſcheere gar nicht exiſtiren zu können. Es wird nichts Rechtes und Ganzes und der Allem innewohnende Trieb des Gleichgewichts führt nach ſolchen Vorgängen zu neuem Unfuge. Es iſt ein verrenktes Gefühl und

dies hat in der Gartenkunst die Geisblattlauben mit den steifen Holzlatten oder dem perückenhaft gestutzten Grün, die Rugelakazien und Anderes erfunden, im staatlichen Leben aber, vereint mit der vis inertiae, dem Konstitutionalismus das Leben gegeben. Der Konstitutionalismus ist das Gesetz der Korruption von oben nach unten und von unten nach oben. Die Korruption ist eine natürliche Folge des sogenannten Gleichgewichts gleichberechtigter Gewalten. Dies Gleichgewicht ist unmöglich und darum der Kampf ein notwendiger. Auf der einen Seite wird durch Bestechung, Disciplinargesetze, Titelverleihungen und Terrorismus der Bayonnette die Demoralisation planmäßig organisirt, — auf der andern muß die Auktorität der feindlichen Gewalt ebenso planmäßig durch die Presse, durch Agitation und endlich durch die Insurrektion, durch brutale Gewalt gegen Gewalt untergraben-werden. Es ist in solchem Staate gar keine Achtung für das bestehende Gesetz möglich, sie ist in einem denkenden Volke gar nicht denkbar. Auch haben alle konstitutionellen Staaten noch durch die um sich greifende Korruption ein elendes Ende genommen. Die sogenannten aufrichtig konstitutionellen sind allenthalben notorische Dummköpfe oder portefeuillesüchtige Schurken. — England ist kein konstitutioneller Staat, er ist es nur dann, wenn man etwa die Dogen von Venedig konstitutionelle Fürsten nennen wollte. Dann hat aber

das Wort einen andern Sinn als den recipirten. In England wird das Gleichgewicht zwischen Krone und Volksvertretung nie angestrebt; die Krone ist bloße Staatsrepräsentation nach Außen und Innen und als solche geachtet, die Regierung aber ist die Exekutivgewalt der Kammern, sie kann sich keinen Augenblick halten, sobald sie ihren gesetzlichen Boden verliert. Wann ist denn in England von dem Veto Gebrauch gemacht worden? Das Veto existirt honoris causa als Reminiscenz aus früherer Zeit. Das ist Alles. England ist kein konstitutioneller Staat, kann also auch nicht als Muster der corruption à l'équilibre aufgestellt werden. —

Die alten Anlagen des Schloßparks, einst im Stile von Versailles und Schönbrunn angelegt, waren nur noch in der nächsten Umgebung des Schlosses, so weit sie etwa von der Gräfin-Wittwe besucht wurden, ein wenig gehalten; weiterhin hatte sich seit vielen Jahren keine Spalierscheere gewagt. Die Buchen schlugen ihre Sproffen aus den krummgezognen Haubtästen starr und grade in die Höhe, aber ihre beste Kraft wurde immer noch zerstückelt und auf die Unzahl von Trieben verschwendet, die der Stamm in den Tagen des Zwanges vom Scheitel bis zur Sohle herab hatte erzeugen müssen. Die neue Freiheit sah in dieser Form nachläßig, unsauber, ja schmutzig und verwildert aus; die Krüppel mit ihren knorrigen Beulen konnten ihre ursprünglich gesunden

Glieder nicht wieder finden, dieſe Generation verſtand es nicht mehr frei und ſchön zu ſein. Die Erziehung beherrſcht und verfolgt den Baum wie den Menſchen! Gehemmte Entwickelung hat inkurable Folgen.

Mächtige alte Linden dagegen, von wildem Nachwuchs an Strauchwerk und Stämmchen verſchiedenſter Gattungen umgeben und dadurch aus dem ſcharfen Theaterquarré, in das man ſie gepflanzt hatte, herausgeriſſen, breiteten ihre dichten Laubmaſſen mit der ganzen großartig ſtolzen Eleganz nie gehemmter Freiheit ſchützend und ſchirmend über gedehnte Plätze. Die laſciven Götterſtatuen, deren Tempel ſie einſt gebildet, lagen geſtürzt; die üppigen Formen der Nymphen, in kaum erkennbare Torſo's zerſchlagen, verſchwanden faſt unter Wolken von Clematis und Vinka. Zu die Stücke behauenen Sandſteins ſelbſt, die verwittert und porös, wie ſchlechtes Material immer in kürzeſter Zeit wird, zur Hälfte in Sand und niedergeſchlagnem Staube verſunken waren, hatten halmige Gräſer und Mooſe ſich eingeklammert. — Eine Art von Duodez-Trianon, gelegen auf einer künſtlichen Inſel des großen Teiches, der durch das Zuſammenſtrömen des Quell- und Regenwaſſers von höher liegenden Punkten her gebildet wurde, war eine Ruine geworden. Seine grauen moosigen Schnörkel ſahen aus uralten tiefen Schatten und junger Verwilderung morſch und trübſelig herüber. Die Inſel war dicht

umſchilft, gelbe Iris blickten ungeknickt am Landungsplatze in die Neſter brütender Waſſervögel, im Frühling welkte die Butomusdolde, die europäiſche Lachyſtrömienblüte, ungeſehn, und auf den Sagittarienblättern ſonnten ſich die Libellen ſo ungeſtört wie drin auf den Steinen der Ruine die Eidechſen. Nur Schwäne zogen ſtill und ruhig zwiſchen Schilf und Waſſerroſen über den Spiegel hin, der ſonſt das Bild reichgeſchmückter Gondeln voller Menſchen gezeigt. Eſchen, Tannen, Robinien und eine zahlloſe Menge anderer Bäume und Sträucher, die Niemand mit beſondrer Abſicht an ihren Ort gepflanzt, die aber in den letzten achtzehn Jahren zu einer ſchmucken Höhe aufgeſchoſſen waren; miſchten ſich in neue und alte Partien, kreuzten untergehende Alleen und ſtellten die bunteſten Gruppen zuſammen. Dort eine Birke, die ihren weißen Leib der Umarmung ſtarrer Rüſteräſte zu entziehn ſuchte als wäre ſie eine Waldnymphe; hier eine hohe dürre Ulme, die ihren kahlen blattloſen Wipfel mit einer lockigen Perücke von Efeu bedeckte . . . . . Der Garten war eine Wildniß geworden, aber dieſe Wildniß war dort wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen blieb, freundlich und ſchön. Sie öffnete Fernſichten, deren Reiz die gemalten Atrappen, deren eine jetzt Graf Hugo als Scheibenſtand für ſeine Schießübungen benutzte, bei weitem übertraf, ſie zeigte anmutige Wellenlinien und Wechſel in Form und Farbe; ſie gab luftigen, am Rande

vergoldete Schatten ſtatt der feuchten Düſterheit verdeckter Laubgänge, ſie hatte Licht, Blüten, Raſen — und verſprach vor Allem eine noch ſchönere Zukunft.....

„Und dieſe Zukunft iſt mein!“ dachte Cecile laut vor ſich hin als ſie ihren Blick über das Vergehn und Werden ringsherum ſtreifen ließ.

Sie hatte ihren Bräutigam begleitet und ritt nun langſam durch den Park heim. Es war ſehr früh. Cecile genoß ein für ſie ſeltnes, ja vielleicht neues Vergnügen, ſie lebte einen jener köſtlich friſchen Morgen, an denen jedes Blatt, jeder Laut Poeſie iſt und eine grenzenloſe Harmonie über die Erde gegoſſen ſcheint. Sie tauchte ihre Augen in das thauige Erwachen, wachte ſelbſt und träumte. Es beſtand auch Harmonie zwiſchen ihr und dem mädchenhaften Morgenlichte, es beſtand ſogar eine gewiſſe Ähnlichkeit ihres Weſens mit der Miſchung von alten und neuen Ideen, deren Verkörperung ihr jenen Ausruf entlockt hatte. Sie wußte nichts und konnte nichts davon wiſſen, aber es war ſo.

Ihre Mutter, die „Marquiſe“ des toten Jahrhunderts, ſtarre Legitimiſtin, formell anſtändig, — die Tante, devot und rachſüchtig wie die Reſtauration, — ihr Vater bei aller ariſtokratiſchen Feudalherrlichkeit ſchon kaufmänniſch, materiell und berechnend wie die damals in der Entwickelung begriffne Aera der Bourgeoiſie, — ferner die Lehrer ihrer verſtorbenen Brüder, deren Unter-

richt ſie getheilt, aufgezogen und entflammt durch die kritiſchen Streiflichter, die aus der ſchweren Wetterwolke der franzöſiſchen Revolution herübergeblitzt, — und endlich ihr Bräutigam, der offne, loyale aber beſchränkte Mann, der aus dem Kriegslager die Achtung für Tapferkeit und Konſequenz bis zum Tode mitbrachte, — Alle hatten wechſelweiſe verſchieden auf ſie gewirkt. Aber ſie war mehr als ein abgeſchloſſnes Produkt dieſer Faktoren, ſie war bildungsfähig; auch ſie hatte eine Zukunft.

Sie glaubte, — denn nur das Unglück glaubt bei unſerer jetzigen Erziehung in ſolchem Alter nicht mehr, — aber ſie glaubte, weil ſie noch nicht wiſſen konnte, weil ſie in den Sagen von himmliſchen und irdiſchen Göttern etwas Schmeichelndes, ja Poetiſches fand. Die Negation lag ihr nicht außer der Welt, ſie lag ſogar in ihrem Herzen, aber das Mädchen wußte weder das Wort noch die Form dafür. Sie hatte es während des Unterrichts, als der erſte Beilhieb der Kritik ein Stück ihres ſozialen Glaubens niederwarf, gefühlt, daß man mit gleichem Angriffe alles Beſtehende vernichten könne, daß nichts an dem alten Baue unverwundbar ſei, — aber obgleich ſie gern dachte meinte ſie doch nicht berufen zu ſein die bunte Welt, in der ſie durch die Verwandten heimiſch gemacht worden, durch Kämpfe ihres Geiſtes zerſtören zu müſſen ohne von außen dazu genötigt zu werden. Sie vergaß am Ende ganz, daß ſie hierüber nachdenken dürfe, ſie gewöhnte

ſich ein, ſie fand Freude an dem was war, — wozu Neues, vom Alten Abgeriſſenes erſinnen? Sie ſelbſt dachte nicht ſo, aber der Schluß bildete ſich unbewußt in ihr heraus, ſie hätte ſo denken müſſen, hätte ſie ſich ihre ganze Lage klar machen können. Es fehlte die Einheit, das Syſtem, das all dem reichen Stoffe Geſtalt und Ordnung geben ſollte; es fehlte die leitende Hand, die aus Cecile wie aus dem wirren Garten ein klares, ſchönes Ganzes machen konnte. Die Feſtigkeit und der entſchloſſene Wille, die immer wenn ſie allein war ruhig und ſicher aus ihren Augen ſahn, hätten ſie vielleicht befähigt ſich ſelbſt auf eine höchſte Höhe zu bringen, wenn ſie ſich ſelbſt mit dem freien, ungetrübten Blicke zu betrachten im Stande geweſen wäre, mit dem ſie über den Garten urteilte. Aber ſie wußte von ſich nur, daß ſie eine ſehr vornehme Dame, daß ſie ſchön, auch wol reich mit Talenten bedacht und, wie alle Leute ſagten, ſehr gut ſei. Trauer um den Vater, deſſen Liebling ſie immer geweſen, ſcheuer Reſpekt für die Mutter, von der ſie früher um der Söhne willen ſehr zurückgeſetzt worden. Zuneigung für Hugo und Sorge um die äußeren Einrichtungen ihres künftigen Lebens waren bis jetzt die einzigen ernſten Seiten ihres Traumens, und dieſer Ernſt war überwiegend ein thätiger, alſo freudiger.

Man hat die Mädchen oft die inſipideſten und langweiligſten Geſchöpfe genannt. Die Franzoſen begreifen

nicht wie wir den Roman vor die Hochzeit legen können, wie wir ein so lebhaftes Interesse für einen quasi zoophytischen Zustand zeigen dürfen ohne selbst zu langweilen. Läßt sich der Vorwurf auch schon zur Genüge dadurch abweisen, daß in Deutschland und England einmal die Mädchenerziehung und die Stellung der Mädchen in der Gesellschaft eine andere ist als in Frankreich, und daß zweitens die nationale Sitte und Anschauung in dem „Romane" nach der Hochzeit dort gern und wahrhaftig, wenn Alles wäre wie es sein soll, nicht mit Unrecht etwas Anstößiges findet, — so ist die Auffassung und Ausschließung des „vegetabil-animalischen" Zustandes der Mädchenwelt von Seiten der Franzosen doch sicher auch eine ungerechte und schiefe. Wären die Mädchen wirklich so insipid und langweilig, so trüge Niemand die Schuld als die Männer, die Erziehung, die — Gesellschaft. Die Natur hat die Geschlechter nicht in so engherziger Weise geschieden, daß dem einen durch sich selbst eine Schranke gegeben wäre, welche die Entfaltung eines fertigen Charakters hinderte; die Gesellschaft erst zog diese Schranke. Mädchen dürfen bei unsern Institutionen nicht wagen sich in irgend einer festen Richtung zu krystallisiren, weil ihnen immer noch das Anpassen an einen fremden Charakter bevorsteht, dem sie Rechte bewahren müssen und der erst die letzte Hand an ihre Entwickelung legt. Dies ließe sich recht gut mit dem natürlichen Verhältnisse in Einklang bringen, die Cha-

raktere wirkten gegenseitig auf einander, einer füllte des andern Lücken, das Paar bildete eine Eins und die Ehe wäre wirklich ein unpassender Schluß für die Darstellung eines menschlichen, zumal weiblichen Entwickelungsprozesses. Der Name für die Mehrzahl unsrer Ehen heißt aber ganz trivial: Versorgung. Und damit schließt Roman und Liebe, leider aber nicht das Leben. Das weiß alle Welt. Glück ist Zufall, Unglück Regel, Herausbildung von Individualitäten seltne Ausnahme, Langweile sichre Folge. Der Roman findet in freundlicher Weise also nur ein neues Feld in der Trennung. Die Männer versorgen sich, die Mädchen werden versorgt, denn für sie ist das Zeigen einer Neigung, das Werben um Den welchen sie lieben, unschicklich und unanständig, sie müssen warten und Den nehmen der sie „versorgt." In dem Worte liegt Alles. Versorgen müßte nach guten Stammsprachgesetzen nichts Anderes bedeuten als: Mit Sorgen bedenken. Aber die Mädchen haben keine Wahl, wenigstens nur ausnahmsweise, und diese Abhängigkeit wird ihnen hochweise so früh und dringend eingeprägt, daß sie vor lauter Vorsorge, vor Angst Sitte, Anstand und Schicklichkeit zu verletzen nie zur Gestaltung ihrer selbst kommen können. Es ist wahr, daß dies Verhältniß, dies vage Hoffen auf Erlösung aus einem ewig schwebenden Zustande den Mädchen jene Innigkeit gibt, mit der sie sich auch an den nur

„versorgenden“ Mann anschließen können; es ist ferner wahr, daß es sie mit dem schleierhaften Reize jungfräulicher Scheu umwebt und sie zu Knospen macht, die in ihrer Schämigkeit lieblicher sind als manche volle, prunkende Blüte, — aber vergessen dürfen wir darum doch nicht, daß hierin grobe Unnatur waltet und daß diese ihnen jenes ausweichend Schwankende, jenes Zurückhalten ihrer besten und innersten Gedanken aufzwingt, das die Quelle von hundert tausend Mißverständnissen werden muß, die später dazu dienen — das Unglück in der Ehe zur Regel zu machen. Diese Scheu, dies geheimnißvolle Sehnen, dies Zurückhalten und Verschließen des eigenst eignen Ichs ist eine Form des Auftretens geworden, eine Form, die sich lernen läßt und die gelehrt wird. Sie ist eine Maske, die oft nichts bedeckt; das gelernte Knospentum ist oft eine Schale, aus der nie eine Blüte emporsteigen kann. Und doch verlangt und hofft jeder Mann hinter jedem Knospen-Äußeren eine solche Triebkraft; er vermutet sie dahinter, da ja die Sitte es seiner Braut unmöglich macht ihm ihre ganze Bildungsfähigkeit, ihr ganzes inneres Ich „vor der Hochzeit“ zu zeigen. Die Gesellschaft betrügt Mann und Frau zu gleicher Zeit. Das Mädchen äußert sich nicht, darf sich nicht äußern, und der Mann sieht sich genötigt auf Vermutungen hin zu wählen, selbst wenn er hoch genug steht mehr als ein Versorger zu sein. Das Zu-

rückhalten und Feſſeln edlerer Frauennaturen, die von Bonnen, Gouvernanten und Tanzlehrern gepredigte Mädchenhaftigkeit, die von dem kläglichſten Unterrichte ſekundirt wird, iſt eine Erfindung zu Gunſten weiblicher Weſen niederer Art, wie die Schleppenkleider erfunden worden ſind um den zu kurzen Fuß jener kleinen Herzogin zu bedecken, die eine Scheere in der Taſche trug um Heinrich dem Dritten von Valois eine Glatze zu ſcheeren. Es iſt eine Falſchmünzerei: gutes und ſchlechtes Metall wird mit gleicher Platte überzogen und mit demſelben Stempel geprägt. Hierdurch entſteht neues Unheil. Der Bauer, gleichviel ob in Frack oder Jacke, der Gold weder kennt noch zu benutzen verſteht, wetzt den Überzug ab und wird aus Verlegenheit brutal, wenn er ein Goldſtück erhalten; er glaubt ſich betrogen und iſt es in gewiſſer Beziehung auch, denn er fand nicht was für ihn paßte und was er gefordert. Ein Anderer, dem das Gold edler Weiblichkeit und inneren Wertes höchſtes Bedürfniß iſt, deſſen Wahl nur durch die Hoffnung ein Weib im großen Sinne des Wortes zu enthülſen beſtimmt worden, findet unter derſelben Form Blei, totes Blei, das nie mehr noch weniger ſein kann als Blei, das ihn ſelbſt unter ſich herabzieht. Und dies Blei hätte den Bauer, der es zum Verkitten ſeiner Fenſterſcheiben oder zur Befriedigung ſeines Aberglaubens am Sylveſterabende brauchte, glücklich gemacht, ſo glücklich

wie den Anderen das Gold des Bauern. Beide hätten nach Dem gegriffen was ihnen nötig war, beide Münzen wären in Kurs gekommen und hätten ihre Sendung erfüllt, — wenn das Gepräge nicht ein gleiches, täuschendes gewesen wäre. So aber verrosten und verderben alle Vier. — Das sind die ganz natürlichen Folgen des Untergrabens und Versteckens weiblicher Individualität unter einer Maske sogenannter äußerer Sittsamkeit. — Wir sprachen schon davon, daß die Gesellschaft Betrug aller Art nach und nach erfand um sich selbst zu stützen; wir sprachen schon davon, daß sie diesem Betruge durch Gewohnheit und Putz so viel Reiz zu verleihen weiß, daß wir uns zuletzt von den Blumen und Schlingpflanzen am Rande über die Tiefe des Abgrundes, der vor uns klafft, täuschen und trösten lassen. Das Knospenleben, der erzwungne „zoophytische" Zustand der Mädchen ist durch seinen Schmuck ein solcher von Blumen umbordeter Abgrund, aus dessen Schoße später giftige Dünste, einer nach dem andern, aufsteigen müssen, die Fluch und Qual in das Leben der Familien tragen. Wenn wird man endlich jedem Weibe sein gutes Recht werden lassen? Hochbegabte erzwingen es immer. Wir möchten freilich erst fragen: Wenn wird die abgenutzte, durch Knechtschaft elendester Art degradirte Männlichkeit großer, edler Weiber in größerer Zahl als bisher wert sein?

Jedenfalls aber ſchützt, wie die Dinge liegen, das wahre und ſelbſt das gemachte Knospenleben, weil es reizt, die Mädchen wenigſtens dem Beobachter gegenüber vor dem Vorwurfe der Inſipidetät und Langweiligkeit, und man muß ein „fat“ ſein um der franzöſiſchen Anſicht nackt und kahl beipflichten zu können.

Cecile war weder Eins noch das Andere, weder inſipide noch langweilig, ſie ſah friſch in den Morgen hinein, verſtand was für ihre Umgebung zu thun war und langweilte ſich weder ſelbſt noch hätte ſie einen Zuſchauer langweilen können.

Und ſie hatte einen Solchen.

Der Weg, den ſie geritten um Hugo zu begleiten, führte durch das Dorf, Hennings hatte ſie geſehn und beſchloſſen einen Vorſatz, den geſtern der Name der Gräfin in ihm erweckt und der über Nacht reif geworden, ſofort zur Ausführung zu bringen. Als er Cecile auf dem Heimwege nach dem Parkthore zu lenken ſah, war er ihr gefolgt und durch eine Nebenpforte eingetreten; von hier war er quer durch die Büſche bis an die Haubtſtraße gelangt und erwartete die Dame, der er den Vorſprung abgewonnen, an eine alte Weide gelehnt.

Sein Anzug war wie am vorigen Tage, nur das Käppchen war gegen einen Hut vertauſcht; aber man konnte ohne große Mühe wahrnehmen, daß die

geringen Kleidungsstücke mit einer besonderen Sorgsamkeit gereinigt waren und daß ihr Träger die Absicht hatte seine gefälligen Körperformen möglichst in's Licht zu setzen. Dazu lag eine Ungeduld, eine Spannung der Erwartung in seinen Zügen, die dem gewöhnlich so düsteren Gesichte Leben und einen fast freundlichen Ausdruck gab, der ab und zu noch von dem Vorgefühle eines Triumfes besonnt wurde. Unter dem Arme trug er ein kleines, wohlverpacktes Bündel, das er von Zeit zu Zeit sorgfältig untersuchte.

Endlich kam die Dame, die ihr Pferd hatte im Schritte gehn lassen, heran. Als sie den Mann erblickte, hielt sie unwillkürlich die Zügel zurück und sah sich nach dem Reitknechte um, der ihr in einer Entfernung von zwanzig Schritten folgte. Im nächsten Augenblicke aber warf sie spöttisch die Oberlippe in die Höhe, gab dem Pferde einen Schlag mit der Reitgerte und war mit zwei Sätzen des Thieres dem Platze, an dem Hennings wartete, gegenüber. Der Drechsler trat vor und grüßte diesmal nicht aus einem Vergessen, sondern mit Bedacht. Cecile war heiter, der Morgen hatte sie erquickt; sie dachte nur daran, daß sie den Mann gestern auf dem Friedhofe gesehn; was er gesagt war verziehn oder halb verlöscht; das Bündel unter Hennings' Arm brachte sie auf den Gedanken: er habe nun wirklich die Mildthätigkeit in Schloß Hehlenried in Anspruch genommen.

In der Absicht sogleich weiter zu reiten hielt sie ihr Pferd an und rief ihm zu:

„Nun, wenn Ihr krank seid, — und Ihr seht wirklich nicht allzu gesund aus, — so kommt immerhin herauf in's Schloß, ich werde Befehl geben, daß man Euch nicht leer ausgehn läßt. Ihr habt wie ich sehe schon eine Probe gemacht, wiederholt sie, damit Ihr bessere Begriffe von uns bekommt, so gleichgiltig ....."

Hennings war nicht ein Zögling der Propagandisten unsrer Tage, die um der Rohheit des Haufens zu schmeicheln oft mehr Rohheit in Sprache und Weise affektiren als sie selbst vertragen können oder angenehm finden. Als solcher hätte er Cecile den Satz vollenden lassen um brutal antworten zu können. Er nahm indeß nicht in der vielbeliebten modernen Weise Ungeschliffenheit und Frechheit für die einzig passende Form der Umgangssprache mit den jetzt noch Bevorrechtigten, er hatte endlich nicht die Absicht zurück zu stoßen. Er würde Das was er gestern gesagt nicht ausgesprochen haben, hätte er die Tochter jenes „verrotteten" Geschlechts in der Nähe gewußt. Er hätte es nicht gethan, nicht aus Feigheit, nicht weil er es für unrecht hielt, sondern weil er sich dagegen gesträubt hätte den Menschen in der Tochter eines Grafen so gut als in der eines andern Mannes zu verletzen. Ein angebornes Gefühl von Ritterlichkeit trieb ihn sich selbst vor sich

ſelbſt zu rechtfertigen, und mit dieſem Gefühle ging Hand in Hand der Wunſch die junge Dame zu überzeugen, daß auch ſie ihm gegenüber ein Unrecht gut zu machen habe. Es war ein Verſuch, eine Anwendung. Er wollte ſich mit der vornehmen Welt irgendwie in Rapport ſetzen um ſich ſo entweder in ſeinen Ideen für immer zu befeſtigen oder ſie zu modifiziren. Die klägliche Rolle, in die er geſtern nach dem Pathos ſeiner erſten Worte gefallen, hatte ihm gezeigt, daß er nicht richtig, nicht allüberlegend gerechnet, und er war Mannes genug ſich aus dieſem Schwanken ſo raſch als möglich heraus arbeiten zu wollen. Ihm lag daran, daß die Gräfin ihn hörte. Dies und die Solidetät ſeines Entſchluſſes ließ ihn die Rede der Dame abſchneiden und ihr mit einer gewiſſen ruhigen Würde antworten, die nicht verfehlen konnte mehr Eindruck zu machen als eine heftige Zurückweiſung des unvollendet gebliebenen Satzes.

„Ich war nicht im Schloſſe," ſagte er, „ich kam nicht um Brot zu empfangen, das ich ſelbſt verdienen kann . . . . ."

„So braucht Ihr irgend etwas Anderes für eine kranke Schweſter oder Mutter, für eine Frau, deren Knaben ihr geſtern bei Euch hattet, denn der Eure iſt er doch wol nicht, dazu ſeid Ihr zu jung."

Hennings wurde rot. Dieſe Bemerkung ſagte ihm grell, wie tief die Gräfin ihn unter ſich ſtehend glaube. Sie hätte eine ſolche Äußerung keinem Manne gegenüber gethan, den ſie nur einigermaßen für „gebildet“ gehalten. Diener und Arbeiter dagegen rufen nie jene Scheu hervor, mit der Frauen aus den oberen Schichten der Geſellſchaft Denen begegnen, die ſie verſtehen und mit denen ſie in gleicher Scheu erzogen ſind.

„Ich brauche nichts, auch für meine Frau und meine Kinder nichts; ich kam nur hieher um Sie womöglich zu beſſeren Begriffen von mir zu bringen, und dies dadurch, daß ich Ihnen ſage: es liegt in Dem was geſtern zwiſchen uns vorgefallen eine Unſchicklichkeit aber eine unbeabſichtigte auf meiner Seite, und ein ebenſo abſichtsloſes Mißverſtändniß auf der Ihrigen. Ich begegne Ihnen nicht durch Zufall, ich komme ausdrücklich um zu erklären was ich geſagt und um von Ihnen die Erklärung zu empfangen, daß Ihr Urteil voreilig war. Ich will nicht, daß Jemand von mir ſchlechter denken darf und kann als billig, ich will dies ebenſo wenig als ich möchte, daß mich irgend Jemand für beſſer hält als ich bin.“

Es waren dieſe Worte feſt aber ſo geſprochen, daß das Harte was darin lag durch die Biegung der Stimme gemildert ſchien. Cecile hatte ein ablehnendes Wort auf der Zunge, aber das Schauſpiel reizte ihre Neugier,

wenn auch vorläufig auf nur frivole Weise. Der Mann war nüchtern, das zeigte der Ton seiner Stimme und seine ganze Haltung; sie hatte also nichts zu fürchten und konnte sich durch dies Zwiegespräch zum mindesten ohne alle Gefahr eine originelle Unterhaltung versprechen. Sie warf dem Pferde die Zügel auf den Nacken, kreuzte die Arme über der Brust und sagte nicht ohne Ironie:

„Nun, so erzählt mir was Ihr zu sagen wißt. Ich will Euch fünf Minuten Gehör schenken, nicht um Euretwillen, nicht weil ein Nachklang der häßlichen Worte, die Ihr gestern gesprochen, in mir geblieben wäre und mich persönlich kränkte, sondern nur weil ich genug an den Menschen hänge um wünschen zu können, daß Eure Geschichte eine Entschuldigung für Ausartungen der Fantasie in Eurem Stile vorbringe. Sprecht!"

„Ich müßte weit ausholen und würde trotz alledem nicht von Ihnen verstanden werden, wenn . . . . ."

„Ei! Ihr haltet also mich für kurzsichtig und urteilslos?" sagte Cecile indem sie den Menschen in der Drilljacke neuerdings vom Scheitel bis zur Sohle maß und ihrem Lächeln einen fast mitleidigen Ausdruck gab.

„Mißverstehen Sie mich nicht auf's Neue. Wir können nur über Das klar urteilen was unsrem Denkkreise irgendwie nahe gerückt worden, so daß wir uns auf den Standpunkt des Anderen zu stellen vermögen. Ihnen ist der meine ganz fremd. Meine Worte zeigen

und zeigten Ihnen, daß ich nicht mit der dumpfen Masse, die nichts gelernt hat und vor nichts mehr zurückscheut als vor dem Lernen, in einen Korb zu werfen bin, und doch kommen Sie nicht über meine einfachen Kleider hinaus."

„In der That sprecht Ihr anders als ich's von Leuten in Eurem Anzuge zu hören gewohnt bin," warf die Amazone doppelsinnig hin und richtete sich dabei im Bügel in die Höhe.

„Vergessen Sie meinen Anzug! Mein Unterricht gibt dem Ihrigen wenig nach, meine Lehrer waren tüchtige Männer und ich war ein gelehriger Schüler. Außerdem hab' ich vor Ihnen eine Schule voraus, — den Kampf mit dem Leben. Sie mögen es also immerhin nicht für eine müßige That nehmen, wenn ich Sie aufsuche um Ihnen zu sagen, daß wir wol ein Recht dazu haben Denen zu zürnen, die uns einen Preis dafür abverlangen, daß wir leben und uns ernähren dürfen, obgleich wir Menschen sind so gut als sie; daß ich aber gern zugestehe, gestern habe der Ort nicht dazu gepaßt meine Gedanken hierüber laut werden zu lassen. Die Toten haben ein Recht auf Frieden. Ich erkenne dies Recht an und wünsche, daß Sie mir meine gestrigen Äußerungen vergeben."

„Aber wer seid Ihr denn?"

„Ich war ein Künſtler, Einer von Denen, die mit den „Geborenen“ „auf der Menſchheit Höhen“ wandeln dürfen, jetzt bin ich ein Handwerker, der ſich von ſeiner Arme Kraft und ſeiner Finger Geſchick ernähren läßt.“

„So habt Ihr Unglück gehabt!“

„Nein, ich hatte Glück, viel Glück, obgleich die Welt mein Glück den Traum eines Thoren nennen mag.“

„Dann hat man Euch wenigſtens in Dem was Ihr Kunſt nennt nicht anerkannt und Ihr mußtet Brot ſuchen.“

„Auch dies nicht. Man hat mich anerkannt und — man mußte es wol.“

Er wickelte das Bündel, das er unter dem Arme getragen, auf und nahm jene Gruppe der heiligen Cäcilie mit dem ſtummen Kinde heraus.

„Da!“ ſagte er, „das iſt nicht die Arbeit eines talentloſen Handwerkers, es iſt, wenn auch nicht der Gipfel der Kunſt, doch ein Beweis, daß ich ein Künſtler werden konnte. Zeichnung, Gruppirung, Ausführung .... da, ſagen Sie nun ſelbſt, ob ich mich mit Unrecht einen Künſtler genannt.“

Mit dieſen Worten reichte er die Statuetten der Reiterin hinauf, die beim erſten Anblicke der reizenden

Gruppe einen Ruf des Erſtaunens nicht unterdrücken konnte.

„Und Das habt Ihr gemacht?“ fragte ſie endlich zweifelnd.

„Wol ich! Und ich hätte nach längeren und gründlicheren Studien Beſſeres leiſten müſſen, denn es gibt hier,“ — er zeigte nach ſeinem Kopfe, — „noch viele Bilder, die nun unausgeführt bleiben.“

„Aber ſagen Sie mir,“ rief die Gräfin, immer noch die Schnitzerei betrachtend, „wie kommen Sie mit einem ſo ſchönen Talente, in ſolcher Jugend dazu eine Laufbahn aufzugeben, die Sie verfolgen müſſen, wenn Sie nicht ſich und die Welt beſtehlen wollen? Ich glaube Ihnen, daß Sie anerkannt worden ſind, um ſo mehr ſetzt mich aber Ihre Ausſage in Staunen, daß Sie „Handwerker“ ſeien. Vielleicht könnte ich Ihnen irgendwie nützlich ſein, wollen Sie mir ſagen, wie? Ich verſtehe Sie in der That nicht, aber wol nicht aus Mangel an Faſſungskraft oder aus Vorurteil, wie Sie vorhin meinten, ſondern weil Ihr Handeln wirklich rätſelhaft iſt. Sie tragen die Schuld jedes Mißverſtändniſſes, das Sie hervorrufen, ſelbſt.“

Die Gräfin betrachtete den Mann, in deſſen Auftreten ſie nun nichts als eine ausgeführte Künſtlerlaune finden wollte, mit dem regſten Intereſſe und legte ſo

viel Wärme in ihre Worte, daß er unwillkürlich lächeln mußte.

„Helfen können Sie mir nicht, denn mir fehlt nichts, was Sie mir verſchaffen könnten, und alles Andere hab' ich durch mich. Ich wollte kein anderes Loos, ich lebe ſo meiner Überzeugung gemäß. Ich bin vollkommen befriedigt wenn Sie anerkennen, daß ich wie ich einmal bin, wol eine Entſchuldigung, ja ſelbſt eine Rechtfertigung für meine Worte finden kann, und daß Sie ſich von einem Irrtume verleiten ließen als ſie mich gleich einem Bettler abwieſen."

„Allerdings war ich im Irrtume . . . . ."

„Mehr verlange ich nicht! Damit geben Sie mir meine Würde wieder und ich mag nun eine Sühne zwiſchen uns ſtiften, die, auch wenn ſie ſonſt folgenlos bleibt, für Sie eine Mahnung ſein wird den Armen, den Mann oder das Weib im ſchlechten Arbeiterkleide, nicht ſtets für einen Vagabunden zu halten."

„Sie geben mir gute Lehren als wären Sie meine Gouvernante; finden Sie nicht ſelbſt, daß dieſe Szene höchſt komiſch iſt und für einen Dritten überaus ergötzlich ſein müßte? Warum ſind Sie nicht Profeſſor geworden, ich glaube, daß Sie dafür noch mehr Talent haben als für die Kunſt!" ſagte Cecile, deren Mutwille wiederkehrte.

„Faſſen Sie die Szene ernſt. Ich finde nichts Komiſches darin. Ich gewann das Recht Ihnen Ernſtes zu ſagen dadurch, daß ich mein Unrecht vorher gut machte. Faſſen Sie unſre Begegnung ernſt und behalten Sie zur Erinnerung an die Offenheit eines Handwerkers und an ein vorſchnelles Urteil von Ihnen dieſe Statuetten, die, wie ich zufällig geſtern noch erfahren, eine Legende von Ihrer Schutzheiligen darſtellen.“

Mit dieſen Worten grüßte er und wollte gehn.

Cecile lachte hell auf aber ohne Spott. Sie rief ihn mit dem gutmütigſten Ausdrucke ihrer Stimme zurück und ſagte faſt vertraulich:

„Aber Sie ſehn doch wol ein, daß es ſo nicht geht. Ihr Vorſchlag, Ihr Geſchenk, Beides iſt bizarr und überſpannt. Soll ich Ihnen denn jetzt eine Vorleſung halten? Daß Cecile Hehlen nicht von einem „Handwerker,“ deſſen Namen ſie nicht einmal weiß, auf der Straße eine Gabe annehmen kann, iſt ſo klar, daß Sie ſich's vorher geſagt haben müſſen. Was iſt alſo zu thun? Mir gefällt die Arbeit; Sie wollen ſich ihrer entaüßern und ich möchte ſie gern erwerben. Kommen Sie gegen Mittag in's Schloß hinauf und laſſen Sie uns den Handel abſchließen; auf dieſe Weiſe wird Ihr Zweck zu allgemeiner Zufriedenheit erreicht, denn ich werde Ihre Schnitzerei in meinem Zimmer aufſtellen und mich ſo immer an Ihre Worte erinnern können.“

„Verkäuflich iſt mir grade dies Stück nicht, ich würde den hohen Wert, den ich ihm beilege, nicht in einen Preis verwandeln mögen, und könnt' ich's auch, ſo wüßt' ich mit dem Gelde nichts zu thun. Ich lebe von der Hand in den Mund und da ich raſch arbeite und genügend beſchäftigt bin, würde mich ein Mehrverdienſt nur ſtören. Ich will nichts beſitzen, was ich nicht brauchen mag. Sie ſehn, daß bei meiner Weiſe zu denken der Verkauf einer ſolchen Arbeit unmöglich iſt."

„Sie ſind ein wunderlicher Menſch, ich möchte mehr von Ihnen hören. Über die Art und Weiſe, in der ich Ihr Werk in meinen Beſitz bringen kann, reden wir ſpäter noch. Kommen Sie heute Abend nach ſechs Uhr zu mir herauf und bringen Sie das Schnitzwerk mit. Behielt' ich's jetzt, ſo kämen Sie nicht, es iſt mir alſo in Ihrer Hand eine Garantie Ihres Wiedererſcheinens."

„Ich ſchließe meine Arbeitszeit erſt nach ſieben Uhr."

„Gut, dann kommen Sie nach ſieben. Ich muß mich fügen, da Ihre Zeit koſtbarer iſt als die meine und man am Ende von mir ſagen darf wie von den Lilien des Feldes: ſie ſpinnt nicht, ſie webt nicht u. ſ. w. Aber nehmen Sie jetzt und vergeſſen Sie nicht, daß ich Sie erwarte."

Sie nickte ihm freundlich zu, trieb das Pferd an und flog im Galopp dahin. Der Reitknecht, der sich in der Entfernung gehalten, und von dem ganzen Vorgange nur begriffen hatte, daß seine Herrin etwas, das man ihr — wahrscheinlich zum Kaufe — anbot, zurückwies, ritt nun auch in scharfem Trabe heran und schnitt Hennings, der sich wieder durch die Büsche seinen Pfad brechen wollte, den Weg ab.

„Sieht Er denn nicht wo die Straße geht, daß er hier die Bäume zerbricht und den Rasen zusammen trampelt!“ rief er ihm im Vorüberreiten zu.

— „Diese sind's, die aus den Herren machen was sie sind!“ murmelte Hennings. „Die Lakaienseelen mit und ohne Livree, das Bedientenpack, das es sich zur Pflicht macht roh und tyrannisch zu sein um so die Herrschaft in's Gemeine übersetzt weiter zu spielen.“

Fünftes Kapitel.

Man verſucht ſich zu arrangiren.

Der gewöhnliche Hang ihres Alters für das Abenteuerliche war der Gräfin nicht fremd. Ehe ſie ihr Zimmer erreicht hatte war es alſo ihrer Fantaſie ſchon gelungen eine höchſt merkwürdige mit piquanten Szenen aller Art durchwürzte Geſchichte zu erfinden, deren Verlauf den inkognito reiſenden Künſtler zu ſeinen Anſichten und zu der Begegnung mit ihr gebracht. Sie hatte abſichtlich nicht nach ſeinem Namen gefragt, denn ſie war überzeugt daß er den wahren nicht nennen würde, aber ſie hoffte ihn durch Liſt zu erfahren und entwarf ſchon im Voraus einen Angriffsplan. Da ſie ihn nun nicht mehr nach dem Kleide ſchätzte, verlieh der Anzug, deſſen Wahl ihr jetzt originell vorkam, dem Manne eine neue, romantiſche Seite, ebenſo fiel ihr die ebenmäßige Geſtalt mit dem eigentümlichen Kopfe, Dinge die ſie an dem „Handwerker“ nicht des Bemerkens wert gehalten, günſtig auf. Es war einmal etwas Ungewöhn-

liches, eine Abwechſelung beſondrer Art, auf die ſie ſich in der Eintönigkeit des jetzigen Schloßlebens freuen konnte, ſie dachte darum wiederholt mit Vergnügen daran, daß der Mann nach ſieben Uhr kommen würde.

Zum Unglück für ihren Traum erzählte ſie von ihrer heutigen Begegnung und ihren Hoffnungen über Tiſche in Gegenwart der Diener. Der alte Tafeldecker, der ſeit langer Zeit das Privilegium hatte das lebende Intelligenzblatt von Hehlenried nebſt zweimeiligem Belagerungsrayon zu ſein, glaubte auch hierbei ſein Wiſſen geltend machen zu müſſen. Er verglich die Perſonalbeſchreibung, welche Cecile mit einiger Vorliebe gab, mit Zügen, die ihm bekannt waren, ein Irrtum ſchien bald nicht möglich und mit Entſetzen bemerkte er, daß die Gräfin ſich durch die Frechheit eines Menſchen, deſſen Gruß er ſelbſt kaum mit einem wegwerfenden: Bon jour! beantwortet hätte, verführen und täuſchen laſſen.

Es iſt ganz derſelbe Stolz, den die Büreaukratie, die Hofſchranzen und die gewöhnlichen Lakaien haben. Man wird ſagen, es iſt ein Glück, daß die Leute ſo dumm ſind, eine Ehre im Dienen zu finden, ſonſt wäre ihre Lage unerträglich, — aber es iſt dies wieder nur eine naturwidrige Nothbrücke, eine Stütze unnatürlicher Verhältniſſe. Einer Sache, einer Idee, dem allgemeinen Beſten endlich willig und eifrig ſeine Dienſte zu widmen, das iſt ehrenvoll und ſetzt auch eine ſpezielle, perſönliche

Fähigkeit voraus, die von den Andern ebenso willig geachtet und anerkannt wird. Einer Person dienen, einer Person gehorsam sein müssen ohne Wahl, ohne Urteil, das ist aber eine Stellung, die den Menschen zum Werkzeuge, zur Maschine herabwürdigt, die also in einem denkenden, seiner Würde bewußten Wesen nie Stolz hervorrufen kann. Es gehört eine Störung, ja fast eine Vernichtung aller Einsicht und alles Erkennens dazu, wenn der vom Volke bezahlte Beamte sich über das Volk stellt. Man kann diesen Lakaienstolz auch bei den Fürsten selbst finden, die ja trotz ihrer Gottesgnadenschaft Nullen wären und hungern müßten, wenn das Volk nicht so rätselhaft gutmütig wäre für sie zu arbeiten. In dem auf vollkommen sittlicher Basis begründeten Volksstaate würde die Verwaltung öffentlicher Ämter nicht den Charakter einer Bedienstung haben, sie würde auch keine Besoldung im jetzigen Sinne mitbringen. Der Fähige, der für die Andern, für eine Anzahl oder die Gesammtheit seiner Mitbürger arbeitet, würde notwendig und naturgemäß nicht bloß die Kosten der Amtsverwaltung durch öffentliche Mittel gedeckt sehn müssen, sondern auch auf dieselbe Weise den Unterhalt seiner selbst und seiner Familie von der Gemeinde erhalten. Abhängig von der Gemeinde wäre er dadurch aber ebenso wenig als die Gemeinde ihm unterthänig: er wäre Arbeiter wie die Andern.

Und in einem reinſittlichen Staatsverbande dürften nur Arbeitsinvalide nicht Arbeiter ſein. Die Gründe, die man gegen ein letztes Nivellement anführt, die Behaubtung, daß Kunſt und Wiſſenſchaft zu Grabe gingen wenn die Ausſicht Geld und Ehrenſtellen zu erlangen geſtrichen würde, Alldies zeigt auf der einen Seite, daß man in den meiſten Kreiſen gar keine Ahnung von Dem hat was die Neuzeit eigentlich anſtrebt, und auf der andern bricht es den Stab über die Unſittlichkeit der Zeit, die wir zu verlaſſen ſuchen. Das Nivellement gleicht nicht dem berüchtigten Prokruſtesbette, es leugnet nur die ohnehin nur getraümte Berechtigung des Zufalls und ſetzt dafür die höchſte, überall gleiche Berechtigung des Individuums. Wer ein Recht in ſich hat, der wird es auch in der neuen Geſellſchaft haben, aber ein anderes Recht als das der perſönlichen Befähigung, des Talents, der Geſchicklichkeit wird ſie nie anerkennen. Das Nivellement greift nur Vorrechte an, die das Kind ſchon haben ſoll, das Recht das der Mann durch ſich ſelbſt zur Anerkennung bringt wird immer gelten. Das iſt Eins. Das Andere, die Befürchtungen für Kunſt und Wiſſenſchaft ſind wahrhaft erbärmlich. Das iſt's ja eben was die Halb-Viertels- und Untalente in wiſſenſchaftliches und künſtleriſches Leben bringt, die Möglichkeit durch Gunſt und Ungeſchmack ein Stellchen oder eine Penſion zu

ergattern. Nur der allmächtige Drang, der schaffen muß, nur die wirkliche Begabung würden schaffen und wirken um der Kunst, um der Wissenschaft willen, nicht aber aus andern elenden Rücksichten, zu denen auch das wirkliche Talent in unsern Tagen oft genug gezwungen ist. Cornelius wäre wahrscheinlich nie zu seinen Lineal-Heiligen gesunken, wenn unsre auf den Mehrerwerb angewiesne Gesellschaft ihn nicht gezwungen oder doch dahin gestachelt hätte Das zu arbeiten was man ihm gut bezahlen wollte. — Das Volk auf seiner Höhe garantirt Denen, die es verklären durch die Kunst und die es erleuchten durch die Wissenschaft, die also auch arbeiten für die Gesammtheit, ihren Unterhalt so gut wie den Anderen, die es mit öffentlichen Ämtern betraut; aber Stümperei und Mittelmäßigkeit, die der Kunst wie der Wissenschaft seit je nur geschadet, können nicht auf Rechnung des Volkes betrieben werden, sie gehn also unter. Wer will sie bedauern? Man wird in der neuen Zeit das Schöne und Edle um seiner selbst willen lieben, die Meisterwerke werden dem Volke gehören und das Volk wird sich daran zum Schönen und Edlen hinauf bilden. Die Kunst wird erst ungetrübt von Zwang und Marotte sich wieder zu sich selbst empor schwingen können, ja sie wird sich erst zu ungeahnter Blüte entwickeln, wenn sie nur um ihrer selbst willen wird geliebt und gepflegt werden können. Es

iſt immer dieſelbe jammervolle Kurzſichtigkeit oder die parteiiſche Böswilligkeit, die den Stabilismus mit der baumwollnen Schlafmütze lobhudelt, weil ſie entweder nicht über die eigne Naſe hinausſehn kann oder in der eignen Unbrauchbarkeit und Unfähigkeit die Schranke erkennt, die ſich ihr bei einer Umgeſtaltung der Dinge entgegenſtellen muß. Man iſt ſo weit gegangen einen Heroismus daraus zu machen, wenn ein Menſch einmal wagte keinen andern Platz in der Geſellſchaft für ſich zu fordern und einzunehmen als den, zu dem ihn die Natur ausgeſtattet; man ſchrie: Wunder! wenn er nach vollbrachter Sendung wieder zu ſeinem gewöhnlichen Daſein zurückkehrte! Es iſt wahrhaftig arg, daß die Sittlichkeit, denn weiter iſt es nichts, ein Wunder heißen muß. Dieſe Unſittlichkeit iſt eine Folge des konſequenten Lakaientumes, das ſich über die ganze Erde geſponnen. Während die Arbeit dem Menſchen in den Augen unſrer Zeit wie ſchon ſeit Jahrhunderten eine Art Brandmal aufdrückt, das von den Arbeitern, denen die Frechheit der Andern imponirt, auch ganz ruhig getragen wird, — wagen Die, deren Erhalter die Arbeiter ſind, ſtolz zu ſein. Auf was? — Nun, ſie haben nicht ſo unrecht, denn die Klügeren ſind ſie wirklich. Würde ihr Stolz und die eigne Unterordnung, ſo widernatürlich ſie iſt, nicht von dem freien Manne, der ſich durch ſich ſelbſt und ſeine Arbeit erhalten kann,

anerkannt, so würde das Verhältniß bald ein Anderes sein. Man würde wissen, daß Fürsten und Herren nichts als privilegirte Bettler sind, die von den Almosen des Volkes leben, und daß schon darum selbst in dem jetzigen Staate der geringste Arbeiter mehr Rechte hat und stolzer sein darf als alle Fürsten der Welt. Man spricht so gern von der Tendenz der Neuzeit in einem Sinne der glauben läßt, es solle alle „natürliche und göttliche Ordnung" umgestoßen werden, gäbe man sich aber die Mühe statt einer so vagen Phrase eine Untersuchung des Thatbestandes und der Elemente, die seine Umschmelzung fordern, in gründlicher Weise herbei zu bringen, so würde man bald erkennen, daß nicht die Unordnung, sondern die Vernichtung schreiender Unordnungen das Ziel der Opposition gegen das Bestehende ist. Es ist das Chaos verkehrter und verjährter Begriffe, aus dem der Kampf der Elemente sich klar und hell empor arbeiten will. Darum muß Alles analysirt und ventilirt werden, die Stoffe müssen sich scheiden, ihre natürlichen Berechtigungen müssen erkannt und nach dem Gesetze innerer Notwendigkeit in ein Verhältniß zu einander gebracht werden, das natürliche Gleichgewicht für die Gesellschaft muß sich finden. Dieser chaotische Zustand dauert an seit es Menschen gibt, aber der Kampf der Elemente war ein vereinzelter, er gewinnt jetzt eine andere Gestalt, weil er sich über-

all hin ausdehnt, weil es gilt nicht eine Nation, sondern die Menschheit selbst, die ganze große Gesammtheit, in den Kampf um ihre eigne Freiheit zu verwickeln. Schlag auf Schlag wird ein weiterer Gedanke gefunden, Blitz auf Blitz zuckt durch die alten Wirrsale, — so mag es in der That bei der großen Weltgestaltung vor der Geburt des Lichtes gewesen sein. Aber mit der Sonne kam Wärme und Leben, — und man meint wirklich, daß das Licht der neuen Gesellschaft Kälte und Tod bringen müsse? Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit, Lakaientum und geborne Niedrigkeit, das sind die Feinde der Entwickelung des sozialen Lebens, das sind die inkarnirten Feinde der Menschheit. Sie wollen dem Gedanken den Triumf rauben durch sich selbst zu siegen und drücken ihm die rohen Waffen der Gewalt in die Hand um ihn schmähen zu können und die feige, träge Masse für sich zu gewinnen, aber es ist umsonst: die große Schlacht des Gedankens gegen die Gewohnheit, der Sittlichkeit gegen die Unsittlichkeit wird nicht mit Kanonen und Bayonnetten geschlagen werden. Der Gedanke siegt wie die Sonne. So wie er hoch am Horizonte steht gehört ihm die Welt. — So wie der Arbeiter in der Arbeit nicht mehr eine Plage, der er entfliehen möchte, sondern eine ehrenvolle natürliche Beschäftigung finden wird, so wie er das Brandmal, das er selbst sich aufprägen half, verwischt, wird auch der

Bettelstolz der Nichtarbeitenden schwinden und Alle werden nach ihrer Kraft und Befähigung arbeiten, weil es ohne Arbeit keine Existenz geben und weil der Müßige, Träge außerdem der allgemeinen Verachtung der Menschen anheim fallen wird.

Aber wir sind auf dieser Stufe moralischer Entwickelung noch nicht angelangt. Der Tafeldecker in Schloß Hehlenried, der einen roten Livreerock mit goldnen Tressen, eine weiße Weste, über die ein gestickter Busenstreif fiel, enge schwarze Kniehosen, weiß seidne Strümpfe und Schnallenschuhe trug, einen Anzug, der kontraktmäßig erst nach zweijährigem Gebrauche sein Eigentum wurde bis dahin aber der Herrschaft gehörte, verachtete den Drechsler in der eignen frei verdienten Drilljacke. Er verachtete den Mann, der überall und immer durch seine Hände Nahrung finden konnte ohne ein demütiges Gesicht und einen krummen Rücken bei Scheltworten wie bei Lob machen zu müssen. Er verachtete ihn wie ein echter Lakei, nicht weil er ihn an Unterricht und Bildung unter sich glaubte, sondern weil er seine soziale Stellung jenem gegenüber für bevorrechtigt hielt. Kaum war er also zu der Überzeugung gelangt, daß Gräfin Cecile, von einem beklagenswerten Irrtume befangen, einen gemeinen Handwerker für eine Art von Menschen, — denn das schien ihm ein Künstler doch, — gelten ließ, als er sogleich fast mit Entrüstung meldete, daß der fragliche Künstler nichts Anderes sei

als ein nicht ungeschickter Drechsler Namens Hennings, der schon seit mehreren Jahren im Dorfe wohne, übrigens aber ein Kopfhänger und Duckmäuser, jedenfalls ein schlechter Mensch sei, der das Werk wodurch er sich habe als Künstler legitimiren wollen eher gestohlen als gemacht haben dürfte . . . . .

Warum denn nicht? Ein Mann in einer Drilljacke ist von vornherein jedes schlechten Streiches verdächtig. Warum trägt er auch nicht Uniform oder Frack, in diesen gilt auch der Lump für anständig. Arbeit ist schmachvoll, Armut dringend verdächtig! Wahrhaftig die Erfindungen des Unsinns der Gesellschaft sind überaus sinnreich.

Auf Cecile machte diese Mittheilung einen sehr unangenehmen Eindruck. Schien ihr die letzte Bemerkung, der präsumtive Diebstahl, auch unwahrscheinlich, so war die Nachricht, daß Hennings schon seit Jahren im Dorfe lebe, doch mit ihrer Annahme einer bloßen Künstlerlaune unvereinbar. Sie war, wie das in der vornehmen Welt zu jeder Zeit, selbst dem Republikanismus gegenüber geschieht, gern bereit eine vorübergehende Laune, einen originellen Streich, zur Hälfte gegen sich selbst geführt, für etwas Lobenswertes, Geniales zu halten, aber die Konsequenz, die Durchführung einer solchen „genialen“ Lebensanschauung verlor den Reiz, den der Gedanke ursprünglich hatte. Der Künstler

verhandwerkerte, der wohlerzogne Mensch mußte endlich doch verbauern, die Sache blieb also ein Unrecht. Und dann mußte man gestehn, daß der echte künstlerische Drang von innen heraus, der wie ein Kork im Wasser unter allen Verhältnissen nach Luft und Licht ringt und immer wieder auftaucht, dort nicht sein konnte, wo die Degradation zur niederen Arbeit dem Rechte auf höhere freiwillig vorgezogen wurde. Hierbei aber fand sie die Marotte wieder. Der Mann war noch jung, er hatte sich früh verheiratet, dieses Verhältniß fesselte ihn vorläufig, aber es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß er über lang oder kurz, des kleinen engen Familienlebens überdrüßig, das ihn für den Augenblick seinen größeren Beruf vergessen ließ, wieder der Kunst zueilen würde. Wie es damit stehe und zumal ob jene Statuetten wirklich sein Werk seien, war leicht zu ergründen. Es galt, ihm eine Probe aufzulegen. Weigerte er sich, so wurde die Wage seiner Glaubwürdigkeit um Vieles minder gewichtig; ließ er sich mühsam überreden und arbeitete lässig, so wurde sein künstlerischer Beruf in Frage gestellt; entschloß er sich dagegen nach so schwer, erwarmte aber bei der Arbeit, ließ sich wol gar hinreißen und durch diesen äußeren Anstoß bewegen ganz zur Kunst zurück zu kehren, zu studiren, sich in anderem Stoffe zu versuchen, dann . . . . . Cecile träumte schon ihn als großen, berühmten plastischen

Künſtler zu ſehn und that ſich im voraus nicht wenig darauf zu gut, daß ſie ihm die äußere Veranlaſſung zur Umkehr werden ſollte.

Sie mußte indeß warten. Hennings kam weder an dieſem noch am zweiten Tage, — aber der Tafeldecker, bei dem ſie ſich beiläufig erkundigte, wußte ganz genau, daß die Frau des Drechslers, die ſchon ſeit langer Zeit nicht geſund ſei, ab und zu ſo ſchwach werde, daß der Mann auch im Hauſe thätig ſein müſſe, da die „Leute“ zwei Kinder und keinen Dienſtboten hätten. Das war zum mindeſten eine thatſächliche, in den Umſtänden gegebne Entſchuldigung, obgleich die Gräfin meinte, er habe ſich wol die Zeit nehmen können ihr den Grund ſeines Nichtkommens am zweiten Tage auch in Worten mit zu theilen.

Endlich kam er. Cecile empfing ihn in Gegenwart des Schloßkaplans mit affektirter Gleichgültigkeit. Sie ſuchte ſich dadurch vor dem Eklat einer möglichen Enttäuſchung wenigſtens in den Augen Anderer zu decken und Hennings auf keinen Fall den Triumf zu laſſen, daß er ſie düpirt habe. Aber Ernſt war es nicht, ſie war im Gegentheile höchſt neugierig und der ſonderbare Handwerker intereſſirte ſie im höchſten Grade.

Der Kaplan ging ihm zwei Schritte entgegen und ſuchte dabei ſeine Naſe womöglich wenigſtens zur

Halshöhe des Drechslers zu erheben, zog die Augenbrauen wichtig und ausdrucksreich nach oben, wodurch natürlich die Kopfmuskeln die Azel nach vorn schieben mußten, so daß sein gewöhnlich nichtssagendes Gesicht für den Augenblick ganz jenen berühmten Philologenausdruck bekam, den auch die jüngsten Scholaren auf der Quartanerbank schon sprechend zu daguerrotypiren wissen. Jene Penetration, jene tiefe Menschenkenntniß, die gewiß den unglücklichen Burschen herausfindet, der die Unregelmäßigkeiten des Terrains im Schulhofe besser kennt als die der Verba dieser oder jener Klasse, jenes Bewußtsein allwissender Beschränktheit durch den Willen Gottes und des Hohen Schulkollegiums, das trotz alledem eine Art von Unfehlbarkeit für sich beansprucht, Alldies drängte sich auf dem Raume zwischen Azel und Kinn in Ehren-Ambrosius' Gesicht zusammen, das dadurch aussah wie ein aus dem Geleise gekommenes Fragezeichen. Kunst oder Handwerk? Und der Weise sprach das Urteil, es lautete auf — Kunst, denn der Mann hatte ihn kaum eines Streifblicks wert gehalten und war an ihm vorbei auf die Gräfin zugegangen. Solche Keckheit hätte ein simpler Handwerker nicht gehabt, er hätte an der Thüre gewartet und sich erst tief vor dem Kaplane gebeugt. So rechnete wenigstens Herr Ambrosius.

„Ich hatte längst vergessen, daß Sie kommen wollten, indeß da Sie einmal hier sind, — wie ist es mit den Figürchen, die Sie mir neulich zeigten?“

„Ich pflege stets zu halten was ich verspreche und mache nur dann eine Ausnahme, wenn durch das Einhalten eines gleichgiltigen Versprechens Wichtigeres versäumt wird. Ihnen that es nichts, daß ich vorgestern nicht kam, Sie hatten, wie Sie sagen, mein Versprechen schon vergessen; dagegen lag zu Hause meine Frau krank und hatte ebenso wenig als ich vergessen was wir einander nicht nur versprochen, sondern was wir uns gern täglich freiwillig geben: Aufmerksamkeit und gegenseitige Dienste.

„Ah, Sie sind also wol ein sehr guter Ehemann?“

„Ich bin ein Mann und habe eine gute Frau. Ein solches Verhältniß kann nicht leicht ein anderes als ein gutes sein. — Wollen Sie aber nun nicht die Gruppe nehmen, die ich Ihnen bringen sollte?“

Cecile rief den Kapelan heran, der drei Schritte hinter dem präsumtiven Künstler in einer Mischung von Staunen und Aerger einen Sermon über Agesander und Polydorus vorbereitete, den er gelegentlich nebst Bemerkungen über den Zeus des Phidias von Stapel lassen wollte. Aber als er die Elfenbeinarbeit erblickte fand er es angemessner zu schweigen und von dem

Werke immer wieder mit einem Anlauf des Kopfes von unten nach oben den Werkmeiſter anzuſchielen.

Die Arbeit war nicht nur kunſtreich, ſondern auch koſtbar. Sie hatte mit dem Sockel eine Höhe von acht Zoll und dieſelbe Breite. Der Wunderkuß war gegeben, die Heilige ſah mit ſchwimmend verklärten Augen zum Himmel auf; das Kind, das ſie noch in den Armen hielt, öffnete den Mund, aber nicht zu einem unartikulirten Schrei, denn die Erregung des Geſichtes verriet keinen Zwang, keine wilde Anſtrengung, es war Harmonie in den Zügen und der Ausdruck ein freudig lauſchender als ſei das Kind ſelbſt entzückt über den Laut, den es hervorgebracht. Daneben ſank die Mutter des Kindes überſelig dankend in die Kniee und breitete die Arme nach dem geliebten kleinen Weſen aus als ſehne ſie ſich danach ihr Kind, das nun erſt ein ganzer Menſch geworden, zu umarmen und ihm in tauſend Küſſen das ſüße Wort „Mutter“ zu lehren. Zwiſchen dieſen Beiden, die Gruppe ſchließend überließ ſich ein halbwüchſiger Knabe dem Ausbruche innigſter Freude; ſein Geſicht glich dem des Kindes, er war der Bruder des Mädchens, das die Sprache gefunden. — Hätten die beiden Kinder ein paar Flügelchen gehabt, ſo hätte die Gruppe auch noch etwas Anderes bedeuten können, denn in der That langte das Kind von den Armen der Heiligen minde-

ſtens ebenſo ſehr nach dem Knaben als nach der Mutter. — Ob die gleichzeitige Darſtellung einer von der Liebe wachgeküßten Mädchenſeele in der Idee des Künſtlers gelegen, können wir indeß nicht verbürgen.

„Nun Kapelan, was meinen Sie zu dieſem „Heiligenbilde“?“ fragte Cecile.

„Wenn ich meine beſcheidne Meinung äußern darf, gnädigſte Comteſſe, ſo iſt dies eine äußerſt paſſende Acquiſition für Hochdieſelben, ſintemal es eine nicht unebne Erinnerung an Dero Schutzheilige iſt, obgleich die Schnitzerei — ohne dem Herrn Meiſter .... Hm, hm ....“

„Hennings heiße ich.“

„Ohne alſo dem Meiſter Hennings zu nahe treten zu wollen, vermag ich die Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß Einzelnes an dieſen Figuren mir ein wenig profan ſcheint.“

Das Kind auf den Armen der Heiligen war faſt ganz nackt, der Knabe bis zum Gürtel entblößt und auch an der Mutter hatte der Künſtler angenommen, daß der raſche Wechſel der Stellung vom Stehen mit vor der Bruſt gefaltenen Händen zum Niederſinken auf die Kniee mit ausgebreiteten Armen das Gewand in Unordnung bringen mußte.

Hennings lächelte, die Gräfin ſagte: „Bah, ich glaube Sie verfallen nachgerade in den Manichäismus,

von dem Sie mir in Ihren Religionsstunden erzählt. Sie halten jetzt schon den äußeren Menschen für profan, am Ende fangen Sie nächstens an den Körper für eine Schöpfung des Bösen, für ein Unglück und eine Sünde zu halten."

„Und das wäre hier eine Sünde gegen den heiligen Geist," sagte der Drechsler.

Cecile sah erstaunt auf und fand sich nicht wenig überrascht als sie sah, daß Hennings sie angeblickt und unzweifelhaft die Beziehung in seine Worte gelegt hatte, an die sie im Momente selbst gedacht. Wenn sie auch ihr Verstehen verbarg, zürnte sie dem Manne darum doch nicht, im Gegentheile, sie ward ihm für das antimanichäische Anerkennen ihrer Schönheit noch mehr gewogen. Zugleich wurde es ihr durch diese Kourtoisie auch immer wahrscheinlicher, daß er selbst der Vater seiner Legende sei. Im Klaren war sie indeß noch immer nicht darüber, sie mußte ihr Ziel verfolgen.

„Und sie haben es ganz aufgegeben, in dieser Weise zu arbeiten? Ich meine, wollen Sie nie mehr in Elfenbein oder Holz schnitzen?"

„Gewiß gab ich es nicht auf. Ich übe mich sogar fortwährend darin um meine Fertigkeit nicht zu verlieren. Da ich aber den Grundsatz habe nicht mehr zu verdienen als ich momentan brauche, ohne darum irgend eine Arbeit unter dem Werte fortgeben zu

mögen, muß ich jetzt wo meine Bedürfnisse gering sind, mich mit geringerer Arbeit begnügen. Steigert sich das Bedürfniß, so werd' ich meine Arbeitsweise ändern. Was ich brauche muß ich verdienen und da Alles was ich mache einen gewissen Grad der Genauigkeit und Vollendung erreicht, ohne daß ich deßhalb die Preise erhöhen müßte, hab' ich von der Konkurrenz nicht viel zu fürchten."

„Sie werden aber zuletzt gar nicht mehr im Stande sein, sich zur letzten Höhe aufzuschwingen."

„Ich sagt' es Ihnen schon, daß ich den Trieb zur Kunst nieder gekämpft habe, weil er mich in eine Sphäre zog, in eine Luft, die ich nicht athmen mag. Ich will über das Handwerk nicht hinaus, und mein künstlerisches Wissen soll mir nur dort und da zur Verklärung, zur Vervollkommnung des Handwerks dienen."

„Wenn Sie in solcher Weise resigniren konnten, war Ihr Beruf auch nie bestimmt ausgesprochen."

„Sehen Sie doch! — Glauben Sie nur, wenn es gilt über das Leben zu entscheiden, wenn ein einziger versäumter Augenblick Das nehmen kann, wonach wir dann vielleicht unser ganzes Leben hindurch in vergeblicher Reue Sehnsucht tragen, — wenn wir zu gleicher Zeit dem Leben eine neue, häßliche Seite abgewinnen und die Menschen nicht mehr als ein großes,

gutes Ganzes ansehn können, — dann siegt das Leben auch über die Kunst, aber freilich nur dann. Nötig mag zu diesem Entsagen auch noch sein, daß die Höhe der Kunst uns noch nicht zur Gewohnheit geworden und daß der werdende Künstler jung ist. Die Jugend kann Alles was sie will, sie gibt auch für eine Erfüllung hundert Entsagungen."

„Ich wollte Sie bitten eine Arbeit für mich zu übernehmen, muß aber wol fürchten, daß der Stand Ihrer Bedürfnisse Ihnen noch nicht gestattet sie auszuführen, da ich natürlich nichts unter dem Werte annehmen kann, — wie Sie mir heute nach besserer Überlegung wol auch einen Preis für die Statuetten setzen werden."

„Es fragt sich zunächst, worin die Arbeit besteht, die Sie mir übertragen wollen, meine Bedürfnisse steigern sich, da meine Frau krank liegt und ich eine Magd nehmen muß. Findet ein Verhältniß zwischen Dem statt was ich brauche und dem Preise, den ich für die Arbeit fordern kann, so übernehme ich sie gern."

„Was Sie in ihrer Marotte wunderlich sind. Sie dürften ja nur später Tage oder Wochen ruhen bis Ihr Erwerb zur Neige geht, so wäre der von Ihnen so sehr gefürchtete Überfluß leicht vermieden."

„Das geht aus zwei Gründen nicht. Einmal liefe ich bei der Anfertigung größerer und kostbarerer

Gegenstände Gefahr Not zu leiden bis sich eine Gelegenheit zum Verkaufe fände, und zweitens wäre das Ruhen ein verschwenderischer Müßiggang. Ich muß täglich so viel verdienen als ich brauche, das ist ein geordnetes Dasein."

„Sonderbar bleibt's doch und ob vernünftig ist eine Frage."

„Ja, aber nur weil die Verhältnisse des Lebens sonderbar und unvernünftig, hoffentlich aber auch für die Länge der Zeit eine Frage sind."

„Halten Sie das wie Sie mögen, ich fühle mich nicht berufen über dergleichen Dinge mit Ihnen zu streiten, der Kapelan versteht sich auf Kontroversen und Disputationen besser als ich. Ich weise Sie damit an ihn."

„Ich antwortete nur auf Ihre Bemerkungen und bedarf der gewiß sehr guten Lehren des gelehrten Herrn nicht."

„Gut, gut! Lassen Sie uns zu unsrem Geschäfte kommen. Waren Sie je in Ulm?"

„Nein!"

„Das ist schade, indeß will ich versuchen Ihnen klar zu machen was ich wünsche. Im Münster in Ulm sind die Stühle im Chor, die Prälatensitze, meisterhaft in Holz geschnitzt. Man kann sich kaum etwas Zierlicheres und Eleganteres denken. Gleich als ich

ſie zum erſtenmal ſah, wünſchte ich ähnliche Arbeit in unſrer Schloßkapelle zu haben und überredete meinen Vater ein Gitter vor den Altar in dieſer Weiſe ſchneiden zu laſſen. Der Bildſchnitzer, der es übernahm, hatte wenig Geſchmack, die Arbeit iſt plump und ungefällig."

„Und das ſoll ich gut machen?"

„Nein, ich weiß recht gut, daß es angenehmer und leichter iſt ein Gedicht, ein Buch, ein Bild, alſo noch mehr eine Schnitzerei ſelbſt beſſer neu zu machen, als eine verrenkte Arbeit einzurichten. Ich wünſche denn auch etwas Neues. — Nach Ablauf des Trauerjahres um meinen Vater, alſo nach fünf Monaten, heirate ich meinen Vetter; ich möchte bis dahin eine ſchön geſchnitzte Kniebank zur Benützung bei der Trauung haben. Wollen Sie die Arbeit übernehmen und zu rechter Zeit abliefern?"

„Dazu müßt' ich erſt den Raum, den ſie einnehmen ſoll, kennen; ich müßte ferner Holz beſorgen, das zu dem andern in der Kapelle verwendeten paßt, und endlich muß ich Pläne und Entwürfe zeichnen, ja für ſehr erhabne Arbeit Modelle anfertigen."

„Das erſte Hemmniß ſoll ſogleich dadurch überwunden werden, daß ich Ihnen die Kapelle zeige; das zweite wird ſich heben laſſen, da es in unſern Remiſen

gewiß trocknes Holz aller Art gibt, für das dritte endlich zu sorgen ist Ihre Sache."

„Sehr wahr. Ich werde Ihnen sagen, was ich thun kann, nachdem ich genauer weiß, was Sie verlangen." —

Der Kapelan verstand sich offenbar besser auf die Zeichen von Gunst und Zuneigung, die vornehme Leute Anderen zu geben pflegen, oder er war leichter zu befriedigen als der Drechsler. Herr Ambrosius hielt ihn von nun ab für den erklärten Schützling Cecile's und richtete sein Betragen danach ein. Cecile war die aufgehende Sonne, und an Höfchen und Höfen wie im geringsten Herrenhause weiß man das Morgenrot der Herrschaft zu schätzen, wenn man klug ist. Es hat noch kein Fürst einen Thron bestiegen ohne daß er auf Kosten seines Vorgängers in den Himmel erhoben worden wäre. Wirkliche Hoffnungen knüpft allerdings nur der beschränkte Unterthanenverstand an solchen Wechsel, denn jeder Unbeschränkte weiß, daß von dort kein Heil kommen kann. Einmal weil der Fürst im besten Falle nur Halbes thun kann, wenn er sich nicht selbst aufgeben will, und zweitens weil die naturwidrige Erziehung der Fürstenkinder, die krummen Rücken ihrer Umgebung, wenn sie kaum gehen können, kurz der ganze Betrug von Gottesgnaden ihnen auch das Wollen des Rechten unmöglich macht. Es gibt

nur eine Bahn, in der Fürſten die nicht zufällig Genies ſind, wandeln können, ſie kehren alle in den Schlendrian der Vorfahren, den ſie nur etwas modern zuſtutzen laſſen, zurück. Es kann alſo Niemand, am wenigſten das Volk, gewinnen, denn das Laudemium, das die Fürſten beim Regierungsantritte gewöhnlich zahlen, ein wenig Amneſtie, iſt die Illuminationskoſten nicht wert. Gleichwol drängt der Kampf um ein hündiſches „Sein oder Nichtſein“ die unnützen Unentbehrlichen, die Trabanten des verlöſchenden Planeten, ſich dem neuen ſofort und im voraus auch unentbehrlich zu machen. Le roi est mort, vive le roi! Dieſe Phraſe, in die man die ganze Idee des Königtums bannt, iſt nicht mehr als eine Speichelleckerei und zugleich ein höhniſches Schnippchen, das man dem Toten, deſſen Loblied eben noch auf allen Zungen war, in die Grube nach ſchlägt. Könige können keine Freunde haben, weil ihr ganzer Denkkreis durch offizielle und legaliſirte Lügen dermaßen beſchränkt iſt, daß der Freund, der die Lüge nicht achten und ſchonen kann, weil Freundſchaft ohne Wahrheit nur ein Aftergewächs iſt, durch ſich ſelbſt ein fremdes und unverſtändliches Element für den Fürſten wird. Man nennt den Reſpekt für jahrtauſendalte Lügen Pietät und Treue, aber werden ſie darum Wahrheiten? Man findet die Unterſtützung der Lüge rührend und womöglich poetiſch und hat

Geſetze gegen Meineid? Bezeichne man den Kampf der Neuzeit wie man will, man wird geſtehn müſſen, daß die offizielle Demoraliſation, das polizeiliche Anhalten zur Lüge und Heuchelei eine Unmöglichkeit ſein wird, ſobald die äußere Nötigung dazu nicht in der Organiſation des ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Lebens gegeben iſt. Der Faden der Lüge zieht ſich konſequent durch Staat, Geſellſchaft und Familie hindurch, aber er reißt auch überall, wird er in einer dieſer Sphären durchſchnitten. So iſt es auch mit dem Anſchluß der „Freunde“ des Sterbenden an den Erben, mit der Untreue gegen die Perſon unter dem Scheine der Anhänglichkeit an die Idee, — ein Akt, der die gewöhnlich zwiſchen Herrſcher und Thronfolger waltende Verſtimmung und Eiferſucht bedingen hilft. Auch dies Element ſpinnt ſich durch alle Verhältniſſe bis in die Familie hinab. Zwiſchen der Gräfin-Wittwe, deren Regiment mit dem Trauerjahr ablief, und Cecile, machte ſich dieſe Spannung bereits geltend und lockerte das ohnehin nie innig geweſne Verhältniß zwiſchen Mutter und Tochter noch mehr. Cecile war nichts weniger als hart, aber ſie wußte es nicht anders, als daß jetzt die Reihe an ſie gekommen ſei, daß ſie das Recht habe nach ihrem freien Belieben Anordnungen zu treffen und ausführen zu laſſen ohne der Zuſtimmung der Mutter zu bedürfen. Die Diener, die ſich von ihr direkt Befehle holten; der Kapelan, der ſich

müde ſann um ihren Wünſchen, die er ſonſt nur lavirend beachtet, zu begegnen, und vorzüglich die Inſinuationen der Tante Clotilde, die das Vergnügen haben wollte der verhaßten Schwägerin das Zepter entwunden zu ſehn, Alles beſtärkte ſie darin, daß ſie jetzt ein unveräußerliches Recht habe — auf ihre Mutter möglichſt wenig Rückſicht zu nehmen. Der ceremoniöſe, rein formliche Verkehr, in dem ſie ſeit je mit der Gräfin geſtanden, die ſie bis zu ihrem fünfzehnten Jahre nur zu beſtimmten Stunden aufſuchen durfte, machte den Riß nicht einmal fühlbar. Die Form wurde auch jetzt beobachtet, wenn auch modifizirt, und das peinliche Gefühl, das Cecile empfand wenn ſie im Begriffe war etwas zu beſtimmen, wovon ſie im voraus wußte, daß es ihrer Mutter nicht recht ſein würde, endete ſtets mit dem Aufathmen, — „nur noch wenige Monate, dann bezieht ſie den Wittwenſitz und wir können thun was uns beliebt.“ — Sie waren einander fremd, die Formlüge, die ſie verband, war auch ihre Trennung.

Der Kapelan hatte allen Grund zu fürchten, daß er in civiler Weiſe verbannt und mit einer kleinen Penſion entlaſſen werden dürfte, ſobald das junge Paar, deſſen Gunſt er ſich nicht zu erfreuen hatte, erſt ganz die Zügel der Regierung ergriff. Da es ihm nun ebenſo ſehr um ſeinen langgewohnten Platz an der unteren Tiſchſeite der gräflichen Mittags- und Abend-

tafel, als um die Gelegenheit zu thun war, Neuigkeiten, Anekdoten und — (mit geſenkten Augenlidern) Skandaloſa aus der großen Welt zu hören und dabei auf die bequemſte Weiſe unter dem Vorwande gelehrter Studien müßig zu gehn, ſuchte er Alles auf, was ihn in ſeiner Stellung halten konnte oder ihn wenigſtens nach ſeiner Meinung zu halten verſprach. Kaum war er ſich darüber klar geworden, daß Cecile den Drechsler protegire, als er es ſich angelegen ſein ließ, dieſen für ſich zu gewinnen.

Hennings hatte die Arbeit für die Kapelle übernommen und ſeine Werkſtatt zum Theil in der Kapelle ſelbſt, zum Theil in der daranliegenden Sakriſtei aufgeſchlagen, da er zu Hauſe für ſo ausgedehnte Werke keinen Raum fand und überdies hierdurch ſeiner kränkelnden Frau das Geräuſch der Arbeit erſparen konnte. Einen Kampf hatte es freilich gegeben, ehe Cecile dieſe Profanation durchſetzte. Zumal hatte Gräfin Clotilde ein Anathem über das andere ausgeſtoßen, aber der Kaplan, den ſie zur Unterſtützung aufforderte, hielt ſich „äußerſt“ neutral im Hintergrunde und war um alle Welt nicht zum Ausſprechen einer entſchiedenen Anſicht zu bewegen. Es wäre in der That leicht geweſen eine Remiſe oder ſelbſt ein Zimmer im Erdgeſchoſſe des Schloſſes für den Zweck herzurichten, aber Cecile erklärte, daß ſie die Arbeit ſelbſt beaufſichtigen wolle und durchaus nicht

Luſt habe über den Hofplatz in eine Remiſe oder unten in eins der feuchten Zimmer zu gehn, und daß ihr außerdem die Kapelle für eine Arbeit, zu der Licht unumgänglich nötig ſei, am paſſendſten ſchiene. Während der Meſſe, die der Kapelan täglich las und die außer Gräfin Clotilde und ihrer alten Duenna ohnehin Niemand beſuchte, ruhte die Arbeit.

So war der Drechsler aus dem Dorfe plötzlich in ein Verhältniß zu den Bewohnern des Schloſſes getreten, das nur zum Scheine und für Solche, die ihn nicht kannten, ein abhängiges war. Cecile ging äußerſt ſchonend mit ihm um und beſchäftigte ſich gern und viel mit ſeiner Arbeit, wobei ſie nicht unterließ durch Fragen aller Art über ſeine Lage und vor Allem über ſeinen Lebenslauf Notizen zu ſammeln. Indeß, entweder konnte oder wollte der Mann nicht ſo antworten, wie ſie es wünſchte, genug, ſie bekam trotz aller Mühe kein feſtes Bild. Dagegen ſchien ſie einen andern, unbeabſichtigten Erfolg zu erringen: der Drechsler, jetzt wieder in einen Bildſchnitzer umgewandelt, zeigte eine auffallend rege perſönliche Theilnahme für ſie, und ſie fand den Platz, den ſie gewöhnlich einzunehmen pflegte, wenn ſie ſich an ſeinen Werktiſch ſetzte, ſtets von Staub gereinigt und die Arbeit ſelbſt ſo gewendet, daß ſie jeden Zug des Meißels verfolgen konnte. Sie nahm dieſe Huldigung, ſo wie andere, die ihr der Meiſter

oft in ſeiner barocken Weiſe darbrachte, hin und fühlte ſich ſogar dadurch geſchmeichelt. Sie hatte bisher noch ziemlich einſam gelebt, es war ihr darum nicht viel gehuldigt worden, ihre Eitelkeit war noch nicht blaſirt und ihre Koquetterie noch natürlich. Sie gab ihrerſeits, da Hennings trotz ſeines barſchen Tones und des Mangels geſelliger Tournüre, der ſich mehr herausſtellte als Cecile geglaubt, immer die gemeſſenſten Schranken hielt, ihren Lobſprüchen über die Arbeit ſtets eine ſchmeichelhafte Wendung, die ebenſo gut dem Arbeiter gelten konnte, und ſchien ſich außerdem mehr und mehr mit der Weltanſchauung ihres Günſtlings zu befreunden. Sie ſtellte oft Fragen der Art, daß Hennings bei größerer Weltkunde die Abſicht hätte herausfühlen müſſen, man wolle ihn über Das und Jenes nur darum hören, weil er in anderer als der gewohnten Weiſe drüber ſpreche. Er war zu unbefangen, zu grade wenn er einem freundlichen Geſichte gegenüber ſtand, als daß er nach Abſichten hätte forſchen können. Und ſchlimme waren auch in der That nicht da, obgleich er nur unterhielt, wo er den Apoſtel zu ſpielen glaubte. Er ließ ſich warm hinreißen und warf ſeine Gedankenſpäne mit den Holzſplittern zugleich in die Luft, aber trotz ſeiner Glut konnte er keinen tieferen Eindruck machen, weil ſeine Weiſe zu abrupt und zu regellos war. Die Entgegnungen der Gräfin, meiſt in ein launiges Gewand

gekleidet, machten viel mehr Eindruck auf ihn, als seine Ausfälle auf sie. Sie brachte es durch einfach praktische Bemerkungen, ähnlich denen seiner Frau aber hier mit größerer Sicherheit ausgesprochen, dahin, daß er zu zweifeln anfing, ob seine bisherige Lebensweise neben der von aller Welt und mit dieser zugleich, wirklich so richtig sei, als er gemeint. Das Abnorme seiner Handlungen, das Niemand zur Nachahmung einlud und das doch nur durch Nachahmung segensreich werden konnte, wenn es überhaubt gut war, fiel ihm nun schärfer in die Augen. Er hatte es in seinem isolirten Zustande bisher nur in einer gewissen trotzigen Weise beurteilt, er hatte nie überlegt, daß sein Einzelkampf gegen die herrschende Macht in seiner Sphäre in der That mehr einer hartnäckigen Quälerei seiner selbst wie seiner Familie gleichkam . . . . . Aber er hatte darin Befriedigung und Frieden gefunden, er war stolz, vielleicht sogar eitel auf seine exklusive Stellung gewesen. Cecile riß ohne direkte Absicht den Schmuck dieses Traumes ab und machte dadurch wieder neue Wünsche in seinem Herzen rege. Er hatte ein Netz um sich gespannt und einen Wall um seine Ideen gezogen, wie dies die Art der Menschen ist, die nicht über sich selbst und ihre Familie hinausgehn mögen; hinter diesen Pallisaden hielt er sich für fertig und für Alles gewappnet, aber ein Schritt in's Leben hinein, in die Welt, die er für immer von sich gestoßen zu

haben glaubte, zeigte ihm Lücken und Trugſchlüſſe. Oft war er auch nur durch das Ungewohnte geblendet und gab die eigne Wahrheit für eine bunte, von ſchönem Namen maskirte Lüge.

Es fehlte das dritte, vermittelnde und entſcheidende Element in dieſem Kampfe, der nur auf der einen Seite ernſt geführt wurde, und um es zu ergänzen, gab Hennings nun auch dem Kapelane Gehör, wenn er auch bald fühlte, daß dieſer einen ebenſo großen Mangel an Urſprünglichkeit habe, als die Gräfin daran reich war. Ehren Ambroſius war augenblicklich bereit in irgend einem Folianten der Bibliothek über dieſen oder jenen Punkt nachzuſchlagen, er brachte für Alles Citate, aber Urteil, ja auch nur ein Zuſammenſchmelzen verſchiedner Urteile war ſeine Sache nicht. Die Gräfin ſchmiegte ſich zum mindeſten mit einer Art von Wißbegierde an Dinge und Anſichten, die ihr fremd waren, der Baccalaureus aber verſicherte ſogleich, Cicero in ſeinem Buche über die Pflichten oder ſeinen tusculaniſchen Unterſuchungen, ſo wie der Kirchenvater Euſebius traktire die Sache ganz anders, und ſolchen Auktoritäten könne man doch wol die geziemende Achtung nicht verſagen, denn Cicero, obgleich ein Heide, ſei doch ein grundgelehrter Mann geweſen, ohne den wir eine Menge Verſe des Ennius, z. B. den „Unus homo nobis cunctando restituit rem“ auf den be-

rühmten Fabius cunctator, nicht wüßten. Solche Gründe, die der ungelehrte obwohl verständige Drechsler nun nicht in vollem Maße zu würdigen verstand, machten ein vernünftiges Weiterspinnen der Debatte unmöglich und glaubte Hennings Angesichts der Theilnahme der Gräfin und der langen, verduzten Gesichter des Paters schließen zu können, daß zum mindesten die Mehrzahl seiner Ideen bei begabten Menschen Beachtung fände, auch wenn die Bornirtheit, — denn er hielt Herrn Ambrosius Feigenblatt trotz seiner Kenntniß des großen Heiden Cicero und des noch größeren Kirchenvater Eusebius für bornirt, — nicht damit auszukommen wüßte.

In der Richtung der Gedankenwelt, zur Berichtigung schiefer Ansichten war der Baccalaureus der freien Künste also nicht zu brauchen, dagegen nahm der Drechsler ein anderes Anerbieten gern an.

Christian kam ab und zu hinauf und wurde nur heimgeschickt, wenn der Vater glaubte, die Gräfin könne kommen. Er fühlte daß der Knabe nicht kindlich und angenehm sei, obgleich er selbst die Schuld davon trug, er fühlte es und wünschte darum nicht, daß ihn die Gräfin säbe. Der Kapelan traf ihn dagegen oft, sprach mit ihm und bewunderte seinen regen Geist und seine rasche Fassungsgabe. Als er sah, daß der Handwerker immer festeren Fuß in der Gunst der Gebieterin fasse

und daß dieſe gewiß Rückſicht auf ihn nehmen würde, da ſie, ſobald die Kniebank erſt vollendet, ſchon neue geſchnitzte Boiſſerien in mehrere Zimmer beſtellt hatte, machte er den Vorſchlag den erſten Unterricht Chriſtians zu übernehmen und vermaß ſich hoch und theuer ihm das Leſen aller Arten von Schrift, ſo wie das Schreiben deutſcher Current- und Kanzleiſchrift in weit kürzerer Zeit beizubringen als der Dorfſchullehrer, der allerdings wenig für ſich hatte, da er nicht mehr noch weniger als ein penſionirter Unteroffizier war. Ja er verſprach ſogar mit dieſem Unterrichte ſogleich durch Memorirübungen die Elemente der lateiniſchen Sprache in den Kopf ſeines Scholaren zu prägen und, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Religionslehre in den Kauf zu geben. Von dieſen glänzenden Verſprechungen war indeß vorläufig nur der Elementarunterricht den Wünſchen des Vaters genehm. Er fürchtete mit Recht, daß ein übertriebnes Anſtrengen des Knaben nachtheilige Folgen auf ſeine Geſundheit ausüben müßte, obgleich er keineswegs der Anſicht war, daß es für ein leichtfaſſendes geſundes Kind, wäre es auch nur zur Übung des Verſtandes, irgend einen überflüſſigen Unterricht gebe. Das Gedächtniß der Kinder, das bekanntlich von wunderbarer Schärfe iſt, nimmt ſpielend auf und behält das Erlernte auch wenn es nicht weiter verarbeitet wird, ſo daß ſpäter die rationelle Methode, das Erkennen

und Lernen durch Schlüſſe, mächtige Unterſtützung findet. Wer darum das Geſchick hat Kindern ſpielend eine Menge von Begriffen beizubringen ohne ſie abzuſpannen und zu ermüden erleichtert ihnen nicht nur ſpäteres Begreifen, ſondern macht ihnen außerdem noch die Freude, daß ſie oft in anſcheinend ſchwierigen und verwickelten Gedankenketten müplos das Richtige finden, weil ſie es vorher gewußt und gekannt. Der Zuſammenhang der ihnen nun plötzlich einleuchtet, führt ſie faſt ohne weitere Hinweiſung darauf, daß auch Anderes zuſammenhängen müſſe und damit iſt das intellektuelle Bedürfniß für immer in ſein Recht geſetzt. Man hat die Notwendigkeit eines Vorunterrichts der Kinder in neuerer Zeit vielfach erkannt ohne darum immer den richtigen Weg einzuſchlagen. Die Spielſchulen ſind wenig Anderes als Bewahranſtalten für die Kinder vielbeſchäftigter Eltern, die durch den Betrieb ihres Gewerbes abgehalten ſind ihre Kleinen den Tag über ſelbſt zu beaufſichtigen. Man läßt ſie thun und treiben was ſie mögen und ſorgt nur dafür, daß der Tumult und die Schlägereien nicht zu arg werden; höchſtens wenn der Aufſeher oder die Aufſeherin ganz beſonders guter Laune iſt, kommt es zu einem allgemeinen Spiele ohne weiter liegenden Zweck. Iſt dann das geſetzlich vorgeſchriebne Alter erreicht ſo verfallen die Opfer ſogleich der zähen Methode, die ſich's unter dem Vor-

wande planmäßiger Erleichterung des Unterrichts recht angelegen ſein läßt in graden, gegen einander geneigten Linien vorwerts zu ſchreiten. Das ganze Sinnen und Trachten der Kinder iſt ein wellenförmiges und um große Reſultate zu erzielen muß man dieſer Wellerbewegung folgen können und die Schwingungsknoten benutzen, nicht aber mitten hindurch eine ſtarre, reizloſe Linie ziehen. Kinderſchulen ſollten mit Bildern aller Art geſchmückt ſein und hierin einen immerwährenden Wechſel darbieten. Der ſchlechteſte Holzſchnitt eines Pfenningblattes wird dem Kinde unendlich lehrreicher ſein als die beſte methodiſche Beſchreibung und Begriffsentwickelung. Bilderbogen ſind die inſtruktivſten Handbücher für Kinder, wie denn überhaubt das „Schauen“ das beſte Bildungsmittel iſt. Der Sohn einer wohlhabenden Familie aus den oberen Schichten der Geſellſchaft wird oft bei mittelmäßigen Fähigkeiten und ſchon im Jünglingsalter eine überraſchende Sicherheit und Gewandtheit im Urteile zeigen, ein treffender Witz wird in ſeinem Munde nicht zu den Seltenheiten gehören und vor Allem wird ihm eine gewiſſe Überſicht und ein Nicht aus der Faſſung kommen eigen ſein. Man ſuche die Urſache davon nicht allein in anerzognen und durch ſeine Stellung ausgebildeten Elementen. Sie liegt darin, daß er vor Andern eine große Reihe von Anſchauungen aus allen Sphären voraus hat, daß er

deßhalb mehr Anknüpfs- und Vergleichspunkte in ſich trägt, alſo raſcher urteilen und leichter witzig ſein kann, denn Urteil und Witz beruhen beide mehr oder weniger auf dem Vergleichen. Es darf darum jene ſprichwörtliche Unbeholfenheit der Gelehrten im Salonleben neben dem ſicheren Auftreten flacher Gecken, die man nicht ganz mit Recht allein auf Gewohnheit und Ungewohnheit zurückführt, gar nicht überraſchen: Die Einen ſind reicher an methodiſch entwickelten Begriffen, die Andern in der Regel an Anſchauungen, und die Anſchauung ſiegt dort immer, wo nicht das Erkennen ſondern das Kennen allein Wert hat. Der Verein beider Eigenſchaften aber gibt ſtets eine ungewöhnliche Bedeutung, er gibt Bildung und Unterrichtetſein im großen Sinne und ſtellt den Mann im Leben wie auf dem Katheder in gleiche Höhe. Durch dieſen Verein erſt wird eine gewiſſe Vielſeitigkeit möglich, die auch durch die gründlichſten Stubenſtudien nicht erreicht oder wenigſtens nicht für das Leben nutzbar gemacht werden kann. Bilderbogen für Kinder, Reiſen für den Mann, das ſind die Elemente, das die Baſis auf die ſich ein ſtolzes und und ſchönes Gebäude aufführen läßt, in dem große, lichte Gedanken wohnen können. Man kann ſich anheiſchig machen in einem halben Jahre Kinder durch Bilder und daran geknüpfte Erläuterungen weiter zu entwickeln als durch drei Jahre des beſten methodiſchen

Unterrichts. Die Methode ist dem jungen Verstande eine Zwangsjacke, das Spiel mit Bildern eine Freude, die dem Kinde über Alles geht. — Über das Reisen aber als vorzüglichstes Bildungsmittel ist oft genug gesprochen worden, man weiß es längst, daß man in der That „vom Spazirengehn und von der Luft“ gescheidt werden kann. —

Hennings glaubte, daß er bessere Nahrung für seinen Knaben wisse als sie ihm der Kapelan geben konnte, so sehr er ihn fähig hielt mechanische Unterrichtsrequisite, wie Buchstabenkenntniß und dergleichen in Christians Kopf zu schaffen. Die andern Anerbieten des Paters abzulehnen bestimmten ihn indeß sicher noch andre Gründe als die von ihm angegebnen: der Sohn eines Handwerkers, wieder zum Handwerk bestimmt, brauche das Latein nicht, und zur Auffassung religiöser Lehren sei er noch zu jung. Wenigstens sprach die Vorsichtsmaßregel, daß die Unterrichtsstunden in Gegenwart des Vaters vorgenommen werden mußten, sehr für einen Hinterhalt. Der Drechsler schien zu fürchten, daß das A B C seiner Protestation ungeachtet, zwar nicht lateinisch, — das hätte er verziehn —, aber irgendwie konfessionell traktirt werden dürfte. Vor dem Latein aber mochte er Respekt haben weil die vorgeschlagnen Memorirübungen allerwahrscheinlichst

eher den Kirchenvater Euſebius als den Heiden Cicero zur Grundlage gehabt hätten.

Nachdem Alldies reiflichſt erwogen und beſprochen worden, übernahm Herr Ambroſius Feigenblatt den Knaben und begann den Unterricht mit vielem Eifer und einem Geſchicke, das Hennings ihm nicht zugetraut hätte. Er überwand den Widerwillen, den ihm Chriſtian entgegen ſetzte, zwar nicht und hätte oft auf den ſchmalen blaſſen Lippen ſeines Scholaren ein Lächeln ſehn können, das zwiſchen Bosheit und einer Art von Verachtung die Mitte hielt, aber da dieſer Widerwille nur ſeiner Perſon galt, ſeine Lehren dagegen aufmerkſam hingenommen wurden, endlich der Fleiß des Knaben das Übrige that, blieb ihm immer nur die angenehme Pflicht die Fortſchritte ſeines Schülers zu loben.

Chriſtian hatte bald nach Beginn der Lektionen, nachdem er kurz vorher eine Debatte zwiſchen ſeinem Vater und dem Kapelan belauſcht, in der wie er glaubte ſein zukünftiger Lehrer auf arge Weiſe geſchlagen worden, Hennings gefragt: „Muß man einen dummen Menſchen für klug halten, weil er mehr gelernt hat als wir?“

„Warum fragſt Du ſo?“

„Weil der Kapelan ſehr dumm iſt und ich von ihm lernen ſoll.“

„Du ſollſt von ihm nur lernen was er weiß und was brauchbar iſt, zunächſt Leſen und Schreiben, das muß jeder Menſch können. Wirſt Du einmal klüger als er, deſto beſſer für Dich, vorläufig kann man Dich weder dumm noch klug nennen, Du wirſt aber ſpäter Gelegenheit haben zu zeigen was Du biſt.“

„Aber ich brauche nicht wie die andern Kinder im Dorfe zu glauben, daß der „Herr Lehrer“ Alles am beſten weiß, ich brauche den Kapelan auch nicht für klug zu halten?“

„Lerne von ihm, das iſt Alles was ich von Dir verlange.“

Und Chriſtian ließ ſich das geſagt ſein. Er lernte in der That rapide und hörte auch die Erzählungen an, mit denen Ehren Ambroſius die trockne Koſt würzte, aber über die Buchſtabenformen hinaus galt die Autorität des Lehrers nicht. Daß Hennings mit dieſer Unterſcheidung einverſtanden war ſtand ganz in Einklang mit ſeiner ſonſtigen excentriſchen Richtung; er richtete hierin wie immer ſein und ſeiner Familie Leben auf den Fuß des Kampfes gegen Unwahres ein, vergaß aber auch hier wie immer, daß die Reſultate dieſes Kampfes in ihrer Vereinzelung nachtheilig zurückwirken mußten und daß ſelbſt jeder Sieg eine Niederlage war. Es iſt eine grobe Unwahrheit, zu behaubten, daß Kinder von vornherein „glaübig“ ſind, im Gegentheile

ſehn ſie in der Regel klar und faſſen nur das Unverſchleierte gern und willig. Die Anlage zur Sittlichkeit, die ſich bei ihnen als ſogenannte Kindereinfalt, Unſchuld und Naivetät mit der ganzen Gewalt der Urſprünglichkeit äußert, muß erſt untergraben und verderbt werden ehe das Kind für das Leben in der „wohlerzognen“ Geſellſchaft erträglich wird. Es gehört darum ſchon ein Grad von Verderbtheit oder eine frühreife Unterſcheidungsfähigkeit, wie ſie Chriſtian beſaß, dazu, wenn Kinder von Lehrern lernen mögen, die ihnen etwa durch Geſpräche der Eltern herabgeſetzt werden. Der Lehrer muß ihnen als ein Muſter in Allem gelten, ſonſt glauben ſie ihn in Allem zu überragen. Das iſt weder Eitelkeit noch Arroganz, denn Beides iſt dem „Kinde“ fremd, ſondern eine natürliche Folge, ein inſtinktives Erkennen des Wertes der Sittlichkeit. Wie die Sachen einmal ſtehn, bleibt in der Regel nichts Anderes übrig als die Kinder hierin wie in vielem Anderen zu belügen und ſie nach und nach durch die ganze Kette der Erziehungslügen hindurch zu jener Glaübigkeit zu bringen, die endlich auch das Widerſinnigſte demütig hinnimmt. Es iſt dies entſchieden der einzige Weg, für die jetzige Geſellſchaft Bürger zu erziehn, die andere richtigere Weiſe, in der dem Kinde nie eine Lüge gegeben wird, führt jetzt unzweifelhaft dahin unglückliche Menſchen heran zu bilden,

die auch Andere unglücklich machen müſſen. Sie können keinen Frieden haben, ein ewiger Groll, eine anhaltende Bitterkeit reibt ſie auf oder verwickelt ſie in Kämpfe, in denen ſie von der Überzahl der Gegner erdrückt werden. Konſequenz im Guten iſt vorläufig praktiſch gradezu unmöglich, ſie muß im Irrenhauſe oder durch Selbſtvernichtung enden. Und das Laviren mit dem ſich die Erkenntniß begnügen muß iſt etwas ſo Widerwärtiges und reizt dermaßen zur Verachtung Anderer und zur Wut gegen die eigne Ohnmacht, daß es mehr als wahrſcheinlich iſt, die allergrößten Schurken ſeien grade aus überlegner Erkenntniß des Guten und aus Haß gegen die Gewohnheit, die ſich ihnen entgegen ſtemmte, in den polaren Gegenſatz ihrer beſſeren Überzeugung gehetzt worden. Wir ſehn wieder, daß die Lüge das einzige Mittel iſt das Beſtehende zuſammen zu halten und den Schein der Ordnung herzuſtellen. —

In dieſer Weiſe ging es ohne merkliche Störung wochenlang fort. Cecile hörte nicht auf die Werkſtatt täglich zu beſuchen, irgend eine launige Frage an den Arbeiter zu richten und ſeine rhapſodiſchen Ergüſſe anzuhören; der Pater hielt ſeine Lektionen pünktlich und war nach wie vor mit ſeinem Schüler zufrieden; Hennings endlich wanderte alle Tage lieber in's Schloß hinauf und ſah in der freundlichen Gräfin bald ein

Muſter von Liebenswürdigkeit. Es iſt den Großen ſo leicht gemacht durch ein wenig Güte auch die widerſtrebendſten Elemente ſich nachgibig zu ziehen und principielle Feinde zu Freunden zu gewinnen. Der Drechsler ließ mehr und mehr von ſeiner Schroffheit und wie er damit ſeinen feſten Boden verlor und ſich in eine fremde Region drängen ließ, äußerte ſich der Rückſchlag nach und nach auch fühlbarer für ſein Familienleben.

Seine Frau war nach wie vor krank auch wenn ſie ſich von Zeit zu Zeit wohler fühlte und thätig ſein konnte. Ihre Krankheit brachte eine große Reizbarkeit mit ſich, ihre Gemütsſtimmung war aufgeregt und riß ſie zu Äußerungen hin, die für ihren Mann verletzend waren. Sie hatte zuerſt die Übernahme der Arbeit im Schloſſe freudig begrüßt und das was Hennings von dem Entgegenkommen der jungen Gräfin erzählte wohlgefällig hingenommen, ſie hatte ſogar das Fortgeben der Schnitzerei ſtillſchweigend gut geheißen, — als Hennings aber immer mehr mit Enthuſiasmus von der Schloßdame ſprach, endlich aber von ihr ſchwieg und überhaubt nachdenklich wurde ſo lang er zu Hauſe ſein mußte, aber mit einer gewiſſen freudigen Eilfertigkeit mit dem Schlage der Stunde hinauf eilte, fühlte ſie ſich peinlich und im höchſten Grade unangenehm berührt. Sie war es jetzt, die all die ſo oft von ihr

bekämpften Ansichten ihres Mannes hervorsuchte und pries; sie war es, die ihm endlich direkt den Vorwurf machte, er sei im Begriffe sich selbst untreu zu werden. Auch daß Christian zu gewissen Stunden die Schloßkapelle meiden mußte, fiel ihr auf, sie kombinirte mit der Fantasie einer Kranken, die sich vernachläßigt glaubte, mit der mißtrauischen Fantasie einer Eifersüchtigen, sie klagte, schmollte, empfing ihren Mann kalt und mit spitzen Bemerkungen, die ihn zu harter Entgegnung reizten, — es gab Thränen, und ein Riß zwischen zwei Menschen, die sich einst freiwillig ihre Ansprüche an die Gesellschaft geopfert, bereitete sich vor ohne daß ein positiver Grund dazu vorhanden war.

Sechstes Kapitel.

Eine Kriſis.

Es gibt eine überraſchende Verwandtſchaft zwiſchen Theorie und Praxis, Traum und Leben, Fantaſie und Wirklichkeit, mit — Farbe und Form. Die Theorie, der Traum und die Fantaſie ohne Rückſicht auf äußere Geſtaltung, auf Anwendung und Verwirklichung, reizen ſofort und ziehen ohne Kampf ſiegreich mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen in Kopf und Herz des Menſchen ein. Der Jubel iſt ſo groß, daß man den inneren Widerwillen der Natur gegen dieſe Elemente im Augenblicke völlig überſieht und erſt ſpäter das Unzureichende, Unbefriedigende zu fühlen anfängt. Ganz ebenſo wirkt die Farbe auf das Kinderauge, und der Beobachter kann dabei dem ſeltſamen Schauſpiele zuſehn, daß der äußere Sinn ſich ſichtlich gegen etwas ſträubt das von der „Quinteſſenz“ der Sinne mit Jauchzen aufgenommen wird. Bunte Farben ziehen Kinder unwiderſtehlich an, ſie jubeln und greifen da-

nach, aber es iſt eine Art von ſchmerzlicher Wolluſt, die ſie empfinden, ihre Lider zucken, man kann an dem Blinzeln, an dem wechſelweiſen Dehnen und Zuſammenziehn der Pupille, das ſtets ſelbſtſtändig neben den Äußerungen der Freude hergeht, deutlich wahrnehmen, daß die Sehnerven durch das vielfach gebrochne Licht unangenehm affizirt werden. Das Spiel, das Händeklatſchen dauert eine Zeit, dann wenden ſich die Augen ermüdet ab, das Kind überzeugt ſich, daß die Farbe nichts Taſtbares iſt und verlangt nach neuem Spielwerke.

Gegen die Praxis und alles Wirkliche ſträuben wir uns dagegen mit einer gewiſſen Angſt, es muß uns faſt aufgedrungen werden, wir müſſen uns daran gewöhnt haben, ehe wir es feſt anfaſſen. Wir ziehen ungern ein neues Kleid an und dachten uns doch in dieſem Kleide vorher ganz prächtig. Haben wir uns in ein Verhältniß aber erſt eingewöhnt, ſind wir mit einer Sache erſt vertraut, ſo finden wir nur im Verkehre damit, im Schaffen und Handeln volle Befriedigung. — Man gebe Kindern einen greifbaren Gegenſtand, ein geformtes Etwas, das ihnen fremd iſt, und ſie werden ſich fürchten, wol gar weinen, — haben ſie aber erſt den Verſuch gewagt zu taſten und zu befühlen, ſo wollen ſie von ihrer Puppe nicht mehr laſſen, ſie drücken ſie an ſich und überhäufen ſie mit Zärtlich-

leiten. Das iſt Kinderart. Und wie uns trotz jenes Bangens eine nicht zu betaübende Sehnſucht in das Leben zieht, ſo fühlen ſich auch die Kinder zu Gegenſtändlichem gedrängt und iſt der Ausdruck ihrer Augen, wenn auch ihr ganzer übriger Körper von Furcht zittert, nie ein anderer als — Neugier. Sie fürchten das taſtbare Unbekannte, aber ſie wünſchen es. Es liegt dies alſo in der Naturanlage des Menſchen ſo lang ſie unverfälſcht iſt. Die Verbindung der Farbe mit der Form iſt entweder Raffinement oder Verklärung; die Praxis von der Theorie erläutert ſteht höher als gedankenloſe Empirie; das Leben im Schmuck des Traumes, die Wirklichkeit im Mondlichte der Fantaſie, — ſo ſind beide erſt mit jenem ſchmerzlich wollüſtigen Reize ausgeſtattet, den man zugleich liebt und fürchtet. Der Schein als Putz für die Wahrheit, — denn die Farbe iſt Schein, — macht auch in den verkehrteſten Verhältniſſen das Leben möglich, wenn man die Fähigkeit hat das Wirkliche äußerlich, objektiv und fern zu faſſen und aus dem Inneren heraus das Reizende, den Schein, die Farbe hinan zu dichten. Aber die Farbe muß eine ſubjektive ſein, man muß um ſolches Leben zu lieben in der Geſellſchaft nach außen ſo ſtumpf und dumpf geworden ſein, daß man gar keine objektiv gegebne „Farbe“ mehr anerkennt. Das iſt das einzige Mittel ohne Verſtimmung durch das Treiben von oben

und unten zu ſchreiten. An das Formliche gewöhnt man ſich nach und nach aus angeborner Trägheit, und für die Farbe, an die man ſich nicht gewöhnen kann, trägt man ſelbſt Sorge. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf dieſe Weiſe jene Reihe nicht alltäglicher Menſchen, die eine Art von „höherem“ Egoismus affichiren mit dem Leben fertig werden. Daß wir aber jetzt den Schein brauchen um das formlich Gegebne ſchön zu finden, iſt entweder ein Zeugniß gegen uns oder die Form ſelbſt. Die Farbe iſt heiter, wirkt raſch und — verſtimmt zuletzt; die Form iſt ernſt, wirkt ſchwerfällig und macht — heiter. Daher kömmt die höchſte ernſt-freundliche Bedeutſamkeit der farbloſen Form in der plaſtiſchen Kunſt und jene edle, faſt kindliche Einfachheit, die wir an allen großen plaſtiſchen Künſtlern wahrnehmen können. Ihr ganzes Weſen iſt ein Entkleiden des Seins vom Scheine. Thorwaldſen würde ſeine beſten Werke, ſeinen Ganymed und ſeinen Mars lieber zerſchlagen haben, ehe er Tünche hätte daran kommen laſſen. So wie die Summe des Lichtes farblos iſt, müßte die höchſte Phaſe der Lebens-Entwickelung auch farbloſe Reinheit geben, d. h. wir müßten auf der letzten menſchlichen Bildungsſtufe allem Reize durch Schein entſagen und das nackte Wahre allein für begehrlich halten. Wir kommen auch dahin, wir kommen zu jener ernſten Heiterkeit, die das Ungeſtüm

aber nicht die Innigkeit ausschließt, nur gilt es erst die lügenhaften Farben, den täuschenden Köder, den wir uns selbst hinhalten, zu entfernen. — Dieser Schluß widerspricht nur scheinbar der oben angeführten Läuterung und Verklärung durch Farbe und Theorie. Theorie, die praktisch Form nimmt, so daß sie sich nicht als für sich bestehend geltend macht; Farbe, die mit der Form zugleich wird, so daß sie als natürliches Aggregat erscheint, das keine selbstständige Berücksichtigung verlangt, geben an und für sich keine Gelegenheit zur Täuschung, und endlich hat diese Läuterung und Verklärung nur Sinn und Zweck wenn die Form, das Wirkliche, unvollkommen ist, nicht aber in einem Normalzustande, von dem unten die Rede war. Man verzeiht in einem Gemälde Titians wol der Farbe zu Liebe eine inkorrekte Zeichnung, man bewundert aber die Galathea Rafaels auch unkolorirt im ersten besten schwarzen Umrisse.

Der Formsinn ist der überlegne, der Farbensinn der minder solide und vergängliche. Der Formsinn ist der Sinn der Zukunft; das Zeitalter der Farben ist vorüber, sie verschwinden immer mehr, — nicht aus der Welt, sondern aus der Gesellschaft. Sie verschwinden dort wo sie mit dem andern Scheine koquettirten, nicht aber wo sie eine Wahrheit sind. — Es liegt eine gewisse Vornehmheit in diesem Entsagen,

obgleich es nicht offiziell iſt, in dieſer Verachtung des gemeinen Kitzels, und ſie wird gute Früchte bringen. So wie die eine Wagſchale ſteigt, muß die andere ſinken, je leichter der Schein wird und je weniger Wert man ihm beilegt, deſto gewichtiger wird die Wirklichkeit, und in dem Momente, in dem wir uns ernſtlich und ohne optiſche Täuſchungen, ohne vage Spekulation und traditionelle Maſkeraden mit ihr befaſſen, iſt auch ihr Sieg für alle Zeit entſchieden. —

Dieſer Kampf zwiſchen Form und Farbe, Sein und Schein, wiederholt ſich allenthalben in der Welt und im Menſchen und tobt lange Zeit und mit wechſelndem Kriegsglücke, bis ihn endlich ein äußerer Anſtoß zwingt einen Namen für ſich ſelbſt zu finden und über die Regenbogenbrücke hinweg ein feſtes Ziel zu ſuchen.

Hennings täuſchte ſich fortwährend, das Flimmern und Blinken ſeines Traumlebens, dem er jetzt weniger als je eine Form gab und es auch nur unbeſtimmt an eine Perſon zu knüpfen wagte, brachte ihn ſcheinbar über Alles hinweg, er lebte ohne ſich wie früher eines Lebenszwecks bewußt zu ſein. Die Umſtände hatten ihm von außen eine Charaktermaſke umgehangen, aber dieſer Charakter hatte ſich nicht von innen heraus geſtaltet, die Maſke war eine aufgelegte nicht mit ihm verwachſne Folie, ſie konnte ebenſo wieder von außen vernichtet

und abgeriſſen werden. Er war als Jüngling Mann geworden und hatte Form gewonnen, und jetzt als Mann ſchien er die verſaümte Jünglingszeit mit ihren Farbenſpielen nachholen zu wollen. Seine Fantaſie nahm einen immer wilderen, fantaſtiſcheren Schwung, es war ſo viel Begeiſterung und Feuer in ſeinen Reden, daß der Handwerker mit dem Schurzfelle unter Spänen und Werkgerät nun wirklich für Cecile die originelle unterhaltende Figur war, die ſie gehofft. Sie kam immer häufiger und legte immer weniger Herablaſſung in ihre Worte, ja ſie reichte dem Arbeiter ſogar die Hand und vollendete dadurch die Verwirrung, in die ihn ihr Benehmen und ſeine Fantaſie längſt geſetzt.

So ſaß ſie eines Abends ihm gegenüber und benutzte ſeine Schwärmerei dazu ihn von ſeinen Familienverhältniſſen ſprechen zu laſſen. Er erzählte ihr, wie er dahin gekommen ſich ſo früh zu verheiraten, was ohnehin in einer Zeit wo die Mehrzahl der jungen Männer Militärdienſte that, nichts Auffallendes war, bei ihm aber noch durch beſondere Verhältniſſe herbeigeführt worden. Er ſchilderte ſeine Frau, ſeine Kinder, — aber die Art wie er von dieſen ſprach war nicht freudig und offen, wie er ihrer früher gedacht, ſondern es klang eine gewiſſe Verdroſſenheit, Mißmut und Gedrücktſein durch.

Cecile glaubte ihn auf dem Wege, auf dem sie ihn wünschte. Sie verstand seine Gedrücktheit so, daß sie meinte er sehne sich danach frei und fesselos zu sein um jung wie er war nochmals den Stab zu ergreifen und sich für die Kunst auszubilden. Das war ihre Lieblingsidee. Rücksicht auf ein ganz gewöhnliches, hausbackenes Weib zu nehmen und so eine vom Zufalle herbeigeführte Voreiligkeit mit dem Untergange eines Talents und lebenslangem Entsagen zu büßen, schien ihr ungerecht und sinnlos. Diese kränkliche Frau konnte nicht die Ursache eines solchen Fehlgriffs werden; diese Knaben, die anderweitig unter zu bringen waren und vorläufig noch gar nicht der leitenden Hand des Vaters bedurften, konnten ihrem Plane ebenso wenig störend in den Weg treten. Daß die Trennung, zu der sie reizen wollte, eine unverantwortliche Härte gegen Hennings' Familie enthielt, fiel ihr nicht ein, denn — wie gesagt — ein gewöhnliches Weib durfte den Künstler in seinem Fluge nicht hemmen. Eine mächtige Neigung, wie Cecile sie dem Drechsler wohl zutraute, hätte einzig allein ein wirkliches Hinderniß abgeben können, aber sie glaubte genau genug zu wissen, daß eine solche jetzt wenigstens nicht mehr da war. Sie wollte den Knoten durchhauen und eine Entscheidung herbeiführen.

„Wollen Sie einmal ganz ehrlich sein?“ sagte sie.

„Ich denke es immer zu sein.“

Wollen sehn! Ich bin überzeugt, daß Ihnen die Verhältnisse in denen Sie leben, jetzt nachdem Sie wieder ein wenig Kunst gekostet, ganz unerträglich sind. Zugleich fühlen Sie daß Ihnen eine Reihe von Studien nötig wäre um aus einem Bildschnitzer ein plastischer Künstler von Verdienst und Ruf zu werden. Ihr Talent ist unverkennbar, aber zwischen dieser Kniebank und einem Relief in Marmor liegt eine Kluft. Und Ihr Beruf ist zu deutlich ausgesprochen, als daß Sie nicht nach dem Höchsten greifen und streben müßten. Sie fühlen das auch und sehnen sich danach, — eins aber hindert Sie, — Ihre Familie . . . .“

„So mächtig ist der Trieb nicht . . . . .“

„Lassen Sie mich ausreden. Wenn Ihnen die Erhaltung Ihrer Familie garantirt würde, Sie aber in den Stand gesetzt nach Italien zu pilgern um dort die Meisterschaft zu erringen . . . . .“

„So ginge ich doch von Hohlenried jetzt, jetzt nicht mehr fort!“ brach Hennings aus. „Ich fühle immer mehr, ich fühl's an dieser Arbeit, daß die Kunst nicht so mächtig in mir ist als ich geglaubt, ich hätte sonst hier Großes leisten müssen. — Und dann,“ sagte er mit wiederkehrendem Stolze, „würde ich weder

für meine Familie noch für mich eine „gnädige“ Unterstützung annehmen. Was geschehn ist, ist geschehn, — und meine Heirat ist das Schlimmste nicht. Bin ich denn so tief gesunken, daß Sie mir vorschlagen dürfen Weib und Kind zu verlassen um einer Möglichkeit nach zu jagen? — Ach ja, Sie haben recht, es ist bei mir nicht mehr Alles wie es sein soll . . . .“ Er preßte seine Hände an die Stirn und versetzte Cecile, die nichts weniger als einen solchen Aufschrei aus dem Innersten von einem Manne erwartete, den sie vollkommen gezähmt zu haben glaubte, in das höchste Erstaunen.

„Nun, Sie sagen ich habe recht, und doch wollen Sie scheinen als sei mein Vorschlag ein Unrecht gegen Sie und Gott weiß wen?“

„Wissen Sie, daß ich wünschte ich hätte Sie nicht am Grabe Ihres Vaters gesehn, kein Unrecht gegen Sie gut zu machen gehabt und wäre der Drecholer im Dorfe geblieben, statt hier im Schlosse meine Entschlossenheit, meine Festigkeit, mein ruhiges Gewissen, kurz Alles zu verlieren, auf das ich stolz war.“

„Aber Sie sind wahrhaftig ein Kind . . . .“

„Gut, gut!“ sagte Henninges bitter, „ich hab' es verdient gescholten zu werden und muß es sogar von Ihnen tragen. Das ist immer noch nicht so schlimm als sich selbst schelten zu müssen.“

„Sogar von mir? Sie verfallen glaub' ich wieder in die barbariſchen Sitten, die Sie abgelegt zu haben ſchienen. Ihre Arbeit iſt brav, aber Ihr Weſen ſcheint nun doch inkorrigibel. Ich werde mir ferner nicht Mühe geben . . . .“

„Wäre auch gar zu liebenswürdig von Dir, mein Herz, laſſe Du mir den Burſchen wenn er ungehobelt iſt, ich werd' ihn ſchon korrigiren. — Guten Abend!“

Graf Hugo war eben angekommen und hatte auf dem Wege nach ſeinen Zimmern in der Kapelle Cecile's Stimme gehört. Er war eingetreten und ihre letzten Worte einem Manne im Arbeitsanzuge gegenüber gaben ihm ſeiner Anſicht nach das Recht etwas derb „dazwiſchen zu fahren,“ auch begleitete er ſein Anerbieten mit einer bezeichnenden Bewegung der Reitpeitſche, ſo daß Hennings blutrot wurde und einen Schritt vortrat.

Wie es immer zu gehn pflegt, nötigte die größere Heftigkeit der beiden Männer, deren Ausbruch ſie vorbeugen wollte, Cecile, die vorher ſelbſt heiß geworden, nun vermittelnd aufzutreten. Die Bank war noch nicht fertig. ſie wünſchte darum gar nicht, daß Hennings durch eine direkte Beleidigung aus dem Hauſe gewieſen würde. Nach flüchtigem Willkommen erzählte ſie, zwiſchen Hugo, — der noch immer mit der Peitſche ſpielte und durch den ruhigen Blick des Handwerkers ein wenig aus der Faſſung gekommen war, — und Hennings ſtehend, im Umriß den Hergang.

„Du biſt im Irrtume, Hugo,“ ſagte ſie, „Herr Hennings,“ — ſie betonte das „Herr!“ — „Herr Hennings hat die Güte für uns dieſe Kniebank anzufertigen. Du ſiehſt wie ſchön die Arbeit iſt. Ich war vorhin nur ärgerlich, weil er nicht nach Italien reiſen will und meine Vorſchläge abweiſt. Herr Hennings, dies iſt mein Bräutigam, der Sie nicht kennen konnte....“

„Ich meine indeß, man droht nur Hunden mit der Peitſche!“ ſagte Hennings ſcharf betont ohne ſeine Stellung zu ändern.

„Den Teufel auch, wer kann wiſſen was in einem ſolchen Kittel ſteckt! Laſſen Sie Gras drüber wachſen, es iſt unter vier Augen geſchehn . . . .“

„Ich bin kein Kavalier, daß ich Zeugen dazu brauchte, mich beleidigt zu fühlen.“

„Nun, alle Welt, ich werde Sie doch nicht jetzt vor Zeugen um Verzeihung bitten ſollen? Da meine Hand, Herr . . . . . Gleichviel wie, ich habe Sie verkannt, damit abgemacht! Weiß der Henker, was ich heute für ein Pechvogel bin. Wie ich durch den Wald reite, attaquirt mich eine halbe Stunde von hier eine Horde Zigeuner, halbnacktes, wüſtes Geſindel, erſt bettelnd, hernach drohend und mich und Hans halb von den Pferden zerrend, ſo daß ich mir mit Gewalt Luft machen mußte . . . . .

„Es iſt Dir doch nichts geſchehn? Und wie kommen Zigeuner hierher?“

„Mir iſt nichts, aber einige von den Kerls dürften die Hufe meines Hannibal im Abdrucke und einige Eindrücke meines Peitſchenknopfes mit nach Hauſe nehmen. Du fragſt wie das Geſindel hierher kommt? Iſt Dir das ſo rar? Von Böhmen aus ſchleichen ſie ſich im Gebirge hier ein, zur Hälfte wirkliche Zigeuner, zur Hälfte Ausſchuß aller Nationen noch von der letzten Campagne her.“

„Warum ſchoſſeſt Du nicht?“

„Weil mein theurer Hans, der faſt dafür gebüßt hätte, ſo weiſe war, die Piſtolen in den Mantelſack ſtatt in die Halftern zu ſtecken! — Das war die eine Affaire, aus der ich mit Hilfe von Peitſche und Sporen kam, in eine andere, die ich Dir eigentlich wol nicht erzählen darf. kam ich wieder grade durch die Peitſche. Indeß Du wirſt lachen, alſo erzähle ich lieber.“

Cecile lachte in der That ſchon, aber mehr über die Art, mit der ſich Hugo immer halb an Henninge wendete, als wolle er ihn durch dieſe Aufmerkſamkeit vollends beſchwichtigen. „Erzähle nur,“ ſagte ſie, „da Du mich heute ſo angenehm überraſcht haſt, denn ich erwartete Dich erſt übermorgen, werd' ich wol ſchlimmſten Falls Gnade für Recht üben.“

„Denke alſo, und denken Sie, Herr . . . . .“

„Henninge! Ich ſollte glauben mein Name ſei nicht ſo ungefüge.“

„Merci! Eine Bauerin oder ſonſt etwas hier aus dem Dorfe hat Dir, Cecile, ein verzweifelt ſchlechtes Compliment über Deinen Geſchmack gemacht. Ich reite durch's Dorf, der Weg iſt ſtaubig, mein armer Hannibal arg müde, ich laſſ' ihn alſo recht behaglich ſchlendern und ſchlage dabei in der Luft nach Mücken. Bei dieſer Gelegenheit fliegt der Knopf von der Peitſche herunter, wahrſcheinlich durch die Zigeunerprügelei loſe gemacht, und fällt in das Geſtripp am Straßenrande. Ich habe nicht Luſt ihn zu verlieren, — Du weißt es iſt der ciſelirte Löwenkopf, den ich aus Paris mitbrachte, — jage alſo Hans aus dem Sattel und bitte außerdem eine hübſche Blondine, Frau oder Mädchen, was weiß ich, kurz eine ſehr hübſche, ſauber ausſehende Perſon, die eben vorüber ging, den Knopf ſuchen zu helfen. Die kleine zarte Perſon iſt gutmütig, ſucht und findet das Ding richtig. Als ſie mir den Knopf auf's Pferd hinaufreicht, halt' ich ihre Hand feſt und ſage, daß ich ſie zum Danke küſſen wolle. Sie entreißt mir die Hand, aber Hans, der glaubt, daß mir wunder was dran läge, hebt ſie in demſelben Momente zu mir hinauf. Ich denke nun, daß ſie entweder ſchreien oder ſich beruhigen wird, ſtatt deſſen bekömmt die Perſon wie eine Stadtdame Nervenaffektionen und wird ohnmächtig. Da hatten wir die Beſcheerung, — und kaum tret' ich hier ein, ſo bekomme ich faſt ein Duell mit

Herrn . . . Hennings! Sie sehn, ich habe jetzt Ihren Namen behalten!"

„O, Sie werden ihn behalten, Herr, Sie werden ihn behalten, wenn das was ich vermute wahr ist," rief Hennings, der das letzte Abenteuer mit steigender Aufregung und mühsam unterdrückter Wut angehört hatte. Damit wandte er dem Paare den Rücken und verließ mit raschen Schritten die Kapelle.

„Sag' mir um alle Welt, wo hast Du dies Animal aufgejagt? Der Kerl ist rein verrückt! Ich glaube wenn die nervenschwache Dirne zufällig seine Schwester gewesen ist, schickt er mir morgen einen Kossathen als Carteltträger, der auf der Spitze einer Mistgabel die Ausforderung dieses Originals überbringt. — Aber nun möcht' ich auch wissen, wozu uns diese Kniebank soll! Meinst Du ich würde als Ehemann devot werden? Wenn der Anblick eines Meuble mich stets an den Namen des rasenden Rolands Hennyir oder wie das Ding heißt erinnern soll, hatte er uns etwas Anderes machen müssen was ich wahrscheinlich öfter sehn werde als dies Marterwerkzeug . . . . ." Er faßte seine Braut um die Taille and zog sie mit sich aus der Kapelle indem er ihr lachend etwas in's Ohr flüsterte. —

Hennings hatte kaum den Schloßhof verlassen als er Christian sich entgegen kommen sah. Der Knabe hatte sich ganz außer Athem gelaufen, und wenn Hen-

nings nicht durch die Erzählung des Grafen den Zusammenhang hätte erraten können, würde er in den abgerissnen Sätzen, die Christian hervorstieß, keinen Sinn gefunden haben. Das Kind war so erschöpft, es zitterte dermaßen und weinte aus Wut und Angst, daß der Vater es auf den Arm nehmen und nach Hause tragen mußte. Sein Vorgefühl hatte ihn nicht getaüscht. Seine Frau, das einzige Wesen im Dorfe, das auf „Zartheit“ Anspruch machen konnte, war der Spielball einer Herrenlaune gewesen und auf offner Straße gekränkt worden. Ihm wurde wüst und wirr im Kopfe. Es war ganz gleichgiltig ob er das alte innige Interesse für Gertrud hegte oder nicht; die Frau, die seinen Namen trug, die Mutter seiner Kinder, hatte als Dank für eine Gefälligkeit von einem Herrn eine unverschämte Zumutung und von einem Diener eine rohe Frechheit erdulden müssen, die bei ihrem Zustande einem Attentate auf ihr Leben gleichkam. Es war auch gleichgiltig, daß der Graf nicht wissen konnte, daß die Frau, die er antastete, nicht eine stumpfe Bauerin und daß sie leidend sei. Mit welchem Rechte durfte er es wagen Weib oder Kind eines Fremden mit seinen Zumutungen zu verfolgen? Recht? Es fiel ihm ein, daß hier der Vorwurf nicht so schwer den Herrn träfe als die Niedrigkeit der Gesinnung, die Hundegeduld, ja die freiwillige Prostitution der Masse. Wenn sich die unteren Schichten der Gesellschaft nicht oft eine Ehre daraus machten

von den oberen beſchimpft zu werden, würden die „Herren“ nicht wagen was ihnen jetzt nur ein kleiner Scherz ſcheint. Wer Schmach für Ehre nimmt iſt nicht wert anders behandelt zu werden. — Er lachte wild auf und drückte ſich die Nägel in die Hand.

So kam er heim. Gertrud war wieder erwacht, die Magd hatte ſie halb entkleidet auf das Bett gelegt und durch Einflößen von kaltem Waſſer, ſo wie durch Umſchläge um die Stirn die Ohnmacht gehoben. Der kleine Richard ſaß neben ihr auf dem Kiſſen und ſchluchzte da es ihm nicht gelang der Mutter, die er in ſeinem kindlichen Lallen mit dem ganzen Wortſchatze ſeiner Zärtlichkeit überhäuft hatte, ein Lächeln abzugewinnen. Sie ſtarrte tonlos vor ſich hin und von Zeit zu Zeit flog ein Hauch unendlicher Wehmut, der ſich in lebensſatte Müdigkeit auflöſte, über ihre Züge. Sie drängte dann auch ihr Kind von ſich ab, das immer auf's Neue Verſuche machte, ſie mit ſeinen Armen zu umſchlingen und mit ſeinen kleinen Lippen warm zu küſſen.

Ihre Augen leuchteten als ihr Mann eintrat, aber es war ein düſtres Feuer. Sie ſah ihn mit einem Hohne an, der um ſo ſchneidender auffallen mußte, als er ihrem Geſichte völlig fremd war; ſie heftete ihre Blicke ſo ſtechend feſt auf ihn, daß er glaubte ſie liege im Fieber und fantaſire.

„Nun biſt Du doch zufrieden? Du ſiehſt, ſo iſt Alles in Ordnung! Du bei ſeiner Braut, er bei Deiner

Frau. Er hat Dich gestört, sonst wär'st Du wol noch nicht hier, denn Du wirst mich doch nicht etwa überreden wollen, daß Du meinethalb eine Stunde angenehmer Unterhaltung aufgegeben hast? Nicht wahr, er kam zur Unzeit, ich hätte ihn noch ein wenig beschäftigen sollen? Was ich doch auch dumm und ungeschickt war."

„Gertrud, Du fieberst, sonst würdest Du solch häßlichen Unsinn nicht reden. Du weißt, daß ich arbeitete . . . . ."

„Nicht wahr, Du meinst, es sei ein zu großer Abstand zwischen der Gräfin und Dir? Das soll ich jetzt glauben, nachdem Du mir hundertmal das Gegentheil bewiesen. Das soll mich jetzt beruhigen? Ich kenne Deine Überredungskunst, Du hast sie an mir gezeigt und da die schöne Gräfin doch auch nur ein „Weib" ist, wird sie ja auch Augen und Ohren gehabt haben. Es ist wahr, Du wirst erst jetzt ein recht hübscher Mann, während ich verfallen und halbtot bin . . . . ." Sie sprach das heftig und rasch, so daß er sie nicht unterbrechen konnte. Damit war aber auch ihre Kraft zu Ende, sie rief schluchzend: „O Gott, o Gott, daß es dahin kommen mußte!" und drückte den Kopf in die Kissen.

„Und wirst Du die Mutter so weinen lassen?" fragte Christian, da der Vater ratlos neben dem Bette stand. „Bist Du, wie sie sagt, daran schuld . . . .?"

Es kam heute Alles auf einmal zum Ausbruche. Auch Chriſtians Erziehung begann Früchte zu tragen, er kehrte ſeine Starrheit nun auch gegen den Vater nd forderte Rechenſchaft.

Aber Hennings belauſchte die tiefen Athemzüge, die mit einem leiſen Pfeifen in die Bruſt ſeiner Frau ſanken und kurz abgeſtoßen wieder kehrten. Er preßte ſchmerzlich ſeine Hände an die eigne keuchende Bruſt und hörte nichts von der Frage ſeines Sohnes.

„Liebe, liebe Mutter, ſehr krank!“ lallte der kleine Richard und brach auf's Neue in herzzerreißendes Weinen aus.

Dieſer ſchrille Naturlaut brachte wieder etwas Licht in das dumpfe Sinnen des Mannes. Er nahm den Knaben auf ſeinen Arm und bat Gertrud ſich ganz zur Ruhe zu legen. Sie machte eine verneinende Bewegung. Er nahm ihre Hand. Sie entzog ſie ihm haſtig und ſchluchzte laut auf.

„Du willſt mir ſchmeicheln!“ murmelte ſie. „Pfui, pfui, Fritz, ſeit wenn hältſt Du mich für ſo gemein!“

Nun ſetzte er ſich auf den Bettrand, immer den Knaben im Arme haltend, und wendete ihren Kopf mit leiſer Gewalt herum, ſo daß ſie ſein trübes ernſtes Geſicht und den angſtvollen Kinderkopf ſehn mußte.

„Gertrud!“ ſagte er mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke, ſo zerriſſen, ſchmerzlich, weich und kummer-

voll zugleich, daß sie wie von einem Erinnerungsschauer überrieselt am ganzen Körper zitterte.

„Laß' mich ruhen," sagte sie dann matt, „ich bin sehr, sehr krank." Aber ihre Stimme klang nicht mehr so gereizt, sie drückte ihr heißes Gesicht an die Hand, die es emporgehoben, als wollte sie zeigen wie krank sie sei.

„Aber Du kannst so nicht ruhen, Gertrud, ich will Dir Dein Lager in Ordnung bringen, damit Du schlafen kannst. Es geht vorüber, nur die Aufregung und die Entrüstung haben Dich angegriffen. Komm'!" Er setzte den Knaben auf die Erde, nahm die Kranke, die leicht wie ein Kind war, vom Bette und trug sie ohne daß sie sich gesträubt hätte auf einen Stuhl. Dann machte er das Lager zu recht und entkleidete seine Frau. Sie ließ es bewegungslos mit geschlossnen Augen geschehn. Als er niederkniete um ihre Schuhe zu entfernen und er von unten in das fieberglühende Gesicht sah, das schlaff auf den Busen herunter hing, überkam ihn auf's Neue der wilde Schmerz. Er warf die Schuhe hin und umschlang knieend und trostlos zu ihr aufsehend die einst so frische, lebensvolle Gestalt.

„Was fällt Dir ein? Fritz, Du traümst wol?" sagte sie traurig.

„Gertrud, willst Du mir denn nicht mehr glauben?"

„Ach, ich bin so schwach und krank; vielleicht ist nur meine Krankheit an Alledem schuld, und dann

wollt' ich's schon tragen, dann ging's auch wol vorüber."

„Glaube mir, es ist nicht mehr. Du hast Fieber und siehst irre. Gib unsern Kindern Gute Nacht und schlafe. Ich werde bei Dir wachen."

„Du wirst wachen? Weißt Du noch, als Du zuerst wachtest und ich auch nicht schlief, wie ich heute nicht schlafen werde? Ich war auch krank und litt viel, — weißt Du noch? Aber so werden wir heute nicht wachen. Wie doch so Alles vorüber geht, und das Schöne, Liebe am allerschnellsten. Gehe Du nur auch zu Bett, ich wecke Dich, wenn es sein muß. Damals sprachen wir trotz meiner Schmerzen viel, aber was sollten wir heute sprechen?"

Der kleine Richard langte an ihr hinauf. Sie küßte ihn, hielt ihn so von sich ab, daß sie ihn betrachten konnte und küßte ihn dann nochmals innig.

Christian, der die ganze Zeit in der Lieblingsstellung seines Vaters, mit vorn gekreuzten Armen, am Tische gestanden hatte, trat heran und sagte ihr mit ungewöhnlicher Bewegung: „Du bist sehr gut, Mutter, ich habe Dich mehr lieb als Du weißt!"

Gertrud sah ihn einen Augenblick ebenso erstaunt an als Hennings, dann zog sie ihn lebhaft an sich und sagte, mit dem feinen Gefühle der Kranken die Stimmung des Knaben erkennend, „Es hat Dich auch Niemand so lieb als Dein Vater und ich; gute Nacht'

mein liebes, liebes Kind!“ Sie küßte ihn auf Mund und Augen und gab ihn sogleich in Hennings Arme, der ihn, obwohl dem Dringen seiner Frau nur mechanisch folgend und ohne sie ganz zu verstehen, ebenfalls küßte. Nun ließ sie sich zu Bett bringen, drückte ihrem Manne, der seinen Mund an ihre feuchte Stirn preßte, mit einer gewissen Scheu die Hand und schien bald zu schlummern, wenn es Hennings auch scheinen wollte als sei ihr Schlaf mehr eine dumpfe Bewußtlosigkeit, eine Regungsunfähigkeit von großer Erschöpfung herrührend, als eine erquickende Ruhe.

Christian versuchte sein Rollbette selbst hervor zu ziehn und schien zum erstenmal durch das Bewußtsein seiner Hülfsbedürftigkeit zu leiden. Es standen ihm dicke Thränen in den Augen als er den Vater bitten mußte ihm zu helfen, auch setzte er mit einem gewissen Trotze hinzu: „Aber, bitte, thue es leise, damit die Mutter nicht erwacht.“ Richard war nicht eher zu beruhigen gewesen, bis er einen Platz neben der Mutter bekam. Die Bedingung, die Kranke nicht durch enge Berührung zu stören, erfüllte und umging er zugleich dadurch, daß er vorsichtig zwei seiner kleinen Finger auf ihren Arm legte. In dieser Stellung und vielleicht im Nachdenken darüber ob dies eine enge Berührung sei, schlief er ein und war wol die einzige der vier Personen, die keinen Groll, keinen Kummer und keinen nachhaltigen Schmerz für den nächsten Morgen bewahrte. Denn

auch Chriſtian weinte noch lange Zeit und ſuchte ſein Schluchzen unter der Decke zu verſtecken. Es ging etwas in dem Knaben vor, ſeine Thränen waren weder von Rührung noch Schmerz erpreßt, ſie bedeuteten Kampf und Krampf. Er ſchlief unruhig und kam wiederholt an das Bette der Mutter heran und ſah nach ob ſie ihre Stellung verändert; dann legte er ſich ohne des Vaters Frage, was er wolle? zu beantworten, wieder in ſeinen Kaſten nieder.

Hennings verſchanzte die Lampe ſo, daß das Bett ganz im Schatten lag, und nahm ein Buch. Er las mechaniſch Buchſtaben für Buchſtaben ohne am Ende der Seite ein Wort von dem zu wiſſen was er geleſen. — Man kann im Sitzen denken wenn man fährt, man kann es, wenn uns Krankheit an einen Ort feſſelt, aber eine lange Zeit nur um jedes Geräuſch zu vermeiden, geſund, wach und nachdenkend an einem Platze zu ſitzen, das iſt eine Folter. Man ſucht unwillkürlich die Bewegung auf und will den Körper mit den Gedanken zugleich ſpaziren führen, es liegt eine Befriedigung darin den Schritt beſchleunigen zu können wenn das Sinnen ſich erhitzt, und es iſt eine Erleichterung, gleichſam ein raümliches Hinauskommen aus einem finſtern Traume möglich, wenn man ſich Herr ſeines Körpers fühlt. Im Sitzenmüſſen aber liegt eine Lähmung für heitre Fantaſiebilder, und für düſtere eine furchtbare, grenzenloſe Steigerung. Sie engen

die Bruſt ein und man kann ihnen nicht entfliehn; nach und nach ſcheinen die Glieder paralyſirt, abgeſtorben, läſtig, — zu dem Allem was den Gedanken niederhält kommt noch eine Art von Alp. Dies Gefühl iſt ſo auflöſend und vernichtend, daß es dem eines Scheintoten gleichen mag, der im Starrkrampfe Alles genau hört was um ihn her geſprochen wird, der alle Anſtalten zu ſeinem Begräbniſſe treffen ſieht und keinen Laut, kein Zucken, ja nicht einmal einen Hauch findet um ſich vor dem entſetzlichen Schickſale zu bewahren lebendig dem Grabe zu verfallen. — So war Hennings' Lage eine ſchreckliche. Er konnte nicht leſen, er konnte aber auch nicht denken; er konnte nicht hoffen und konnte doch auch Niemand ſo verdammen, daß ihm dieſe Verurteilung eine Genugthung gewährt hätte. Was geſchehn war, hatte hundertmal geſpielt ohne dauernde Folgen zu haben. Hier waren es die Verhältniſſe, die eigne Dispoſition, die das was ſonſt nur eine allgemeine Verdammung verdient hätte, zu einer verderblichen Spitze machten, die ſo recht in's Herz ſeines Familienlebens geſtoßen wurde. Er verzweifelte nicht an der Heilung, aber einmal fürchtete er auch im beſten Falle die Narbe, und zweitens mußte er ſich ſagen, daß er nicht ſo rein, nicht ſo ohne Schuld ſei um die Heilung der moraliſchen Wunde weſentlich zu fördern. Er hatte nichts gethan was ſchlecht war, aber er hatte unterlaſſen was gut war, er hatte ſeine kranke

Frau vernachläßigt und durch immerwährende, von ihm unbeachtete Gemütsbewegungen ihren Zuſtand zu einer Spannung kommen laſſen, der jene Szene mit dem Grafen weit über ihre urſprüngliche Tragweite hinaus gefährlich machte. Er konnte ſich's nicht ableugnen, daß er ſogar ſchuldiger als Hugo, denn dadurch, daß er — freilich ohne direkte Schuld — Veranlaſſung zu den Beziehungen gab, die Gertrud ausgeſprochen, war die Kränkung erſt recht intenſiv geworden. Entſchuldigt war aber die Barbarei, mit der ein Reitknecht ſich's vor den Augen ſeines Herrn heraus zu nehmen wagte eine Frau anzutaſten, dadurch immer nicht. Ohne dieſen „Herrenſpaß" hätte die Umkehr, zu der ihn die heutige Debatte mit Cecile trieb, das Wiederfinden ſeiner Würde, die er ſich von dem ſchönen Mädchen ſpielend hatte entwinden laſſen, Alles wieder in's Geleiſe bringen können ..... So kämpfte in ihm Selbſtanklage und Drang ſich zu rechtfertigen. Er floh vergebens aus dem Bereiche des einzelnen Falles, er verſuchte umſonſt durch eine Darſtellung der allgemeinen Verhältniſſe, die einen ſolchen Konflikt möglich gemacht, ſein Brüten auf ein anderes Feld zu bringen. Umſonſt! Die Macht des Traumes war gebrochen durch die Wirklichkeit, die Farben verwiſcht durch die Geſtalt, durch die Form. Er konnte ſich nicht entrinnen. Troſt iſt Unſinn oder Beleidigung, und die beſte Doktrin paßt immer auf Alles nur nicht auf den konkreten

Fall. — Er litt und büßte in dieſer Nacht ſchwer und geriet ſelbſt in ein Fieber, deſſen raſende Bilderjagd ſich auf der einförmigen Pendelbewegung der ſchwarzwälder Wanduhr wiegte und mit Tick und Tack taktmäßig an ſeine Schläfe hämmerte. Als ihn endlich der Morgen erlöſte war er ſtumpf und verfallen. Es war in der That keine Nachtwache geweſen wie jene, von der Gertrud ſprach, jene, in der ſie die Geburt ihres erſten Kindes erwarteten. —

In Gertruds Zuſtand hatte ſich nichts geändert, ein erſchöpfender Schweiß machte ſie noch hinfälliger, ſie war kaum im Stande die Arme zu bewegen. Als ſie den Wunſch äußerte ſich aufzuſetzen und zu dieſem Zwecke das Unterſtopfen eines Kiſſens verlangte, Hennings aber im Augenblicke erſt etwas aus der Hand legen mußte, ſchwang ſich Chriſtian auf das Bett und brachte es mit Anſtrengung all ſeiner Kräfte dahin, daß wirklich der Dienſt ſchon geleiſtet war als der Vater kam; ebenſo raſch brachte er der Kranken ein Glas Waſſer, kurz ſeine Bemühungen der Mutter die Handleiſtungen des Vaters ſo entbehrlich als möglich zu machen waren im höchſten Grade auffallend und wurden von Gertrud mit einer gewiſſen Ängſtlichkeit überwacht. Hennings dagegen ſchien ſie nicht zu bemerken oder fand doch nicht das darin, was die Kranke darin ſuchte.

Gegen Mittag kehrten die Kräfte einigermaßen wieder und Gertrud verlangte mit der derartigen

Kranken eigentümlichen Unruhe und Ungeduld aufzuſtehen. Nur mit Mühe konnte ſie überredet werden nicht nur im Bette, ſondern auch müßig zu bleiben.

„Du biſt ſo krank, daß ich es für meine Pflicht halte einen Arzt aus der Stadt kommen zu laſſen. Ein Verſehn könnte Deinen Zuſtand nur verſchlimmern.

„Einen Doktor? Der iſt theuer und wir ſind ſo arm. Glaubſt Du, daß ich das Geld meiner Kinder anrühren laſſe? Hätteſt Du Spinnräder gemacht, ja hätteſt Du die hübſche Elfenbeingruppe noch, die mir ſo lieb war, aber Alles, Alles blieb im Schloſſe, Alles was mich geſund machen könn'e . . . .“

Hennings' Geſicht bot einen gräßlichen Anblick. Die fixe Idee ſeiner Frau, die all jene Milde, die ihr ſonſt eigen war, vertilgt zu haben ſchien, jetzt auch noch in dieſer rauhen Weiſe angewendet, beſchwor alle Furien ſeiner Heftigkeit herauf und die Gewalt, die er der Kranken gegenüber gegen ſich anwenden mußte, verzerrte alle ſeine Muſkeln. Er war dunkelrot, und nochmals im Innerſten verwundet, warf er ſich an dem Bette nieder und ſtierte die Frau an . . . . Sie las auch in ſeinem Geſichte und ſagte indem ſie leiſe ihre Hand auf ſeine Haare legte: „Hab' ich Dir weh gethan? Und ich ſagte doch nur die Wahrheit. Wie lang aber wühlſt Du ſchon in meinem Herzen und es wollte noch immer nicht brechen. Es bricht auch jetzt noch nicht, wenn Du nie, nie mehr dort . . . .“

Sie machte mit Abſcheu eine Bewegung nach der Gegend des Schloſſes. „Ich werde wenigſtens den Kindern etwas ſein, wenn auch Dir nicht mehr.“

Hennings weinte weil er keine Worte fand.

„Ich werde mich erholen, ſelbſt arbeiten und wenn Du fleißig biſt und mir hilfſt, werden wir auch eignes Geld für den Doktor haben, wenn wir ihn brauchen.“

Grade die Einfachheit, mit der ſie ſprach, war es, die aus jedem ihrer Worte einen Dolch machte. Sie ſprach immer ſchlicht und mit einer gewiſſen kindlichen Innigkeit, jetzt aber ſchien es ihrem Manne als bedeute dieſe Weiſe mehr. Sein Herz blutete, aber er ſah ein, daß es im Moment und ſo lang ſie ſo heftig krank war, keiner Macht gelingen würde ihren Glauben zu zerſtören. Er mußte ſich darein finden, er mußte es tragen, wenn er nicht neue aufregende Szenen und damit neue Gefahr herbeiführen wollte. Er hoffte dagegen, ſobald ihre Kräfte ſich nur einigermaßen gehoben, ihr mit einer einfachen Erzählung den Beweis zu liefern, daß ſie im Irrtume ſei, und dadurch, durch die Freude, die ihr ſeine Unſchuld machen würde, mächtig auf ihre Geneſung einzuwirken.

Gegen Abend trat wieder Fieber mit einer Anwandlung von Delirium ein, die abgezirkelt roten Kreiſe auf ihren Wangen brannten, ſie klagte über läſtige Hitze in Handtellern und Fußſohlen und verlangte durchaus an die Luft gebracht zu werden, da ſie

in der Stube, durch Hitze und Beängstigung ein immerwährendes Flirren vor den Augen, ein Spiel von Millionen glühender Mücken aushalten müsse.

Kaum hatte sie sich mit Hilfe ihres Mannes und der Magd angezogen um sich in den Garten zu setzen, als ein unerwarteter Besuch kam. Christian führte den Kapelan, der einem kleinen, runden Herrn in einem roten Rocke den Vortritt ließ, in die Stube und lief mit dem Rufe: „Da ist der Doktor!“ auf seine Mutter zu.

Er hatte das Gespräch seiner Eltern, worin der Elfenbeingruppe Erwähnung geschah, angehört und erinnerte sich genau, daß Hennings früher erzählt, das Geschäft mit den Statuetten sei noch nicht abgeschlossen da er sie nur als Geschenk aus den Händen geben und die Gräfin sie so nicht nehmen wolle. Hierauf hatte der Knabe seinen Plan gegründet. Es war unzweifelhaft, daß die Mutter in den Verkauf der Schnitzerei zur Bestreitung der Kurkosten willigte, sonst hätte sie nicht daran gemahnt. Sobald er sich hierüber klar geworden machte er sich auf und ging mit der ihm eignen Unbefangenheit in's Schloß hinauf; die Leute, die ihn schon kannten, wiesen ihn zum Kapelane nach dem er fragte, und von diesem wieder ertrotzte er durch seine kategorische Forderung, daß er sogleich zu Gräfin Cecile geführt wurde. Sie erinnerte sich seiner vom Friedhofe her und würde den Sohn des Drechsler

Hennings auch ohne die Vorſtellung durch den Kapelan erkannt haben.

„Nun, warum kommt Dein Vater heute nicht? Iſt Deine Mutter wieder krank?“ fragte ſie ihm lebhaft entgegen. „Schickt Dich Dein Vater?“

„Mein Vater kommt nicht mehr zu Dir,“ ſagte der Knabe, ihr voll in's Geſicht ſehend, „und meine Mutter iſt ſehr krank weil Dein Bräutigam ſie gemißhandelt und der Vater ihr weh gethan hat. — Ich aber komme zu Dir, weil ich will.“

„Burſche, Du ſprichſt zwar eine verzweifelte Naht zuſammen und verdienteſt mit Herrn Kloppſtock Bekanntſchaft zu machen, außerdem lügſt Du auch, wenn Du ſagſt ich habe Deine Mutter gemißhandelt, denn ich habe nur mit ihr geſcherzt, alſo iſt Dein Vater wahrſcheinlich mehr ſchuld als ich . . . . .“

„Das glaub' ich auch!“ ſagte Chriſtian, der vorher gar keine Notiz von dem Grafen genommen hatte obgleich er dicht neben Cecile ſtand. „Aber ich lüge nie.“

„Meinſt Du wirklich? Du biſt ja ein kleiner Teufelskerl, Junge, — die Sache iſt die, daß es mir leidthut, wenn Deine Mutter irgendwie durch mich gekränkt worden iſt, und daß ich's gern übernehme ſie wieder geſund machen zu laſſen, wenn es irgend geht. Das Leid das ich ihr angethan habe, läßt ſich jedenfalls repariren.“

„Ich will einen Doktor, aber nicht von Dir. Zu Dir komme ich nicht.“

„Alſo zu mir? Sage nur endlich was Du willſt.“

„Ich hätte gar nichts weiter geſagt, wenn Ihr nicht immerfort fragtet.“

„Wie Jammerſchade, daß das Menſchlein ſo winzig iſt und wol kaum dem Kapelan über den Kopf wachſen wird, was gäbe das für einen reſoluten Soldaten.“

„Werdet Ihr mich nun bald anhören, ſtatt über mich zu ſpotten, weil Ihr alt und lang ſeid, ich aber jung und klein?

„Ja, ja, rede nur!“

Chriſtian ging an einen kleinen ausgelegten Tiſch heran, auf dem die Arbeit ſeines Vaters ſtand, deutete mit dem Finger darauf und ſagte: „Mein Vater will Dir das ſchenken, Du willſt es kaufen. So bekommſt Du es nicht, — aber Du kannſt es doch behalten ohne dem Vater Geld dafür zu geben: ſchicke der Mutter einen Doktor, der ſie geſund macht. Das koſtet Geld und wir haben keins, denn der Vater war nicht fleißig und die Mutter will ſich für das was Richard und mir gehört nicht geſund kaufen.“

So konfus die Worte des Knaben auch für die Zuhörer waren, leuchtete es Cecile doch ein, daß er durch Sie einen Arzt verlange, aber ſo wenig wie ſein Vater etwas geſchenkt haben wolle.

„Dein Vater war ſogar ſehr fleißig, aber er wollte vor Beendigung ſeiner Arbeit weder einen Preis machen noch Geld nehmen. Ich will Dir, denn Du biſt ja ſo klug, daß Du es gewiß nicht verlieren wirſt, Geld als Abſchlagszahlung mitgeben und außerdem gleich einen Reitenden nach der Stadt um den Doktor ſchicken. Über die Schnitzerei ſpreche ich ſchon noch mit Deinem Vater. Schreiben Sie doch gleich, Kapelan, an Dr. Vermilio und ſchicken Sie einen Reitknecht damit ab. — Du biſt Deiner Mutter wol ſehr gut?“

„Ja, ſeit der Vater den ganzen Tag im Schloſſe war und uns allein ließ, und ſeit geſtern erſt recht. Kommt der Doktor aber auch gewiß?“

„Er wird Nachmittags, ſpäteſtens fünf Uhr hier ſein. Biſt Du zufrieden, kleiner Sicherheitskommiſſarius?“

„Gut. Jetzt geh' ich wieder, aber Du mußt mir die Thüre aufmachen, ich bin ja ſo „winzig“, wie Dein Bräutigam ſagt.“

„Nimm nur zuerſt das Geld für Deinen Vater.“

„Nein, ich kam nur um den Doktor zu verlangen.“

„Aber ſo ſieh Dich doch wenigſtens hier ein wenig um, Junge, ſo habt Ihr's bei Euch doch wol nicht; und willſt Du nicht ein Stück Kuchen haben?“

„Ich will nichts, gar nichts von Euch. Für den Doktor haſt Du die heilige Cäcilie, wir brauchen alſo

nicht zu danken.“ Und der Knabe ſah in der That nur die Thüre an als fürchtete er von den Bildern an den Wänden und den hundert andern ihm fremden Dingen im Auge etwas mitzunehmen, wofür er am Ende doch danken müßte.

Hugo öffnete ihm die Thüre und rief ihm noch nach: „Warte nur, kleine Range, Du wirſt ſchon noch gezähmt werden. — Das iſt ja eine verzweifelte Brut. Der Vater nimmt ſich Freiheiten gegen Dich heraus und will Dir gar Geſchenke machen, die Mutter wird ohnmächtig weil ich ſie anrühre, als wäre ſie eine verzauberte Prinzeſſin und die Majeſtät in ihr beleidigt worden, und der Bengel endlich benimmt ſich mit einer Keckheit, die zu komiſch iſt als daß man ihn, wie er's verdient, zur Thüre hinaus werfen könnte.“ —

Wir wiſſen nicht, ob Graf Hugo durch dieſe Bemerkungen oder einen andern glücklichen Zufall der Gardinenpredigt entging, die Cecile für ihn in petto hatte, — wenigſtens hatte ſie weder über den Knaben noch über Hugo's Zuſammenſtellung gelacht. Der Konflikt mit Henninge war ihr überaus unangenehm und ſie war überzeugt, daß er ſich nur ſchwer würde ausgleichen laſſen.

Chriſtian war nach Hauſe gegangen, hatte es über ſich gewonnen zu ſchweigen und die Uhr zu kontrolliren, die ihm heute merkwürdig langſam zu gehn ſchien. Nach vier Uhr verließ er das Zimmer und ſtellte ſich

auf die Lauer. Kaum ſah er endlich, nachdem doch wol noch mehr als zwei Stunden vergangen waren, alſo ſeiner Anſicht nach eine Lüge der Gräfin vorlag, einen Herrn in Begleitung des Kapelans vom Schloſſe herunter kommen, als er ihm entgegen lief und kurz fragte: „Sind Sie der Doktor?“

„Ja, mein Junge!“ antwortete das behäbige Männchen und ließ ſich nun nebſt ſeinem neugierigen Begleiter den Weg weiter zeigen.

So kam es, daß plötzlich Herr Vermilio, medicinae Doctor, nebſt Herrn Ambroſius Feigenblatt, Baccalaureus liberarum artium und Schloßkapelan zu Hebleuried die kleine Wohnung des Drechsler-Hennings mit ſeiner Gegenwart beehrte.

Der Doktor war ein in ſeiner Art berühmter Mann und namentlich als Frauenarzt weit und breit in den höheren Kreiſen beliebt. Er war hochbejahrt, galt für höchſt diskret und hatte zu viele Proben ſeiner Geſchicklichkeit abgelegt als daß Jemand gezweifelt hätte ein Anderer als er ſei im Beſitze des möglichſten Lebensverlängerungselixirs. An ſeinem Äußeren war noch viel aus jener Zeit, wo die Arzneikunde nicht bloß eine halbe Charlatanerie war. Und es liegt in dem Gedanken, der dahin geleitet, nichts ſo ganz Unrichtiges. Bei jener Heilmethode durch ewiges Aderlaſſen und Purgiren nebſt vielem unnützen Pflaſtern und großem Latwergengebräu mußte der Glaube, die Superſtition

doch ein Übriges thun. Reell und ſinnig war nur die Chirurgie, wie ſie bis heute noch der einzige Zweig der mediciniſchen Wiſſenſchaften geblieben iſt, deren Weſen fern von aller Charlatanerie und auf den Glauben berechneter Gaukelei Beſtimmtes verſprechen und leiſten kann. — Dr. Vermilio trug einen roten Rock mit blanken Knöpfen, kurze Hoſen und weiße Strümpfe. Seine runde Perücke war gepudert, in der Buſenkrauſe ſteckte eine große Brillantnadel, die er einſt für eine Wunderkur an einer polniſchen Fürſtin bekommen, — eine Geſchichte, die er ſehr gern erzählte, — aus der Seitentaſche ſeiner langen Schoßweſte, die ſich nur mühſam über dem portativen Globus ſeines Bauches ſchloß, ſah neben einer dicken goldnen Uhrkette mit Breloques verſchiednen Kalibers eine große goldne Doſe, ebenfalls ein von der Dankbarkeit gewidmetes pretium affectionis, und in der Hand wiegte er einen ſchönen Rohrſtock mit ſchwerem, goldnem Knopfe. Fügen wir hiezu ein rundes, rotes Geſicht mit freundlich pfiffigen Augen, einer Burgundernaſe, einem etwas breiten, leicht beweglichen Munde und einem Doppelkinne, Alles unter einem kleinen, an den Seiten aufgekrempten Hütchen, ſo haben wir eine Geſtalt, die nach allen Regeln der Kunſt den Kranken Vertrauen einflößen mußte. Das Männchen hatte ſich ſelbſt zu gut erhalten, als daß es nicht auch Andere konſerviren konnte. Sein Auftreten war durch eine

Miſchung von jener Bonhommie, die wir faſt immer bei thätigen Menſchen finden, die ſich eines gewiſſen Wohlſtandes erfreuen, und echtmediciniſcher Rückſichtsloſigkeit bezeichnet. Seine Erfahrungen über die „Hinfälligkeit des Menſchen“ mit oder ohne Wappen, mit oder ohne Renten, ſeine genaue Bekanntſchaft mit dem groſſen Nivelleur Tod gaben ihm auf der einen Seite eine gefühlte Überlegenheit, die ſich vornehmen Herrſchaften gegenüber oft in kleinen Chikanen und Placereien äuſſerte, während er andrerſeits für Arme eine ganz beiſpielloſe Milde und Gefälligkeit hatte — wenn er eben guter Laune war. Man ſagte ihm zwar nach, daß ſeine Armenpraxis eine Art von Hospital- oder Experimental-Praxis ſei und daß er ſich für ſeine unentgeltlichen Studien bei ihrer weiteren Anwendung hinlänglich entſchädigen ließe, aber es unterlag doch keinem Zweifel, daß er oft in Hütten wie in Paläſten mit dem Nimbus eines Retters erſchienen war und daß ſein roter Rock, obgleich genäht und nicht tauſend Jahre alt, ſchon viele Wunder gewirkt.

Diesmal brachte er zum Unglücke den Kapelan mit und hatte dadurch Gelegenheit ſeine einzige groſſe Untugend, eine wahre Uhrwerksgeſchwäzigkeit in Gegenwart des Kranken und ſeiner Angehörigen, auszukramen.

Hennings ging den Herren entgegen und fragte in natürlicher Überraſchung, was ſie hierher geführt? Er dachte daran, daß Cecile das Kommen des Arztes

veranlaßt und war überzeugt, daß eine Silbe davon genügen würde, Gertrud auf's Neue heftig anzugreifen. Aber ehe Dr. Vermilio, der eine Prise nehmend zwei Schritte von der Thüre entfernt die Stube musterte, oder der Kapelan antworten konnte, trat Christian wieder vor und erklärte, er habe den Doktor verlangt und würde hernach schon erzählen wie.

„Ja, ja," sagte der dicke Mann im roten Rocke, „wir haben viel über den kleinen Burschen gelacht. Ihr habt einen braven Jungen, Meister Hennings.... so heißt Ihr ja wol? Ich bin auf seine Ordre hier, und braucht Ihr für Kosten ꝛc. ꝛc. keine Sorge zu tragen. Alles in Ordnung! Auch ohne die hohe Gönnerschaft, derer Ihr Euch rühmen könnt."

„Erlauben Sie mir Herr Doktor, daß ich doch vorher . . . . ."

„Laßt es nur jetzt," sagte Vermilio gemütlich, „wir wissen, daß Ihr ein sonderbarer Kauz seid, haben im Schlosse von Euch gehört, werdet aber doch darum Eure Frau nicht ohne Hilfe lassen wollen? He? Sind auch wie Ihr arm gewesen, sind es jetzt nicht...." er spielte mit den goldnen Breloques seiner Uhrkette, „wissen Eure Delikatesse zu schätzen, aber ist ein eignes Ding um den Arzt, sehr eigen. Der Arzt ist eine Art Gottgesandter, ein Engel —." Er wie die Umstehenden mußten trotz der Spannung, die auf ihnen lag und trotz der Feierlichkeit mit der er sprach, beim Anblick

seiner kurzen, kugligen Gestalt über den Vergleich lächeln. — „Ja wahrhaftig eine Art Engel unter den Menschen, der Leben bringt von oben und durch das Auflegen der Hände gesund machen kann, — wenn es nämlich die Natur des Menschen erlaubt. Die Gesundheit läßt sich nicht bezahlen, Ihr dürft mich also nicht fortweisen, weil Ihr nicht zahlen könnt. Ich schenke Euch auch nichts, ich thue nur was Pflicht und Gewissen dem wissenden Manne auflegen und will darum, daß Ihr mir vollständig freie Hand laßt."

Ob er diese Lehre überall anwenden wollte, oder ob er sie überhaubt im Stillen mit einem Rückblicke auf die hohe „Gönnerschaft" versah, kann nicht verbürgt werden, auch machte trotz des freundlichen Gesichtes die überflüssige Emphase auf den Drechsler keinen Eindruck und dieser war in seiner Störrigkeit immer noch bereit seinen Platz zwischen dem Arzte und der Kranken zu behalten bis ein fester Kontrakt ohne jede Zweideutigkeit abgeschlossen worden. Gertrud saß mit einer überraschend gleichgiltigen Miene dabei und sah aus als kümmere sie die ganze Verhandlung nichts.

Unterdeß war der Doktor mit seiner Inspektion des Zimmers fertig geworden und wiegte zum Zeichen seiner Zufriedenheit mit dem Kopfe auf und ab. Dann nahm er eine neue Prise Spaniol, die er vorn übergebeugt mit großer Vorsicht in die Nase praktizirte, schob die Dose in die Tasche, schlug die Manschette

an der rechten Hand zurück und hob den Stock mit der linken Hand zur Höhe des Kinnes empor. Jetzt erst fand sich die rechte Amtsmiene ein, und mit zusammen gezognen Brauen und vorgeschobnen Lippen sagte er: „Einen Stuhl, Meister Hennings!“

Der Drechsler gehorchte unwillkürlich und gab dadurch den Raum zur Kranken frei, den der Doktor sofort einnahm. Er zog sich den Stuhl bequem heran, bedeutete den Kapelan sich neben ihn zu stellen und sagte mit unendlicher Gewichtigkeit: „Thun wir unsre Pflicht!“ Dann zu der Kranken gewendet: „Liebe Frau, Ihr seid nicht wohl, wo fehlt's?“ — „Überflüssige Frage,“ sagte er zum Kapelan halblaut, „müßte ein Stümper sein, und das ist Dr. Vermilio nicht, wenn ich die Diagnosis nicht beim ersten Anblicke dieses casus fertig hätte, aber muß der Kranken Mut machen und zu Ihrer Belehrung, — denn es ist ein casus criticus, — alle Symptomata gründlichst eruiren.“

„Überall, ich bin matt und schwach!“ sagte Gertrud.

„Das ist's. Kein örtliches Leiden?“

„Nein, überhaubt keinen Schmerz, aber wie eine Lähmung aller Glieder.“

„Und schon seit langer Zeit?“

„Seit mehreren Monaten, seit mein jüngstes Kind wenige Tage nach der Geburt starb.“

„Ah! Sehr jung geheiratet, eins, zwei,“ er deutete zählend mit dem Stocke nach den Anwesenden, —

„drei Kinder, ſelbſt geſtillt, — gar nicht wunderbar! Eine Amme hätte ſehr gut gethan, ſehr gut. Zartes Geſchöpf, viel Arbeit, ja, das iſt's eben. Weiter alſo, liebe Frau, bejaht oder verneint nur, was ich frage. Ich will Euch die Mühe des Sprechens erſparen. — Gegen Abend fiebröſe Exacerbation .... will ſagen Hitze, Unruhe, Aufregung, kurz ein allgemeines krankhaftes Gefühl? Etwa, wie jetzt, fadenförmiger Puls....“ er fühlte ihr den Puls und ſagte dem Kapelan: „Da, da, mit dem Finger zu zerdrücken, fühlen Sie, das iſt bezeichnend!“ Dann fuhr er in ſeinem Examen fort. „Zunge ..... rein, ohne Belag, — etwas trocken, nicht wahr? ..... Kleine Störungen im chylopoetiſchen Syſteme, will ſagen in der Verdauung? Unbehaglichkeit während der Digeſtion? Hm, hm! Remiſſionen in der Nacht, Schlaf ohne eigentliche Erquickung, Colliquationen durch die Haut, will ſagen ſtarke Schweiße, die Euch angreifen, ſo daß Ihr des Morgens erſt einige Erholungsſtunden braucht ehe Ihr die Schwäche überwindet? Gelähmte Energie des motoriſchen Nervenſyſtems gabt Ihr ſchon an. Iſt Euer Geiſt rege, habt Ihr Delirien? Ja ſo, lieber Meiſter, das müßt Ihr mir beantworten, ſind wir bereits in dem Stadium des Delirirens, d. h. hat Eure Frau Vorſtellungen, die keinen Zuſamenhang mit der Wirklichkeit haben, glaubt ſie Dinge zu ſehn, die kein Anderer bemerkt?“

„Bis auf eine Art von Mückenſpiel vor den Augen ....“

„Ah, ah, immer beſſer. Das wollt' ich nur hören. Deliria muscitantia. Damit ſind wir fertig, die Kranke hat Alles bejaht, Domine, wir fügen durch eignes Anſchauen und Unterſuchen, frequenten, kleinen, zitternden Puls hinzu, ebenſo: abgeſchnittne Röte, trockne Zunge und trockne Hitze in den Händen. Nun iſt es leicht lege artis den Namen für die Krankheit zu finden.“ Er ſetzte ſich zurück, rieb wiederholt ſeine Naſe mit dem Stockknopfe und fixirte den Kapelan, dann ſagte er, jede Silbe ſcharf accentuirend: „Die Kranke leidet ſeit ihrer letzten Niederkunft an einer febricula depascens, seu febris nervosa lenta. Köſtlicher Name das, febricula depascens, ſo bezeichnend, o, es iſt eine große, ſchöne Sache um die Wiſſenſchaft! Dieſe febricula, die ihrem Weſen nach ſchleichend iſt, hat durch gemütliche Affektion einen Stoß erhalten, der ſie mit Gewalt in das äußerſte Stadium drängt, die Prognoſis iſt alſo, wie immer — — pessima, Domine, pessima! Was iſt zu thun? Ehrlich geſtanden, lieber Kapelan, bin ich kein Freund der bisher üblichen Methode den ganzen antiphlogiſtiſchen Apparat in ſolchem Falle in Anwendung zu bringen. Es iſt ſichtlich kein Aderlaß indicirt; Digitalis, solutio Tartari stibiati, sulphur aurat. nützen nur ſcheinbar, und reſolvirende Kräuter, Chelidonium, Taraxacum etc. ſind purer Streuſand. Die

Krankheit liegt in einem Schwinden der Kräfte; was gethan wird, muß alſo dahin zielen die Kräfte zu mehren. Wir verſchreiben plumbum aceticum gegen die Colliquationen, Caragaheen oder Lichen islandicum zum Tranke und verordnen außerdem mit Rückſicht auf die Vermögensverhältniſſe der Kranken zwar weder Schildkröten noch Wildpret, obgleich wir ihr das Letztere zu verſchaffen wiſſen werden, aber doch Ziegen- und Eſelsmilch, kräftige Fleiſchſuppen, Schneckenbrühen und vor Allem — hören Sie das, lieber Meiſter Henninges, — Entfernthalten jeder Gemütsbewegung. Andere Vorſchriften, die zu geben nötig wären, ſind bei dem jetzigen Zuſtande der Kranken als von ſelbſt verboten, überflüſſig. — Wir ſchicken Euch das Nötige morgen früh, bis dahin haltet Zugluft und dergleichen von der Kranken fern und gebt ihr nur Milch!«

Die Gegenwart des Kapelans hatte ihn zu einem förmlichen Vortrage über die febricula depascens hingeriſſen, auch der Laie konnte ſie jetzt vorkommenden Falls nicht verkennen. Als er ſich am Schluſſe der Rede erhob und ſomit das Katheder verließ, kehrte auch ſeine reinmenſchliche Theilnahme zurück, und obgleich die Blicke der Kranken ſtumpf geblieben waren und er nur für den Kapelan und in der Überſetzungs- und Interpretations-Parentheſe für Henninges geſprochen und erklärt hatte, vergaß er doch nicht der Kranken jetzt die Verſicherung zu geben, daß ſie durch nahrhafte Koſt

und Vertreibung des Fiebers, ſo wie der erſchöpfenden Schweiße bei groſſer Ruhe nach und nach wieder Herrin ihres Körpers werden würde.

Sie dankte ihm, und Chriſtian, der fühlte, daß er in dieſem Drama eine Rolle übernommen, ging ebenfalls an den Arzt heran und gab ihm die Hand.

„Nun, Du kleiner verzweifelter Burſche, biſt Du mit mir zufrieden?“ ſagte Dr. Vermilio.

„Die Mutter iſt noch nicht geſund!“

„Das geht auch nicht ſo raſch. Was Monate verdorben haben, kann nicht in einer Viertelſtunde gut gemacht werden. Du mußt den Arzt nicht allein nach Dem beurteilen was er leiſtet, ſondern auch nach Dem was er aufhält und verhindert, mein Junge. Eine hübſche Sache, meine Kunſt, nicht wahr?“ Und er hielt dem Knaben den prächtigen Stockknopf vor die Naſe, als wollte er ihm dadurch einen rechten Begriff von ſeiner Kunſt geben.

„Werden Sie mir nun, nachdem ich mich in Alles gefügt und Ihren Bemühungen nichts in den Weg gelegt, endlich ſagen, wie wir zu Ihrem Beſuche kommen und in welcher Weiſe Sie die Entſchädigung dafür wünſchen? Ich bin in der Welt nicht ſo fremd, daß ich nicht wüßte, die Arzneikunde ſei ſo gut wie jedes andre „Gewerbe“ eine Kapitalsanlage, die andre Intereſſen bringen muß als den Dank geretteter Menſchen.

Ohne dies wären Sie auch nicht, wie Sie vorhin bemerkten, arm gewesen."

„Wir haben nur mit dem kleinen Burschen, Eurem Sohne zu schaffen," sagte der Doktor mit vielem Humor, „und sind darum Euch darüber keine Rechenschaft schuldig. Ihr werdet gestehn müssen, daß es dem Knaben wohl ansteht so früh schon für seine kranke Mutter zu sorgen. Ihr habt ein sehr braves Kind."

Übrigens winkte der Arzt dem Drechsler ihn hinauszubegleiten. Draußen stellte er sich wieder mit der Amtsmiene vor ihn hin und sagte: „Ich sah französische Bücher bei Euch, könnt Ihr auch lateinisch?"

„Nein!"

„Dann will ich Euch etwas sagen, damit Ihr auch auf das Wahrscheinliche, Schlimmste vorbereitet seid. Depascere heißt abweiden, febricula depascens nennen wir ein Fieberchen, das seinem Auftreten als Fieber nach äußerst unbedeutend scheint, aber nach und nach die besten Kräfte ab-wei-det. — Der Organismus strengt sich immer mehr an thätig zu bleiben, daher in den Remissionen die Schweiße, aber Alles was er hervorbringt, weidet das Fieberchen Tag für Tag ab. Gelingt es die Produktion der neuen Kraft nachhaltig über die Gewalt des Fiebers zu spannen, so haben wir gesiegt, aber das geschieht selten, das Fieber wächst in der Regel gleichmäßig mit der Kraft und zuletzt tritt allgemeines Erschlaffen aller Organe und der Tod

durch prostratio virium, Aufhören aller Lebensfähigkeit, ein. Das laßt Euch gesagt sein. Die Krankheit ist zu lang vernachläßigt, die Inklination durch den Körperbau bedingt, der Ausbruch durch rasche Folge der Entbindungen und Stillen der Kinder in geschwächtem Kräftezustande so wie durch geistige Aufregung gefördert worden ..... Ihr müßt Euch darein finden, wir thun was wir können, aber viel Hoffnung hab' ich nicht." —

Damit gingen sie und ließen den Drechsler, der sich an die Mauer des Hauses lehnen mußte, halb vernichtet stehn.

Ihm schien nun der rote Doktor ein Henker und der schwarze Kapelan, der die ganze Zeit nicht eine Silbe gesprochen und offenbar nur beobachtet hatte um zu Hause Bericht zu erstatten, ein Leichenrabe. —

Siebentes Kapitel.

Eine Versetzung.

Die Welt will betrogen sein! — Ließe sie sich nur wenigstens immer schön betrügen, dann behielte ihre Manie noch Sinn und die Dichter hätten gewiß alle Tage Küsse und Champagner vollauf. Das Leben wäre ein Walpurgisnachtstraum oder ein hübsches Metamorphosenstück ohne Pech und Schwefel, nur Kolophoniumblitze und Regenbogen bekämen Passirscheine, es schneite Blüten, die Menschen wären frei, die Nachtigall sänge wenn man wollte .... Ach, warum haben sich doch auch die Poeten von den Kutten in's Handwerk pfuschen lassen, warum hat der häßliche Betrug über den schönen den Sieg davon getragen, warum ließ man die Welt zu einem Jammerthale, den blauen schönen Himmel mit seinen funkelnden Kerzen zu einem Restaurationslokale für Irrsinnige und Geschundne lügen, statt das Schöne zu verklären, das Gute zu lieben und Alles zu genießen? Warum? — Haben Das die Dichter verbrochen? —

Nicht so ganz, aber sie ließen sich überflügeln, sie stehn noch heute in zweiter Reihe und lassen im Herzen des Volkes den finstern Gedichten vor ihren hellen den Vortritt. Der „schöne" Betrug, der so wunderschön, so süß verlockend ist, daß er trotz aller Anatheme, welche die Priester des häßlichen nach ihm schleuderten, eine Macht blieb, wird aber doch einst mit dem Flammenschwerte, das nicht mehr noch minder als ein Sonnenstral ist, um den sich eine irdische Rose schmiegt, den Geist der Finsterniß niederschmettern . . . . Es ist jene alte Geschichte: In ferner Zeit gab es nur Engel des Schönen, man dichtete das Lob des Gottes der Liebe, — dann aber wurde ein Engel hochmütig und trennte sich mit seinem Anhange von den Andern. Er erfand den finstern Gott, der die freundliche Welt mit den Millionen Blüten und den Himmel mit den Millionen Sonnen nie schaffen konnte, — ihn ließ er die Hölle schaffen und lobte und pries fortan den Gott des Hasses, den Sklavenvogt, in dessen Peitsche die Sterne Knoten sein sollen. Er fand Anhang auch auf der Erde und zog Schüler auf mit Gift und ätzender Säure; diese blendeten die Sterne und verdarben die Blüten, es ward Nacht und Winter, und in der Dunkelheit und im Schneesturme siegten die Engel der Finsterniß über die Engel des Lichtes, der Haß über die Liebe, — es ward Nacht und Winter, die Kalten dichteten und stellten den Dichtern Netze. So kam es, ja so kam

es, daß die Welt nun häßlich betrogen wird und die Dichter von den Kutten angefeindet werden, wie die Engel von den Anhängern des gestürzten Engels. Sie waren einst Brüder, nur dichteten die Einen schön, die Andern häßlich: Das ist jetzt vergessen, weil die Einen ehrlich blieben und ihre Märchen als Märchen erzählen, die Andern aber mit ihrer Spielerei Herrschaft anstrebten und Betrug im neuen Sinne, im Sinne des code pénal übten. Der Dichter betrügt nicht wie es der Fälscher thut, diesen Betrug machte erst der blinde Glaube möglich und Wer den erfand, ist bekannt genug. — Wie schade, daß das Beste was der Mensch hat, die beste Kraft, die sich in ihm regt, durch den Hochmut eines Einzelnen und die Schwäche der Andern zur Geißel der Menschheit wurde; wie schade, daß die Poesie auch ihre Pole haben mußte!

Alles ist Poesie, Alles ist Märchen. Jeder neue Gedanke ist ein Gedicht, jedes Gemälde noch am Vorabende der Ausführung ein Märchen und jede Symphonie ehe sie über die Saiten rauscht ein Traum. Der Beweis, die Anwendung erst entreißt das Farben- und Tonbild dem Traumreiche, der Gedanke wirkt dann sichtbar und faßlich, das Gemälde zeigt Gestalten und die Symphonie baut ihre Tonsäulen auf. Dann waren sie Märchen. Die Gedichte der Kutten bleiben es immer — und darin mag ihr Reiz liegen.

Die Poesie ist eine imposante Macht. Die Sucht nach Unglaublichem zu spüren, die Liebe für Märchenhaftes, die Befriedigung, die wir sinnigem Unsinne verdanken, hat ihren guten Grund in dem Bewußtsein unsrer Unwissenheit. Alles was jenseits unsres Wissens liegt, ist begehrenswert, und in jenes Reich hinüber fliegt die Poesie, jene Welt ist eine Welt voll Märchen. Je weniger die Menschen wissen, desto zugänglicher sind sie für Traumgebilde und abenteuerliche Geschichten; der Sinn dafür geht mit der halben Kultur, die stets den Stabilismus bedingt, verloren, aber er kehrt auf ihrer Höhe zurück. Der rohste und der gebildeteste Geschmack begegnen einander. — Man pflegt diesen Trieb nicht Wißbegierde zu nennen, aber er ist ihr Zwillingsbruder. — Alles hat seine Erklärung. Wo wenig Unterricht, wenig Kenntnisse sind, findet das Wissen keinen Boden, desto leichter aber finden ihn Wunder, die durch sich selbst über alle Lücken im Verständnisse, über alle mangelnden Vordersätze weghelfen, weil sie ihre Abwesenheit ignoriren. Darum glaubt das Volk so leicht und versteht so schwer. Nur das Abgeschlossne, in sich Fertige gilt ihm für begreifbar, nur das Unmögliche ist ihm von vornherein möglich weil es keine weitere Frage, keinen Zweifel nach vorwerts oder zurück zuläßt. Das Wunder beantwortet Alles ein für allemal. — Unterricht, der auf Schlußketten begründet ist, weist von Glied zu

Glied weiter, folgert Eins aus dem Anderen und hat ſtets noch eine Frage in Bereitſchaft. Der Beſchränkte wird zuletzt des Fragens müde, er begnügt ſich mit dem Erreichten, und mit dem Weiterſchließen hört notwendig auch das Weitertraümen auf: Der Selbſtgenügſame, der Philiſter hat darum auch nie Sinn für Gedichte und Märchen, — alle Wunder nehmen bei ihm ein Ende. — Aber über ihn hinaus beginnt ihre Herrſchaft wieder; die höchſte Empfänglichkeit für das Wiſſen und Erkennen drängt wieder in Kreiſe, in denen Traüme und Märchen zu Hauſe ſind. Wir müſſen vorwerts in's Unbekannte, — und dort wohnen ja die Märchen. Ihre Welt iſt endlos, das Wiſſen entvölkert ſie nicht, ſo viel es ihrer auch tötet, denn das letzte, — wenn es ein ſolches einmal gibt, — weckt alle Verſtorbenen wieder auf und die tauſend und eine Nacht der Märchen des Menſchengeiſtes wird dann nur zurück geleſen. — Man glaubt das Neue nur wenn es wunderbar und abenteuerlich klingt, man glaubt weil man wiſſen *will*, ſo wie man glaubt wenn man nicht wiſſen *kann*. — „Unmöglich, unglaublich und gerade *darum* wahr," ſagt der Kirchenvater. Dazu treibt jener Zwillingsbruder der Wißbegierde, für den wir keinen Namen haben. Für den Haufen verliert die Maſchine, deren Geſetze er kennt, den Reiz, er liebt das Unverſtandne wie der Verſtändige das Verſtandne ſchätzt .... Was Wunder, daß die

Kuttenmaſchinen den Haufen gefeſſelt halten? Was Wunder, daß die Dichter uns feſſeln?

Und ſie haben mehr Macht über uns als wir ſelbſt geſtehn mögen oder wiſſen. Sie ſind auch daran ſchuld, daß dem Herbſte ſo viel Unrecht geſchieht, während — bei uns in Deutſchland wenigſtens — der Mai über alles Verdienſt geprieſen wird. Wir haben ja allenthalben hier den „wunderſchönen Monat Mai“ in der Regel erſt im Juni. Im Juni ſpringen die Roſen auf, im Juni ſchlagen die Nachtigallen. Aber die Dichter beſingen den Mai, ſie kehren die Naturgeſchichte um, ſtellen Alles auf den Kopf, und wenn wir auch proteſtiren wollen, wir behalten nun doch einmal die klingende, ſchöne Lüge im Kopfe, ſummen die Verſe nach und — glauben ihnen zuletzt, weil ſie uns gar ſo bekannt klingen. Warum gibt's auch auf Juni keinen vernünftigen Reim? Denn Zduny, das Neſt im preußiſchen Raubfetzen von Polen würde am Ende doch in einem Frühlingsliede eine ſehr klägliche Rolle ſpielen. Der Mai iſt ſelbſt nach Platen ein reimbares Ding, und dieſem Umſtande mögen ſeine gleichmäßig grünen Matten das Prädikat der bunten, duftigen u. ſ. w. verdanken. Wir freuen uns aus Poeten-Gewohnheit auf den Mai ſtatt auf den Juni und wiſſen nur aus poetiſcher Ungewohnheit ſo wenig vom Herbſte zu erzählen. Den Dichtern ſchien er eine Art von bourgeois, weil er nur davon weiß was Das oder Jenes

„abwirft“ und in der That eine gewiſſe Selbſtgenügſamkeit zur Schau trägt, die ihn des Philiſtertumes dringend verdächtig macht.

Aber es gibt auch ein ſchönes, ein poetiſches Philiſtertum: — der Deutſche nennt es Gemütlichkeit. Die Gemütlichkeit iſt mit vielem Anderen überhaubt eine deutſche Erfindung und mit Maß angewendet, nicht die ſchlechteſte. Wir können jede Wette darauf eingehen, daß ſie im Herbſte gemacht worden. Der Herbſt hat den Schalk im Nacken wie ein joviaſer Alter. Er iſt vorzugsweiſe die Zeit für junge Ehepaare, die Zeit in der man ſich ſo recht mit ſchaurig innigem Behagen, mit ungetrübter Traulichkeit an einander rückt. Draußen leichenfahle Sonne, — im Kamine knaſterndes Feuer; draußen Sturm, innen ruhige Befriedigung: es kann gar nichts Hübſcheres geben. Glaubt Ihr denn, daß der Herbſt aus einem andern Grunde ſeine Blätter von A — Z an den Fenſtern vorbei wirbeln läßt als um ſolche Pärchen zu ſuchen, zu belauſchen und im Fluge einen Witz zu machen? Hört Ihr denn nicht wie die Blätter, wenn ſie auf der Erde unten wieder zuſammen treffen, mit einander kichern? Sie erzählen ihre Geſchichten dem Herbſte, der ſie ausgeſendet, er freut ſich wenn er erfährt, daß er recht Vielen Freude macht wenn er ihnen den Raum verengert, er freut ſich manchmal ſo, daß er immer mehr Herbſt wird und die Schranken immer enger zieht — — daher

kommen wol auch die frühen Winter!! Die Bäume ſehnen ſich nach dem Herbſte, ſie treiben nur Blätter um Boten zu haben, die neue Geſchichten holen .... die Boten kommen freilich nicht wieder, aber was der Herbſt weiß wiſſen die Bäume auch. Oft erfahren ſie dann leider, daß ſeit einem Jahre ſo viel zwiſchen Jene gekommen iſt, die ſich im engſten Raume am wohlſten gefühlt, daß ſie nun den Herbſt nicht mehr liebhaben können. Sie miſchten himmliſche Sitten in das Erdenleben, ahmten Fremdes nach, thaten hier was „oben" zum guten Tone gehört, — daraus iſt nie Gutes entſtanden. Es iſt ſchlimm wenn auf Erden eine Ehe geführt wird wie ſie — immer nach den Dichtern — zwiſchen dem Sonnengotte und der Erde beſteht. Der Poetenwitz hat hier einen häßlichen Bock geſchoſſen wenn er eine Muſterehe aufſtellen wollte. Der Sonnengott wird jedes mal aus Angſt kühl wenn ſich ihm ſeine Gemalin nähert, und ſie wird aus Kummer darüber ein weißhaariges Mütterchen. Er liebt ſie nur par distance, er wird nur zärtlich und überhäuft ſie mit Schmuck, wenn ſie ſich in beſcheidner Entfernung hält und nichts weniger als zudringlich iſt. Das geſchieht am Himmel oder im großen Weltraume, was ja wol daſſelbe iſt. Auf Erden geht es anders zu ſo lang die natürliche Anziehungskraft als Bindemittel in der Ehe wirkt. Darum macht auch hier der Herbſt warm, während er am Himmel ein kaltes Sturzbad gibt. Im Frühling, im Mai-Juni,

kann man mit Blüten und Vögeln verkehren, die Welt ist dann nie weit genug, der Frühling bringt und weckt nichts als Sehnsucht; aber der Herbst ist gemütlich, und man kann Alles allein sein, nur nicht gemütlich . . . . .

Die Lösung eines langgewohnten Zusammenseins ist darum im Herbst schmerzlicher noch als sonst. —

Man sprach im Herbst des Jahres 182. in Hehlenried nur von drei Dingen. Zunächst von der nahen Hochzeit der Gräfin, dann von einer großen Jagd auf die Zigeuner, die sich in den benachbarten Forsten förmlich niedergelassen hatten und von da aus Diebstahl und anderen Unfug trieben, und endlich machte auch die Krankheit der Frau des „fremden" Drechslers den Leuten viel zu schaffen.

Man hatte Gertrud schon dreimal tot gesagt, aber der Doktor in dem roten Habit kam noch immer, also lebte sie wol noch.

Eigentlich war nur der Doktor daran schuld, daß Gertruds Zustand mit den andern großen Ereignissen auf gleicher Linie stand. Niemand, auch die Weisesten im Dorfe nicht, konnte herausbringen warum vom Schlosse aus eine so auffallend rege Theilnahme für die „ausländische" Familie gezeigt wurde. Weder die Diener noch der Kapelan, der einigen alten Mütterchen, die ihm ihr Sauererspartes auf Meßstipendien brachten, vertrauliche Mittheilungen zu machen pflegte,

konnten das Rätsel genügend lösen. Es entstand also regelmäßig allgemeines Kopfschütteln wenn eine Schloßequipage Dr. Vermilio aus der Stadt holte.

Henningks hatte sich zu sehr abgeschlossen als daß er Freunde haben konnte; man sagte ihm zwar nichts direkt Böses nach, leugnete ihm aber auch jede gute Eigenschaft ab. Daß seine Arbeiten weit und breit die besten waren, erkannte man ohne Umstände an, — aber Fleiß und Geschicklichkeit sind nicht so ganz Das was man auf dem Dorfe Eigenschaften nennt. Der Bauer schätzt den Menschen höher als das Fach, das Handwerk, die Kategorie, — freilich hält er auch im Allgemeinen nur den Bauer für den rechten Menschen. Er liebt eine gewisse Offenheit, einen cordialen Verkehr bei zufälligem Zusammentreffen, so fremd ihm andrerseits auch wirkliche Intimetät ist und bleibt. Es ist ihm ein Verbrechen in einem Dorfe zu wohnen und nicht Namen und Abkunft jedes Einzelnen der Mitbewohner des Ortes zu kennen, — und man wußte in Hehlenried recht gut, daß der Drechsler nicht einmal die Namen Derer behielt, die von ihm kauften. Das verzieh man ihm so wenig wie seine Einsilbigkeit. Gertrud dagegen, die von diesem Vorwurfe wenigstens nicht in gleichem Umfange getroffen wurde, fand bei den Weibern keine Sympathien, weil sie ihr Haar noch immer auf städtische Weise geflochten trug und sich nicht dazu verstehen wollte ihre Gestalt in das hier

allgemein beliebte Mäntelchen zu hüllen. Das war auch unverzeihlich und man fand puren Bettelhochmut darin.

Unter solchen Umständen gönnte dem schwergeprüften Paare natürlich Niemand die Hilfe, die es nicht einmal recht zu schätzen schien, und die Neugier war eine neidische, mißgünstige geworden.

In der Stadt hat eine solche Abneigung keine weiteren Folgen weil es auch im kleinsten Orte selten gelingen wird den „Verruf" zu einem allgemeinen zu machen, während das „Dorf" trotz aller Parteiungen dem Nichteingebornen gegenüber stets eine kompakte Masse bildet sobald es erst zum Kampfe kommt.

Die Auszeichnung, die dem Drechsler wurde, verletzte die Bauern mehr als sein früheres Treiben. Sie bildeten stillschweigend eine Coalition gegen ihn und hofften ihn durch die Not zu zähmen. Hatte er früher den Bestellungen auf Meilen in die Runde kaum genügen können, so wurden jetzt sogar bestellte Arbeiten mit leichtfertigem Tadel zurückgewiesen. — Der Bauer hat etwas mit den Alten gemein: er besitzt eine Art von antikem Stoizismus, der freilich nicht ein Ergebniß hoher Bildung ist, sich aber kaum anders äußert als wäre er es. Mit diesem stoischen Wegkommen über Affekte verbindet er wie die Alten die Forderung: dem Gefühle einmal freien Lauf zu lassen ehe es zur Ruhe geht. Laute Freude und lauter

Schmerz, einen Jubelschrei und eine Klage, dann mag „Schweigen der Rest sein.“ Aeschylus läßt Prometheus jammern wie heute nur ein Bauer jammern würde, und der Ajax des Sophokles bricht in wilde Laute aus ehe er „den Schatten im Hades das Übrige erzählen will.“ — Anerkennung fremder Individualität ist dem Bauer ein unbekanntes Ding; er will, daß Jeder fühlt wie er, und nur für Seinesgleichen hat er ein leicht zugängliches Herz. Wäre Hennings zusammen gebrochen, hätte er nur ein einzigmal geklagt, gebeten, hätte ihn die Not zur geringsten Annäherung bewogen, so hätte unzweifelhaft die natürliche Gutmütigkeit seiner Umgebung den Sieg davon getragen und sogleich wäre ihm von allen Seiten Vorschub geleistet worden. Seinen Mut, seine Ausdauer hätte man gepriesen, man hätte ihn bedauert, denn er wäre ein Mensch wie sie gewesen. Aber Hennings änderte sein Betragen nicht, er litt und kämpfte bis in dem Augenblicke, in dem der Schatz Gertruds, von dem seine Feinde nichts wußten, oder das Arbeitslohn für die Schnitzerei im Schlosse hätte in Anspruch genommen werden müssen, der Retter in der Gestalt Mendel Sacks erschien.

Der Jude trug nicht nach, — das thun Leute seines Schlages nie, — er drückte auch nicht und suchte den Drechsler nicht zu demütigen, — gesetzt auch es sei dies nur geschehn um sich die Kundschaft

nicht zu verderben, — kurz er kaufte allen Vorrat, den Hennings unterdeß beschafft, zu dem civilen Preise, den die Bauern sonst zahlten. Diese hatten durch dies Manövre nur den Nachtheil jetzt ihre Bedürfnisse aus zweiter Hand theurer erwerben zu müssen. — Hennings legte auf die Motive der Handlungsweise des Juden keinen großen Wert, aber er gestand sich, daß dieser, da er die Verhältnisse kannte, im Stande gewesen wäre die Lage der Dinge zu mißbrauchen. Daß er es nicht that war jedenfalls achtungswert, und der Drechsler bethätigte seinen Dank dadurch, daß er den Handelsmann eine Viertelstunde mit Gertrud allein ließ. Er hatte an der Unruhe Beider und an den Winkelblicken, die sie wechselten, bemerkt, daß es wol wieder ein geheimes Lotteriegeschäft abzumachen gebe. Auch hier sagte er sich wieder, daß der Mann trotz der wucherischen Prozente, die er jedenfalls in Abzug brachte, überaus ehrlich handelte. Eine Kontrolle wurde nicht geübt, Gewinn und Verlust war jeder Zeit in seiner Hand, und so war seine Handlungsweise bei einem Menschen, dessen ganzes Streben auf den möglichsten Mehrerwerb ging, in der That im höchsten Grade der Anerkennung würdig. Hausirjuden sind gewöhnlich pfiffiger und klüger als die Landleute, mit denen sie verkehren, und sie machen sich kein Gewissen daraus ihre Überlegenheit zu verwerten; sie düpiren in der Regel mehr als sie betrügen, schlecht und herzlos aber

sind sie fast nie, sie zeigen aufrichtige Theilnahme und helfen oft dort wo die „Christen“ ihre Ohren verstopfen. Man muß ihre Thätigkeit auf dem Lande, vorausgesetzt, daß sie nicht Schankpächter sind, beobachtet haben um einzusehn wie erbärmlich die Verdächtigungen sind, mit denen sie in neuerer Zeit wieder von den bairischen Ultramontanen bedacht worden.

Hennings söhnte sich innerlich auch mit ihm aus, wie er überhaubt jetzt immer Entschuldigungen für Andere aber kaum eine für sich fand. Die Reaktion ging in ihm so weit, daß er sich förmlich verurteilte und das Betreten seines Weges einem Mangel an Menschenkenntniß, das Verharren auf der beschrittnen Bahn aber dem Abbrechen alles Verkehres mit der Welt und der hierdurch gegebnen Unmöglichkeit der Ausfüllung jener Lücken zuschrieb. Er irrte jetzt wie früher, aber sein Irrtum war ein notürlicher: es mußte bei der Vehemenz, mit der er sich in jede Richtung warf, so kommen. Mit neunzehn Jahren hält sich Jeder für unfehlbar, mit fünf und zwanzig zweifelt er an sich und den Anderen, mit dreißig fängt er an zu laviren und mit vierzig ist er entweder der Sklave seiner Frau oder der Tyrann Aller, die sich von ihm quälen lassen müssen. Ausnahmen sind ungewöhnliche Menschen. Hennings stand nicht zu hoch, wenn er auch über die Alltäglichkeit hinaus war. Sein Temperament ließ ihn nur all diese Phasen in der

höchſten Steigerung durchlaufen, er war eine extreme Natur und eben jetzt mitten im Zweifel. Ja und Nein ſpielten mit ſeinem Urteile Blindekuh, er hatte ſeine ſichre Einſeitigkeit aufgegeben und wußte von Dem was als neu in ihn drang noch zu wenig um ſichten und ordnen zu können.

Mit Gertruds Geſundheit ging es dabei immer mehr abwerts. Jener heftige Anfall war zwar vorüber gegangen ohne ihre Auflöſung herbeizuführen, ſie war in den verfloſſnen Monaten ſogar wieder fähig geweſen herum zu gehn und kleine Geſchäfte im Hauſe zu verrichten, aber ihre Kräfte nahmen dennoch ſichtbar ab, auf jede Anſtrengung — und jeder Schritt war eine ſolche — folgte eine Abſpannung, die immer mehr den Charakter der Stumpfheit annahm und keinen Zweifel ließ, daß ſie einmal in völliges Verlöſchen übergehn würde. Ihre Lippen wurden livid und bildeten mit der hektiſchen Röte ihrer Wangen einen Kontraſt, der neben der blendend weißen, von blauen Adern durchzognen Stirn mit den an den Schläfen ſcharf vortretenden Knochen und den glaſig glänzenden Augen noch ſchauriger wurde. — Man findet mitunter eine Menge kleiner Beryllkryſtalle dicht an einander gedrängt, gleichſam als Schale über anderes Geſtein gezogen, die durch ihre Dünne und die ihnen eigne doppelte Stralenbrechung einen ganz ſonderbaren matten und zugleich zuckenden Glasglanz haben: die Augen

der Kranken im letzten Stadium des Zehrfiebers haben genau denſelben Glanz, auch der grünliche Schein fehlt nicht. Man hat Symptome genug, ſonſt wäre dies ein neues, ergänzendes: Beryllglanz der Augen. —

Wenn Gertrud draußen im Freien ſaß, den Kopf müde vorgeſenkt, von der bleichen Sonne umleuchtet, Richard harmlos ſpielend auf der Erde zu ihren Füßen, Chriſtian mit einem Lindenzweige daneben um jede Fliege oder Mücke, die ihre Ruhe ſtören konnte, zu verſcheuchen, blieben die Vorübergehenden oft ſtehen und vergaßen Neid und Groll. Sie war ja eine Sterbende, das ſah man; ſie war ja ſchon halb verklärt.

Es hatte ſich zwiſchen ihr und Chriſtian ein eigentümliches Verhältniß ausgebildet. Früher hatte er nie beſondere Anhänglichkeit an die Mutter gezeigt, er war der Liebling des Vaters geweſen und war es noch, — ſeit dem Unglückstage aber hing er am Auge der Mutter wie er vorher am Munde des Vaters gehangen. Seit ſie zu Hennings großer Verwunderung den Schritt des Knaben im Schloſſe gebilligt, fand dieſer ſein ganzes Glück darin an der Seite der Kranken zu wachen. Er vollzog Aufträge, die ihn von Stube und Haus entfernten, mit der größten Haſt und nahm dann ſogleich wieder ſeinen Poſten ein. Streichelte Gertrud ſein Haar, zog ſie ſeinen Kopf an ſich, ſo hellte ſich ſein verzogenes Geſicht auf und zugleich rieſelten faſt immer dicke Thränen über ſeine

Wangen. Oft brach er auch in heißes Schluchzen aus und spannte seine Arme fest um die Mutter ohne daß ihm jemals ein Wort über den Grund seiner Bewegung entlockt werden konnte.

„Weißt Du, Fritz, daß Christian mit mir sterben wird?“ sagte die Frau einst.

„Du wirst so wenig sterben als er. Denke nicht an den Tod, sonst stirbst Du weil Du glaubst sterben zu müssen. Du erholst Dich ja zusehends, Deine Farben sind ungleich frischer als vor Wochen, Du wirst mir die Freude machen gesund und kräftig zu werden. Und sobald Du es bist ziehn wir wieder in die Stadt und beginnen ein neues Leben, das Dich blühend und froh erhalten wird. Freust Du Dich darauf? O wir trennen uns noch lang nicht.“

„ . . . . Ich möchte wol . . . . leben! Auch auf dem Dorfe . . . . Aber sieh doch nur, es geht ja nicht. Mein Athem ist matt und heiß, meine Arme schlaff, die Füße tragen mich kaum, ich bin so müde . . . . o ich werde gut schlafen, gut und fest . . . . und Christian mit mir. Du wirst sehn, er kommt bald nach, seine Augen sagen es mir.“

„Sieh Gertrud, so machst Du Dich immer mehr krank, quälst Dich und thust mir weh. Denkst Du an mich denn gar nicht mehr?“

„O ja!“ sagte sie, fuhr aber wie im Traume fort: „Der arme Richard, so jung, so zart schon frem-

den Händen überlaſſen . . . . . ich möchte ihn auch mit mir nehmen um ihm das Leid zu erſparen keine Mutter zu haben . . . . . "

Bitten, Vorwürfe, Thränen ſelbſt wirkten nicht; es war ein grenzenlos angreifendes Leben, das Hennings führte. Harte Arbeit von früh bis ſpät in die Nacht, die Sorge um das Hausweſen und ewiger, nagender Kummer, der nur durch einzelne härtere und empfindlichere Schläge, wie das angeführte Geſpräch, Abwechslung erhielt. Man gewöhnt ſich nicht daran ein theures Weſen zu verlieren, auch wenn die Vorbereitung Wochen, das Sterben Tage dauert; man hofft und hofft und wenn endlich der Streich geführt iſt trifft er doch unerwartet.

Dr. Vermilio gab bei ſeiner letzten Anweſenheit nur noch Stunden Friſt. Hennings glaubte ihm nicht obgleich er die blauen Nägel und die geſchwollnen Füße Gertruds ſah, obgleich die Agonie ſchon eintrat. Jetzt, grade jetzt drängte ſich all ſeine Hoffnung auf die Spitze, — und als die Kranke ſich plötzlich rüſtiger als ſeit Tagen umwendete, ſich aufrichtete, ihr Blick freier, ihr Athem ruhiger ward, wollte er aufjubeln und die glückliche Kriſis begrüßen. Aber die Kranke fühlte, daß das Ende der Kriſis nicht das Leben ſondern der Tod ſein würde, ſie fühlte es und reichte wehmüthig ſeine Freude abwehrend ihrem Manne,

den sie seit langer Zeit zum erstenmal wieder „ihren lieben Fritz“ nannte, die abgezehrte, feuchte Hand.

„Es geht zu Ende .... nur Minuten hab' ich noch. Leb' wohl, mein lieber Fritz, ich scheide versöhnt .... Nein, unterbrich mich nicht, vertheidige Dich nicht, laß' mir, selbst wenn ich zum Theil geirrt hätte — ganz that ich's gewiß nicht, Fritz, — laß mir das Bewußtsein, daß ich etwas zu verzeihen hatte .... denn sonst, sonst würde mir das Sterben gar zu schwer. Ach wenn ich mich selbst durch Eigensinn von meinen Kindern ..... und Dir getrennt hätte!“ Sie machte eine Pause, dann faßte sie hastig als triebe sie eine innere Mahnung zur Eile an nach den Kindern. „Du hast jetzt nur den Vater, mein Kind,“ sagte sie Christian, „hab' ihn so lieb wie Du mich jetzt liebgehabt. Versprich mir das ....“

Der Knabe weinte so heftig, daß sein geschüttelter Körper nicht einmal durch eine bestimmte Bewegung antworten konnte, und Worte waren unmöglich. Er sah die Mutter so bittend an, umschlang sie und vergrub seinen Kopf in ihre Hände, so daß sie nicht weiter in ihn dringen konnte. — Nun nahm sie Abschied von Richard, der nicht mehr weinte, denn er hatte den ganzen Tag geschluchzt und fieberte aus Erschöpfung. Sie drückte die Kleinen mit aller Kraft an sich und ihre Lippen bewegten sich betend ....

„Draußen ſo ſchön, liebe Mutter nicht ſterben!“ ſtammelte Richard.

„Leb' wohl, lieber, lieber Fritz, nur die Kinder, die Kinder . . . . .“ rief Gertrud plötzlich, aus der Umarmung aufgeſchreckt, und reichte dem Manne ihre Lippen hin. Aber ehe er ſie noch erreicht ſank ſie zurück. Sein letzter Kuß fand keinen Athem mehr. Die Aufregung des Abſchiedes und das gewaltſame Aufraffen aus dem Delirium hatten das ſanfte Hinüberſchlummern geſtört und ein Nervenſchlag ihr Leben geendet.

Hennings brach vernichtet in die Kniee und heftete den Mund auf die herabhängende Hand ſeiner toten Frau, während die Kinder vergeblich die Mutter wachrufen und die Leiche mit hundert Küſſen wärmen wollten. Der Mann verſank in jene ſchaurige Bewußtloſigkeit, die der Überwältigung durch den Schmerz folgt; aber ſie muß ja enden und das macht ſie eben ſo ſchaurig.

Richard fand einen Schrei wieder als er die weichen, warmen Lippen ſeiner Mutter nach und nach ſtarr und kalt fühlte, ihn faßte Grauſen, er klammerte ſich an Chriſtian, der durch daſſelbe Gefühl ebenfalls erſt die volle Überzeugung gewann, daß nun wirklich Alles vorbei ſei. Er kniete oben auf dem Bette neben der Leiche, ſtrich ſich die Haare weit zurück und ſah ſo mit einer Starrheit, die alle Fibern ſpannte in das erkaltende Antlitz . . . . er ſuchte das entflohene Leben!

Dann ergriffen ihn Krämpfe, er wand sich mit verzerrten Gliedern und warf dabei Richard wieder um, so daß dieser mit einem neuen gellenden Schrei von der Berührung des starren Körpers zurückfuhr und, zugleich geängstigt durch die Konvulsionen des Bruders, mit beiden Händen den Kopf des Vaters in die Höhe zu heben suchte. Das Kind fürchtete der Vater schlafe auch und es sei allein. —

Wie dahin waren Stunden vergangen. Hennings richtete sich mit blöden Augen auf, aber er war unfähig irgendwie Hand anzulegen. Die Magd rief die Frau des Hauswirtes und seine Tochter herbei, diese wendeten ihre Hausmittel an um Christians Krämpfe zu stillen und brachten ihn und Richard in ihr eigenes Zimmer hinüber. Dann gaben sie der Leiche eine gestreckte Stellung, banden Gertruds Hände gefalten mit einem Rosenkranze zusammen und steckten ein kleines Kruzifix zwischen die Finger. Sie besprengten die Tote mit Weihwasser und zündeten ein geweihtes Wachslicht, das für solche Zwecke in den Hütten vorrätig gehalten wird, in der Stube an . . . . .

Hennings sah regungslos zu und ließ Alles geschehn. Er sagte nur: „Gut, gut!“ als ihm die geschäftige Frau einschärfte — heute ja die Verstorbene nicht mehr beim Taufnamen zu rufen weil — sie sonst noch einmal sterben müsse. Ebenso schüttelte er nur

verneinend den Kopf als ſie ihm anbot mit irgend einer Gevatterin Totenwache zu halten.

So kam wieder eine ſchlafloſe Nacht, leerer und ſchrecklicher noch als alle zuvor. Es gab nun keine Hoffnung mehr, Alles war öde, Alles verloren.

„Es mußte nicht ſo kommen!“ ſprach eine Stimme, wie eine fremde, aus ihm heraus. „Es mußte nicht ſo kommen!“ ſagte er mechaniſch nach und erſchrak dann vor dem eignen Gedanken ....

„Wüßt' ich's nur! Hätt' ich nur das Vergeſſne wieder!“ rief er unſäglich ſchmerzhaft und ſchlug ſich verzweifelnd an die Stirn. „Dann ſtänd' ich doch nicht ſo ganz, ſo ganz allein da! — O es iſt gräßlich zu wiſſen, daß man etwas gewußt, und nicht zu wiſſen was es war. Keinen Faden, keinen Fingerzeig zur Heimat zu haben und ſich an nichts, an kein lebendes, liebendes und verſtehendes Weſen klammern zu können ...!“ Seine Zähne ſchlugen aneinander, er zerwühlte ſein Haar und rang die Hände. „Wüßt' ich nur Eins!“ rief er immer wieder. Er murmelte es zuletzt nur heiſer mit halberſtickter Stimme.

Die Ärzte erregen äußeren Schmerz um inneren zu betäuben, ſie erzeugen künſtlich örtliche Krankheiten um den Kampf von einem andern Orte abzuleiten. Die Natur thut Ähnliches, ſie macht uns unfähig den neueſten Schmerz in allen ſeinen Folgen zu meſſen und ſchiebt uns ein anderes Leid unter. Alte Narben brechen auf.

Hennings ſah ſich neben der Leiche ſeiner Gertrud von dem düſteren Traume gedrückt, den ſie ſo oft hatte verſcheuchen müſſen weil ſein Kommen ihren „lieben Fritz“ immer ſcheu und finſter machte. Jetzt war ſie tot, ihre Küſſe verſiegt und der verſunkene Gedanke, wie immer in eine undurchdringliche Wolke gehüllt, ſtieg ungehindert auf, lockte, höhnte, ſpottete und trieb den Unglückſeligen faſt in den Wahnſinn. Das Vergeſſen, in dem er ſeine Verbindung mit den Menſchen ſuchte, durfte ruhen ſo lang er ein Weib, einen Herd, eine abgeſchloſſne Familie beſaß. jetzt ſtand er allein, ſeine Kinder konnten ihm nichts bieten, wenigſtens keine Befriedigung .... in ſolchem Momente mußte jene Qual wiederkommen.

Er ging umher wie ein Traümender; die Fremden, die ſeinen Zuſtand nicht begriffen jetzt aber wieder Theilnahme für ihn hatten, beſorgten alles Nötige, der Leichenzug war nach dem einſtimmigen Urteile aller Gevatterinnen der „ſchönſte“ der ſeit langer Zeit im Dorfe geſehn worden und gewann an Pomp noch dadurch, daß auf Befehl von Gräfin Cecile am Parkthore ſich ihm die geſammte Schloßdienerſchaft anſchloß. Der Pfarrer aus dem Kirchdorfe hielt eine lange Rede, die Frauen weinten, die Männer ſahen ſehr dumm aus, weil ſie die Thränen unterdrückten, — Hennings aber glich einem Gefolterten. Er ſah die Leute, die ihn tröſten wollten mit ſeinem leeren Blicke an, die

Muskeln seines Gesichtes waren so schlaff und bewegungslos, daß seine Starrheit Alle für seinen Verstand fürchten machte. Und trotz dieser allgemeinen Müdigkeit fühlte er sich durch den Kapelan beleidigt. Es kränkte ihn, daß man aus dem Schlosse die Diener geschickt hatte und daß sich nicht wenigstens der Kapelan gezeigt. „Ob auch dem meine Frau zu schlecht war?“ murmelte er.

Er that dem guten Pater Ambrosius unrecht, und wenn er für das was außer der Rede des Pfarrers nach der Beerdigung auf dem Friedhofe besprochen worden war Gehör gehabt hätte, so würde er erfahren haben, daß — Pater Ambrosius „zu den Zigeunern gegangen sei“ und daß seinethalb im Schlosse große Besorgniß herrsche.

Der Witz der Bedienten gab diesen Worten freilich eine andere Deutung, aber es verhielt sich damit folgendermaßen:

Der Kapelan hatte sich in seinen fast ununterbrochenen Mußestunden unter Anderem auch mit der Geschichte der Zigeuner beschäftigt und namentlich über ihre Sprache eine Anzahl mehr oder minder sinnreicher Conjekturen zusam[illegible]n gestellt. Die Gelegenheit endlich einmal durch persönliche Untersuchungen und Vergleiche Genaueres festsetzen zu können war zu verlockend als daß er nicht trotz Warnungen und Spöttereien im Interesse der Wissenschaft den Versuch gewagt hätte. Wir bemerkten schon früher, daß er nicht furchtsam

ſondern nur vorſichtig war. Dieſe Tugend verließ ihn auch jetzt nicht, er entwarf vorher einen vollſtändigen Feldzugsplan, erwog alle Für und Wider und kam endlich zu der Überzeugung, daß er unter den von ihm geſetzten Bedingungen ohne alle Gefahr ſeine rühmliche That vollführen könne. Sonſt hätte ihm freilich die Verſicherung des Grafen Hugo jede ihm widerfahrene Unbill blutig zu rächen wenig Troſt gewährt. Aber er hielt die Erzählung von menſchenfreſſenden Zigeunern für ein Märchen und wußte außerdem, daß ſelbſt jene Hiſtoriographen, die davon als von einer Thatſache ſprechen und zum Beweiſe verſchiedne — durch die Tortur erpreßte — Geſtändniſſe citiren, alleſammt bezeugen, daß die Bande, welche im Jahre 1782 zu Kemeza und Fraumark in Ungarn eingefangen worden, nur achtzehn bis zwanzigjähriges Fleiſch liebte. Er war und fühlte ſich über dies Normalalter hinaus, konnte alſo auch der zweiten Gefahr, die ſeiner Moralität etwa durch die Bajaderentänze der Mädchen drohte, womit ſich die Meiſten, die über die Zigeuner geſchrieben, ſo viel haben, keck die Stirn bieten. Es ließ ſich vielleicht ſogar von einem unbefangenen Beobachter eine Verwandtſchaft zwiſchen den Hierodulen der Alten, den Iſispriesterinnen, den indiſchen Bajaderen und den angeblichen Zigeunertänzerinnen nachweiſen, nämlich eine Verwandtſchaft der Art, daß das Zelt des Zigeuners etwa auch einen myſteriöſen Kul-

tus, ein Götzenbild berge, das umtanzt wird wie einſt die Bundeslade oder eine heilige cista, — denn die andere Verwandtſchaft liegt auf der Hand. Und die Grundſätze des Kapelans waren feſt, ſie liefen beſtimmt nicht Gefahr Schiffbruch zu leiden trotz der weichſten, wollüſtigſten Gaukeleien dieſer menſchlichen Schmetterlinge, trotz des berauſchendſten Rythmus der Muſik und der reizendſten Schwingungen des Körpers. Indeß war ſein Blick wehmütig genug als er ſich dieſe Verſicherung gab .....

Blieb alſo nur noch ein drittes Element des Zigeunertumes zu fürchten: Raubſucht, Dieberei und Gefallen an Flittern. Einerſeits mußte er Alles was ihre Begierden reizen konnte von ſich abthun, andrerſeits aber kleine Silbermünze und womöglich auch einige abgelegte Putzſtücke aus der gräflichen Garderobe zu ſich ſtecken um durch Geſchenke das Vertrauen der Leute, die er ausfragen wollte, erkaufen zu können.

Er ging demgemäß an eine ſorgfältige Muſterung ſeines Kleidervorrates, der freilich in einem kleinen Wandſchranke Platz hatte und im Nu zu überſehn war. — Er beſaß ein Paar Stiefel, die zu kaufen ihn ein Chasseur à cheval auf dem Durchmarſche gezwungen. Eine geringe Änderung daran hatte ihnen ein quaſi kanoniſches Anſehn gegeben und der Kapelan trug ſie gewöhnlich bei ſchlechtem Wetter, wenn er ſeiner Hämarrhoidalbeſchwerden wegen genötigt war auch auf

naſſen Stegen ſeine tägliche Promenade zu abſolviren. Daß er diesmal Schnallenſchuhe nicht anziehn dürfe, leuchtete ihm ein, — aber die Stiefel hatten wiederum eine gewiſſe Ähnlichkeit mit den ungariſchen Tſchismen, die den Diebesklauen in allen Fällen begehrlich ſcheinen durften. Indeß half es nichts, er blieb bei den Stiefeln und mußte ſich damit tröſten, daß die ſchwarze Farbe den Gedanken an die geliebten Tſchismen nicht aufkommen laſſen würde. So war er endlich auch überzeugt, das die Farbe ſelbſt ſeinen Staatsrock: ſchwarzes niederländiſches Tuch, Taille und Schoß aus einem Stücke, Spitzknöpfe mit Kameelgarn überſponnen, und Alles in Allem erſt zehn Jahre alt, geſchützt hätte, wenn er den Rock Nro. 3, den er wahrſcheinlich an ſeiner Prämiz bekommen, nicht der Zweckmäßigkeit wegen bei einer Partie durch Dick und Dünn vorgezogen. Mit der Kopfbedeckung hatte es zulezt auch noch einen Haken. Ein Sammtkäppchen mit Pelz verbrämt ſchien zu verführeriſch und ein Kaſtor .... Sagt doch Martin Kelpius ganz ausdrücklich, daß es den Zigeunern gar nicht darauf ankomme mit einem zerriſſnen Hemde, einem roten Dolman mit Goldſchnüren und einem Kaſtorhute zugleich bekleidet einher zu ſtolziren. Es fand ſich zum Glücke eine alte halbmilitäriſche Mütze des verſtorbenen Grafen, Pater Ambroſius dachte ſich als Glied der „ſtreitenden Kirche“ und pflanzte die farbige Mütze, an der er ſchlimmſtenfalls nichts verlor,

kühn auf den Wirbel. Hiezu keine reine Wäsche, — das hätte gelockt, — ein Kompaß, ein Stock ohne allen Beschlag, von einer jungen Steineiche geschnitten, einige kleine Münzen, gemachte Blumen, mit Flitiern und Lahn geputzte Stückchen Atlas, ein angeschlagener Meerschaumkopf, den Graf Hugo beigesteuert hatte, und endlich eine lederne Brieftasche voller Notizen über die Zigeuner: so war die Expedition ausgerüstet. Als es zum Aufbruche kam pochte dem Entdeckungsreisenden wol das Herz, aber er erinnerte sich an die Größe seines Planes, an den Umstand, daß er im neunzehnten Jahrhunderte nach Proklamation der Menschenrechte lebe und daß er ferner ein geweihtes, nach dem Völkerrechte unantastbares Haubt sei Wir wollen hoffen, daß die Zigeuner mehr Achtung vor dem neunzehnten Jahrhunderte hatten, als die privilegirten Buschklepper, die noch heute nicht bloß Menschen sondern sogar entdeckungsreisende Gedanken aufgreifen und torquiren. Wir wollen hoffen, daß es dem Forscher von Hehlenried besser ergehe als Manchem unsrer Bekannten, der im Herzen der Civilisation Civilisirte suchte und auf Zigeuner stieß, und geben ihm in diesem Vertrauen mit Cecile und Hugo das Geleit bis an die Parkpforte, die in die Forsten mündet . . . . .

Thatsache ist, daß er am sechsten Abende noch nicht zurück war. Hatte er seine Tollkühnheit mit dem Leben gebüßt? Hatte er sich verirrt? Beides war un-

wahrscheinlich. Bestätigte sich dagegen Hugo's Behauptung, daß der Schwarm aus Zigeunern und Marodeurs zusammengesetzt sei, so war es mehr als möglich, daß man den Sprachforscher als Geisel zurückbehalten. Die Horde konnte leicht durch ihre von Dorf zu Dorf bettelnden und wahrsagenden Weiber Wind von der Jagd bekommen haben, welcher der Pater im Interesse seiner Untersuchungen den Vorsprung abgewinnen wollte. Nun hielten die Leute den Pater zurück um den längeren Aufenthalt in einer Gegend, die ihnen offenbar sehr zusagte, da sie monatelang ihre Feuerstelle nur in kleinen Strecken verändert hatten, durch Drohungen zu ertrotzen oder durch Kapitulation als Auslieferungsbedingung zu erzwingen. Das ganze Dorf wurde allarmirt, Boten und Spione nach allen Richtungen ausgesendet .... es war im Jahre 182. doch keine Kleinigkeit mehr, wenn ein Mensch, der mit den friedfertigsten Gesinnungen und den besten Hoffnungen ausgezogen, zumal aber ein Schloßkapelan, plötzlich spurlos verschwand .....

Und war's denn die Sache wert, für die er sich geopfert? Das ist eine Frage, die Jeder selbst beantworten muß der etwas unternimmt, im Allgemeinen scheint aber jedes neue Erkennen schon um des gelösten Rätsels willen den Versuch zu verdienen, — ginge es auch um den Kopf. Die Sprache der Zigeuner aber ist ein Rätsel, das auch durch die Ableitung von den

Hindus nicht aufgehellt worden. Der Vergleich ergibt nur eine ganz auffallende Aehnlichkeit des Indiſchen mit dem Slaviſchen durch Vermittelung der Zigeunerſprache, ſo daß alſo der definitive Schluß von der Sprache auf den Urſprung, da das Idiom der Zigeuner beiden Sprachen verwandt iſt, auf's Neue ein prekärer wird. Wäre man in dieſer Forſchung, die zu Ende des vergangnen Jahrhunderts von Mehreren zugleich aufgegriffen wurde, ernſter vorgeſchritten, ſo hätte man mit Hülfe der Zigeunerſprache vielleicht eine ganz wunderliche Entdeckung gemacht, die von gewiſſer Seite ſicher ſogleich „theologiſch“ ausgebeutet worden wäre. Bei dem bloßen Gegenüberhalten der drei angeführten Sprachen erkennt man eine wechſelweiſe Verwandtſchaft, aber zugleich auch, — und das iſt längſt gründlichſt nachgewieſen, die Beziehung, in der das Indiſche zum Deutſchen ſteht .... Sollte es vielleicht wirklich für die alte Welt eine Urſprache geben und hätte die Sprache der Zigeuner, die in der That durch ihre Iſolirung in vielen Ländern ihre eigne geblieben iſt, etwas damit gemein?

Die der Inder hat Bildungsſtufen durchlaufen, die der Slaven und Deutſchen ebenfalls, die der Zigeuner aber ſcheint conſtant geblieben zu ſein. Es wäre wirklich intereſſant mehr darüber zu wiſſen. Man kommt nicht ſo wohlfeil weg, daß man etwa ſagt ſie hätten auf ihren Wanderungen dort und da Flicken

mitgenommen, so daß die Ähnlichkeiten sich hierdurch erklären lassen: Alte Lieder, die in Spanien von ihnen gesungen werden, wo ihnen sonst wenig von ihrer Sprache geblieben, stimmen genau mit dem Vocabularium ihrer Stammgenossen in England, Schweden und Siebenbürgen überein, sie haben eine Sprache. Sie erwartet einen Mowers, einen Mann, der nicht einmal so schwierige Arbeit hätte wie der berühmte Professor in Breslau, der auf die geistreichste Weise von der Welt ein Bild der Sprache jener Punier entwarf, von denen wir so viel und so blutwenig wissen.

Leider scheint Herr Ambrosius Feigenblatt die Zeit seiner Gefangenschaft nicht auf's beste benützt zu haben, oder hätte ihn wieder nur die Furcht vor seinem Namen an der Veröffentlichung gehindert und wären wir darum um seine Notizen gekommen? Gefangen war er aber wirklich. Mendel Sack brachte Hennings die Nachricht und bat ihn sie den Schloßbewohnern mitzutheilen, da er selbst sich nicht oben zeigen durfte.

Zu Hennings kam er dagegen seit Gertruds Tode täglich ohne je harte Worte zu hören. Es schien als wäre der Drechsler auf seinen früheren Vorschlag eingegangen. Wenigstens verkaufte er den größten Theil seiner Habe an den Juden und behielt von all seinem Mobiliar nichts als das Bücherbrett, so daß er bis zu seiner Abreise nur Nutznießer fremden Gerätes war. Er hatte nicht gewußt wo Gertrud ihren Schatz auf-

bewahrte und ſie hatte vergeſſen es ihm mitzutheilen. Chriſtian fand ihn, er war vor Dieben gut bewahrt. Gertrud hatte ein altes Buch, von dem ſie wußte, daß es ihr Mann nie in die Hand nehme, eine Erbauungsſchrift, die ihr gehörte, mühſam in ein Käſtchen umgewandelt, das von außen völlig ein Buch geblieben, ſo daß es in Reihe und Glied neben den anderen nicht auffallen konnte: in dieſem Behältniſſe ſteckten wohlverpackt zu gleichen Theilen abgezählt die Geldſtücke Einige Dukaten die ſie als Pathengeſchenke erhalten lagen ebenfalls dabei, kurz Alles in Allem betrug nahe, bei die Summe von vierhundert Gulden. Chriſtian ſah, daß der Vater danach ſuchte, er erinnerte ſich die Mutter jenes große Buch durch das Ausſchneiden der Blätter bis auf den Rand ausgehöhlen geſehn zu haben, benutzte einen Augenblick des Alleinſeins um ſich zu überzeugen daß er nicht irre und fand auf dieſe Weiſe das Geld. Als er Vater kam hatte er die beiden Päckchen, auf denen die Namen Chriſtian und Richard von Gertruds Hand ſtanden, auf den Tiſch gelegt, die Dukaten aber gab er Henningſ:

„Ich habe das Geld, das die Mutter für uns gewonnen hat, gefunden," ſagte er, „ſei ſo gut und hebe es uns auf, mir iſt es zu ſchwer. In dem kleinen Beutel iſt auch noch gelbes Geld, das gehört uns aber wol nicht, denn auf dem andern ſteht unſer Name; ſiehſt Du hier: Chri-ſti-an, und da: Ri-chard!"

Henninges ſah den Knaben mit groſſen Augen an. Es fiel ihm jetzt erſt ein, daß er vielfach Auffallendes an ihm bemerkt hatte und daß ſein Kind ſich ihm nach dem Tode der Mutter faſt gar nicht mehr genähert. Er erinnerte ſich, daß man ihm erzählt Chriſtian habe wunderliche Dinge geſprochen als er ſich geweiget, die Leiche der Mutter zum Grabe zu begleiten, weil dies gar nicht ſeine Mutter wäre; ebenſo fremdartig war auch nach dem erſten wilden Schmerze die außerordentliche Faſſung des Knaben, der ſpäter keine Thräne mehr vergoſſen ſondern nur trüb und ſtill für ſich hingelebt hatte ..... Er war auch für ſeinen Vater ein Rätſel.

„Haſt Du denn etwas, mein Kind, biſt Du krank?“ fragte Henninges beſorgt und nahm Chriſtian auf ſeine Kniee. „Sieh mir doch in's Geſicht, fürchteſt Du Dich weinen zu müſſen?“

„Das Herz thut mir ſo weh!“ wimmerte das Kind das ohne eine Bewegung, die es feſter an den Vater ſchmiegen konnte, in ſeinen Armen lag.

Mehr war ihm nicht abzufragen. Henninges verſchwendete ſeine Liebkoſungen, Chriſtian duldete ſie, aber er erwiederte ſie nicht. Der Vater hielt dies Betragen für Abſpannung und Trauer. „Sie wird ihn holen, wie ſie geſagt!“ dachte er. „Hehlenried wird noch das Grab für Alles was ich lieb habe, wenn ich nicht eile fortzukommen.“ —

Es war am Tage vor der Abreiſe, eine Woche nach dem Begräbniſſe Gertruds, als Mendel Sack die Kunde von dem unfreiwilligen Aufenthalte des Kaplans im Walde brachte. Henningé unterzog ſich der Botſchaft ungern, aber er war mild genug geworden um danken zu können. Er haßte Hugo, dem er die Beſchleunigung des Todes ſeiner Frau zuſchrieb, aber er wollte von Cecile, die ihm nie Böſes gethan, Abſchied nehmen. Er war weich geworden und ſchritt diesmal mit andern Gedanken durch den Park als in jener Zeit da er ihn zuerſt betrat. Er war unſchlüſſig was er thun und ſagen ſollte wenn man ihm, wie es nicht anders zu erwarten ſtand, die Bezahlung ſeiner Arbeiten antrug, er fürchtete ferner, daß das Gefühl des Schmerzes ihn übermannen könne und er wollte dieſen Menſchen, die ihn ſtolz und feſt geſehen, nicht ein Schauſpiel geben, das ſie doch nicht verſtanden hätten. Im Nachdenken hierüber wich er von dem gewöhnlichen Wege ab und erſtieg eine Höhe, von der er den größten Theil des Parkes überſehn konnte. Er erblickte in der Ferne Cecile und Hugo, die nach dem Waldrande zugingen. Hugo mußte etwas vergeſſen haben, denn er kehrte plötzlich um und eilte zurück. Henninge wollte dieſe Entfernung benutzen um die Begegnung eines Menſchen, der allen Groll und allen Schmerz in ihm wachreizte, zu vermeiden und eilte vor um die Gräfin allein zu treffen. Das ging indeß von dem Punkte,

an dem er sich befand nicht so rasch als er geglaubt. Der Abfluß des Teiches wand sich zwischen ihr und ihm, und er mußte einen großen Umweg machen um sein Ziel zu erreichen. Noch eine Strecke entfernt und vor sich eine dichte Hecke, hört er plötzlich einen gellenden Notschrei, der ihm von der Gräfin auszugehn scheint. Er eilt vorwerts und sieht neben dem Mädchen zwei wilde, abgerissne Männergestalten, die offenbar wie er die Entfernung des Grafen benutzt hatten um zum Vorscheine zu kommen. Sie schienen Cecile plündern oder gar fortschleppen zu wollen, denn sie wehrte sich wie eine Verzweifelte gegen die Übermacht. Henningo beantwortete ihren Schrei und näherte sich in vollem Laufe, so daß die Männer von ihrem Vorhaben abließen, die Flucht ergriffen und im Walde verschwanden.

Cecile war einer Ohnmacht nahe, sie sank erschöpft auf den Rasen und konnte kein Wort hervorbringen. Neben ihr lag ein schmutziges Papier, das die Räuber gebracht hatten, es war ein Zettel von der Hand des Kapelans, die Männer gehörten also zu der Zigeunerbande. — Henningo hatte Eile, Cecile verstand was er sagte obgleich sie immer noch nicht antworten konnte, und als er gehn wollte und ihr andeutete, daß Hugo wieder sichtbar wäre, sie also nichts mehr zu fürchten hätte selbst wenn die Männer noch in der Nähe lauschten, machte sie ihm Zeichen, daß er ihr

aufhelfen ſolle. Sie holte tief Athem, man hatte ſie furchtbar geängſtigt.

„Nehmen Sie das zum Andenken an mich!“ ſagte ſie endlich und zog an einer feinen venetianiſchen Goldkette, die ihr die Männer halb aus dem Buſen geriſſen, eine kleine goldne Uhr hervor. „Nehmen Sie und erinnern Sie ſich, daß ich Ihnen für immer dankbar und verpflichtet bin. Verſtehen Sie mich diesmal recht: ich biete Ihnen keinen Lohn ſondern ein Andenken. Ich beſitze dieſe Uhr ſchon ſeit meiner frühſten Kindheit.“

Hennings glaubte ſich nicht weigern zu dürfen und nahm die Gabe an: Aber kaum ſah er die Uhr in ſeiner Hand als er wie von einem elektriſchen Schlage getroffen aufzuckte, die Uhr mit fieberhafter Haſt nach allen Seiten betrachtete, ſie öffnete, nach Zeichen zu ſpähen ſchien, ſie endlich mit einem Ausrufe des Entzückens küßte, die Augen ſchloß und einige Minuten wie in einen ſchönen Traum verſunken da ſtand .....

Plötzlich wurde ſein Geſicht, das die Freude gerötet hatte, wieder fahl, eine wilde Bewegung bemächtigte ſich ſeiner, er faßte die Gräfin bei beiden Händen und ſeine Blicke wühlten nun mit derſelben Haſt in ihren Zügen, mit der ſie vorhin die Uhr betrachtet; aber nicht ein Laut der Freude ſondern ein heiſrer Schrei der Wut bezeichnete hier das Erkennen. Cecile

war wie gebannt. Sein ſtarrer Blick feſſelte ihre Bewegungen und drängte jedes Wort zurück.

„Seit Deiner frühſten Kindheit gehört ſie Dir? Ja, ja, Du hatteſt ſchwarze Schleifen an Deinem Kindermützchen, und es war ein armer Knabe, dem Du dieſe Uhr, ſein einziges Andenken an ſeine Mutter, raubteſt! Ich weiß nun Alles wieder. Du warſt jenes Kind, und um Deinetwillen litt Gertrud, für Dich ſtarb ſie. Gräßlich! O, nun werd' ich auch erfahren wie Alles zuſammenhängt. Freunde ſucht' ich und finde die Feinde zuerſt ..... Wehe Euch! — Da, nimm, behalte die Uhr, ſie zeige Dir jede Stunde neues Verderben, neuen Fluch .... mir iſt ſie entweiht. Ich kenne Euch nun! Da!“ Er ſtieß dieſe Worte mit ſchrecklicher Heftigkeit hervor und als er ſchloß ſchleuderte er der Gräfin die Uhr vor die Füße. Die alte, verſunkene Vergangenheit ſchien in ihm erwacht zu ſein, er war zugleich ein Träumender und Raſender.

Noch einmal ſah er tief in das Geſicht des zitternden Mädchens als wollte er ſich ſeine Züge unvergeßlich einprägen, noch einmal drückte er Cecile's Hände ſo feſt zuſammen, daß ſie aus Schmerz aufſchrie, dann eilte er davon und war bald hinter den Bäumen verſchwunden.

Als Hugo kam fand er ſeine Braut in Thränen, die ihr die Aufregung ausgepreßt. Sie erzählte ihr

Abenteuer und ſchloß damit, daß ſie ſagte: „Der Drechsler hat mich gerettet, aber der Tod ſeiner Frau hat ihn wahnſinnig gemacht, er ſprach wilde verworrene Dinge und ſah mich ſo ſchrecklich an, daß ich dieſen Blick nicht mehr vergeſſen werde.“

Der Spazirgang ward aufgegeben. Hugo raffte die Uhr wieder auf und beide kehrten in's Schloß zurück.

Die Uhr hatte eine goldne Kapſel, auf deren einer Seite in Email ein umgeſtürzter Blumenkorb, auf der andern ein zierlich verſchlungener Namenszug zu ſehn war. Das Zifferblatt umgab ein Kranz von kleinen Perlen. Auf der inneren Seite der einen Kapſelklappe war eingravirt: „11. Juin 178 . .“ — Man konnte ſie nicht verwechſeln wenn man ſie einmal genau betrachtet hatte. —

II.

Dazwischen.

Erſtes Kapitel.

Die Anleihe.

Jede Stadt hat ſo ſehr ihre eigne Phyſiognomie, daß man trotz Allem was die Zeit an ihr gethan hat aus Anlage, Ordnung und Baudenkmalen ohne Schwierigkeit einen Umriß ihrer Entwickelungsgeſchichte abſtrahiren kann. Große Städte, die aus ſich ſelbſt geworden ſind, unterſcheiden ſich immer ſchroff von denen, die der Laune oder Liebhaberei eines Mächtigen ihre Größe verdanken; Städte, die der Handel groß gemacht, erkennt man an ihrer Lage an Strömen und Wegſcheiden; markiges Bürgertum in ihnen äußert ſich nach Innen durch großartige öffentliche Gebäude und ſolide, zum Theil auch kapriciöſe Privathäuſer, nach Außen durch Thurm und Wall. Wo ſich Bürger ihre Heimat gegen auswärtige Feinde durch Mauern und Graben ſchützten gab es keine Citadelle, die Citadellen bauten erſt die Fürſten gegen die Städte ſelbſt. Es iſt allenthalben noch ein Reſt alter Mauer, alter Weiſe geblieben, die ſich erkennen läßt, welch Schwalbenneſt

ſpätere Tage auch darüber geklebt haben, man wird ſich bei aufmerkſamer Unterſuchung nie täuſchen. Und wieder iſt ein Reſt alter Geſinnung auch in den Bewohnern geblieben, wie oft die Generationen auch gewechſelt. — Berlin, das den Hohenzollern ſeine Exiſtenz verdankt, hat ſich nie recht aus den Bedingungen, unter denen ihm das Werden ſtillſchweigend garantirt worden, loswickeln können. Es kam mit graden Straßen aber krummem Rücken auf die Welt, es lebte von Wohlthaten und Geſchenken und lebt noch heute nicht anders. Berlin hat kein eignes Talent, es wurde nicht weil es werden konnte und mußte, ſondern es iſt ein Werk der Gnade, es ſtand auf Commando eines Morgens in Reihe und Glied da und bekam weil es ſo gut dreſſirt war und die Honneurs ſo brav zu machen verſtand dort und da noch ein Treßchen mehr auf den Rock: es iſt durch und durch militäriſcher Lakai, ſelbſt die Haüſer tragen altbärtige Geheimratslivree mit Offiziersepauletten. — Breslau entſtand anders. Es hat krumme Straßen, viele Giebelhaüſer voller Schnörkel, es iſt praktiſch, im alten, nicht im neuen Sinne, angelegt, aber es iſt im Herzen eine echte alte Stadt mit ſteifen, graden Gliedern, die ſich nicht gern biegen und drehn laſſen. Von Breslau, aus dem Schoße ſeiner Bürgerſchaft, kam manch ein männlich Wort in harter Zeit. Es hat krumme Straßen aber graden Sinn. Breslau hat ſich bei keinem Menſchen für ſeine

Größe zu bedanken, es hat sich selbst durch seine Thätigkeit und seinen Handel groß gemacht, daher sein Selbstgefühl, sein Mut und seine Festigkeit. Daß es eben weil es eine alte Stadt mit vielen Traditionen ist auch unendlich viel konservative Elemente birgt, versteht sich von selbst, aber zum Speichellecker hat es sich nie gemacht, auch seine konservativen Bürger haben Stolz, ja einen so großen Stolz, daß Der, dem das Wesen alter Städte unbekannt ist, nicht umhin kann manche offne Gesinnungsäußerung, die an hartnäckige Opposition grenzt, schwer mit den engen, nicht besonders reinlichen Straßen der inneren Stadt und mit den hohen Spitzdächern in Einklang zu bringen. Und nun erst die geklebten, gut polnisch schmutzigen Hinterhäuser .... Breslau liegt nicht jenseits der Schweidnitzer und Taschenstraße, es koncentrirt sich um den Ring, draußen ist es modern und alltäglich, innen ist es interessant und originell, innen hat es Charakter und Geschichte, geheimen Raum für Laster und Tugend. Um alle Phasen der Menschheit kennen zu lernen muß man sich nicht mit den Salons begnügen wo ein gleicher Lack über Alles gestrichen ist, um eine Stadt zu studiren muß man auch in Winkelgassen und Spelunken treten.

Und es gibt in Breslau Spelunken verschiedener Art und zu verschiedenen Zwecken, auch zu solchen, welche die Polizei mit offnen Augen nicht sehn mag

und auch damals nicht sehn mochte als sie noch nicht wie jetzt so viel damit beschäftigt war Versammlungen zu stören und den Gottesdienst der Deutschkatholiken zu unterbrechen.

Ob ein schmales Gewölbe, das wir sogleich schildern werden, im unteren Theile der Altbüßerstraße, die beiläufig gesagt zu den engsten und unreinlichsten Gegenden der Stadt gehört, den Spelunken beizuzählen ist wissen wir nicht, der Leser mag urteilen.

Es hat nicht mehr als zehn Fuß Tiefe und höchstens dreißig Fuß Längenausdehnung. Der Raum ist noch verengert durch längs den Wänden aufgestellte Bücherrepositorien, auf deren Borden wild durch einander eine Menge halbzerrissner Bücher in allen Formaten und vergriffnen Pappbänden liegen, stehn oder hängen. Es würde schwer sein irgend ein ganzes Werk zusammen zu bringen, die Bibliothek scheint dadurch entstanden zu sein, daß auf Auktionen inkomplette Schriften zusammengekauft worden, sie ist wertlos und man könnte mit Recht fragen wozu die dicken Fensterladen sollen und zu welchen Schätzen das gewichtige Vorlegeschloß an der Thüre den Zugang versperrt. Gleichwol ist mit schwerzer Oelfarbe auf eine schmierige Blechplatte am Eingange geschrieben: „Leihbibliothek von Salomon Silberfeld.“ Sollen die Bücherfragmente wirklich ausgeliehen werden? Sind Fensterladen und Schloß wirklich nur dazu da um die

Abonnementsgelder zu verwahren, welche dies jämmerliche Institut einbringt? Oder ist jener Schreibtisch aus rohem Tannenholze, geschlossen durch eine mit Tuch überzogne Klappe die Veranlassung all dieser Vorsichtsmaßregeln? Zwar kann man nicht wissen was in dem Alkoven, dessen Zugang durch Vorhänge von großblumigem Kattun geschlossen ist, verborgen wird, allem Anscheine nach steht indeß dicht dahinter ein einfaches Bett und ein Stuhl mit einer thönernen Waschschüssel. Der Vorhang ist so überaus zart durchbrochen, daß man diese Schätze fast ebenso deutlich erkennen kann als den Leib jener indischen Prinzessin durch ihr vierzigfaches Gewand von Nesselspitzen. Rechnen wir hiezu noch einen durchaus nicht einladenden Sessel, unter dessen zerrissnen Lederpolstern eine Mischung von Kälber- und Roßhaaren hervorsieht, so wie ein schmutziges Heft, das in Frakturschrift den Titel: „Katalog der Leihbibliothek von Salomon Silberfeld“ zeigt, ferner an einem Nagel eine Pelzmütze und endlich auf der „inkrustirten“ Diele vor dem Schreibpulte einen sehr abgetretnen Wachsleinwandlappen, so dürfte kaum etwas vergessen sein was man mit Recht als zur Klasse der Utensilien gehörig bezeichnen könnte.

In dies Gemach trat gegen das Ende des Jahres 1817 eines Mittags eine große, schöne Frau nachdem ihr Klopfen durch ein feines, fistelstimmiges „Herein“ beantworten worden war. Sie befand sich

ſchon beim erſten Schritte einem kleinen Manne gegenüber, deſſen Geſicht eine überaus unglückliche Verbindung orientaliſcher Schärfe und mongoliſcher Plattheit zu ſein ſchien. Man muß geſtehn, daß der mongoliſche Augenſchnitt und der eigentümliche Naſenwinkel, der ſo gern auch noch die Oberlippe mit hinauf zieht und die Hälfte der Zähne bloß ſtellt, neben einer zweiſchneidigen echtjüdiſchen Naſe, die aber gewaltſam aus ihrer hängenden Richtung geſchraubt iſt, und einem ſpitz vorſtehenden Kinne, nicht eben einen erbaulichen Anblick geben können. Ein ausgedienter Comptoirrock, deſſen Arme in Schreibärmeln von Kittei ſteckten, eine abgegriffne Sammtweſte, die nach allen Richtungen ſchielte, eine blau und grün karrirte Hoſe, die dem Umfange und den Überreſten von Schnürquaſten nach einmal einem Studenten gehört haben mochte und ein paar großaugige Stiefel vollendeten den Anzug des kleinen Mannes. So ſtand Herr Salomon Silberfeld, denn er war es in Perſon, mit der ihm eignen Freundlichkeit vor der Dame und rieb ſich die Hände, wobei er merkwürdigerweiſe und wahrſcheinlich unwillkürlich jedesmal wenn er an den Daumen kam die Pantomime des Geldzählens machte. Sein halber Bückling blieb indeß unerwiedert, die Dame, deren Toilette jene prächtig einfache Eleganz zeigte, die von den Frauen baroniſirter Bürger und aus dem Geſchäft zurückgezogner Kaufleute beneidet, bewundert, angebetet, aber ebenſo wenig

erreicht wird als der engliſche Pachter auf dem Continent den Lord für den „Kenner“ zu ſpielen vermag, dieſe Dame, die offenbar zu den „höheren“ Ständen gehörte, hatte mit einem einzigen Blicke die ganze häßliche Umgebung gemuſtert, war mit Abſcheu zurückgetreten und zog jetzt ein kleines reichgeſticktes Portefeuille heraus, beſah eine Karte und verglich im Gedächtniſſe den Namen, den ſie draußen an der Thüre geleſen, mit der erhaltnen Adreſſe.

„Herr Silberfeld iſt wol ausgezogen und ſein Name ſteht nur noch draußen?“ fragte ſie hochfahrend und ſchien erſt jetzt den Mongolo-Juden, der mit einem unvergleichlichen Zwinkern der Augenlider dem Manövre gefolgt war, eines Blickes wert zu halten.

„Nein, meine werteſte Madam', ich ſelbſt bin der, den Sie ſuchen, ich heiße Salomon Silberfeld, bin Leihbibliothekar und .... nun Sie werden wol wiſſen warum Sie zu mir kommen. Womit kann ich dienen?“ Dabei hefteten ſich ſeine griffigen Augen nicht ohne Wohlgefallen auf die Broche der Dame, in der ein koſtbarer Stein funkelte. Seine Hände näherten ſich einander wie zufällig und rein mechaniſch, einen Augenblick darauf fingerte der Mann zuerſt ſehr raſch, dann immer langſamer und zäher eine Zahl ab.

„Aber man kann mich doch nicht an Sie in einer Angelegenheit gewieſen haben, die ....“

„Dürft' ich nicht wiſſen in was für einer Angelegenheit? Es gibt der Angelegenheiten viele, jeder Menſch hat die ſeine. Sehn Sie, werteſte Madam', wenn man Sie an Salomon Silberfeld gewieſen hat .... in einer Angelegenheit, wie Sie ſagten, ſo muß man doch wahrſcheinlich die Angelegenheit und Salomon Silberfeld gekannt haben, hatte alſo ebenſo wahrſcheinlich Grund zwiſchen der Sache und mir eine gewiſſe Verbindung möglich zu finden. Hm, hm! Wollen Sie die Güte haben Platz zu nehmen?“ Er bot der Dame wirklich ſeinen Seſſel mit einem Bewußtſein an als wäre der zerfetzte Schemel ein Lehnſtuhl mit den weichſten Kiſſen und den prächtigſten Sprungfedern.

„Unmöglich!“ murmelte die Dame. „Ob man mich verhöhnt? Gräßlicher Gedanke! Unmöglich!“ Sie ſah ſo bleich aus, daß man in der That erwarten konnte ſie werde nächſtens doch von dem Stuhle Gebrauch machen müſſen um ſich aufrecht erhalten zu können.

„Aha, ein Neuling! Deſto beſſer!“ dachte der Wucherer, denn wir dürfen uns nicht länger verhehlen, daß die Leihbibliothek nichts als ein Tugendmantel und zugleich eine ſehr ſinnreiche Erfindung war, durch die ſich die Unglücklichen, denen eine abſchlägige Antwort oder die Verweigerung eines Hinausrückens des Zahlungstermines zu Theil wurde, in der Verzweiflung die Zeit vertreiben konnten um fruchtlos etwa eine

veränderte Laune des edlen Geldverleihers abzuwarten oder endlich noch dies und das verſatzfähige Stück ihrer Habe auszukundſchaften indem ſie ſeinen Namen zufällig in einem Bande von Eugen Sue, Cooper oder Spindler laſen.

Da die Dame immer noch nicht das rechte Wort zu finden ſchien, er alſo Zeit hatte ſich in aller Form in den Stein der Broche zu verlieben, d. h. ihn gehörig zu taxiren und ganz beſondrer Aufmerkſamkeit wert zu halten, glaubte er ſich endlich verpflichtet dem „Neulinge," der allerdings dreißig Jahre zählen konnte aber immerhin in dieſen „Angelegenheiten" nicht bewandert ſein mochte, zu Hilfe zu kommen.

„Werteſte Mavam' . . . . . erlauben Sie zuerſt . . ." Er ſchob zum Schrecken der Dame einen Riegel vor die Thüre. „Es geſchieht, damit wir nicht geſtört werden, es kommen viele Leute zu mir, die — Angelegenheiten haben," ſagte er mit einem wichtigen Blicke, den nur das Bewußtſein, daß er es hier mit einem außergewöhnlichen Kunden zu thun habe, ein wenig civiliſirt machte. — Er wollte beim erſten Geſchäfte nicht abſtoßen; das thun Wucherer und falſche Spieler niemals. — Dann fuhr er ohne den Kampf und das Widerſtreben der Dame, die immer wieder in halber Verzweiflung ihre Karte zu Rat zog, irgend zu beachten, in leiſem, vertraulichem Tone fort:

„Werteſte Madam', die Zeit iſt koſtbar, und da ſie hier ſind, hierhergewieſen von Jemand, der mich kennt, vielleicht Geſchäfte mit mir gemacht hat," — er blinzelte lauernd mit den Augen ohne jedoch eine merkliche Veränderung in den Zügen der Dame wahrnehmen zu können, —" ſo kann ich nur wiederholt bitten mich mit Ihrem Vertrauen zu beehren." Die ſtrengſte Diskretion wird zugeſichert, das bringt die Sache von ſelbſt mit ſich, wenn Sie alſo irgend ein .... Fauſtpfand ...." hier wurde die Stimme wahrhaft geſpenſtig leiſe, „etwa die Broche, — der Stein iſt doch echt ...?" Er verlängerte ſeine Hand und ſtreckte ſeine ſpitzen Finger bis dicht in die Nähe des Schmuckſtücks ....

Dieſe Bewegung erſt ermunterte die Dame aus ihrem Brüten, ſie wich den frechen Fingern entrüſtet aus, die Röte der Scham zog einen Moment über ihr Geſicht: — ſie galt ebenſo ſehr der Schwäche, die ſie gezeigt, denn im nächſten Augenblick erhob ſie ſich ſtolz und ſagte kalt: „Da ich zu Ihnen gewieſen bin, obgleich ich nicht begreifen kann wie man dazu kam mich hierher zu ſchicken, Sie konnten viel beſſer zu mir kommen, — laſſen Sie uns von meiner Angelegenheit reden. Sie haben von Seiten des Hauſes du Brèsmenil in Paris ein Avis bekommen, das mich betrifft ...."

„Ja, wir haben von du Brèsmenil, gutes Haus das, d. h. von dem Associé des Hauses, der sich einer Sache auf eigne Gefahr unterziehn will, von Herrn Frederic Tetarskoff ein Avis bekommen. Über diese Angelegenheit bin ich jedoch nicht im Stande einseitig mit Ihnen zu verhandeln. Verstehen Sie mich, werteste Madam', das ist eine Sache, die nicht mich, Salomon Silberfeld, persönlich, sondern „Gebrüder Silberfeld" angeht."

„Was hatte ich dann in dieser Höhle zu thun?"

„Gefällt es Ihnen nicht hier? Hm! Es ist mir auch manchmal hier schon so vorgekommen als wäre es nicht hübsch. Neulich erst ..... Aber ich will Ihnen sagen warum man Sie nicht in's große Geschäft gewiesen hat, sondern zu mir. Herr Tetarskoff ist mein Freund, d. h. ich hab' ihn in Paris besucht und er hat mich zu Tisch gebeten, — da hat er sich denn meinen Namen behalten und adressirt oft nicht „Firma" sondern persönlich an mich, denn ich bin der Ältere von „Gebrüder Silberfeld" und die haben viel mit du Brèsmenil & Comp. zu thun. So mag's ihm aus der Feder gekommen sein, aus purer Gewohnheit, denn wie gesagt, diese Angelegenheit gehört nicht in die — Leihbibliothek."

„Aber es steht genau hier: Leihbibliothek von ....."

„Das ist eine Schmeichelei für mich. ich erzählte von meinem Privatgeschäft über Tisch, Herr Tetarskoff

hat viel gelacht, ſehr viel und hat mich einen geiſtreichen Mann genannt, — nun iſt ihm beim Schreiben die Geſchichte eingefallen, — Geſchäftsleute ſollen freilich keine Einfälle haben, aber Herr Tetarskoff .... kennen Sie ihn? Er iſt ein ſonderbarer Mann, aber ſolide, ſehr ſolide, warum ſoll er da nicht ſonderbar ſein? Er hat's dazu. Sind doch manche Leute ſonderbar, die's nicht dazu haben ...."

„Ich habe alſo doch mit Ihnen zu thun?"

„Gleich, gleich, ſtehe ſofort zu Dienſten, werde die Ehre haben Sie ſofort zu „Gebrüder Silberfeld" zu führen." Er fing an den Schreibtiſch zu verſchließen und alle Vorbereitungen zum Ausgehn zu treffen.

„Ich danke für Ihre Begleitung," ſagte die Dame auf's Neue entrüſtet mit unverhehlter Verachtung in Blick und Gebehrde, „ſagen Sie mir nur Ihre Wohnung oder beſſer kommen Sie in die meine in den Gaſthof."

Mit dieſem Menſchen über die Straße zu gehn oder in eine zweite ſolche Höhle zu kriechen war in der That eine arge Zumutung. Aber die Dame hatte ſich auch in dem Ehrgefühle des kleinen Mannes verrechnet. Seine Inſtructionen, — denn er war ſicher genau unterrichtet, was auch aus dem Ausdrucke hervorging, den ſein Geſicht bei der erſten Nennung des Namens jenes pariſer Hauſes annahm —, hinderten ihn zwar das Maß ſeiner Unhöflichkeit in ſeinen Augen

zu übertreiben, aber er sagte doch im höchsten Grade piquirt:

„Ah, ich bin Ihnen nicht gut genug, aber mein Geld gefällt Ihnen, he? Nun, ich werde bescheiden sein, ich dränge mich nie auf, die Leute werden auch nicht sagen, daß Sie mir ein Stelldichein gegeben haben, wenn Sie auch sehn, daß Sie aus der Leihbibliothek kommen ..... he, he!“

Die Dame schauderte, — sie durfte es mit diesem häßlichen, schmutzigen Wucherer nicht verderben, denn sie brauchte ihn. Der Jude fuhr fort:

„Wir machen unsre Geschäfte stets bei uns ab, Gebrüder Silberfeld haben es nicht nötig in der goldnen Gans oder im weißen Adler nach Geschäften zu suchen, und hier haben wir gar nur ein Commissionsgeschäft vor uns .... Nein, werteste Dame, der Chef von Gebrüder Silberfeld ist nicht Salomon Silberfeld, der Leihbibliothekar. Haben Sie die Güte sich um vier Uhr Büttnerstraße Nro. . . einzufinden, um fünf Uhr beginnt der Schabbes, es ist heute Freitag, bis dahin muß Alles in Richtigkeit sein.“

Der Jude war beleidigt. — Die Dame ließ die erste Droschke halten, nannte ihre Adresse und warf sich in die Kissen. — Sie weinte bitter. —

„Stolzes Pack“, sagte der Wucherer sich aufrichtend, „Herrin von einem Dutzend von Gütern, von denen sie nicht drei Quadratfuß mehr besitzt. Ich

meine, daß ich meine Rolle gut gespielt habe, Herr Tetarskoff wird mit mir zufrieden sein.“

Salomon Silberfeld dünkte sich im Augenblicke selbst als „Leihbibliothekar“ unendlich besser als die stolze Dame und wer ihn hätte nach der Büttnerstraße schlendern sehn, nicht im gewöhnlichen scheuen Geschäftsschritte, sondern mit philisterhaftem Behagen und bourgeoiser Aufgeblasenheit, an Schaufenstern stehen bleibend und sogar den Witz eines Straßenjungen über seine Nase hinnehmend, der hätte glauben müssen, daß der Wucherer entweder ein ehrlicher Mann geworden sei oder daß seine Sara ihn noch im späten Alter mit einem Isak beschenkt habe. Er freute sich über seinen mutmaßlichen Gewinn, aber er freute sich noch mehr über das Herunterkommen einer großen Familie. „Nicht die erste, aber leider noch nicht die letzte,“ murmelte er vor sich hin. „Die andern kommen nach. Schön von Herrn Tetarskoff, daß er mich an dem Fange theilnehmen läßt.“ —

Als die Droschke, in der die Dame fuhr, am Hotel hielt, traten zwei Herren aus dem Portal, beide in einem Alter von etwa fünfzig Jahren. Sie lachten und schienen alte Erinnerungen auszutauschen.

„Sapperment, das ist ja meine Frau!“ rief der Eine. „Schon Alles abgemacht? Und richtig in einer Droschke! Wer Teufel kann aber auch von Berlin bis in alle Welt Pferde mitschleppen. Ah, Ihr kennt

Euch nicht .... Graf Bartenſtein .... und hier meine Frau!"

„Gnädigſte Gräfin, ich finde hier einen Campagnekameraden .... ſehr gefreut .... lebe hier, werde mir ein Vergnügen daraus machen Ihnen ſofort eine Equipage zur Verfügung zu ſtellen .... Bitte, keine Ablehnung .... Genirt mich wirklich nicht ...."

Man hörte es beiden Herren an, daß ſie ihr Wiederſehn gefeiert und etwas ſtark gefrühſtückt hatten.

„Ich bedauere Ihr Anerbieten nicht annehmen zu können," ſagte die Dame kalt und gezwungen obgleich ſie zu lächeln verſuchte, „wir müſſen morgen früh weiter, ich habe Geſchäfte abzuthun. Mir thut es leid, daß ich Sie derangiren muß, falls die Herren eine Promenade vorhatten, aber unſre Sachen ſind ſo wichtig, daß ich mich freue meinen Mann noch angetroffen zu haben."

Sie gab dem einen Herrn finſter und faſt zornig einen Wink, der ihn ſeufzend den Arm ſeines Begleiters verlaſſen machte.

„Bitte ſehr .... Geſchäfte gehn immer vor ...!"

„Sehr, ſehr wichtige Geſchäfte, lieber Bartenſtein .... aber Abends treff' ich Sie .... wo?"

„Ich hole Sie hier auf Provinzialreſource ab ....."

Die Dame ging raſch voran die Treppe hinauf. Der Schlüſſel war vergeſſen, ſie mußte warten. Als ſie eintrat kam der Kellner hinterher und fragte ob die

Herrſchaft im Salon oder auf dem Zimmer zu ſpeiſen wünſche .... Dann kam der Kammerdiener und ihre Zofe ..... Sie mußte warten, warten und ihre Adern hätten ſpringen mögen, ſo ſtrotzten ſie. Ihr ſchönes Geſicht war bleich und rot faſt zu gleicher Zeit ſo raſch wechſelten die Farben, ihre Augen waren dunkel unterlaufen und ihre Lippen blutig.

„Aber was haſt Du denn?“ fragte der Mann als ſie endlich allein waren. „Schlägt das Projekt fehl, weigern ſich die Leute? Das wäre in der That unangenehm?“

„O es iſt gräßlich!“ rief die Dame und warf ſich erſchöpft von dem langen Kampfe, der nun wie eine zurückgetretne Krankheit nur nach innen wirken und ausbrechen konnte, auf den Divan. „Gräßlich! Du findeſt Kameraden, lachſt und trinkſt während ich mit Menſchen des allergemeinſten Schlages verkehren muß, Dinge hören muß, die mich erniedrigen ....“

„Hat Dich Jemand beleidigt, ſo ....“

„Das iſt ja eben das Scheußliche unſrer Lage, daß wir es dulden müſſen, um nicht noch tiefer zu ſinken. — O Du biſt immer gleich damit fertig Den oder Jenen zu fordern, zu mißhandeln, aber Du erſparſt mir keinen Schritt und ſetzſt mich zuerſt ſelbſt Mißhandlungen von brutalem Lumpengeſindel aus.“

„Das iſt unwahr. Du haſt Dir jede Einmiſchung in Deine Angelegenheiten verbeten, obgleich ich

Dir ſagte, daß ich die Umgangsweiſe mit derartigen Menſchen beſſer verſtehe und mir gegenüber nicht leicht Jemand unverſchämt wird. Du haſt Dich ſtutzig machen laſſen und man hat Deinen Zuſtand benutzt ....“

„Ich ſollte wol etwa nicht ſtutzig werden, wenn ich ſtatt zu einem Banquier zu einem gemeinen Wucherer und Pfandleiher geſchickt werde, der mir ein Paar Louisd'ors auf meinen Schmuck leihen will?“

„Teufel ja! Dein pariſer Geſchäftsfreund hat da ſonderbare Compagnons!“

„Wenn wir gefoppt, verhöhnt wären.“

„Bah! Dergleichen Zeug treiben Banquiers nicht. Die Sache iſt gewichtig weil viel Geld dazu gehört, aber es iſt immer ein ſolides Geſchäft und da Dein Herr Tſchitſchakoff oder wie er heißt ein Liebhaber ſolcher Geſchichten zu ſein ſcheint und außerdem die nötigen Fonds hat, werden die Schwierigkeiten nicht ſo groß ſein. Du biſt nur ungeſchickt geweſen. Warum ließeſt Du mich nicht gehn?“

„Man verlangt ja ausdrücklich, daß ich mit all dieſen Thieren ſelbſt unterhandle wenn aus dem Projekte etwas werden ſoll.“

„Eine gute Aufgabe, das iſt wahr, und ſogar die Tour vorgeſchrieben. Eine köſtliche Reiſeroute, von Berlin nach Breslau, von da nach Nürnberg, Baſel und endlich zur Ratifikation nach Paris. Ver-

zweifelte Sicherheitskommiſſarien, ob ſie's uns an der Naſe anſehn wollen ....“

„Sei doch endlich ernſt. Du ſiehſt, ich bin halb wahnſinnig und Du kannſt immer noch ſcherzen. Wer iſt denn an dem ganzen Jammer, an dieſer Miſère, die mich erdrückt, ſchuld?“

„Nun, ich doch wahrhaftig nicht! Deine Geſellſchaften, Deine Reiſen, Dein Schmuck, alle Jahre womöglich das ganze Haus neu ausgeſtattet ....“

„Und Du mit Deinen Pferden, Deiner Manie Rüſtungen, altes Eiſen aller Art faſt mit Gold aufzuwiegen und Dich um nichts zu kümmern ....“

„Wieder unwahr. Ich bin mit Paſſion Landwirt, aber ſeit .... nun Du weißt ja, ſeit jener Zeit mußte Alles verpachtet werden, wir mußten außer Landes, bald auf ein Jahr nach Italien, bald nach Paris, bald nach England, zuletzt nach Berlin, ich hab' Dich vergebens gewarnt, Du ſahſt es erſt ein als es zu ſpät war. Machen wir uns keine Vorwürfe über Vergangnes, ſuchen wir die Zukunft zu retten, es geht noch, ja es iſt noch Glück in all dem Unglücke. Faſt eine Million findet man nicht ſo leicht .....“

„Und ſie war doch leicht genug verthan.“

„Das heißt, wir und Andere haben viel verbraucht. Wären wir zu Hauſe geblieben, ſo wäre Alles gerettet worden.“

„Und Du biſt doch unverantwortlich leichtſinnig . . . . “

Ein Laufburſche von „Gebrüder Silberfeld“ unterbrach die eheliche Szene, die ſich eben wieder erhitzen wollte. Er richtete den Auftrag aus, daß die Gräfin nicht vergeſſen möge alle nötigen Papiere mitzubringen.

„Man würde wol meinen Angaben nicht trauen?“ ſagte ſie bitter als er fort war. „Man hält uns ſchon für Lügner.“

„Aber Kind, das iſt ja ganz in der Ordnung, die Leute müſſen doch wiſſen um was es ſich handelt. Übrigens werd' ich Dich begleiten, damit Du nicht wieder Grund zu klagen haſt.“

Aber als es vier Uhr war kam der Graf nicht, es gab eine intereſſante Wette, die ihn ſein Verſprechen vergeſſen ließ. Die Dame mußte den ſchweren Weg allein antreten, nahm indeß diesmal, durch eine Erfahrung gewitzigt und einen Theil des Geheimniſſes von ſich werfend, den Diener mit. — Sie kam befriedigter zurück. So peinlich es ihr auch geweſen war die Zerrüttung ihrer Verhältniſſe fremden und noch dazu ſolchen Augen bis in's kleinſte Detail darzulegen, einen ſo harten Kampf es auch koſtete bei der Beſiegung verſchiedener Schwierigkeiten die nötige Ruhe zu behalten: es ging dennoch, die Dame hatte nun ein einfaches

Geschäft abzuschließen nicht aber ein Mißverständniß und die Vertraulichkeit eines Wucherers zu dulden.

„Ich werde mich daran gewöhnen," dachte sie, hätte ich mich nicht durch die mysteriöse Form des Aviſes verleiten lassen einen geheimnißvollen Spazirgang zu machen, so wäre mir die Demütigung und der Verdruß erspart worden. Jedenfalls ist es nun besser, daß ich alles Andere ebenfalls ganz allein abmache um Heftigkeiten und Störungen zu vermeiden .... Gräßlich ist's immer, aber es muß sein, ich muß es tragen."

„Am andern Morgen reiste das Paar nebst ihrer Dienerschaft über Dresden, Leipzig, Plauen und Baireuth nach Nürnberg. —

Der Thereſienplatz in Nürnberg ist vielleicht der ödeste Theil der Stadt, die ohnehin nur zur Meßzeit und im Winter in den Buden um das Gänsemännchen hinter der Frauenkirche oder auf dem Obstmarkte Leben zeigt. Und dieses Leben ist ein anderes als jenes das man mit dem Namen der Stadt zu verbinden pflegt. Das Nürnberg, das die Dürer, Vischer, Sachs, Jamitzer, Stoß und Kraft geboren, ist tot, seine Patrizier wurden „Reichsfreiherrn", wurden dann simple bairische Barone und haben jetzt nach Aufhebung des Adels als Stand wieder die Aussicht durch die Union, durch das neugekochte deutsche Reich, Reichsbarone in partibus zu werden. In der That eine glorioſe Carrière

für die Haller, Tucher und Löffelholtz. Indeß iſt auch die Zeit des Patriziats um, und der eigentliche Sitz des Gewerbefleißes iſt Fürth. Originell aber bleibt die Stadt immer, das alte runzlige Geſicht mit den verſchnörkelten Erkern und den dicken Mauern ſieht überall durch und das mittelalterliche deutſche Bürgertum läßt ſich nirgends an beſſerer Quelle ſtudiren. Hier iſt jeder Stein ein Blatt, das uns Aufſchluß über die Geſchichte vergangener Tage gibt. Heideloff hat ſie verſtanden, es gelang ihm oft aus halbem Schutt eine Einheit zu ſchaffen, die harmoniſch zum Ganzen paßt. Denn Nürnberg iſt immer noch ein Ganzes, aber eine — Leiche. — Nur das Treiben hinter der katholiſchen Kirche muß man geſehn haben, es iſt einzig in ſeiner Art und findet ſeinen Pendant höchſtens in holländiſchen Städten etwa an Waffelbuden und Gurkentonnen. — Man denke ſich den kleinen Platz mit ſchmalen hölzernen Buden bedeckt, worin zwei, höchſtens aber drei Perſonen nebeneinander auf einer Bank Platz haben; vor ihnen befindet ſich ein Brett als Tiſch, ebenfalls nur wenige Zoll breit. Von außen ſind dieſe portativen Gebäude garnirt mit Feſtons von — Häringen, wovon außerdem noch auf dem Verkaufstiſche und in Fäſſern Vorrat da iſt. Neben dieſen Vorräten raucht auf einem aufrechtſtehenden Holzklotze eine Pfanne voll Holzkohlen, die mit beſonders organiſirten Fledermiſchen angefacht werden. Kommt ein Käufer und

deren kommen alle Augenblicke Duzende, ſo ſucht er ſich eigenhändig einen „fetten“ Fiſch aus, der, falls der Kunde ſich nicht etwa mit einem geräucherten Flunder begnügen will, ſofort auf eine Gabel oder ein dünnes ſpitzes Holz geſteckt und gebraten wird. Es iſt ebenſo intereſſant die Geſchicklichkeit zu ſehn, mit welcher Frauen und Männer ohne ein anderes Inſtrument als einen zweiten Speil das Drehen und Wenden des nach und nach bröckelnden Fiſches beſorgen, als es ſpaßhaft iſt die Züge des Käufers zu betrachten, deſſen Appetit durch den reizenden Duft, den er während der Bereitung einathmet, ſich dermaßen anregen läßt, daß er oft ungeduldig wird und mit wäſſerndem Munde ſchon die Pantomime des Kauens macht ehe ſeine Speiſe noch gar iſt. — Hat der Fiſch nun eine braune, glänzende Kruſte bekommen, ſo wird er in ein Stück Makulatur geſchlagen, und dies Papier dient in der Bude als — Teller. Man muß dieſe Gruppen des Abends ſehn, wo auch wohlhäbige Pfahlbürgergeſichter, denen der Häring Durſt machen ſoll für das „Jammerthal“, die „Himmelsleiter“ oder die „Neumüllerei“, umſtanden von Gaſſenbuben, die um ein Schwanzſtück betteln, von den Kohlpfannen illuminirt werden. — In einer Zeit, in der künſtliche Lichtſpiegeleien, wie ſie Hafenklever malt, ſo ſehr beliebt ſind, müßte ein tüchtiger Maler aus dieſem Häringsmarkte ein überaus effektvolles Bild machen können, ein wahr-

haft humoriſtiſches, echt volkstümliches Bild. Als Hintergrund die düſteren, ſpärlich angeleuchteten Mauern der Kirche, auf denen ſich mit ſcharfen Lichtern das hübſche Gänſemännchen zeichnet, das dem Trödel Jahr aus Jahr ein zuſieht, im Vordergrunde endlich an einer Bude die Kohlenpfanne, umdrängt von charakteriſtiſchen Figuren: die geſchäftige Verkäuferin, — der corpulente Bürger mit dem Rohrſtocke, der ſich im Vorgefühl des prächtigen Durſtes, den er eben kauft, ſchmunzelnd das Kinn ſtreichelt, — ein paar Buben mit begehrlichen Geſichtern, — und endlich auch der Arbeiter, der eine Maß Bier und ein Stück Brot mitbringt und in der Bude, deren Thür er geöffnet hat um zu ſehn ob ſie bald leer wird, mit Hilfe eines gebratenen Härings von den Mühen des Tages ausruhen will. Dazu ein paar Befriedigte und erſt Ankommende, dann iſt es gar nicht ſchwer mit dieſen Mitteln ein Bild zu ſchaffen, das über dem gewöhnlichen Genre ſteht.

Von ſolchem ſchreienden und feuerwerkerndem Leben weiß der Thereſienplatz nichts. Es ſcheint als ſpüle der Regen von ſeinem abſchüſſigen Pflaſter allen Lärm hinunter nach dem Obſt- und Fiſchmarkte. Die Egidienkirche, die salva venia etwas Japaniſches an ſich hat, iſt das am wenigſten intereſſante Gebäude, das ihn ſchmückt, man muß den Hofraum des Kraftſchen Hauſes ſehn um einen Begriff von den Mitteln zu

bekommen, die Nürnbergs Bürger zu verwenden hatten. Die neue Zeit baut Façaden, sie übergypst die Häuser nach der Straßenseite, hat man aber das Unglück, wie in München so oft, unvollendete lückenhafte Straßen zu betreten, so daß sich auch die Kehrseite der Gebäude und das Innere des von ihnen umschlossenen Raumes dem Auge bloß stellt, so sieht man, daß der Neubau nur zwei Richtungen huldigt: dem Schein und der Eilfertigkeit. Die alten Reichsstädtischen Bürger bauten für sich, nicht für Andere; ihr ganzes Wesen war eine solide Beschränktheit, sie bewegten sich in abgemessenen Kreisen, aber diese Kreise zu einem vollendeten Ganzen zu machen war ihre höchste Sorge. Das Kraftsche Haus mit seinen steinernen Bogenreihen, einen offenen Altanen und dem Treppenthürmchen im Hofe ist ein Palast.

Noch andere alte Familien haben ihre Häuser an diesem Platze. Das der Tucher bezeichnet im Giebelfelde ein T mit der Freiherrnkrone darüber. Gegenüber steht die Statue eines Gelehrten, der sich über diesen Schmuck, der zu der echtbürgerlichen Stadt so gar nicht passen will, lustig zu machen scheint. In derselben Reihe befinden sich noch einige andre Häuser von zum Theil modernerem Aussehn. —

An der Thür des einen lehnte eines Tages ein Mann, der aller Wahrscheinlichkeit nach vor sehr kurzer Zeit vom Hausknechte zum Portier avancirt war und

nicht recht faſſen konnte, warum er zu abſolutem Nichtsthun verurteilt ſei, da ſeine Virtuoſität im Schwingen des Kehrbeſens nie angetaſtet worden war. Was ſollte er nun mit dem mächtig großen Stocke? Turnübungen anſtellen, ſich im Gehrwerfen üben? Er hatte eine harmloſere Unterhaltung, er ſtach damit nach Fliegen, denn zum Verbarrikadiren der Thüre war er noch nicht gekommen. Er konnte ſich nämlich trotz der ausdrücklichen und wiederholten Befehle der Hausgebieterin nicht dazu verſtehen, den Bekannten, die ſeit Jahren im Hauſe aus und ein gingen, jetzt plötzlich wie Fremden zu begegnen oder ihnen gar Herrn oder Frau Stabmeyer zu verleugnen, wenn er ſie zu Hauſe wußte. Immer geſcholten ſehnte er ſich nun ſchon ernſtlich danach ſeine Autorität endlich einmal gegen wirklich Fremde geltend machen zu können.

Sein Geſicht klärte ſich darum plötzlich auf, legte ſich aber auch augenblicklich in ſtrenge Falten als er ſah, daß eine Dame unzweideutig die Abſicht zeigte Herrn Stabmeyer einen Beſuch zu machen. Er hatte Befehl Niemand vorzulaſſen. Die Dame brachte zwar hinter ſich einen Bedienten mit, der Portier verließ ſich aber im Notfalle auf ſeine Faüſte, denen er ganz beſtimmt mehr Gewicht zutraute als irgend einer conventionellen Rückſicht auf ſeine Angabe: Herr Stabmeyer ſei nicht zu Hauſe. Was hätte ſein Herr denn um ein Uhr Mittags anderwerts machen ſollen? Jedermann mußte

das eben ſo gut wiſſen als er ſelbſt. Die Abweiſung enthielt alſo eine Beleidigung und der ehrliche Altbayer begriff auf einmal, daß er als Portier wahrſcheinlich der Champion ſeines Herrn ſein müſſe. Die Gegenpartei ſtellte den Bedienten, der Kampf war beſchloſſen. Seine Fantaſie hatte ſich durch dieſe Vorſtellung ſo erhitzt, daß er ehe noch eine Frage an ihn ergangen der Dame den Knopf ſeines Stabes vor die Bruſt hielt und ihr mit der ganzen Kraft ſeiner Stimme zuſchrie: „Herr Stabmeyer iſt nicht zu ſprechen!“ Im nächſten Augenblicke trat er einen Schritt ſeitwerts, lehnte den Stock in eine Ecke, drehte den nie abgelegten Schlagring nach außen und nahm mit einem herausfordernden Blicke auf den ſteifen Diener eine Athletenpoſitur an.

„Dann geben Sie meine Karte ab und richten aus, daß ich Herrn Stabmeyer im bayriſchen Hofe erwarte oder daß er mir die Stunde angeben möge, zu der ich ihn treffe.“

Der Portier war verblüfft. Man nahm die Herausforderung nicht an. Am Ende war die Sache nicht in Richtigkeit, er ſprang alſo, die Karte zwiſchen zwei Fingern haltend, der Dame nach, die merkwürdigerweiſe keinen Augenblick gezweifelt hatte, daß ſein Herr wirklich nicht zu ſprechen ſei und ſtammelte etwas konfus, daß er doch wol glaube, Herr Stabmeyer ſei zu ſprechen.

„So fragen Sie nach!“ ſagte die Dame, die weit gefaßter war als der Portier und vor Allem die Sache nicht ſo merkwürdig zu finden ſchien als er.

„Ja, ich darf von der Thüre nicht weg,“ ſagte er kläglich.

Nun lachte die Fremde gar .... Zugleich öffnete ſich in der bel étage des Hauſes ein Fenſter, ein Kopf, den eine etwas monſtröſe Haube voller Barben, Bänder und Blumen bedeckte, ſtreckte ſich hervor und rief herunter: „Hanſi, was machſt Du denn, ſiehſt Du nicht, daß das eine „anſtändige“ Dame iſt?“

„Ja, ich hab' denkt ....“

„Du haſt nichts zu denken! Es wird uns ſehr angenehm ſein ....“

Die letzten Worte ſchienen eine Einladung ſein zu ſollen, der die Dame auch Folge leiſtete obgleich es ihr unmöglich war, den Portier, die Haube und die Einladung unter einen Hut zu bringen. Ihr Staunen ſollte hiermit noch nicht enden. — Die Treppe war verſchloſſen, neben dem Glockenzuge war eine nagelneue Meſſingplatte, auf der gravirt ſtand: „J. A. Stabmeyer und Frau.“ Es erſchien ein Bedienter, der die Dame über einen dicht mit alten Meubles beſetzten Flur führte, von da durch drei Zimmer, in denen wahllos und offenbar noch nicht definitiv placirt neue, zum Theil prachtvolle Schränke, Tiſche, Stühle, Spiegel und anderes Gerät zur Schau

geſtellt waren und endlich in ein viertes, das beſtimmt durch das Öffnen einer Thüre vom Flur aus bequemer zu erreichen geweſen wäre. In dieſem Gemache befand ſich außer der Dame mit der Blondenhaube, die ſich in der Nähe betrachtet als eine korpulente Vierzigerin auswies, ein hübſches Mädchen mit einem Papagei tändelnd, und ein langer hagrer Mann, deſſen ſehr dummes Geſicht deutlich die Verlegenheit ausſprach, in die ihn eine ungewohnte Lage verſetzte. Das war Herr Stabmeyer und Frau nebſt Familie, letztere nämlich vertreten durch die Tochter und den Papagei.

„Mit wem haben wir die Ehre . . .?“ fragte die Frau höchſt unverlegen, indem ſie ſich mit dem Anſtande einer Truthenne vom Sofa erhob und ihrem Manne, der ſich in ſeinem neuen Hausrocke von ungerifſnem Sammt mit Atlasſchlitzen gar nicht wohl zu fühlen ſchien, einen Wink gab, der eine ſchiefe Verbeugung und die Wiederholung der Frage ſeiner Frau hervorrief.

„Ich habe mit Herrn Stabmeyer in Folge einer Anweiſung von Paris aus ein Geſchäft zu arrangiren“, ſagte die Dame nachdem ſie ſich genannt. „Kann ich ihn nicht allein ſprechen.“

„Ah, ſehr erfreut, Frau Gräfin, es iſt uns ſehr ſchätzenswert Sie bei uns zu ſehn,“ rief die Frau. „Sie ſind doch eine wirkliche Gräfin, nicht wahr?

Man hat jetzt ſonderbare Gräfinnen, die Gräfin Lola zum Beiſpiel .... aber davon kann man vor Kindern nicht ſprechen. Das iſt meine Tochter, Frau Gräfin, unſre Aurora, ein liebes Kind .... aber wollen Sie nicht Platz nehmen?«

»Wollen Sie nicht Platz nehmen?« echote der Mann.

»Es thut mir Leid von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können. Falls ich das Vergnügen habe mit Herrn Stahmeyer zu ſprechen, darf ich mir wol eine halbe Stunde in Ihrem Arbeitszimmer ausbitten. Weshalb ich komme wiſſen Sie, es wird genügen, daß Sie die Papiere, die ich mitbringe, durchſehn ....«

»Lieber Gott, meines Mannes Arbeitszimmer! Sie müſſen wiſſen, Frau Gräfin, daß wir unten, ganz unten, parterre wohnten und viele Schulden auf unſrem Hauſe hatten, da ſtirbt plötzlich zuerſt meines Mannes Bruders Frau, die ſehr reich war, dann ſtirbt er ſelbſt und er war auch ſehr reich. Kinder hatten ſie nicht, ſo kam Alles an uns. O wir haben auch ſehr geweint, und ein ganzes Jahr getrauert. Es dauerte aber auch ein Jahr bis wir das Geld bekamen, die Verwandten der Frau wollten uns unſer Eigentum ſtreitig machen. O es gibt böſe Menſchen ..... Ja, ſehn Sie, nun mußte doch Alles ſtandesgemäß eingerichtet werden, eine Werkſtatt .... wollte ſagen

eine Arbeitsſtube braucht mein Mann nicht mehr, die andern Zimmer ſind noch nicht in Ordnung, Sie werden ſich ſchon hier bequem machen müſſen .... Mein Mann hat ſich den Tod ſeines Bruders ſo zu Herzen genommen, und dann hat er auch ſo kein rechtes Geſchick, ich muß überall helfen, ich und unſre Aurora. Ein ſehr gebildetes Mädchen, Sie möchten es ihr nicht anſehn. Sie ſpielt das Fortepiano und hat jetzt ſchon im zweiten Jahre Tanzſtunden ....."

In dieſem Tone ging es fort. Die Gräfin überzeugte ſich bald, daß ſie es hier nur mit der Frau zu thun habe und ſo gern ſie ſonſt über die Parvenümenage gelacht hätte wurde ihr die Szene doch ſehr läſtig als Madame Stahmeyer auf den Umſtand, daß ſie Geld leihen ſollte eine Art von Familiaretät begründete, die nicht nur den Preis des Caſhmirſhawls, den die Dame trug, auszukundſchaften ſuchte, ſondern auch unzweideutig davon ſprach, daß man die günſtige Gelegenheit benutzen würde durch einen Beſuch auf den Gütern der vornehmen Schuldnerin ihre Einrichtung kennen zu lernen um die eigne danach zu dreſſiren. Von Geſchäften verſtanden die Leute natürlich ſo gut als nichts, ſie handelten genau nach der Vorſchrift des Herrn Tetarskoff, den ſie über Alles prieſen, weil er durch Agenten mit ihnen in Verbindung getreten war ehe ſie noch in ihrem Beſitze feſt waren, ihnen Vorſchüſſe zur Prozeßführung geleiſtet und endlich auch

das Mobiliar direkt aus Paris beſorgt hatte. Dieſe Geſchäftsunkenntniß und getreue Befolgung fremder Anweiſungen hatte ihre bequeme Seite: es gab keine ſachlichen Bedenken; ſie zeigte aber auch eine äußerſt peinliche, die noch, nachdem die zuſtimmende Unterſchrift unter das vorbereitete Dokument von Herrn Stahmeyer ſchon mit zitternder Hand vollzogen war, herausgekehrt wurde.

Die Frau verlangte nämlich weinend und jammernd in allem Ernſte einen körperlichen Eid von der Gräfin, daß die vorzuſtreckende Summe von dreimalhunderttauſend Gulden auch dann bezahlt werden ſollte, wenn die verpfändeten Güter etwa durch einen Erdrachen verſchlungen, durch einen ſodomitiſchen Feuerregen zu Aſche verbrannt oder durch Waſſer in unwegſame Klüfte verwandelt würden.

„Es iſt unſer Alles, unſer Stolz und unſre Freude, das Heiratsgut unſrer Aurora . . .“ Dabei umarmte ſie ihre Tochter und den Mann und war weder über die Art und Weiſe der Hypothezirung, die erſt nach völliger Abwickelung aller Präliminarien bei der Auszahlung der Summen, für die jetzt nur Spannzettel gegeben wurden, vor dem zuſtändigen Gerichte geſchehn konnte, noch über das Verkehrte ihrer Forderung aufzuklären. Die Gräfin mußte Zeuge einer Familienſzene werden, in der Thränen in Maſſe verſchwendet wurden, denn der Mann war durch den Gedanken an

ſeine Aurora ebenfalls gerührt worden und „das Kind“ konnte nicht verfehlen mit zu weinen. Frau Stabmeyer ging dabei aus ihrer Rolle heraus und brauchte nicht gerade die zarteſten Worte. Daß das Heiratsgut ihrer Tochter möglicherweiſe von Verſchwendern vergeudet oder von einem Vulkane verbrannt werden konnte, brachte ſie um alle Faſſung. Daß die Gräfin nicht ebenfalls in Thränen ausbrach galt ihr für ein Zeichen eines verſtockten Herzens .... Dieſe hätte weinen mögen, aber nicht aus Sympathie mit der Familie Stabmeyer.

Endlich beruhigte ſich die Geſellſchaft durch die Erinnerung an die Garantie Tetarskoffs und ließ der Gräfin Raum genug zu entſchlüpfen.

„Immer noch beſſer der Jude mit ſeiner bewußten Rohheit als die unbewußte Brutalität dieſer Leute. Wenn es mit dieſer Steigerung fortgeht, bin ich bis Paris ſtumpf für Alles,“ dachte die Gräfin. Sie lachte beim Hinunterſteigen der Treppe nicht mehr über das: Stabmeyer und Frau. Die Familie war nur für Die lächerlich, die ſie nicht brauchten. Abhängigkeit vernichtet jeden unbefangnen Standpunkt, Spott kehrt mit vergifteter Spitze vom Ziele auf den Schützen zurück, man kann über Menſchen ſpotten, die man benutzt, aber nicht über ſolche, die man braucht. Man macht ſich damit nur ſelbſt lächerlich und leidet überdies durch das Gefühl des Gelähmtſeins ſeiner Geiſtes-

kraft. Man entſagt ja dem ſchrankenloſen Gebrauche ſeines Gedankens. Abhängigkeit, moraliſches Verpflichtetſein iſt die allerſchlimmſte Sklaverei. Unterthänigkeit im gewöhnlichen Sinne läßt ſich abſchütteln, ſie iſt es damit ſchon, daß man ſie nicht anerkennt, die Abhängigkeit aber, die das Gefühl des „Brauchens“ hervorruft, wird man nie los. Sie bricht das Selbſtgefühl und den echten Stolz: Menſchen, die ſich dauernd in ſolchergeſtalt abhängiger Lage befinden, werden zu Allem fähig, zu jeder Niedrigkeit und zu jedem Verbrechen, das ſie nicht direkt blos ſtellt; ſie haben ſich ſelbſt verloren und nach dieſer moraliſchen Selbſtvernichtung iſt ihnen ſelbſt ihr Inneres ſo wertlos geworden, daß ſie nur noch für den Schein, für das was die Geſellſchaft Ehre oder Schande nennt, Sinn haben.

Die Gräfin fühlte und fürchtete Das.

„Du haſt Dich wieder alterirt,“ ſagte ihr Mann, „warum läßt Du mich nicht machen, ich bitte immer vergebens, und ich thue doch ſo gern Alles für Dich was Dir ſchwer iſt.“ Er hatte ſie heute erwartet und man ſah, daß es ihm mit dem was er ſprach Ernſt war, — es war kein Campagnekamerad zu finden geweſen.

„Können wir nicht ſofort weiter?“

„Unmöglich! Du greifſt Dich zu ſehr an, liebes Herz, ich kann es nicht zugeben, daß Du in Deiner

Raſchheit Dich krank machſt. — Iſt denn die Geſchichte hier ſchon in Ordnung?“

„Gott ſei Dank, ja! Und ich habe nun die Überzeugung, daß überhaubt der ganze Kram in Richtigkeit iſt. Warum man uns unnütz hinhält, weiß ich nicht.“

„Ich will Dir ſagen: hätteſt Du mich nicht bei dieſer Angelegenheit ſo ganz umgangen, daß ich bis jetzt noch nicht recht weiß wie Alles in's Werk geſetzt werden ſoll, ſo könnte ich Dir auch den Grund für unſre Zwangsreiſe ſagen. Du haſt mir nicht vertraut, — ich laſſe Alles gehn und werde nur bei der Ratifikation des Ganzen in Paris dafür ſorgen, daß Du nicht geradezu betrogen wirſt. Das Unangenehme was Du erduldeſt, haſt Du Dir durch Deinen Eigenſinn ſelbſt zugezogen. — Aber krank werden ſollſt Du nicht, Du übertreibſt Dich. Wir bleiben heute noch hier . . . .“

„Das heißt, Du haſt etwas vor!“

„Auch das. Es gibt auf der Burg eine kleine Waffenſammlung, die ich ſehn will, außerdem traf ich unten im Salon Jemand, der mir das alte Tucherſche Haus, in dem jetzt die Fleiſchmannſche Papiermachéfabrik iſt, nach allen Richtungen zeigen will. Das iſt ein wunderliches Haus nach der Beſchreibung meines Cicerone. Endlich finde ich vielleicht noch irgendwo etwas für meine Sammlung, wie ich in Baſel durch Meyri . . . . .“

„Prächtig, Du willſt Einkäufe machen . . . .“

„Und Du, lieb Herz, wozu haſt Du Deinen Rubinſchmuck mitgenommen? Zu Viſiten doch ſicher nicht, ſondern zum Juwelier.“

„Gewiß, denn die Faſſung iſt ganz veraltet, die Steine müſſen neu montirt werden. Das iſt notwendig, aber Deine Rüſtungen . . . .“

„Koſten weit weniger, alſo wenn von Ausgaben die Rede iſt, mußt Du ſchweigen. — Die Sache iſt,“ ſagte er ernſt, „daß wir in der That gar keine Ausgaben machen ſollten, und daß wir hoffentlich Beide ſo vernünftig ſein werden, Du Deine Rubinen ungefaßt zu laſſen und ich Rüſtſtücke . . . wenn ſie theuer ſind, dem Trödler. — Komm' Herz, wir wollen eine Promenade machen.“ — —

Die Reiſe nach Baſel heiterte die Gräfin nicht auf, ſie war für Alles theilnahmlos geworden was nicht mit der Beendigung ihres Geſchäftes in Beziehung ſtand. Hier hatte ſie indeß wenigſtens einen Banquier, einen Mann, der ein Drittel der ganzen Anleihe gezeichnet hatte, zu beſuchen; das Schlimmſte, die kleine ungezogne Gemeinheit war alſo nicht zu fürchten. Als man ihr das ſtattliche Haus des Herrn Ezechiel Düvernoy in der Nähe des Münſters zeigte und ſie die großen Mahogonithüren vor ſich ſah wurde ihr leichter als ſeit langer Zeit. Sie blickte an ſich herunter und fand ihre Toilette in der That kleidend

genug um mit und an ihrer Perſon bei einem erſten Begegnen einen angenehmen Eindruck zu machen.

Sie wurde gemeldet und augenblicklich in ein Empfangzimmer geführt, das zwar düſter ausſah und keine Verliebe für Pracht verriet aber doch durch peinliche Nettigkeit und den Wert des Materials ein gutes Vorurteil für den Beſitzer hervorrief. Nachdem man ſie einige Zeit allein gelaſſen hatte öffneten ſich die Flügelthüren in ein benachbartes Gemach, ein Diener lud ſie mit ſtummer Verbeugung ein ſich hinein zu bemühen und zog ſich, nachdem er die Thüren hinter ihr wieder geſchloſſen, augenblicklich zurück.

Auf einem hochlehnigen Armſtuhle ſaß ein Greis, offenbar körperlich zu ſchwach um dem Beſuche entgegen zu gehn. Sein Geſicht hatte etwas überaus Gutmütiges, man hätte viel Vertrauen zu ihm haben können, wäre ſein Blick nicht zu leicht himmelnd und ſeine Stimme allzu ſalbungsweich geweſen.

Er entſchuldigte ſich höflich und bedauerte, daß es ihm „nach Gottes unerforſchlichem Ratſchluſſe“ unmöglich ſei die Honneurs ſeines Hauſes gebührend zu machen, bat aber zugleich dringend die Gräfin möge auf dem Divan neben ihm Platz nehmen, da es ſich nicht gezieme, daß „Gottes Creaturen einander auch nur ſcheinbar ein Zeichen der Mißachtung gäben.“

Die Gräfin legte ihm das Portefeuille mit den Papieren vor, er läutete die ſilberne Tiſchglocke, die

vor ihm ſtand und ließ ſich von einem ebenfalls alten Manne, der das Anſehn eines Buchhalters hatte, ein Päckchen Briefe, die er nach der Nummer bezeichnete, bringen. Mit großer Sicherheit traf er die geſuchten und las einige Seiten darin indem er das Schriftſtück weit von den Augen abhielt.

„Ein wahrer Chriſt, der das Gebot der Nächſtenliebe und das ſchöne Gleichniß von dem Sünder, der Buße thut und darum dem Vater im Himmel lieber iſt als neun und neunzig Gerechte in ſein Herz gefaßt hat. Denn der Herr will nicht, daß der Sünder verloren gehe. — Sie haben einen edlen Freund an dem Manne, dem mein Lobſpruch, den mir Gott vergeben möge, wenn ich zuviel geſagt, gilt. Halten Sie ihn lieb und wert den theuren Mann, denn er iſt nach dem Herzen Gottes. Er will nicht, daß der Leib allein gerettet werde, ſondern daß auch die Seele geſunde.“

Sollte ſie hier eine Predigt anhören? Das war eine neue ausgeſuchte Qual. Sie fing nun ſchon an eine Abſichtlichkeit zu vermuten, ſie haßte Herrn Tetarskoff inſtinktiv. Vielleicht konnte ſie hier etwas über den ihr völlig fremden Mann erfahren, der ſeine Gefälligkeit mit ſo viel Widerwärtigem verbrämte. Sie ſah nebenbei auch ein, daß es unklug von ihr geweſen nicht überhaubt vorher über jeden Einzelnen, mit dem ſie zu verhandeln hatte, Erkundigungen eingezogen zu

haben. Sie hatte ſich auf ihre Weltkenntniß und ihre Umgangsſicherheit verlaſſen aber vergeſſen, daß ſie ſich hier auf einem Terrain bewegen mußte, auf dem ſie mit jedem Schritte mehr Boden verlor. Hätte ſie einfach einen Creditbrief zu präſentiren gehabt, ſo wäre der Verkehr einfach und leicht geweſen, aber ſo war es nicht: ſie brauchte auch dieſen Mann und vor Allen Den, der die ganze Sache leitete, jenen Tetarskoff, den ſie darum auch zu allermeiſt haßte.

„Können Sie mir nicht etwas über dieſen Herrn ſagen, der ſich in der That meiner Verlegenheit auf rätſelhaft freundliche Weiſe annimmt? Ich ſah ihn meines Wiſſens nie und bin ihm ſo ſehr verpflichtet, daß meine Neugier gewiß hinlänglich gerechtfertigt iſt, wenn ich auch die Hoffnung habe durch perſönlichen Verkehr bald ein Bild von ihm zu bekommen.“

„Des Menſchen Äußeres iſt nur die ſchlechte Schale ſeines ewigen Theiles, und ein Bild ſeiner edlen menſchenfreundlichen Seele muß Ihr dankbares Herz ſchon jetzt erfüllen, wie dies auch unzweifelhaft der Fall iſt. Ich ſelbſt kenne ihn nicht. Geſchäftsverkehr, wie ihn ſelbſt das heilige Buch dringend anempfiehlt, da jener Knecht, der ſein Talent vergrub, gezüchtigt ward und verwieſen vom Antlitze des Herrn, während die Anderen, die das geliehene Gut verfünffacht und verdoppelt hatten, belobt und belohnt wurden, Geſchäftsverkehr, den er wie ich zum Nutzen und

Frommen der Menſchen treibt, führte uns in Berührung. Ich lernte ihn achten, er iſt ein umſichtiger Mann, auf dem die Hand des Herrn ruht und ihn ſtark macht. Darum auch zögerte ich nicht meine Hilfe anzubieten für einen Zweck, den er einen guten genannt . . . . .“

Er ließ nunmehr der Dame Zeit ſich ein Bild des „ewigen Theiles“ ihres edlen Freundes aus dem was Herr Duvernoy über ihn geſagt, herauszugeſtalten, während er mit großer Ruhe und Sorgfalt das Fascikel Papiere, das zu Ende jeder Seite ein Viſum von Tetarskoffs Hand zeigte, durchſah. Das Examen ſchien ihn zu befriedigen, er ſchellte auf's Neue und ließ ſich Feder und Dinte bringen um das Dokument zu unterzeichnen. Damit war aber das Geſchäft keineswegs beendet, der Banquier verwandelte ſich nun ganz in einen Miſſionär und Proſelytenmacher, ſtellte der Gräfin vor wie ſie leider in der Finſterniß des Papismus erzogen ſei und fern von der Sonne des reinen Glaubens in ewiger Sehnſucht dahin ſchmachten müſſe, wenn ſie die Gelegenheit, die ihr offenbar durch eine beſondre Gnade Gottes die Hände reiche, nicht benutze um zerknirſcht und aufgehend in wahrer Andacht dem Herrn in „reiner“ Weiſe zu danken und ihm feierlich zu geloben: abzuſchwören die Irrtümer der Finſterniß, durch die auch die irdiſchen Augen dermaßen geblendet worden, daß das Unglück ſich einſchleichen konnte in

Kiſten und Kaſten. Er ſtellte ihr vor, daß die Verlegenheit, in der ſie ſich befinde, und die ſie ſtatt mit Weltkindern mit gottesfürchtigen, dem wahren Glauben zugethanen Männern in Berührung bringe, an deren Verhältniſſen ſie ſehn könne wie der Herr ſeine Kinder ſchütze und ſegne, nichts als eine Schickung ſei, durch die ſie zum Heile ihrer Seele zwiefach gerettet werden müſſe, wenn das Werk der Liebe, das Tetarskoff geſtiftet, nicht an ihrer Herzensbärtigkeit zu ſchanden werden ſolle.

„Meine Tochter im Herrn," rief er emphatiſch aus, „der Zorn deſſen der da iſt über Allem was iſt, war und ſein wird, der Zorn des Herrn über Sturm und Sonnenſchein, über Glück und Unheil, dieſer Zorn iſt das ſchlimmſte aller Übel, die den Menſchen treffen können und er wird unzweifelhaft über jene Unglücklichen kommen, die ſein Wort vernehmen und es von ſich weiſen, die weder durch ernſte Mahnungen zur Buße bewegt, noch durch liebevolle Aufmunterung dem Heile gewonnen werden. Dreimal Wehe ihnen, ſie werden zu Grunde gehn an Fleiſch und Seele, ſie werden ein Spott und ein Elend ſein in dieſer und jener Welt und die Rute des Allmächtigen wird ſie hier geißeln, dort aber verweiſen in den Abgrund wo Heulen und Zähneklappern iſt, dieweil ſie ſein Wort verachtet haben und ſeine Diener von ſich gewieſen."

Er hielt während des ganzen Sermones die ausgefertigten Papiere immer noch in der Hand und machte es so seinem gelangweilten Gegenüber unmöglich zu entkommen. Die Dame machte zuletzt schon ein ganz überzeugtes Gesicht und versprach sich zu bekehren, da sie mit Schmerz sah, daß der Banquier-Missionär sein Thema nicht überdrüßig bekam obgleich er sich immer im Cirkel bewegte. Das Versprechen wirkte, sie erhielt ein Paket voller Traktätchen und die Anweisung wie sie als ersten Beweis ihrer Sinnesänderung eine Opferspende zur Verbreitung des Glaubens los werden könne, das dreimalige Wehe polterte noch einmal hinter ihr drein, — und so war sie endlich entlassen. —

Die Schweiz ist das stabilste Land von der Welt, man wird noch viele Sonderbundskriege durchzufechten haben ohne je einen wirklichen Sieg zu erringen. Der Grundzug des Schweizercharakters ist eine gewisse Starrköpfigkeit, sie weichen nicht einen Schritt von dem ab was sie sich vorgesetzt und ihre Überzeugungen bleiben sich ewig gleich, die Zeit hat wenig oder gar keinen Einfluß auf sie. Man würde wieder Schlachten wie bei Morgarten, Sempach, Murten und St. Jakob schlagen, aber der Winkelried, der in die Eidgenossenschaft selbst hinein der Freiheit eine Gasse brechen wollte, würde umsonst seine Brust durchbohren, es schritte über seine Leiche Niemand vorwerts. Die

Schweiz ist konservativ im höchsten Grade, auch die sogenannten Liberalen sind es hier mehr als anderwerts. Das mag daher rühren, daß die protestantischen Kantone im allgemeinen zu wohlhabend und die katholischen zu arm sind. Tessin zum Beispiel leidet genau unter denselben Schrecken, die Oberschlesien niederhalten: Bildung und Erziehung des Volkes sind materiell und moralisch unmöglich gemacht. Basel (Stadt) ließe sich dagegen fast mit der preußischen Provinz Pommern vergleichen, wenn man an die Stelle der pommerschen Derbheit und des Bauernstolzes nur eine gewisse raffinirt quietistische Übersättigung setzt, die sich in kopfhängerischer Schleicherei äußert. Im Übrigen hat auch der pommersche Bauer weit mehr echten Aristokratismus als der pommersche Junker. — Die Stadt Basel selbst ist eigentlich ein Widerspruch gegen ihre Gesinnung, nehmen wir die Gegend am St. Paulsthore aus, so macht sie wol den Eindruck einer altertümlichen, keineswegs aber finstern, verdumpften Stadt. Es ist ein Rätsel, daß sich grade hier eine so kindisch zopfige Aristokratie und ein so vernagelter Pietismus ausbilden konnte. Es läßt sich nicht leugnen, daß das katholische Elend im Tessin noch ein, wenn man so sagen kann, heitres, glänzendes ist, aber es ist unbegreiflich wie ein so freudloser Putzscheeren- und Nebelkappenkultus, der alle Lichter auslöscht und kalte Nacht über alle Augen stülpt, wie die basler Orthodoxie,

fanatiſche Anhänger finden konnte. Es läßt ſich begreifen, daß der Katholizismus eine Hölle braucht und intolerant iſt, aber der Teufel im Proteſtantismus iſt ein ernſthafter Harlekin, und nun gar der baſler Teufel und die baſler Intoleranz . . . ! Der Jude und der Katholik können ſtarre, mitunter ſelbſt unſinnige Dogmen haben ohne daß man darüber lachen muß, weil die Natur ihres Kultus eine poſitive (geoffenbarte) iſt; der dogmatiſche Proteſtantismus aber iſt eine ſo grenzenloſe Albernheit, ſo unpoetiſcher Nonſens, daß er gar nicht zu ertragen iſt: das Weſen des Proteſtantismus bleibt immer die Negation und dieſe kann keine Dogmen haben. Wir können im Katholizismus auch dort wo uns den Konſequenzen gegenüber menſchliches Schaudern ergreift noch die glühende Fantaſie der Erfinder bewundern, während wir uns bei dem formulirten und verbrieften Proteſtantismus vor der Schlußunfähigkeit ſeiner Schriftgelehrten entſetzen müſſen. Stabiler Katholizismus iſt denkbar, orthodoxer Proteſtantismus aber iſt eine contradictio in adjecto, eine ganz unbegreifliche Dummheit; jener ſetzt Alles nur nicht den Gedanken, ihm ſteht alſo von Rechtswegen Alles frei was mit dem Gedanken nichts gemein hat, — dieſer aber ſetzt einen Gedanken und will die andern ausſchließen, er negirt und will beſtimmen was nicht negirt werden darf: das iſt heillos. — Und in dieſer Richtung ſind die Baſler ſeit je Meiſter,

ſie knüpfen ſogar in Eiſenbahnwaggons Bekehrungsverſuche an.

Der Gräfin wurden die guten Lehren, die zugleich zwiſchen den Zeilen Vorwürfe über ihren früheren, mutmaßlich ungottſeligen Lebenswandel enthielten, dazu noch in einer gewiſſermaßen patroniſirenden Weiſe ertheilt, die ſie vollends unerträglich machten.

„Ich bekam eine Predigt in den Kauf, aber ich bekam die Unterſchrift auch," ſagte ſie mit einem Ausdrucke, der ſchon an Selbſtverachtung grenzte, ihrem Gemale, der unterdeſſen einen Panzerhandſchuh gekauft hatte, von dem ihm verſichert worden war, daß er auf dem Schlachtfelde von St. Jakob an der Birs gefunden worden. —

In Straßburg blieben ſie nur um zu diniren. Von da ging es in raſchem Fluge nach Paris.

Paris hat keine Phyſiognomie, denn es hat alle. Es iſt ein ſelbſtändiges Exemplar der Geſellſchaft, eine Wiederholung aller irgendwo vorhandnen Tugenden und Laſter auf dem Raume von 31 Quadratkilometres.

Die Reiſenden bezogen ein Logement im Hôtel Meurice, rue Rivoli, und die Gräfin ſchrieb ſogleich ein Billet an Herrn Tetarskoff, der ſeine Adreſſe: Boulevard de la Madeleine, an der Mündung der Rue Duphot gegeben hatte. Am anderen Morgen wurde ihr ſeine Karte gebracht, er hatte die Reiſeermüdung nicht ſo hoch angeſchlagen und war noch nach der Oper

eingetreten. Das ſah wenigſtens nicht ſo aus als wolle er allen Chikanen die Krone aufſetzen. Der Graf hatte eine „voiture de remise,“ eine hübſche Berline beſtellt, d. h. er war ſeiner Neigung folgend ſelbſt zu dem Wagenverleiher gefahren und hatte es durch ſeine Pferdeliebhaberei und ſeine Kenntniſſe in dieſer Richtung dahin gebracht, daß ihm ein ganz allerliebſtes Geſpann ohne Aufſchlag der Taxe zur Verfügung geſtellt wurde. Es war abgemacht, daß die vorläufige Rückſprache von der Gräfin allein beſorgt werden, bei der Ratifikation aber der Graf zugezogen werden ſollte. Auf der Karte waren Stunden notirt für das Geſchäftslokal des Hauſes Brès-menil und andere für die Privatwohnung Tetarskoffs, die letzteren waren unterſtrichen. Die Gräfin fuhr zu ihm.

Sein Haus, das augenſcheinlich nur von ihm allein bewohnt wurde, glich mehr dem Logis eines reichen Junggeſellen, der auf angenehme Weiſe ſeine Rente verzehren will und um nicht nach außen zu viel zufällige Ausgaben zu haben die eigne Wohnung ſo hübſch als möglich macht damit es ihm bei ſich gefalle, es glich mehr dem Hauſe eines wohlhabenden, müſſigen Mannes von Geſchmack als dem Aufenthalte eines Zahlenmenſchen. Wenigſtens machte die erſte Etage, in welche die Gräfin geführt wurde, dieſen Eindruck.

Die in einandergehenden Zimmer, deren Thüren geöffnet waren, bildeten eine Gallerie voll kostbarer Gemälde, Büsten und andrer Kunstgegenstände, das Warten konnte hier nicht schwerfallen . . . .

Und die Dame hatte nicht lang zu warten. Herr Tetarskoff warf nur einen langen forschenden Blick in den Spiegel seines Ankleidezimmers, dann trat er ein. Es schien als ob beim Anblicke der Gräfin ein leichter Schauer über seine Glieder gerieselt wäre.

Er war eine jener zähen Figuren, die an dem Embonpoint des Alters nie Theil haben, sein Wuchs hatte noch jugendliche Eleganz obgleich sein Haar grau und sein Gesicht farblos und runzlig war. Auch seine Augen hatten schon gelitten, er trug eine mattgrüne Brille, die es nebenbei sehr erschwerte seine Gesinnungen zu erraten. Es war eine diplomatische Brille, welche seinen Gast trotz der affablen Manieren des Wirtes genirte, zumal da durch seine zuvorkommenden Bewegungen immer eine gewisse ernste Zurückhaltung hindurch sah. Im Übrigen wußte er der Dame Alles zu erleichtern, ein Blick in die Papiere genügte ihm, in wenigen Augenblicken war er fertig.

„Es ist ein eigentümliches Geschäft das wir hier abschließen," sagte er dann. „Ich fürchte es ist zu spät. Übersehn Sie die Verpflichtungen, die Sie übernehmen, nochmals genau, — es ist unmöglich, daß wir billigere Bedingungen stellen, aber dennoch wird

und muß es Ihnen ſchwer werden ſie zu erfüllen. Ich weiß, daß die Güter mehr Wert haben als die Taxe beſagt, aber ſie werden auch nur bei Selbſtbewirtſchaftung das Kapital bis zur Taxe mit fünf bis ſechs Prozent verzinſen, was drüber hinausliegt läßt ſich nur in guten Jahren rechnen, — die Landwirtſchaft iſt mitunter ein Spiel, in dem die Elemente alle Trümpfe haben.

„Wir geben Ihnen das volle Kapital bis zur Taxe, ſetzen Sie dadurch in den Stand alle eingetragnen Schulden abzuzahlen und außerdem das Plusinventarium Ihrer Pächter zu erwerben. Die Güter ſind in der That, wie ich durch genaue Berichte weiß, jetzt in ganz anderem Zuſtande als bei der Übergabe an die Pächter. Dieſe Leute haben es Ihnen unmöglich machen wollen Ihre Beſitzungen je wieder zurück zu nehmen, ſie ſind darüber reich geworden, während Sie nur Verluſte hatten. Die Revenue muß alſo eine überaus große ſein können, vergeſſen Sie aber nicht, daß Sie ſelbſt durch unſre Manipulation nur ſcheinbar in den Beſitz kommen, daß wir die wirklichen Eigentümer ihrer Güter ſind. Es gehört Entſchlußfeſtigkeit und Reſignation dazu Ihre Gewohnheiten abzuſtreifen und ſo die Mittel zu erwerben nicht blos die Verzinſung, ſondern auch die Abzahlungsfriſten einzuhalten. Einem Ihrer Landsleute, der ſich in noch ſchlimmerer Lage befand, iſt es gelungen, ich konnte ihm ſogar

ſpäter, da ich ſeinen Fleiß und ſeinen ernſten Willen ehren mußte noch einige Erleichterungen bieten. Es iſt das meine Weiſe zu ſpekuliren, ich ſpekulire auf die Menſchen, nicht auf die Hypothek. Er ſchrieb mir von Ihnen, ich war bereit. An Ihnen iſt es nun ſeine Empfehlung und mein Vertrauen zu rechtfertigen. Daß ich dagegen auf die Erfüllung der Bedingungen rückſichtslos dringen muß, liegt in der Natur der Sache. Sie ſind erfüllbar, wenn es Ihnen darum zu thun iſt ſie zu erfüllen. Ich gehe bis dahin neue Verbindlichkeiten ein und kann unmöglich irgend einen braven Mann im Stiche laſſen, weil Sie Ihres Verſprechens nicht eingedenk ſind. Man zahlt mit Hypotheken keine Wechſel und kann ſie nicht in der Bank verpfänden, Banquiers müſſen ihrer Eingänge auf die Stunde gewiß ſein, drum iſt es ein Wagniß in meiner Weiſe zu ſpekuliren und zugleich anderen Verkehr zu treiben. Was endlich das Kapital anbelangt, das Ihnen nach dem Teſtamente Ihres Großvaters aus deſſen Verlaſſenſchaft noch jetzt vorenthalten wird und das allerdings Ihre Lage bedeutend änderte, ſo wird ſich erſt dann Klares über Ihre Anſprüche ſagen laſſen wenn gewiſſe Papiere, die ſich in Ihrem Archive vorfinden müſſen, producirt ſind. Ich ſende Ihnen wie ich ſchon die Ehre hatte Ihnen zu ſchreiben einen ſehr wohl unterrichteten jungen Mann, der Sie in keiner Weiſe geniren wird, deſſen Aufgabe aber iſt genaue Ertrags-

rechnungen für mich zu führen, wozu Sie ihm die nötigen Mittel und Wege anweisen werden, — er wird auch das Ordnen des Archivs übernehmen und auf diese Weise im Stande sein Ihnen vielfache Dienste zu leisten. Er ist des Deutschen vollkommen mächtig, bescheiden und still, die Befürchtungen, die Sie im voraus seinetwegen aussprachen, werden keine Begründung finden. Ich kann mich auf ihn verlassen, und daß es zur Wahrung meiner Interessen einerseits, so wie andrerseits, damit Ihnen in unvorhergesehnen Fällen von mir kein Unrecht geschieht, einer solchen Mittelsperson bedarf, unterliegt keinem Zweifel. Sie haben nur mit mir zu thun, die Subsidien der andern Herren waren nur für den Augenblick nötig . . . . ."

„Warum ersparten Sie mir dann den Weg zu Menschen der Art nicht?"

„Ich gestehe es, ich that es mit Absicht. Sie sollten die Bedeutung des Geldes auf der einen Seite richtig fassen, damit Sie wissen aus welchem Schmutze es der Bedürftige holen muß; während Ihnen auf der andern grade die Misère, die daran klebt, den Unwert des Metalls in andrem Sinne als in dem Sie es bisher verachtet, klar machen sollte. Es geschah um, falls Ihr Entschluß Ihr Vermögen wieder zu erlangen fest steht, Sie darin zu befestigen, oder, falls Sie nicht ernst an Ihre Lage gedacht hatten, ernste Gedanken in Ihnen zu wecken."

„Sie sind offenbar sehr reich, da Sie Geschäfte von diesem Umfange aus „Liebhaberei“ treiben wie Sie sagen.“

„Gräfin, ich war blutarm.“

„Ich meinte nur, daß Sie dann auch mitunter in Ihren Bedingungen die Laune des Liebhabers walten lassen. Ich finde weder den Zinsfuß hart, noch die Fristen besonders gespannt, ich dächte indeß . . . .“

„Denken Sie nie etwas Anderes als daß ich ganz besondere Lust habe Ihre Domänen nicht blos faktisch sondern auch offen mein Eigentum zu nennen. Es ist ein offner Krieg zwischen uns, in dem ich nur durch Ihre moralische Kraft geschlagen werden kann. Ich wünsche Ihren Sieg, aber ich benutze Ihre Niederlage. Grund zu klagen geb' ich Ihnen nie, aber fassen Sie die Lage der Dinge aus diesem und keinem andern Gesichtspunkte auf. Ich bin Ihr treuster Freund und Ihr gefährlichster Feind zugleich.“

„Ich war im Begriffe Ihnen zu danken, Sie entheben mich dessen durch Ihre Erklärung, mag denn also der freundschaftliche Krieg zwischen uns beginnen. Wenn wird Alles zur Unterzeichnung bereit sein?

„Da Ihr Herr Gemal davon Kenntniß zu nehmen wünscht, werde ich die Ehre haben Ihnen noch im Laufe dieses Tages Nachricht zu geben. Sobald Sie in Ihrer Heimat anlangen, werden Sie mit meinem Sachwalter Hand in Hand die nötigen,

gerichtlichen Schritte thun, die Summen werden Ihnen zur Verfügung stehn und sogleich an die betreffenden Personen auszuzahlen sein. Sie haben keine weitere Unbequemlichkeit mehr als hier in Duplo den Contrakt zu unterzeichnen. Spätestens morgen elf Uhr ist also alles in Richtigkeit und Sie — wieder aus der passiven Rolle gerissen, die noch im Momente so drückend auf Ihnen liegt." —

Fünf Minuten nachdem die Dame das Zimmer verlassen, bestellte Tetarskoff seinen Wagen und fuhr nach dem Boulevard d'Enfer.

Zweites Kapitel.

Une d'Enfer.

Daß es den Orthodoxen keiner Farbe möglich iſt ihr religiöſes Syſtem ohne Läſterung ihrer eignen Gottesidee feſtzuhalten geht am ſchroffſten aus der Vertheidigung der althergebrachten Barbarei in unſrer Kriminaljuſtiz hervor, die vorzugsweiſe von den „Frommen“ übernommen iſt. Ein direkter göttlicher Befehl, eine himmliſche Kabinetsordre, die natürlich kein Datum hat und für die jeder vernünftige Nachweis mit einem Augenverdrehn abgelehnt wird, befiehlt die Todesſtrafe, — darum kann ſie in Preußen zum Beiſpiel, wo der fromme Spuk bekanntlich furchtbarer als irgend wo anders umgeht, nicht abgeſchafft werden. Was ſich der „abſolut gute“ Gott nicht Alles von dieſen berliner Blauſaürefabrikanten gefallen laſſen muß! Wie ſich die Güte Gottes überhaubt mit all den Reſkripten verträgt, die ſchändlicherweiſe der Inſpiration eines höchſten, „allgerechten und allweiſen“ Weſens zugeſchrieben werden, mag Einer auszukundſchaften

ſuchen! Genug, die gottesläſterliche Barbarei wird nach wie vor gottgnädig in Gottes Namen geübt, Beccaria ſchrieb umſonſt, die Menſchlichkeit und die Wiſſenſchaft verſchwenden ihre Mühe an der Verſtocktheit pietiſtiſcher Machthaber. — Wir erinnern uns, daß in der ſcholaſtiſchen Zeit der Kniff erfunden worden die Reſultate philoſophiſcher Forſchungen als etwas Selbſtändiges zu betrachten, das ohne allen Einfluß auf religiöſe Doktrinen bleiben müſſe. Man negirte flott weg, lehrte aber zugleich „Geoffenbartes“ als unumſtößlich. Natürlicherweiſe kam indeß doch Einer oder der Andre darauf ſeine gefundnen Schlüſſe anzuwenden, da ging es denn der Offenbarung vor dem Löthrohre der Urteilskraft ſchlecht genug. Statt nun aber der Vernunft ihr gutes Recht zu laſſen und das Erkannte zu benutzen erließ die Sorbonne ein merkwürdiges Edikt, das ſtreng verbot andre Reſultate zu finden als die von der Kirche vorgeſchriebenen. Die Idee iſt zwar etwas ſtark, das heißt doch die Köpfe gradezu vernageln, aber ſie zu verlachen iſt uns ſo lang nicht erlaubt, als das Auftreten der Criminalgeſetzgebung unſrer Tage genau dieſelben Schranken hat.

Man weiß ſeit je von dem Einfluſſe des Temperaments auf die Handlungen des Individuums; die Phrenologie, ſo dunkel ſie auch im Ganzen noch iſt, gibt über einzelne natürliche Anlagen doch ſchon die

allergenaueſte Kunde, und daß endlich die Organiſation des ganzen Körpers entſchieden auf die Art der Thätigkeit der Perſon influirt, wird Niemand leugnen mögen, — gleichwohl aber haben wir noch die alten abſtrakten Verbrechensbilder und die abſurden barbariſchen Strafen dafür. Man kennt die Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Forſchungen, aber man wendet ſie nicht an. Ganz wie in den Annalen der Scholaſtik. Und das Edikt der Sorbonne wird dadurch ſupplirt, daß man die Negation des Verbrechens, durch unſrerſeits ſupplirte Anwendung wiſſenſchaftlicher Sätze, ſelbſt für ein Verbrechen hält. Die Kriminaljuſtiz iſt eine Henkerwirtſchaft, nicht aber was ſie ſein ſollte: ein Zweig rationeller Arzneikunde. Allerdings ſteht die Arzneikunde ſelbſt noch mit einem Fuße in der Barbarei und befaßt ſich analog der Juſtiz mit abſtrakten Krankheitsvorſtellungen, während ſie auf ihrer Höhe mit jedem konkreten Falle ein neues Bild haben müßte. Es gelingt daher der curativen Pflege wol oft die Krankheitserſcheinungen zu heben, ohne jedoch den wahren Krankheitsgrund, der kaum bei zwei unter zehn Organismen derſelbe ſein dürfte, zu beſeitigen oder auch nur zu erkennen. Das Edikt der Sorbonne ſpukt hierbei auch. Der Dualismus iſt einmal angenommen und ſelbſt die widerſprechendſten Erſcheinungen müſſen auf ihn zurückgeführt werden, obgleich er in der Wiſſenſchaft von vornherein als eine Ketzerei daſteht.

Man ſieht die Einwirkung der Affekte auf den Körper, man benutzt ſelbſt Zerſtreuung, Schauſpiele und Lektüre als Heilmittel ohne bei Annahme des Dualismus im Menſchen eine andre als eine geſchraubt künſtliche Erklärung für ſo erzielte Reſultate finden zu können, während ſie, wenn man den Organen ihr volles Recht läßt, auf der Hand liegt. Die Wirkung iſt dann eine einfach direkte, unmittelbare und der Erfolg ein notwendiger. Es iſt unglaublich wie hinderlich die vorgefaßte, durch nichts unterſtützte Meinung überall iſt. Die krankhaften Erſcheinungen bei ſogenannter Geiſtesſtörung ſind ſo auffallend körperlich, die Verſtimmung des Organismus eine ſo unzweifelhafte, daß es in der That ſchwer zu begreifen iſt wie man zu der Annahme kommen konnte, die „Seele“ ſei es, die zuerſt ihr Gleichgewicht verloren und auf den „Körper“ zurück gewirkt habe. Man verwechſelt eines Vorurteils wegen Urſache und Folge.

Ebenſo unerklärlich blieben dadurch Krankheiten einzelner Organe, die ganz und gar Folgen der Affekte ſind. Wie will man in einigermaßen glaublicher Weiſe begreiflich machen, daß ſich dieſer oder jener Affekt auf dieſes oder jenes Organ niederſchlagen und es krankhaft oder heilend afficiren müſſe, wenn man dem Organe ſelbſt nicht erſt eine höhere Bedeutung, eine Beſtimmung gibt, die mit jenem Affekt in intimſter Verbindung ſteht? Wie will man erklären, warum die

„Seele“ ſich darauf kapricionire, durch gewiſſe Aufregungen immer dieſelben Organe leiden zu laſſen? — O das Edikt der Sorbonne! Mit ſehenden Augen blind zu ſein, nur um eine alte Vorſtellung nicht umzuwerfen, die rein fantaſtiſch iſt und nur einer falſchen Eitelkeit ſchmeichelt! Es iſt weder eine vollſtändig vernünftige Arzneikunde, noch eine civiliſirten Zuſtänden in Wahrheit angemeſſne Kriminaljuſtiz denkbar ſo lang der Glaube an den Dualismus nicht ausgerottet iſt. In ihm wurzelt aller Irrtum und alle Barbarei, durch ihn wurden die Verzerrungen menſchlicher Zuſtände, die zwei Drittel der Geſammtbevölkerung der Erde zum Elende verdammen, möglich. Durch ihn läßt ſich jede Grauſamkeit, jede Trägheit und das Scheußlichſte des Scheußlichen ſelbſt, jene greinende Frömmelei, die ihre eigne gemeine Rachſucht hinter „göttliche“ Befehle verſteckt, rechtfertigen.

Aber die Axt iſt an dieſen Baum gelegt, ein zweiter Bonifacius ſchlägt die Phyſiologie, die Wiſſenſchaft der Erlöſung vom Übel, die Quelle wahrer Sittlichkeit, den Zauberbaum zuſammen . . . . . die Gaffer erwarten einen Blitz der Rache, die Thoren, der Blitz kommt, aber er zündet ihren, mit dem Baume zugleich niedergeworfenen Kram an und dieſer Brand iſt eine Fackel, eine Hochzeitsfackel, welche die Vermälung des Gedankens mit der Natur beleuchtet. Und

dieſe Ehe iſt unlöslich, ſie wird im Himmel und auf der Erde geſchloſſen ſein.

Krankheiten, alſo Hinderniſſe, die ſich der normalen Entwickelung des Organismus in den Weg ſtellen; Überbildungen, Bevorzugungen einzelner Organe, durch welche das Gleichgewicht des Ganzen geſtört wird, führen am leichteſten zu gründlicher Erkenntniß der Norm für das Ganze und der ſpeciellen Bedeutung der Organe ſelbſt. Treue Krankheitsgeſchichten, die nicht zu einem dogmatiſchen Schluſſe kommen und nicht einzig und allein den Zweck haben den Belag für ein abſtraktes Bild zu liefern, helfen jenes Erkennen vermitteln. Das Kuriren nach Symptomen allein iſt eine reine Baderwirtſchaft, der wirkliche Arzt muß durchaus Phyſiolog, Menſchenkenner und vor Allem divinatoriſch begabt ſein. Er muß die ganze Lebensgeſchichte, er muß auch die ſogenannte geiſtige Entwickelung ſeines Patienten kennen und fähig ſein dieſe Elemente zur Begründung der ſymptomatiſchen Krankheitserſcheinungen zu benutzen. Es gibt ärztliche Genies, die durch Intuition das Fehlende ergänzen, aber erzogen werden ſie noch nicht.

Ganz dieſelben Requiſite braucht die Kriminaljuſtiz, ganz dieſelben jeder Menſch, der über einen andern urteilen will ohne ungerecht zu ſein. Es genügt gar nicht zu wiſſen, daß Unterleibskranke hypochondriſch ſind und mitunter Vorſtellungen haben, die der Wirk-

lichkeit fern liegen, ſondern man muß im Leben und vor Gericht Bezug darauf nehmen. Vor Gericht nun gar. Es ſollte nie ein Menſch abgeurteilt werden ohne daß feſtgeſtellt wird durch welche ſubjektiven und objektiven Einwirkungen er zu der That kam, die ihn anklagt. Bei ſolchem Verfahren würde ſich die Zahl der „Verbrecher“ ſehr raſch vermindern und die Geſchworenen ſelten ein verdammendes Verdikt fällen müſſen. Man würde unter hundert Beiſpielen ſogar kaum einmal die natürliche aprioriſtiſche Anlage finden, während aus den übrigen neun und neunzig ſattſam hervorginge, daß es die „Geſellſchaft“, die jetzigen verkehrten Inſtitutionen waren, die den Organismus dahin ſtimmten und präparirten, daß ſeine „verbrecheriſche“ That ein notwendiges Reſultat der Verhältniſſe wurde. Es gibt jetzt wo die Zuſtände ſelbſt Verbrechen ſind, die ihr Recht haben, nur imaginäre Verbrechen, nur relativ verbrecheriſche Thaten, bei natürlichen, ſittlichen Zuſtänden, bei vernünftiger, reinmenſchlicher Ordnung verliert auch dieſe Kategorie ihre Möglichkeit. — und, wir ſagen es allen Theologen und Juriſten der Welt zum Trotz: das Verbrechen an ſich, das abſolut Böſe hat nie exiſtirt. Die Mühe der Jahrhunderte, (die an dieſem fleiſchloſen Knochen nagte und ſo auf einen neuen noch viel alberneren Dualismus kam als der Witz der Realiſten und Nominaliſten, der Sektirer, die man verbrannte, und der Narren, die man

kanoniſirte,) iſt verloren, — das Böſe, deſſen Urſprung ſie finden wollten, exiſtirt gar nicht. So wie die Natur in ihrem genetiſchen Gange durch fortwährendes Experimentiren unwillkürlich Verbindungen zu Stande brachte, die wir Gifte nennen, wie ſie Organismen ſchuf, die uns als Ungeziefer erſcheinen, — ſo ſchuf der experimentirende Gedanke ſeinerſeits auch Zuſtände, die giftig und ungeziferhaft ſind. Es hat kein Gedanke exiſtirt, der nicht ſeiner Zeit ein notwendiger geweſen wäre, ſogar die Hexenproceſſe, die Inquiſition und die Judenverfolgungen haben ihr Recht gehabt. Die römiſchen Kaiſer hatten von ihrem Standpunkte aus gute Gründe die Chriſten als eine ſtaatsgefährliche Sekte zu verfolgen. Die Erfolge haben es gezeigt. Das Chriſtentum, damals noch ein weicher Liebes- und Friedenskultus, arbeitete den Barbaren vor, die Kraft Roms war gebrochen, die Eroberer hatten die halbe Partie voraus. Nero that inſtinktiv was Julian der Apoſtat, der eigentliche Grenzſtein der Heidenzeit, ſpäter mit Bewußtſein zu thun verſuchte. Es war zu ſpät, der neue Gedanke beſiegte den alten. All jenes Treiben war giftpflanzenhaft, die Inquiſitoren und Hexenrichter ſind ekelhaftes Geſchmeiß, aber Verbrecher waren ſie ſo wenig als ihre Opfer. Sie waren zu ihrer Zeit ſogar im Rechte. Ihre Grundſätze in's neunzehnte Jahrhundert hinüberſchleppen zu wollen iſt dagegen wie all der mittelalterliche Unfug,

der noch beſteht, ein relatives Verbrechen gegen uns und unſre Zeit. Wir haben unſer Recht, wie jenes Treiben es gehabt, wir ſiegen und ſchreiten vor, man wird uns endlich folgen, weil man muß.

Das Geſetz der Notwendigkeit iſt ein uralt anerkanntes, es iſt nur durch ein abermaliges Paroli auf das Edikt der Sorbonne bisher nicht überall angewandt worden. Es lag zu nahe als daß man es nicht überſehn hätte, man konnte auch keine rechte Formel dafür finden, weil man die Wiſſenſchaft in Sonderwiſſenſchaften ohne ſtete Verbindungskette zerſpaltete, mit einem Worte weil men nicht praktiſch ſtudirte und jeder „Weiſe“ ſeinen Fund hinter das Gitter einer Terminologie brachte, wo er den Augen der ganzen Menſchheit verborgen blieb und nur Auserwählten (für mäßiges Entree) gezeigt wurde. Es gilt das Wiſſen Einzelner aller Welt nutzbar zu machen; das iſt die Aufgabe der Zeit und der Wiſſenden in's Beſondre. Propaganda für das Urteil, für den Gedanken. Anderes thut nicht not. Wer will denn gegen eine Überzeugung, die Millionen gemein iſt, mit plumpen Waffen brutaler Gewalt zu Felde ziehn? Woher wird er die Waffen nehmen, woher die Menſchen ſie zu führen?

Es iſt nur ſo viel Barbarei in der Welt weil es ſo viel Glauben und ſo wenig Überzeugung gibt. Überzeugung aber kann nur das Wiſſen geben. Aus der Überzeugung geht der unüberwindliche Drang her-

vor das Rechte zu thun, und dieſer Drang fordert wieder genaue Unterſuchung und Gründlichkeit. Nur der Glaube kann zu Fanatismus führen, die Überzeugung nie, denn die Überzeugung iſt klar über ſich ſelbſt, ſie weiß, daß eine Reihe von Urteilen nötig iſt zu ihr zu gelangen, der Glaube dagegen hat einen myſtiſchen Hintergrund, er kennt ſich ſelbſt nicht ganz, drum vermag er es Anderen auch die gleiche Ungründlichkeit zuzumuten oder ſie ihnen gar mit Schwert und Feuer aufdringen zu wollen. Darin iſt der politiſche Glaube dem religiöſen völlig gleich. Die politiſch Roten ſind eben ſo glaübig wie die Weißen obgleich ſich Beide einbilden — eine Überzeugung zu haben. Der Glaube muß fallen, nur die Überzeugung führt zum Heile, auch für die feſte Ordnung des ſocialen Verkehrs muß ſie an die Stelle des Glaubens treten. Man wird ſie dadurch gewinnen, daß man ſich gewöhnt, jede einzelne Handlung nur im Zuſammenhange mit dem ganzen Weſen des Handelnden aufzufaſſen und ſo immer nur gerecht zu urteilen. Man wird nicht mehr über Kategorien, ſondern über Individuen richten und den Kranken nicht mit der Elle meſſen, die für den Geſunden paßt.

Mit welchem Rechte will man denn Bruſtkranken die Folgen ihrer Reizbarkeit oder gar Herzkranken ihre künſtliche Bewältigung von Affekten und die daraus hervorgehenden Zuckungen aus einem Extreme in's

andere neben mühſam unterdrückter Bitterkeit als Schuld anrechnen?

Das Herz, dieſer wunderbare Muskel, der zuerſt lebt und zuletzt ſtirbt, — wie kann man von ihm ſagen, es ſei weiter nichts als der Hauptſitz des „thieriſchen“ Lebens? Allerdings iſt er der Anfang jedes warmblütigen Organismus' in ſo hohem Maße, daß es ſcheint als ſondre ſich im Fötus alle andre körperliche Subſtanz nur aus dem Blutſchaume ab, den ſeine Rythmen weiter treiben. Es iſt ein Saug- und Druckwerk, es verwendet den ſo eben erſt aufgenommenen Stoff ſofort dazu um ſich herum ein Gehäuſe zu bilden; ein Zweck, den es durch ſeine Triebkraft erreicht. Der Körper iſt bis zu einem gewiſſen Grade unzweifelhaft das Produkt der eignen Herzensthätigkeit. Und wieder fand man noch fünf und dreißig Minuten, nachdem einem Menſchen der Kopf abgeſchlagen worden, das Herz pulſirend. Es iſt alſo Anfang und Ende, es iſt die Achſe des ſogenannten thieriſchen Lebens auch nach der Annahme der Dualiſten. Wie ſie aber ohne Deus ex machina motiviren wollen, warum auch die ſogenannte „geiſtige“ Gefühlsrichtung, der Nerv, der das Subjekt mit dem Objekte verbindet und das Denken erſt möglich macht, ebenfalls ſeinen Sitz im Herzen aufgeſchlagen hat, da es immer und immer dieſes Organ iſt, das bei geiſtigem Leiden phyſiſch ſchmerzhaft afficirt und durch die Gewohnheit

und Wiederkehr ſolcher Schmerzen verbildet und krank wird, wünſchten wir doch zu wiſſen? Wir, die wir den Menſchen für ein Ganzes halten, finden die Erklärung dieſes nicht wegzuleugnenden Faktums leicht. Es iſt in der That im Herzen der Lebensfunke, die Concentration der dem Individuum zugekommenen Urkraftspartikel, daher vom Herzen aus der Zug zum Allgemeinen (Ewigen) und wieder der Einfluß des Draußen auf das Herz. Das Herz iſt das erſte Lebendige am neuen, entſtehenden Weſen, durch das Herz tritt das neue Individuum zuerſt in Verbindung mit der Welt, ſein Herz iſt ihm gegeben, der Schluß auf ſeine Bedeutung und die Antwort auf jenes „Warum?“ hat alſo keine Schwierigkeiten. Im Gegentheil erklärt ſich hierdurch auch das „Dämoniſche“ jedes übermächtigen Gefühls, es ſei paſſiv oder aktiv; es erklärt ſich der Einfluß der Muſik, des einzigen puren Gefühlsausdrucks, und die Macht der menſchlichen Stimme, die wie durch Magie oft in der That nicht in den Ohren, ſondern im Herzen wiederhallt. Das Wort für das Rätſel heißt: Das Herz iſt der Sitz des Weltgefühls; weil es das von der Welt überkommne Stück iſt, muß Alles was unmittelbar das Gefühl angeht und durch ſeine Beziehung zum „Ewigen“ Wert hat, im Herzen reſonniren. Dazu bedarf es, wenn man nur einfach die von der Natur ſichtbar

gegebenen Fingerzeige verfolgt, keines erfundnen Leitdrahts.

Ein Mensch, der von früh auf harten Gefühlserschütterungen ausgesetzt war, dessen Herz also überreizt und gewaltsam aus seiner normalen Thätigkeit gezwungen worden, wird auch dann wenn nicht schon durch die Bedingungen, die bei der Bildung seines Herzens gewaltet haben, der Keim späterer Ausartung gegeben ist, herzkrank, — ja eine einzige große Katastrophe vermag noch im späteren Alter das edle und zarte Organ so zu verstimmen, daß der vollständig entwickelte Körper welk wird und abstirbt, der in der Entwickelung begriffne aber nie zu voller Blüte gelangt.

In den seltensten Fällen ist die Anlage dazu eine von der Geburt datirende, und da auch mag sie — was sich freilich schwer nachweisen läßt — am häufigsten erst bei dem Akte der Geburt selbst durch mechanische Einwirkung von Außen herbeigeführt werden. Im Übrigen rührt sie zum Theil von Stürzen, Druck und andern Verletzungen her, zum Theil aber, ja sogar viel öfter als in allen anderen Fällen zusammen, — und das ist für unsere früheren Behauptungen wesentlich, — ist sie rein die Folge von Gemütsbewegungen. Während der Schreckenszeit in Frankreich grassirten Herzkrankheiten in nie vorhergeahnter Zahl, und in den letzten Jahren tauchten sie ebenfalls wieder

in bedenklicher Weiſe auf. Die Kranken haben eine immerwährende Unruhe, ſie wagen es nicht ſich lebhaft zu freuen, ſie dürfen nicht zornig, nicht betrübt werden, — denn bei ihnen iſt das „Springen“ des Herzens vor Schmerz oder Luſt nicht eine Hyperbel ſondern eine Mahnung, eine Drohung. Bei den Einen äußert ſich das Übel durch erhöhte Spannung, bei den Andern durch Erſchlaffung, ihre Fantaſie iſt wild und ungezügelt oder trüb und ſchwer, kurz ſie ſind notwendig anders als andre Menſchen und principiell faſt für keine ihrer Handlungen verantwortlich zu machen. Ihr Leben iſt durch die oben angedeuteten Beziehungen des Herzens zum Allgemeinen ein überwiegend Dämoniſches und ihr Erkennen ein intuitives. Das verträgt ſich übrigens ganz gut mit der Lehre vom „freien Willen,“ wie man überhaupt, wenn man Luſt hat gegen die Orthodoxie gefällig zu ſein und die Begriffe gut zu wenden weiß, allenthalben eine Brücke findet. Der Wille iſt allerdings frei, aber das Wollen im konkreten Falle iſt und bleibt immer ein durch gegebene Umſtände als notwendig hervortretendes. Damit iſt wieder eine Brücke zur Prädeſtinationslehre gefunden und der ſo verzweifelt ſchwierige Einklang der Allwiſſenheit und des freien Willens ergibt ſich ohne alle Mühe. — Wir arbeiten der Theologie in die Hände: mag es ihr wohlbekommen! Uns kommt es auf einen Gedanken, den wir der armen

ausgefäckelten Perſon ſchenken, nicht an. Indeß raten wir ihr nebenbei an das Timeo Danaos! zu denken. — Schade nur, daß man mit all dieſen Dingen, ob wollend, ob unwillkürlich, Herzkranke eben ſo wenig als mit Digitalis geſund macht.

Es war ein Herzkranker, zu dem Tetarskoff fuhr, und zwar ein ſolcher, der von ſeiner Krankheit wußte und darum ſein Leben durch all jenen Zwang verſtümmelte, deſſen wir vorhin erwähnt. Er wohnte Boulevard d'Enfer, in einer Gegend, nach welcher ſich der Fremde etwa nur dann verſchlagen läßt, wenn er vom Hotel des Invalides oder vom Marsfelde kommend das Obſervatorium beſuchen will, oder einen Ball in der Chaumière zu ſehn wünſcht. Aber auch da begrenzt der Boulevard du Mont Parnaſſe ſeine Wanderung und nur das Hospice des Enfants trouvés kann ihn dahin verlocken.

Hier an der Spitze der Rue d'Enfer, in der dritten Etage eines ſchmalen Hauſes, lebte auf drei Zimmer beſchränkt ein junger Mann mit ſeiner ſehr hübſchen Frau, die ſtets dafür ſorgte, daß der üble Humor ihres Gatten durch ein Übermaß ihrer eignen unverſieglichen Heiterkeit für den Dritten unfühlbar wurde. Der Mann war ſeinem Namen nach ein Deutſcher, er hieß „Schneider“; da er aber in Frankreich erzogen worden, ſprach und ſchrieb er die fremde Sprache wie die eigne und als eigne. Er arbeitete für Journale

der Oppoſition und namentlich für die kleinen Blätter, deren Leſerkreis ſich in den Arbeiterfaurbourgs findet; außerdem gab er in der deutſchen Sprache Unterricht. Davon lebte das Paar. Clariſſe, ſo hieß die Frau, war ſich nicht ganz klar geworden in welchem Verhältniſſe Tetarekoff zu Schneider ſtand, und nach vergeblichen Bemühungen den Faden zu erhaſchen, begnügte ſie ſich damit zu glauben was ihr Gatte ihr erzählt, daß nämlich Tetarekoff ſich ſeiner als einer Waiſe angenommen und ihn habe unterrichten laſſen. Daher kam alſo das Patroniſiren, das der alte Herr ſich ihr gegenüber erlaubte. Sie lachte ihn dafür aus, empfing ihn aber ſtets freundlich und das um ſo mehr als er außer einigen nach ihrer Meinung wenig appetitlichen Journaliſten der einzige Herrenbeſuch war, der öfter durch die Woche eintrat.

Auch ſie war eine Deutſche, aber ſie hatte franzöſiſches Temperament, lebhaft, feurig, in einem Athem troſtlos und überſprudelnd von Laune ohne jedoch darum an Empfindungstiefe Mangel zu leiden. Ihre gewiſſermaßen trotzige Heiterkeit, die hinter ſich eine Reſignation hatte, die manchmal ſchmerzen wollte aber gegen das glückliche Temperament nicht aufkommen konnte, machte ſie zu einer überaus originellen und liebenswürdigen Erſcheinung, die ſelbſt dann nichts von ihrem Reize verlor, wenn ihre Weiſe für verwöhnte Menſchen ein wenig emancipirt ſchien.

Die Portière ſagte Tetarskoff, daß Herr Schneider ausgegangen und daß „sa bonne petite femme“ zwar noch krank liege, aber munter wie immer und für ihn gewiß zu ſprechen ſei. Sie wollte noch mehr ſagen, — ein Beweis, daß ſowohl Tetarskoff als die junge Frau gut bei ihr angeſchrieben ſtanden, — aber „le m'sieu au chapeau gris“ wollte heute durchaus nur eine Antwort, die ſie nicht wußte: Wo Herr Schneider zu finden ſei?

Er ſtieg eilig hinauf um ſich zu erkundigen. Clariſſe lag in der That zu Bett und die Unterhaltung wurde anfangs aus einem Zimmer in's andere geführt.

„Wie abſcheulich von Ihnen, rief ſie heraus ſobald ihre Cammerière Tetarskoffs Namen genannt, „wie ganz abſcheulich grade jetzt zu kommen, wo ich . . . Auh! . . . wo ich Schmerzen habe. Vor zwei Stunden war ich ganz wohl. Und ich freue mich ſchon ſeit drei Tagen darauf Ihnen eine köſtliche Geſchichte zu erzählen . . .“

„Ich möchte nur wiſſen . . . .“

„Ah, das glaub' ich! Kommen Sie morgen oder ſetzen Sie ſich an unſres lieben „Triſtans“ oder wie ich ihn jetzt getauft habe, weil er ſo gar nicht aufzurütteln iſt, an unſres Simpelpeters Schreibtiſch, ſtudiren Sie ſein neueſtes Pamphlet gegen die „bourgeois“, zu denen Sie natürlich gründlich gehören mögen, quoique ou parceque Sie mir trotz aller Verſprechungen Ihr Haus noch nicht gezeigt haben, — unterdeß

geht mein Anfall vorüber und ich kann Ihnen dann erzählen, wie ich meinen Simpelpeter doch in Wallung bringen werde.“

„Ich habe nicht Zeit, es iſt dringend nötig, daß . . . . .“

„Nun meinethalb! — Da, Suſette, rücke Herrn Tetarskoff einen Stuhl an mein Bett. Kommen Sie, ich will mich zwingen und Ihnen doch erzählen, da Sie durchaus darauf beſtehen.“

Das Zimmer war niedlich und friſchgelüftet. Man athmete nicht die Atmoſphäre einer Krankenſtube, wozu ein großer, ſchöner Blumenſtrauß in einer einfachen Glasvaſe nicht wenig beitragen mochte. Die Frau lag oder ſaß vielmehr halb in einem Bette mit weißen Vorhängen; ſie ſah zwar angegriffen aus, aber ihr feines Profil gewann eher durch den Mangel an Fülle, es zeigte zu reine Linien als daß es jemals hätte anders als reizend ſein können. Dazu ihre nachläſſige und doch anſtändige Haltung, ihre geiſtreichen aber unſäglich gutmütigen Augen und das weiße Negligéhäubchen, das ihr ſchönes dunkles Haar nicht feſſeln konnte . . . . .

„Da, da, Sie ſehn bekümmert aus, Mr. le bourgeois! Daß Ihr Männer, ob alt oder jung gleichviel, Euch immer Alles gleich ſo zu Kopf ſteigen laßt, daß man Euch den Choral Eures Kummers von den Stirnfalten abſingen kann. Wär' ich nicht längſt

tot, wenn ich's triebe wie Ihr? .... Gott, meine arme Mama, ah! ... Sehn Sie und ich darf nicht einmal an ſie denken, weil Er mich braucht, weil ich ihn lieb habe, ich das Einzige Weſen auf der Welt .... Mama hat noch Luiſe, o wie mag es jetzt ausſehn, das kleine ſanfte Ding .... Er hat Niemand als mich, ich Niemand als ihn. Und er hat mich doch lieb, obgleich er ſo närriſch iſt mich überreden zu wollen er könne mich nicht leiden. Aber ich bekomme ihn jetzt, Sie ſollen ſehn .... Wie? Sie ſind noch immer betrübt, auch nachdem ich Ihnen geſagt, daß ich heiter bin und gewiß mehr Grund habe zu trauern als Sie?"

In der That hatten die Worte der jungen Frau die Stirn Tetarskoffs nicht entwolken können obgleich ſein Blick unwillkürlich milder ward und er die Hand, die ſie ihm gab, faſt herzlich drückte.

„Haben Sie gefühlt wie rauh mein Finger iſt? Denken Sie nur, daß Bruder Triſtan in ſeiner üblen Laune jetzt auch noch verlangt, daß ich, krank wie ich bin, nähe oder ſticke. Daß er es ſonſt verlangt, laſſe ich gelten; er hat mich ſchon fleißig gemacht als ich noch ... zu Hauſe war. Das wußte er mir ſehr hübſch als Ehrenſache darzuſtellen. Aber jetzt, nachdem ich ihm Alles geopfert, mich ſo zu plagen, das verdient Strafe. — Da, ſehn Sie den Blumenſtrauß, meinen Sie etwa mein häßlicher Mann habe mir ihn

gebracht? — Ich habe von ihm nur eine einzige Blume und zwar eine abscheulich garstige Giftblume bekommen, die ich denn auch der Seltenheit wegen die ganze Zeit über aufhob.«

»Sagen Sie mir nur, denn ich habe wirklich Eile . . . .«

»So, so, ich lasse Sie in mein Cabinet, habe seit drei Tagen kaum zehn Minuten lang Zeit gehabt mit Jemand zu sprechen, das heißt mit Zunge und Lippen zu sprechen, und nun wollen sie unartig sein? Bah, wir sind in Paris nicht in Moskau oder Sibirien, Sie werden gegen eine Dame artig sein, und müssen es erst recht gegen eine Kranke, die, wenn sie plaudern kann, ihre Schmerzen vergißt oder wenigstens nicht so heftig fühlt.«

»Aber dann eilen Sie!«

»Vortrefflich! — Also mit den Lippen sprach ich nicht, dagegen aber mit den Fingern. Das ist eben der Spaß. Vis-à-vis wohnt ein hübscher junger Mensch mit einem Schnurrbart, dem es Vergnügen macht mich mit dem Tubus, der Lorgnette oder den bloßen Augen zu sehn und zu suchen, nachdem ich nämlich entweder gar nicht sichtbar oder nur halb oder ganz am Fenster bin. Im letzten Falle ist er so artig seine Gläser bei Seite zu legen. Wir sind schon so weit, daß er mir heute dies hübsche Bouquet zeigte, als ich früh ein wenig Luft schöpfte. Fünf Minuten

nachdem ich mit dem Kopfe genickt, brachte ein Commiſſionär den Straus herüber, ich machte eine dankende Verbeugung, — er machte ein glückſeliges Geſicht, — und ich verſichre, er ſah ſehr komiſch aus mit ſeinem Schnurrbarte und den enthuſiaſtiſchen Augenbrauen, die einander umarmen zu wollen ſchienen, — damit verſchwand ich. Kommt Mr. Triſtan nach Hauſe und affektirt wie gewöhnlich ſich gar nicht um mich zu kümmern, ſetzt ſich an den Tiſch, ſtudirt albernes Zeitungsgezänk, ſo rufe ich ihn unter irgend einem acceptablen Vorwande, — denn wenn ich rufe kommt er doch —, herein, er erblickt zufällig den Straus, ſpricht über hinausgeworfnes Geld, ich werde verlegen, Suſette glaubt ſich zurückziehn zu müſſen, er bemerkt es, ich geſtehe meine Schuld, — kurz ich bringe endlich eine Szene zu Stande. Es gibt einen köſtlichen Spaß, wenn ich ihn hernach mit der ganzen Geſchichte foppe und Sie mir bezeugen müſſen, daß ich's von vornherein blos auf die Verſöhnung angelegt habe."

„Ich glaube, Sie thäten am beſten die Blumen zum Fenſter hinaus zu werfen und keinen ſolchen Scherz zu treiben . . . . ."

„O Gott," ſagte die Frau und es klang im Augenblicke tiefer Kummer aus ihrer Stimme, „ſoll ich denn jung wie ich bin auch ſchon für den Scherz geſtorben ſein, den ich ſo liebe, nachdem ich für die Welt, an die ich ſo viel Recht hatte, für meine Mutter,

ür den Vater, für Luiſe, für Alles tot bin? — O,
nd ich langweile mich oft recht, wenn ich ſo ewig
llein ſein muß ohne Jemand, mit dem ich plaudern
nn."

„Arbeiten Sie!"

„Wol, wol, ich thu's," ſagte ſie ſo lebhaft, daß
r die Thränen in die Augen traten, „aber auch die
rmſte Griſette führt nicht ein ſo einſames Leben als
. Eh' ich krank wurde, war Er anders, und es muß
ieder anders werden; hab' ich ihn, ſo hab' ich genug,
er für ſeine Neckerei ſpiel' ich ihm einen Streich.
ie ſollen ſehn wie komiſch er ſein wird, und hernach
ttet er mich noch um meine Verzeihung, die ich ihm
er nicht eher gewähre bis er mich wieder zeichnen
d malen läßt. Er nennt das ariſtokratiſche Spiele-
ien. Nun, ſo bin ich eine ariſtokratiſche Proletariers-
au Ein hübſcher Titel, nicht wahr? Er paßt aber,
habe noch Tücher mit der Krone in der Ecke, auch
s von Mama . . . . . Warum muß ich doch heute
mer wieder an ſie denken. Das iſt kindiſch, denn
hat mir ja ſelbſt geſchrieben, daß ich für ſie tot
. Ah, wenn ſie mich ſähe, ich bin doch immer noch
hübſches Geſpenſt, nicht wahr? — Sie ſuchen ſchon
eder Ihren Hut . . . . . Nehmen Sie das Bouquet
t, wenn Sie meinen, daß es meinem armen kranken
impelpeter wehthun könnte," ſagte ſie plötzlich ſo

weich mit einem ihrer raſchen Übergänge, daß ihre Worte den Mann wirklich rührten.

„Sie lieben Chriſtian alſo doch trotz ſeines rauhen Weſens?“

„Ah, was verſtehn Sie davon? Sie, Mr. le bourgeois, der nie Frau noch Kind gehabt hat, was verſtehn Sie davon? Würden Sie ſonſt fragen? Wär' ich denn hier, wär' ich denn heiter, dächt' ich krank und recht ſchmerzhaft krank, an Scherze, wenn er mir nicht über Alles lieb wäre? Trüg' ich's denn ſeine Frau zu heißen? Nun können Sie gehn, ich habe mich nur üben wollen, ich habe viel gelitten während ich Ihnen vorplauderte. Ich weiß, daß er mit leidet wenn ich ſtöhnen muß, ich wag' es aber auch nur wenn er ſchläft. Das geht nicht leicht zu machen, drum verſuch' ich's auch den Tag über wenn er nicht da iſt. O, ich hab' ihn ſehr lieb, meinen armen Mann. Er quält mich auch nur weil er krank iſt. So wie ich aber wieder auf bin, will ich ihn ſchon munter machen.“

Tetarskoff war ſchon zu Anfang dieſer Apoſtrophe bleich geworden, und als ſie geendet hatte, ſagte er haſtig, als fürchte er ein Gefühl zu zeigen, das er verbergen wollte: „Ich kam eigentlich nur herauf um Sie zu fragen wo ich Chriſtian finde, den ich in einer dringenden Sache ſprechen muß!“

„Sagt er mir etwa, wo er hin geht? Indeß hab' ich ausgekundſchaftet, daß ſeit .... ſeit ich

krank bin, der Friedhof hier drüben am Mont Parnasse sein Lieblingsspazirgang ist. Hätten wir den Tubus von dem Herrn mit dem Schnurrbarte zur Hand, so könnten wir ihn vielleicht in einer der Ulmenalleen spaziren sehn. Er liebte solche Spazirgänge immer, auch bei mir . . . zu Hause schon. Sagen Sie mir, warum denk' ich seit Sie hier sind immerfort dorthin? — Suchen Sie ihn links vom Eingange, in der zweiten Allee. Gehn Sie jetzt, ich will weinen, und da darf mich Niemand sehn."

Sie wendete sich im Bette nach der Wand und erwiederte seinen Abschiedsgruß nicht mehr.

„Und doch ist dies Weib ein Glück für ihn geworden, ein Glück, das er nicht würdigen mag und ohne das er noch viel elender wäre als jetzt. Wunderlich, wie das Geschick spielt und wie Haß und Rache ihre Spitzen durch den Humor eines heitren Kindes verlieren. Ich glaub's, diesen Mann zu lieben, das ist fast groß."

Tetarskoff murmelte noch im Wagen, der ihn nach dem Friedhofe fuhr, halblaut vor sich hin. Er fand Schneider wirklich langsam und gedankenvoll zwischen Gräbern auf und nieder gehend.

„Christian, Sie sind hier!"

„Wer?" fragte der Angeredete theilnahmlos. „Ach so! Ich weiß schon. Immer noch der alte Kampf gegen diese einzelne Familie, für den ich, weil ich albern

genug war mich zum Angriffe brauchen zu laſſen, büßen muß. Wie kann Dir dieſe kleine Sache ſo viel zu ſchaffen machen. Wir bereiten einen andern Kampf vor, nicht gegen eine Clique, ſondern gegen alle Schurkerei in der Welt. Das iſt ein Kampfplatz für mich. Ich habe genug an der einen Niederlage, die mein Sieg herbeigeführt. Mir iſt es gleich, ob ſie hier ſind oder wo anders."

„Höre nur, es liegt mir daran ſie von Clariſſens Anweſenheit irgendwie zu unterrichten. Ich möchte wiſſen welchen Eindruck ihre Lage auf die ſtolze Dame jetzt macht wo ſie ſelbſt ſehr zerknickt iſt . . . . ."

„Das geht nicht, Clariſſe iſt krank wie Du weißt, es könnte ihr ſchaden!"

„Was kümmert's Dich?" ſagte Tetarskoff lauernd.

Schneider färbte ſich einen Augenblick, dann ſagte er mit einem Anfluge von Schärfe: „Es kümmert mich wohl, ſo lang ſie in dieſer Weiſe krank iſt. Sonſt mögt Ihr ſie hinnehmen, ich bezwinge ſie nicht. Wäre ſie mir nicht zuwider und könnt' ich lieben, ſo müßt' ich ſie lieben, Bewunderung für ihren Heroismus hab' ich auch ſo. Zu brechen iſt ihr Sinn nicht und noch weniger ihr Hochmut."

„Ich dächte doch und habe mich eben wieder davon überzeugt, daß ſie vollſtändig in ein ganz gewöhnliches harmloſes Weſen verwandelt iſt und die „Vornehmheit" ganz und gar abgeſtreift hat."

„Für Dich, weil ſie vielleicht Deine Stellung zu mir ahnt, aber gegen alle Andern iſt ſie immer die Dame. Sie zwingt mir Achtung ab, ſie iſt nicht zu korrumpiren. So iſt es unmöglich geworden, daß ich ſie verlaſſe obgleich es nun wieder keine Feſſel zwiſchen uns gibt. — Dort liegt das Kind begraben, d. h. die Bruchſtücke eines Kindes . . .“ ſagte er bitter. „Und ſie ertrug allen Schmerz, ſie verſuchte auch da heiter zu ſein. Ich ſagte ihr ein hartes Wort' — „das meinſt Du nicht ſo,“ antwortete ſie. Kurz, ſo ſehr ſie mich genirt, ich werde ſie nicht los. Das iſt die Folge Deiner Pläne und aller Deiner Arrangements von früh auf. Mich ließt Du unter fremden Leuten hart und rauh erziehen; daß ich die Mutter verloren wußte ich und von Dir hört' ich Jahre hindurch nichts. Ich ſollte keine Familie haben, ich ſollte allein ſtehn und bleiben. Ich hatte mich an dieſe widernatürliche Idee gewöhnt und ließ mir die Perſpektive gefallen, die Du mir plötzlich eröffneteſt als Du mir Dein Märchen erzähltеſt. Der Streich, den Du führteſt und bei dem ich nur als Waffe diente, gelang, — nicht durch mich ſondern durch die Eigentümlichkeit des Mädchens, das mich hinriß und einen Augenblick freundliche Gedanken, die erſten die ich hatte, — dafür haſt Du geſorgt —, in mich hinein zauberte. Ich wollte nun eine Familie. Das mißlang und wird nie gelingen. Es mag auch gut ſein, denn Deine Weisheit hat mich

unfähig gemacht anders zu ſein als ich bin. Ich bin ein Meiſterſtück Deiner Erziehungskunſt obgleich Du nun, da Du alt geworden biſt und mitunter Luſt haſt zu paciſciren, mich nicht dafür anerkennen willſt. — Vertheidige Dich nicht, ich ſage Dir das nicht zum erſtenmal. So wie ich bin iſt meine Rolle gegeben und ich führe ſie durch. Verſuche aber nie mir gegenüber den Verſöhner, den Ausgleicher zu ſpielen, dann kreuz' ich Deine Pläne, ſonſt hab' ich nichts mit ihnen zu thun. Du protegirſt jetzt Clariſſe . . . . ."

„Weil ſie Dir nothwendig iſt, weil ſie Dich liebt!"

„Unſinn! Ich werde dem ein Ende machen, ich werde ihr ſagen wie ſie allein durch einen wohlberechneten Plan von Dir in meine Hand kam und was weiter über ſie beſchloſſen war. Vielleicht bricht das ihren Nacken. — Übrigens glaub' ich faſt an Dein Märchen, denn für einen Proletarier von Geburt war dies Stückchen allzu cavalièrement ausgedacht. Der Proletarier gibt ſich dazu nicht her, denn die Geſchichte war ſchlecht, ſehr ſchlecht. Ich wälze ſie auf Dich. — Deine Weiſe den Kampf gegen die Kaſten zu führen iſt meiner unwürdig, ich bin ein geborner Proletarier, ein Kind des Volks . . . thue Du was Du magſt, ich thue was ich muß. Es iſt trotz Deiner Mühe ſo viel Natur in mir geblieben, daß ich nicht gradezu gegen Dich auftreten mag, — oder vielmehr es iſt Dir gelungen mich ſo ſchlecht zu machen, daß ich Deine

ſchlechten Mittel paſſiren laſſe weil der Haß ſie gefunden und weil ich nichts verſtehe als den Haß!“

Dieſe Worte klangen noch verletzender, der Vorwurf war um ſo intenſiver als er ohne ſichtbare Erregung, gedämpft und lau ausgeſprochen wurde. Tetarskoff war heftig ergriffen, ſeine Lippen zitterten, aber er verſuchte keine Entgegnung.

„Willſt Du, daß ſie ſich ſehn?“ fragte er.

„Das iſt zwecklos!“

„Dann leb' wohl!“

„Adieu.“

Drittes Kapitel.

Auf der Reise.

Fast um dieselbe Zeit, in der die Personen, von denen wir auf den letzten Seiten sprachen, in Paris versammelt waren, trug der Dampfer „Ludwig“ von Lindau aus zwei Personen, auf deren Lippen ebenfalls wiederholt der Name Tetarskoffs war, nach der alten Stadt des Conzils, nach der Stadt, die das Grabmal Johann Hussens ist. Wir wollten „Denkmal“ schreiben, weil uns unwillkürlich einfiel, daß in der That einmal beabsichtigt worden dem Böhmen in der alten Stadt ein Monument zu errichten, und daß die Aufforderung zu diesem Werke von dem jetzt so vielfach berüchtigten Ultramontanen Buß, dessen fanatischer Confessionalismus das badische Oberland durchwühlt hat und noch durchwühlt, ausging. Er ist ein Renegat, damit ist sein Eifer, aber auch sein Geifer erklärt und tarirt.

Der Bodensee hat seine Mucken so gut wie Rousseau's Leman. Das Fahrzeug wurde aus dem raüche-

rigen Baſſin des Lindauer Hafens, zwiſchen den Steinſäulen durch, mit ſo großer Macht in „offne See“ geſchleudert, daß das in's Schlepptau genommene Packboot voller Fruchtſäcken wunderliche Sätze von einem Wellenkamm zum andern machen mußte und die Leute darauf mehr als einmal Angſtrufe ausſtießen. Der Himmel nach Nordweſt, über das deutſche Ufer hin, ſchien ſelbſt ein dunkles, halb zu Schaum geſchlagnes Meer. Die Wolken trieben zerriſſen fort und bluteten aus ihren Millionen Wunden. Sie klatſchten mit ihrem naſſen Schleier in's Waſſer hinunter und den Schauenden in's Geſicht. Man konnte weder Friedrichshafen noch weiter nach Weſt irgend etwas als graues wirres Gefudel auf aſchfarbnem Grunde entdecken. Der Dampfer ſteuerte ſüdlich und brachte ſich aus dem Unwetter hinaus. Es blieb trübe, die Waſſer gingen hoch, aber zurück auf Bregenz blitzte durch eine Wolkenlücke ein Sonnenſtral, der die weißen Häuſer, die vom See aus in Terraſſen aufzuſteigen ſcheinen, blendend ſcharf umriß. Der Contraſt von rechts und links, den man in der Kajüte leicht bemerken konnte, verſprach einen originellen Anblick und dieſe Hoffnung bewog einen Theil der Paſſagiere, die ſich insgeſammt vor dem derben Guſſe geflüchtet hatten, den leichten Sprühregen, den jetzt nur noch einzelne Windſtöße herüberbrachten, auf dem Deck zu ertragen. Die Luft war immer noch unangenehm rauh, ſie blies von den Algauer Alpen her, über die

Schneekrone des Säntis, und vertrieb ſo zwar das Wetter, ſtrich aber auch über die ganze Länge des Verdecks und wurde nur an dem wärmenden Platze über der Maſchine minder fühlbar.

An dieſem Platze ſtanden zwei junge Männer, Beide in braune Kutten mit Kapuzen gehüllt, wie ſie die venetianiſchen Schiffer tragen.

„Alle Wetter, welch froſtigen Abſchied heult uns die Fremde nach und wie froſtig empfängt uns die Heimat,“ ſagte der Eine, deſſen Züge ſich durch eine gewiſſe ſcharfe Regelmäßigkeit auszeichneten, die von der Magerkeit und dem blaſſen Kolorit des Geſichtes noch mehr hervorgehoben wurde. „Man ſollte wirklich meinen, daß es die Luft weiß wie wenig wir dort und hier heimiſch ſind, wie zuwider uns oft ſogar Italien war trotz der Kraft, die im Augenblicke in ſeinen Adern zu pulſiren ſcheint, weil wir wußten, daß die einſeitige Erhebung einer Nation, bloß um eine Nation zu werden, ſo wenig Erfolg für das Ganze verſpricht, daß man ſolche Gelüſte eigentlich von vornherein als reaktionäres Streben verurteilen muß.“

„Und doch wär' ich gern geblieben,“ ſagte der Andere, ein ſchlanker auffallend ſchöner Mann, deſſen ganzes Weſen ſanfte Harmonie zu ſein ſchien. Er war der echte Typus nordiſcher Schönheit, große dunkelblaue Augen und blondes Haar, reiche Farben und kernhafte Geſundheit in Mark und Muskeln. Während die Au-

gen ſeines Freundes mühſam ein verzehrendes Feuer verbargen, ſo daß die Blicke oft trüb, melancholiſch und ſchmerzlich wie in ſich zuſammenbrachen, ſahen die eignen blauen Sterne trotz der Schatten, die ſie jetzt umwölkten, heiter und offen, ja innig in das Leben. Es hatte ihm noch nie ſo weh gethan, daß ein nachhaltiger Groll, eine Narbe, die aufbrechen könnte, ein Grabkreuz für eine tote große Hoffnung in ihm geblieben wäre. — Er war jünger als ſein Freund.

„Und doch wär' ich gern geblieben! Nicht daß es mir beſonders leid thäte die Entwirrung des Knotens, der ſich da unten ſchürzt, nicht in der Nähe ſehen zu können oder daß ich bedauerte Venedig mir verſchloſſen zu finden, — mich kümmert dieſe Abberufung einmal darum, weil ſie mich an meine Abhängigkeit mahnt, und dann, das iſt das Herbſte, weil ſie mich von Dir trennt, weil ſie unſern Bund vielleicht für immer zerreißt."

„Das wird ſo ſchlimm nicht ſein. Du weißt ja, daß ich der glücklichſte Menſch von der Welt bin, ſo ſagen wenigſtens alle Leute ...." Es iſt unmöglich den bitter ironiſchen Ausdruck zu beſchreiben, der bei dieſen Worten ſeinen Mund verzog. — „Ich bin im Genuſſe einer beneidenswerten Unabhängigkeit, kann gehn wohin ich will, bleiben wo es mir gefällt, habe einiges Vermögen und genug Talent um meine Exiſtenz zu ſichern es ſei dort oder da. Wie kannſt Du nun einem

ſolchen Glückswunder, einem wahren Polykrates gegenüber ſo leichtſinnig ſein von Trennung, zerriſſenem Bunde und dergleichen zu ſprechen. Du biſt für mich ein wahrer Schatz, es hieße mutwillig einen Theil meines Glückes mit dem Fuße fortſtoßen, wenn ich Dich ziehn ließe ohne mitzugehn. Wer weiß ob ſich die Sache nicht noch ganz à l'amiable arrangiren läßt. Wir wollen mit Deinem Despoten ein ernſtes Wort reden und vor Allem ihn beichten machen. Er hat ſehr üble Manieren, dieſer Herr Tetarskoff. Das iſt mir zuwider, ich werd's ihm ſagen. Iſt es doch wahrhaftig eine merkwürdige Tollheit Dich erſt erziehen zu laſſen wie einen Prinzen, Dich auf allen Akademien herumzuſchicken, dann einen Landwirt, endlich einen Kaufmann aus Dir zu machen um Dich gleich darauf mit einer langen Rente auf Reiſen zu ſenden, und hinterher .... Haſt Du denn keine Ahnung davon, wozu Du jetzt verbraucht werden ſollſt?"

„Wie ſollt' ich denn? Die Ordre lautet unzweideutig: Sie haben ſich Angeſichts dieſes nach Paris zu verfügen und weitere Beſtimmungen bei mir, Boulevard de la Madeleine Nro... in Empfang zu nehmen. Gezeichnet F. Tetarskoff Nach den Kreuz- und Querzügen, die ich ſchon machen mußte, iſt es mir ganz unmöglich irgend Etwas zu ahnen. Eine Befriedigung aber finde ich in dieſem Befehle doch. Ich werd' ihn nun wenigſtens ſehn und kennen lernen, es wird mir

gelingen zu erraten ob er nur im Auftrage Anderer handelt oder ob ihn ein perſönliches Intereſſe an mich feſſelt. Es iſt doch widerwärtig ſo ohne allen Zuſammenhang mit der Welt im Leben zu ſtehn . . .“

„Ah, ah, und vorhin der Jammer um mich!“

Doch, Du erſetzſt mir Alles um ſo eher als ich's nicht kenne, aber Du begreifſt, daß Du mir nicht immer ſo Deine Pläne opfern darfſt wie Du es jetzt gethan, wo Du Deinen Aufenthalt in Italien, der Deiner Geſundheit ſo ſehr notthat, mir zu Liebe abkürzteſt. Dann bleib' ich allein!“

„Einmal ſagt' ich Dir, daß Du, der Du bis zum Blutdurſt faſt ein Verſöhner biſt, mir nötiger wurdeſt als die laue Luft jenſeits der Berge, ich alſo mein Intereſſe, nicht das Deine verfolge wenn ich Dich begleite, zweitens iſt es mit Deinem Alleinſtehn nicht mehr ſo lang hin. Du wirſt Dir eine Heimat gründen trotz aller Tatarskoffs, dann haſt Du die Verbindung mit der Welt gefunden.“

„Ich weiß nicht. Das ewige Gehorchen, das mir in der That nur Gutes eingetragen hat, machte mich natürlich nach einer Richtung hin faul. Ich fand es überaus bequem eine ſo gütige Vorſehung über mir zu wiſſen. Ich will nie etwas, denn die verſchiedenen Verſetzungen abgerechnet, die ſich in der Folge aber doch als nützlich erwieſen, kam ich nie bis zum Wollen, es war immer Alles was ich wünſchen konnte in der nächſten Ordre

enthalten. So ward es Tetarskoff denn auch leicht mir das Verſprechen abzunehmen, daß ich nie ungehorſam ſein würde ....“

„Welche Thorheit ſich ſo in die Hände eines Menſchen zu geben, wäre er auch ein avant la lettre Abdruck der Vorſehung ſelbſt. Wenn er nun eine beliebige Schurkerei von Dir forderte, eine Schurkerei gegen Dich oder Andere ...?“

„So würde ich nicht gehorchen, aber ....“

„Aber Dich wegen der Unmöglichkeit Dein Wort zu halten totſchießen, nicht wahr? Süßer, empfindſamer, romantiſcher Richard, die Menſchen erfanden viel Dummheiten, aber die feierlichen Gelübde, die Verpflichtungen, die mit der Zukunft wie mit einer Gegenwart verfahren, über die wir Herren ſind, wären das Dümmſte alles Dummen, wenn es nicht noch etwas Dümmeres gäbe, nämlich ſich durch die Unmöglichkeit, die moraliſche Unfähigkeit das Verſprechen zu halten aus der Faſſung bringen zu laſſen. Das iſt das zweite Stadium der Verrücktheit, das erſte iſt das Verſprechen ſelbſt. Die Kleriſei macht eine Tugend daraus, aber es iſt nicht einmal eine Sünde, ſondern einfach ein Akt momentanen oder chroniſchen Wahnſinns. Ich kenne Dich, dergleichen Dinge ſind Deine Achilles Ferſe. Man kitzelt Deine Nerven etwas, rührt Dich und Du ſchlägſt mit echt deutſcher Biederkeit ein.“

„Das iſt nicht Dein Ernſt, Curt, Manneswort muß felſenfeſt ſtehn. Ich gehe lieber unter ehe ich's breche.“

„Bravo! Aber ein vages Verſprechen iſt kein gegebenes Wort, kein Manneswort, ſondern ein dummer Streich, wie ihn nur junge Leute machen. Jedes Verſprechen ſetzt eine Pflicht und die Pflicht hebt die Sittlichkeit der That auf. Ein Mann, der bei ſeiner Frau aus keinem beſſeren Grunde bleibt, als weil er es ihr einmal verſprochen, iſt ein Verbrecher gegen ſie und ſich ſelbſt; der Mönch, der widerwillig ehelos bleibt, ſpeit der Natur und ſich ſelbſt in's Geſicht, die Tugend iſt der modernen Moral zum Trotz in beiden Fällen im Bruche des Verſprechens. Der Wahnwitz, der jenes tugendhafte Verbrechen erlog, iſt nichts als die à conto des geſpaltenen, dualiſtiſchen Menſchen erfundene Asceſe, die auch der Brutalität unter dem Vorwande des geretteten „Seelenheiles“ einen Nimbus gibt, an den der dumme Hauſe glaubt. Ah! ich werde grob, Freund Richard, tüchtig grob, wenn ich auf das Kapitel der Dummheit komme!“

„Ereifre Dich nicht, ich bin ja gar nicht ſo dumm, und Du predigſt im Augenblicke ja nur mir.“

„Dich will ich warnen. Du gleichſt jenen Häuſern da drüben am Schweizerufer, die mit ihrer grünen oder grauen Schindelbekleidung, die ihre Mauern vor Regen und Wind ſchützen ſoll, ausſehn wie Schildkröten,

die ſich in ſich zurückgezogen haben. Du haſt noch gar nicht zu leben verſucht, Du biſt nur mit einer Taſche voll Geld und einem gefüllten Kopfe im Leben herum geſtiegen ohne Kopf und Glieder Preis zu geben. Es iſt faſt ein Wunder, daß Du trotz alledem ſchon eine ſo große Dummheit wie Dein Verſprechen iſt, begehen konnteſt. Ich warne Dich, ich warne Dich!"

„Pfui, Unglücksrabe! Ich acceptire den Vergleich mit jenen vom Scheitel bis zur Sohle mit dünnen Schindelſchuppen bekleideten Häuſern, die ſo freundlich zwiſchen den Obſtwäldern herſehn, aber ich verſtehe ihn anders als Du. Stecken ſie nicht trotz der reizend anmutigen Umgebung, die ihnen nur duftige Grüße und Blütenküſſe aller Art zuwirft, ſtreitfertig im Panzer? So bin ich auch. Im Moment wo ich wollen darf und ſtreben kann ...."

„Haſt Du es ſchon verlernt."

„Du willſt wirklich nur ſehn, ob ich denn nicht eine Spur von Galle in mir habe. Das iſt vergebne Mühe, Dir zeigt' ich ſie doch nicht und Herr Tetarskoff iſt meines Wiſſens der einzige Menſch, dem ich im Notfalle den Hals brechen könnte, und auch das nur wenn er ſeinen Wohlthaten dadurch die Spitze abbrechen wollte, daß er mir mein Verhältniß zu Dir durch eine Mahnung an mein Verſprechen zu verkümmern ſuchte."

„Dann würd' ich ſelbſt ſchon mit ihm Rückſprache nehmen. Er muß ein Sonderling ſein, mit ſolchen Leuten kann man auf ſehr verſchiedene aber immer nur ſonderbare Weiſe fertig werden. Ich wette, daß ich ihn zahm mache und heraus bekomme ob er, wie Du einmal glaubteſt, hinterrücks Dein „lieber Papa“ iſt, der ſeinen Sohn nur darum fern von ſich hält, weil er angeſichts einer nichts weniger als lieben Frau, durch ihn an eine Zeit erinnert zu werden fürchtet, die zu ſchön war um dauern zu können.“

„Mich drückt Das!“

„Neue Thorheit! Freue Dich, daß Du biſt, kümmert's uns wie Du wurdeſt?

„Mich nicht, aber Andere. Ich werde verlegen wenn man nach meinen Eltern fragt. Noch vor einer Stunde ſetzte mich der dicke Frankfurter Banquier, der Dich ſo ſehr in Affektion genommen hat, daß er Dir zu Gefallen ſogar demokratiſche Anſichten ausſprach, auf dieſe Weiſe in Verlegenheit.“

„Ich gab Dir ja auch ſofort eine Lehre, die Du beachten magſt, ich erzählte dem Neugierigen eine ſo myſteriöſe Geſchichte, ſprach von Inkognito, Hofmeiſter, zurückgelaſſenem Gefolge und dergleichen, daß der komiſche Kauz richtig zehn Minuten nachdem er, hingeriſſen von der Gewalt der Wahrheit, auf dem Wege war Proudhon nicht mehr für einen Wehrwolf zu

halten, Dich aus alter guter Gewohnheit höchſt ehrerbietig zu betrachten anfing und es Dir ſeitda ganz unmöglich macht je ſeine unanſtändige, unconventionelle Seite, d. h. ſeinen Rücken zu ſehn."

„Damit iſt Der en passant abgefunden, aber für ein fixes Intereſſe kann ich unmöglich Hiſtörchen präpariren."

„Dafür ſchaffen wir in Paris Rat. — Jetzt iſt's hier oben hübſch genug geworden, daß auch Andere als wir Naturenthuſiaſten Freude am Anblicke haben können. Ich muß unſern dicken Freund, der ſich wieder für ein Jahr in Gaſtein reſtaurirt hat heraufrufen. Ich habe eine gute Ader in dem Manne entdeckt, und es wäre ſchade wenn er unten in der dumpfen Kajüte ſeekrank würde, wie mir das bei einem ähnlichen Wetter wirklich auf dem Bodenſee paſſirt iſt. Das brächt' ihn wieder ein Jahr zurück. Und man muß ſehn wie gern der Mann lebt."

Er ging hinab und brachte gleich darauf einen wohlkonſervirten alten Herrn auf das Deck, von deſſen Geſicht er bemüht war den üblen Eindruck eines zähen Cotelets und eines Schlucks des übelberüchtigten vin du pays, eigentlich vin du lac, zu verwiſchen. Es gelang, der alte Herr war bald aufgeräumt und heiter, der Humor Curts zündete.

Und doch war es dieſer Humor, der ſeinen Begleiter ängſtigte. „Du biſt heute wieder recht krank, Curt!“ ſagte er ihm.

„Meinſt Du, mein Junge? Nun, ſo ſieh zu wie man mit dergleichen Anfechtungen des Teufels fertig wird,“ lautete die Antwort. Damit ſetzte er ſich wieder zu dem Banquier, der im nächſten Augenblicke über einen Witz laut auflachen mußte.

Rorſchach, Arbon, Romanshorn und Münſterlingen zeigten nach und nach ihre Thürme, Häuſerreihen und Kloſtermauern umgeben von Weingärten und prächtigen Obſtwäldern, die eben ihre falben Blätter abſchüttelten. Curt, dem die Gegend bekannt war, nannte die Orte und erzählte von ihnen. Dann kam Gottlieben und Kreuzlingen, endlich die einſt ſo gefürchtete Bellevue, der Stapelplatz einer Reihe verbotner Bücher, die auf die verſchiedenſte Weiſe in das dichtbei gelegene Conſtanz geſchmuggelt, dort geheftet und brochirt worden und von da in alle Welt gegangen ſind. Die Erzählung wie einzelne beſonders gefährliche Bogen von „Gutgeſinnten“ im Hute, andere aber mit einem Gebetbuchstitel eingebracht worden, machte dem dicken Banquier viel Spaß.

„Verdammt geſcheidt ſind ſie ſchon, die Radikale!“ meinte er und gab damit in der That nicht das ſchlechteſte Zeugniß, das man einer verhaßten Partei geben

kann. Zumal da ſich der unwillkürliche Ausruf offenbar nicht auf den Schmuggel allein bezog, ſondern mit dem „ſchon“ faſt ein „überhaubt“ ſetzen wollte; wie es denn auf der andern Seite auch kaum zu bezweifeln iſt, daß er in Gedanken mit einem „aber“ fortfuhr.

Mit Curt aber ſchloß er, obgleich er wußte: — „das iſt auch einer von dene Radikale,“ — ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß, verſicherte, daß er ſich überglücklich ſchätzen würde ihm irgend einmal gefällig ſein zu können und ſchloß die Reihe ſeiner Liebeserklärungen als er ſich in Conſtanz von den beiden Freunden trennte, da dieſe im „Hecht“ blieben, während ihn eine bekannte Familie erwartete, mit den Worten: „Sie haben mich Eins gelehrt, Herr Baron, was ich nicht vergeſſen werde, — daß man ein Radikaler, ein Republikaner, ja gar ein Communiſt und ein Menſch ſein kann, der an wenig oder nichts glaubt, und doch dabei weder roh noch gemein, noch unhöflich und bettelhaft zu ſein braucht, ſondern daß es anſtändige, edle und reelle Leute unter ihnen gibt. Denn Sie ſind Alldas und zugleich ein ehrenwerter Mann, mit dem ich mir's zur Ehre ſchätzen würde recht viel zu thun zu haben!“ —

„Siehſt Du, Richard, dafür möcht' ich den alten Mann küſſen als wär's ein junges Weib. Dies An-

kenntniß von Seiten eines Menſchen, der aus Pro-
ſſion mein Gegner iſt, hat viel mehr Wert als wenn
ie Clique ſagt, er iſt einer von den Unſrigen, wir
müſſen ſelbſt für eine Schurkerei die Augen ſchließen.
— Und wodurch hab' ich das erreicht? Ich hab' mich
n meinen Geſinnungen unverhüllt gegeben, bin aber
nit ihm umgegangen wie mit einem Menſchen, habe
hm nicht gedroht und nicht auf das entfeſſelte Proletariat
gepocht. Das war der Anfang. Hinterher hab' ich
ihn amüſirt, ſogar ihn, weil ich ſah daß er Herz hat,
ein wenig in mein Leben ſchauen laſſen, ſo daß ſeine
Neugier befriedigt wurde und er von mir ein ihm
nur angenehmes Bild mit heim nimmt. Bei Gele-
genheit erinnert er ſich an mich und hält nun gewiß
nicht mehr jeden Demokraten, oder wie er ſagt: jeden
Rädikalen, von vornherein für einen ungehobelten
Schuft in zerriſſnen Hoſen und ſchmutzigem oder ge-
geſtohlenem Hemde. Dieſe Menſchen müſſen nur erſt
wiſſen, daß wir nicht ſo ſind, wie wir ihnen von den
Dummköpfen und Heuchlern, denen es um ihren Cre-
dit geht, geſchildert werden, dann nähern ſich uns die
Beſſeren unter ihnen von ſelbſt. Das iſt eben der
Wahnſinn, daß man die Andersglaübigen nur ver-
ketzert und ſie durch Drohungen und Rohheiten ab-
ſtößt, ſtatt ſie einfach durch das Beiſpiel und wahr-
haft republikaniſche Sittengröße zu uns herüber zu
führen."

Im Fremdenbuche des „Hechtes“ zu Conſtanz ſchrieben ſich die beiden Herren ein wie folgt:

Curt, Freiherr von Crav-Gillen, Gutsbeſitzer aus Thüringen, kömmt von Insbruck, reiſt nach Paris.

Richard Heeren, Partikülier aus Paris. Wie oben.

Ende des erſten Theils.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Aus der Junkerwelt.

Vom Verfasser von

„Nach der Natur."

Zweiter Theil.

Schnuphase'sche Hofbuchhandlung MAX LIPPOLD Altenburg

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

886
12
Fn 5176

1775 F (2

Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.

III.

So aber kam es.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Erſtes Kapitel.

Vor den Couliſſen.

Die Menſchen ſpalten ſich überhaubt in zwei Klaſſen, von denen die eine durch den eignen Gedanken, durch die Überzeugung zur That gedrängt werden kann, die andre durch den Glauben an einen fremden Gedanken zur That geſtachelt werden muß. Im erſten Falle, d. h. in der Möglichkeit von innen heraus zu einer Handlung getrieben zu werden die unmittelbare Folgen für das Allgemeine hat, befinden ſich die ſogenannt bevorrechtigten Klaſſen der Geſellſchaft zu jeder Zeit, ſie ſind ſtets als ein aktiver Poſten anzunehmen, während die andern Schichten, alſo das Volk im banalen Sinne des Wortes, immer als paſſiv und geſchoben zu betrachten ſind. Daher iſt die ſcheinbare Aktivetät des Volkes eine ruckweiſe, intermittirende, ſie hört auf, ſo wie die Kraft die eine Bewegung erzwingt in ihren Anſtrengungen eine Pauſe

macht. Dieſe Spaltung iſt eine faktiſche die durch den Verlauf aller Revolutionen bewieſen wird, ſie iſt es überall wo es bevorrechtigte Kaſten gab, — ob ſie aber auch nur nach irgend einer Richtung hin eine berechtigte, das iſt eine andere Frage. Man ſpricht mit Recht über Unreife, Dumpfheit, Stumpfſinn und Trägheit des Volkes, es hat aber unſres Wiſſens noch Niemand die Frechheit gehabt dem Volke den Beruf und die Fähigkeit abzuſprechen aus dieſer Unreife und dieſer gezwungenen Paſſivetät empor zu kommen. Eine ſtrikte Anerkennung der hohen Fähigkeit die im Volke ſchlummert liegt ſogar in all' den Mitteln die von Seiten der aktiven Partei angewendet werden dem Volke Bildung und Alles was zum eignen Gedanken führt zu erſchweren, ja gradezu vorzuenthalten. Dies Beſtreben richtet ſich ſelbſt und iſt leider in der Praxis oft die Apologie jedes beliebigen Verſuchs dieſe Schranken zu brechen. Wage man es doch abzuleugnen, daß man die Bildung des Volkes fürchtet; wage man es zu ſagen, daß die Volksſchulen, von der geringſten Dorfſchule bis zur beſten Univerſität hinauf, wirklich die Tendenz der Aufklärung durch die Wiſſenſchaft verfolgen! Über aller Aufklärung hängt das Damoklesſchwert der verſchiedenen Prärogative, bald des Purpurs, bald der Kutten. Man ſage, aber ohne die läppiſche Berufung auf jene himmliſche Kabinetsordre ohne Datum, man ſage, wie ſich überhaupt wiſſen-

ſchaftliche Klarheit mit Prärogativen verträgt! Dieſe Lücken zeigen nur allzudeutlich, daß hinter dem Zwange die Furcht, hinter jener pomphaften Berufung auf antediluvianiſche Pergamente das ſich bewußte Unrecht maſchinirt. Die unveräußerlichen Rechte ſind Schneeflocken vor dem Willen des Volkes, wenn es ſie zerſchmelzen laſſen wollte, — das weiß alle Welt, drum ſind die Prahlereien auf Rechnung ihrer Ewigkeit ſo widerlich lächerlich, — aber man weiß auch eben ſo gut, daß das Volk jetzt nicht wollen kann. Und es ſoll nicht wollen, drum muß es träg und dumpf bleiben, drum darf der Gedanke keinen Tummelplatz haben, drum wird er nicht mit Gedanken, ſondern mit Eiſen, Schwertern, Richtbeilen, Feſſeln und Kerkerriegeln bekämpft. Dieſe Waffen ſind ein ſelbſtredendes Armutsatteſt ſeiner Gegner, wären ſie im Stande durch gleiche Mittel über ihn zu ſiegen, ſo griffen ſie nicht zu brutalen. Sie geſtehen damit ihre Unfähigkeit und ihr Unrecht zu und unterliegen auf dieſe Weiſe quand même. Mit Bayonnetten oder Offenbarungslehren macht man keinen Gedanken tot, im Gegentheil beſitzt er oft die Macht, die letzteren als Spielwerk darzuſtellen und die erſteren der Fauſt, die ſie gegen ihn führen will, zu entwinden. Es liegt auf der Hand, daß das Volk ſich aus keinem andern Grunde nicht klar werden darf, als weil es ſich hernach nicht mehr ſchieben ließe und ſich außerdem über die ſchönen Sachen, durch die man es jetzt regieren kann, luſtig machte. Es wäre dann

entſchieden nicht mehr gouvernable im heutigen Sinne. So lang es ſich in dieſer Lage befindet kann es im Kampfe nur mitzählen wie eine Kugel oder wie ein Felsſtück, das man auf den Gegner ſchleudert. Zur Zeit der äußeren Ruhe aber iſt es eine gefährliche Maſſe, eine Mine unter allem Beſtehenden, durch welche eine Partei zu gelegner Zeit die andere in die Luft zu ſprengen ſucht. Das Volk leidet immer, es mag ſich von Denen oder Jenen brauchen laſſen, und hat faktiſch nie einen Nutzen gehabt weil ihm das Selbſtbewußtſein, der belebende Gedanke nicht im Nu eingegoſſen werden konnte, und die zur Herrſchaft Gekommenen es auch nach einer Umwälzung viel bequemer fanden nach wie vor das Monopol und die Prärogative, an denen ſie nun ſelbſt Theil nahmen, aufrecht zu erhalten. Das Volk iſt ſo durch dauernden Betrug bis heute eine immenſe Reihe von Nullen geblieben, durch die ſich bald dieſe, bald jene Zahl eine ungeheure Bedeutung verſchafft. Es gibt nur Eins was in Wahrheit die Intereſſen des Volkes vertritt: — das Dringen auf wirklichen Volksunterricht, auf Volksbildung. Ohne dieſe zu beſitzen iſt ihm aller andre Beſitz ein geborgtes, unnützes Gut das ihm jeder Augenblick wieder entreißen kan

Wir haben es vorläufig nur mit der aktiven Klaſſe zu thun. — Vor dem Jahre 1848 und namentlich je

näher man dieſem Zeitpunkte kam, war ſie in Deutſchland in zwei große Heerhaufen geſchieden, zwiſchen denen aber ſo ſehr viel Feldwachen und Vorpoſten durch einander aufgeſtellt waren, daß eine wirkliche Unterſcheidungslinie gar nicht exiſtirte. Nur ein ſehr geringer Theil der Konſervativen, — denn man hieß ja damals konſervativ oder liberal, — war ehrlich genug ſich konſervativ zu nennen, und dieſer war dort zu finden wo es am meiſten intenſiv Liberale gab: in Baden, Bayern, Würtemberg und in der preußiſchen Rheinprovinz; — Oeſterreich kam erſt in zweiter Linie. Im Übrigen galt das „liberale“ Banner für das ehrenvollere. Wer einigen Anſpruch auf Talent oder auch nur gewöhnliche Begabung machte und nicht grade ein Sproß irgend einer durch großen Beſitz und ariſtokratiſche Familientraditionen bekannten Sippe war, gab ſich entſchieden einen mehr oder minder liberalen Anſtrich. Im äußerſten Falle ſagte er wenigſtens, daß er liberal ſei. Wir könnten Namen für unſre Behaubtung durch die ganze Hierarchie der Geſellſchaft hindurch aufzählen, auch Könige würden nicht fehlen. Man ſchämte ſich gegen die Zeit zu ſein und wollte es nie zugeſtehn. Dieſe Konſervativen, die gern liberal hießen, verliefen ſich in die völlig anſichtsloſe Richtung und aus dieſer erſt ſtieg allgemach und ſtufenweiſe jene Partei der verſchiedenen Landtagsoppoſitionen empor, in der alte Burſchenſchafter den Sauerteig

bildeten. Das waren die officiellen Liberalen, denen noch ab und zu gern von oben einige gnädige Worte zugewendet wurden. Die deutsche äußerste Linke von damals zählte wie die von heute nicht zur deutschen, ja fast nicht zur europäischen Gesellschaft; ihre Spitzen waren im Kreise der Emigration zu suchen, und mit diesen fehlte in der Heimat die eigentliche Partei der Kampflust. Man reizte sich nicht erwähnenswert, man kitzelte sich kaum und kam glatt an einander vorüber. Konservative und Liberale vertrugen sich genau wie Menschen, die ein dreißigjähriger Friede müde gemacht, der Unbefangne konnte die Blasen, die entsetzlich einzeln aufstiegen, im Notfalle für optische Täuschung und das Ganze für ein organisches Ganzes halten. Es ging zu wie auf Universitäten, auf denen der Du-Comment herrscht, man sagte Jedem „Guten Morgen" wenn's auch Nacht war und vergaß über der Gemütlichkeit ziemlich Alles. —

Da schied plötzlich ein elektrischer Strom das scheinbare Ganze unversöhnlich in seine Bestandtheile. Der krankhafte, versimpelte Zustand, der das Blut stocken machte und in dem die Trägheit über den Gedanken zu siegen schien, wurde aufgehoben durch jene heilsame vielversprechende Reaktion, die man eine Revolution zu nennen beliebt obgleich ihr fast kein einziges revolutionäres Bewußtsein half: man öffnete die Augen und wählte seine Fahne. Im ersten Schreck und weil man eben glaubte ein umgeworfener Thron bedeute wirklich eine Revolution, lief Alles der „liberalen"

Fahne zu. — Komiſche Geſtalten mitunter, wie man ſie ſpäter in Bürgerwehren ſah zum Ergötzen aller Karrikaturenliebhaber. Die eifrigſten dieſer Springinsfelde aus dem Richterſtande, die in ihrem Eifer natürlich recht viele forcirte Tollheiten begingen, findet man jetzt als Staatsanwälte wieder. Sie gleichen jenen Verbrechern, die nach Sibirien geſchickt werden aber Begnadigung zu hoffen haben wenn ſie eine gewiſſe Anzahl von Zobelfellen abgeliefert: bei ihnen gilt es politiſche „Verbrecher“ zur Beſtrafung zu bringen um eigne Märzthaten zu verwiſchen. — Man flaggte Schwarz-roth-gold pêle mêle durch einander, die Büreaukratie, die ihr Leben lang nur Egoismus aber nie eine Geſinnung beſeſſen hatte, wollte plötzlich auch geſinnungstüchtig ſein und kam dadurch ganz aus dem Geleiſe, ja die Gutsbeſitzer verſicherten in öffentlichen Blättern, daß ihre Gemeinden ſich muſterhaft führten: — Alles nur Angſt und Katzenjammer, Phraſen ohne Ziel und Ende. Metternich war vom Schauplatze verſchwunden, die Sündflut brach herein, — man glaubte nun mit einemmal an die Forderungen der Zeit. Geheimräte ſetzten ſich zu Handwerkern auf die Bierbank und verſicherten, daß ſie ſtets für die Volksrechte geſtanden, daß nur das „Syſtem“ ihre Bemühungen unfruchtbar gemacht; Regierungsräte patrouillirten mit der Bürgerwehrbinde und dem Regenſchirme in Reih' und Glied neben Kopiſten oder gar neben Juden, kurz es ging auf einmal Alles, Jeder ſuchte

den Andern glauben zu machen, daß die Ständegleichheit seit lang ein von ihm gefühltes Bedürfniß sei. Diese allgemeine Vermischung dauerte indeß nur einen Moment. Man that dem Volke den Gefallen sogar offiziell zu erklären, daß es eine Revolution gemacht habe, und das Volk freute sich darüber wie ein Kind, schoß Kobolde und ließ sich von Eigennützigen, Schwärmern und Beschränkten, die selbst glaubten es wäre was Rechtes geschehn, Floretten sagen. Die offizielle Anerkennung der „Revolution" aber war nichts als der erste Beweis, daß die Feinde des Fortschritts bereits das Wesen der Bewegung erkannt hatten. Sie nahmen durch die „Anerkennung" die Zügel wieder in die Hand und schlugen damit der Volkssouveränetät ein Schnippchen. Von da ab ward die Reaktion wieder eine krankhafte, obgleich andrerseits die Zersetzung durch den elektro-magnetischen Strom nun erst gründlich in Schuß kam. Die Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts zog die Kinderschuhe aus und trat in die Unterscheidungsjahre, erhielt somit nach dem preußischen Landrechte die Erlaubniß sich unabhängig von Papa und Mama selbst eine Religion zu wählen. Und das geschah denn auch. — Vor 1848 konnte man in jeder Versammlung, in jedem geselligen Cirkel die verschiedensten Richtungen harmlos durch einander gemengt finden ohne daß es für anstößig galt; nach dem März aber, als das Associationswesen in eine neue Phase

trat, hörten die gemiſchten Geſellſchaften plötzlich auf. Die Puriſikation wurde hartnäckig und konſequent durchgeführt, ſo daß im Jahre 1850 jede Geſellſchaft herzlich langweilig geworden iſt, weil es nur noch zufälligen und kleinlichen Widerſpruch gibt. Die ernſtlich politiſchen Parteien haben ſich nach Napoleons Profezeiung geſchieden, ſie ſind entweder koſakiſch oder republikaniſch, denn die bei weitem größte Partei, die konſtitutionelle, iſt an ſich bedeutungslos und trägt den Stempel des Überläufertums zu der ſiegenden Richtung an der Stirne; — die Geſellſchaft dagegen, inſofern ſie ſich nur amüſiren will, ſchließt ſich unter „Ihresgleichen“ ab und wärmt die Ständeunterſchiede ſchroffer als je auf. Jeder Cirkel hat ſeinen esprit de corps, ja ſeinen eignen Jargon, ſeine eigne Terminologie und ſeine eigne Moralität. Es geht Fremden, die ſich durch einen Zufall mitten unter eine Zahl ſolcher in ihren Gefühlen und Geſprächen Eingeübter verſetzt ſehn, oft wie es ihnen gehen muß wenn ſie in eine vielgliedrige Familie kommen, die abgeſchloſſen auf dem Lande lebt. Die Leute lachen ohne daß er weiß warum, ſie ſprechen halbe Worte aus, die wie Signale wirken, ſie betonen Dies und Das auf eigentümliche Weiſe, erröten oder werden betrübt über Dinge, die ſonſt nirgends das Schamgefühl verletzen oder Nerven unſanft berühren. Sie haben ihre ſtereotypen Familienwitze und Beziehungen, Worte haben neue

Bedeutungen gewonnen, der Fremde muß erſt in die Myſterien eingeweiht ſein ehe er ſich einigermaßen bewegen kann. Das iſt die Form des geſelligen Verkehrs von 1850. Man muß geſtehn, daß ſie entſetzlich kleinſtädtiſch iſt und zudem ein komplettes Spionirſyſtem vorausſetzt: es gilt immer zu wiſſen an was Der oder Jener glaubt, damit man nicht ſich und ſeine andern Gäſte durch eine Einladung, die man einem Reaktionär oder einem Republikaner gibt, kompromittirt. Jene guten großen Häuſer, in denen Jeder der auf Bildung Anſpruch machen konnte, gern geſehn war, ſind ſeit 1848 in Deutſchland faſt ganz eingegangen; allenthalben herrſcht Splitterwirtſchaft und Cliquenunweſen. Was ſoll daraus werden? Jedwede Intoleranz zeugt von Beſchränktheit. Alles hat ein Recht auf Duldung, nur die Dummheit und die Lüge nicht, denn beide ſind unnatürlich. Toleranz und Indifferentismus aber zu einem und demſelben Begriffe zu ſtempeln, oder doch um einigermaßen der Logik Genüge zu thun die Toleranz als einen Ausfluß des Indifferentismus darzuſtellen, das iſt wieder eine jener Erfindungen der gemeingefährlichen Partei, die Alles zur größeren Ehre Gottes zu thun vorgibt. Sie eskamotirt hier wie immer die natürliche Beleuchtung und läßt nur nach ihrem Belieben gebrochene Lichtſtralen auf die Sache fallen, ſo daß Diejenigen, die ſich von der Blendſcheibe täuſchen zu laſſen gewöhnt ſind, Alles ſehn können, nur das nicht worauf es ankömmt. Wenn wir gegen

dieſe Leute intolerant ſind, fallen wir nicht etwa in ihren Fehler, ſondern bleiben uns konſequent: ſie ſind die Ritter der Lüge und die Lüge darf keine Duldung finden. — Die gemiſchte Geſellſchaft von 1850 würde nicht eine harmloſe Milchſuppe mit Gries oder Reis ſein, ſie würde ihre Verſöhnung nicht in quietiſtiſchem Indifferentismus ſuchen, ſondern die einmal zur Beſinnung gekommenen widerſtrebenden und widerſpenſtigen Elemente würden ein friſches, warmes Leben möglich machen, ſie würden einander richtiger würdigen lernen als es bisher geſchehn und der Kampf um Vernichtung jeder der eignen diametral entgegengeſetzten Idee würde nicht ewig auf Überrumpelung und Fauſtdreſcherei ausgehn. Es iſt auf keiner Seite Selbſtvertrauen genug, beide Parteien mögen den Gedankenkampf nicht bis an's Ende führen um nicht möglicherweiſe die Partie zu verlieren. Man ſchlägt ſich lieber: — eine verlorne Schlacht, ein Putſch der fiasco macht, beweiſt weder etwas für noch wider: ſo bleibt immer noch einige Hoffnung. Daß indeß die Initiative dieſes feigen Verfahrens von Seiten der Vergangenheitsfreunde ergriffen worden iſt, ſteht unzweifelhaft feſt und entſchuldigt ihre Gegner zwar, aber rechtfertigen kann es ihr Auftreten dennoch nicht. Die rechte Waffe des Gedankens iſt die Agitation durch Schrift und Wort, nicht aber durch Pike und Senſe. Man laſſe doch den Fürſten die Schmach ihrer „ultima ratio", durch die ſie ſich ſelbſt der Vernunft gegenüber als ver-

theidigungslos und geſchlagen zu erkennen geben. Man habe Achtung genug vor der Zukunft des „Volkes“ es nicht zur Maſchine herab zu würdigen und zu mißbrauchen wie Könige ihre Soldaten mißbrauchen. Die unbewußte, nicht von innen heraus motivirte That ſteht immer als rechtlos da und ihre Notwendigkeit kann jeden Augenblick in Zweifel gezogen werden: einer andern aber iſt das Proletariat in ſeiner jetzigen Lage nicht fähig. Heldenmütig vertheidigte Barrikaden geben allerdings ſchöne Illuſtrationen für Bilderbücher, ſind aber zugleich der Beweis, daß die Barbarei noch auf beiden Seiten gleich groß war und vom Siege der einen Partei ſo wenig Heil zu erwarten ſtand als von dem der andern. Um es mit einem Worte auszuſprechen: der Fanatismus, der nichts iſt als die Sublimation des blinden Glaubens an Dies oder Das; der Fanatismus, der Spanien entvölkerte und aus Robespierre und Marat die ſcheußlichen Heiligen der bornirten Republik machte, der Fanatismus, das ſtörrige Pferd mit den verbundenen Augen, rennt in der Welt herum, tritt nieder und ſchmettert um ſich her. Von ihm geht das Geheul nach Thaten aus, das der Haufe nachbrüllt ohne zu wiſſen wozu. Da kommen dann ſolche jammervolle Thaten heraus wie die lahmgebornen Putſche der Neuzeit. Mit welchem Rechte wollen dieſe fanatiſchen Freiheitler, die ſelbſt zu brutaler Waffe greifen und blutige Drohungen ausſtoßen, ihre Gegner

der Brutalität zeihen? Wie wollen ſie es, ſie, die ſtets die Guillotine im Munde haben? Sie ſchlagen ſich ſelbſt, wie ſich die Fürſten ſelbſt ſchlagen, wie alle Gemeinheit und Gedankenloſigkeit verurteilt und abgethan iſt. Es gibt nur eins was ſiegen wird und ſiegen muß, das Volk, das gebildete Ganze, das der Brutalität der Blouſe grade ſo beſtimmt ein Ende macht wie der Brutalität der Kronen. Jetzt halten ſie einander das Gleichgewicht; die Kronen ſind nur darum etwas ſchwerer weil mehr alter Schmutz an ihnen iſt.

Schon die alten Eleaten wußten, daß das Seiende nicht zu Nichts werden kann, und doch bildet man ſich heute ein Parteien vernichten zu können durch Akte. Sie ſind ſeit je nur durch Aſſimilation vom Schauplatze verſchwunden. Das neuerdings beliebte Schachtelweſen, das Abſondern Gleichgeſinnter, Gleichgeſtellter zu ſtabilen Phalanxen, und wieder das Anfeinden en masse hindert die Aſſimilation, ſchiebt alſo die Entſcheidung auf's Neue hinaus. Wer den Willen, das Bewußtſein und den Mut des Rechten in ſich trägt, ſchließt ſich nicht einſeitig ab und verſchließt vor Allem nicht dem Gegner das Ohr. Dieſer Mut, dies Bewußtſein fehlt in der Neuzeit faſt ganz und damit iſt das entweder freche oder ängſtliche Auftreten aller Richtungen motivirt. Die Spitze des Mutes iſt Energie, markige, entſchiedne Begriffsbezeichnung und Gerechtigkeit; die

Spitze der Furcht ist tobendes Schimpfen und hyperbolisches Phrasenspiel. Das ist ein Kriterium, das nie täuscht.

Man glaubt an die Revolution von 1789, feiert in der Geschwindigkeit die Versailler Feste und fürchtet die Revolution von 1792, die ja doch der Analogie wegen nicht ausbleiben kann. Das ist die Charakteristik von 1850 in wenig Worten. —

— Wie überall hatten die Vorgänge der letzten beiden Jahre auch in Hehlenried Spuren hinterlassen und das Gesicht der dort empfangnen Gesellschaft je nachdem verändert. Zuerst war sogar der Magistrat der nächsten Stadt wiederholentlich eingeladen worden, den Dorfbewohnern standen zu allen Tageszeiten der Park und die Gallerie im Erdgeschosse des Schlosses, die des Sehenswürdigen viel enthielt, offen; später wurden Beschränkungen gemacht und in dem Augenblicke, in dem wir den Faden unsrer Erzählung wieder aufnehmen, im Mai des Jahres 1850, waren die Parkthore fest gesperrt und die Zahl der Gäste eine stets gleiche von bestimmter Färbung. Nur *eine* Ausnahme wurde gemacht und diese fiel nicht auf oder ließ sich doch entschuldigen.

Hehlenried galt für das gastfreiste und angenehmste Haus in der ganzen Gegend, und dies schon darum weil man dort in jenem vornehmen, unbeschränkten Stile lebte, den große Mittel und eine geistreiche,

lebensverſtändige Frau vom Hauſe allein möglich machen. Nirgends Zwang, nirgends Ecken, überall ein präch'tiges Sichgehnlaſſen, denn das Starre, Exkluſive wird ja von Denen, die mitten darin ſind und für Pairs gelten, nicht empfunden. Ein ſolches Haus gleicht nach außen einem Igel, innen aber iſt's ein weicher Muff. — Hehlenried vereinte mit all dieſen Vorzügen außerdem noch den Reiz ſeiner prächtigen Lage und äußerſt geſchmackvoller Geſellſchaftsräume, von denen namentlich die für die ſchöne Jahreszeit beſtimmten ihresgleichen ſuchten.

Das Schloß hatte eine Langſeite und zwei Flügel. Der Haubttheil machte Front nach Süden, und außer ihm war früher nur der öſtliche auch nach Außen gewahrt und beſchützt worden; daher kam es, daß der weſtliche, ſeit lang verwahrloſte, der tief in den Park hineinragte, dicht von Baümen eingeſchloſſen und dem Verfalle nahe gekommen war. Er enthielt die Spukräume, die in alten Haüſern ja nie fehlen dürfen. Cecile hatte Sinn für ſchöne Ausſicht, und grade dieſer Flügel bot eine ſolche; ſie hatte ferner Sinn für das Angenehm-Bequeme, das aus einer leichten Verbindung des Garten- und Stubenlebens ſprießt, ſo daß man weder weite Strecken bis zu einem ſchattigen Platze in Sand und Sonnenhitze wandern muß, noch auch von einem plötzlichen Regenguſſe durchweicht werden kann ehe man ein Dach erreicht. Auch zu dieſem Zwecke

ließ ſich der Spukflügel benutzen. Geſchickt und entſchloſſen wie ſie nicht bloß im Pläne machen, ſondern auch in der Ausführung derſelben war, hatte ſie denn wenige Jahre nach ihrer Verheiratung den weſtlichen Flügel ihres Wohnſitzes zum Glanzpunkte des Hauſes und zum Lieblingsplatze Aller die je nach Hehlenried gekommen, umzuſchaffen gewußt.

Der Schutt, das Geröll, die Erde und faulen Baumäſte, die das Souterän füllten und von Außen bis in die halbe Fenſterhöhe des Parterres ragten, wurden fortgeraümt, Baüme, die zu dicht heran ſtanden, ausgehauen und ſo ein großer freier Platz gewonnen, den nach der einen Seite breitſchattige Eichen und Linden, nach der andern eine mit Marmor gepflaſterte Terraſſe längs des Gebaüdes begrenzte. Im Inneren fanden ſich in geſchloſſner Reihe ſechs große gewölbte Zimmer, in's Geviert gebaut und die ganze Tiefe bis zu dem an der Hofwand hinlaufenden Korridor einnehmend. Dieſe ſchöne, mehrere hundert Fuß lange Enfilade hatte die Gräfin in einen einzigen Raum verwandeln laſſen, was darum auf weniger Schwierigkeiten ſtieß, weil die Bogen in alter Weiſe ſich auf Gürte ſtüzten, die ihrerſeits auf den Haubtmauern ruhten ohne die Querwände beſonders zu benutzen. Gewagter war es, daß ihrem Plane gemäß auch die Gartenwand angegriffen werden mußte. Man umging indeß das Gefährliche dadurch, daß man

Sandsteinsaülen und gußeiserne Streben einzog und die offnen Bogen auf diese lehnte. So stellte denn das ganze Erdgeschoß eine Art eingerückter Veranda vor, an den Enden durch Säle mit großen Bogenfenstern, in der Mitte durch riesige Thüren, mit buntem Glase ausgesetzt, geschlossen. Von Außen glich das Gebäude, wie wir sagten, einer nordischen, dem Klima angepaßten Veranda, an deren Pfeiler im Sommer die üppigsten Schlingpflanzen ihre Blüten hingen, im Inneren aber war es mit verschwenderischem Salonluxus ausgestattet. „Meine Gallerie," pflegte Cecile Hehlen zu sagen, „ist der Mikrokosmus aller Salons in der Welt." Und der Anblick rechtfertigte dies pretensiöse Wort. Kostbare Gemälde an den Wänden die ebenso kostbare Tapeten, selbst für Kunstwerke zu rechnen, bedeckten; Fresken in den Bogenfeldern des Plafonds; Statuen in den Nischen und Büsten auf den Simsen, musikalische Instrumente, ein Billard, Spiele aller Art; Stühle, Causeusen und Kissendivans von allen Formen; kurz die Kunst, der Zeitvertreib, die Bequemlichkeit und die Pracht hatten hier ein Ganzes geschaffen, das nach allen Richtungen hin vollendet war.

Hiezu kamen noch die beiden auf drei Seiten geschlossnen Eckräume, in deren einem die Rüstsammlung des Grafen aufgestellt war. Es gab der Waffen nicht so viele und interessante als in Wien und Dresden,

aber ſie waren ebenſo geſchmackvoll geordnet als in Wien und ebenſo gut gehalten als in Dresden. Sie bildeten Trophäen zwiſchen lebensgroßen Familienbildern, die faſt alle nach den alten verblichenen Originalen neugemalt waren und die Lücken, die ſonſt in dem großen Raume geweſen wären, füllten. Auch das Mobiliar dieſes Saales zeigte alte Formen, die Stühle waren mit goldgepreßtem Leder überzogen, auf den Marmortiſchen ſtanden Humpen und daneben lagen Folianten, Chroniken und Wappenbücher. An dem einen Pfeiler lehnte ein Gepanzerter, der mit der Hand nach dem in polirter Gypsmaſſe künſtlich aus der Wand vortretenden Stammbaume der Hehlen zeigte. Der Baum gab einen trüben Anblick. Der dürren Zweige waren viele und die Vögel, die nach alter Weiſe auf den Äſten ſaßen und die Schnäbel aufſperrten, mochten wol ein Trauerlied ſingen. Allenthalben waren Kreuze auf den Schildchen vermerkt und die leeren, die ſich bis hoch zum Plafond hinauf verloren, hatten alle Ausſicht leer zu bleiben, denn es gab nur ein beſetztes Feld über dem Zuſammentreffen der beiden grünen Haubtäſte, und dies trug einen weiblichen Namen. Ein zweites, das daneben exiſtirt zu haben ſchien, war durch einen heftigen Stoß, der die Maſſe in Stralenlinien geſprengt, ausgebrochen. Hier hielt ſich der Graf ſtundenlang auf, die Gräfin dagegen betrat den Raum ſchon ſeit Jahren nie mehr.

Ihr gewöhnlicher Aufenthalt war am entgegengesetzten Ende der Reihe, in dem zweiten Eckſaele, der eine auserlesne Bibliothek und reiche Sammlungen an Moſaiken und andern Kunſtſachen enthielt. Ein großer runder Tiſch, umgeben von weichen Lehnſtühlen trug immer die neueſten Gedankenſchätze in vier Sprachen, man kam aus embarras de richesse kaum dazu das Gebotne richtig zu würdigen und zu genießen.

Dieſe Gallerie ſtand im Sommer jedem Beſucher offen, der im Hauſe empfangen wurde. Es war hergebrachte Hausregel, daß ſich jeder placirte wo und wie es ihm gefiel und that was ihm beliebte oder wozu er einen Partner fand, auch wenn weder die Dame noch der Herr vom Hauſe zugegen waren. So wenig es einem Fremden oder Proſkribirten möglich geweſen wäre auch nur in die Nähe der Gallerie zu kommen, ſo bereitwillig und ohne Gene bot ſie ihre Schätze den Bekannten. Und man benutzte dieſen Ton ſo gern, daß Hehlenried eigentlich der Vergnügungsort für die ganze Umgegend war. Jeder bewegte ſich in der That wie zu Hauſe und in ſeinem Eigentume und ſchien dadurch den Beſitzern die größte Freude zu machen.

Daß ein ſolcher Hausſtand enorm koſtſpielig ſein mußte ſah Jeder ein, aber die Einen meinten: ſie ſind koloſſal reich! die Andern zuckten die Achſeln und ſagten: wie lang wird's wol noch gehn? Jedenfalls ließ man ſich dadurch nicht abhalten die Gaſtfreundſchaft eher zu

mißbrauchen als zu vermeiden. Man ſpielte Billard oder Whiſt, die Damen wußten immer eine Neuigkeit, die Mädchen warfen Reifen, auch politiſirt wurde dann und wann heftig. Die Gräfin war ſtets die Seele von Allem und alle Welt konnte nicht umhin ihre Liebenswürdigkeit und ihre wahre Vornehmheit anzuerkennen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes Urteil nur von Denen gefällt wurde, die ſie als Gäſte bei ſich ſah und gegen die ſie liebenswürdig ſein wollte. Kam ſie herunter, denn ſie war oft Tage lang nicht ſichtbar, ſo ging ſie von Gruppe zu Gruppe, hatte für Jeden ein Wort, einen Scherz, eine freundliche Frage und konnte ſtets mit dem Bewußtſein weiter gehn, daß ſie die Männer entzückt, die Frauen gewonnen und die jungen Leute ſtolz gemacht habe.

Nur auf Einen übte ſie dieſen zauberhaften Einfluß nicht aus obgleich in den Augen der Welt die Frage zur Entſcheidung vorlag ob er Cecile oder ihrer Tochter die Cour mache. Dieſer Eine war Craw-Gillen, deſſen Beſitzung nur eine Wegſtunde von Hehlenried lag, und der faſt Nachmittag für Nachmittag herüber geritten kam. War große Geſellſchaft, ſo zog er ſich in die Bibliothek zurück und las oder ſchrieb; waren die Damen allein, ſo ſetzte er ſich zu ihnen unter die Bäume und las ihnen eigne oder fremde Arbeiten vor. Er war der Gräfin trotz aller ſeiner Sonderbarkeiten unentbehrlich geworden, ſo wie er ſie nicht miſſen zu

können ſchien, und doch war das Verhältniß, in dem ſie zu einander ſtanden, ein gezwungnes. Es lag etwas zwiſchen ihnen, beide Theile trugen etwas, das ſie nicht in ein Geſtändniß zu faſſen wußten oder nicht geſtehen wollten, und offne Geheimniſſe zwiſchen Engbekannten ſind unüberwindliche Hemmniſſe innigen Verkehres. Jeder kennt das was den Andern drückt und fühlt ſich immer wieder in der Idee verletzt, wenn dieſer ſich nicht dazu verſtehn will freiwillig mit ſeinem Kummer hervor zu treten. Es wird ihm unmöglich gemacht eine Eröffnung zu veranlaſſen und er iſt ſomit genötigt das was ihn am wärmſten intereſſirt und was immer auf ſeiner Zunge ſchwebt zu unterdrücken. So zwingt er ſich Fremdes zu ſagen und dieſer Zwang prägt ſich peinlich in ſeinem ganzen Weſen aus. — Die Leute, denen dieſe Spannung nicht entgehen konnte, interpretirten ſie nach ihrer Weiſe falſch, d. h. ſo gut ſie es verſtanden, und hielten es für ihre Pflicht unter der Hand durch halbe Worte den Grafen aufmerkſam zu machen. Man wußte auch, daß dieſer einmal nach Sauſeneck zu Craw gefahren war um ein ernſtes Zwiegeſpräch mit ihm zu halten. Da Craw aber nach wie vor in's Haus kam und mit dem Grafen auf dem beſten Fuße ſtand, ſagten die Böswilligen: er hat ihn überredet, daß ſeine Bemühungen der Tochter gelten! Die Überklugen rechneten dagegen aus, daß Craw höchſtens zwei und dreißig Jahre alt ſei, während die

Gräfin, ſo ſchön ſie auch noch war, fünf bis ſechs Jahre älter ſein mußte, und behaubteten apodiktiſch: er muß die Tochter wollen und wird ſie bekommen.

Sie hatten ins geſammt Unrecht.

Der Mai des Jahres 1850 beſtätigte, wie wol Jedem noch erinnerlich, die früher von uns aufgeſtellte Behaubtung, daß der Mai gar nicht der „Mai“ in aller Form ſei, und brachte erſt gegen ſein Ende einiges Farbenſpiel und einigen Duft. Revolutionär iſt der Frühling doch immer, und Communiſt und Sozialiſt dazu. Die Verfaſſung die der Winter oktroyirte wird im Freien verbrannt, die Veilchen conſpiriren und die Siringentrauben bilden reizende Aſſociationen. Communiſt aber iſt er auch, denn er erkennt abſolut die Heiligkeit des Eigentums nicht an. Er beſät alle Wieſen und Felder mit ſeinen Lieblingsblumen, überſteigt jede Mauer auf einer Leiter von Efeu oder andrem Schlingkraut, ja er legt ſich ohne Weiteres auf Zinnen und Dächern Gärten an, in denen er Pechnelken, Mauerpfeffer, Gelbveigel und Hauswurz zieht. Das iſt ſein Geſchmack, und ſein Moosraſen iſt glatter und gleicher als er je vor irgend einer Cottage geſehn worden. Der Frühling iſt die Apologie des Communismus wie der revolutionären Ideen überhaubt, ſie haben alle irgend etwas von ihm. Deſſen kann ſich die Reaktion nicht rühmen; es hat denn auch kein Dichter je einen Frühlingsgedanken mit konſtitutionellen

und despotiſchen Gelüſten in Verbindung bringen können. Es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß die zweifarbige Reaktion des letzten Jahres den Winter betrunken gemacht hat, ſo daß er ſeine Abmarſchzeit verſchlief und den Frühling zurück dämmte. Warum denn nicht? Es läßt ſich das ja ebenſo gut glauben als daß die preußiſche Demokratie daran Schuld iſt, daß ſich der König irgend einmal den Fuß verſtauchte. Ähnliches iſt geſagt worden!

Das Beſte iſt, daß der Frühling endlich kam, die Sperre aufhob und trotz aller Ordonnanzen und Preßgeſetze Zeitblumen und Zeitlieder maſſenhaft ausſtreute, ſo daß ſeine beſten Gedanken bald Gaſſenhauer waren. So gelang die Revolution; wer oder was wollte denn dagegen ſein? Die Geſammtheit war von ihr durchgeiſtet, der Winter hatte keine Mittel zum Kampfe und verſchwand durch Aſſimilation von der Bühne. Das geſchieht Jahr für Jahr und doch haben wir noch immer nicht gelernt wie man eine totale Revolution zu Ende führt, ſo daß der Jubel und die Freiheit eine allgemeine und allgemein genießbare wird. Die Menſchen ſind verzweifelt langſam und ſchwerfällig im Begreifen.

Mit der Mairevolution wurde Hehlenried nun gar ein Paradies und ſein Schatten und ſeine Nachtigallen ein Bedürfniß für Craw-Gillen, der ſelbſt eine

Nachtigall im Herzen trug, einen Singvogel, von dem man nie wußte ob er jubelt oder klagt. —

Im Garten war eine Gesellschaft von Herren und Damen. Craw kam, wechselte einige Worte mit dem Grafen und setzte sich dann in die Bibliothek. Die Gräfin war noch nicht unten, hatte aber sagen lassen, daß sie kommen würde. Vor dem Platze, den sie gewöhnlich einnahm wenn sie las, lag ein prachtvoll gebundenes Buch aufgeschlagen; eine Stelle darin war bezeichnet. Sie lautete:

„Die Welt krankt nur an einer einzigen Krankheit, alles andere Unwohlsein hat seine Wurzel in ihr. Diese Krankheit, die noch keinen offiziellen Namen hat, soll hiermit getauft werden, sie ist der — Retrospektivismus oder, um menschlicher zu reden, die Manie das goldne Zeitalter hinter uns zu suchen. Das ist eine fixe Idee, ein Irrsinn, und Der, dem es gelänge diese Krankheit zu heilen, wäre der erste wahrhaft große Wohlthäter der Menschheit, er wäre der Einzige von Allen, die man bisher gepriesen oder sogar angebetet, der einen Gedanken gefunden, auf den sich etwas gesundes Ganzes, etwas das nicht einer Kaste, nicht einer Nation sondern der Gesammtheit von einem Pole zum andern Erlösung und Freiheit brächte, aufbauen ließe."

„Es ist so," sagte er vor sich hin. „Dieser Gedanke birgt die Erlösung."

„Und wenn es ſo wäre, mit welchem Rechte entzieht ſich der Verfaſſer dieſes Buches dem Blicke und dem Danke der Menſchheit?“ ſagte eine Stimme ſpöttiſch hinter ihm.

Von den Zimmern der Gräfin führte in der Mauer eine Wendeltreppe nach der Bibliothek, die Dame war durch die Tapetenthüre eingetreten, der Vertiefte hatte ſie nicht bemerkt und ſo konnte ſie über ſeine Schulter weg den Paſſus leſen und ſeinen Ausruf hören.

Aus der jugendlich elaſtiſchen Hebe, als die wir Cecile kennen lernten, war in der Zeit eine Juno geworden. Sie war immer noch ſchön, aber trotz ihres gewinnenden Weſens von einer kalten, faſt abweiſenden Schönheit. Wer ihr in's Auge ſah wenn ſie Freundliches ſagte, konnte ſich nie darüber täuſchen, daß in ihrer Bruſt kein Feld für weiche Regungen war. Ihr Weſen zog an, aber in gewiſſer Nähe mußte ihre Perſon wieder abſtoßen, weil ihr Charakter aufgehört hatte bildungsfähig zu ſein, weil er feſt, hart und ſchroff geworden war wie ein Kryſtall. Es gab nichts mehr was ſie hinreißen konnte, es gab auch keine Frage mehr in ihrem Geſichte, — aber ſie war nicht gelöſt worden, man hatte ſie bei Seite geworfen; daher ſtatt der Milde und Verſöhnung, ſtatt des Aufgehens in Frieden und Liebe das unerſchütterliche Überlegtſein, der Egoismus, das Prädominiren der Stirn über alle

andern Theile des Geſichtes. Sie war mit ſich und dem Leben fertig, ſie war eine Statue, an die kein Meißel mehr paßte weil ſie nirgends eine Lücke bot.

Craw ſtand auf und verbeugte ſich.

„Nein, bleiben Sie ſitzen," ſagte die Gräfin, „ich habe mit Ihnen über Ihr Buch zu ſprechen und ſetze mich auf einige Minuten zu Ihnen. — Warum verbergen Sie Ihren guten Namen hinter ein ſo abgeſchmackt bürgerliches Pſeudonym? Warum thun Sie das in einem Augenblicke wo man den Adel für ſo herunter gekommen hält, daß er kein einziges tüchtiges Talent aufzuweiſen hat und der Roture das Feld raümen muß? Ich erkannte Ihre Arbeit auf den erſten Seiten ſchon, las das Werk ſeit geſtern durch und finde es nun unverantwortlich, daß Sie ſich nicht demaskiren wollen."

„Mir unbegreiflich, daß ſie ſo klein denken können. Als brauchten Menſchen wie Sie und ich ein Gerüſt von eiſernen Hoſen und alten Wappenſchildern um etwas zu ſein. Ich ſchämte mich wenn ich der Vergangenheit, an der ich nichts gethan, das Geringſte verdankte; und Sie .... nun, Gräfin, was wären Sie ohne die Vergangenheit, ohne das Wappengerümpel, auf das Sie noch pochen? Sie mit Ihren Anlagen, Ihrem Geiſte, Ihrer Kraft, Sie wären in jeder Lage eine Erſcheinung geworden, die das Glück ihrer Umgebung notwendig bedingt hätte, wäre das

„ſtandesgemäß“ nicht überall verführend und hindernd aufgetreten. So iſt's im Leben, was aber haben die Ahnen erſt gar mit dem Gedanken zu thun? Was kümmert der Verfaſſer die Leſer?“

„Sie ſind inkonſequent und ſpielen die Debatte raſch auf ein anderes Feld weil Sie fühlen, daß Sie Unrecht haben. Ich verurteile Sie nicht nach meinen Anſichten, ſondern nach den Ihren. Bei mir iſt es höchſtens Neugier, daß ich nach dem Verfaſſer eines Buches, das mich intereſſirt, frage, bei Ihrem Kampfe für Ständegleichheit aber müßte es von Wirkung ſein Freunden und Gegnern zu zeigen, daß es auch dort Gedanken gibt, wo die modernen Schreiber nur Hohlheit ſuchen. Sie belehren dieſe Leute dann ganz in Ihrem Sinne praktiſch durch Ihren Namen und haben einen Grund mehr für ſich.“

„Ich hoffe meine Behaubtungen auch ſo zu beweiſen und bin beſcheiden genug weder Kränze noch Katzenmuſiken für mich zu beanſpruchen . . . . .“

„Nun, laſſen wir das und kommen wir auf den Gedanken zurück, den ich, wie ſie ſehn, angeſtrichen habe. Mit dem Anderen zuſammen predigt er nichts als den Umſturz, die Vernichtung der Civiliſation, den Untergang der Geſellſchaft und den Tod des Rechts. Nennen ſie das Erlöſung?“

„So werden Viele denken, die mein Buch leſen, und ſie werden noch hinzuſetzen, er iſt ein Atheiſt und

Einer, der keine Religion hat. Warum Sie dieſe beiden Punkte ausließen weiß ich. Für den Haufen aber ſind ſie weſentlich, weil er nicht überlegt, daß „Gott“ ein ſo vieldeutiges und vielfach gedeutetes Wort iſt, daß man ſich in Acht nehmen muß es zu brauchen. Chriſten, Juden, Heiden, Wilde, alle haben einen andern Begriff dafür, ja jede chriſtliche und chriſtlich philoſophiſche Sekte denkt ſich etwas Anderes dabei, aber da ſie ſich nun Alle etwas denken können, muß auch für den pure Vernünftigen etwas Denkbares darin liegen. Freilich kein irgendwo orthodoxer Begriff, ſondern eben ein pur vernünftiger. Verloren kann der Gedanke nicht gehn, da er einmal da iſt, und ſomit iſt der „Atheismus“ nur im Sinne des rohen Haufens, deſſen Gottesbegriff der Vernünftige nicht anerkennen kann, möglich, ſonſt aber Unſinn. Bewußt oder unbewußt, perſönlich oder nicht perſönlich, das ſind Glaubensnüancen, mit denen die Vernunft nichts zu thun hat und um derenwillen man ſie nicht des Atheismus beſchuldigen kann. Das Schlimme iſt nur, daß man aus Schonung und um die Blöden zu düpiren, ein ſolches vieldeutiges Wort, deſſen orthodoxer Begriff die Sittlichkeit gradezu negirt, ſo oft ohne Interpretation braucht. — Mit dem Worte Religion geht es nicht beſſer. Die Glaubenslehren — ſchon ein wahnſinniges Wort, denn was heißt „glauben lehren“ anders als das Urteil eskamotiren und Nicht

zu Beurteilendes, Unverſtändliches und Unverſtändiges an ſeine Stelle ſetzen? — Die Glaubenslehren können das praktiſche Leben nicht fördern, ſondern wie ſie immer gethan haben nur ſtören, weil ſie Fantaſien an die Stelle des Urteils ſetzen. Das nennt man Religion. An dieſer hängen wir freilich nicht, und doch wollen wir eine Religion. Wir verbinden mit dem Worte alſo wieder einen andern Begriff als der Haufe. Und ſo iſt es mit den von Ihnen genannten Dingen auch. Bewahre uns der Himmel, daß wir die „Errungenſchaften“ der Menſchheit, Kunſt, Wiſſenſchaft, Civiliſation und ſo fort verdammen und beſeitigen wollten, wenn wir der Tradition Kampf bis zum Meſſer erklären! Das iſt ja eben der Unterſchied zwiſchen den Nihiliſten und uns, die wir ein gebildetes Volk wollen. Uns fällt es nicht ein den Stamm umzuhauen um die dürren Blätter, die ja ohnehin abfallen müſſen, bequemer abzupfen zu können. Die Tradition ſteigt aber mit dem Leimtigel auf die Äſte und klebt das tote Laub auf's Neue feſt. Das iſt gegen die Verabredung, wir ſehn uns alſo genötigt die Tradition auf alle Weiſe zu zerſtören. Jeder Blätterjahrgang hat auch einen Jahrring an dem Baume angeſetzt, dieſer Niederſchlag iſt das Reſümé alles Nutzbaren und Guten aus der Vergangenheit, er bezeichnet ein Vorwertskommen in der organiſchen Entwickelung, aber die Blätter an ſich kümmern uns nichts. Sie ſind krumm

und lahm, von Raupen zerfreſſen und vom Hagel zerfetzt, ſie ſind vor Allem dürr und abgeſtorben, alſo fort damit! Den Stamm aber, deſſen Jahrringe ein unlösliches Ganzes bilden, behalten wir ganz beſtimmt. Die Tradition fanatiſirt für bornirtes Konſerviren, die bodenloſe Negationswut für die Deſtruktion ohne Sinn und Verſtand. Beide Parteien leiden am Retroſpektivismus. Die erſte ſucht das Gute in dem was iſt, die zweite in dem was war; die eine ſtützt ſich auf das hiſtoriſche Recht, die andere auf das urſprüngliche Menſchenrecht, von dem ſie glaubt, daß es wirklich ſchon irgend einmal Form gewonnen hatte. Darin liegt die Thorheit, darin die Verwirrung und Verwickelung unſrer Zuſtände. Man erfand als Antitheſe ein hiſtoriſches Unrecht und der Kampf der Partei, die der Zukunft ſonſt am nächſten ſteht, iſt nichts als ein Kampf der Rache für angebliche hiſtoriſche Beleidigungen. Das iſt ebenfalls Tradition; dieſe Partei klebt ſo gut alte Blätter am Lebensbaume feſt wie die andre, ja beide zerren ſogar über denſelben Zweigen, über denen, auf deren Holz ſie ſich ſchaukeln. Es wird brechen und beide kopfüber hinunter ſtürzen. Das iſt der Retroſpektivismus. Es iſt nicht wahr, daß es jemals fertige Menſchen gab, das goldne Zeitalter iſt eine ſchurkiſche Lüge und Wer da ſagt, daß es jetzt bemerkenswert und andauernd ſchlechter um die Menſchheit ſtehe als vor tauſend Jahren, der ſpricht

ſo gut als es die Meiſten verſtehn, aber er ſagt darum doch eine grenzenloſe Narrheit. Es gibt Ebbe und Flut, wir haben vielleicht jetzt Ebbe, aber das Meer bleibt immer das Meer. Der Menſch trat als Raubthier auf, das erſte Recht war das des Stärkeren, Cultur, Kunſt, Civiliſation, all' die Dinge, die ihn unſrem Begriffe von Menſch näher bringen, ſind allmälige Errungenſchaften des Gedankens, das Ziel liegt vor, nicht hinter uns, wir haben nicht zu rächen, ſondern zu bauen, zu geſtalten, zu werden. Der von der Tradition ſanktionirte Irrtum der Jahrhunderte, nach dem Auftreten der Kritik und der Philoſophie, beſteht darin, daß man den Urmenſchen als vollkommen im höchſten und letzten Sinne annahm, daß man ſeinen Fall erfand um das ſogenannte Böſe, das ſich mit der Schöpfung durch Akt eines abſolut guten Weſens ſchlechterdings nicht vertragen konnte, herzlich lahm zu erklären, daß man endlich dieſen fabelhaften Urmenſchen als den Mittelpunkt alles Menſchlichen auffaßte und von ihm aus die verſchiedenſten Richtungen als Radien, centrifugal, divergirend darſtellte. Der Unſinn iſt koloſſal, ſo koloſſal, daß er alle Syſteme zu haltloſen Seifenblaſen macht. Die Unglücklichen flattern an der Peripherie herum und können, da ſich das Leben einmal nicht zurückleben läßt, natürlich den Weg zur Vollkommenheit nicht finden. Statt nun aber einzuſehn, daß ihre Auffaſſung eine verſchrobne und in ihrem

eignen Sinne „gottloſe“ iſt, ſtatt zuzugeben daß die Stralen alle von der Peripherie nach dem Centrum zuſtreben, alſo grade die entgegengeſetzte Richtung verfolgen und in der That mitunter das Centrum verfehlen können, wodurch das „Böſe“ erkläkt iſt, ſtatt dieſer allein richtigen Annahme amüſiren ſie ſich damit nicht ihren eignen Verſtand, ſondern ganz liebenswürdig die Fähigkeiten der ganzen Menſchheit für impotent zu erklären. Weil ſie ſich verfahren haben und nicht ſtolz genug ſind eine Albernheit auf die einzig mögliche Weiſe, durch ein Geſtändniß gut zu machen, hängen ſie ihr Etiquet: „Der Menſch iſt von Natur vernagelt weil ſein Stammvater geſündigt hat!“ der ganzen Menſchheit an den Zopf. Gegen Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens. Wiſſen Sie nun welchen Retroſpektivismus ich verdamme?“

„Es iſt wol möglich, daß ich's weiß, wenn ich's auch mehr durch Ihre Geſten, Ihr Mienenſpiel und Sie ſelbſt verſtanden habe, als durch den Strudel Ihrer Worte. Sie halten immer alle Menſchen für empfänglich für Alles und behandeln ſie wie Schwämme, die ſaugen müſſen . . . .“

„Gut, aber ſie ſaugen nur bis ſie voll ſind, drum muß ſo viel Traditionelles ausgepreßt werden; ſo viel Totes muß heraus, daß das Lebendige wieder Platz hat. Ich begegne damit Dem was Sie ſagen wollten um gegen die Negation überhaubt zu ſtreiten.“

„Sie ſind aber doch rein negativ wie alle Andern, auch wie jene die Sie unter Ihre Gegner zählen; es iſt nichts was Ihnen nicht verjährt und tot ſchiene. Damit hört Ihr Streben ja von ſelbſt auf und Sie bleiben an der Peripherie ſitzen ohne Ihr Centrum, das Sie natürlich leer annehmen, jemals erreichen zu können.“

„Ich negire Alles und muß es thun, weil ich Eins ſetze das Alles rekonſtruirt, — die Sittlichkeit. Dieſe bildet der Brennpunkt, in dem ſich alle Stralen ſammeln und weiß glühen werden; ſie iſt es, die alle Richtungen anzieht und wie eine dämoniſche Gewalt als Gewiſſen und wahrer Stolz mit jedem Menſchen in magnetiſchen Rapport tritt; ſie iſt es die all unſer Streben trotz der guten Lehren der Peripherie-Schnapphähne zu einem centripetalen macht. In ihr liegt eine unvermeidliche Anziehungskraft.“

„Lieber Craw, Sie ſind doch ein unverbeſſerlicher Schwärmer. So lang mit offnen Augen unter den Menſchen umherzuſtreifen und noch an die Anziehungskraft der Sittlichkeit — ich weiß was ſie darunter verſtehn — zu glauben, das iſt wirklich unglaublich. Wofür halten Sie die Leute denn? Nehmen Sie ihnen den Glauben an Gott, Teufel, König und Henker, ſo geht das Raubthierleben im Nu wieder an.“

„Sagt das die Geſchichte wirklich? — Es iſt ein Graus was die Geſchichte ſchlecht ſtudirt wird; man kopirt ſie nur ohne ihre Gedanken zu faſſen. Es ſteht auf jeder Seite mit großen Lettern, daß jede neue Bewegung nur dadurch um ſich griff, daß ſie einen religiöſen Charakter annahm: und jede religiöſe Phaſe enthält einen Splitter der Sittlichkeit. Das Chriſtentum ehe es in die Hände des verſchwebelten Johannes und des ſpitzfindigen Paulus fiel, trat einfach als Sittengeſetz auf und ſo der philoſophiſch verhedderten Zänkerei des damaligen Judentums gegenüber, und ſiehe da, das Volk lief ihm nach und hing der neuen Lehre an. Als die Kirche zu verfallen begann und ſich der heutige Katholizismus entwickelte, gewann jede neue Sekte im Volke raſch rieſenhaften Anhang weil ſie ſtets ſtrenge, oft ſogar unvernünftig ſtrenge Sittenregeln adoptirte. Die älteren Kirchengeſchichtsſchreiber erkennen das immer und überall an, nur in neuerer Zeit will man uns wieder überreden, daß der „heilige Geiſt“ nie vom Pabſtume gewichen. Dieſe Leute haben die Quellen ihrer eignen Hiſtorie nie gründlich unterſucht, oder ſie vergeſſen, daß wir ſie auch kennen, und glauben uns ſo mit ihren Lobpſalmen abfinden zu können. Die Asceſe iſt nichts als eine Ausartung des ſittlichen Gefühles. Man entſagte Erlaubtem, weil man ſah, daß Andre Unerlaubtes, Unſittliches trieben, und kam auf die Formel für dieſen Unfug durch die katholiſche Lehre

von den überflüssigen Verdiensten der Heiligen, die Anderen angerechnet werden dürfen. Man sieht welche Streiche vollführt wurden und vollbracht werden mußten als man müssig an der Peripherie lag und gern etwas denken wollte. Vorwerts ging es nicht, also zurück, kreuz und quer. Ihnen war ja, wie ich schon sagte, das Rückwerts wie uns das Vorwerts im Centrum. — Aus Allem geht aber hervor, daß die wahre Sittlichkeit, die das Rechte aus keiner einzigen Rücksicht thut, eine Anlage des Menschen ist, die sich äußern möchte aber so lang nicht äußern kann, so lang es oktroyirte Rücksichten gibt."

„Prächtig, aber welche Mittel sollen denn diese Rücksichten fortschaffen, Alles ist versucht worden, Alles fehlgeschlagen."

„Das ist wieder Retrospektivismus. Diese Verzweiflung bemerkt gar nicht, daß die ganze Gesellschaft dem wilden Jäger gleicht, der auf seinem rasenden Geisterrosse, den Kopf rückwerts in den Nacken gedreht, vorwerts, immer vorwerts dahin jagt, fort über Felsen und Wald ohne halten zu können und ohne zu wissen wohin der wilde Ritt führt. — Ferner irren Sie, Gräfin, wenn Sie meinen, daß wirklich „Alles dagewesen" ist. Man wird mir meinen Satz, daß die Sittlichkeit alles Andere überflüssig mache, gern stehn lassen aber den Mythus von Ikarus mit den geschmolzenen Flügeln hervorsuchen und sagen: „sieh so geht

es, wenn man der Sonne zu nahe kömmt, man ertrinkt; die Erbsünde hat den Menschen unfähig gemacht rein sittlich zu sein!" Das ist immer der Refrain und die Entschuldigung für jede Dummheit und jede Gemeinheit. Daß aber in der ganzen Sache gar keine Logik steckt wird klüglich übersehn. Es ist gar nicht auf die Unmöglichkeit des hohen Fluges zu schließen, sondern auf die unzureichenden Mittel. Hätte Ikarus nicht Flügel von Wachs gehabt, so wären sie nicht geschmolzen; das ist die Pointe, nicht das andere."

„Nun aber Ihre neuen Mittel!"

„Für Europa gibt es noch zwei unversuchte, ein neues Barbarenvolk, die Russen, und wenn auch dies nicht hilft, — der Sieg der Frauen über das Vorurteil, das sie fesselt."

„Sie haben doch wenigstens eine Antwort, — ich will Sie nächstens fragen in welcher neuen Weise Sie Russen und Frauen zu verwenden gedenken, jetzt aber ist es Zeit geworden, daß wir nach den Anderen draußen sehn . . . . ."

„Das heißt," sagte Craw lachend, „jetzt ist der Moment gekommen, in dem Sie wieder so sehr Herrn Ihrer selbst sind, daß Sie Jedem das Seinige zukommen lassen können ohne überflüssig eine Miene zu verziehn. Glauben Sie denn ich wüßte nicht, daß ich diese halbe Stunde meinen Athem und meine Gedanken ganz gutmütig nur darauf verschwendet habe Sie Athem

ſchöpfen zu laſſen? Sie haben faſt nichts gehört und nur dazwiſchen geſprochen um mich nicht heiſer zu machen. Ihre Dialektik pflegt eine andere zu ſein wenn Sie nicht wie jetzt zerſtreut ſind. Geſtehn Sie, daß es gutmütig von mir war weiter zu ſprechen ohne recht gehört zu werden!“

„Sie träumen! Was iſt das wieder für ein Einfall, oder ſollte es ein Anfall ſein? Sie lernen dergleichen Allwiſſenheiten wol von Ihrem vertrauten Freunde, dem Sekretär meines Mannes, dem Apoll von Belvedere mit der Schreibfeder hinter dem Ohre, dem ſüßen, ſanften Zuckerplätzchen, das auf der Zunge der kleinen dicken Elſe, der Amtmannstochter, zu zergehn wünſcht? Begriffe ich doch nur wie Sie, der Sie wenigſtens Mann genug ſind eine Meinung zu haben, die Sie nach allen Seiten Angriffen bloß ſtellt, mit dieſer ſaft- und kraftloſen Schönheitsbrühe umgehn mögen. Wären Sie Maler ſo würd' ich einen Grund finden, aber ſo wie die Dinge liegen, macht mich dieſe rührende Zärtlichkeit oft an Ihnen irre.“

„Sie kennen ihn ja gar nicht . . . . .“

„Er iſt der Sekretär meines Mannes, das genügt; und Sie ſollten längſt gefühlt haben, daß es mir peinlich ſein muß meinen täglichen Gaſt mit einem Menſchen intim verkehren zu ſehn, der in meines Mannes Dienſten ſteht, Sie wären mir ſo viel Rückſicht ſchuldig, ſollt' ich meinen“.

Es entging Craw nicht, daß sie ihn fixirte und zu erkennen suchte ob er den Sekretär in der That für einen Bedienſteten hielt, den man nach Belieben entfernen oder behalten konnte. Er gab ihr den forſchenden Blick zurück und ſagte: „Heeren iſt wirklich ein großer Liebling von mir und er verdient meine Neigung. Er iſt ein Menſch, deſſen Reinheit und Güte die verkehrteſten Verhältniſſe nicht beflecken konnten. Man ließ ihn faul ſein, hetzte ihn dann wieder durch gehäufte Thätigkeit ab und ſchickte ihn endlich mit großen Summen ausgerüſtet in alle Welt, ſo daß nichts natürlicher ſcheinen kann, als daß er ein wüſter Burſche werden mußte. Merkwürdigerweiſe vertrug ſeine Natur dieſe Proben. Willenlos erzogen, jeder Laune eines Unbekannten gehorchen müſſend, zeigte er doch Kraft und Charakter als es galt Mann zu ſein; was ich für Phlegma nahm war Ruhe, was ich anfangs für Talentloſigkeit zu halten geneigt war, trat als Ernſt in ein anderes Licht. Heeren iſt ein wahres Wunder nicht bloß an Körperſchönheit wie Sie annehmen, ſondern durch und durch edel und klar; er iſt rein wie ein Kind in Allem was er denkt und tief wie ein Mann in Allem was er fühlt . . . . .“

„Er langweilt ſich wie eine verlaſſne Coquette, hat Appetit wie eine Raupe und verdeutſcht den Amtmannstöchtern Rouſſeau's Nouvelle Héloise; ferner affektirt er ein großer Blumenfreund zu ſein, verwechſelt

aber alle Namen; gibt ſich auch für einen Gemäldekenner und behaubtet die Kleopatra, die hier nebenan hängt, könne aus einigen Duzenden von Gründen nicht von Domenichino ſein, — er weiß das jedenfalls beſſer als Schadow, der mir ihre Echtheit garantirte, — und endlich ladet er ſich alle Augenblicke ſeine ganze Wohnung voll Dorfkinder, die er hernach in den Park führt als wäre Alles ſein eigen."

„Ei, Sie wiſſen ja viel mehr von ihm als Sie anfangs ſagten. Ehrlich geſtanden begreife ich nicht wie dieſer ausgezeichnete Menſch Ihnen ſo fern bleiben konnte, nachdem er Ihnen in den verhängnißvollen letzten Jahren die größten Dienſte geleiſtet hat und durch ſeine Perſönlichkeit, ſo wie durch ſein anſpruchsloſes Auftreten bei ſo großen Verdienſten Ihre Achtung erworben haben muß. Zudem haben Sie keinen wärmeren Freund ...."

„Wie wollen Sie das wiſſen?" fragte die Gräfin raſch und wieder jeden Zug ſeines Geſichtes belauernd.

„Das hört ſich ja wol an der Weiſe, in der er von Ihnen trotz der üblen Behandlung, die Sie ihm angedeihen laſſen, ſtets zu ſprechen pflegt. Er iſt ſo ſehr jung, daß ihn Ihr Benehmen reizen müßte, zumal er eine Art von Treibhauspflanze iſt, die bis zum einundzwanzigſten Jahre ſchon durch alle Schulen geſchoſſen war und dem Leben gehörte wo Andere noch Kinder ſind. Ich habe an dem Jungen meine Freude

gehabt und habe sie noch, so daß ich inniger zu ihm stehe als ich's zu einem jüngeren Bruder könnte. Sie sollten ihn an sich ziehn und statt die Leute über ihn zu hören, selbst forschen, dann würden Sie sehn wie sonderbar ich die Rücksicht finden muß, die Sie von mir verlangen. Vergleichen Sie ihn doch mit den langaufgeschossnen Junkersöhnen, die Sie um sich und Ihre Tochter dulden, diese beiden Stetterwitz, der blonde Kalkenstein, der steife Wetterheimb, der jeden Satz mit „Ja, ja“ anfängt, — das sind wohlerzogne Dummköpfe und eingebildete Narren . . . . . “

„Derartige Vergleiche verbiete ich mir ein für allemal! Verstehn Sie mich recht, ich wünsche nie, daß ein Mensch, der unter irgend einer Form in meinem Hause Dienste thut, mit jungen Leuten auf eine Stufe gestellt wird, deren Eltern eine angesehne Stellung einnehmen. Mein dümmster Gast ist mir lieber und überhaubt mehr wert als mein klügster Diener.“ Sie sagte das sehr heftig und so stark accentuirt, daß Craw betroffen wurde.

„Sie werden mich trüb machen und ich werde dann lustig sein müssen um mich zu betäuben. Sie stürzen mich in ein moralisches Kali causticum-Bad, das ist unfreundlich!“

„Werden Sie nur trüb, d. h. lustig und witzig, werden Sie immerhin ein wenig Teufel, dann kann ich Sie draußen brauchen. — Geben Sie mir den

Arm, ich habe der Gesellschaft einen überaus interessanten Besuch anzukündigen.“

Ihre Bewegung war wieder vorüber, sie hatte ihr konventionelles Lächeln auf den Lippen, drapirte ihren Shawl um die Schultern, setzte den leichten Hut, den sie vorher auf den Tisch gelegt, wieder auf den Kopf und schritt stolz und sicher an Craw's Seite hinaus, wo eine kleine Anzahl von Damen und Herren auf der Terrasse versammelt war.

Zwei ältere Damen durchblätterten ein Album, eine junge Frau wand einen Kranz, zu dem ihr die Blumen von einem Herrn von Stetterwitz gereicht wurden. Er hatte aus dem Salon ein Kissen geholt, es auf die Steine geworfen und saß nun mit dem Körbchen voll Wiesenblumen zu Füßen der hübschen Blondine. Die Gruppe wäre recht artig gewesen wenn der unglückliche Herr nicht überaus lange Beine gehabt hätte die er auf seinem niedrigen Sitze gar nicht unter zu bringen wußte. Eine zweite einzelne Dame, dem Aussehn nach ein älteres, sehr „vornehmes“ Mädchen, gefiel sich ein wenig seitwerts in einer emancipirten Stellung, d. h. in der verschränkten Lage ihrer unteren Gliedmaßen, die — wir wissen nicht warum — verpönt ist. Sie hielt die Belagerung dreier junger Leute aus, die höchst animirt waren und ihr ein Versprechen abzudringen suchten, das sie halb nachlässig, halb coquett zu verweigern schien. Hiezu kommt noch ein

Mann im Mittelalter mit einem Ordensbande im Knopfloche, deſſen reſervirte Geſichtszüge, auf denen ein dauerndes Lächeln balancirte, ihn als einen vormärzlichen Diplomaten erkennen ließen, — und endlich eine Gruppe zum Theil ſehr junger Herrn, die mit dem Brauen einer Bowle Maitrank beſchäftigt waren. — Damit ſind die Fremden vollzählig. Der Diplomat, ein Baron Stockhauſen, erklärte in Ermangelung anderer Beſchäftigung, daß er im Beſitze des allein richtigen Maitrankreceptes ſei und daß er den Herren „einmal“ bei ſich beweiſen wolle, wie ihr Verhältniß von ²/₃ Champagner zu ¹/₃ Zeltinger ein durchaus ketzeriſches ſei. Sie wußten indeß, daß dies „einmal“ nie kommen würde, da der edle Baron ſich einer großen Sparſamkeit befleißigte, und genoſſen darum lieber hier was ſich ihnen bot. Graf Wetterheimb, ein bonnenſer Student, der ſich Extraferien machte und auf eine weitläufige Verwandtſchaft mit den Hehlen hin für gut gefunden hatte ſich auf einige Wochen in Hehlenried nieder zu laſſen, ſpielte den Wirt. Der Graf ſelbſt war zwar unten aber übler Laune oder, wie er ſagte, krank; er ging etwa fünfzig Schritte der Terraſſe gegenüber unter den Bäumen auf und nieder, wobei er ſich auf den Arm ſeiner Tochter zu ſtützen ſchien.

Hugo war ſehr alt geworden, ſeine Haare waren faſt weiß und ſein Geſicht zeigte keine Spur mehr

von Frische. Er konnte jetzt für den Vater seiner Frau gelten, die in der letzten Zeit nur ein wenig an Fülle verloren hatte, sonst aber immer noch gesund, ja sogar blühend aussah. Es schien als ob aller Kummer, der über sein Haus gekommen, nur an ihm die abspannende Kraft geprobt hätte, während er Cecile's Lebensbewußtsein gesteigert. Er war geschwächt und zerknickt, sie schien gestärkt und Allem was da kommen konnte, überlegen. Diese verschiedene Wirkung ist natürlich. Menschen ohne höheren Trieb, ohne großes Bewußtsein kommen, so lang der Organismus frisch und zu jeder gewöhnlichen Thätigkeit bereit ist, leichtfertig über Alles hinweg. Es gibt keine Pausen in ihrem Leben, denn der Organismus hilft sich sogleich durch Schlaf. In dem Momente aber, in dem die Organe durch das ewige Einerlei der an sie gestellten Forderungen schlaff werden und lässig fungiren, tritt Hypochondrie, Müdigkeit, die keine Hilfe im Schlafe findet, und jene Ängstlichkeit ein, die den geringsten Kummer schon riesenhaft auf dunklem Hintergrunde ausmalt und über möglichen Details die Möglichkeit der Rettung überhaupt vergißt. Hugo war, was die meisten wenig begabten Menschen in seiner Lage werden, bis zum vierzigsten Jahre ein Philister im Genusse gewesen, er war abgebraucht durch immerwährenden, leidenschaftslosen und ungenielen Genuß, er hatte sich treiben lassen

wie eine Marienditel in einer holländiſchen Grube: — wenn ihr die Wärme nicht mehr ſtromweiſe zuſchießt und das loſe Zellengewebe anfängt trocken und holzig zu werden, gibt es kein Mittel die Pflanze zu halten. Er verſank in ſich ſelbſt wie die üppigen Blätter jener Diſtel in der Sonne zuſammenkriechen, trauern und endlich ſterben. — Mit Cecile war es anders. Sie hatte eine ſtarke, ſtraffe Natur, ſie war raſtlos thätig, ihr Pläne machen, ihr geiſtiges Arbeiten bot Wechſel, ſie war leidenſchaftlich und hatte früh ihre Kraft im Bewältigen und Anhetzen dieſer Leidenſchaften geprobt, ſie war in anderer Weiſe blaſirt als ihr Mann. Das was man Gemüt nennt war in ihr untergegangen, es hatte weder in ihrem Familienkreiſe, noch in der Sphäre, in der ſie ſich bewegte, Nahrung gefunden, ſie war in mancher Beziehung degradirt, ja verloren, aber grade darum bildete ſie ein Ganzes, grade darum war ſie von Stahl. Ihr Organismus trug ſie, ſie konnte nicht erliegen, denn ſie war zu Allem fähig. Sie war geworden was ſie an der Seite eines grobſaitigen Mannes werden mußte. Die Stirn dominirte alle andern Züge, ſagten wir oben, und damit iſt Alles geſagt.

Überraſchend war zwiſchen dieſen beiden Perſonen, von denen die eine aus Mangel an jener Spannkraft, die mitunter auch über das Maß des Gewöhnlichen

zu greifen vermag, die andere aus übermächtiger Energie an innerem Werte verloren hatte, die Erſcheinung ihrer Tochter. Hätte ſie nicht Mund, Naſe und Stirn von ihrer Mutter gehabt, wäre in dem Geſammtausdrucke ihres Geſichtes nicht viel geweſen was an ein Bild erinnerte, das ihren Vater ſehr jung darſtellte, — ſo hätte man nicht geglaubt, daß dies zarte ſanfte Weſen mit den großen braunen Augen, den ſchlichten braunen Haaren und dem anſpruchsloſen faſt kindlichen Betragen die Tochter Cecile Hehlens ſei. „Luiſe hat nichts von mir als ein Stück Geſicht!“ pflegte ihre Mutter zu ſagen. „Sie liebt blaſſes Mondlicht wie ich ein buntes Feuerwerk; ſie pflückt Vergißmeinnicht wie ich tropiſche Blüten breche, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ſich faſt aus dem Tode ihrer Blume ein Gewiſſen macht; — ſie iſt ſchrecklich eine deutſche Jungfrau ohne Feuer und Leben. Freilich wird ſie mir nie Sorge machen, denn ſie iſt gehorſam und einfach, aber ſie wird ſich wenn ſie erſt verheiratet iſt zu Tode langweilen; ich habe alſo auch keine Freude von ihr zu erwarten.“

Die Gräfin war ihr eben ſo gram als der Graf an ihr hing. Ihm machte ſie Freude. Wenn ſie ihn mit ihren ſchwimmenden Augen mild und liebevoll anſah, vergaß er auf einige Zeit, daß er nichts geworden war als ein dunkler Planet, der ſich im Sonnenſyſtem ſeiner Frau bewegte und alles Licht von ihr

empfing. Er beſaß gar keinen Einfluß, gar keine Auktorität mehr, ſie hatte in den letzten Jahren, jemehr er den Kopf verloren, deſto feſter die Zügel ergriffen und ihn faſt mit Verachtung in den Hintergrund geſchoben. Eine Menge von Dingen war dabei wirkſam geweſen. Ihr hatte nie der geringſte Vorwurf gemacht werden können, ihr Ruf war in tauſend Abenteuer, aber in keins das ſie kompromittirte, verwickelt, während ihm die allergewöhnlichſten Streiche nachgeſagt wurden. Jedes Verzeihen gibt ein Übergewicht, und eine Reihe von erhaltenen Verzeihungen raubt endlich jeden Anſpruch auf Geltung. Wird eine gewiſſe Summe überſchritten, ſo ſtehen alle früher getilgten Schulden wieder als Schuld da, der Poſten iſt erdrückend, er macht jede neue Schenkung unmöglich. Das Verhältniß iſt gelöſt, der unverſöhnliche Spalt wird nur vom „guten Tone“ übergypſt weil man ſich nicht ſcheiden kann, ſondern ſich ſcheiden laſſen muß. Das macht peinlichen Eklat; die Geſellſchaft iſt durch den Schein zufrieden geſtellt, wird aber durch den Eklat verletzt, es bleibt alſo nichts übrig als dem Scheine zu Liebe zu Grunde zu gehn wenn man ſich nicht über die Geſellſchaft zu ſtellen weiß. Und es iſt ein Zu Grunde gehn, wenn das höher berechtigte Daſein ein beſchränktes, vegetatives wird. Cecile betrog ſich über ihren Zuſtand weil ſie ſich ſelbſt hatte; der Graf täuſchte

ſich darüber weil er nicht dachte und weil ſeine blühende Luiſe um ihn war. —

Sie opferte ſich ihm auch jetzt, ſo nannten es wenigſtens die Andern, obgleich es ihr gewiß kein Opfer war die Bowlenbrauer, den Diplomaten und die andern Schwätzer zu miſſen um ihrem Vater als Stütze zu dienen. Sie ſprach nie viel, aber ſie plauderte doch ab und zu heiter und tröſtlich für den niedergeſchlagnen Mann, ſo daß er wol ein Recht hatte Luiſe ſeinen Engel zu nennen.

Als Cecile erſchien veränderte die Geſellſchaft einen Augenblick das Geſicht. Der Gehilfe der Kranzwinderin wickelte ſeine Beine in einen Knaüel zuſammen auf dem er in die Höhe ſchnellen konnte, — er glich jenen Figuren, die aus Bexirdoſen ſpringen wenn man den Deckel öffnet; die Herren von der Bowle ſalutirten mit Glas und Kelle; der Diplomat a. D. verſicherte, daß er mit Schmerzen auf den Moment gewartet der Dame vom Hauſe ein Wort über ſeine tiefe Ergebenheit zu ſagen, und die Damen verſuchten ſogleich ihre Königin in Beſchlag zu nehmen. Indeß liefen ihnen diesmal die Cavaliere der Emancipirten den Rang ab.

„Gnädigſte Gräfin,“ rief der Eine, ein Herr von Friedelſtedt, „es iſt ein Glück, daß Sie endlich erſcheinen, Comteſſe Grafenapp will ſich durch keine Vorſtellungen, keine Bitten bewegen laſſen dem für morgen projektirten Kirchthurmrennen beizuwohnen, es

gelingt Ihnen gewiß ihren Widerſtand zu beſiegen, ja Sie haben ſogar die Verpflichtung ....."

„Ei, das wäre!"

„Gewiß! Wenigſtens wäre es billig, wenn Sie unſre Bemühungen um eine Preisrichterin unterſtützten, da Sie ſo ſpät, erſt vorgeſtern, erklärt haben, daß Sie Ihr herkömmliches Amt diesmal nicht übernehmen könnten. Und eine Dame muß es doch ſein, wie überhaubt die Gegenwart der Damen die Reiter erſt kühn und waghalſig macht ....."

„Verſteht ſich! Die steeple-chase erſetzt das Turnier; im Pferderennen liegt die Romantik des neunzehnten Jahrhunderts, und wo bleibt die Romantik ohne Damen?"

„Das wollt' ich ja eben ſagen, Baron Craw. Da Sie meine Anſicht unterſtützen, darf ich auch hoffen, daß die Gräfin nachgibt."

„So werden Sie brauchbarer als wenn ſie philoſophiren, Craw," ſagte die Gräfin halblaut.

„Sie überlegen ſchon, dann haben wir geſiegt."

„Wie nun aber, wenn ſich ſeit vorgeſtern meine Meinung geändert hätte, wenn ich unter Anderem ohne Ihre neue Aufforderung und ohne Baron Craw's „geiſtreiche" Bemerkung wirklich die Abſicht hätte unter gewiſſen Bedingungen mein Ehrenamt ſelbſt zu verwalten?"

„Das wäre großartig liebenswürdig!“ riefen die Herren. „Sagen Sie uns nur die Bedingungen; wenn Sie nichts weiter geben als ſechs Fuß Hecke, einige Graben und hundert Schritte Moorboden nebſt einer Schwimmpartie durch den Bach, ſo ſind ſie im voraus angenommen!“

Die Herren ſchienen in der That ſehr glücklich über dieſe Wendung und kümmerten ſich nicht weiter um die Emancipirte, die ein arg verdrießliches Geſicht machte und offenbar bereute zu lang unerbittlich geblieben zu ſein.

„Meine Propoſition weicht nur wenig aber freilich weſentlich von Ihrem Plane und der ausgeſteckten Trace ab. Statt nämlich morgen ſchon zu reiten, wünſche ich eine Friſt von zwei Tagen; ſtatt die Felsecke und das Steingeröll links am Dorfe zu umgehen, wird es in die Bahn gezogen . . . . . Das ſcheint Ihnen bedenklich? Ich werde Ihnen hernach erzählen, bei welcher Gelegenheit mein Mann, freilich vor längerer Zeit, dieſe Paſſage nicht — abgeklettert, wie es in Ihrem Belieben ſteht, ſondern Fanfaro genommen hat. — Einen Ehrenpreis ſetze ich natürlich aus. Nitte Herr von Friedelſtedt allein, ſo wär's um die Romantik glänzen zu laſſen jedenfalls eine Bandſchleife, da die andern Herren aber weniger romantiſch ſind mag's etwas Anderes ſein. Ich bekam heute eine ſchön ciſelirte Vaſe oder vielmehr ich gewann ſie . . . . .

lieber Wetterheimb, wollen Sie Carl oder einem andern Diener ſagen, daß er das Kiſtchen, das in meinem Boudoir auf dem Spiegelconſol ſteht, herunterbringt! ..... Ich glaube, daß ſelbſt Ihnen, Herr von Friedelſtedt, dieſer Preis lieber ſein wird, zumal der Gegenſtand ebenfalls romantiſch iſt. — Nun aber zur Haubtſache, die Ihnen zugleich auch das Myſteriöſe meines Vorſchlags aufklären wird."

Sie ſtand im Augenblicke faſt am Rande der Terraſſe, wohin ſie in der Abſicht vorgegangen zu ſein ſchien, ihren Mann hören zu laſſen was ſie ſagte. Wenigſtens blieb er ihr gegenüber ſtehn. Die Herren ſtanden ihr zu beiden Seiten, die Damen ein wenig zurück in der Mitte, ſo daß ſie den Mittelpunkt der Gruppe bildete und durch die Pauſe, die ſie in ihrer Rede machte, nach allen Richtungen hin ein Ereigniß ankündigen konnte.

„Wir bekommen noch heute einen höchſt intereſſanten Beſuch. Erſt vor einer Stunde erhielt ich die beſtimmte Nachricht von ſeiner Ankunft. Ein überaus origineller, bedeutender Mann ...."

„Mehemed Ali vielleicht? Oder der verſtorbene Lord Byron?" fragte Craw mit einer Verbeugung.

„Hätten Sie noch Paskiewitſch geraten, ſo wären Sie wenigſtens auf einen Landsmann verfallen. In wenigen Stunden trifft von Paris aus Herr Tetarskoff hier ein."

Der Graf ſtarrte ſeiner Frau ſprachlos in ihr marmorruhiges, nur von einem leichten Lächeln geſchmücktes Geſicht, während Luiſe ihre Augen erſtaunt auf Craw heftete, der plötzlich bleich geworden war und Wetterheimbs Arm ergriff um ſeine Erſchütterung nicht zu verraten.

„Herr Tetarskoff?“ fragte der Diplomat. „Es gibt Grafen Tetarskoff, ich ſpeiſte bei einem ſolchen als ich in Petersburg attachirt war. Gehört er zu dieſer Familie?“

„Kein Zweifel! Aber Sie wiſſen ja, daß es in Rußland nicht gebräuchlich iſt die Titel wie bei uns immer vorzuſetzen.“

„Iſt er alt oder jung?“ fragte die Emancipirte.

„Kaum Eins oder das Andere. Er iſt ſehr liebenswürdig und erwies uns in Paris als wir zuletzt dort waren alle erdenkbaren Gefälligkeiten. Er iſt leidenſchaftlicher Reiter wie er mir wenigſtens verſicherte, und da es ihn doch wol zu ſehr angreifen würde, ſchon morgen von der Partie zu ſein oder ihr wenigſtens zuzuſehn, hielt ich's für meine Pflicht mein Beſtes zu thun, dies Vergnügen für ihn aufzuſparen. Herr Tetarskoff, — denn wir dürfen ihn nicht anders nennen als er ſelbſt, — iſt ein außergewöhnlicher Menſch, wie Sie bald finden werden, wundern Sie ſich alſo nicht, daß ich ſeinen Beſuch als etwas Ungewöhnliches ankündige.“

Craw hatte sie mit höchster Spannung beobachtet, aber er konnte weder einen Farbenwechsel noch eine Alteration in der Stimme wahrnehmen. Sie sprach vollkommen leicht und ruhig.

„Er kommt wirklich, und schon heute ohne alle Vorbereitungen?“ rief der Graf mit einem halb klägelichen, halb erschreckten Ausdrucke.

„Nun, lieber Hugo, Du lebst wol bereits so sehr Deinen heraldischen Forschungen, daß Du glaubst unser Haus sei nicht jeden Augenblick zur Aufnahme jedes Gastes, also auch eines Tetarskoff bereit.“ Sie heftete bei diesen spöttisch gesprochenen Worten ihre Augen brennend auf ihren Mann, der noch immer nicht zu begreifen schien, daß er schweigen oder seine Freude äußern solle. „Wirklich, mein Mann macht mir da ein schönes Compliment, zum Glücke sorg' ich dafür, daß er sich taüscht.“

Des Grafen Blicke hingen eben so unglaübig an ihrem Gesichte als die Craw's. Sie schien es indeß müde zu sein irgend etwas zur weiteren Beruhigung Hugo's zu thun und überließ ihn seinem Schicksale. Ein Diener hatte unterdeß das Kistchen gebracht, die Neugier der Anwesenden wurde gefesselt und so die Bestürzung des Grafen der Aufmerksamkeit entzogen. Er verlor sich in den Gängen und kehrte wahrscheinlich auf einem Umwege nach seinen Zimmern zurück, denn Luise kam bald darauf allein zu den Andern, die sich um die

prachtvolle Vaſe verſammelt hatten. Sie war von Silber und vergoldet, ſo daß der Wert des Materials den Kunſtwert unterſtützte.

„Ich weiß indeß nicht, wie Sie dazu kamen, dieſen „Gegenſtand“ einen romantiſchen zu nennen,“ ſagte Craw. „Die Vaſe iſt beſtimmt nach einem antiken Modelle gearbeitet und wenn ich nicht irre die In Quarto-Ausgabe eines Folio-Originals in Bronze, das ich im bourboniſchen Mäſeum in Neapel ſah.“

„Wie es nun ſchon mitunter geht. Alle Welt weiß oder könnte wiſſen, wenn ſie ſich die Mühe gäbe Sie ſo genau anzuſehn als ich, daß Baron Craw durch und durch klaſſiſchen Geſchmack hat und äußerſt vertraut mit antiker Kunſt und den Alten überhaubt iſt, daß er aber troß alledem ſo wie er ſelbſtändig auftritt durch und durch Romantiker iſt. So iſt denn auch die Vaſe ..... Ah, nun werden Sie triumfiren, denn ich fühle, daß die Anwendung, die ich gern mit einem kleinen Seitenhiebe verbinden wollte, nicht recht klappen will. Die Vaſe ſelbſt iſt klaſſiſch, aber die Weiſe in der ich ſie erhielt iſt romantiſch, denn wie geſagt, ſie ſcheint viel Wert zu haben und doch koſtet ſie mich faſt nichts. Man ſpielte ſie aus und ich gewann ſie. Das iſt ſo gut wie ein Geſchenk von einer unbekannten Macht und verſetzt in die Zeit der Romantik, in der es noch Zwerge und Feen gab, die ihre Lieblinge über Nacht mit allerlei ſchönen Spiel-

waaren überraſchten. Sie ſehn ich helfe mir heraus. — Meinen die Herrn nun nicht, daß es ſich lohne, da die Ehre des Sieges noch durch dies hübſche Spielzeug geputzt wird, den Ritt über das Geröll zu verſuchen? Wenn Herr Tetarskoff hört, daß die Partie ihm zu Gefallen verſchoben worden, nimmt er gewiß Theil und ich bin eine zu gute Patriotin als daß ich wünſchte, daß ihm der mögliche Sieg durch leichte Bahn und Mangel an Bewerbern gar zu ſpielend zufiele, denn ich wiederhole es, er iſt ein berühmter Reiter."

„Aber, gnädigſte Gräfin, wir halten es insgeſammt für unmöglich in irgend einer Gangart die Wand und das Geröll zu paſſiren ohne den Pferden oder uns Schaden zu thun."

„Sagen Sie das nicht zu laut, ich bin überzeugt wenn mein Mann in der Nähe wäre könnte er die Luſt nicht überwinden eine Geſchichte, die er noch vor wenig Jahren täglich mindeſtens einmal erzählte, aufzutiſchen und darüber ſeine Gicht für zehn Minuten zu vergeſſen."

„Wir kennen ſie nicht, und Sie verſprachen uns den Beweis für die Möglichkeit des Rittes durch eine Geſchichte zu liefern."

„Hören Sie alſo. — Wir lebten hier nach meines Vaters Tode ſehr einſam und hatten lange Zeit faſt keine andre Unterhaltung als den Spott, den wir ſelbſt mit

einem höchſt närriſchen Subjekte trieben, das als Schloßkapelan ſeit vielen Jahren ſchon im Hauſe war. Dies ſonderbare Männchen, eine Figur, von der Hoffmann gewiß Wunder berichtet hätte, trieb aus Langweile faſt ebenſo verwirrte Studien wie Baron Craw. Unter Anderem wollte er einen Schlüſſel zu der antebabyloniſchen Sprache finden und ſuchte ihn bei Zigeunern und anderem Geſindel, das ſich in den Forſten, die ſich vor zwanzig Jahren noch bis dicht an den Park erſtreckten, niedergelaſſen hatte. Man wollte ſie hier nicht dulden und beſchloß ſie aufzugreifen. Sie erfuhren indeß das Vorhaben irgendwie, nahmen den Kapelan, der ohne Arg zu ihnen kam, gefangen und hielten ihn als Geiſel zurück. Er ſchrieb einen Zettel, den zwei Männer brachten, die mich im Parke anfielen als Hugo, — damals mein Bräutigam, — mich auf eine Viertelſtunde verlaſſen um ſich eine Jagdflinte zu holen. Mein Ruf nach Hilfe zog indeß einen Menſchen herbei, der früher im Schloſſe gearbeitet hatte, aber über den Tod ſeiner Frau verrückt wurde und ſpurlos verſchwand. Ein zartnerviger Proletarier, Craw, das iſt Waſſer auf Ihre Mühle! Das Beſte war, daß er zu rechter Zeit kam die Schurken zu verjagen und mich zu ſichern. Hugo tobte, bot von allen Dörfern noch denſelben Abend Hilfsmannſchaften auf, umſtellte den Wald und trieb die von allen Seiten Gedrängten, denen noch dazu die Fortſchaffung

der Weiber und Kinder, ſo wie ihres Gefangenen, den ſie nicht aufgeben zu wollen ſchienen, Schwierigkeiten machte, endlich an der „Wand“ zuſammen. Sie zogen ſich in das Geröll zurück und fingen an zu kapituliren. Als ihr Verſprechen abzuziehn nicht angenommen wurde und ſie nicht blos den Kapelan ſondern auch die beiden Leute ausliefern ſollten, die mich beläſtigt hatten, verſuchten ſie in der Verzweiflung zur Offenſive überzugehn, ſchlugen an einem Punkte auch die Bauern, die ſich vor den wilden Geſtalten fürchteten, zurück und hofften ſchon zu entwiſchen, als Hugo, der ſie von der Seite umgangen hatte, mit den Schloßleuten auf ſie eindrang und ſie zurückwarf. Nur die Männer hatten dieſen Ausfall gewagt, ſie wußten, daß man ihnen die zurückbleibenden Weiber baldigſt nachſenden würde. Indeß ſchienen ſie auch für den Fall des Mißlingens Befehle zurückgelaſſen zu haben, denn kaum ſtürzten die Flüchtigen wieder zwiſchen die Felsſtücke, ſo zerrten die Weiber den unglücklichen Kapelan auf die Wand und machten Anſtalten ihn den Abhang hinunter zu rollen. Sie drohten nun ganz beſtimmt den Armen zu opfern, wenn man ſie nicht ziehen ließe. Hugo war aber einmal im Kriegsfeuer und wollte von Bedingungen nichts wiſſen. Er ſah, daß er einer Bande gegenüber ſtand, welche, wie ſie an mir ſchon bewieſen, doch wol andere Elemente berge als harmloſe Zigeuner; er wollte ſie vernichten und

ließ plötzlich von den Förſtern und Jägern Feuer auf ſie geben. Einige fielen, die Andern ſtürzten mit Geſchrei auf den Kapelan los ..... da ſprengte Hugo (ohne irgend Schaden zu nehmen) quer über das Geröll, bald von Stein zu Stein ſetzend, bald über die loſen Steine hin und von der Seite die Wand hinauf, aber in einem Nu, raſch wie ein Blitz, ſo daß die Bande vor Schreck und Staunen ſtarr wurde und in die Knie ſank. Dieſe Tollkühnheit hatte ſie entwaffnet. Man brachte die ganze Sippſchaft gebunden hier herein und transportirte ſie ſammt den Verwundeten über die Grenze. — Seit jener Zeit iſt durch den Steinbruch die Schwierigkeit um die Hälfte geringer, die großen gedrängten Stücke ſind weggeraümt und nur die loſe Partie erfordert einige Vorſicht. Es iſt eine Kinderei, ich würde Luiſe mitzureiten erlauben, wenn es irgend paßte.“

Die Herren ſchüttelten immer noch bedenklich den Kopf.

„Und der Kapelan, was wurde mit ihm?“ fragte die Kranzwinderin, die viele Romane geleſen haben mochte, an deren Ende getreuer Bericht über das Verbleiben Aller gegeben wird.

„Der Kapelan erholte ſich nie wieder von dieſem Abenteuer, er erzählte fürchterliche Geſchichten, die zugleich unendlich lächerlich waren, ſo daß man zur ſelben Zeit das Haar zu Berge ſteigen fühlte und

doch recht herzlich lachen mußte. Sie hatten ihn behandelt wie Don Quixote von den Maulthiertreibern behandelt wurde, allen möglichen Unfug mit ihm getrieben, kurz ihn als ihren Hofnarren betrachtet. Er versicherte in dem halben Delirium, das ihn seit jener Zeit nie verließ, daß ihn im Himmel ein Platz bei den Märtyrern erwarte, denn er sei fast bis zum Tode an den Hals gehenkt worden, weil er sich geweigert Tag für Tag Paare zu trauen, zu trennen und wieder anderwärtig zu verbinden. Das Traurigste für ihn war, daß die saubre Gesellschaft, bei der er nicht ganz so gut weggekommen wie Daniel in der Löwengrube, mit dem er sich auch verglich, nicht einmal aus den Zigeunern bestand, die er suchte. Es gab nur zwei gelbe Familien darunter und diese waren oder wurden wenigstens wie Leibeigne behandelt von verlaufnem Gesindel, das erst Zuflucht bei ihnen gesucht, sie dann unterdrückt und selbst korrumpirt hatte."

„Es ist wirklich gut, daß die Forsten gelichtet worden sind, Carl Moor's böhmische Wälder sind zu nahe. Das mag auch der Grund dafür sein, daß die Forstkulturen allenthalben so in's Arge geraten sind. Keine Furcht vor Raübern. Man schlägt die Stämme nur der Sicherheit wegen und aus Menschenliebe zusammen," sagte Craw. Als er aber zu sehn glaubte, daß Cecile ernst wurde, brach er ab.

Eine Anekdote erzählt immer eine weitere, verwandte, und das Thema der Raübergeſchichten von dem berüchtigten antiken Fichtenbeuger bis zu Crotinus iſt mindeſtens ebenſo unerſchöpflich als das unerſchöpfliche der Geſpenſtergeſchichten. Man verlor ſich auf dieſem Felde und Alle mit Ausnahme Luiſens und des Diplomaten ſteuerten bei. Darüber ward es Abend, die Geſellſchaft zog ſich in die Gallerie zurück wo Thee ſervirt wurde und blieb, durch die Erwartung und das Vertrauen auf den Mondſchein, den der Kalender verſprach, zurückgehalten, über die gewohnte Zeit. Tetarskoff war noch nicht gekommen. Endlich ſah man einen ſchweren Reiſewagen mit vier Poſtpferden beſpannt die Parkecke ſchneiden und hörte bald darauf das Poſthorn im Schloßhofe.

Cecile ſchloß bei dem erſten Tone für einen Moment die Augen, wie man unwillkürlich zu thun pflegt, ehe man die Würfelpunkte beim letzten entſcheidenden Wurfe zählt. Craw ſchickte einen Diener ab um nachzuſehn ob es der Erwartete ſei und befahl ihm für dieſen Fall ſeine Ankunft dem Grafen zu melden.

„Laſſen Sie nur, es iſt Alles zu ſeinem Empfange bereit! Heeren wird ihm ſagen, daß Hugo unwohl iſt und daß ich ihn bitten laſſe ſich ſobald als möglich zu uns zu bemühn.“

Der Diener brachte die Nachricht zurück, daß der Wagen allerdings Herrn Tetarskoff gehöre, daß er

ſelbſt aber am Anfange des Dorfes ausgeſtiegen ſei um die Gegend beſſer genießen zu können. Er kam zu Fuß nach.

„Dann kömmt er durch das große Parkthor,“ ſagte Cecile zu Craw, „ich fürchte, daß es ſchwer ſein wird ihn heute noch in unſern Kreis zu bringen wenn wir ihn erſt ruhn laſſen, da es nun einmal ſpäter geworden iſt als ich gehofft. Ich muß eine Intrigue einfädeln um ihn zu fangen, denn ich möchte um jeden Preis mein Verſprechen ihn heute noch vorzuſtellen halten. Für Sie iſt die Miſſion zu wenig verwickelt, Baron Stockhauſen, Sie behalt' ich in Reſerve. Aber Sie, lieber Craw, geben wol Luiſe Ihren Arm und gehen mit Wetterheimb bis zur Platane links oben, von da überſehn Sie die Pforten und können ſich ihm jedenfalls irgendwie in den Weg manövriren. Er iſt groß, hager und trägt eine Brille, Kleider können nicht angegeben werden, das iſt Alles was ich Ihnen zu ſagen weiß. Ihr Scharfſinn mag das Übrige thun und einen Vorwand finden ihn, wie er kömmt, in die Gallerie zu bringen, ich habe meinen Plan.“

„Könnten Sie Ihren Steckbrief nur wenigſtens in der von dem öſterreichiſchen Miniſterium beliebten Weiſe durch einige genauere Merkzeichen vervollſtändigen, damit ich Ihnen nicht durch die Gewalt meiner Überredung irgend einen hungrigen Strolch, deſſen Augen

durch Nachtſtudien ſchwach geworden ſind, ſtatt des Erwarteten bringe," ſagte Craw ſcheinbar obenhin.

„Bah, ich unterſcheide eine Perſon von Stande auf zwanzig Schritt von einem Notürier," bemerkte Wetterheimb.

„Am Geſicht, an der Haltung, am Mienenſpiel?"

„Nein, an der Wäſche."

„Ah, dann macht alſo die Wäſcherin die Perſon zu einem Menſchen von Stande. Ein gutes Kriterium, ganz unleugbar!"

„Aber das öſterreichiſche Miniſterium . . . .?" fragte der Diplomat.

„Ei, die weiſen Herren ſetzten als „beſondres" Kennzeichen in den Steckbrief, den ſie hinter Koſſuth erließen, daß er — verheiratet ſei. Ich beſitze ein Exemplar dieſes Dokuments, kann Ihnen alſo im Falle des Zweifels den authentiſchen Beweis liefern. Sie müſſen geſtehn, daß dies „beſondre" Kennzeichen ſehr genau iſt."

Die Gräfin rief während dies von den Herren beſprochen wurde Luiſe zu ſich und ſetzte dem jungen Mädchen den dichten Feldblumenkranz auf den Hut, den die hübſche Blondine vorher gewunden und der jetzt müſſig auf dem Marmortiſchchen lag. Dieſe unerwartete Freundlichkeit machte das Kind erröten und erhöhte ſeinen friedlichen Reiz. Luiſe küßte der Mutter

die Hand und dieſe ſah ihr mit einem Ausdrucke, der ſich nicht enträtſeln ließ, nach.

„Comteſſe Luiſe übertrifft ſich heute ſelbſt an Anmut und Schönheit!“ ſagte ein Stetterwitz.

„Ja, ſie iſt ganz artig, aber wie eine Statue,“ ſagte die Gräfin. „Man möchte ſie unter eine Glasglocke ſtellen, denn es iſt ſchade wenn Staub auf ſie fällt; ſie hat nicht den Mut ihn abzublaſen.“

„Sie ſind entſetzlich ungerecht gegen Ihre Tochter,“ ſagte eine von den älteren Damen. „Das liebe Kind, denn Luiſe iſt ja noch ein Kind, meines Wiſſens noch nicht ſechszehn Jahre . . . . . “

„Doch wol nahe an achtzehn; nicht wahr, liebe Gräfin?“ warf Comteſſe Graſenapp ein.

„Sie ſollte wenigſtens kein Kind mehr ſein, denn ſie iſt nur ein Jahr jünger als Sie meinen und ſchon ein Jahr älter als Frau von Rüttberg glaubt.“

„Immerhin iſt ſie eine kindliche Erſcheinung.“

„Eine akkordiöſe, wohllautende,“ ſagte der romantiſche Friedelſtedt.

„Ich glaube, daß ſie tiefer empfindet und geiſtig mehr entwickelt iſt, als Sie meinen,“ bemerkte die junge Frau.

„Leider theilt ſie ſich nie mit,“ ſagte die Graſenapp.

„Ich fürchte Sie behandeln meine Tochter noch wie eine von den nébuleuses in Grandville's Etoiles,

wenn Sie fortfahren. Laſſen Sie das „Kind", ich werde für die Kleine denken." —

Man thäte den Geſellſchaften Unrecht wenn man ihnen einen Vorwurf daraus machte, daß es ſtets eine Perſon iſt, die, wäre es auch unter Pairs, den Vorſitz übernimmt, — und man thäte ihnen zu viel wenn man glaubte, daß Beſcheidenheit die Anderen bewegt ihre Anſprüche herabzuſtimmen. Es entwickelt ſich ein ſolches Verhältniß raſch und überall weil es Bedürfniß iſt. Auch die geiſtreichſten Menſchen können nur wenn ſie zu Zweien ſind gleiche Rechte beanſpruchen, der Dritte machte, wenn die Unterhaltung eine ſolche bleiben ſoll und es nicht auf das Auskämpfen eines wichtigen Streitpunktes ankömmt, das Gleichwiegen, das harmloſe Hin und her ſchnellen des Gedankens ſchon unmöglich, wenn nicht ſogleich ſtillſchweigend für Einen oder den Anderen eine gewiſſe conventionelle Ohnmacht creirt würde. Nur die Debatte, die endlich durch den Sieg ein Reſultat erzielen ſoll und will, kann vielköpfig ſein, die Unterhaltung, das fühlte auch ſchon Boccaz, verlangt einen Mittelpunkt, ſonſt gibt ſie kein Bild, zerfährt und flattert ohne Verſöhnung aus einander. Eintönig muß ſie darum nicht werden und wo ſie es dennoch wird iſt es die Schuld der Anweſenden. Die Sonnenbeleuchtung wirkt und ſpiegelt ſich allenthalben, aber der Saum einer violetten Wolke färbt ſich kupferfarben, der einer grauen

weißgelb und nur auf einer so dunklen, daß man sie schwarz nennen könnte, schlagen sich die Stralen ohne alle Mischung in scharfen, glänzend goldnen Reflexen nieder. Über trüben, milchflockigen Himmel breitet der Sonnenuntergang einen dumpfen, roſtfarbnen Ton, durch den sich einzelne Safranſtreifen ziehn; Dünſte und Rieſelregen durchlaufen vom Kerne aus alle grauen und lila Schattirungen, bis sie am Rande in jene warmen, braünlichen Tinten verwaſchen werden, die in der Dekorationsmalerei von so großer Wirkung sind. Die „Sonne läßt der Grundfarbe, dem Lokaltone, stets sein Recht, sie gießt nur eine neue Tinte an. Man kann sehn, daß blauſchwarzes Tuch in scharfem Sonnenlichte saftig grüne Scheine bekömmt: die Stralen miſchen Gelb unter die gegebne Farbe, aber sie vertilgen das Blau nicht, sie verändern nur seine Wirkung für das Auge. — So geht in Geſellſchaften die Beleuchtung stets von einem Punkte, von einer Perſon aus, wenn sie harmoniös bleiben sollen, und es sind auch hier nur die völlig farb- und lichtloſen Partien, die gedankenloſen Menſchen, die ſchwarzen Wolken, an denen sich die Wirkung des Lichtes ohne alle Beimiſchung zeigt, sie empfangen Alles was sie haben, alle Bedeutung von der Sonne, während die Anderen nicht allein nichts von ihrem eignen Weſen verlieren, ſondern noch so viel dazu erhalten als nötig iſt um dem Ganzen den Charakter einer Einheit, eines übereinſtimmenden,

verſöhnten Bildes aufzuprägen. Man malt in letzter Zeit oft Mond- und Fackelbeleuchtung durch einander und ſchafft auf dieſe Weiſe künſtliche aber geſchmackloſe Bilder, die ebenſo unedel ſind als der Verſuch den feuerſpeienden Veſuv bei Mondſchein zu malen. Abgeſehn davon, daß es nie gelingt und die Töne ſtets verfehlt ſind, macht auch die ſchreiende Spaltung in dem Ausdrucke des Dargeſtellten einen widerwärtigen Eindruck, der uns nicht zur Anerkennung der dargebotenen Mühe und Farbenmiſcherei kommen läßt. Eine zerfahrene Geſellſchaft in demſelben Zimmerraume iſt ebenſo widerwärtig als ein zwieſpaltiges Bild in abgegrenzter Umrahmung. Auch ſie bedarf einer gleichmäßigen Beleuchtung, es iſt alſo wirklich eine Erfindung des wahren guten Tones, daß man ſich willig dem Einfluſſe einer Sonne hingibt ohne ſich ſelbſt darum aufzugeben. Und wir meinen gezeigt zu haben, daß ein ſolches Aufgeben nicht nötig iſt und die Individualität ſich wahren läßt ohne darum dem Totaleindrucke ſchaden zu müſſen. Es ſind die Reflere, die das Weſen der Beleuchtung markiren ohne daß den Lokaltinten Eintrag geſchieht. Dies Bedürfniß iſt ſo natürlich, daß es bei einiger Gewandtheit und Lebenserfahrung namentlich der Hausfrau immer gelingen muß die um ſie Verſammelten in einen Zauberkreis einzuſchließen und gewiſſermaßen zu durchgeiſten.

Cecile verſtand dieſe Kunſt vollkommen und es war die Schuld ihrer gewöhnlichen Umgebung, nicht die ihre, wenn es mitunter ſchien als beleuchte ſie nicht bloß, ſondern leite. Ihr Regiment artete dann freilich in eine fremde Sphäre hinüber, ſie regierte mechaniſch durch unſichtbare Fädchen, die ſie an Alle, die ſie lenken wollte, anzuheften wußte.

So war es ihr gelungen heute die Anweſenden dergeſtalt zu ſpannen, ihnen ſo eigentümliche, hohe Begriffe von dem erwarteten Gaſte beizubringen, daß ſie überzeugt ſein konnte man würde auch das nach dem Salongeſchmacke Bizarrſte, das man ſonſt gewiß für mauvais genre gehalten, an ihm gutheißen. Ein Menſch wie er konnte Alles thun, man hätte ihm ſogar Grobheit verziehen. Man erwartete Überraſchendes und wußte im Voraus auch für das Überraſchendſte eine paſſende Entſchuldigung. Das war ein Triumf, ein übergroßer, denn er triumfirte im Notfalle auch über geheiligte Formen.

Man hätte aus der dringenden Mühe, die ſich Cecile nahm, dies Ziel zu erreichen, ſehn können, daß ihr an einem ſolchen Reſultate überaus viel gelegen ſei. Sie lehnte ſich nun auch ſtolz und lächelnd in ihre Ecke zurück und ſchien von keinem andern Gefühle als von der Ungeduld bewegt zu ſein. Sie hatte für ſich einen Hintergrund und für Alles was kommen konnte eine Bühne geſchaffen.

Endlich hörte man Stimmen und unterſchied deutlich neben der Craw's und Wetterheimb's eine fremde. Einen Augenblick ſpäter überſchritt Luiſe die Schwelle, es gab eine kleine Pauſe, dann trat der Mann ein, der in völlig fremder Geſellſchaft ſo viel lebhafte Gefühle warm hielt. Er ſchien ſehr bewegt als er ſich dem glänzenden Kreiſe näherte, aber man konnte die Verwirrung, die ſich einen Augenblick in ſeinem Geſichte abſpiegelte, dem Einfluſſe des blendenden Lichtes, das von Kandelabern und Hängelampen aus ſeinen durch den Abendſchimmer verwöhnten Augen entgegenſtrömte, zuſchreiben, oder man konnte ſie, wie hier geſchah, damit erklären, daß es ihn beſtürzt mache unerwartet im Reiſeanzuge einem auserleſenen Kreiſe gegenüber zu ſtehn. Das empfahl ihn ſehr, und als er mit einem wohltournirten Vorwurfe für die Gräfin, die ihn in ſo ſchlimme Lage gebracht, debütirte, d. h. als er eine Phraſe ſagte, die zwar jene Anklage enthielt aber doch leicht und gewandt genug darüber hinglitt um zeigen zu können, daß er trotz alledem nicht genirt ſei, meinten alle Anweſenden, daß die Gräfin nicht zu viel verſprochen habe.

Wetterheimb in ſeiner Eigenſchaft als Wirt führte ihn in den Billardraum, Tetarskoff legte ſeinen Überrock ab, wiſchte die Gläſer ſeiner Brille klar und erſchien nun in leichtem Campagnakoſtüme, ſehr einfach aber ſehr elegant, und wenn man den Staub an ſeinen

Gamaſchen abrechnete ſtand ſeine improviſirte Salontoilette der keines der Anweſenden nach.

„Er hat ſein Haar gefärbt, er will jung ausſehn!“ dachte die Gräfin als er wieder heran trat. „Deſto beſſer!“

Die Vorſtellungsſzene ging vorüber. Tetarskoff verbeugte ſich kaltblütig und leicht, ſetzte ſich dann neben die Gräfin, an deren Seite ein Stuhl für ihn bereit ſtand und verlor ſich mit ihr in ein Geſpräch, das von Beiden mit einer gewiſſen reſervirten Artigkeit geführt wurde und recht eigentlich gar nichts für die Anderen bot, obgleich trotz Craw's Bemühungen die Aufmerkſamkeit durch eine allgemeine Unterhaltung von jenem Zwiegeſpräche abzuziehn, faſt alle Ohren dem raſchen Geplänkel der franzöſiſchen Worte folgten.

„Denken Sie nur,“ ſagte die Gräfin endlich, „Herr Tetarskoff will trotz des Vergnügens, das wir eigens für ihn aufgeſpart, mein Haus für die nächſte Woche nur als Abſteigequartier betrachten und von hier aus ſchon morgen weiterreiſen um erſt ſpäter länger hier zu weilen. Was iſt zu thun? Weiter hinausſchieben läßt ſich das Rennen nicht mehr . . . .“

„So geben wir Herrn Tetarskoff Urlaub bis Mittwoch früh, aber nicht länger!“ ſagte Luiſe.

Diesmal verlor die Gräfin doch ihre Faſſung. Sie begriff nicht woher Luiſe den Mut nahm mit einem Fremden in dieſer Weiſe zu ſprechen. Außer

Craw wich ſie ſonſt jedem Herrn aus. Das war rätſelhaft. Cecile ſah Craw an, der ihre ſtumme Frage durch ein Achſelzucken und einen boshaften Blick beantwortete, — ſie war verlegen und wollte ſich damit helfen, daß ſie ſtreng ſagte: „Wir können nicht ſo über die Zeit unſres Gaſtes verfügen wenn ſie anderwerts dringender in Anſpruch genommen wird.“

„Doch Mama,“ ſagte Luiſe einfach, „Herr Tetarskoff hat mir ein allerdings wahrſcheinlich übereiltes Verſprechen gegeben; ich weiß, daß es Dir Freude macht wenn Deine Pläne nicht durchkreuzt werden, und Du ſollſt die Freude haben unſern Gaſt Mittwoch bei der Partie zu ſehn.“

„Da haben Sie es nun, das kommt vom Verſprechen in's Unbekannte hinein,“ ſagte Craw mit beſonderer Betonung. „Ich bedaure nur, daß Sie ſo gut weggekommen ſind.“

Luiſe hatte deutſch geſprochen, Tetarskoff, der verſicherte ſehr wenig deutſch zu verſtehen, bat ſich eine Erklärung aus und ſagte dann augenſcheinlich unangenehm berührt, daß er folgen würde, weil er folgen müſſe, daß es ihm aber ſchwer werde.

Luiſe war verſtimmt als ſie den Erfolg ihres Machtſpruches ſah und hielt nur mühſam die Thränen zurück, die ihr mit dem Gefühle Jemand etwas zu Leide gethan zu haben zugleich der ſtrenge kalte Blick der Mutter in die Augen preßte. Sie wich den Fragen

der Damen nach der Art des verhängnißvollen Verſprechens aus und ſchien ſehr glücklich als der Kammerdiener ihres Vaters ihr ſagte, daß dieſer ſie zu ſich bitten laſſe. Cecile begleitete ſie unter dem Vorwande zu ſehn ob ihr Mann nicht Tetarskoff noch heute willkommen heißen könne, kam aber bald zurück. Sie hatte nur einige Worte mit Hugo gewechſelt und Luiſe, nach dem Auseinandergehn der Geſellſchaft, in ihr Schlafzimmer beſtellt.

Auch Craw war verſtimmt, er beobachtete Tetarskoff auf das Peinlichſte und ſchwieg den ganzen Abend über, ſo daß die Gräfin vollauf zu thun hatte das Geſpräch nicht ſtocken zu laſſen, zumal bei Einigen der Herrn die franzöſiſche Konverſation ſehr zäh floß und dem Gaſte zu Ehren dieſe Sprache ausſchließlich beliebt wurde. Dieſer war auch nicht ſo redſelig als man gehofft, — aber das war die Schuld der Reiſeermüdung.

Das Reſultat des Abends war, daß das Rennen nochmals um einen Tag hinausgeſchoben wurde, und daß Tetarskoff verſprach zu rechter Zeit einzutreffen und, falls er ein paſſendes Pferd bekäme, ſelbſt mitzureiten: Dies zu können, verſicherte er aber morgen mit dem frühſten wieder aufbrechen zu müſſen. Dabei blieb's.

Die Wagen fuhr vor, der Salon wurde leer.

„Sie verſprachen uns eine Vorleſung, Craw, kommen Sie morgen. Ich habe geſagt, daß wir nicht zu Hauſe ſein werden, hoffe alſo, da man mir das nicht glaubt, daß wir allein bleiben," ſagte Cecile als Craw ſich empfahl.

„Ob aber Das was ich habe für morgen paßt?"

„Gleichviel! Ich will, daß der morgige Tag mir gehört. Nehmen Sie an, daß zwei ſchlagfertige Heere einander zur Entſcheidung gegenüber ſtänden, daß aber beide wüßten, es könne morgen noch nicht losgeſchlagen werden: da ſucht ſich denn gewiß Jeder womöglich mit Dingen zu unterhalten die dem Kampfe fern liegen, um für den ſchlimmſten Fall noch einmal die ganze Raſerei des Lebens durch zu koſten."

„Ich werde kommen!"

„Ja, und geißeln ſie Ihr Herz mit Dornen, damit Ihr Humor ſtichhaltiger iſt als heute. Wenn Sie auch anfangen langweilig zu werden, Wer mag denn da hier ohne Reſerve-Lungen das Feld behaubten. Leben Sie wohl!"

„Gute Nacht! Sagen Sie Luiſen nichts Böſes . . . .!"

Wetterheimb trat hinzu, man verbeugte ſich gegenſeitig und ging.

Zweites Kapitel.

Kurzweil' während der Waffenruhe.

Es ist ganz natürlich, daß jeder neue Gedanke, jedes neue System mit einem gewissen Mangel an Bescheidenheit auftritt, nur ist die Spitze dieser quasi Unbescheidenheit nicht nach vorwerts, nicht der Zukunft entgegen, sondern nach rückwerts, gegen die Vergangenheit gewendet. Wer die Unzulänglichkeit der bisher für einen Zweck angewendeten Mittel erkennt, kann nichts Anderes thun als das unzureichende System stürzen; und dies zu vermögen muß er, sollt er nicht selbst verzopft ist, seinen neuen Satz mit rauher Bestimmtheit aussprechen, obgleich ihm wohlbekannt ist, daß dieser auch nur so lang haltbar sein kann als kein neuer Fortschritt ihn überflügelt. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß alle jene Männer, die einen großen, bedeutenden Gedanken gefunden, einen Gedanken, der ein entschiedner Fortschritt war, Bescheidenheit und Verstand genug besessen haben ihn nur für eine be-

ſtimmte Zeit und ſo lang gewiſſe Bedingungen galten, als unumſtöſslich zu geben. Die dogmatiſche Verwöhnung ihrer Schüler und der Menſchen überhaubt zwang ſie aber ſtets die Negation in einen poſitiven Satz, in ein neues Dogma zu faſſen, und wie denn jeder ungewöhnliche Lehrer das Geſchick hat von ſeinen Schülern miſsverſtanden zu werden, verknöcherten ſeine Sätze ſtets auf Grund des αὐτὸς ἔφη der Nachbeter, und die Clique ſchrie Zeter und Mordio wenn eine neue Phaſe des Wiſſens ſich über der ihren entwickelte. Der Gedanke an ein Fertigſein, an ein Nichtweiterkönnen iſt von pyramidaler Bornirtheit, da jeder Tag faſt eine neue Entdeckung bringt; das Geſchrei von in der Philoſophie ſchon vorhandnem unerſchütterbar Poſitivem iſt unſinnig ohne Gleichen, denn es iſt eine Ausgeburt ſchmählicher Faulheit, die nichts ſehnlicher wünſcht als Stabilismus und Quietismus. So lang nicht alle Naturgeheimniſſe ergründet ſind iſt ein poſitives philoſophiſches Syſtem gar nicht möglich. Man muſs alſo ſo hirnverbrannt ſein wie alle religiös Orthodoxen um einen Vorwurf für die Wiſſenſchaft darin zu finden, daſs jeder Satz geſtürzt werden kann. Sie ſagen, daſs der chriſtliche Schulknabe mehr über Gott und die Welt wiſſe als alle Weiſen Griechenlands; aber das iſt in der That ſpaſshaft, denn die Sache liegt einfach ſo, daſs die Alten ſinniger Weiſe wuſsten, daſs ſie nichts wiſſen, während der nach dem Katechismus

abgerichtete Naſeweis weniger als nichts weiß weil er ſich unſinnig einbildet Alles zu wiſſen. — Der magnetiſche Rapport, in dem der Menſch durch ſein Herz mit dem Weltall ſteht, läßt Ahnungen zu, die an das Urwahre und Urrichtige hinanſtreifen, — alle ſogenannten religiöſen Syſteme verdanken ihre Entſtehung ſolchen Ahnungen, die indeß durch ihre Verwandlung in Begriffe und Begriffsbezeichnungen in der Hand Ungeſchickter viel von ihrem Werte, von ihrer Wahrheit verlieren mußten. Das Schülertum in ſeiner Unfähigkeit ſelbſt urſprünglich ahnend aufzutreten fror in dem Überkommenen feſt, fand ſeine Lage bequem und nagte dabei an dem Knochen, der ihm zugeworfen worden, ohne zu bemerken, daß ſeine Zähne aus dem Gegebnen nach und nach auch etwas wenigſtens formell Neues machten. Der Knochen blieb Knochen, aber — ſo übermächtig iſt der Zug in der Natur — ſie retteten nichts als ihr Prinzip: den Knochen. Der Stabilismus des Gedankens iſt unmöglich, jede neue wärmere Ahnung vernichtet die Form welche die alte abgeblaßte gewonnen, ohne darum je beſtreiten zu können, daß die frühere Ahnung für ihre Zeit ebenfalls Wahres enthalten, da ſie ebenſo gut in Zuſammenhang mit dem damaligen Weltbewußtſein geſtanden als die jetzige mit dem jetzigen. Die Verwirrung wird nur dadurch ſo groß, daß man ſo oft die Begriffe von heute mit den Sätzen von

ehemals verbindet und so notwendig Verkehrtes schließen muß. Die Tradition darf für die Anwendung gar nicht vorhanden sein.

So erfand man auch ein Dogma*), das der Natur geradezu die Zeugung untersagt. — Vielleicht fürchteten die Gelehrten auch in der Natur eine Überhandnahme des Proletariats und wollten dem Pauperismus ihrem souveränen Hirngespinnste gemäß durch eine Ordonnanz steuern. Das ist grenzenlos naiv, es könnte kaum ergötzlicher sein wenn man im staatlichen Leben, wie wirklich schon von „Freunden der Gesellschaft“ in Vorschlag gebracht worden, der Zeugung von Menschen Hindernisse in den Weg legte um das „Recht auf Arbeit“ ordnen und garantiren zu können. Zum Glücke würden die hiezu nötigen mittelalterlichen Gürtel zu viel kosten, als daß sie ein Staatsschatz beschaffen könnte, — sonst allerdings, wir haben so sehr fromme Könige und Königinnen, in Neapel muß das corps de ballet sogar froschgrüne Trikots anlegen um jede „unmoralische“ Illusion zu vermeiden, — wer weiß was geschähe, wenn der Kostenpunkt nicht von drastischer Wirkung wäre. Mit der Natur ist nun gar nichts anzufangen, die Gelehrsamkeit bezwingt sie so wenig als jener Dänenkönig, der große Knut, der den berüchtigten offnen Brief nicht geschrieben hat, trotz der

*) Omne animal ex ovo.

Schmeicheleien ſeiner Höflinge dem Meere die Flut verbieten konnte. — Man erfand nun ein neues Dogma, das man durch einen äquivoken Namen*) von vornherein als zweideutig hinſtellte und ſomit noch in der Negation ein Zugeſtändniß machte. Die Furcht hierin ganz nett und rund die Wahrheit zu ſagen und zu erklären: — die Natur hat ſich nie und nirgend herbei gelaſſen ſich vor Gericht durch einen körperlichen Eid zu verpflichten es bei den vorhandnen Gattungen und Untergattungen vom Polypen bis zum Menſchen bewenden zu laſſen, — findet ihren Grund in der früher gedachten Gefahr daß zufällig plötzlich der Menſch durch eine Neubildung übertroffen werden und ſo das erſte Kapitel der offiziellen Geneſis ein Dementi der That erhalten könnte, und das darf, wie neuerdings auch ein von Suſemihl überſetzter Herr George Moore behaubtet, durchaus nicht paſſiren. Es iſt Geſpenſterfurcht darin. Wie man nachweiſen will, daß unter den Bedingungen, die das „Leben“ fordern, und die allenthalben immer neu und immer anders eintreten können, dennoch kein Lebendiges mit allem Fug und Recht werden darf . . . . ! lieber Himmel, als wenn dieſe Leute je beweiſen wollten. Wir ſollen ihnen glauben, damit iſt's abgemacht. Wir erlauben uns aber ihnen nichts, überhaubt nichts zu glauben.

*) Generatio aequivoca.

Wie überall liegt indeß auch in dieſer doppelten Entſtehungstheorie der Animalien etwas Wahres. Weitere Produktion produktionsfähiger Individuen und aprioriſtiſche Produktion des Naturganzen gehen neben einander. So könnte man wenigſtens ſagen, wenn nicht dadurch der Ketzerei Thür und Thor geöffnet würde, als ſei die erſtere Art der Fortpflanzung irgend etwas Anderes als die pure Erfüllung der Lebensbedingungen, wie die Neugeneration, die Bildung eines Individuums aus „toten“ Stoffen auch nicht mehr für ſich fordert. Nur die ſpeziellen Mittel geben einen ſcheinbaren Unterſchied, im Allgemeinen geſchieht in beiden Fällen daſſelbe. — Ein Theil der Infuſorien bildet anſcheinend eine Welt für ſich. Sie entſtehen durch Zerſetzung wie die andern Animalien durch Entwickelung. Man thut alſo gewiß Unrecht daran ſie ſtets für Grundatome, für Monaden zu halten, wie man in letzter Zeit nach Entdeckung der Spermatozoen wieder mit vielem Aplomb aufgeſtellt. Es iſt wenigſtens ein Unterſchied zu machen zwiſchen mikroſkopiſchen Thieren, die volle organiſche Berechtigung haben und ſich gleichgeſtaltig fortpflanzen können, und jenen, die durch Bedingungen, die mit der Zerſetzung von „nichtlebenden“ Stoffen gegeben ſind, entſtehen.

Man ſehe indeß dies ſo oder ſo an, immer bleibt es klar, daß das Abſprechen der unendlichen und darum unbendigten Zeugungsfähigkeit in der Natur zu

den krassesten Irrtümern gehört. Dieser Irrtum wiederholt sich, wie jeder makrokosmische, in der Gedankenwelt, die ja eine Parallelschöpfung der großen ist, und trägt, in Fleisch und Blut der Gesellschaft übergegangen, verbrieft und besiegelt durch mißverstandene Ahnungen, die sich als positive Offenbarungen geben, die Schuld der Hartnäckigkeit, mit der man sich an alte politisch-religiöse Theoreme klammert. Auch die Schöpfung des Gedankens soll eine abgeschlossne sein. Thorheit! Das Leben wäre ein grenzenloser Unsinn wenn es als etwas Anderes als eine Reihe von Experimenten aufgefaßt würde. Diese Annahme negirt allerdings die orthodoxe Gottesidee, — jede andere aber, und das sei den Orthodoxen nochmals gesagt, speit ihr in's Gesicht, denn das Böse, das von jener Seite nun notwendig auch anerkannt werden muß, ist und bleibt ein ewiger Schandfleck an ihrem Regenten, den weder Weihrauch noch alle Psalmen Davids wegwaschen können. — Alexander der Große fürchtete nichts mehr als daß sein Vater ihm nichts zu thun übrig lassen könnte! Die Menschen im Allgemeinen denken anders, sie halten es mit Denen, die ihnen sagen, es ist euch Alles schon vorgedacht, ihr braucht nur im Umrisse an das zu glauben was wir euch erzählen, so könnt ihr euch die Mühe des Denkens ganz ersparen. In dieser Trägheit liegt die Möglichkeit aller möglichen Religioserien ohne alle Religion. Religion,

d. h. das Verhältniß des Individuums zum Allgemeinen, das Gefühl einer Verbindung zwischen Beiden, — wie die Übersetzung des Katechismusbegriffs in's Vernünftige lautet ohne etwas daran zu ändern, — ist wirklich ein Bedürfniß, aber es wird nicht durch Redensarten, sondern durch Erkenntniße die Licht über die Art dieses Verhältnisses verbreiten, befriedigt. Jedes hohe Gefühl in der Richtung des „Ewigen", (um einen technischen Ausdruck zu brauchen,) und jedes Eindringen in den unendlichen Schatz des von der Natur Dargebotenen ist Gebet im Sinne der wahren Religion, die endlich die Afterreligionen verdrängen muß insofern sie ihr gänzlich fremd und fern sind. Es steht durch Geständniß und Erfahrung fest, daß es den bis jetzt angewendeten religiösen Doktrinen weder gelungen ist, noch gelingen kann die Menschen sittlich zu machen; es steht ferner fest, daß es allen bisherigen Staatsformen ebensowenig geglückt ist dies Ziel zu erreichen und es ist endlich mehr als wahrscheinlich, daß die moderne Social-Republik, der wol die nächste Zukunft gehören dürfte, auch nicht im Stande sein wird Wesentliches dafür zu thun: man wird also immer wieder neue Wege anbahnen müssen bis man endlich allgemein zu der Höhe der Erkenntniß kömmt, daß die Sittlichkeit mit Kirche, Staat und formulirter Gesellschaft unverträglich und geradezu unmöglich ist. In dem Moment erst, in dem das In-

viduum als ſolches ſelbſtändig daſteht, iſt ihm die Sittlichkeit zur Exiſtenz notwendig geworden und es hat außerdem, da es nach keiner Seite Geſetzen, Befehlen und Vorſchriften begegnet, nun wirklich die Fähigkeit gewonnen frei ſittlich zu ſein, da es für Alles und Jedes ſelbſt verantwortlich iſt. So ſind die Squatters nach Allem was man von ihnen weiß in der That die ſittlichſten Menſchen, die bisjetzt exiſtiren. Die Sittlichkeit des Menſchen iſt nur möglich wo alle Regierung, himmliſche und irdiſche, gottgnädige und gefroren republikaniſche aufhört und das Individuum für ſich denkend und handelnd auftritt. Das Band, daß dann die Individuen an einander und das Einzelne an das Ganze ketten wird, iſt Religion im wahren Sinne.

Es iſt ein Gouvernement ſo ſchlecht als das andere; ſo lang die Welt ſich gouverniren läßt, ſind noch nicht alle Organe in Funktion, noch nicht alle Hebel in Bewegung, die Thätigkeit iſt noch nicht die volle, allgemeine; der Morgen der Menſchheit bricht erſt an wenn man nirgend mehr ſchreit: „Nieder mit der Regierung!“ ſondern: „Fort mit den Geſetzen!“ — Es iſt eine elende Lüge und Verleumdung, daß damit Mord und Brand und alle Greuel und Schrecken beginnen müſſen, und daß die Civiliſation damit für immer vernichtet ſei. Sobald dieſer Ruf erſt von den Menſchen ausgeht, ſtehn ſie zu hoch um ſich wegzu-

werfen. Der freie Menſch kann nicht ſchlecht ſein. Man kennt bis jetzt nur durch Regiertſein, Geſetze und Konfeſſionen korrumpirte Menſchen, daher das Mißtrauen gegen die Menſchheit. Der freie Menſch iſt ſtolz und der Stolze iſt immer ſittlich, denn er wirft ſich nicht weg; Sklaven ſind hochmütig wenn ſie ſich einmal putzen dürfen oder ihren Herren entlaufen ſind. Sie ſind hochmütig, gemein und rachgierig. Der freie Menſch iſt ſtolz und edel und darum ſittlich: es gibt aber keine Freiheit ſo lang es ein Gouvernement, ſo lang es Geſetze gibt. Die chriſtlich-germaniſchen Ehrenwächter der offiziellen Unſittlichkeit, vertreten durch Talar und Uniform, Conſiſtorien und Parlamente werden einen ſolchen Gedanken heillos nennen, — wir werden ihnen aber erſt antworten, wenn ſie uns nicht mehr wie jetzt mit dem köſtlich naiven Geſtändniß ihrer Unzulänglichkeit neben ihrer Anmaßung abſoluter Unfehlbarkeit kommen. Sie anders als ſpottweiſe angreifen hieße ſie anerkennen und Dinge, die man in der Logik contradictio in adjecto zu nennen pflegt, wie eben unzulängliche Heilsunfehlbarkeit, wiſſen wir nicht anzuerkennen. Sagten Sie doch lieber umgekehrt: unfehlbare Heilsunzulänglichkeit, das hätte Sinn und paßte auf den offiziellen Kultus, die Staatsformen und die Geſellſchaft.

Sie geſtehn ihre Schwäche ſelbſt und wollen doch verſtockt bleiben wie ſie ſind, vertheidigen ſich blutig

und grauſam, leiten ihre Exiſtenz von Gott ab, ihre Schwäche natürlich auch ..... es wäre unbegreiflich wenn man in dieſer Zuſammenſtellung nicht den Kreislauf ihrer Widerſinnigkeit erkennen ſollte.

Der Poſitivismus iſt eine komplette Krankheit, und die Sucht eine Grenze vor ſich zu ſehn, bornirt zu ſein, die rätſelhafteſte aller Manien.

Nach Rafael kein Maler, der über ihn hinaus kann, nach Goethe kein Dichter, der ihn erreicht .... Bei den Dichtern begnügt man ſich allerdings mit einzelnen Branchen und wird in der Ausſchließung faſt provinziell. Frankreich hat Corneille und Racine zu Grenzpfählen, — und doch dürften Viele V. Hugo und Lamartine dieſen Heroen des Stelzkothurns vorziehen; England hat Shakespeare und Milton, — aber man wird Byron und Thomas Moore nicht ein Blättchen ihres Kranzes rauben können; und Deutſchland hat nach Goethe und Schiller ebenfalls Namen aufzuweiſen, die etwas gethan haben und es beſitzt endlich Kräfte die noch viel verſprechen. Homer gibt in den beiden Gedichten, die ſeinen Namen tragen, nicht blos eine Fülle von Geſtalten und Handlungen, ſondern die Gedichte ſind das einzige Werk, das uns direkt und zwiſchen den Zeilen die Kulturgeſchichte eines großen Volkes und einer großen Zeit aufbewahrt hat. Taſſo's befreites Jeruſalem thut daſſelbe. Simrock ſchildert in ſeinem Heldenbuche ebenſo die germaniſche

Mythenzeit: — aber wer kann ſagen, daß damit das Epos abgethan iſt? Gibt es keine großen Stoffe mehr? — Wir könnten noch hinzufügen, daß die Iliade, die Odyſſee, das befreite Jeruſalem und das Heldenbuch in ihrem höchſten Weſen politiſche Gedichte ſind, und hätten ſo einen neuen Vertheidigungsgrund für die Theilnahme der Kunſt an dem Leben der Zeit, — aber die Tendenz in der Kunſt iſt ja trotz aller Heuler ein fait accompli das keiner Motivirung bedarf. Wer Horaz und die Sirventen der Troubadours kennt, wer überhaubt ein größeres Gebiet poetiſcher Produktion überſieht, kann über die Berechtigung der Kunſt an dem Streben der Zeiten Theil zu nehmen, ohnehin nie in Zweifel geweſen ſein. Der wirkliche Dichter wird immer im Stande ſein den Stoff ſchön zu geſtalten, wie er ſich hüten wird geronnenes Blut und zerhackte Schädel als einzige Blüten zu präſentiren. — Simrock's Heldenbuch, ein Werk, das Keiner miſſen ſollte, der das Schöne, auch wenn es zugleich großartig iſt, zu faſſen vermag, umrahmt den ganzen Sagenſchatz germaniſcher Vorzeit und bindet einen Strauß kernhafter urkräftiger poetiſcher Geſtalten zuſammen. Es iſt nicht nur die größte derartige Erſcheinung, die wir kennen, ſondern es iſt auch die reichſte, ſinnigſte, prächtigſte und anmutigſte. Es ſoll Keiner ſagen, daß wir wirklich nach A. Grün „der Neuzeit Orchideen“ ſind die an der Erde hinkriechen, ſo lang wir ihm

eine ſolche allerneueſte Titanenarbeit entgegen ſtellen können.. Leſet Simrock's Heldenbuch und der Stabilismus, der mit Goethe hinter allen großen Schöpfungen einen Punkt gemacht glaubt, wird ſich bequemen müſſen ihn in ein Komma zu verwandeln.

Es heißt das Genie leugnen, und das iſt wirklicher Atheismus, wenn man das Weiterſchaffen des Gedankens leugnet. Das Genie iſt ja eben das Ewigneue, das ſtets Niedageweſnes bringt. Im Genie macht ſich die Univerſalberechtigung des Individuums in ihrem ganzen Umfange geltend. Jedes Genie iſt das Prototyp einer ganzen Richtung, einer ganzen Zeit. Es iſt unabhängig von Antecedentien, es ſteht in unmittelbarem Verkehre mit dem Weltganzen, und man kann ſein Werden nur dadurch erklären, daß man innigſte Harmonie in dem Gegeneinanderwiegen ſeines Organismus und der zeitweiligen Weltorganiſation annimmt, ſo daß der Rapport des Individuums mit dem Allgemeinen ein überaus leichter und ungeſtörter iſt.

Und es gibt Genies, wie es deren gab. Man kann ſie nicht aus der Welt leugnen, und mit dem Genie iſt die Fähigkeit Neues zu ſchaffen abermals und immer gegeben. Man kann unmöglich ein Gemälde von C. F. Leſſing ſehn ohne zu fühlen, daß man einer durch und durch genialen Natur gegenüber ſteht. In der Hiſtorienmalerei war vor ihm ſchon Größtes geleiſtet, der Dämonismus des Genies hatte

ſich in dieſer Richtung ſchon wiederholt und mannigfaltig geltend gemacht, der Schöpfungsdrang ſtrebte darum naturgemäß einer neuen Phaſe entgegen, einer Phaſe, deren Spitze Leſſing repräſentirt. Sein eigentlichſtes Feld iſt die Landſchaft, die erſt er zu einer ungeahnten Höhe gebracht. Wir treten weder Salvator Roſa, noch Claude oder Pouſſin zu nahe, wenn wir einen beſondern Accent auf dieſen Satz legen. Bei Leſſing iſt es nicht allein die „Minute“ in der Natur, nicht allein, daß man genau weiß, wenn, wie und wo der Gedanke des Werkes empfangen worden, ſondern beſonders die konkrete, realiſtiſche Darſtellungsweiſe, durch die ſein Pinſel jedem Baume, jeder Pflanze gewiſſermaßen individuelle Berechtigung gibt. Seine Bäume ſind neugeſchaffne, belebte Weſen, die athmen und fühlen müſſen, die ihre Wahrheit und Lebensnotwendigkeit in ſich ſelbſt mitbringen. Seine Felſen, ſeine Grashalme, ſeine Wolken und ſeine Luft treten mit derſelben kühnen Sicherheit auf, er malt nie einen Baum, einen Felſen, ſondern ſtets ſieht uns der Baum und der Fels entgegen, ein Ding das grade durch ſein ſcheinbares Auf ſich ſelbſt geſetzt ſein typiſch wird. Das iſt das Geheimniß des Realismus. Dämoniſches Leben, und das Genie lebt ſtets dämoniſch, kann ſich gar nicht abgeblaßt und durch die Abſtraktion zum Schemen ausgeſogen zeigen, es greift in's Ganze keck und entſchieden hinein, reißt ein Stück heraus,

formt und modellirt es dreist und wird sich der neuen Regel die es gefunden erst am Gefundenen selbst bewußt. Die Anwendung existirt vor der Regel, wie die Welt vor allen Kosmogonien. Genies sind Besessene, sie sind in ihrer anscheinend schrankenlosen Freiheit Sklaven der Sehnsucht, des allerinnerlichsten Gefühles, des allerunerklärbarsten, rätselhaftesten und unruhigsten Elements in der Natur wie in der Menschenbrust. Humor, Tiefe der Empfindung, Andacht, Kühnheit in der Gestaltung, Kontraste, Ironie, jene Bosheit die zwischen Liebe und Haß emporwächst und ihre Früchte nach beiden Seiten abschüttelt, Bizarrerien und Schroffheiten selbst, Dissonanzen die nirgend Lösung und Versöhnung finden weil in der Natur selbst Unversöhntes und Kämpfendes liegt, weil ihr ewiger Jubel zugleich eine ewige Klage ist, — all' diese Eigenschaften sind Ausflüsse und Lebensäußerungen jener großen urgewaltigen Sehnsucht, jenes unverantwortlichen dämonischen Triebes, der das Naturganze wie das Genie durchdringt und beherrscht. „Der Geist des Herrn kam über ihn!" sagte man vordem; „der Dämon packte ihn!" hieß es später; „er ist ein Genie!" sagen wir jetzt. Die Worte sind gewechselt, die Sache ist dieselbe. Das Genie empfängt unmittelbar und gebiert auf seine Weise ohne Rechenschaft zu geben und Rechenschaft schuldig zu sein, es wagt den Wurf

und ſein Werk ſteht in letzter Inſtanz über Lob und Tadel weil es ſo werden mußte wie es geworden.

Und ſo ſind Leſſing's Landſchaften alle gedacht und gemalt, es iſt ein neues Bewußtſein darin, eine neue Welt, die von der Kunſtkritik „hiſtoriſche" Landſchaft genannt werden mag, wenn es ihr um einen Namen zu thun iſt, da ſie nun doch, wie es der Kritik dem Genie gegenüber immer geht, kein Fach in Bereitſchaft hatte dieſe Leiſtungen einzuſchachteln.

Die Natur ſchafft Neues, ſie kann und muß es, denn die Natur iſt ja ganz in der Hand des Dämons, ſie iſt der Dämon ſelbſt und das ewige Genie voll ewiger Sehnſucht. Das Abnorme wird durch ſie Norm einer neuen Reihe und das was die Blödheit Unnatur heißt, iſt einfach dadurch Natur, daß es iſt. Die Kritik macht es ſich köſtlich leicht, wenn ſie ſogenannt unwahrſcheinliche Geſtalten für unwahr hält, weil ſie nicht eben Gaſſenhauer ſind, die in jeder Drehorgelwalze ſtecken, oder nicht Schlöſſer, für die alle Welt den Schlüſſel in der Taſche trägt. Wir wehren uns gegen das Fremdartige, wir weichen dem Dämoniſchen aus weil es etwas Unheimliches hat, weil alle lebendigen Rätſel der platten Gewohnheit hohnſprechen und wir ängſtlich werden, mitleidig ängſtlich vielleicht, wenn wir Jemand von der chauſſirten Bahn in's für uns Unwegſame ablenken ſehn. Das iſt philiſterhaft, aber erklärlich und oft anerkennens-

wert, — nur negirt die eigne Unfähigkeit nicht die Fähigkeit des Andern. Wir wollen zugeben, daß das Genie der Gesellschaft unbequem ist, weil die personifizirte Sehnsucht Unruhe stiften muß, wir gestehen selbst ein, daß es gehaßt werden kann weil es zu leicht in die Versuchung kommt Schellen an die gleichmütige Nachtkappe der Kategorienreiter und Traditionspriester zu heften, — aber sein Recht oder gar seine Existenz, die Existenz und Berechtigung des Neuen, Ungewöhnlichen, gleichviel ob es gut oder schlimm, zu leugnen, das ist — albern und einseitig!

Craw war ein Mensch, den man sonst von vornherein negiren müßte, ein ganz wunderlicher, tief in das Leben versenkter und doch mitten aus dem Leben herausgeriss'ner Charakter. Er hatte Interesse, Anhänglichkeit sogar für Alles und lebte doch wieder mit Allem in heißester Fehde. Eklektiker im äußersten Sinne des Wortes, in jedem Systeme, in jeder Richtung des Gedankens Brauchbares und Schönes entdeckend und darum mit warmer Theilnahme zu den entgegengesetztesten Bestrebungen gezogen, wurde er gleichwohl von allen Seiten angefeindet, da seine Konsequenzen durch die Zusammenstellung verschiedenster Bedingungen, die erst in seinem Kopfe Gleichberechtigung erhielten, notwendig heterodox werden mußten. Man nannte das inkonsequent weil man nicht zu begreifen im Stande war, daß nicht Willkür sondern ein fester Plan

ihn bei seinem Eklektizismus leitete; man nannte ihn unklar weil es Denen die sein Wesen nicht erkannten oder nicht zu verstehen vermochten oft schien als ob er bald im einen, bald im andern Lager fuße. Die Lösung des Rätsels liegt darin, daß er nur das Humane suchte und Splitter des Humanismus in der That allenthalben fand. Diese einzelnen Stralen in einem Brennpunkte zu vereinen war das was ihm die Lebensaufgabe des Menschen schien; für die ihm speziell zugefallne hielt er dahin zu wirken, daß möglichst viele Menschen mit weniger Vorurteil an die Liebe und mit mehr an den Haß gehn. Er wollte hindern, daß Kastenliebe und Kastenhaß, wie Nationalliebe und Nationalhaß, so weit diese letzteren etwa wirklich existiren, ein Feld haben oder gar ein neues gewinnen. Der Herr sollte nicht den Proletarier von vornherein für einen Lumpen und dieser den Herrn nicht für einen Schurken halten blos weil die Verhältnisse ihn oft jetzt noch zwingen Herr zu sein: es war seine feste Überzeugung, daß der kleine Krieg zwischen den Kasten grade die Schranken halte und daß es endlich ein Unrecht sei feindselig gegenüber zu stellen was zusammen gehöre, statt dahin zu streben, daß gegenseitige Achtung eine Näherung möglich mache und der Fortschritt sich so aus dem Stolze eines freudigen Bewußtseins entwickle. Ob er darin zu weit ging, ist schwer zu sagen; im Prinzip auf keinen Fall, vielleicht aber in dem

Punkte, daß er das letzte für jetzt erkennbare Ziel anſtrebte und ſo trotz ſeiner ſonſt durchweg praktiſchen Richtung die Mittel für die Durchgangspunkte, für den zunächſt liegenden Fortſchritt überſah und der Berechnung nicht wert hielt. Dies iſolirte ſeine Bemühungen und hatte den weſentlichen Nachtheil ihm ab und zu die Sympathie ſeiner Freunde zu rauben und endlich gewiſſe Schwankungen in ſeiner Stellung zur Geſellſchaft im engeren Sinne hervor zu rufen die ihn herber machten als er ſein wollte. Dies Moment wirkte indeß nur auf ſein Privatleben, das ohnehin eigentümlich abgeſchloſſen war und einen bewölkten Hintergrund hatte, obgleich kaum Jemand wußte was ſeine Hoffnungen zerſtört. Er wollte nichts mehr für ſich und gab ſich rückſichtslos Jedem, ſo lang er Einfluß haben konnte. „Man kann mich nicht betrügen," ſagte er oft, „denn ich glaube nichts, was Freundliches man mir auch ſage, und thue den Andern nur wohl weil es die einzige Möglichkeit iſt mir ſelbſt zu genügen!"

Jeder, auch der Elendeſte, hat ſeinen Glanzfleck, der ihn verklärt, eine Handhabe, an der er zum Edlen gehoben werden kann, und Jeder, auch der Edelſte iſt wieder mit einer Achillesferſe behaftet, in der ſchon die geringſte Wunde brandig wird und die Vernichtung des ganzen Menſchen herbeiführen kann. Craw's Verklärung war ſein unerſchütterliches Vertrauen zu einer

endlichen Vermenſchlichung der Menſchen, er liebte ſie, weil er ihre Zukunft achtete; ſeine Achillesferſe bot dagegen das Mißtrauen, das er faſt durchgehends allen Menſchen entgegen trug, er haßte ſie weil ſie durch ihre tauſend Bornirtheiten ihr eignes Heil in die Ferne ſchoben. Dieſer ſonderbare Zwieſpalt trieb ihn gleicherweiſe in das Leben und aus demſelben, hetzte ihn müde und ließ ihn nur recht zum Genuſſe kommen wenn er mit dem in der Natur allein war was groß und beſcheiden ſeine Beſtimmung erfüllt, Wald, Feld, Luft und Waſſer. Er war ſomit nach Alldieſem einer jener Männer, die trotz der höchſten Befähigung Bedeutendes zu thun, nur indirekt und zufällig wirken weil ſie ihren Wirkungskreis zugleich zu groß und zu eng ſtecken.

Nur in ſeinem Verhältniſſe zu Richard Heeren klang ein vollkommen reiner, faſt rührender Glockenton innigſter Zärtlichkeit durch. Ihn liebte er, grundlos und unergründlich wie die Liebe immer iſt, er liebte ihn, wenn man ſo ſagen mag, wie eine Mutter ihr Kind: trotz alledem und alledem.

Heeren war in Hehlenried unter der Firma eines Sekretärs des Grafen angeſtellt und ſtand, wie wir bereits geſehn, in nicht beſonders angenehmen Beziehungen zur Familie, ſo daß ihm Craw's Freundſchaft oder Protektion, wie die Gräfin es zu nennen pflegte, aus mehr als einem Grunde nottha t. Im Ganzen

wenig beſchäftigt, von der Schloßgeſellſchaft ausgeſchloſſen und ſich ſelbſt überlaſſen, war er, wenn das Wetter es irgend erlaubte, zu beſtimmten Stunden täglich auf dem Wege nach Sauſeneck. Er kam mit Craw, der ebenſo regelmäßig Hehlenried beſuchte, zurück und begleitete ihn am Abend mindeſtens noch eine Strecke, wenn er nicht vorzog ſelbſt die Nacht in ſeinem Hauſe zuzubringen. Heeren war in eine neue Entwickelungsphaſe getreten, er hatte, wie Craw ihm vorher geſagt, die Bequemlichkeit bei Seite geſetzt und neben dem Ziele, das ihm von fremder Hand gezeigt worden, ſein eignes in's Auge gefaßt, er war in direkte und bewußte Beziehung zum Leben getreten.

Am Tage nach Tetarskoff's Ankunft kam er früher als ſonſt nach Sauſeneck und warf ſich erſchöpft auf eine der großen Matratzen, die Craw nach orientaliſcher Weiſe in ſeinem Salon an den Wänden liegen hatte.

„Die ganze Nacht gearbeitet! rief er, „und was gearbeitet? Zahlenabſchlüſſe, Latus und Transport, in jeder Kolonne ein Todesurteil das nur noch der Beſtätigung bedarf um ſofort die Exekution herbei zu führen. Und die Leute ſind nicht einmal in vollem Maße ſchuldig . . . . .“

„Was ſagt Tetarskoff?“

„Nichts, wie gewöhnlich! Er freute ſich wie ein Teufel ſich freuen kann. Er ſaß da mit gerunzelten Brauen, geſchloſſenen Augen und lächelnden Lippen;

der Menſch hatte ein abſcheuliches Geſicht während meines ganzen Vortrags. Als ich geendet, ſeufzte und lachte er zugleich, ſo daß er mir in einem andern Momente lächerlich erſchienen wäre. Dann nahm er die Papiere zuſammen, durchlief die Spalten nochmals haſtig, legte Alles ſorgſam in ſeine Chatoulle und ſpazirte endlich in einer Weiſe durch das Zimmer, daß ich jeden Augenblick erwartete ihn entweder mit dem Ofen, dem Fenſter oder irgend einem Stuhle in Conflikt zu ſehn. Du hätteſt dieſe hundert Nüancen von Freude, Stolz, Wahnſinn, Spott, Haß und Rachſucht in ſeinem Geſichte ſehn müſſen um zu begreifen, daß es unmöglich iſt und bleibt, daß ich zu dieſem Manne Herz faſſe . . ."

„Dafür haſt Du einen andern Grund als die phyſiognomiſchen Studien von geſtern Nacht und die Rechnungsabſchlüſſe! Erzähle nur weiter. Du weißt wie ſehr mich der Verlauf der ganzen Sache intereſſirt!"

„Ich fragte endlich in ſeine Promenade hinein, ob er meiner noch bedürfe? Er fuhr aus ſeinen Träumen auf, griff an die Stirn, ſah mich einen Augenblick offenbar ohne irgend etwas zu ſehn mit ſeinen gläſernen Augen an, dann fragte er ganz unheimlich leiſe: „Und das Papier das Sie ſuchen ſollten, wo bleibt das Papier?" Das iſt nun ſeine fixe Idee. Nachdem es mir endlich geglückt aus all dem alten Wuſte von Urkunden und Akten das Teſtament eines längſtverſtorbenen Majoratsherrn heraus zu kramen

und dadurch eine neue Verwickelung der Verhältniſſe, neue Verlegenheiten für die Familie herbei zu führen, will er durchaus, daß ſich Papiere vorfinden, die nach Allem was ich darüber erfahren konnte gar nicht exiſtiren können und nie exiſtirt haben. Das Teſtament, deſſen Kopie ich ſofort nach Paris expedirte, und das von dort aus gegen das Intereſſe der Familie und wie ich meine gegen alles Recht gemißbraucht worden, hat mich der Gräfin gegenüber mehr noch als vorher in eine ſchiefe Lage gebracht, das ewige Fragen nach Dingen von denen ſie nichts weiß, erbittert ſie immer mehr und rechtfertigt mit der Teſtamentsgeſchichte zuſammen das Mißtrauen mit dem ſie jeden Streifen Papier in meiner Hand betrachtet. Jeder Zettel iſt eine Waffe gegen ſie . . ."

„Und Richard Heeren, den ſie für ſo weich und mild wie eine Kräuterſuppe ohne Pfeffer zu halten vorgibt, iſt der bis an die Zähne Gewappnete, der all dieſe vergifteten Waffen gegen ſie ſchmiedet! Sieh mein Junge, das iſt die Ironie des Lebens, daß es Dir unmöglich gemacht iſt Dein Ziel zu verfolgen und daß Du es grade darum — erreichen wirſt, wenn mich nicht Alles täuſcht!"

„Unſinn! Wie kannſt Du nur ſpotten und höhnen wo es ſich um die Zukunft eines Weſens handelt, das mit allem Anrechte an Glück durch die Schuld Anderer in eine Kataſtrofe verwickelt wird, die furchtbar ſein

muß und um ſo furchtbarer wird als das Kind keine Ahnung davon hat. Du mißverſtehſt mein Gefühl für Comteſſe Luiſe ....“

„Das iſt köſtlich! Comteſſe Luiſe! Lieber Richard, wir ſind in ein Stadium getreten, das auch zu einer zwar für uns geahnten und nicht furchtbaren Kataſtrofe aber immer zu einer Kataſtrofe drängt, die nach einer andern Seite hin ebenſo furchtbar und ungeahnt ſein dürfte als die papierne, deren Maſchinenmeiſter der pariſer Herr iſt. Seit wann ſagen wir Comteſſe? Seit wann mißverſtehe ich Gefühle, deren Natur Du ſelbſt ſchon beim leiſeſten Antippen dadurch verrätſt, daß Du ohne Weiteres begreifſt wovon die Rede iſt? Mut, mein Junge, Mut! Es iſt wieder die Ironie des Lebens, daß gar zu gern ſchmucke, duftige, friſche Kletterroſen ihre Blütenzweige über Ruinen breiten. Sieh zu, wenn Alles in Trümmer fliegt, ſo biſt Du's der ſein Röschen bricht und ſein Neſt baut, wo den Andern Alles zerſchlagen und verdorben worden!“

„Ich möcht's nicht um ſolchen Preis!“

„Kannſt Du's hindern? Kann ich's? Wenn die Menſchen nicht immer morſche und gebrechliche Stützen an Alles brächten was einſtürzen will, ſondern fallen ließen was fallen muß, ſo gäb's weniger Unglücksfälle im Lande. Es iſt falſche Sentimentalität, aus Trauer über den Untergang einer verbrauchten Welt die Geſtaltung einer neuen zu verſäumen. Es fällt doch nichts

ehe es reif oder wurmstichig ist, in beiden Fällen ist nichts daran zu halten. Das ist mein Fatalismus. Du erkennst ihn praktisch an wie alle Welt, ich habe nur das vor Dir und den andern voraus, daß ich mir seiner bewußt bin. Mische Dich nicht in diesen Kampf, wehre nicht ab, Gräfin Hehlen ist Tetarskoff gewachsen.

„Es gibt da einen Kampf, der um so interessanter ist als die entscheidende Schlacht endlich auch die Motive des ganzen Krieges enträtseln muß, es mag nun siegen wer da kann. Und zweifelhaft ist der Sieg trotz der scheinbaren Übermacht Tetarskoff's, er hat etwas das ich an Cecile Hehlen bis jetzt durchaus nicht entdecken konnte, er hat eine weiche Saite in sich, einen alten Schmerz der nachklingt und den man spannen kann. Und was schlimm für ihn ist, die Sache ist verraten, von vornherein verraten auf die grellste Weise von der Welt. Seine Gegnerin ist im Momente schon genau davon unterrichtet und wird ihren Angriffsplan danach modifiziren . . . . ."

„Ich verstehe Dich nicht. Tetarskoff hätte etwas verraten? Dieser Mensch, der eine Zahl, eine Kettenregel von einem Ende zum andern ist, hätte eine weiche Saite in sich? Unmöglich! Ich würde eher glauben, daß er hinter solcher Maske etwas versteckt und damit täuschen will."

„Sagte ich das, so wärst Du der Erste der mich dafür ausschelten zu müssen glaubte. Indeß hast Du

recht, auch ich geriet außer Faſſung und die einzig Gefaßte in dem ſonderbaren Augenblicke, die Perſon, der wir verdanken was wir nun wiſſen war Comteſſe Luiſe!“

„Luiſe! O ſie hat Mut und Geiſtesgegenwart . . . .“

„Himmel, Du benutzſt die geringſte Gelegenheit der kleinen Gräfin eine Lobrede zu halten ehe Du noch weiſt wovon die Rede iſt. Mein alter Junge, glaubſt Du denn man müſſe Craw-Gillen heißen um die „Art Deines Gefühles“ zu verſtehen wenn Du in dieſer Weiſe zu Werke gehſt?“

„Wirſt Du nun erzählen!“

„Sofort, denn es iſt mir zu klar, daß es Dir — Tetarskoff's wegen intereſſant iſt zu wiſſen was vorgegangen.“

„Du haſt heute Deine Spötterlaune, dann biſt Du unausſtehlich!“

„Die Gräfin behaubtet ich ſei nur dann genießbar. Übrigens ſpotte ich nicht, ſondern foppe Dich nur nach Verdienſt weil Du mich belügen wollteſt . . . . . Laſſe es gut ſein, man braucht mir nicht immer Alles zu ſagen damit ich Alles weiß! Höre nur. — Luiſe wurde geſtern mit Wetterheimb und mir ausgeſchickt um den pariſer Bären einzufangen. Wir poſtirten uns ſo gut, daß wir ihn ſchon eine Strecke weit ſahen ehe er noch

den Park erreicht hatte. Er kam vom Friedhofe und ging sehr langsam . . . .“

„Sonderbar! Seine erste Frage war, ob ich mitunter den Friedhof besuche? Als er mein erstauntes Gesicht sah setzte er schneidender als mir nötig schien hinzu, daß ihm die Aussicht von dort ausnehmend gefalle und er mich für einen Liebhaber schöner Landschaften gehalten habe.“

„Genug, er kam vom Friedhofe, sein Gang war matt und schwankend als sei er tief ergriffen und brauche Zeit sich zu sammeln. So erklärten wir es uns wenigstens hernach als wir ihn näher sahen, denn in der Entfernung schien er wirklich wie Wetterheimb auch behaubtete, eher betrunken als nüchtern. Ich hatte nebenbei Gründe seine Geistesgegenwart auf eine Probe zu stellen und kam ihm denn mit den Andern nicht so entgegen, daß er uns von weitem sehn konnte, sondern bog in seinen Weg von einem Seitengange aus plötzlich ein, so daß wir dicht vor ihm standen ohne daß er sich vorher aus seinen Traümen herauszuwickeln im Stande war. Er verwickelte sich im ersten Schreck auch richtig in ihre Garne und strauchelte. Es war noch hell genug um sein Gesicht zu sehn und jeden Zug zu beobachten. Weißt Du, daß der Mann geweint hatte, daß seine Wimpern naß waren und seine Muskeln schlaff, seine Kraft gebrochen, daß er uns mit blöden, ängstlichen Blicken ansah wie Einer der bittet daß man

ihm um alle Welt mit einer lauten Silbe verwiſche was ſein Hirn eben ausgebrütet? Ich war, wie natürlich, der am meiſten Überraſchte und im Augenblicke nicht fähig zu wiſſen was geſchehen müſſe; Wetterheimb verſuchte ſich vorzuſtellen und wollte ihm mit einer artigen Redensart über ſeine durch die Reiſe bewirkte Abſpannung den Arm bieten, aber ehe noch von uns irgend etwas gethan war um den Angewurzelten, deſſen Arme ſchlaff herunterhingen, aus ſeiner Lage zu ziehen, war uns Luiſe ſchon zuvor gekommen. Ohne die ſtieren, ehrlich geſtanden, recht widrigen Blicke, die er in ihr Geſicht komplet hinein dolchte, zu beachten, hatte ſie ein kleines Flakon das ſie in der Taſche trug auf ihr Tuch geleert und dies dem Halbohnmächtigen in die Hand gegeben. Sie führte ihm ſogar, da er ſich kaum ſelbſtändig bewegen konnte ſeine Hand an's Geſicht und war ohne alle Scheu dem Fremden gegenüber ein ſorgendes Weib voller Herzlichkeit und inſtinktiver Zutraulichkeit. Wir brachten ihn bis an die nächſte Steinbank, Wetterheimb wollte Hilfe holen, Luiſe ein Glas Waſſer beſorgen, aber er bat uns durch Zeichen, zu bleiben. In der Nähe ſtand ein tüchtiger Buſch Lupine, jedes Blatt hielt mit ſeinen Fingern einen großen Tropfen Thau: Luiſe drehte aus einem Huflattigblatte einen Kelch, ſchüttelte die Tropfen hinein und brachte raſch ſoviel Naß zuſammen, daß wir dem Kranken die Schläfe damit netzen konnten. Sie ſtand

vor uns und ſah Tetarskoff ſo freundlich ermutigend in die Augen, daß dieſe Blicke ihn mehr erfriſchen mußten als all unſre Bemühungen. — Nun, Deine Augen funkeln ja bei meiner bloßen Erzählung! Ich hätte Dir die Augenweide gegönnt das zierliche Mädchen mit ſeinem dicken Feldblumenkranze um den Lupinenbuſch ſchweben und Thautropfen ſammeln zu ſehn. Jede Perle flog als eine große, im Mondlicht ſchimmernde Thräne in die grüne Düte, wie eine Thräne des Mitleids, die ſelbſt um Mitleid bittet. Moore's Peri fand keine beſſeren. Ich hätte Dir den Anblick gegönnt, er entzückte mich auch, ich ſah nie Lieblicheres und Weiblich-Kindlicheres zugleich."

„Und Tetarskoff?"

„Seine Augen ſogen ſich vollſtändig an ſeiner Pflegerin feſt, eine grenzenloſe Innigkeit, die ich in ſeinem Geſichte nie geſucht hätte, verſöhnte alle Züge. Er machte ſich endlich mit einem tiefen Seufzer, der neue Thränen an ſeine Lider hing, Luft und, als wäre außer Luiſe Niemand zugegen, ergoß ſich jetzt ein Strom von Wehlauten und Dankworten, ein Gemiſch von Schärfe und Weichheit, ſo unberechnet, ſo unmittelbar, daß er ſelbſt in dem blaſirten Wetterheimb der Jugend ihr Recht gab, Luiſe und mich aber vollkommen hinriß. Er nahm ihre Hände zwiſchen die ſeinen, drückte ſie an ſich, verſprach ihr, zu thun was ſie nur immer wünſche, kurz er war außer ſich und

ſelbſt die Bitterkeit, mit der er dazwiſchen das Bekenntniß warf wie ſehr ihn die Unfähigkeit ſchmerze ſich zu überwinden, zu ſchweigen und dem Einfluſſe des Augenblicks zu trotzen, ſprach nur für die Höhe der Macht, die dieſer Einfluß beſaß. Ich verſtand nicht Alles was er ſagen wollte, Luiſe mochte noch weniger begreifen und das Ganze für den Ausgang eines Deliriums halten, aber ſo viel ward mir klar, daß ſeine Beziehungen zu Luiſens Mutter viel älter ſein müſſen als wir glauben. Ich ſchließe das daraus, daß er Luiſe mit jener verglich als ſie im ſelben Alter ſtand und dabei herbe Worte brauchte. Das Alles war aber ſo aphoriſtiſch und dithyrambiſch zugleich, daß ſich nichts Weiteres erraten und kombiniren ließ. — Trotz alledem hat mich dabei befremdet, daß er mich, der ihn verſprochenermaßen nicht kennen darf, auch damals nicht für bekannt nahm, ſo wie daß er dann und wann Sätze im fließendſten Deutſch einſchaltete aber die Geiſtesgegenwart hatte ſie franzöſiſch zu wiederholen, — da er, wie ich hernach im Salon geſehn, den Vorſatz mitgebracht, hier vorläufig das Deutſche nicht zu verſtehn. Die andern Beiden ſcheinen es überhört zu haben, ſonſt hätte man ihm ſpäter als er leugnete jedenfalls ein Compliment geſagt und ſein Leugnen für Beſcheidenheit oder Ziererei genommen . . . . .“

„Und in dieſem Zuſtande der Auflöſung brachtet Ihr ihn in den Salon?“

„Er erholte ſich raſch genug und ſchien einen Augenblick recht verdroſſen über die Szene, deren Held er geweſen. Dann ergriff er mit der ihm eignen Geſchmeidigkeit den Vorwand für ſeine Bewegung, den ihm Wetterheimb in die Schuhe ſchob und bat uns dringend — um Niemand zu allarmiren — von dem ganzen Vorfalle nichts zu ſagen. Als wir in die Gallerie kamen, beherrſchte er ſich ſo vollſtändig, daß er wieder ganz der Tetarskoff war, der uns in Paris gegenüber geſtanden, ja er trieb die Verſtellung ſo weit, daß er ſelbſt einen Wunſch, den Luiſe für ihn in einen Befehl verwandelte und deſſen Befolgung ihm ſehr unangenehm ſein mochte, erſt zu verſtehn ſchien nachdem er überſetzt worden. Hat ihn nun der Anblick der Feindin, der ungebeugten, ſtolzen Dame die den Kampf noch aufnimmt wo ſchon Alles verloren ſcheint, erbittert und ſicher gemacht, hat ihn der Apparat, mit dem ſie ihm entgegentritt wieder mitten in ſeine Pläne geſetzt, ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß er über Nacht mehr Boden verloren hat als er leicht wieder gewinnen kann. Luiſe hat beichten müſſen und Cecile iſt nicht die Perſon die einen ſolchen augenſcheinlichen Vortheil unbenutzt läßt. Wer weiß ob ſie nicht den Eindruck den ihre Tochter gemacht, auch in Waffen oder Münzen ausprägt, ja es ſchien mir als ob ſie auf einen ſolchen im voraus gerechnet und darum

gestern Abend als sie uns aussandte ganz gegen ihre sonstige Weise Luise noch fantastisch geputzt habe."

„Ist das wieder gefoppt?"

„Nein, diesmal ist's Ernst! Das ist die Spitze des Kampfes, die ohne daß es der Schütze weiß, — er würde den Pfeil indeß auch dann nicht zurück behalten, — über das ursprüngliche Ziel hinaus treffen könnte, wenn der Schuß überhaubt treffen kann."

„Und Du sagst, daß der Eindruck ein mächtiger war?"

„Versetze Dich in die Situation, denke Dir Luise dazu und gib Dir dann die Antwort selbst. Hättest Du den pariser Russen nicht für einen fertigen Barbaren gehalten, wenn er gefühllos geblieben wäre?"

„Und Du glaubst . . .?

„Nichts glaub' ich als was ich Dir gesagt; mehr kann ich ja überhaubt nicht wissen, da in der ganzen Sache Niemand mein Vertrauen gesucht hat. Indeß meine ich, daß Du Grund genug hast ruhig zu sein, d. h. nicht beruhigt, sondern nur nicht hitzköpfig und unüberlegt. Beobachte und verlasse Dich im Notfalle auf den glücklichen Zufall, daß Du, die meinen eingerechnet, über vier gute Augen zu disponiren hast. In jedem Fall strenge Dich noch an womöglich rechtzeitig die fatalen Heiratskontrakte, auf die Tetarskoff so versessen ist, und die also wesentlich zum Gelingen seines Planes beitragen dürften, herbei zu schaffen.

Jedes Mittel das ſeine Überlegenheit ſteigert und ihm den Sieg näher rückt macht ihn für Transaktionen unzugänglicher. Ein Mann wie er gibt nicht leicht ein Werk für das er Jahre lang agitirt und maſchinirt hat am Vorabende des Sieges ſelbſt einer ganzen Collektion hübſcher Mädchen zu Liebe auf. Du arbeiteſt für Dich wenn Du ihn unterſtützeſt, laſſe den Sturm hereinbrechen, es kommt ein Moment worin grade Du vielleicht dem ſchon errungenen Siege die Kränze rauben kannſt. Exiſtiren die Papiere ſo müſſen ſie herbei . . . .“

„Tetarskoff gab mir ſogar eine ganz genaue Beſchreibung der Art ihrer urſprünglichen Verpackung, ſo daß ich ſie längſt gefunden haben müßte, wenn ſie noch in dieſer Hülle ſteckten. Im Archiv ſind ſie nicht und die Kaſſette mit Familienbriefen, die mir Anfangs auch zur Diſpoſition geſtellt worden, die ich auch flüchtig durchgewühlt, iſt der einzige nicht ſo genau unterſuchte Ort, daß ich nicht ſchwören könnte der Pack ſei nicht darin.“

„So durchſuche ihn nochmals!“

„Die Schlüſſel ſind in der Verwahrung der Gräfin, fordere ich ſie, ſo ſucht ſie erſt ſelbſt und nimmt ſicher heraus was ihr ſchädlich ſcheint.“

„Dann muß Luiſe . . . .“

„Pfui! Das kann Dein Ernſt nicht ſein!“

„Halb und halb doch. Liſt gegen Gewalt iſt ſeit je ein erlaubtes Ding, weil es notwendig iſt. Ich mag indeß gern das Mädchen aus dem Spiele laſſen wenn auch nur aus dem Grunde weil ſich's ſchwer thun ließe ohne ihr die mutmaßliche Weigerung der Mutter irgendwie zu motiviren. Ich will's ſelbſt übernehmen und werde heute noch Gelegenheit dazu finden . . . . Ich meine jetzt wäre es Zeit daß wir reiten!"

Craw ſprach nicht gern anhaltend über Dinge von reinperſönlichem Intereſſe, ſie mochten ihn ſelbſt oder Andere betreffen. Er pflegte zu ſagen: mit meinen Feinden mag ich reden wenn es notthut, für meine Freunde handle ich lieber und mache ſie höchſtens auf das Dringendſte aufmerkſam. So redſelig er alſo auch ſein konnte, wenn es galt Aufſchlüſſe zu geben oder Gedanken zu entwickeln, deren Tragweite von allgemeiner Bedeutung war, ſo einſilbig, karg und abgebrochen blieb er in ſeinen Andeutungen im erſtern Falle. Der Dialog ſtockte unterwegs vielfach da Richard nicht über das hinwegkommen konnte was ihn auf das Dringendſte berührte und er deßhalb unzugänglich für den Gedankengang Craw's blieb, der unterdeſſen auf national-ökonomiſches Gebiet deſertirt war. Einer hörte den Anderen kaum an, ſo daß endlich Beide ſchwiegen und ſtumm in Hehlenried ankamen. Richard war verſtimmt und erwiederte Craw's

Handdruck nur lau als er im Schloßhofe von ihm ſchied. Craw zuckte die Achſeln und ſagte: „Das gibt ſich!“

Heeren ging in ſeine Wohnung, die in einem Seitengebäude des Schloſſes lag, Craw bog in die Gallerie.

Der Himmel hatte eine ſchlechtgebleichte Serviette umgeknüpft, die ſeitwerts grell angeleuchtet wurde; er ſah aus als ſäße er in einem Bierkeller voller Tabacksdampf, tränke Bock und äße Rettig dazu. Er hatte mit einem Worte eine widerliche, confiscible Phyſiognomie voller ſchielender Lichter, die wie eben ſo viel verſchiedne Arten von Grinſen über ſein ganzes breites und plattes Geſicht hinhüpften, die Zähne fletſchten und dazwiſchen altklug die Naſen rümpften. Iſt man zu Zwei, ſo läßt ſich das Unangenehme ſolchen Wetters überſehn oder vergeſſen, iſt man aber allein, ſo überrieſelt uns dieſe froſtige, nichtsſagende Geſchwätzigkeit eiskalt, wir wenden dem Himmel und der Erde den Rücken zu und befinden uns in unſern Mauern ſo wohl, wie nie zuvor.

Luiſe ſaß in der Bibliothek und ſtickte.

„Mir iſt es mitunter als habe die Natur ab und zu die fixe Idee Menſch zu ſein,“ ſagte ihr Craw, „und wie es bei Nachäffungen immer geht, die angeborne, individuelle Liebenswürdigkeit wird für irgend eine miſerable Thorheit abgeſtreift. Die Natur hat dann Launen

wie die Menſchen und bringt ſtatt ihrer kräftigen, markigen, edlen, ganz jämmerlich elende Menſchenlaunen zu Markte. Sie ſchmollt und ſitzt im Winkel, ja ſie zittert am ganzen Leibe recht wie eine junge Frau die nebenbei fürchtet man könnte ihr Schmollen für Ernſt nehmen und danach handeln. Da, ſehn Sie nur wie die Bäume mit ihrem ſchmalen Grün zuſammen kauern, wie Aſt auf Aſt hockt, als wollten ſie ein Bischen Wärme von einander borgen. Die Schafe ſtecken in der Mittagsſchwüle die Köpfe zuſammen und ſuchen ſo eins in des anderen Schatten Schutz: ſo machen es die Linden heute auch. Der Saft tritt in den Zweigen für zwei Tage zurück, Sie ſollen ſehn die Blätter bekommen braune Spitzen . . . . .“

„Hat Sie denn der Ruſſe auch bezaubert oder was iſt es, daß heute alle Welt, mich ausgenommen, mißvergnügt und unzufrieden ſcheint? Sie ſchelten ihre liebſte Freundin, die Natur, wie wird es da erſt uns gehn?“

„Nur Sie ſind hier im Hauſe heiter? Wie kommt das?“

„Mama iſt ſo gut gegen mich geweſen; ſie hat mich geſtern Abend noch, als ich fürchtete geſcholten zu werden, ſehr gelobt und iſt ſeit da freundlicher als je zuvor. — Sie glauben mir nicht, weil Sie überhaubt nicht glauben, daß Mama herzlich ſein kann,

aber es iſt wie ich Ihnen ſage. Darum iſt mir ſo wohl und leicht.“

„Und mir ſo trüb und ſchwer!“ murmelte Craw zerſtreut.

„Wie iſt das möglich?“ fragte Luiſe die ihn dennoch verſtanden hatte.

„Sagt' ich etwas?“

„Nun, das iſt doch arg, daß Sie nicht einmal mehr wiſſen ob Sie etwas ſagen oder nicht. Wie ſoll man denn gar erſt Rechenſchaft über das Geſagte ſelbſt von Ihnen fordern. — Sind Sie ernſtlich betrübt, lieber Craw?“ ſagte ſie dann kindlich, legte ihre beiden Hände auf die ſeinen und ſah ihm von unten in's Geſicht.

Er ſtrich leicht mit der Hand über ihre Haare und ſie ließ es geſchehn ohne ihre Stellung zu verändern.

„Vor zwei Jahren noch küßten Sie immer meine Stirn, wenn ich ſo vor Ihnen ſaß; jetzt bin ich Ihnen zu alt geworden und die Leute würden ſagen: es ſchicke ſich nicht mehr. Iſt das nicht recht ſonderbar? Ich las vor Kurzem noch in einem Buche, das mir ſonſt recht gut gefiel, von der Scheu die plötzlich die Mädchen, wenn ſie ein gewiſſes Alter erreicht haben, vor Männern ergreifen ſoll, mit denen ſie früher auf dem herzlichſten Fuße gelebt, wie eben Kinder mit Männern leben, die faſt täglich in's Haus der Eltern kommen. Ich empfinde dieſe Scheu noch immer vor

Ihnen nicht, obgleich ich mich beobachte und mich gern darauf ertappen möchte; im Gegentheil es kränkt mich faſt, daß Sie jetzt oft ſo ceremoniös mit mir umgehen wie mit der Grafenapp oder einer Andern.“

„Und haben Sie denn dieſe Scheu vor den vielen Andern die ſchon länger als ich hier aus und eingehen nicht? Sie dürfen nicht erröten; wozu jetzt? Nun ſehn Sie nur, Ihre Wangen brennen als hätte ich nicht nur ihre Stirn geküßt, und käme — Herren oder ein Anderer jetzt herein ſo glaubte er ſicherlich ich habe Ihnen eine erwartete und nicht unangenehme Erklärung gemacht, obgleich ich mich vor nichts mehr hüten möchte. — Ja, das iſt's! Hätten Sie mich nun wenigſtens unartig gefunden, aber ſtatt deſſen blicken Sie mir ſo freundlich, ja faſt dankbar in die Augen, daß ich auch wenn ich Sie in der Weiſe liebte wie die Leute ſagen, alle Hoffnung verlieren müßte. Sie hätten dann auch jene Scheu vor mir und kämen in großen Zorn wenn ich Sie noch behandeln wollte wie ein Kind!“

„Aber Sie machen mir die Erklärung nicht, vor der mir von allen Seiten ſchon ſo viel bang gemacht worden, daß ich wenigſtens immer ſo lang ängſtlich war als ich Sie nicht ſah.“

„Fürchten Sie ſich denn gar ſo ſehr davor, daß ich Sie wieder wie früher offiziell mein liebes Lieschen nennen könnte?“

„O necken Sie mich nicht ſo, es thut weh, — und wenn ſich jetzt auch Mama mehr mit mir beſchäftigt, möcht' ich Sie doch darum nicht verlieren. Thäten Sie es, aber ich weiß daß Sie es nicht thun werden, ſo dürft' ich nicht Nein ſagen und . . . .“

„Und . . .? Beruhigen Sie ſich nur, liebes Lieschen, und ſparen Sie Ihre Thränen. Wenn ich auch, wie Ihnen die Leute drohen, um Sie anhielte, ich bekäme einen Korb in aller Form, einen Korb von Ihnen und einen zweiten von Ihrer Mutter. Sie haben mir Ihr Nein ſchon deutlich genug geſagt . . .“

„Aber das iſt's grade geweſen was Sie wollten, nicht wahr?“

„Zwingen Sie mich doch nicht unhöflicher zu ſein als ich mag und darf.“

„Ah, ich laſſe mich von Ihnen nach wie vor gern wie ein Kind behandeln, Sie ſchützen mich dafür auch gegen die Zudringlichen durch Ihren Spott und die Weiſe mit der Sie ihr langweiliges Geſchwätz abſchneiden.“

„Gott bewahre! Nur meine Qualität als heimlicher Bräutigam gibt mir in Ihrer Nähe eine gewiſſe Würde, die bongré malgré reſpektirt wird. Weiter iſt es nichts, und nur weil ich dies Reſultat ſah und Gebrauch von den Folgen zu machen wußte that ich nie etwas das Gerücht ernſthaft zu widerlegen.“

„Aber warum thaten Sie das?“

„Kinder dürfen nicht nach Allem fragen, ſie erfahren zur rechten Zeit Alles und müſſen bis dahin Geduld haben.“

„Ah, und Kinder bekommen auch Bonbons oder haben Glück im Finden, nicht wahr?“

„Das Erſtere verdirbt ihnen oft die Zähne und verwöhnt ſie, das Zweite hat ſeinen Grund nur darin, daß ſie der Erde näher ſind und beſſere Augen haben als Erwachſene.“

„Ich bin wol groß genug und habe doch heute noch etwas gefunden was mir viel Freude gemacht hat und was am Ende auch ein Bonbon iſt,“ ſagte ſie mit einem Anfluge von Übermut, nahm dann aus ihrem kleinen Notizbuche ein Blättchen Papier und hielt es Craw vor die Augen.

„Das iſt Richard's Hand!“ ſagte er. „Haben Sie das gefunden?“

Sie zuckte leicht zuſammen als der Name genannt wurde und ſagte ſcheinbar erſtaunt: „Wiſſen Sie das genau? Ich ſah Herrn Heeren's Handſchrift ſo oft, aber ſie glich meines Wiſſens dieſer nie.“

„Weil das Blatt abſichtlich mit italieniſchen Buchſtaben beſchrieben iſt ſtatt mit deutſchen.“

„Abſichtlich?“

„Nun ja, wahrſcheinlich damit irgend Jemand, — vielleicht des Amtmanns Elſe, — mit einiger Wahr-

ſcheinlichkeit behaubten könne ſie habe die Schrift nicht gleich erkannt, überhaubt nicht gewußt, daß Herr Heeren der Verfaſſer der Verſe ſei, die darauf ſtehn."

„O, Sie ſind heute recht böſe."

„Machen Sie mich gut und laſſen Sie ſehn was der Schlingel für Blätter auf die Kreuzwege ſät, damit ſie gefunden werden können."

„Sprechen Sie doch nicht gegen ihre Überzeugung und brauchen Sie nicht ſo häßliche Worte von ihrem Freunde. Er wird das Blatt verloren haben, wollen Sie es ihm wieder geben?"

„Doch nur wenn es bewieſenermaßen ſeine Adreſſe verfehlt hat!"

„Craw, Sie necken Ihr „liebes Lieschen"?"

„Darin ſind ſie doch Alle gleich!" ſagte Craw vor ſich hin. „Eine Doſis Verſtellung und eine Portion Schmeichelei à propos iſt ihnen angeboren." Dann fuhr er laut fort: „Laſſen Sie mich nur erſt leſen, vielleicht verſöhnt er mich wieder!"

Sie gab ihm das Blatt und er las:

„Es klingt in der Luft wunder Sang,
Nicht Jubelruf, nicht Wehgeſchrei,
Und doch ſo ſüß, und doch ſo bang
Als ob er Beides ſei."

„Wer ihn gehört, der ward ſo reich,
Als hab' er genug geträumt und geliebt,
Als ſei ihm Tod und Leben zugleich
Aus Klang und Duft gewebt."

„Wer ihn gehört, dem wird so schwer,
Als sollt' er leben zum erstenmal,
Wo Alles wüst und Alles leer,
Sich selbst und der Welt zur Qual."

„Ihm ist wie einem vergessnen Ton,
Der Niemand wieder erkennen mag,
Der aber vor allen Zeiten schon
In holdem Kreise lag . . . . ."

Luise griff nun plötzlich wieder nach dem Papiere und verbarg es in ihrem Taschenbuche. „Da Sie mir den Verfasser, den mutmaßlichen wenigstens, genannt haben, dürfen Sie den Rest nicht vorlesen," sagte sie scherzend aber mit jener Langsamkeit die sich immer einstellt wenn wir scherzen wollen und ein mächtiges Gefühl entweder laut aufjubeln oder laut aus uns heraus klagen möchte.

„Und Sie meinen am Ende ich wüßte die Nutzanwendung, die nun kommen muß, mir nicht hinzu zu denken, ich wüßte nicht wie der vergessne Ton sich mit einem andern ebenso vergessnen verbindet um ein Akkord zu werden? Sind wir nicht Alle Töne in jener großen Zaubermelodie? Schwimmt nicht die Welt in der Luft, in der sie klingt? Es war auch für Sie nicht nötig den Gedanken auszuführen, Sie hätten ihn so gut wie ich erraten. Das große ewig schöne Lied ist ein Gassenhauer und das Beste an ihm ist eben, daß es ein Gassenhauer ist. Jeder pfeift ihn nach und sein mächtigster Zauber besteht darin, daß Jeder

glaubt er habe die Weiſe erſt erfunden. Man kann Bonbons in verſchiedne Papiere wickeln aber die Haubtſache bleibt das Süße daran: mir geben Sie nun das Papier und behielten das Bonbon und die Deviſe für ſich; Sie hatten recht, denn ich eſſe ſeit lang keine Süßigkeiten mehr und würde auch dieſe nicht zu ſchäzen gewußt haben."

„Sie ſprechen das wieder in einem Tone aus, der mich recht ſchmerzlich berührt, haben Sie denn ſo gar viel gelitten und iſt denn gar nichts gut zu machen?"

„Wer fragt nach einer verſunkenen Welt?"

„Sie ſind heute ſo trüb, daß ich mich recht vor Ihrer längſtverſprochnen Vorleſung fürchte, das wird wieder etwas recht Trauriges ſein, Diſſonanzen ohne Verſöhnung, Rettungsloſes das man nie mehr los werden kann."

„O nein, vielleicht werden Sie lachen!"

Er ſagte dieſe Worte leicht hin, aber es lag Schmerz darin, wie ihn das Mädchen wol ahnen und fühlen aber nicht verſtehen und begreifen konnte. Luiſe gab ſich auch troz ihrer Herzensgüte und ihrer Anhänglichkeit an Craw nicht die Mühe darüber nachzugrübeln: Es gibt nun einmal Zeiten, in denen man nicht über ſich ſelbſt hinaus kann und durch eine wunderbare Elaſtizität bei jedem Verſuche die Grenzen zu überſchreiten immer wieder mitten in den Zauberkreis zurück

geworfen wird. Sie wollte Craw über mancherlei Dinge aushorchen, sie wollte ihn plaudern machen von Dem was ihr am Herzen lag und obgleich er ihr planmäßiges Forschen durchschaute und grade darum nie zu wissen schien worauf sie hinaus wolle, gelang es ihrer Unermüdlichkeit, die Craw mit jener Spinne Robert Bruce's verglich, doch in der Stunde die sie auf Cecile warten mußten mehr über Tetarskoff und Heeren zu erfragen als Craw ihr freiwillig gesagt hätte.

Cecile kam endlich, sie hatte geschrieben und sah matt aus. Sie versuchte auch nicht ihre Erschöpfung zu verbergen.

„Gibt es wol etwas Widerwärtigeres für eine Frau als selbst und allein in dem ganzen Geschäftskrame einer großen Verwaltung herum zu wühlen?“ sagte sie. „Ich mag disponiren und übersehe das Feld, aber nun auch immer selbst schreiben, selbst lesen, selbst addiren und rechnen ohne Jemand zu haben der helfen kann und helfen mag, Keinen auf den ich mich verlassen könnte, das ist manchmal überwältigend unangenehm.

„Sie haben Ihren Gemal und außerdem Männer genug, denen Sie vertrauen könnten, wenn Sie wollten, vor Allen aber Heeren und mich. Sie selbst sind es, die sich eine unnütze Last nicht allein aufwälzt,

ſondern oft gradezu vorbehält. Ich kann Sie nicht bedauern."

„Bleiben Sie mir doch endlich mit Ihrem ewigen Herren aus dem Hauſe. Er gebehrdet ſich ſtets als wolle er an den Himmel hinauf reichen und Sterne mit der Hand wegfangen wie die Knaben die Fliegen von der Wand ſchnappen; es gäbe gar keine größere Thorheit als einem ſolchen Menſchen Wichtiges anzuvertrauen, er fänge ſeine Sterne damit an ....."

„Und doch meine ich daß ſchon oft Wichtigſtes in ſeinen Händen geruht. Wäre er wie Sie ſagen, ſo können Sie wenigſtens annehmen, daß die Stelzen auf denen er geht, von Glas ſind und ihn von jedem Einfluſſe iſoliren; er ſteht zwiſchen Himmel und Erde und kann darum unparteiiſch ſein."

„Das heißt, wenn Sie recht hätten, verlöre er die Erde und ragte doch nicht an den Himmel hinauf!" ſagte Cecile ſchneidend ſcharf.

„Möglich!" entgegnete Craw, „aber wenn er nichts will als Sterne fangen, ſo braucht er nicht zu verzweifeln, es gibt ja außer den Fixſternen noch andere, es gibt endlich Sternſchnuppen, vielleicht fliegt ihm ein ſolcher goldner Schmetterling in die Hand. — Indeß, geſetzt es ſei mit ihm nichts, was haben Sie gegen mich einzuwenden?"

„Daß ich Sie ſtören würde, während Sie für das Allgemeine etwas thun können oder doch thun wollen."

„Es gibt ſehr tüchtige Menſchen die gleichwohl ſo einſeitig ſind am Chriſtentume nichts Gutes laſſen zu wollen weil ſie das chriſtliche Element nicht von dem chriſtentümlichen unterſcheiden mögen oder weil ſie die verkehrte Anwendung chriſtlicher Sätze nicht zu rektifiziren Luſt haben und darum lieber über die ganze Sache in Pauſch und Bogen aburteilen. Und doch iſt die ganze Lehre von der freien Sittlichkeit nirgend ſchlagender, beſtimmter und einfacher gefaßt, nirgend ohne alle Definition beſſer definirt als in dem chriſtlichen Satze: „Liebe Deinen Nächſten wie Dich ſelbſt und Gott über Alles!“ Tragen Sie nun faßbare Begriffe für die gebrauchten Worte ein, ſo haben Sie das ewige Grundgeſetz der äußerſten und letzten Entwickelung des Humanismus darin ausgeſprochen. Ein andrer Satz heißt: „Was Du dem Geringſten unter Deines Gleichen thuſt haſt Du mir (alſo der Geſammtheit) gethan!“ Wenden Sie dies auf unſern Fall an, überlegen Sie wie viel Ruhe und Zeit Ihnen für ſich und Ihre Weiterbildung, Ihre Verſöhnung bliebe, wenn Sie Anderen Vertrauen ſchenkten, ſo werden Sie finden, daß das Allgemeine nicht zu kurz käme. Es bildet ſich ja ſogleich eine Kette von Wechſelwirkungen. Sie wirkten auf mich zurück und Ihrerſeits weiter, ſtatt wie heute bewölkt zu ſein wäre Ihr Horizont klarer und freier und Sie müßten darum auch Anderen aufklärend und freimachend erſcheinen.“

„Sie wollten mir alſo wirklich helfen? Ich hatte nicht den Mut Sie darum zu bitten, aber da Sie ſelbſt dafür argumentiren wäre es thöricht abzulehnen. Ich ſage Ihnen ſpäter um was es ſich handelt, aber es iſt langweilig, das ſag' ich Ihnen im voraus. — Laſſen Sie uns nun ausruhen und Kräfte ſammeln. Nehmen Sie Ihr Heft und geben Sie meiner kleinen Luiſe, die eine vollſtändige Eroberung an Tetarskoff gemacht hat, ihren Humor von heute früh wieder. Was fehlt Dir denn, mein Kind?“

Luiſe war ſchon zu Anfang des Geſpräches gleichſam in ſich zuſammen geknickt, hatte wiederholt die Farben gewechſelt, aber keinen Einwurf gewagt.

„Sie ſieht recht hübſch aus, wenn ſie den Kopf ſo ein wenig hängen läßt und nur von Zeit zu Zeit die Augen aufſchlägt, nicht wahr?“ fuhr die Gräfin fort.

„Es liegt Unſicherheit und Bangigkeit in ſolchen Blicken. So mögen kleine Vögel ausſehen wenn ſie die Klapperſchlange anſtiert,“ ſagte Craw obenhin und ſchlug ſein Heft auf.

„Was Sie abgeſchmackt in Ihren Vergleichen ſind!“ entgegnete Cecile ärgerlich.

„Nun, das Klapperſchlangenauge bilden mitunter die Verhältniſſe, die Gedanken, die Träume, die Hoffnungen oder Erinnerungen, was weiß ich, — mir iſt Luiſe lieber wenn ſie ſingt, d. h. nicht mit

dem Munde, ſondern wenn ihr ganzes Weſen eine klare liebe Melodie iſt.“

„Ihre Complimente kommen immer ſehr theuer, Sie brauchen ſo entſetzlichen Apparat dazu.“

„Wohlfeile Waare taugt wenig! — Hören Sie nun zu!“

Drittes Kapitel.

Asperula odorata.

Ein Hexenprozeß.

Im ſchleſiſchen Herzogtume Teſchen liegt ein kleiner Kurort Namens Uſtron. Seine Häuſerreihen ſind in eine Schlucht der Beskiden geklemmt und von der Rowniza und der Tſchantori überragt. Wer Comfort ſucht, der wende ſeine Schritte nach einer andern Richtung; das Gaſthaus iſt eine finſtre hölzerne Barrake und die Wohnungen in den Bauerhäuſern, die von außen allerdings recht maleriſch ausſehen, haben auch vielerlei Unangenehmes. Uſtron iſt nur ein Aufenthalt für Bruſtkranke, die Schafmolke und Schlackenbäder brauchen wollen, oder für Freunde einer ſchönen Natur. Dieſen beiden Gattungen von Menſchen iſt aber viel und Beſtes geboten.

Die Phyſiognomie der Gegend iſt eine durchweg eigentümliche, die weder in der Schweiz noch in Tirol Analogien findet. Die Beskiden ſind die Vorberge

der Karpathen und die Umgebung von Uſtron eine Vorſtudie des ungariſchen Gebirgscharakters, d. h. einer trotz Ritter und L. v. Buch noch faſt gänzlich unbekannten Welt. Erſt der Racenkampf, der Ungarn in den letzten Jahren zerfleiſchte, hat das Land dem Weſten wieder lebhaft genug in Erinnerung gebracht um kühne Taucher in das Meer ſeiner Geſchichte, ſeiner Entwickelung, ſeiner Verhältniſſe und ſeiner grandioſen Natur hinab zu locken. Die geſammte civiliſirte Welt nahm Theil an jener Tragödie, und als der Verrat geſiegt hatte und der aus purpurnen Mantelfetzen gottgnädiger Henker zuſammen geflickte Vorhang die grauenhaften Metzeleien beſchönigend zu verhüllen ſuchte, fiel dort eine Thräne des Mitleids, da krampfte ſich eine Fauſt zuſammen und da machte ſich ein Schrei der Wut, ein Schwur der Rache Luft, — überall aber blieb der Wunſch mehr zu wiſſen von einem Lande, von einer Nation, die eine Kraft zu zeigen vermocht wie ſie ſonſt nur als Sage längſtvergangner Zeiten in unſre Tage herüber klingt. Es war nicht die Leiche eines Gladiatoren der noch zuletzt die Zuſchauer um emporgeſtreckte Daumen angebettelt, es war der totwunde Körper eines ganzen Heldenſtammes, der blutig und verſtummelt in der Arena lag. — An dies Ungarn grenzt das Gebiet von Teſchen, die Berge um Uſtron laſſen von ihren Gipfeln tief in die Karpathenwelt blicken, deren Spitzen und Felsſtirnen

von der Tſchantori aus geſehn einem ſchaumumſpritzten, giſchtumflognen, wildbewegten Meere gleichen. Sind es Berge, Schneefelder oder Wolken? Man kann es oft nicht unterſcheiden wenn man von der Vermeſſungspyramide aus mit ſeinem Frauenhofer nach der lomnitzer Spitze hinüber zügt.

Es gibt anderwerts ſo gut Buchen, Fichten und Felſen wie hier, blauduftige Schluchten und zerriſſne Wolken die über Baumwipfel hinſchleifen oder plötzlich einen ganzen Berg verhüllen gehören überall zu den Requiſiten einer Gebirgslandſchaft, das Beſondre liegt alſo in etwas Anderem, in der Miſchung des von der Natur gegebnen Form- und Farbſtoffes und in den Werken der Bewohner.

Den beſten Blick hat man von einem Abhange der Rowniza, unfern eines Steges über die Weichſel, die hier noch ein Bach iſt, der Forellen hegt und mit zappelnden Wellen über breite, plattgeſchliffne Kiesſtücke ſchlüpft, aber ſeine Kraft und Beſtimmung ſchon durch ſein weites Inundationsbette verrät. Dicht unter uns alſo das Waſſer mit dem langen, wackelnden Balkenſtege, zur Seite eine einſame ſehnſüchtig winkende Trauerbirke und jenſeits der Ort, den der Schmelzthurm des Hochofens und das Glockengehäuſe der katholiſchen Kirche überragt. Die Häuſer die aus übereinandergefugten Föhrenbalken beſtehen und graue Schindeldächer tragen, die faſt bis zur Erde hinunter

gehen, zeichnen ſich durch Nettigkeit und Feſtigkeit in der Conſtruktion aus; man erſtaunt über die Mannigfaltigkeit der Form die für daſſelbe Bedürfniß und denſelben Zweck gefunden iſt. Brennholz, in kleine Stücke zerſpalten und mit der Schneideſeite nach außen geſtellt, dehnt die Gebäude unten und macht daß die langen Dächer ſonderbar knapp aufgeſetzt ſcheinen. Ein paar zigeunerhaft vergilbte alte Weiber, die einen Gipsſtummel ſchmauchend irgendwie beſchäftigt an den Hausthüren hocken, und als Gegenſatz zu ihnen junge Frauen und Mädchen, die vom Scheitel bis zur Sohle in große, blendendweiße Linnentücher gehüllt ſind, neben Männern mit der ungariſchen Bonda und den breitrandigen Goralenhüten, bilden die Staffage. Kommen ſie des Sonntags reihenweiſe von den Bergen herab zur Kirche und ziehen langſam an den Abhängen hin, irgend eins ihrer wehmütigen Lieder ſingend, ſo kann man ſich kaum etwas Geſpenſtigeres denken als dieſe beweglichen weißen Geſtalten. — Von dem Platze am Fuße der Rowniza, von dem ich vorhin ſprach, überſieht man das ganze Dorf, das ſich ſcharf von der hinter ihm aufſteigenden Tſchantori abhebt. Die Farben ſind überall klar und weich abgetont, die Lichtblitze vom Waſſerſpiegel auf den Lufttinten-reflektirt und in ſie verwaſchen: man ſieht das ganze bunte Spiel mit an den Berg hinan und hat ſo eine immer wechſelnde, fächernde Beleuchtung, die durch den blaugrünen Wald-

hintergrund, aus dem zerſtreute Salaſchen hervorſehn, wohlthuend und freundlich wirkt.

Es ſtanden und ſtehen vielleicht noch dort, iſolirt auf einem hart an die Weichſel vorgeſchobnen Hügel einige Duzend uralter Buchen, die oben in einander greifen, während die Wände des obligaten Pavillons von Haſeln und Rüſternachſchuß abgeſchloſſen werden, ſo daß der Ort Schuß und Schirm gegen Sturm und Wetter bietet, zugleich aber durch ſchmale mit grünem, geſchmeidigem Golde umrahmte Fenſter die eben geſchilderte Ausſicht frei läßt. Hier hatte ſich vor Jahren eine kleine, aus den verſchiedenſten Elementen zuſammen gemiſchte Männergeſellſchaft nieder gelaſſen, deren Glieder weder Kurgäſte noch wiſſenſchaftliche Entdeckungsreiſende, ja nicht einmal Naturenthuſiaſten waren. Es galt eine Partie für einen Fremden zu arcangiren und man hatte Uſtron zum Ziele gewählt obgleich es im Ganzen für dieſe Gegend noch etwas früh im Jahre war. Der Fremde, für den es keiner Perſonalbeſchreibung bedarf, war ich, den Andern müſſen wir notgedrungen etwas mehr Aufmerkſamkeit ſchenken.

Die gewichtigſte Erſcheinung war ein kleiner, raſirter Mann, rund, rund und abermals rund; man kann ihn nicht genauer ſchildern, denn es war in der That Alles an ihm rund, und die ſchwarzen, ſüdlichen Augen blitzten mit ihrer Schlauheit ſonderbar genug aus dem behäbigen Geſichte, ſo ſehr ſie auch ſonſt mit

seinem Wesen verwachsen waren. Er hatte sich, um für alle Fälle durch den Einfluß der rollsüchtigen Kugelfläche nicht zu Schaden zu kommen beide Seiten und den Rücken zu schützen gewußt, so daß er denn — freilich mit horizontal vorkugelnden Beinen — wie in einem Lehnstuhle versunken saß. Man muß zur Steuer der Wahrheit allerdings nachtragen, daß das ganze Sitzinstitut weiland aus einem ungeheuren Reisighaufen bestanden hatte, so daß einige Hoffnung vorhanden gewesen auch seine Beine in einer bequemeren Lage zu sehn; allein eine unzeitige Wirkung des Gesetzes der Schwere drückte die dürren Blätter hinunter und auseinander, so daß er sank als hätte er sich auf Wasser setzen wollen, und nicht eher zur Rast kam bis er festen Grund unter sich hatte. Dieser Herr, der Kaufmann, Besitzer verschiedner Titel und Ehrendosen wie auch des Keimes zu irgend einem Orden war, hieß Giovanni Pesaro und bildete den guten Geist, den Geist des heiteren Lebensgenusses unter uns, so wie entschieden den Mittelpunkt des Kreises, da wir Andern insgesammt ihm gegenüber mehr oder minder halbmesserhaft aussahen.

Durchmesserhaft muß es allerdings mit Bezug auf einen endlos in die Länge gezognen Justizrat heißen, der einen wunderlich viereckigen Kopf, kleine, gerötete Augen und einen Mund hatte, der eigentlich nur wie eine Correktur mit roter Dinte auf einem vielbekritzelten

Bogen grauen Conceptpapiers aussah. Wie bei Herrn Pesaro alle Formen sphärisch waren, erschien Herr Werner als eine Musterſammlung von Parallelepipeden.

Ein blonder Jüngling, der sich in seinen zwanzig Jahren noch nicht an seine Nase gewöhnt zu haben schien, so viel machte ihm der kleine Flaschenkürbis zu schaffen, und eine breitschultrige stumme Person, ein verunglückter Gelehrter, den als Candidaten einst eine reiche Wittwe geheiratet, vervollständigte die Compagnie. Der Letzte hatte in dankbarer Anerkennung des Geschmackes und der Verdienste seiner Ehehälfte, alle Gelehrsamkeit an den Nagel gehängt und erstarb nun, da er wie gesagt geheiratet worden, in stummem Erstaunen über die Dampfnudeln und Fischsulzen seiner Frau. Er aß, der Blondin flog und war dumm, das Parallelogramm trank, die Kugel schlürfte und ich war müde und darum munter. Es wäre auch nicht möglich gewesen in solcher Gesellschaft einzuschlafen, hätte man auch außer den Augen keinen gesunden Sinn gehabt. Pesaro's Stöhnen, das in Wellenlinien über seinen ganzen Körper lief, — Werner, an dem man die Friktion der überflüssigen Ecken sah und unwillkürlich das Knarren der Gelenke hinzudenken mußte, — der Zarte mit den geschwätzigen Fingern und seinen verhimmelten Augen, und endlich die schwammige Serviettenphysiognomie des Erzgelehrten, — die Zusammen-

ſtellung war ja zu reich als daß man ſie hätte undurchblättert laſſen können.

Uſtron liegt in jener unglücklichen Gegend, in der man ein verzweifeltes Ding trinken muß, das zwar unter dem Namen Wein aufgetiſcht wird, aber gewiß einer reel verdünnten Miſchung von Schwefelſaüre und Bleizucker ähnlicher ſieht als irgend einer Weingattung. Peſaro hatte denn auch vorſorglich ein Flaſchenfutter großartigen Umfangs und in jeder Beziehung ſeines Herren würdig, mitgenommen und den Inhalt durch unſern Stummen und den Blonden an Ort und Stelle tragen laſſen. Ich ſelbſt war mit einem großen Gefäße, weder Topf noch Kübel, gewiß aber ein Mittelding zwiſchen beiden, belaſtet; Peſaro führte in jeder Taſche ſeines Rockes eine Düte Zucker, und Werner beſorgte fünf Gläſer nebſt einer Kelle, deren Stiel durch ſein Knopfloch gezogen war. Wir betrieben eine Idylle, frei nach Voſſens Luiſe, wie der Blonde behaubtete, der große Beleſenheit beſaß und vorhatte ſich nach Voß, Klopſtock und Uz zum Univerſaldichter des neuen Jahrhunderts zu bilden.

Nachdem wir den Platz wohnlich gefunden und uns in aller Form inſtallirt hatten, ergab es ſich, daß ich gezwungen war den Steward zu machen, da außer mir nur der einmal feſtgerollte Peſaro jenes langſtielige, quirlblättrige, aromatiſche Kraut kannte, dos zur Erfüllung unſres Zweckes unentbehrlich war. — „Asperula

odorata?“ hauchte der Blonde ſchmelzend und zog dabei ein Geſicht als fürchte er man könne glauben er ſei vierzehn Tage kürzer von Schulbank und Bakel emancipirt wenn ihm noch irgend ein botaniſcher Name bekannt klänge. — „Das iſt eine Art Spargel, wie der Name zeigt!“ meinte der Juſtizrat und riß, indem er ſeinen Kopf durch eine Seitenbeugung in eine Raute verwandelte und ihn ſo auf leichte Weiſe mit der Spitze vor zwiſchen mir und Peſaro durchteilte, einige arme Feldſpargel ab, die er in unſre improviſirte Terrine werfen wollte. — Ein Schrei des Entſetzens, gefolgt von tiefem Aufſtöhnen, entfuhr Peſaro; der Gelehrte machte ſich durch einen unartikulirten Laut Luft, in den er auf bewundernswürdig koncinne Weiſe eine Reminiscenz ſeines ehemaligen Wiſſens, eine Bemerkung über Aſſonnanz von Asperula und Asparagus, Schadenfreude über den Mißgriff des Juriſten und Beruhigung über meine Erklärung dem Übel durch eigne Werkthätigkeit abzuhelfen, zuſammenpreßte. Es iſt meine Überzeugung, daß er an all dieſe Dinge dachte, denn er zog während des muſikaliſchen Halters über ſeinem Schrei, hinter einander all die Geſichter die zu obigen Texten gehören. Er dachte das Alles, aber ſeine Zunge war wegen Mangels an Nachfrage in ſeinem eignen Hauſe, feſt eingeroſtet; er brachte es nicht mehr bis zum Sprechen, weil auch ſeine ſtudirteſten Reden gewohnt waren wie ein proteſtirter Wechſel,

wie einer der berüchtigten E-Sechser als wertloses Gut zurückgewieſen zu werden.

So ging ich denn allein aus und fand bald am Saume jüngeren Buchendickichts unſer Maitrank-Requiſit in Menge.

Ich hatte ſchon genug und mehr davon geſammelt, als mir ein einzeln ſtehender Stengel auffiel, der von Farrenfächern überwölbt war und ſchlank aus einem kleinen Kreiſe zarten Mooſes emporſtieg. Es war eine ſchöne, kräftige Pflanze, die eben ihre kleinen Blüten aus den Blattwinkeln ſtreckte. Zwei ſchwarze Sphinxe mit roten Punkten auf den Flügeln hingen an ihr: es ſah aus als ob ſie mit ihr flüſterten. Auf dem Moosfleckchen ſaß eine große braune Schnecke ohne Schale, die ihre Taſter bald da- bald dorthin wendete; es blieb zweifelhaft ob ſie die Wächterin ſpiele oder ob ſie ſich beſinne wo ſie den Waldmeiſterſtengel zuerſt annagen ſolle. Ich betrachtete die Gruppe einen Augenblick und langte dann mit der Hand nach der Pflanze um ſie, grade weil ich ein inneres Widerſtreben fühlte, mitzunehmen. Sonderbar genug, in demſelben Momente bog ſie der Wind zur Seite, und ich faßte in die Luft. Ich griff zum zweitenmale nach ihr, da flog ein Rotkehlchen, recht als ſollte meine Aufmerkſamkeit mit aller Gewalt abgelenkt werden, dicht an mir vorüber und ſetzte ſich kaum zwei Schritte abſeits auf einen Zweig. In der That ließ ich mich

für Sekunden beſtechen, faßte dann aber doch wieder feſt nach meiner Asperula und riß ſie mit der Wurzel heraus. Die Sphinxe fielen herunter und lagen wie tot auf dem Rücken; das Mooskränzchen war zerſtört, loſe Erde rieſelte darüber; die Schnecke ſetzte ſich in Marſch, der Vogel pfiff wehmütig, ſah mich noch einmal an und ſtrich dann eilig in das Dickicht hinein.

Es war die einzige Pflanze, bei deren Tode ich mit Bewußtſein zu Werke gegangen war, ich ſteckte ſie daher mit einer eigentümlichen Scheu recht mitten in mein Bündel hinein, um ſie nicht mehr zu ſehn. Gleichwohl drückte mich's, und meine Kräuter ſchienen durch den einen Stengel eine Bürde geworden. Ich war darum auch unzugänglich für die Lobſprüche Peſaro's, der bei der Annäherung des Genußes auflebte und von Humor ſprudelte, ja ich rechnete es mir nicht einmal zum Verdienſte an, daß ich den Dichter der Zukunft zu dem Geſtändniſſe zwang, einige botaniſche Kenntniſſe ſeien mitunter nicht bloß für Schulknaben geziemend, ſondern auch für Männer höchſt vortheilhaft und ſogar eine geſellige Tugend, — wie der vorliegende Fall deutlich bewies.

Ich rupfte, von dem Stummen unterſtützt, die Kräuter zurecht und erzählte bei dieſem Geſchäfte obenhin, daß mir ſoeben wieder eine Ammenſtubenſage eingefallen ſei, die grade ſo ausſieht, als hätten die patentirten Kindererzieherinnen eine Ahnung von der

geheimen Bedeutung des Thier- und Pflanzenlebens gehabt. Sie gehört in die Reihe der Feen- Elfen- und Hexengeschichten. Die höher begabten Wesen müssen, jener Sage nach, gewissermaßen zur Sühne für den Genuß übermenschlicher Kraft alle Jahre einen Tag Thier- oder Pflanzengestalt annehmen und sich allen Zufälligkeiten, allem Mißgeschick, das den untergeordneten Reihen droht, aussetzen. An solchem Taze können sie leiden und sterben. Geht er glücklich vorüber, so leben sie wieder verjüngt auf und ihre Blumenperiode, ihre thierische Hülle liegt wie ein Traum hinter ihnen. Ist die Sache erfunden um den Zerstörungstrieb der Kinder, das wilde Abreißen von Blumen und das Quälen kleiner Thiere durch eine Appellation an ihre angeborne Gutmütigkeit zu hindern, oder ist es ein naturfreundlicher Gedanke ohne alle direkte Tendenz, — immer bleibt es ein Stück echter Poesie, und mich dauert's fast sagt' ich, daß ich nun vielleicht sogar mehr als wir brauchen von dieser Pflanze vernichtet habe.

„Ja, Poesie ist darin!" sagte der Jurist entsetzlich trocken und entkorkte dabei die Flasche die er eben vorhatte, indem er sie zwischen seinen knochigen Knien festzwickte.

Der Blonde hatte sein Taschenbuch hervorgeholt und machte eilig Notizen. Ist unterdeß ein Gedicht ähnlichen Inhaltes von ihm gedruckt worden und kennt

es Jemand, so bemerke ich ausdrücklich, daß ich nicht sein, sondern mein eigner Plagiarius bin wenn ich die Sache wieder erzähle wie ich sie damals durchgelebt habe.

„Nun, wenn Sie zufällig ein Herchen mit gefangen haben," lachte Pesaro, „so machen wir der Person in aller Form den Prozeß."

„Ich glaube nur, daß im heutigen Strafrechte keine Vorschriften für einen solchen Fall enthalten sind; ich würde in Verlegenheit sein und Instruktionen einholen müssen ehe ich irgend eine Prozedur vorzunehmen wagte," bemerkte der Justizrat nur halb im Scherze, den seine Ohren stellten sich und in seinem Gesichte prägte sich staatsanwaltlicher Verfolgungseifer aus.

„Dummes Zeug!" rief Pesaro, „als wenn sich Ihre Paragraphen nicht auf Alles beliebig anwenden ließen, als wenn ich nicht immer grade die Prozesse gewonnen hätte, deren Verlust ganz unzweifelhaft war! Brauchen Sie Instruktionen, so will ich Sie Ihnen kurz geben: man ersäuft die mutmaßliche Hexe zur Probe; damit ist's abgemacht. Geht sie ohne Weiteres unter, so geschieht ihr was recht ist, dann war sie schuldig; schwimmt sie oben, so hilft ihr der Teufel und sie muß mit Stangen so lang unter Wasser gesetzt werden bis sie tot ist. Haben Sie davon nie gehört? Die schöne Agnes Bernauerin wurde genau nach diesem Rezepte behandelt, — daher weiß ich's. Wir sind

nobler, wir ertränken ſie in Wein. Da, drücken Sie den Stengel, der ſich durchaus nicht zum Liegen bequemen will, in den Topf zurück ....“

Ich hielt die Kelle und tauchte unwillkürlich und ohne genauer hinzuſehen die Pflanze unter. Sie hob ihren Kopf wieder empor, und ich glaube daß es jene einſame geweſen, da mir an keiner anderen die Blüten aufgefallen waren. Daſſelbe Spiel wiederholte ſich während der Bereitung des Getränkes und während des Gelages ſelbſt; es ſchien als ob trotz aller Knicke und Brüche, die das arme Geſchöpf erhalten hatte, der Drang nach Licht und Luft, die Luſt am Leben in ihm unbeſiegbar wäre. Immer in die Flut zurückgeſtoßen, ſchnellte es ſich immer wieder mit unbegreiflicher Elaſtizität empor und hielt die Oberfläche der Bowle durch ſein Zucken unter und über der Flüſſigkeit in ſteter Bewegung. Perle nach Perle ſtieg auf, und Ring nach Ring entſtand, dehnte ſich aus und verlor ſich an den Wandungen des Gefäßes. Das Geſpräch ſtockte.

„Die verdammte Hexe hat meinen guten Moſelwein vergiftet, ich bring's nicht über's Herz luſtig zu ſein,“ ſtöhnte endlich wieder Peſaro. „Iſt denn alle Welt melancholiſch geworden, ſo daß Niemand mehr einen Laut von ſich gibt?“

Er erhielt keine Antwort. — Ich ſtarrte in die Flut, aus der mit dem Dufte des Krautes zugleich ein

zarter Nebel aufſtieg. Dieſer Hauch, mit verſchwimmenden Konturen an Himmel und Berg angeweht, begann ſich zu formen, er wurde ein weiter, glitzernder Schleier trüb und leuchtend zugleich, als ſei er aus mattem Silber gewebt. Er floß in reichen Falten über eine Geſtalt, an deren Haubt er feſt geneſtelt war; man ſah daß er ſich an weibliche Formen ſchmiege. Nach und nach wurde er dunkler und undurchſichtiger, dann kam eine feine weiße Hand hervor und ſchlug ihn langſam zurück. — Ich wollte laut aufſchreien, aber meine Zunge war gelähmt. Ein wehmütiges Zucken flog über das Geſicht, in das ich ſtarrte, im nächſten Augenblicke flammten mir zornige, wilde, höhniſche Blicke entgegen und es war als ringe ſich ein furchtbarer, ſtummer Fluch von den fahlen Lippen jenes Kopfes los . .. . .

Ich hatte dies zarte, bleiche Geſicht ſchon geſehn; ich war dieſen ſchwarzen, kalt lodernden Augen ſchon begegnet. Zuerſt in meiner Kindheit, am Abend vorher ehe ich Schuld war daß mein Bruder ſtarb. Damals kam eine ſtolze vornehme Dame in unſer Haus, ihr Wagen war gebrochen und ſie nahm für eine Nacht unſre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch. Wir waren neugierig, wie Kinder ſind, und ſahen durch den Spalt der offnen Thüre in ihr Zimmer. „Das iſt wol eine Königin!“ ſagt' ich. Mir imponirte die große edle Geſtalt in dem ſchwarzen Sammtkleide, das am Halſe durch einen funkelnden Stein geſchloſſen war. Sie

hatte meinen Ausruf gehört, kam an die Thüre, nahm mich auf den Arm und küßte mich. Ich, der sechsjährige Knabe, küßte damals zum erstenmale mit dem Bewußtsein zu küssen wieder. Sie sprach nicht deutsch, aber es war mir doch als ob ich sie verstände, und so wie sie mich auf den Knien sitzen hatte, wäre ich gern die Nacht über sitzen geblieben. Als ich am Morgen aufstand war sie fort. Ich hatte von ihr getraümt und weinte darüber daß ich sie nicht mehr sehen sollte. — Nachmittags fanden wir im Garten ein Brett, das zersägt werden sollte, über einen Bock gelegt und machten eine Schaukel daraus. Bald schwebte mein Bruder, bald ich hoch in der Luft. Plötzlich war mir's als käme die Dame, an die ich fortwährend dachte, auf uns zu und wolle mich küssen. Ich war eben an der Erde und warf mich sogleich herunter um ihr entgegen zu eilen . . . . . Ein Schrei, ein dumpfes Stöhnen hinterher . . . . . Mein Bruder war, da ihn kein Gegengewicht hielt, kopfüber herunter geschlagen und lag besinnungslos da. Er hatte eine Wunde am Kopfe, bekam eine Gehirnentzündung und starb wenige Wochen darauf . . . . .

Dann war es in Rom, im Kolosseum. Ich kam mit einer Familie die mir befreundet ist, kurz vor Sonnenuntergang hinein, wir stiegen über den Bogen herum, sammelten einige dem Orte eigentümliche Pflanzen und kletterten hernach wieder in den Circus hinab.

An dem großen Kruzifixe kniete ein Weib in brauner Kutte, die Kapuze über den Kopf gezogen, und ſchien zu beten. Da wir annahmen die Perſon verſtehe unſre Sprache nicht, fielen ganz in ihrer Nähe herbe Worte über den traurigen Bigottismus der Italiener der um ſo widerwärtiger da er rein formell und nichts weniger als weſenhaft und denkkräftig ſei. — Die Geſtalt erhob ſich ruhig und würdevoll, trat dicht vor mich hin, warf die Kapuze in den Nacken und zeigte ein weißes durchſichtiges Antlitz von blauſchwarzen Haaren umflogen, aus dem wieder jene ſchrecklich ſchönen Augen, die ich nie vergeſſen werde, mir entgegen ſtralten. Die Frau hob ihre Hand in die Höhe, als wolle ſie mir drohen, wickelte ſich dann auf's Neue in ihre Kutte und war verſchwunden ehe ich mich noch erholen konnte. Die Andern meinten, es ſei eine ſchöne Pilgerin geweſen, ein elaſtiſches, jugendliches Weib, dem ich offenbar gefallen haben müſſe, da es ſich nur für mich demaskirt und nur mich eines Blickes gewürdigt habe. — Nun, die Unbekannte war ſchön und das Bild im Abendlichte mit dieſem Hintergrunde ganz unvergleichlich, — aber der Kopf war derſelbe, den ich mir vor zweiundzwanzig Jahren eingeprägt. — Ich bekam ein Fieber, und als ich wieder geſund geworden, erfuhr ich, daß an demſelben Tage, an dem ich jenes Weib wieder geſehn, meine Mutter geſchieden war . . . . . .

Zum dritten Male ſah ich meine Verfolgerin bei Schaffhauſen, auf dem Schaugerüſte, das von Schloß Lauffen aus in den Rheinfall hinein gebaut iſt. Ich war mit einem Freunde zuſammen übergefahren und hinunter geklettert; wir waren nicht allein, eine dicht in Shawls gewickelte Dame hatte bereits von der Ecke gegen den Fall Beſitz genommen. Das donnernde Schauſpiel machte, obgleich wir es Beide ſchon geſehn, den alten mächtigen Eindruck auf uns, unſre Nerven zitterten, unſre Pulſe flogen, die Natur ſpielte ein Tremolo auf der Baßtuba und wir zuckten es nach. Mein Freund fiel mir um den Hals und verſprach mir ein Geſtändniß. Gleich darauf ging die Dame fort. In der Pforte wendete ſie ſich um, — es war die Reiſende von Sauſeneck, die Pilgerin vom Koloſſeum Der Ausdruck ihres Geſichtes war verächtlich und ſpöttiſch, vom Kahne aus winkte ſie noch mit ihrem Tuche herüber als wolle ſie meine Erinnerung auffriſchen. Ich wurde ohnmächtig, mein Begleiter ſchleppte mich mühſam hinauf, verſchaffte mir ein Bett und erzählte, daß das Toben der Kaskade mich ſo angegriffen habe. — In der Nacht bat ich ihn mir ſein Geſtändniß zu erſparen, denn ich fürchtete diesmal mit Recht das Übel von dieſer Seite. Aber er verſicherte, daß er endlich reden müſſe um größeres Unheil zu vermeiden; die Predigt der Natur, die ihm der Rhein in die Ohren gebrüllt, habe ihn erſchüttert, gedemütigt,

vor ſich ſelbſt entſetzt, er müſſe nun beichten. — Und er beichtete. Dieſer Menſch hatte mir ſtill und konſequent die größte Hoffnung, die ich je genährt habe, untergraben. Er hatte Lüge an Lüge geſponnen um mich zu verdächtigen und ſich zu heben: ihm war kurz ehe er mich auf der Reiſe traf, die Hand eines Mädchens zugeſagt worden, das ich erringen wollte und das ich gewonnen zu haben glaubte ohne ihm je eine Silbe von Neigung geſagt zu haben. Ich war elender als je zuvor; die Thränen, die Reue, die Bekenntniſſe jenes Mannes konnten nichts gut machen, man hatte Sorge getragen der Geliebten auch die Möglichkeit meiner Liebe als Unmöglichkeit darzuſtellen und Alles was ich tief empfunden hatte, zu gleichgiltiger Courtoiſie zu lügen. Ich mochte den Menſchen nicht mehr ſehn und ging nach einer andern Richtung als er, der zu ſeiner Braut zurückkehrte, um ſie zu ſeinem Weibe zu machen. —

Es war wenige Monate darauf, daß ich, durch Zufall nach Uſtron verſchleudert, jenes Schreckbild wiederſah und in einem Momente all die Szenen, die ich eben erzählte, ſammt ihren Folgen an mir vorübergehen ließ. War's nun ein Wunder, daß ich ſtarr wurde und weder meiner Bewegung noch meiner Sinne mächtig war?

Sie trug wieder ein ſchwarzes Kleid, aber es war nicht prächtig und königlich, ſondern einfach und

grob wie ein Trauergewand. Statt der funkelnden Agraffe hatte ſie eine blutrote Nelke vorgeſteckt und in der Hand hielt ſie eine Lilie, deren Kelchblätter welk waren und zerknickt. Sie berührte meine Augen damit und ich ſah nicht mehr die grünen Hecken, nicht mehr die Buchenſtämme mit den rieſigen Schwämmen, nicht mehr die Geſichter der Schläfer um mich her: — ich war in einem öden Vorzimmer auf glattem Parquet, gegenüber einer Pendüle, die man aufzuziehen vergeſſen, oder die man angehalten hatte weil ſie zu viel Geräuſch machte. Ich ging weiter, Teppiche dämpften den Laut der Schritte, Alles war ſtumm, Alles in augenſcheinlicher Verwirrung, und ich hatte dieſe Umgebung belebt, kerzenſtralend und heiter geſehn. Ich öffnete eine Thüre, durch die ich früher nie gegangen. Im nächſten Zimmer ſprach eine bekannte, unſäglich liebe Stimme in gebrochenen Lauten Abſchiedsworte und ſank dann ſchmerzlich und ſehnſüchtig als hätte ſie noch nicht Alles geſagt, in ſich zuſammen. — Ich ſah hinein, es war das Schlafgemach jenes Mädchens, das mir geraubt worden. Das wunderbare Weſen lag bleich und verfallen in den Kiſſen, ſeine Augen ſprühten krankhaftes Feuer, ſein Athem mußte heiß ſein, denn ich glaube er brannte aus den glühenden Lippen bis zu mir herüber. Weinende Frauen knieten um das Mädchen herum, am Fenſter ſtand ein Mann, der mit gerungenen Händen den Kopf an die Scheiben

preſte: das war ihr Vater. Ihr Bräutigam war nicht da. Mich drängte es vorwerts, ich trat über die Schwelle Anna ſah auf, und es war als kehre der entfliehende Lebensſtrom noch einmal voll und warm in ſie zurück; ihre Wangen röteten ſich, ihre Augen verloren den trüben Glanz und ihr Athem wurde ruhiger und feſter. Sie reichte mir beide Hände entgegen, der nahe Tod hatte alle Schranken niedergeworfen, Niemand ſtörte uns, wir konnten am Rande des Grabes endlich ſo ehrlich ſein als wir's im Leben nicht gedurft.

„Du kommſt zu ſpät, Curt," ſagte ſie, „zu ſpät für Dich und mich. Wir müſſen Abſchied nehmen, leb' wohl, Du, den ich lieb gehabt ſo ſehr ich gekonnt. Ich muß gehn, leb' wohl!"

Und es war ſo. Sie nahm meinen Kopf zwiſchen ihre Hände, küßte mir Stirn und Augen, ſank dann zum Munde herunter und blieb ſo, feſt an meine Lippen gedrückt, bis ihr Kopf ſchwer und kalt geworden, bis ſie tot war . . . . .

„Sie ſoll und darf nicht ſterben!" ſchrie ich auf und ſchlug mit meinem Stocke nach der Zaubergeſtalt, die ich jetzt wieder ſtatt alles Andern mir höhniſch gegenüber erblickte.

Der Schlag traf den Topf, die Scherben flogen umher, und ich ſah deutlich in den Reſten unſrer Bowle die über die Kräuter rieſelten, tauſendfach die ſchwarze

Geſtalt mit den graſſen Augen, dort immer noch höhnend, da wehmütig und ſtill mit geſchloſſenen Augen, das Antlitz einer Sterbenden.

Der Zauber war gebrochen, die Asperula tot . . . . . „Plagt Sie denn die verdammte Hexe noch immer?“ fragte Peſaro und rieb ſich verdrießlich die ſchlaftrunkenen Augen.

. . . . . .

Craw brach ab, nahm ſein Heft zuſammen und ſteckte es ein.

„Sie hatten insgeſammt ſehr viel Maitrank zu ſich genommen, geſchlafen und getraümt! Das iſt die Löſung des Rätſels, wenn ihr Hexenprozeß ſich an eine Thatſache anlehnt,“ ſagte Cecile.

„Wie kam es nun, traf Sie wieder Schlimmes, verwirklichte ſich der entſetzliche Traum den Ihnen die Asperula vorgezaubert? Sagen Sie uns das!“ rief Luiſe, die mit gefaltenen Händen zugehört hatte. Ihre Züge waren während der ganzen Vorleſung in wechſelnder Bewegung geblieben und hatten mimiſch in dem Stücke mitgewirkt, das Craw muſikaliſch vortrug. Seine klare, feſte Stimme war ab und zu ſchneidend ſcharf geworden wie eine übermäßige Septime, die lang gehalten wird und Boden gewinnt obgleich ſie ſchrillt und verletzt; das Pathos ſeines Vortrags wurde unterbrochen durch leicht hingeworfene Töne, die wie Selbſtverhöhnung klangen, und aus der athemloſen

Melancholie des Schluſſes, aus dem Largbetto eines Abſchiedes für jetzt und immer, hatte er die Zuhörerinnen aufgerüttelt durch einen derben männlichen Akkord derſelben Tonart, in der er begonnen. Und doch war es grade dieſe orthodox muſikaliſche Verſöhnung und die Wiederkehr derſelben Cadenz, es war dies plötzlich hineingreifende Dur mit ſeinen ſpringenden Triolen, das die verklungnen Mollgänge und Diſſonanzen beſtimmter und wilder in Erinnerung brachte.

„Sagen Sie uns das! Es iſt ein Stück Leben das Sie uns vorgeleſen, nicht wahr? Laſſen Sie uns Alles wiſſen?“ bat Luiſe mit der ganzen Weichheit ihrer Stimme und der innigſten Theilnahme.

Cecile lächelte ſpöttiſch; ſie verriet nicht, daß ſie ebenſo neugierig war als ihre Tochter.

„Es iſt ein Stück meines Lebens, ja nicht nur ein Stück, ſondern eine Biographie, in der kein Haubtkapitel fehlt. Ich habe nichts hinzuzuſetzen, es iſt Alles geſagt. Der Traum hat ſich erfüllt, buchſtäblich erfüllt. Moos wächſt über den liebſten Augen, in die ich je geſehn, grünes Moos und ein Roſenbuſch ..... Wollen Sie auch noch fragen wer dieſe Roſen gepflanzt hat?“

„Aber das Märchen komponirten Sie hinterher, die Hexe iſt Ihre Erfindung, Sie ſahen nie ein ſolches Weib, das Ihr Geſchick zwiſchen ſeinen Augenbrauen trug. Das Ganze iſt eine Profezeiung nach geſchehener

That, von Ihrer Fantaſie zurecht gedreht und abſichtlich in luſtige Szene geſetzt, damit das Grauſen nicht überhand nimmt und man den Verfaſſer nicht etwa gar für einen Hexenglaübigen hält."

„Es iſt nicht ganz ſo, und ich möchte ſchwer beſtimmen können was die Fantaſie hier gethan hat!"

„Bah, Sie wollen Luiſe furchtſam machen, denn mich werden Sie doch nicht überreden wollen Craw-Gillen, der Naturvertiefte, ſei plötzlich unter die Myſtiker gegangen und ſähe Geſpenſter."

„Iſt denn die Natur nicht ein Myſterium? Hat ſie etwa nicht mehr Kräfte als wir kennen, ſteckt in dem Spruche der Roſenkreuzer: In verbis, herbis et in lapidibus! nur Narrheit? — Die Kritik unſrer Tage iſt nicht mehr die brutale Negationstücke der Dummheit, die Alles für Lüge gibt was ſie nicht erklären kann. Wie man früher ſogenannten Wundern gegenüber nur die platte Aushilfe hatte zu ſagen — das iſt erfunden, das iſt nie geſchehn, denn es iſt unmöglich; ſo entdeckt man jetzt durch die Fortſchritte der Naturenträtſelung immer mehr, daß jene Thatſachen nicht nur möglich, ſondern gewiß, — aber darum noch lang nicht das ſind was man Wunder nennt. — Moſes, der nicht Luſt hatte Profane in ſein Laboratorium dringen zu laſſen wendete einfach ein Mittel an das noch heute unter Studenten gebräuchlich iſt die von ihren Manichäern nicht beläſtigt ſein wollen: er elektriſirte eine

Metallplatte die von Unkundigen beschritten werden mußte, wie man jetzt Thürschnallen elektrisirt. Es gab einen Schlag, die Unberufnen stürzten zusammen und starben aus Schreck über den vermeintlichen Zorn Jehova's oder wurden als Übelthäter erschlagen. Die „Rotte Korah“ sprengte er in die Luft, und diese Pulververschwörung gegen die erste „freie Gemeinde“ heißt auch ein Wunder. Schlagender aber noch als diese Sachen wirkt eine Entdeckung des letzten Jahres, eine von Professor Ehrenberg getaufte mikroskopische Pflanze. Sie, setzt sich als eine Art Schimmel auf Schnittflächen von Backwaaren und bildet wenn sie klumpenweise zusammen steht, gallertige, blutrote Tropfen. Erinnern Sie sich nun jener von Juden durchstochenen, blutenden Hostien, an denen man wenigstens das Blut zur Fabel oder zum Pfaffentruge machte, da man die Tausende von Juden, die im Mittelalter solchem Wunder geopfert worden, nicht aus den Chroniken löschen konnte. Das Hostienblut ist nun eine als einzelnes Gewächs unsichtbare Pflanze geworden, die Täuschung erklärt, aber auch das Faktum in sein Recht gesetzt. Hätten die Leute damals Mikroskope und Männer wie Ehrenberg gehabt, so wäre das Wundergeschrei unterblieben.“

„Das was Sie sagen paßt übrigens sehr wenig auf das was ich wissen und erklärt haben will.“

„Es gehört zur Sache und hilft beweisen, daß Hexen und Zauberinnen, Schwarzkünstler und Magier aller Art nichts waren als Kluge, Wissende unter Dummen. Sind Boslo und Döbler, denen wir mit Vergnügen zusehn, nicht ganz das was man ehemals mit dem Scheiterhaufen büßen mußte? Gehn wir indeß tiefer darauf ein und kommen auf die eigentlichen antiken und mittelalterlichen Hexenkuchen, so finden wir auch da in der Natur keinen direkten Widerspruch gegen die Möglichkeit verschiedner Kunststückchen, die uns jetzt im ersten Augenblicke ein ungläubiges Kopfschütteln abnötigen. Eine Menge von Rezepten ist verloren gegangen, andere die wir in der alten Form besitzen, sind nicht anwendbar weil wir das Kraut oder das Fossil nicht zu erkennen vermögen, das sich entweder unter einem vergessnen oder absichtlich verschleierten Schulnamen verbirgt, — es fehlt uns also jeder Maßstab die Treue der Berichte über den Erfolg dieser oder jener Arzneigabe zu prüfen. Die „Zauberinnen" waren Wesen, die isolirt von den Menschen in Wäldern und Klüften lebten; ihre Einsamkeit trieb sie zur Beobachtung der Natur, oder vielleicht die Liebe zu dieser in jene, und es war ihnen leicht die Wirkung verschiedner Kräuter-Nahrung auf Thiere genau festzustellen, die stärkere oder geringere Affektion gewisser Organe zu bestimmen und dadurch auch bei Menschen genaue Resultate zu erzielen. Nehmen sie nur erst an, daß jedes Organ seine

beſtimmte, ſogenannt geiſtige Funktion hat, ſo daß man direkt, durch die Steigerung der Thätigkeit dieſes Organes, Gedanken, Bilder und Handlungen hervorrufen kann; ſetzen ſie ferner die unzweifelhafte Möglichkeit feſt begrenzter Wirkung beſtimmter Doſen von Pulvern, Tropfen, Elixiren u. ſ. w. wie ſie heute noch die Arzneikunde braucht, in dieſelbe Reihe, ſo hören ſelbſt Liebestränke und dergleichen kleine Teufeleien auf, undenkbar zu ſein."

„Liebestränke, die ein Gefühl für beſtimmte Perſonen erwecken?"

„Das iſt leicht zu verſtehen, da die Perſon die das Tränkchen gemiſcht, gewiß nahe zur Hand iſt um den Erfolg zu beobachten, alſo wahrſcheinlich die nächſte Veranlaſſung zu einer Erklärung der erwachten Gefühle gibt. — Was weiß ich übrigens wie weit der Magnetismus reicht und ob er durchaus ſo plumper Mittel bedarf. Ich ſage Ihnen, die Weiber in Theſſalien wußten, da ſie blos experimentirten, mehr von den Einzelkräften der Natur als wir heute. Der Giftkram, der damals viel verbreiteter war als jetzt, that das ſeinige dazu, und die Charlatanerie die jene „Hexen" anwendeten um geſucht zu werden, ihre Abſonderung von den andern Menſchen und mancher Schabernack, den ſie Ruheſtörern ſpielen mochten, Alldies ſorgte für den Ruf in den ſie nach und nach kamen. Die Dummheit und der Aberglaube that den Reſt. Statt

ihr Treiben für die Wiſſenſchaft auszubeuten, verbrannte und erſäufte man ſie, und ihre Erfahrungen gingen zum größten Theile unbenutzt und ſpurlos verloren."

„Entſchlüpfen Sie nur nicht immer wieder, wenden Sie nun Ihre Hexentheorie auf den vorliegenden Fall, auf Ihr Märchen an. Welche Rolle ſchreiben Sie der rätſelhaften Dame zu wenn Sie ernſt ſein wollen. Mit Ihren allgemeinen Notizen laſſe ich mich nicht abfinden."

„Nehmen Sie es doch hin wie ich's gebe. Splittern Sie das Wunderbare des Traumes durch eine Denunziation meines Gehirnes ab; weiſen Sie nach, daß mir der Wein zu Kopfe geſtiegen war, daß der Waldmeiſterduft meine Nerven zittern machte und ein Dutzend fiebernd heißer Erinnerungen auf dieſen zuckenden Strängen Triller ſchlug und ſeiltanzte ..... Thun Sie damit was Ihnen beliebt, die Sache iſt wie ſie iſt. Ich habe dieſelben Augen mich viermal ſpöttiſch grüßen ſehn und viermal darunter gelitten ....."

„Blieb die Dame denn immer gleich jugendlich, obgleich zwanzig Jahre und mehr zwiſchen dem erſten und dem ſpäteren Begegnen lagen?"

„Ihre Züge blieben dieſelben ſo viel ich ſehn konnte, da es immer die Augen waren die mich gebannt hielten. Vielleicht war's indeß auch eine andere Perſon mit ähnlichen Augen, und ich täuſchte mich aus Gründen

die mit jenem schrecklichen Begebniß aus meiner frühesten Kinderzeit innig verwachsen sind."

„Und war Ihre Anna wirklich tot?" fragte Luise.

„Sie starb in dem Moment in dem ich erfuhr, daß Sie meine Anna hätte sein können."

„Das ist betrübt, bestätigt aber nichts und klärt nichts auf," sagte die Gräfin hartnäckig. „Wenn das Ihre gepriesne Klarheit ist, daß Sie all die alten, abgethanen Unklarheiten wieder hervorsuchen und vertheidigen; wenn Sie im Kreislaufe Ihrer Forschungen durch alle Sonnenhelle und Himmelsnähe nur wieder zu den Nebelbildern zurückkehren, die wie ossianische Gestalten hinter Wolkengardinen hervorlauschen und auf ein Stichwort erscheinen um auf ein anderes in die nächste Versenkung hinabzufahren, so sehe ich gar nicht ein was die Menschen davon haben sollen und wie Sie ihnen dadurch vorwerts helfen wollen. Es ist eine neue Art alte Rätsel durch das Schmieden neuer zu lösen, deren Lösung wieder die alten sind. Ich hatte Besseres von Ihnen erwartet. Sie gehn den Weg den bis jetzt alle Naturphilosophen gegangen sind: Ihre Resultate sind hübsche Träume, fantastisch aufgeputzte Märchen, geniale aber im Grunde wohlfeile Combinationen, da Sie immer nur Reliefs zeichnen, deren Rücken man nicht sehn kann. Ihre Medaille hat keinen Revers, wenigstens keinen authentischen, Sie können also davon erzählen was Ihnen

recht ſcheint. Das was Sie uns heute mitgetheilt, gibt mir den Schlüſſel zu der ſonderbaren Spirale, die der Gedankengang mehrerer berühmter deutſcher Philoſophen der Neuzeit beſchrieben. Die Herrn fingen beim Glauben an, arbeiteten ſich bis zum Wiſſen durch und endeten zuletzt mit einem Salto mortale in den Myſtizismus . . . .“

„Glaubten ſie nun aber zuletzt daſſelbe was ihnen früher die Tradition geboten oder war nicht ſelbſt ihr Myſtizismus ein Fortſchritt? Waren ſie zum Ausgangspunkte, zu dem alten Glauben und Wiſſen zurückgekehrt, oder öffnete ſich vor ihnen ein neues Feld des Forſchens wo das Erkennen noch nicht Raum fand, weil die realen, die Experimentirwiſſenſchaften den Stoff zu Combinationen und Schlüſſen noch nicht vorbereitet und geſichtet hatten? — Immer der alte Vorwurf. Sie ſticheln auf Schelling und Oken, ich mag ſie nicht vertheidigen oder doch für den erſteren, der einmal mit ernſthaftem Geſichte beſchwor er habe gelegentlich das Schwanzwedeln des Abſoluten geſehn, keine Lanze brechen. Oken aber iſt ſtichfeſt ſo weit ihm Experimente und Unterſuchungen zu Gebot ſtanden. Was wollen Sie denn? Der Anfang und das Ende des Wiſſens iſt Spekulation . . . .“

„Jüdiſche Spekulation! Ein Schacher mit Theſen und Antitheſen, die Univerſitäten ſind ihre Börſen und die Katheder ihre Banken.“

„Ich ſpekulire nicht und bin weder Börſenmakler noch Bankier in Ihrem Sinne. Jeder große Gedanke tritt eine Narrheit in den Staub und krönt ſein Haubt mit einer andern, Weisheit und Unſinn lebten ſeit jeher in herzinnigſtem Vereine, es kommt nur auf die Beleuchtung an welche Seite blau oder grün ſcheint, grade wie bei einem Stücke Schillertaffet. — Faſſen Sie das Leben doch wie es iſt. All die ſichtbare Gerechtigkeit und konſequente Harmonie in der Welt, von der die Dichter ſingen und die Prediger plärren, iſt ja Irrtum und Wahnſinn. Alle Saiten in der Natur ſind gleich berechtigt und gleich geſpannt wie an einer Aeolsharfe; die Lebenskraft und die Entwickelungsnotwendigkeit ſind es, die in das Inſtrument hauchen und die Saiten ſchwingen und tönen machen. Hörten Sie je an einer Aeolsharfe das was man reinen Akkord nennt? Hörten Sie dort je eine Cadenz, die Sie auf irgend einem nach Regeln gebauten Inſtrumente hätten wieder geben können? Nein, und abermals nein! Die Aeolsharfe iſt ein ſtreng natürliches, rein dämoniſches Inſtrument, ſeine Quaſi-Akkorde ſind unberechenbar, ſeine Tonreihen haben andere Intervallen als die unſres Generalbaſſes, — die Muſik der Aeolsharfe iſt ihrem innerſten Weſen nach eine ewige, gezogne, zitternde Disharmonie. Während die eine Saite das Tremolo einer betenden Hoffnung crescendo durch die Luft zittert, trägt ihre Nachbarin das wel-

lüſtige Weh einer großen Liebe gehalten und mächtig, ſie ſchwingt gleichmäßig und ruhig ohne ſich um das geſpenſtige Klagen und Ziſchen, um den abgeriſſnen, metalliſch klirrenden Schrei dieſer oder jener andern Saite zu kümmern: — es iſt ein Gewirr ohne Gleichen, ein Durchkreuzen von Plänen und Gedanken, ein Erwachen und Hinſterben, ſüßes Leben und wütende Verzweiflung, verſchiedner Takt neben einander, durch einander, gegen einander .... So und nicht anders, Gräfin, iſt das ganze Treiben in der Natur. Der Dämon waltet, Alles entwickelt ſich mit verſchwommenem Kopfe über verſchwommenen Sohlen, die Natur zeigt nirgend und niemals ſichtbare Umrißlinien, ſie iſt allenthalben wie ein Bild von Titian, rund vortretend ohne Nachhilfe durch ſcharfe Schraffirung und patzige Schatten. — Iſt aber der Geſang der Aeolsharfe darum weniger ein Lied weil er nicht in unſre Quinten und Terzen zu bringen geht? Iſt die Natur wirklich disharmoniſch weil wir vorgefaßte Begriffe von Harmonie haben? — Klingt aus wie Ihr müßt, und, bei aller Welt, Ihr könnt nicht anders! Dieſe Disharmonie bedeutet das Werden, den Kampf, den Fortgang, die Welt wird erſt und all das Saitengeklingel iſt nichts als Sehnſucht nach dem Werden. Finden Sie doch, nach all Dieſem, in dieſem Momente irgend einen Satz, ein Wort, eine allerletzte Erklärung, die nie umgeſtoßen werden könnte! Irgendwer, und

lebt' er in China oder Tombuktu, weiß immer das äußerste Wißbare, und so geht es fort bis an's Ende. Auch nicht ein Tropfen kehrt zurück zur Quelle, der Wind kräuselt manchmal die Oberfläche des Stromes seinem Laufe entgegen daß es scheint als flöſſe er rückwerts, aber die Flut rollt weiter, unter dem Spiegel hin, dem Meere, der Unendlichkeit entgegen. So das Wiſſen, so die Zeit, so das All. — Die Republik wie ſie Plato gedacht, genügte uns heute ſo wenig als unſre läppiſche Kleinſtaaterei in Deutſchland oder der Prinzpräſident in Frankreich. Ich kenne junge Leute, die jetzt die Reden Robespierres und Marats leſen um ihre Leſefrüchte bei der nächſten Umwälzung, für die ſie ebenfalls Studien in der Geſchichte der erſten franzöſiſchen Revolution machen, zu verwerten. Sie werden damit Fiasko machen wie die Gagern und Welker mit ihrer waſchblauen Weisheit von ehedem, 1818 durchgefallen ſind. Wir brauchen Anderes, wir ſind über das platoniſche Ideal ſelbſt hinaus, obgleich wir der Oberfläche nach mit unſern Königskronen, Purpurlappen, adligen Schildkrötengehäuſen, Hundeſteuermarken-Orden, Pickelhauben und Geheimratspatenten noch hinter dem Schmutze des aſſyriſchen Despotismus zurück zu ſein ſcheinen."

„Gut, daß Sie von den Hexen aus glücklich wieder auf menſchlichem Boden angelangt ſind. Ich erinnere Sie nun auch gleich, daß Sie mir die Ruſſen und

Frauen, die Ihre Welt regeneriren ſollen, noch ſchuldig ſind.“

„Sogleich, wenn ich auch ſehe, daß ich heute vergebens ſpreche. Laſſen Sie mich nur einen Augenblick Athem ſchöpfen.“

Craw's Hoffnung auf den Oſten, vielleicht auf die Slaven im Allgemeinen, glich natürlich nicht jener kriechenden Ergebenheit, jener durch alle Grade der demütigſten Erniedrigung laufenden Anhänglichkeit faſt aller europäiſchen Fürſten an den Czaaren. Die Dynaſtien, die ihre Wurzel im eignen Volke verloren haben und verlieren mußten, weil ſie ſich nicht einmal mehr als die feudale Zuſpitzung eines alten Syſtemes, ſondern als von oben niedergeſchwebte Wundervögel gaben, ſind grade dadurch wieder in ein Verhältniß feudaler Abhängigkeit zum Selbſtbeherrſcher der Ruſſen getreten. Sie ſind moraliſche Lehnsträger der nur von ihm voll und energiſch vertretenen Idee des Abſolutismus. Die Monarchie, der wunderliche, tauſendjährige Unfug, daß gewiſſe Familien erbliche Macht haben über Millionen von Menſchen, tritt in Europa mit dem Untergange des ruſſiſchen Reiches von der Bühne ab; nur die Koſaken ſind, wie wir in den letzten Jahren geſehn haben, noch die einzigen Stützen der Throne, nur die Koſaken, ſie mögen in Perſon thätig auftreten oder als drohende Wolke im Hintergrunde lähmend auf den Fortgang der Bewegung wirken. Rußland

aber wird zerfallen mit dem Tode des Mannes, deſſen energiſcher Conſequenz auch ſeine Feinde die Achtung nicht verſagen können. Damit verliert das ganze Gebäude des Abſolutismus den Grundſtein und ſtürzt zuſammen.

Dies war die eine Seite der Hoffnung, die Crax nach dem Oſten blicken ließ. Die Monarchie war dort concentrirt und wahrſcheinlich genug mit einem Schlage abgethan. Der Untergang der Monarchie iſt indeß zwar ein Schritt vorwerts aber im Ganzen nichts als das Aufraümen des Bauplatzes, das Entfernen des Schuttes, um Raum zu haben für den Neubau. Es knüpft ſich außerdem an die Ruſſen eine poſitive Erwartung, die zum Theil mit dem Weſen des Volksſtammes, zum Theil mit ſeinen liebſten Wünſchen zuſammen hängt. — In Europa wandert die Cultur, die Civiliſation ſchon ſeit mehr als tauſend Jahren von Weſt nach Oſt, während die Verjüngung der Völker ſeit derſelben Zeit konſequent von Oſt nach Weſt rückt. Auf dieſe Beobachtung allein den Schluß ſtützen zu wollen, es müſſe wieder ſo kommen, wäre thöricht; ſchließt man alſo dennoch nicht anders, ſo ſprechen jedenfalls noch andere Gründe dafür. Die Civiliſation des jetzigen Europa trägt überwiegend germaniſches Gepräge, wie denn die ſpezifiſch gedankenreichſte Nation prädeſtinirt kosmopolitiſch iſt. Das iſt ihre Stärke und Schwäche zugleich, und grade darin liegt ihr

welthiſtoriſcher Beruf. Die gewiſſe Eckigkeit und Schwerfälligkeit, die den Deutſchen einmal nicht abzuleugnen iſt, tritt der lebenskräftigen Geſtaltung germaniſcher Ideen allenthalben hemmend in den Weg; es fehlt nicht an Thatkraft, es fehlt die Thatluſt, und dieſe muß für die Weiterbildung durch den Zuſchuß eines neuen Elements gewonnen und erzeugt werden. Die Slaven ſind im Gegenſatze zu den Germanen geſchmeidig, raſch und gelehrig; — die Deutſchen können nur lehren, nicht aber lernen. Jener Zuſchuß, jenes bewegliche Element, das den raſcheren Fortgang der Civiliſation vermitteln ſoll und kann iſt alſo in den Slaven gefunden und harrt vor unſrer Thüre. Sie werden kommen, nicht auf den Befehl eines Einzelnen, nicht im „heiligen“ Kriege des Abſolutismus gegen die Völker, ſondern getrieben durch freien Impuls, ein Zug wie jener der Juden in das Land der Verheißung. Man muß wiſſen, daß ſeit den großen Kriegen im Weſten, ſeit dem Kampfe gegen Napoleon, die Sage von den Heſperidengärten in Rußland eingebürgert iſt; man muß wiſſen, daß die Sehnſucht jene herrlichen Länder zu ſehn und zu beſitzen ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzt und daß eine Wanderung im Großen, eine Okkupation auf Nimmerwiederkehr der Wunſch und die Hoffnung von Millionen iſt. Wird der Weſten gegen den Oſten nun eine Schlacht ſchlagen wie jene auf den catalauniſchen

Feldern? Wird durch einen furchtbaren Kampf des Germanentums gegen den Slavismus tabula rasa gemacht werden für eine neue Zeit? — Gewiß bleibt, daß in Folge eines Sieges oder einer Niederlage der Völkerstrom aus dem Osten dem Westen in die dürren Adern gespritzt wird um sich nie wieder abzusondern. Die Civilisation geht darüber nicht unter, sie gewinnt im Gegentheile neuen Boden, neue Kraft und neue Intensität. —

„Ich glaube nicht, daß Sie mein Vortrag besonders interessirt hat," sagte Craw nachdem er die oben ausgesprochenen Gedanken weitläufiger entwickelt hatte als wir dies thun konnten.

„Er verliert nur dadurch seinen Wert, daß wir nicht im Stande sind Ihre Hypothesen sogleich zu prüfen. Sonst mein' ich wär' es interessant genug einmal aus Ihrem Munde die Verheißung eines Kampfes auf Tod und Leben oder gar den Untergang ganzer Generationen predigen zu hören. Glauben Sie denn wirklich an Das was Sie sagen? Halten Sie in der That das slavische Blut für frischer als das germanische?"

„Ohne alle Frage. Der kürzeste Verkehr mit Slaven, so gedrückt, geknechtet und gebeugt sie auch sein mögen, beweist, daß sie eine unbesiegliche Elastizität besitzen. Daher kommt ja auch ihre Unbeständigkeit, sie haben zu viel Federkraft. Allein und für sich selbst

abgeſchloſſen ſind ſie für die Menſchheit dieſer Eigenſchaft wegen unbrauchbar, mit den Germanen verſchmolzen aber von der äußerſten Wichtigkeit. Dieſe Vermiſchung iſt ein neues Experiment das die Natur machen wird um zum Ziele zu gelangen.“

„Sie theilen den Frauen ja aber für die Zukunft auch eine bedeutende Rolle zu, wie verſöhnen ſie dieſen Plan mit der ſlaviſchen Invaſion? Es hieße ihre Kenntniſſe zu arg in Zweifel ziehn, wenn ich Ihnen ſagen wollte, daß es grade die Germanen waren und ſind, die vorwiegend einen gewiſſen Frauen-Cultus üben, während die Slaven, d. h. dies Volk im großen Ganzen, heute noch die Frau als Laſtthier, als untergeordnetes Geſchöpf mißbrauchen. Wer kennt die Frauen? Wer hat ſie jemals ſo gewürdigt wie ſie es verdienen? Der Haufe der Männer ſpricht über ſie ab, Narren treiben Vergötterung, und Schurken ſpötteln und verderben. Geſetzt Sie wüßten mehr von uns als Sie wiſſen können, was haben Sie mit uns vor?“

„Zunächſt muß ich den Irrtum berichtigen, als habe ich jemals den Untergang, oder auch nur das Unterliegen des germaniſchen Weſens profezeit. Der Deutſche, von aller Welt verhöhnt und getreten, regiert dennoch die Welt und wird ſeinen Einfluß immer behaubten. Wir ſind einmal die Univerſalnation, wir ſind das merkwürdigſte Gemiſch von Weisheit und Inſipidetät, von Fleiß und Trägheit, unſre Fonds ſind uner-

schöpflich, man kann in unsern Kessel alle möglichen Metalle gießen, ohne je im Stande zu sein unser eigenst eignes Wesen vollständig zu neutralisiren. Das kommt daher, daß wir uns selbst kennen und so ehrlich sind uns sogar über uns selbst lustig zu machen. Diese Demut ist der Fehler aus dem alle unsre Tugenden keimen; wir kennen uns selbst, daher können wir nicht untergehn."

„Aber die Frauen? Wollen Sie ihnen offiziell das lächerliche Treiben zuweisen, dessen sich einzelne verworrene Subjekte aus ihrer Mitte in der letzten Zeit bemächtigt? — Ich bin selbst Zeugin einer Frauenversammlung gewesen, die vom Anfang bis zum Ende nur eine Reihe lächerlicher Szenen darbot. — Das Unternehmen an sich war ein vollkommen lobenswertes, es galt die Einrichtung einer Kleinkinder-Bewahranstalt. Man hatte mich zur Theilnahme eingeladen, — wahrscheinlich nur um meinen Namen auf der Liste zu haben, — und ich ging in einer Anwandlung von Langweile hin, obgleich ich nicht im Entferntesten die Absicht hatte an den Beratungen Theil zu nehmen. Ich fand eine ansehnliche Zahl origineller Personen um einen großen runden Tisch gepflanzt, Köpfe wie sie Hogarth sich gewünscht hätte. Das war der Vorstand. Eine lange, scharfe Matrone mit einer Schildpattbrille und spitzem Kinne führte die Glocke. Neben ihr saß eine luglige Geheimrätin mit fromm hängendem

Unterkiefer und methodiſtiſchen Thränenſäcken. Auf der andern Seite lehnte ſich eine ſehr elegante junge Frau, von der mancherlei Gerüchte umliefen, in den Seſſel zurück und ſpielte mit der Lorgnette. Zwei äſthetiſche Jüdinnen, eine Paſtorsfrau mit einem großen Strickbeutel, eine Schriftſtellerin und zwei indifferente Spießbürgerinnen mit unglaublich gutmütigen Werkeltagsphyſiognomien dazu, nun haben Sie ein Bild der ehrſamen Maſſonei. Etwa zwanzig Frauen und alternde Jungfrauen mit snapping turtles-Geſichtern, ein Duzend junge Mädchen und ebenſo viele Kinder, von denen mehr als die Hälfte der Paſtorin ähnlich ſahen, und drei oder vier junge Herren nebſt einem Grauharte bildeten das Publikum oder, wenn man ſo will, den eigentlichen Körper des Vereines."

„Sie zählten ſich nicht mit, Gräfin."

„Ich ſaß in einer Ecke, lehnte das Anerbieten des proviſoriſchen Vorſtandes, in ſeiner Mitte Platz zu nehmen, ab und amüſirte mich ſtillſchweigend, da ich nicht ſo glücklich war wie die Herren, die abwechſelnd über Mädchen und Matronen halblaute, boshafte Bemerkungen machten. Ich mußte ſchweigen, war aber deſto aufmerkſamer. — Die Verhandlungen begannen. Die Präſidentin entwickelte nach unſäglich vielen Entſchuldigungen über die Freiheit, die ſie ſich nehme, eine Reihe von Konfuſionen unter der Firma unmaßgeblicher Statuten. Unabſehbare Paragraphen, und

darin unabsehbar unpraktisches Zeug. Nur die Geheimrätin und die Pastorin wackelten Beifall; offenbar hatten diese mit der Präsidentin zusammen die Vorschläge erwogen, und ich wollte heute noch wetten, daß der Passus über das Geb.t von der ersteren und die Reinlichkeitsangelegenheiten von der zweiten besorgt worden sind. Die Debatte erhitzte sich durch Einsprache der Jüdinnen, die eine Schutz- und Trutz-Alliance mit der Schriftstellerin geschlossen hatten, und die unglückliche Vorsitzende nahm eine Prise Verzweiflung nach der anderen aus ihrer zierlichen Bibi-Dose. Erst ging es freilich unendlich schüchtern zu, dann aber gerieten die Damen in Eifer und sprachen mit überraschender Volubiletät der Zungen durch einander: — die Präsidentin raüsperte sich, die Geheimrätin faßte Grauen und Entsetzen, die Elegante lorgairte höchst piquirt eine der Jüdinnen, die mit ihrem Falset-Sopran alle andern Stimmen durchdrang, die Spießbürgerinnen sahen einander ängstlich an, und die Frau Pastorin nahm eine gefallne Schlinge an ihrem Strickstrumpfe auf. Es war ein grandioser Moment! Die Kinder, die wahrscheinlich glaubten, es müsse nun noch ärger kommen, drängten sich schreiend vor um ihre respektiven Eltern zu schützen; die welken jungfraülichen Rosen, an denen nur noch die Dornen verrieten, daß sie einst zum Geschlecht der Rosen gehört, rümpften die Nasen und nickten einander schadenfroh

zu; der alte Herr ſtampfte mit ſeinem ſpaniſchen Rohre und die jungen Leute lachten aus vollem Halſe. Das war koſtbar anzuſehn. Endlich erhob ſich die eine der Jüdinnen, eine hübſche Perſon von etwa ſechs und zwanzig Jahren mit ſentimental begehrlichen Augen und ſehr koquettem Weſen, und erzwang durch die „Macht der Rede“ Stillſchweigen und eine Umkehr zur Sache. Sie nahm überaus große Rückſicht auf die anweſenden Herrn und wurde zum Danke dafür auch wieder von ihnen berückſichtigt. Jedenfalls aber ſprach ſie die einzigen vernünftigen Worte, die ich den Abend über zu hören hatte. Sie griff trotz ihrer Schwärmerei mit der den Juden eigentümlichen Sicherheit die rein praktiſchen Momente auf, moquirte ſich nicht ohne Geiſt über das pietiſtiſche Brimborium, das in das Unternehmen gepaſcht werden ſollte, demokratiſirte auch bis zu einem gewiſſen Punkte, und ſtellte endlich, wie mir ſchien, recht bündig das Weſentlichſte über die Sache zuſammen. Den Spießbürgerinnen leuchtete das Richtige ihrer Vorſchläge ein, und die einzigen Worte, die ſie den Abend über ſprachen, waren Anerkennung der jüdiſchen Beredtſamkeit. Damit war aber auch die Spaltung und die Clique gegeben. Es galt von Seiten der Anderen Rettung des chriſtlich-germaniſchen Princips, Wahrung der religiöſen Ehre. Man ſteckte die Köpfe zuſammen und bereute bitter, daß man ſich mit ſo „unlautren“ Elementen überhaubt

in einen Verkehr eingelaſſen, — obgleich der Plan grade von der Jüdin ausgegangen war. Der Geiſt blieb auf hebräiſcher Seite überwiegend; da man aber der Sache wegen doch ſo lang als möglich Stand halten wollte, die Jüdin auch beſcheiden oder klug genug war auf Modifikationen ihrer Vorſchläge einzugehn, ſchien ſich nach und nach wieder ein beſſeres Verhältniß heraus zu ſtellen und man machte nach einer nochmaligen fulminanten Präſidialrede Vorbereitungen zur Wahl des definitiven Vorſtandes. Die ganze Verſammlung mit Ausſchluß der Männer und Kinder erhielt auf Antrag der Eleganten das Stimmrecht. Sie motivirte dieſen Antrag ſo ſchlau, daß ſie gewiß eine Anzahl Stimmen gewonnen hätte, wenn die Oppoſition nicht ſchon zu tiefe Wurzeln gehabt. — Zunächſt gab es natürlich wieder köſtliche Deklamationen, Niemand wollte von ſeinem Stimmrechte Gebrauch machen, Jede ſagte eine Artigkeit, machte einen Knix nach ihrer Art, kaute an dem Bleiſtifte, — von denen die proviſoriſche Präſidentin, wie ſie feierlichſt verkündete, für den Zweck der Wahl aus eignen Mitteln zwei Duzend angeſchafft, — oder zerknitterte aus Verlegenheit den Wahlzettel. Daß dieſe Schüchternheit bei Frauen immer nur ein bedeutungsloſes Präludium iſt, wiſſen zwar Sie vielleicht nicht, aber jede Frau weiß es. Es kam denn auch wie ich gedacht. Die Einen mochten es aus Überzeugung, gewiß aber die

Mehrzahl aus Malice gethan haben, kurz bei der Wahl der Präſidentin waren mehr als zwei Drittel der Stimmen auf die ſchönredneriſche Jüdin gefallen. Sie hätten ſehn müſſen, welche Triller die Unterlippe der Präſidentin ſchlug als ſchon zum ſechſten Male der Name „Madame Asmanſohn“, ſo hieß ſie glaub' ich, proklamirt wurde! Nicht weniger intereſſant war es die allmälige Verwandlung des frommen Schafsgeſichts der Geheimrätin in einen reißenden Wolfskopf zu ſehn. Wie ſie giftig wurde, wie ſie grüne Blitze aus ihren kleinen Augen ſchoß und Achſelzuckungen mit der Paſtorin wechſelte, ich habe nie eine ſo lebendige Komödie geſehn. Als nun wirklich Madame Asmanſohn gewählt war und ihre Antrittsrede halten wollte, erklärte die bisherige Vorſitzende plötzlich, daß ſie ſich nach reiflicher Überlegung von dem ganzen Unternehmen zurückziehn müſſe; die Elegante that desgleichen, auch die kleine dicke Perſon zog eilfertig die Handſchuhe an und murmelte etwas von Unglaübigen, Unverſchämten, kurz das Ende vom Liede war ein Skandal, der die Stadt einige Tage reden machte und den Witzblättern Stoff gab. So geht es mit allen parlamentariſchen Unternehmungen der Frauen, ſie werden bei dergleichen Dingen nicht ohne Männer fertig. Wäre eine Auktorität, nichts weiter nämlich als ein verſtändiger Mann, zugegen und berechtigt geweſen die ganze Sache zu leiten, ſo beſtände ſie wahrſcheinlich heute noch. Sie

glauben nicht, wie albern Frauen unter einander ſein können, aber weil ſie das eben immer ſind, iſt von ihnen kein tüchtiges en masse-Wirken zu erwarten.“

„Principiell aber haben Sie nichts dagegen?“ warf Craw ein. „Sie können alsdann ſtatt einer männlichen Auktorität ebenſo gut eine weibliche ſetzen, einen Geiſt, der die Anderen leitet und lenkt. Der Fehler bei dem Unternehmen, deſſen Sie erwähnen, war ja offenbar ein doppelter. Einmal hatte man das Vorurteil aus der Rechnung gelaſſen, und zweitens wirkte die Malice deſtruktiv. Die Sache war an und für ſich kopflos . . . . .“

„Sie ſprechen weiter ohne meine Antwort abzuwarten. Ich habe ganz beſtimmt etwas gegen jedes öffentliche und oſtenſible Wirken der Frauen, wär's auch nur darum weil ſie dann ihrer ganz ungeheuren ſtillen Thätigkeit die Spitze abbrächen. Was ſie auf dem Markte thun können iſt gering, was ſie thun ohne dafür Rechenſchaft zu geben, iſt unberechenbar. Kluge Frauen ſind nicht ehrgeizig, wenn ihre Stellung nicht etwa von der Art iſt, daß ſie von vornherein der Öffentlichkeit gehören, kritiſirt werden und ſich darum auch von Rechtswegen den Lohn für ihre Gedanken einfordern müſſen.“

Craw machte eine ſtumme Verbeugung, die ausſah wie eine unterdrückte Malice.

„Sie wiſſen doch nichts von den Frauen und beurteilen ihren Einfluß auf einander nach dem Gewichte das Männer auf unſer Benehmen gegen ſie legen. — Ich komme faſt in die Verlegenheit Ihrem Geſchlechte in gewiſſem Sinne eine Lobrede zu halten. Die Männer ſind nur undankbar, aber die Frauen unverſöhnlich. Meiner Anſicht nach iſt das Letztere edler, aber der große Haufe der Moraliſten wird mir widerſprechen, — und es ſei darum. So viel ſteht feſt, der Mann läßt ſich herbei um Liebkoſungen und Auszeichnungen einer Frau, die er vielleicht grade darum weil ſie deren ſpendet, gründlich verachtet, zu werben und ſich damit zu brüſten, — während ein Weib dem Manne den es verachtet alle Tage ſagt: ich verſchmähe Dich. Wo wir haſſen, ruhen wir nicht bis der Verhaßte geſtorben oder verdorben iſt; wir vergeſſen niemals, auch wenn wir zu vergeben ſcheinen. Freilich muß ich auch wieder eine unſrer Schwächen eingeſtehn: es gibt Männer, die uns ſo groß ſcheinen, daß wir ihnen nicht zürnen können, denen wir alſo Alles verzeihen und gehen laſſen. Auf dieſe Eigentümlichkeiten und wechſelweiſen Illuſionen iſt der Verkehr zwiſchen Mann und Frau begründet. Es herrſcht unbewußt eine gewiſſe Spannung und Schonung, wie etwa in der Geſellſchaft wo man weiß, daß aus der geringſten Reibung ein unangenehmes Duell entſtehen kann. — Frauen unter einander haben beſſere, glattere

Formen, im Ganzen wenigſtens, als die Männer im eignen Kreiſe, aber ein Übergewicht, eine ſo ehrliche gegenſeitige Achtung wie ſie bei Ihnen oft vorkömmt, ſuchen Sie bei uns vergebens. Tritt ein ſolcher außerordentlicher Fall ein, ſo iſt er eben eine Ausnahme. Daher iſt Ihr Schluß, eine weibliche Auktorität hätte genügt, ein unrichtiger. Frauen laſſen ſich lenken, aber nie offenkundig durch ihres gleichen. — Der Verein von dem ich ſprach, mußte allerdings ſchon an den Jüdinnen zu Grunde gehn . . . ."

„Obgleich ſie, — ich brauche Ihre eignen Worte, — das einzige Vernünftige ſagten, was den Abend über verlautete."

„Ich hätte ebenſo vernünftig geſprochen!"

„Ohne Zweifel! Und Sie wären auch des vielköpfigen Ungetümes Herr geworden, weil Sie Gräfin Hehlen ſind. Das wäre ein Beweis für die Dummheit jener Leute, ein Beweis gegen Ihre Behaubtungen und trotz alledem ein Belag für die Tüchtigkeit der Frauen geweſen."

„Vereinigen wir uns nur. Ich habe nie behaubtet, daß eine Einzelne nicht Größtes wirken könne, ich bleibe aber dabei, daß Frauen aus den kleinlichſten Gründen nicht zuſammen ſtreben können, es ſei denn, daß ſie insgeſammt jämmerlich untergeordnet wären. Und was wollen Sie mit dergleichen Weſen leiſten?"

„Das Thema von den Frauen hat Sie redſeliger als irgend ein anderes gemacht; Sie haben opponirt ehe ich noch einen Satz aufſtellen konnte. — Es ſteht über allem Zweifel, daß das eigentlichſte Feld der Frauen die Erziehung iſt, und in dieſem Bereiche iſt es wo ich ſie für die „Zukunft“ wirkſam ſehn will. Auf der Barrikade und der Rednerbühne hat das Weib nichts zu ſuchen. Ein Mädchen mit entfeſſeltem Haare und durchſchoſſenem Buſen macht ſich ganz gut als Reizmittel für chevalereske Charaktere und lyriſche Politiker, aber es bleibt ein zweckloſes Opfer. Der Heroismus der Frauen im Getümmel des Menſchenſchlachtens, man mag es durch dieſen oder jenen Namen zu verherrlichen ſuchen, hat etwas Abſtoßendes und Widerwärtiges. Bei den alten Germanen griffen ſie nur in der Verzweiflung, um Leib und Leben zu retten zu den Waffen; ſie ſind von der Natur augenſcheinlich nicht zu dergleichen rauhem Handwerke organiſirt, ihr Auftreten iſt alſo dann ein unnatürliches. — Sie haben überhaubt recht, wenn Sie das öffentliche Treiben der Frauen verdammen, auch ich will ein Zuſammenwirken ohne Zuſammenhang, ein Auftreten ohne Oſtentation. Nur wird Manches vorhergehen und geſchehen müſſen, ehe die Wirkſamkeit der Frauenwelt in meinem Sinne erſprießlich ſein kann. Das Weib iſt im Augenblicke noch die kryſtalliſirte Tradition, und man dichtete vielleicht darum ſchon vor Jahrtauſenden Dame Eva den

Haubtantheil an der Erbsünde an. Dagegen zeigt die Wärme, mit der sich höhere Frauen grade zu allererst für neue große Gedanken interessiren, wie empfänglich sie für Gutes und Schönes, kurz für den Fortschritt sind. Die Schuld jener Versunkenheit trägt also die Heranbildung des Geschlechtes, und die gute Eigenschaft der Theilnahme ist eine noch nicht planmäßig in Angriff genommene Mine. Erst sobald sie der Tradition Valet sagen, — sie brauchen nicht dagegen zu kämpfen, sie brauchen nicht zu negiren, denn bekämpft und negirt ist Alles ohnehin, — sobald sie nur dem Kinde nicht mehr Ideen einprägen, die abzustreifen es Jahre verlieren muß; erst wenn sie direkt und positiv für die Zukunft arbeiten, erst dann hat die Zeit einen mächtigen Kern gewonnen. Der Mann wird dann nicht mehr seiner Mutter, seiner Gattin oder Braut zu Liebe Rücksichten nehmen müssen, schweigen oder gar verleugnen. Alles Schwanken und Laviren hört auf, denn die Frau verträgt heute so wenig wie in den Tagen der Spartanerinnen und gallischen Weiber, daß ihr Mann oder Sohn feig ist und seine Überzeugung, die sie kennt, zag zurückhält. Wie wenige Verhältnisse gibt es aber heute, in denen der weibliche Theil der Familie das Wollen des männlichen fassen kann? Wie sollen die Frauen nun dort fördernd, stärkend und läuternd zugleich wirken? Die Mutter lehrt ihrem Kinde einen Glauben, der dem des Vaters zuwider

läuft, sie flößt ihm Achtung für das ein was der Mann verachtet und bereitet so aus Mangel an Übersicht, aus verkehrter Liebe zu dem was sie Frieden nennt, die grellsten Konflikte vor. Die Frauen sind nach einer Vergangenheitsschablone erzogen und erziehen darum ihre Sproßen wieder für die Vergangenheit. Ihre Liebe zu den Kindern ist so gräßlich verschroben, daß sie ihnen — es ist wahrhaftig so, — kaum schlechtere Vorschriften in's Leben mitgeben könnten, wenn sie Haß für sie hätten. Gepanzert geht Keiner aus dem Vaterhause, sondern unverständig und unzuverlässig. Unschuldig und unverdorben nennen es die guten Mütterchen, die es mitunter für ein Unglück halten wenn der Junge gescheidt wird und die Tradition über Bord wirft. Sie vergessen nie, daß das vegetative Dasein im mütterlichen Schoose einst war und daß es die prächtigste Sicherheit bot. Sicherheit! Ja, das ist's. Für diese Sicherheit, für dies Vegetiren werden die Menschen erzogen, nicht aber für das Leben. Daher wissen sich so Wenige hinein zu finden, darum gehen so Viele unter. Ist die Liebe zur Tradition im Herzen des Weibes durch die Liebe zur Zukunft ersetzt, so ziehen andere Weiber uns andere Männer. Das ist der Wirkungskreis, den ich der Frauenwelt zuweise, dazu bedarf's weder der Ostentation, noch des Preisgebens dessen was dem Weibe eigen ist. — Meine Hoffnung auf baldige Erfüllung dieses Berufes beruht

nun allerdings auf der Regſamkeit, die ſeit mehreren Jahren ſich der weiblichen Kreiſe bemächtigt hat. Von den Unterſtützungsvereinen bis zur tollſten Emancipationsſucht liegt nichts als eine Reihe von Experimenten, die alle das Weib in eine thätigere Lage zu bringen ſtreben. Das Rufen nach Unterricht wird immer lauter, die Anforderungen an die Erziehungsinſtitute immer geſpannter . . . . . Glauben Sie doch nur zur Ehre Ihres eignen Geſchlechtes, daß die Mehrzahl Ihrer Schweſtern Takt genug haben wird, nicht Blauſtrumpferei zum Lebenszwecke zu machen ſondern von ſelbſt in die rechte Bahn einzulenken. Die Neuzeit hat nur ein weibliches Genie geboren, das in weiblicher Weiſe Männliches geleiſtet, die Dudevant. Daß es ein ſolches gab iſt Aufmunterung, daß es aber nur eins gab ſchreckt ab. Nicht Jede, die zufällig ein Stück engliſche Geſchichte geleſen hat wird wie Madame Struve einen Roman daraus machen wollen, ſo wenig als alle Männer Romane ſchreiben mögen. Unterricht, Unterricht! Das iſt das Feldgeſchrei, mit dem die neue Zeit ſiegreich in's Leben geführt werden muß. Unterricht macht die Frauen frei und damit den Rückſchritt unmöglich, denn dieſen gehört die Zukunft, weil die kommenden Generationen in ihrer Hand ſind."

„So praktiſch Ihr Plan klingt, ſo wenig wird er ſich doch zu Ihrer eignen Zufriedenheit ausführen

laſſen. Er ſcheitert an den Frauen, denn wir ſind einmal anders als Sie glauben. Der Geſammtheit fehlt ganz entſchieden der univerſelle Sinn, der nur allein die Befähigung zu ſolchem Erzieherpoſten geben kann."

„Der Unterricht erweckt ihn . . . . ."

„Die Geburt des erſten Kindes ſchläfert ihn bei neun von zehn wieder ein!"

„So traurig ſtellt ſich das Verhältniß ſicher nicht."

„Mir wäre es recht, denn wenn die Frauen erſt ernſtlich Hand anlegten, würde die Zukunft bald etwas Begreifbares und Faßliches. Wir ſind praktiſcher und von Haus aus Feinde alles Bauens in die Luft. Außerdem wäre hernach dafür Sorge getragen, daß trotz der „Sittlichkeit" Leidenſchaft genug in der Welt bliebe, um nicht vor Langweile ſterben zu müſſen. Ihre Sittlichkeit fabrizirt ſonſt einen Himmel auf Erden, aber einen Himmel nach dem Muſter deſſen wo alle Seligkeit im Pſalmodiren beſteht. Das ſchreckte in aller Form davon ab bis zu ſo hoher Läuterung vorzudringen. Sie wiſſen ja, daß man von Dante's Gedicht eigentlich nur die Hölle vertragen und großartig finden kann, weil man dort Elementen der Bewegung, weil man der Leidenſchaft begegnet."

„Die Leidenſchaft geht nur mit der Welt unter. Unſre Zeit iſt nur darum ſo elend weil ſie nicht eine einzige große Leidenſchaft, nicht einen einzigen großen

Egoismus geboren hat. Die Sittlichkeit ist nur dazu da der Leidenschaft Richtung und Ziel zu geben. — Übersehn Sie nun meine Proposition und Ihre Einwürfe, so bleibt das Facit der Rechnung doch, daß wir nicht nach Amerika auswandern müssen um vorwerts zu kommen, sondern daß wir immerhin noch Hebel in uns haben, die unsre stockige Gesellschaftsmaschine fördern können, sobald sie nur erst angewendet werden. — Lassen Sie irgend ein „Wunder" kommen, einen mächtigen Anstoß, der alle Köpfe und Arme beschäftigt, so daß man aus Geschäftigkeit die Tradition zu kultiviren vergißt, und die Regeneration ist mit einem Schlage da."

„Helfen Sie nur mit Ihrem wieder entdeckten Zauberapparate nach, vielleicht gelingt's dann."

„Sie sagten den Frauen vorhin mehr Böses nach als vielleicht recht ist, aber Sie vergaßen im Kataloge der Untugenden anzuführen, daß sie nie zu überzeugen sind."

„Ihr Märchen bewies ja nichts!"

„Das sollte es auch nicht, aber was wir hinterher besprachen konnte Sie wenigstens vom Spotten abhalten. Sie schenkten selbst neulich in meiner Gegenwart einer Frau, die über rheumatische Schmerzen klagte, eineelektromagnetische Kette, einen galvanischen Rheumatismusableiter; was meinen Sie nun dazu, daß Thurnmeiſſer, der König der Charlatane, schon im sechszehnten

Jahrhunderte dergleichen „Talismane“ und „Amulete“ aus verſchiednen, gegen einander abgewognen Metallen zuſammen geſetzt, verkaufte. Das Geſetz des Galvanismus war empiriſch längſt bekannt und ſpielt in der Alchymie eine große Rolle, ohne daß es je ausgeſprochen worden. Man nahm hier wie hundertmal an anderen Orten die Naturkraft für Zauberkraft, das Dämoniſche für kakodämoniſch, man benutzte die Natur und der Pöbel glaubte ſie werde gezwungen. All dieſe Irrtümer pflanzten ſich aus grauer Zeit nur darum bis zu uns fort, weil man ſchlichtweg die Erfahrung benutzte ohne ſich die Mühe zu nehmen Theorien zu abſtrahiren und Syſteme darauf zu gründen. Das Wiſſen der Naturaliſten hatte keinen Zuſammenhang, die Wiſſenſchaft beſtand aus einzelnen Brocken, und endlich war man nicht ſo raſch im Wortmachen. Wir ſchreiben jetzt ganz keck Alles in der Natur dem „Chemismus“ zu und können uns dabei auch wol etwas denken, weil wir der Unklarheit ihr Recht geben, weil wir annehmen oder vielmehr wiſſen, daß das Weltbewußtſein ſelbſt nicht bis zur Klarheit, bis zum Weltuntergange vorgedrungen iſt. Das kann die Zeit der Abſtraktion, der Theorie, nicht aber eine Zeit wo die Empirik allein Geltung hatte. Man half ſich damals über das Unerklärliche durch die Annahme der aſtraliſchen Einflüſſe, die auch wieder nur ſo weit falſch iſt als ſie beſtimmt und „klar“ ausgeſprochen wird;

man half ſich durch Thätigkeit, wie man ſich jetzt durch Gedanken hilft. Der Stein der Weiſen, die Eſſenz aller Dinge iſt genau wie das „Abſolute“ der neuen Philoſophie, nur ſuchte man es damals in Retorten und Kolben über dem Feuer darzuſtellen, während man es heute im Gehirne auszubrüten ſucht. Das Verhältniß der Charlatanerie von ehemals zu der von heute iſt einfach das eines Cohobirkolbens zu einer modernen Terminologie. Die Tradition, die neben dem Urchaos eine Urklarheit ſetzt iſt an all dieſem mühſeligen Charlataniſiren ſchuld. Wir müſſen noch ſo ehrlich wie Sokrates werden und geſtehn, daß eben weil wir über ſo viel Einzelnes nachgerade klar geworden ſind, das Ganze als ein Unklares vor uns liegt. Die theologiſche Hypotheſe iſt und bleibt die Apotheoſe der Faulheit. Rüſtig forttraben durch die Nebel, das iſt die Haubtſache; alle Lichter die darin auftauchen leuchten doch nur dem, der ſie grade benutzen will und kann. Die Beleuchtung der Natur gleicht der durch portatives Gas: Wer es nicht bezahlen kann, muß ſich mit Straßenlaternen, Talglichtern und qualmenden Oellampen zufrieden geben, bis einſt — und das iſt nicht ſo gar nahe — öffentliche Gasbeleuchtung in der Natur eingeführt wird. Was aber geſchehn kann iſt, daß Jeder in den Stand geſetzt wird eine eigne Flamme zu beſitzen.“

„Sie werden nun wieder so unklar, daß es scheint als wollten Sie uns einen recht gründlichen Vorgeschmack des Sieges der Unklarheit geben. — Wie schade, Craw, daß Sie so grenzenlos konfus sind und noch konfuser reden. Sie wollen ja trotz alledem Klarheit; wozu also die Leute mystifiziren und foppen? Wozu mit Gewalt eine umgekehrte Terminologie?“

„Sie sind eine so geistreiche Frau und wissen nicht, daß ich nur dadurch ein wenig wirken kann? Gedanken sind so verzweifelt wohlfeil, daß ich überzeugt bin sogar Tetarskoff hat deren. Und die Gedanken, auch die dümmsten, werden in der Regel so zierlich verpackt, daß sie ganz vernünftig aussehen, der Vernunft bleibt also nichts Anderes übrig als womöglich parador oder gar mit Pritsche und Schellenkappe zu kommen, damit man ihre Gedanken vom Trödel unterscheidet. Ich wollte übrigens, nebenbei bemerkt, die Menschen hätten einmal vier Wochen lang keine Vernunft, sondern nur Verstand, keinen Gedanken aber desto mehr Willen, — Sie sollten sehn was da geschähe. In einem Monate hätte die Erde das Gesicht so verändert, daß kein Mensch sie wieder zu erkennen vermöchte. Der Verstand wäre ohne Vernunft weit vernünftiger.“

„Welch ein Galimatias! — Sagen Sie lieber warum Sie von Tetarskoff so geringschätzig sprechen. Ich halte ihn für einen sehr gründlich unterrichteten und klugen Mann.“

„Das mag er ſein!“

„Nun?“

„Damit iſt wenig gethan wenn man wie er augenſcheinlich eine große Leidenſchaft gegen eine kleine vertauſcht hat.“

„Ich verſtehe Sie nicht!“

„Bin ich denn heute wirklich ſo grenzenlos unverſtändlich?“

Graf Hugo ging mit Wetterheimb außen vorbei und Luiſe, die an dem ganzen Geſpräche keinen Antheil genommen hatte, ſtand auf um ſich zu ihnen zu geſellen.

„Erklären Sie ſich!“ ſagte die Gräfin, vergeblich bemüht intereſſelos zu ſcheinen.

„Ich weiß nicht wie ich's nackt heraus ſagen ſoll, aber irgend etwas liegt dahinter. Luiſe hat Ihnen jedenfalls unſer geſtriges Begegnen geſchildert, ich verrate alſo nichts wenn ich darauf zurückkomme. Es iſt zweifellos, daß Tetarekoff Sie früher ſchon, als Sie im Alter Ihrer Tochter waren, gekannt und wie ich glaube geliebt hat. Das iſt eine bleibende Narbe geweſen, die wieder aufbrach als er Sie in Paris traf. Es war eine ernſte, männliche Liebe, eine Leidenſchaft, die ihn vielleicht dazu getrieben hätte Ihrem Manne gelegentlich den Hals zu brechen, weil er ſich für paſſender hielt ſeine Stelle einzunehmen. — Nun ſieht er Luiſe, Ihr Ebenbild von ehemals, und ſchwärmt für das Kind, ſtatt für das Weib. Das iſt klein!“

„Ihre Fantaſie iſt heute von einer Erregtheit, daß Sie vor keinem Nonſens zurückbebt. — Alles was zwiſchen Tetarskoff und uns vor iſt, — ich will Sie in's Vertrauen ziehen, — beſteht einfach darin, daß wir unſre Beſitzungen austauſchen wollen. Ich habe Deutſchland ſatt ehe es noch geboren worden. Staatlich dem Belieben diplomatiſcher Abenteurer à la Radowitz und Haſſenpflug, geſellſchaftlich groben Inſulten durch den Pöbel ausgeſetzt zu ſein, das iſt mein Geſchmack nicht. Was Sie auch von der Zukunft Rußlands ſagen mögen, und obgleich ich ſelbſt die Überzeugung hege, daß 1850 nicht zu Ende geht ohne eine Bewegung im Oſten, — man kann im Augenblick nur in Rußland noch . . . . .“

„Mit dem Naturaliſationspatent das Recht erwerben Stockſchläge zu bekommen oder als czaariſches Gnadengeſchenk eine Villa in der Nähe von Tobolsk zu erhalten. In der That ſo etwas findet man nur im glücklichen Rußland. Der Tauſch iſt Ihr Ernſt nicht.“

„Doch, mein voller Ernſt!“ ſagte die Gräfin gezwungen lächelnd.

„Und doch glüht Ihr Geſicht bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit einer ſolchen Überſiedelung,“ fuhr Craw ſchonungslos fort. „Warum wählen Sie nicht England, Italien oder Amerika, wenn Sie durchaus wandern wollen?“

„Amerika? — Daß ich daran dachte mögen Sie an jenem Stoße von Landkarten, Plänen und Auswanderungsbüchern sehn. Ich habe die ganze derartige Literatur nebst einer Anzahl von Originalberichten und Anschlägen die letzten Monate durchstudirt. Ich bin auch darauf vorbereitet, wenn ich wirklich fortgehe. — Sie erstaunen? Nun, sagten Sie denn nicht oft genug, daß ich Alles aus mir machen könne, warum nicht auch die Bürgerin einer Republik?“

„Dies wol, und eine stattliche Republikanerin mögen Sie sein. Wollen Sie aber nicht in einer Stadt bleiben, wo Sie wenig gewännen, so gibt es der Unbequemlichkeiten drüben doch viele. Sie müßten theilnehmen am Hauswesen, Hand anlegen . . . . .“

„Cram, es ist wahrhaftig als ob Sie niemals die Briefe Heloisens an Abälard, nie ein Buch von Georges Sand, die Sie ja gelten lassen, in der Hand gehabt hätten. Und Sie wollen den kommenden Wirkungskreis der Frauen berechnen? Nicht über das A B C der Frauenwelt sind Sie hinaus. Frauen wie ich können Alles, wenn das Grundgesetz der Natur, — ich citire Sie, — die Notwendigkeit es fordert.“

„Die Notwendigkeit?“

„Ich meine, wenn es uns nötig scheint,“ sagte sie ausbiegend. „Der Widerwille, den ich gegen die Zustände habe, die mich hier umgeben, das Drängen des Gesindels, die Rechtsunsicherheit, und die Schwäche

der Regierungen, zwingen mir den Wunsch auf zu gehn. Er reift seit mehr als einem Jahre der Erfüllung entgegen, und ich werde im letzten Augenblicke allerdings eine Notwendigkeit in dem Verlassen meiner Heimat sehn. — Ich habe nur wenige Worte mit Hugo zu sprechen, kommen Sie dann mit mir hinauf und erfüllen Sie Ihr Versprechen mir zu helfen. Wir haben einige Duzend Advokatenbriefe durchzulesen und die Akten über die Auflösung des Fidei-Commisses, meinerseits zum zehnten Male mindestens, zu prüfen. Es sind neuerdings Zweifel über die Rechtmäßigkeit dieses Schrittes aufgetaucht, wodurch zwar nicht mein Besitz, aber mein Verkaufsprojekt gefährdet wäre. Gesetzt auch, ich führte den Plan nicht aus, so liegt mir doch viel daran zu wissen woran ich bin, um jeder Zeit frei handeln zu können. — Sind Sie dadurch recht trocken geworden, was mehr als wahrscheinlich ist da Sie die Sache nicht interessirt, so mögen Sie sich hinterher etwas Piquantes vom Grunde des Kastens suchen. Ich erinnere mich dunkel bald nach meinem Regierungsantritte in den Familienpapieren mancherlei Beiträge zur Spezialgeschichte der deutschen Fürstenhäuser und auch andere nette Sächelchen, die nicht uns betreffen, gesehn zu haben. Wühlen Sie darin, wenn Sie mögen, die Hehlen haben nie Grund gehabt ihre Thaten zu verbergen."

Sie ging in den Park hinaus.

„Wenn nun auf dem Grunde des „Kasterne“ auch jene Papiere lägen, die Richard suchen soll?“ dachte Craw. „Sie hat ein ganzes Arsenal, Tetarekoff nichts als die Macht des Geldes; er ist unsicher weil er töten soll, unsicher auch noch aus anderen, bis jetzt verschleierten Gründen, sie dagegen auf Alles gefaßt. Siegerin jedenfalls auch wenn sie unterliegt. Sogar die öffentliche Meinung wird durch den sogenannten Tausch umgarnt. — Die Partie steht ungleich, und um Luisens willen muß die Niederlage wenigstens drohen eine wirkliche zu werden. Gibt es einen unbeschirmten Fleck, und es scheint einen solchen zu geben, der in Beziehung zu der Erkennungsszene im Parke und den Papieren steht, so muß er angegriffen werden . . . . Bah! Curt Craw intriguirt!“ rief er aus, „und nicht einmal für sich! — Und doch! Ich will diese Frau kennen, weiter ist's nichts.“

Viertes Kapitel.

Buntes Leben.

Das Kirchthurmrennen war vorüber. Nur Herr von Friedelstedt, Craw und — Tetarskoff hatten den Ritt über die Steine gewagt. Craw war voran, aber es schien als ob er nicht um den Sieg ritte sondern nur den Anderen den Weg zeigen wolle. Sein Pferd stürzte über eine lose Platte ohne sich jedoch zu beschädigen; er war im Sattel geblieben und brachte es wieder auf. Unterdeß kam Tetarskoff heran und konnte das Hinderniß vermeiden. Da er aber nun die Spitze nahm und absichtlich über einen Haufen halbzerbröckelten Geschiebes setzte, dessen Ausdehnung das Pferd schlecht maß, konnte ihn Craw nicht vor dem Sturze retten. Das Pferd streifte mit den Vorderhufen den Kies, riß sich im Hingleiten die Haut von den Knien und schlug nieder. Tetarskoff flog über den Kopf des Pferdes. Craw parirte das seinige dicht daneben und sprang hinzu. Der Gestürzte war nur an der Stirn

geschrammt, aber das Pferd konnte nicht weiter. Unterdeß hatte Friedelstedt, der die ganze Zeit weit zurückgeblieben war, den Platz erreicht und ritt nun, vergnügt über den leichten und gefahrlosen Sieg, die Höhe hinan. Ohne Rivalen, war es ihm überlassen sich Schritt für Schritt durch die Blöcke zu winden: es kam ihm doch Niemand mehr zuvor.

„Wer hat denn eine so mörderische Trace ausgewählt?“ fragte Tetarekoff, der sich mit Craw noch um das verwundete Thier bemühte.

„Gräfin Hehlen!“

„Ich kannte die Tour nicht, aber wie Sie, dem der Fleck bekannt zu sein scheint, einwilligen konnten hier hinüber Menschen auf Thieren zu jagen, ist mir unbegreiflich!“

„Die Gräfin liebt es gewagt reiten zu sehn.“

„Bricht man sich denn dieser Frau zu Liebe ohne Weiteres den Hals? Schickt sie ihre Umgebung, ohne daß im Geringsten remonstrirt wird, nur zu ihrem Vergnügen in Lagen auf Tod und Leben?“

„Wie Sie sehn ist es gar nicht so schlimm. Wir Beide sind gestürzt, Sie aus Eigensinn, ich aus Fahrlässigkeit meines Pferdes, während Friedelstedt ohne alle Anfechtungen an's Ziel gekommen ist. Man thut eben hier, auch wenn einige Gefahr dabei ist, gern was Gräfin Hehlen Freude macht. Wären die andern Herren, die Sie neulich in Hehlenried sahen, besser beritten.

oder hätte Graf Hugo sich bewegen lassen seine Pferde zu geben, so wäre unsre Zahl ohne Zweifel größer gewesen. — Beiläufig bemerkt hat Graf Hehlen, der früher ein entschlossner Soldat gewesen sein soll, jetzt nur noch Willen, wenn es sich um seine Vollblutpferde handelt. Sie können solche Notizen vielleicht brauchen, da Sie im Hause bleiben. — Aber so ist es, man würde hier ganz bestimmt auch Lagen auf Tod und Leben nicht vermeiden um Cecile Hehlen ein Vergnügen zu machen."

„Die Dame ist also sehr beliebt?"

„Sehr, und mit Recht."

Tetareloff wischte mit seinem Taschentuche über die Stirn und that als wolle er seine Wunde abtupfen, aber die Zeit die er dazu brauchte ließ vermuten, daß er zugleich den Ausdruck seines Gesichtes verbergen wolle. Craw, der sich ihm mit Absicht grade gegenüber gestellt hatte, verstand wenigstens die Bewegung so und dachte: — Hab' ich den Plan der Gräfin richtig gefaßt, dann hab' ich ebenso gut interpretirt als sekundirt, und der erste Pfeil sitzt im Holze. „Ah mein Herr Tetareloff," murmelte er vor sich hin, „Sie sind ein Achilles, der fast nur aus Ferſen besteht!"

Die Gräfin hatte in Begleitung ihrer Tochter und einer ansehnlichen Zahl von Damen und Herrn zu Pferde und zu Wagen erst dem Abreiten, dann,

da die Bahn einen Bogen beſchrieb, von einem Platze oberhalb des Gerölles, den ſie raſcher als die Reiter erreichen konnte, auch dem letzten Akte des Dramas zugeſehn. Als Tetareſkoff ſtürzte, hatte ſie haſtig den Wagen verlaſſen, war an den Rand des Hügels vorgeeilt und fixirte von dort aus durch ein kleines Fernglas die Szene.

„Es iſt nichts!“ beruhigte ſie mit deutlich alterirter Stimme die Anderen, „Baron Craw iſt zur Hand!“

„Als wenn dieſer Craw durch ſeine bloße Gegenwart gebrochne Arme ganz machen könnte!“ brummte Wetterheimb.

„Hat Craw neben ſeinen andern akademiſchen Würden auch die eines approbirten Feldſcheerers?“ fragte ein Herr von Falkenſtein indem er ſein Glas einzwickte.

„Fragen Sie ihn nur ſelbſt!“ ſagte Comteſſe Grafenapp ſpitz. Sie war in ihrer übelſten Laune oder fuhr, um mit Craw zu reden, unter der „Peſtflagge.“

„Daß ich . . . ! Meinen Sie nicht, daß er toll genug wäre mir eine Kugel durch den Arm zu ſchießen bloß um mir hinterher zu zeigen, daß er Schienen anlegen und Compreſſen feſt ſchnüren könne? Den frag' ich nie um etwas.“

„Herr von Friedelſtedt erwirbt ſich den Preis in der That mit vielem Mut. Jetzt, wo er wieder ebnes

Terrain hat, gibt er Sporen und Peitſche und läßt ſein armes Thier über imaginäre Graben ſetzen, in die er alſo nicht fallen kann, das iſt doch tollkühn .... da, mit welcher Grazie er eben grüßt! Hätt' ich den Preis zu ertheilen, ich ſchwankte nur zwiſchen den beiden Anderen. Craw hat ihn zumeiſt verdient, er gab den Sieg freiwillig auf, den ihm Herr von Friedelſtedt nie hätte ſtreitig machen können."

„Den er aber dennoch nach allen Geſetzen errungen hat. Comteſſe, wenn Sie Partei nehmen oder gar Craw protegiren wollen, werden Sie ſtets Widerſacher finden. Belohnen Sie Baron Craw privatim, ſchmälern Sie aber Friedelſtedt's Sieg nicht. Er iſt brav geritten!" ſagte Wetterheimb faſt unartig.

Sie würdigte ihn auch keiner Antwort und ſah mit unverhehltem Ärger zu wie der Sieger die Gratulationen der Geſellſchaft empfing. Als Craw mit Tetarskoff heraufkam, nahm ſie ihr Bouquet und überreichte es ihm mit einem Complimente über ſeine Menſchenfreundlichkeit, das ihn notwendig in Verlegenheit ſetzte. Er nahm es indeß an ſo gut es ging, dankte für die Gabe und meinte nur leichthin: „Sie wiſſen ja, daß ich nicht mit Paſſion reite!"

„Le prix Monthyon!" ſagte Cecile ſpöttiſch.

„Die Grafenapp will entweder Craw haben oder ſie wird nächſtens soeur grise!" ſagte einer der Herrn.

„Grau iſt ſie ſchon!“ meinte ein junges Mädchen vorlaut, „darum trägt ſie immer .....“ Ein furchtbar ſtrafender Blick von Seiten der „Mama“ ſchnitt den Verrat und die Rede ab. Das Mädchen wurde blutrot und dachte wahrſcheinlich: Ich ſage doch nur die Wahrheit! Und der Paſtor hatte ihm jedenfalls noch vor einem Vierteljahre beim Confirmationsunterrichte gelehrt, daß die Wahrheit geſagt werden dürfe. Der gute Herr wurde demnach auf einem Irrtume ertappt — und das Gebäude ſeiner Lehrſätze erhielt gewiß einen ganz empfindlichen Stoß. Die Salons ſind nur „fromm“ aus Luxus, — es gibt ſo ſchöne Madonnenbilder und Ecce-homo's, Kopien von Rafaels St. Sebaſtian, Betſchemel von Marqueteriearbeit, Weihwaſſerkeſſel von Bronce und Kryſtall; — ferner aus Liebe zur Mediſance, — wo wird mehr mediſirt als von den Kanzeln? — und endlich — aber wir fürchten uns zu wiederholen. Die Frömmigkeit der Salons iſt Karrikatur und Grimaſſe oder ſogenanntes gutes Beiſpiel für den Haufen, der nicht hinter die Couliſſen ſehn alſo auch den Wert des Beiſpiels nicht beurteilen kann. —

Die kleine gedemütigte Perſon unterließ nicht außerhalb des Geſichtskreiſes der „Mama“ Jedem der es hören wollte zu verſichern, daß ſie gewiß und wahrhaftig graue Haare auf dem Kopfe der Comteſſe geſehn. Einige andere Damen unternahmen ſogleich durch

möglichſt genaue Inſpektion, der Geſellſchaft Gewißheit zu verſchaffen, — und die Zurückbleibenden erfanden unterdeß für eine ältere Frau, die zufällig keine Tochter, Nichte oder Couſine in dem Kreiſe hatte, den Namen Madame Fagollée zu Ehren ihres etwas windſchiefen Hutes. Sie behielt ihn von da ab.

Man könnte ſich wundern, wie in Kreiſen die zu ihrem höchſten Geſetze gleichen Lack und Eisglätte erhoben haben, hinterrücks dieſe kleine, hechlige Mediſance geübt werden kann, die nicht immer ſo unſchuldig iſt wie die oben geſchilderte; man könnte ſich wundern, wenn nicht grade der ewige Gummiſchleim der um Alles gewickelt wird, die Sehnſucht nach prickelnden Reizmitteln erklärte. Die Natur bricht um ſo heftiger durch wenn die gezwungne Freundlichkeit eine Pauſe machen darf. — —

„O, Sie ſind gut geweſen, lieber Crow!“ ſagte Luiſe als er endlich zu ihr heran konnte. „Ich wollte Ihnen meine Roſe geben, Sie ſind aber ſchon reich deſorirt und mögen nun wol meine winzige Gabe nicht mehr.“

„Geben Sie nur,“ rief er mit einem Blicke auf Tetarskoff, der zwar mit der Gräfin ſprach aber Luiſe nicht aus den Augen ließ. Er nahm die Blüte und ſteckte ſie ſo auffallend als möglich in ein Knopfloch ſeines Reitrocks; dann ergriff er wieder Luiſens Hand und küßte ſie mit einer Oſtentation, die das Mädchen

ebenſo ſehr als die Umſtehenden in Erſtaunen ſetzte. Tetarskoff zog die Brauen zuſammen und machte dadurch die Gräfin aufmerkſam auf das was in ihrem Rücken vorging. Sie wendete ſich um und begegnete einem ſehr zufriedenen Blick Craw's, für den ſie in Luiſens beſtürztem Geſichte vergebens den Schlüſſel ſuchte.

„Was thaten Sie eben?“ fragte ſie an ihn heran tretend.

„Ich befragte das Thermometer ob der Sturz Herrn Tetarskoff's Blut erhitzt oder gekühlt habe!“ antwortete er halblaut und winkte ihr mit den Augen nach dem Platze hin wo der Ruſſe im Augenblicke iſolirt, mit gerunzelter Stirn und tief in Gedanken verſenkt ſtand. „Ich küßte vor ſeinen Augen Luiſe die Hand, — das iſt Alles; ſehn Sie nun ſelbſt was Réaumür ſagt.“

„Craw, ich bitte Sie dringend, treiben ſie jetzt nicht Kinderpoſſen, Sie wiſſen nicht wie wichtig . . . . .“

„Ihnen die Entdeckung der Neigung des u. ſ. w. u. ſ. w. iſt. Ich weiß es. Auch wollt' ich nur Ihnen und mir die Gewißheit verſchaffen, daß wir uns nicht getäuſcht haben. Hätten Sie mehr Vertrauen zu mir, ſo ließe ſich mancherlei thun.“

„Alles was ich von Ihnen verlange iſt, daß Sie jetzt keine Vertraulichkeiten mit Luiſe üben, — ich muß ſonſt i h r verbieten freundlich gegen Sie zu ſein.“

„Sie erweiſen mir im Moment zum erſtenmal die Ehre vollkommnes Vertrauen in mich zu ſetzen. Ich werde dafür dankbar ſein ſo gut ich kann.“

Cecile's Blick haftete einen Augenblick unſchlüſſig und prüfend auf ihm, dann rief ſie Luiſe und kehrte mit ihr zu Tetarskoff zurück, dem ſie einen Platz in ihrem Wagen gab.

Friedelſtedt war ärgerlich, trotz ſeines Siegertumes nicht der Held des Tages zu ſein; die romantiſche Seite war Craw zugefallen, er mußte ſich mit der Baſe begnügen, die ihm die vielbeſchäftigte Gräfin nicht einmal ſelbſt überreichte. Craw kümmerte ſich um die Herren wenig oder gar nicht, die Mißvergnügten konnten alſo ungeſtört gegen ihn, ein Complot ſchmieden und den Verſuch wagen, ſich an ihm, der ihnen überall den Rang ablief, endlich einmal zu rächen. Die Gräfin unterſtützte den Plan ohne es zu wiſſen indem ſie zum Souper Friedelſtedt, dem Sieger, den Arm gab und Tetarskoff mit Luiſe neben ſich ſetzte. Craw war von Luiſe abgeſchnitten und zum Theil darum das Stichblatt der nach und nach ſteigenden Weinlaune der Geſellſchaft. Eine Zeit lang bemerkte er, in ein Geſpräch mit Hugo vertieft, der ſeine klägliche Rolle mit trübem Geſichte ertrug, nichts von dieſem Treiben, als aber Friedelſtedt, der von ſeinem beneidenswerten Platze wenig mehr hatte als das Anhören

einer lebhaften Konverſation zwiſchen Tetarskoff und der Gräfin, oder Tetarskoff und Luiſe, in ſeinem Ärger ſo weit ging ihn ſeiner Dekorationen wegen in einem Toaſte zu verhöhnen, und faſt alle Herren in ein ſpöttiſches Gelächter ausbrachen, glaubte er nicht länger ſchweigen zu dürfen.

Er erhob ſich. Die Gräfin ſah ihn fragend, Tetarskoff ernſt an. Er zuckte die Achſeln als wolle er ſagen, es hat nichts zu bedeuten. Mit vielem Humor, der ihm trotz des Widerwillens bald wieder alle Lacher gewann, hielt er nun eine Art von Dankrede für die Aufmerkſamkeit die man ihm erwieſen, ging dann auf die Dekorationswut unſres Jahrhunderts in's beſondere über und erzählte, immer in ſeinem ſcherzhaften Tone: „Sie erinnern ſich, daß in der Zeit bevor es Orden gab die Sitte allgemein verbreitet war, an den Orten, die durch Totſchlag oder andere Unglücksfälle berüchtigt worden, ſteinerne Kreuze aufzurichten. Das ſind Orden in Folio geweſen. Nachdem man die Erfindung gemacht hatte nicht bloß Menſchen, ſondern auch Gewiſſen und Ehrlichkeit zu erſchlagen, wurden Sedezausgaben jener Mordkreuze für jede Bruſt, in der ein Totſchlag vorgekommen, verfertigt . . . .“

„Herr, Sie beleidigen mich!“ rief Friedelſtedt, der ein Johanniterkreuz auf die linke Seite ſeines Fracks geſtickt hatte.

„Und mich!“ rief der emeritirte Diplomat, der eine Reihe von Miniatureditionen großer Orden an einem Springringe trug.

„Dann erlauben Sie nur, daß ich der andern Gesellschaft meine Fabel zu Ende erzähle!“ fuhr Craw fort ohne Ton und Miene zu ändern. „Ich bin nicht in Gefahr andere Dekorationen zu bekommen als die, von denen mein Vorredner die Bezeichnung „verweslich“ brauchte. Sie wissen aber was Blumen bedeuten, wo sie zu finden sind und wo sie hingehören. Natur, Blüten und Freiheit sind immer vereint wie wirkliche Schönheit und Kraft einander auch stets durchdringen; daß man mich also mit Blumen schmückt findet seinen Grund einmal darin, daß ich frei genug sein mag meine Freude daran zu haben, und endlich sind die Blüten analog der Ordentheorie, die ich aufgestellt, ein Denkmal für verwelkte.“

Niemand wußte recht wohin diese Harangue ziele, denn daß Craw mit so vielen Umschweifen bloß um Friedelstedt's willen den Angriff erwiedern sollte, schien nicht wahrscheinlich.

„Baron Craw, denken Sie an die Hexenbowle!“ rief Cecile herüber.

Craw lachte. „Diesmal bin ich der Zauberer, der den Stab schwingt und allerhand seltsame Linien zieht!“ gab er zurück.

„Man wird den Menſchen nun doch endlich denunziren müſſen, es iſt ihm nichts heilig, denken Sie nur, meine Gnädigſte, nicht einmal die Ehe!“ flüſterte der Diplomat ſeiner Nachbarin in's Ohr. Und das war ſehr diplomatiſch, ſein Exempel nämlich, da im Allgemeinen die Damen gut von Craw dachten. Aber die Ehe angreifen, das iſt ein Punkt in dem mit Ausnahme der Emancipirteſten die Frauen insgeſammt ſterblich ſind. Die jetzige Form der Ehe mit all ihren Gebrechen iſt immerhin etwas Greifbares, Augenſcheinliches, während die vielgeprieſene „freie Liebe“ noch nirgends auch nur als etwas Erträgliches aufgetreten iſt. Die Menſchen machen in der Regel ihre beſten Gedanken durch ihr Beiſpiel tot und ſchmieden ſo Waffen für die Feinde. — Die alte Dame ſchlug in Gedanken ein Kreuz und ſtimmte in das Verdammungsurteil über Craw ein.

Wetterheimb meinte: „Ich weiß nicht ob ich ihn nicht auch fordern muß, da mein Vater dekorirt iſt! — Wo hat er wol ſtudirt? Was iſt ſeine Waffe? Korb, Glocke oder Kugel?“

Trotz dieſer ſcharfen und unangenehmen Störung gelang es der Gräfin bis an's Ende der Tafel einen weiteren Wortwechſel zu verhindern. Dann aber bildeten ſich Gruppen, und der peinliche Vorfall wurde nach allen Richtungen heftig beſprochen. Man gab beiden Parteien Unrecht. Friedelſtedt weil er

Anlaß zu einer Entgegnung gegeben, Craw weil er allgemein ripoſtirt. Friedelſtedt aber tobte mehr als nötig und anſtändig war.

„Was haben Sie gethan!“ ſagte Luiſe klagend zu Craw. „Und meine Blumen ſind an Allem ſchuld. Ich bin ſehr unglücklich!“

„Weil ich die kleine Drohne mit den langen Beinen, die ſich einbildete mich ſtacheln zu können ohne einen Stachel zu haben, ein wenig kitzelte? Laſſen Sie ihn nur heran. Er ärgert ſich am meiſten darüber, daß ich's nicht der Mühe wert hielt ihm für ſich allein einen Hieb zu geben, ſondern eine ganze Schachtel voll nahm.“

„Aber was wollten Sie ſonſt mit ihrer Rede, über die wir Alle zuerſt lachten und hernach ſtutzten?“

„Was ich wollte? — Nichts! Die Geſellſchaft neckte mich, ich ſie wieder, wir ſind quitt. Macht Friedelſtedt noch eine Extrarechnung, und er iſt Junker genug dazu ſeinen kurzen Witz durch ein Stück Eiſen verlängern zu wollen, ſo mag er den Betrag nebſt Zinſen einkaſſiren kommen.

„Ich kann nicht glauben, daß Sie wirklich keine weitere Abſicht hatten.“

„Einer iſt da, der ſich einbildet mich verſtanden zu haben, und der glaubt ich habe nur ſeinethalb „verblümt“ geſprochen. Je weniger Sinn und Zuſammenhang er in meiner Dithyrambe findet, deſto mehr

vermutet er dahinter. Er iſt allarmirt, mehr wollt' ich nicht. Und nun geben Sie ſich zufrieden."

Cecile vernachläßigte Craw weil ſie ihm nicht verzieh daß er ihren Salon zum Schauplatze einer „Szene" gemacht; er ſchien es nicht zu bemerken und fuhr fort mit Hugo ausſchließlich zu verkehren. Außer ihm, Hugo und Tetarskoff kam kein Herr in den Damencirkel, man ratſchlagte im Speiſeſaale auf welche Weiſe Craw am beſten zur Rechenſchaft zu ziehn ſei. Gegen ihn waren faſt alle jungen Leute, die andern hielten ſich neutral. Sein Lebenslauf, ſo weit man ihn kannte, ſeine Geſinnungen und Verbindungen wurden in Betracht gezogen, ſeine intime Freundſchaft mit dem Sekretär Heeren ebenfalls auf's Tapet gebracht und endlich nach langem Hin- und Herreden beſchloſſen, daß man dem „verkehrten Menſchen", dem „Demokraten" eine derbe Lektion geben wolle, die ihm das Wiedererſcheinen in der Geſellſchaft verleiden ſolle. Nur über das „Wie?" konnte man ſich nicht recht einigen. Es wurden Stimmen laut die ſich ſeiner annahmen ſobald von einer „Züchtigung," von einem Angriffe en masse mit der Reitpeitſche in der Fauſt die Rede war. Es hieß, er ſei aus einem guten Hauſe, liirt mit großen Familien, die man in ſeiner Perſon zugleich antaſten würde.

„Hat denn Keiner von Ihnen die Courage dem Manne mit dem Degen in der Hand allein gegenüber

zu ſtehn?“ fragte ein alter Herr. „Zu meiner Zeit hätte man nicht dem Geprügelten, ſondern den Prüglern die Thüren verſchloſſen. Sie ſelbſt treten in dieſer Sache — demokratiſch auf!“

„Der Kerl verſteht nur Proletarier-Comment,“ brüllte Wetterheimb, in dem der Wein den Bonnenſer immer mehr nach außen kehrte. „Wollen ihm mit ſeiner Waffe, dem Knüttel gerecht werden, wollen ihm Manieren beibringen.“

Der Tumult wurde wilder, die Debatte immer hitziger. Man ſtellte Wetterheimb, der kaum noch ſeiner Sinne mächtig war, in ausſchweifender Breite vor, daß er als Verwandter des Hauſes ganz beſonders verpflichtet ſei, Schritte zu thun, die eine Verbindung dieſes Menſchen den ſie Alle ſeit lang im Stillen verabſcheuten, mit den Hehlen verhindern konnten. Wunderliche Worte flogen hin und her, man wurde ſo ſtark und laut, daß die Beſonneren und alle älteren Herren es vorzogen ſich zu entfernen und Craw einen Wink von dem Wetter zu geben das gegen ihn im Anzuge war.

Man liebt in der „Welt“ den Skandal, aber nicht in der Nähe. Es war kaum Einer da, der nicht Craw irgend etwas Schlimmes gewünſcht hätte, aber ſo weit reichte die Gewohnheit anſtändiger Haltung doch, daß Niemand Zeuge oder Dulder eines brutalen Aktes ſein wollte, weil — Craw eben Baron Craw

war. Hätte man Heeren prügeln wollen, ſo wären höchſtens im voraus bemitleidende Stimmen aufgetreten, poſitiv entgegnende aber kaum. Craw gehörte zur Kaſte quand même; man reſpektirte wenigſtens ſeinen Namen. Dies thaten aber wieder nur Diejenigen in denen die alte Adelstradition noch ganz Fleiſch und Blut war, in den Jüngeren war ſie halb vergeſſen oder doch unterminirt. Man kämpfte gegen eine Geſinnung, die man fürchtete, man haßte die Überlegenheit und focht endlich nicht mehr mit jener Ritterlichkeit, wie man die formulirte Brutalität zu nennen pflegt, die uns ſelbſt an den Mignons und Roués noch eine gewiſſermaßen achtungswerte Seite entdecken läßt. Das Renommiren mit „Ehrenſachen" iſt aus der Mode und taucht nur einzeln noch in notoriſchen Poltrons auf oder hilft auf den deutſchen Univerſitäten die jugendliche Überkraft im Zaume halten. Muß es ſein, ſo wird heute wie immer brav geſchlagen, denn die Feigheit iſt ſeltner als man glaubt und in der Jugend, die ja faſt niemals ein belaſtetes Gewiſſen hat, gar nicht zu finden. Die Jugend ſtirbt leichter. Das iſt ein Faktum, obgleich es ein Rätſel iſt. Die Löſung liegt — vielleicht — in dem was das Leben erhält, in der Kraft; ſie befähigt zu gewaltſamen Akten, und das Sterben iſt der gewaltſamſte. — Man vermeidet auch jetzt Kämpfe auf Tod und Leben nicht, aber man überlegt, man ſteht in jedem Falle gern für eine höhere Idee

ein. Es iſt nicht mehr jener Leichtſinn der franzöſiſchen Sitte, die einen Sekundanten von der Straße zur aktiven Theilnahme an fremden Händeln einlud, wie jetzt eine luſtige Geſellſchaft wol einen Fremden aufgreift und zu einem Frühſtück oder einem Spiele mitnimmt. — Wäre Craw an Friedelſtedt mit einer Forderung heran getreten, ſo hätte dieſer nicht gezaudert männlich einzuſtehn, und die Sache wäre ihren „geſetzlichen“ Gang gegangen. Das war nicht geſchehn, man glaubte auch nicht, daß es Craw thun würde, ja man zweifelte ſogar, daß ſeine Grundſätze ihm ein Duell erlaubten. Mit dieſem Zweifel beſchwichtigten die Zurückgebliebenen, denen Wetterheimb außerdem Auszüge aus dem „Paukreglement“ ſeiner Univerſität gab, endlich alle Einwürfe. Craw ſollte beim Heimreiten angehalten, von Allen insgeſammt gefordert und beim kleinſten Widerſpruche ſofort mit den Peitſchen angegriffen werden.

„Das gibt einen Haubtſpaß,“ jubelte Wetterheimb, und das Beſte dabei iſt, daß wir nicht einmal meine Couſine erzürnen. Jedenfalls iſt der Schnüffler Heeren wie gewöhnlich mit ihm. Bekommt der ſeine Tracht mit, und er ſoll ſie haben, ſo iſt uns Alles verziehen.“

„Haben ſoll er ſie!“ wieherte der Chorus.

„Warum kann die Gräfin denn den hübſchen Burſchen nicht leiden?“ fragte Einer.

„Grade weil er hübſch iſt. Das war ja vor einigen Jahren eine Teufelsgeſchichte. Man darf ſie freilich hier kaum erzählen, denn erfährt's die Gräfin daß ſie aufgewärmt worden, ſo kömmt man auf die Proſkriptionsliſte.“

„Ach, die Geſchichte mit dem Schulmeiſter!“

„Ich kenne ſie nicht!“

„Sie iſt kurz und ſchlecht. Der Hauslehrer war ein abſcheulich häßlicher aber verzweifelt geſcheidter Kerl, der mit der älteſten Tochter des Hauſes, einem reizenden, geiſtreichen Mädchen, dem Lieblinge der Gräfin, eine gelehrte Liebſchaft anknüpfte; platoniſch nennt man ſo etwas wie ich glaube. Das Ende vom Liede iſt, daß er eines ſchönen Morgens mit ihr verſchwand, und daß man den Namen des Flüchtlings hier nicht nennen darf.“

„Ich will's Euch ſagen,“ brummte Wetterheimb. „Clariſſe hieß ſie, hatte ein paar teufelmäßig ſpitzfindige Augen und die ſchönſte Naſe, die jemals dageweſen iſt. Als ſie mit ihrem Charmanten in's Weite gegangen war, gab es erſt großes Halloh, Kouriere nach allen Enden und Ecken, wer aber nicht wiederkam war Demoiſelle Clariſſe. Dieſes Vorfalls wegen verpachtete mein Couſin Alles, reiſte in aller Welt herum und übernahm, wie Ihr wißt, erſt vor nicht ganz drei Jahren die Güter wieder . . . . .“

„Alſo deßhalb?“

„Freilich deßhalb!“

„Sie ſagen aber der Mädchenraüber ſei häßlich geweſen, warum haßt die Gräfin nun den Hübſchen?“

„Fragen Sie lieber warum ſie ihn nicht aus dem Hauſe ſchafft, wenn ſie ihn nicht leiden kann.. So einen Sekretär läßt man doch wol ohne weiteres über die Klinge ſpringen.“

„Was es mit dieſem Menſchen für ein Gehänge hat weiß ich nicht, aber die Sache iſt mir nicht klar,“ ſagte Wetterheimb, der augenſcheinlich einen plauderhaften Rauſch hatte. „Hugo geht mit ihm um wie mit einem weichen Ei, Cecile ſieht ihn nicht an, Craw behandelt ihn wie Seinesgleichen . . . . .“

„Ein Federfachſer den Andern, das iſt kein Wunder. Mag auch Seinesgleichen ſein bis auf's Geſicht.“

In dieſer Weiſe ging es fort, bis ſie hörten daß die Gräfin ſich zuruckgezogen habe und daß die Wagen vorführen. Craw befahl in der Halle daß man ſein Pferd ſattle. Er that es mit Abſicht laut genug um von den Herrn vernommen zu werden.

„Zu Pferd, zu Pferd!“ riefen nun Alle, obgleich Einige beſſer gethan hätten zu Bette zu gehn.

Wir ſagten ſchon, daß Craw gewarnt worden war; die Diener, die insgeſammt an ihm hingen, wiederholten was ſie während des Aufwartens gehört, auch Heeren, der Craw erwartete, hatte auf dieſelbe Weiſe von dem beabſichtigten Attentate Kunde erhalten.

„Willſt Du nicht lieber hier bleiben bis die Leute nüchtern geworden ſind? Es iſt nicht wert einer ſolchen Bande Stand zu halten.“

„Bleibe Du heute dahcim, ich muß nach Sauſeneck um zu ſtudiren. Wenn Du mir verſprichſt meine Inſtruktionen zu befolgen, revangire ich mich dadurch, daß Du von mir die vielbeſprochenen Papiere erhältſt. Etwas Abſicht, etwas Zufall gaben ſie mir in die Hände. Oder bleibe nicht, laſſe Tetarskoff ſagen, daß Du erſt morgen früh zu ſeiner Dispoſition biſt und komme mit mir. Wir wollen den Pack, den ich nicht völlig leſen konnte, genau unterſuchen ehe wir ihn aus der Hand geben. Sie ſind da und ſtecken ſogar noch in der Taſche von Gemsleder, von der Tetarskoff wußte. Du fandeſt ſie nicht gleich, weil das dünne Fascikel ſorgfältig in ein Bündel anderer Papiere gepackt war, die nichts von dem Lederbehältniß ſehn ließen.“

„Aber im Augenblicke müſſen wir doch zunächſt an den Überfall denken, den Du ganz zu vergeſſen ſcheinſt. Wie ſollen wir uns des Duzends Trunkener erwehren, das möglicherweiſe ſogar bewaffnet kommt?“

„Ich weiß nur nicht ob ich ihnen eine Rede über ihre Ahnen, die mutmaßlichen Schnapphähne und Wegelagerer, in deren Fußtapfen ſie auf ſo würdige Weiſe treten, halten ſoll, oder ob ich mir den Spaß mache, die ganze Geſellſchaft nach Sauſeneck mitzunehmen

und in meinem Waffenzimmer einen „Aſſaut“ zu geben. Irgendwie muß ich ihnen doch das barbariſch Lächerliche und lächerlich Barbariſche des ganzen Aufzuges klar machen.“

„Ich meine das Letztere, wenn ſie es annehmen, iſt das Beſſere. Vielleicht werden ſie vernünftig wenn ſie Dich ruhig ſehn.“

„Annehmen? — Einer von ihnen hat gewiß noch ſo viel Nüchternheit neugierig zu ſein, und die Leute gäben gern eine tolle Nacht darum Sauſeneck einmal von innen zu ſehn. Ich werde ſie alſo einladen mit uns zu reiten, da die Nacht, das glatte Gras und die Kühle für Geſchäfte wie die unſrigen nicht paſſend ſind. — Fragt man uns, was ich noch bezweifle, dann wirklich um unſre Waffen, ſo nehmen wir Jeder, denn Du gehörſt zur Partie, eine meiner polniſchen Senſen und ſtellen uns in die Ecken. Gewehre finden ſie in Maſſe, aber keine Patronen, und wie ſie mit den großen zweihändigen Schlachtſchwertern oder meinen Studentenſchlägern gegen unſre Proletarierwehren ankommen wollen, bin ich begierig zu ſehn. Geſetzt, das Spiel ginge bis zu unſrem Eckpoſten, — dann aber muß das Gelächter losbrechen und die Komödie zu allgemeinem Ergözen enden. Hinterher werden ſie ſich freilich ärgern und einſehn, daß ſie auf's Neue gefoppt worden. aber wer kann gegen die Lächerlichkeit! Wir müſſen verhindern, daß die Leute ſich thatſächlich ſo

tief erniedrigen als sie im Sinne haben. Denke Dir die langen Gesichter, die glotzenden Augen und geblähten Nüstern, wenn diese Blüte deutscher Jugend statt der Ritterspeere Bauernsensen vor die Nase bekömmt. Sie müssen lachen, sie müssen es über sich selbst und meinethalb auch über mich."

Sie nahmen für den äußersten Fall daß die Trunkenheit der Herrn dennoch ein Gefecht im Freien herbeiführte, starke Reitstöcke mit und instruirten den Diener Craw's, nicht zu schonen wenn man sie anfiele. — Es war gegen die Natur Craw's sich länger mit solcher Misere zu beschäftigen als dringend nötig schien, und er kehrte so rasch als möglich zu der Sache zurück die im Augenblick all seine Kräfte in Anspruch nahm. „Du mußt herausbringen wo Tetarskoff gewesen! Wir müssen es wissen!" sagte er Heeren unterwegs. „Eine Figur wie er ist leicht zu verfolgen. Ich will Franz morgen zu Dir schicken, der Bursche ist schlau genug Tetarskoff's ganze Fahrt nach zu machen, er hat das Spüren leichter als wir."

„Wozu meinst Du, daß es nützt?"

„Ob es nützt weiß ich nicht, aber es soll nichts schaden können. Keine Ueberraschung, auf die wir nicht vorbereitet sind, keine unerwarteten und von uns nicht berechneten Subsidien für ihn, denn er darf nicht siegen, aber er muß siegen zu können scheinen, sonst gehst Du leer aus. Er ist schwach, entsetzlich schwach,

und grade deßhalb ſo unendlich empfänglich, ſo leicht verwundbar? Es iſt und bleibt eine eigne Sache um die Vernichtung einer uralten Familie. Man kann eine Dynaſtie ſtürzen und ſich damit tröſten, daß Zwingburgen als Ruinen am allerhübſcheſten ausſehen, daß ſie ſogar dann erſt der Gegend ein gewiſſermaßen civiliſirtes Anſehn geben; aber man kann ſich kein Landhaus, kein Privatgebäude als Schutthaufen denken ohne an eine wüſte Zerſtörung, an Plünderung und Mord zu glauben. Die Dynaſtien gehören wie die Burgen der Oeffentlichkeit, es klebt Herrenrecht und Herrenunrecht an ihnen, das für das Gemeinwohl ſchädlich iſt, während eine Villa immer den Gedanken an Familienglück wach reizt, das Niemand ſchädigen will und kann. — Die Gräfin ſpielt ein gewagtes Spiel, ſie rechnet auf ihre Perſönlichkeit und hat ſich bis jetzt wenigſtens nicht verrechnet. Sie imponirt dem Feinde und lähmt all ſeine Bewegungen. Er verliert die Luſt zum Angriffe augenſcheinlich bei jedem Schritte, denn allenthalben begegnet er ſcheinbar offnen Flanken, hinter denen er maskirte Batterien vermutet. Was ihm aber mehr noch als alles Andere die Augen beizt, und was ſeine Kaufmannsſeele nicht faſſen kann, iſt daß man hier zu ſterben verſteht, daß man nicht unterhandelt, keine Prozente bietet und in vollem Glanze zur Grube fahren will. Ich bewundere die Menſchenkenntniß dieſer Frau. Jeden Anderen als Tetarskoff hätte ihre Kühnheit

gereizt und zu einer recht eklatanten Demütigung herausgefordert, er aber wird von Staunen und Verwunderung ergriffen und beugt ſich tief und tiefer."

„Du betrachteſt die ganze Sache wie ein Drama das vor Dir abgeſpielt wird, das man aber vergeſſen auf dem Zettel als Komödie oder Tragödie zu bezeichnen. Du kritiſirſt die Entwickelung der Charaktere mit dem Intereſſe eines Anatomen und erwarteſt geduldig das Ende. Dich taſtet's nicht ſonderlich an, mich aber ſehr; ich habe eine Rolle im Stücke, kenne aber nicht ein einziges Stichwort."

„Unwahr, lieber Freund! Dein Stichwort iſt immer Luiſe, und daß ich nicht perſönlich betheiligt bin, alſo den Kopf nicht leicht verlieren kann, iſt Dein Glück. Merkwürdigerweiſe laufen nämlich faſt alle Fäden des geheimnißvollen Stückes in meiner Hand zuſammen; ich halte ſie, obgleich ich ihren Wert noch nicht immer voll zu taxiren weiß, und werde damit zu agiren wiſſen, meinethalb blind und kühn: wir haben Glück, ich wenigſtens immer wenn ich nicht zur Kompagnie gehöre . . . . . Aber was iſt denn das? Ich glaube wahrhaftig einer der Stegreifritter hat hier die Bügel verloren und iſt von ſeinen Genoſſen böslich verlaſſen worden."

In der That lag ein Menſch am Rande des Straßengrabens. Der Reitknecht ſtieg ab und berichtete, daß der Schlafende Graf Wetterheimb ſei.

„Nimm ihn quer über den Sattel vor Dich, er kann nicht ſchwer ſein .... Warte, ich helfe Dir!“ rief Craw.

Und der ſchmächtige Jüngling, der nur einige dumpfe Laute ausſtieß und dann den Kopf ſchwer zurückfallen ließ, wurde wie ein Mantelſack aufgepackt. „Trab!“ kommandirte Craw. „Die Burſchen ſollen ihren Zopf für ihre ſchlechte Kameradſchaft haben. Der arme Junge, der ſeines Vetters Champagner für bonnenſer Sechskreuzerwein gehalten, wird unterdeß nüchtern und ſieht ſich genötigt ſeinen Zorn gegen ſeine Verbündeten zu kehren. — Im Wein iſt Wahrheit! ſagt das Sprichwort, nur müßte es hinzuſetzen, auf dem Grunde der Flaſche aber hockt die Gemeinheit. Dieſe parfümirten Windfähnchen mit ihren glatten Manieren ſind durch den Wein umgewendet worden wie alte mottenfräßige Staatsröcke: die Bürſte gibt ihrem Äußeren immer noch einiges Anſehn, aber das Futter iſt zerriſſen und lumpig, die Watte hängt heraus und der Schnakenchor aus dem Fauſt ſingt uns an. Die Burſche müſſen ſich ſelbſt wieder verſchlucken und ſpüren, daß es eine üble Koſt iſt. — Vorwerts! Ich glaube die ſaubre Geſellſchaft hat mich im Verdachte ihrethalb einen andern Weg eingeſchlagen zu haben und iſt bis nach Sauſeneck voraus geritten.“

„Du wirſt nun ſelbſt heftig, vergiß Deinen Plan nicht!“

„Heftig? Ja, aber nur wie ein Pädagog, deſſen Jungen Streiche, ſchlechte Streiche machen. Hätten ſie nicht den Wein zur Entſchuldigung, ich gönnte ihnen wahrhaftig die Bekanntſchaft meines Stockes.“

Es ſtand indeß kläglicher mit der Wegelagerung, als ſie denken konnten. Der Luftwechſel und das veränderte Licht hatten eine arge Verheerung in den Reihen der Kampfluſtigen angerichtet. Sie führten zum Theil ihre Pferde am Zügel, zum Theil hingen ſie matt und müde im Sattel; unfähig Streit anzufangen waren ſie aber insgeſammt.

„Die Burſche thun mir nun doch leid,“ ſagte Craw als er nahe genug war die Lage der Dinge zu erkennen, „ſie haben ſich ſelbſt geſchlagen. Ich will meine Rolle als Menſchenfreund durchführen und thun als ob nichts vorgefallen wäre.“

Er ritt heran, grüßte, fand die Nacht ſchön genug zu einem Spazirritte nach dem Souper und bot den Wanderern endlich bei ſich eine Taſſe Kaffee an.

„Sie haben mich beleidigt, ich will Satisfaktion!“ murmelte Friedelſtedt faſt unhörbar.

„Er iſt im Ganzen doch nicht ſo übel!“ meinte der lange Stetterwitz, der gleich einem Bauer aus den Landes auf angeſchnallten Stelzen neben ſeinem Fuchſe her zu ſtolpern ſchien.

„Für eine Taſſe Kaffee wäre auch mir jetzt die halbe Welt feil!“ ſagte ein Anderer.

Und der Vorſchlag ward trotz des bedenklichen Geſichtes Friedelſtedt's angenommen. „Er weiß ja nicht was wir vorhatten!“ galt als Entſchuldigung. Aber die Stimmung blieb doch eine gedrückte. Je mehr die Herrn zum Bewußtſein kamen, deſto mehr Übergewicht gewann die Scham. Craw war ihnen nun noch verhaßter als zuvor. Nur Einer konnte nicht gegen ſeine doppelte Jugend an, Wetterheimb, der zwanzig Jahre alt und Student war. Er gab ſich beſiegt und verſicherte, daß ihm nie mehr einfallen ſolle etwas gegen Craw zu unternehmen. Sogar Heeren erſchien ihm nun in anderem Lichte, und auf dem Heimwege, den er mit dem Sekretär zuſammen auf einem Pferde Craw's antrat, kam es ſogar bis zu Handdrücken und Achtungsbezeugungen, über welche Richard freilich innerlich lachen mußte. —

Hehlenried war unterdeß der Schauplatz einer ernſteren Szene geweſen. — Cecile ging zu Hugo hinüber, ſchickte ſeinen Kammerdiener fort, verſchloß dann die Thüre des Vorzimmers und ſetzte ſich ihm gegenüber. Er ſah dieſen Vorbereitungen ängſtlich und ſtumm zu, ſein aſchfarbenes Geſicht mit dem Ausdrucke der peinlichſten Erwartung, des Schlimmſten gewärtig, aber auch für das Geringſte nicht gefaßt, ſtach von der entſchloſſenen, ſtolzen Phyſiognomie Cecile's häßlich ab. Sie glich dem Richter, er einem Delinquenten. Ihr Geſicht zuckte ſpöttiſch und doch bitter und ſchmerzlich zugleich

als ſie ihn ſo geſpannt, verlegen, demütig und gebrochen vor ſich ſah. Sie war unglücklicher als die Welt wußte, dieſe ſtolze Frau, denn ſie kannte ihr Unglück. Sie hätte weinen mögen, aber ſie hielt jene Reſte eines Mannes nicht für wert ihren Schmerz zu ſehn. Die Nebel, die von innen heraus ihre Augen verdunkeln wollten, wurden niedergeſchlagen und ſetzten ſich als eiſiger Reif um ihr Herz, ſie wurde kälter noch als zuvor.

„Haſt Du ihn beruhigt, haſt Du Zeit gewonnen, liebe Cecile?“ wagte der Graf endlich mühſam hervor zu bringen.

Sie maß ihn mit einem unausſprechlich wegwerfenden Blicke. „Zeit gewinnen? Galgenfriſt? Das iſt Deine Manier, nicht die meine. Du biſt das von Deinen Judenwechſeln gewöhnt: fünf weitere Prozent erkauften wieder einen Monat, bis ich's endlich doch erfahren mußte.“

„Liebe Cecile!“ ſeufzte der Graf auf.

„Friſten kaufen!“ fuhr die Gräfin wärmer fort, „als wenn dadurch etwas zu gewinnen wäre. Es gilt reinen Tiſch zu machen und das ganze Verhältniß entweder zu löſen oder ganz neu zu arrangiren. Ich lavire nicht, ich bettle nicht. Was kommen muß, mag kommen.“

„Ich begreife nur nicht .....“

„Als wenn ſich's darum handelte, daß **Du** begreifſt; als wenn Du je begriffen hätteſt. Zwiſchen Tetarskoff und mir iſt über die Sache die ihn hierher geführt, noch keine Silbe gewechſelt worden. Wir haben noch acht Tage Zeit, bis dahin iſt er nichts als unſer Gaſt, und bis dahin muß ganz beiläufig entſchieden werden, ob er oder ich gehen muß."

„Du haſt alſo doch noch irgend eine Hoffnung...."

„Ich hoffe nie, aber ich habe meinen Plan."

„Wenn Dein Plan nur auch gut wäre! Ich habe Alles aufgegeben und weiß nicht woher Du den Mut nimmſt vor den Augen dieſes Menſchen aufzutreten als ob er wirklich unſer Gaſt ſei. Ich kann ihn kaum anſehn ohne daß mir ſchwindlig wird."

„Das ſpricht übel für Dein Gewiſſen; das meine iſt rein. Ich hab's verſucht die Bedingungen, die mir geſtellt waren, zu erfüllen, und nicht meine Schwäche ſondern die Zeitverhältniſſe haben die Ausführung unmöglich gemacht. Erſt als ich in Zahlen ſah, daß nichts zu halten war, wechſelte ich das Syſtem mit dem feſten Willen die Entſcheidung ſo raſch als möglich herbei zu führen."

„Was aber haſt Du vor? Geſprochen muß doch einmal werden, der Tag kommt heran, und Tetarekoff ſcheint nicht Willens dann anders als durch die Gerichte zu ſprechen."

„Er ſcheint nicht? Woher kommt Dir dieſe Weisheit? Machte Dich nicht die erbärmlichſte Angſt blind für Alles was vorgeht, ſo würdeſt Du geſehn haben, daß er täglich weniger Luſt hat mich zu ruiniren und daß es ihn unter den Nägeln brennt mir die beſten Begriffe von ſeinen guten Abſichten, von ſeiner Willfährigkeit und ſeiner Wohlerzogenheit beizubringen. Ich will Dir poſitiv ſagen, daß er gar nicht daran denkt das Gericht zu requiriren.“

„Nun ſo hat er eingeſehn, daß wir die Schuld nicht tragen und der gute Heeren hat ihm bewieſen, daß es ein Unrecht ſei uns jetzt zu drängen.“

„Dein guter Heeren hat in dieſer Sache nichts gethan und auch nichts thun können. Ich rechnete darauf, daß es ſo kommen würde, meine Nachrichten über Tetarskoff waren ſicher genug um mich darauf verlaſſen zu können. Muß ein Opfer gebracht werden ſo iſt dies das am wenigſten ſchmerzhafte.“

„Aber *wie* kommt es denn, und von welchem Opfer iſt die Rede?“

„Es kommt ſo: Tetarskoff wird um Luiſe anhalten, und ich werde ſie meiner ſocialen Stellung opfern.“

„Das geſchieht nicht! Bei allen Teufeln, das geſchieht nicht!“ rief Hugo mit einer Kraft aufſpringend, die man nicht mehr in ihm geſucht hätte. „Ich mein Kind opfern? Dem erſten beſten hergelaufnen Kerl geben, der vom Geldverleihen lebt? Luiſe einem alten,

ſchäbigen Menſchen, der nichts als Rechnungen im Sinne hat? Ich thät' es nicht, auch wenn er für das Kind quittiren wollte. — Cecile, bedenke was Du ſprichſt; ſieh dies roſige, herrliche Mädchen, ganz Liebe und Hingebung, das einzige Weſen, das mich lieb behalten hat, — Du kannſt nicht wollen, daß es verkauft und preisgegeben wird. — Du biſt ſo klug, Dir kommen Pläne wie andern Menſchen Träume, Du biſt nie aus der Faſſung zu bringen, — denke etwas Anderes aus! Es geht nicht, ich willige nie ein, und mein Kind gehört mir, ich habe darüber zu verfügen nicht Du. Rette uns wenn Du kannſt und willſt, Luiſe aber laſſe ich nun und nimmer zu ſolch einer widerſinnigen Partie zwingen. Ich habe mich in Allem Deinen Wünſchen gefügt, hier aber kann ich's nicht. Es wäre ehrlos!"

Cecile blieb kalt und verfolgte ihn nur auf ſeinem heftigen Gange durch das Zimmer mit den Augen. Als er ihr ſchmeichelte verriet ihr Geſicht höhniſche Verachtung; als er drohte warf ſie den Kopf zurück und ſah ihm mit all ihrer Überlegenheit voll in die Augen. Aber er ſchlug ſie diesmal nicht nieder, er fühlte ſich in ſeinem Rechte, das Menſchtum ſtand auf ſeiner Seite und machte ihn für einen Augenblick ſtark.

„Sollte man doch meinen," ſagte die Gräfin langſam und ſchneidend, „Du wäreſt ſeit je ein muſterhafter Vater geweſen! Und doch biſt Du derſelbe Mann,

der, als uns ein Kind von ſechszehn Jahren, — roſig und herrlich — wie Du jetzt Luiſe nennſt, von einem Schurken geraubt worden, nichts weiter that als den Namen des Kindes zu vertilgen. Jener Stoß mit dem Dolche in den Stammbaum unten, das war der Höhepunkt Deines Schmerzes. Mich haſt Du zu höhnen gewagt als ich Clariſſe nicht vergeſſen konnte, die bloß durch Deine Trägheit nicht mehr erreicht ward, und jetzt ſchlägſt Du in einer ganz andern Lage die Glocke ſo hoch an, daß man meinen ſollte, es gäbe Feuer an allen Enden."

„Und wär's nur, weil es unſer letztes Kind iſt! Wir haben Clariſſe verloren, durch ihre eigne Schuld verloren, wollen wir nun ſelbſt das Verderben Luiſens fordern? — Clariſſe hat uns von ſich geſtoßen, nun iſt der Fall umgekehrt, wir ſollen Luiſe verſtoßen. Ich hätte es bei der Einen ſo wenig als bei der Anderen gethan. Thue was Du magſt, ich ſage Nein."

„Ich muß Dir die beiden Fälle doch wol etwas näher rücken, deine Kurzſichtigkeit läßt dich ſonſt die Farben nicht mehr erkennen. — Bei Clariſſe galt es ein Kind aus den Klauen eines geiſtreichen Schuftes zu retten, der ihre Unerfahrenheit und Gutmütigkeit dazu benutzte ſie glauben zu machen, daß ſie ihn liebe. Ein Wort zur rechten Zeit hätte ſie uns zurück gebracht, Du aber meinteſt ſechszig Meilen Verfolgung verdienten eine ruhige Nacht. Du ſchliefſt, und ſie hatten nur noch

eine Meile Vorſprung. Dann war es zu ſpät, ſie ging verloren, weil Du ſchliefſt. Und in weſſen Händen blieb ſie? Dieſer Schneider iſt ein häßlicher kränklicher Menſch, der nie heiter ſein konnte und der ſie, als ſie erſt in ſeiner Gewalt war und er ſich in ſeiner Hoffnung auf Unterſtützung von hier getaüſcht ſah, mißhandelte. Sie iſt tot für mich, aber mein Herz blutet um ihretwillen noch heute. — Ich würde Luiſe weniger noch als Du in eine ſolche Lage bringen mögen, auch iſt die ihr von mir zugedachte eine andere. Tetarskoff mag ſein wer er will, er hat Erziehung und Vermögen; er iſt jünger als Du und allem Anſcheine nach geſund. Es fehlt ihm alſo nichts als ein Name um der wünſchenswerteſte Gemal für alle Welt zu ſein. Und auch dieſem Übel iſt unſäglich leicht abzuhelfen. Er kauft irgendwo eine Herrſchaft, an der ein Titel hängt oder woran ein Titel gehangen wird, und Alles iſt ſo gut als es nur ſein kann. — Siehſt Du nun, daß das Verhältniß ein etwas ſehr anderes iſt?“

„Aber liebt ſie ihn denn?“

„Ein ſolches Muſter von Hingabe, wie Luiſe nach Deiner eignen Behaubtung iſt, wird ihn ſchon darum lieben, weil ſie durch ihn ihre Eltern aus einer Verlegenheit zieht. Warum ſollte ſie ihn übrigens nicht lieben? Wenigſtens wird ſie ihn achten können,“ fügte ſie mit beſonderer Betonung hinzu, „und ſo gut

geht es nicht allen Frauen, die ſich einbilden ihren Bräutigam zu *lieben*."

„Es muß auch nicht Einbildung, ſondern Überzeugung ſein," docirte Hugo in ſeiner Herzensangſt. „Hat Luiſe von Dir nur irgend etwas geerbt was ſpäter zum Vorſcheine kommen könnte, ſo wird ſie unglücklich . . . . ."

„O Tetarskoff iſt ein *Mann*!"

„Meinethalb! Ich aber verkaufe ſie nicht und werde ſie warnen."

„Wag' es, wag' es nur!" rief Cecile, ſich nun ihrerſeits erhebend. „Du, der die Hehlen dem Verderben überliefert haſt, willſt mich hindern wenigſtens einem Zweige der Familie Ehre und Beſitz zu erhalten? Wärſt Du ein Mann, ſo ſchafftest Du Rat ſtatt wie ein trotziger Knabe mit dem Fuße zu ſtampfen und hirnlos Nein zu ſagen. Hundertmal warſt Du der Verzweiflung nahe und ſtörteſt immer wieder dadurch daß ich Deinen widerwärtig alten Leichtſinn ſühnen mußte meine Operationen, oder brachteſt mich ſelbſt in Verlegenheit. Hundertmal haſt Du gedroht Deinem Leben ein Ende zu machen, aber Du hatteſt den Mut nicht mehr ein Piſtol abzuſchießen. Du ritteſt nur im Ärger ein koſtbares Pferd zu nichte. Muß ich nicht ſeit mehr als zwölf Jahren Mann im Hauſe ſein damit nur ein Mann da iſt? Früher weil Du ein Wüſtling warſt, deſſen Zeit beim Spiel, bei der

Flaſche und im Stalle verbraucht wurde, — ſpäter weil die Folgen Deiner Lebensweiſe Dich unfähig machten aufzutreten wie es ſich geziemt hätte. Und jetzt willſt Du eine Auktorität geltend machen, die Du auf die kläglichſte Weiſe verloren? Laſſe Das, wenn Du nicht willſt daß die Duldung die ich bis jetzt geübt ein Ende nimmt. Unſre Stellung iſt eine *gewordene*, ich hätte ſie nicht gemacht, auch wenn ich's gekonnt. Nun iſt's zu ſpät daran zu rütteln! Höre mich an: Ich kam nicht herüber Dich zu *fragen* was zu thun ſei, ich kam Dir zu ſagen was *geſchehn wird*. Luiſe wird Tetarskoff heiraten, die Sorge dafür übernehme ich allein, Du ſagſt ihr nicht eine Silbe von dem was wir beſprochen haben .... und damit: Gute Nacht!"

Hugo brach unter der Laſt der Vorwürfe, die er nicht abweiſen konnte, und der kategoriſchen Forderungen, denen er nichts entgegen zu ſtellen wußte, zuſammen. So hart, ſo grauſam ſchonungslos war ſeine Frau noch nie aufgetreten, ſo abſichtlich hatte ſie ihn nie vernichten wollen. „Sie hat recht, ich habe den Mut nicht mehr ein Piſtol abzudrücken, ſonſt thäte ich's jetzt auf ſie oder mich!" ſtöhnte er. Und dann dachte er wieder an ſein Kind, an ſeinen „Engel," den die eigne Mutter — „ihrer ſocialen Stellung" opfern wollte. Und er ſollte ihn nicht retten, er durfte nicht. — Dies Delirium, das ihn wahnſinnig machen zu wollen ſchien,

nahm indeß den bei ſo ſchwachen Naturen einzig möglichen Ausgang. Bis zu einem Entſchluße konnte er ſich nicht empor ringen, er tröſtete ſich alſo mit der Hoffnung daß die Vortheile die Cecile in der Perſon Tcharekoff's vereint fand, vielleicht auch den Anſprüchen ſeines Kindes genügen würden. Er machte es wie Alle die nicht zu handeln wagen, er — hoffte.

Börne meint, es habe ihn nie etwas ſo gerührt und erſchüttert als Byron's Invectiven gegen Oeſterreich. Denn daß ein Mann, dem der reichſte Sprachſchatz zu Gebot ſtand nach den niedrigſten Ausdrücken griff um Laute für ſeine ſouveräne Verachtung zu finden, bezeichnet allerdings den Grad ſeines Abſcheu's beſſer als irgend etwas Anderes. Der Dichter mußte erſt zu der Tiefe hinabſteigen, in der ihm Metternich's Politik von ſeinem Standpunkte als Menſch und Dichter erſchien. Byron ſchimpfte, weil er ſeinen Gegner einer edlen Sprache nicht wert hielt, weil er ihm unfähig ſchien Würdiges zu würdigen. In dieſer Weiſe aufgefaßt liegt darin nichts Anderes als überwiegender Takt und die Anwendung derſelben Maxime die in unſrer ſogenannten populären Schreibweiſe waltet. Man nähert ſich dem Niveau deſſen, für den man ſchreibt, um ihm ſtets verſtändlich zu bleiben. —

Cecile befand ſich in ähnlicher Lage und handelte nach gleichen Grundſätzen. Sie ſprach mit Hugo wie ſie keinem anderen Manne begegnet wäre. Es war

kein Vorwurf mehr, es war eine Laſt kompenſirter Vorwürfe, die weder Rechtfertigung noch Entſchuldigung zuließen. Sie griff ihn nicht mehr an, ſie ſchüttelte ihn mit Verachtung ab, und ſeine Schwäche gab ihr ein Recht dazu. Würde die Frage aufgeworfen was ſchlimmer ſei, ein verworfenes Weib für den Mann, oder ein erbärmlicher Mann für das Weib, ſo wären wir faſt geneigt das erſtere für das kleinere Übel zu halten, denn zuletzt trägt der Mann doch faſt immer die Schuld und verdient darum nichts Beſſeres. Das Weib hat die Fähigkeit gut oder ſchlecht zu ſein entſchieden in höherem Maße als der Mann, aber es produzirt ſeiner ganzen Organiſation nach nicht unvermittelt, und die Vermittelung, die zunächſt in der Hand des Mannes iſt, bleibt alſo die leitende Kraft. Entwickelung ohne allen äußeren Einfluß, wenn ſich eine ſolche denken ließe, müßte zwar immer „Originale“ liefern, aber ſie würden unfähig ſein das Leben zu tragen. Der Einfluß der Außenwelt macht ſich ſtets, wo nicht bildend, ſicher verbildend geltend; er iſt ein negativer, wenn er nicht poſitiv ſein kann. Weſen, die das Geſchick zu einer ihnen ſelbſt ſo gut als fremden Geſtalt gemacht hat, können nicht gegen Das an was ſie geworden, aber in unbelauſchten Stunden ergreift auch ſie eine unbegrenzte Sehnſucht nach den verlorenen Hoffnungen, die einſt wie tauſend Knoſpen ihr Inneres mit ahnungsvollem Duft erfüllt. Der

Duft iſt verweht, die Blüten vertrocknet: auch das Heu hat Aroma, aber das Aroma des Heues iſt Leichengeruch. Niemand kann ſich dieſem Einfluſſe entziehn, die Fantaſie baut mit geſchäftiger Hand den Zauberpalaſt in bunten, glühenden Farben auf, den Palaſt, der ſtehen und glückliche Menſchen beherbergen konnte, — aber höhnende Kobolde ſchielen aus den Fenſtern, — ein Hauch der Gegenwart, ein Schlag, ein Sturz, und das Gebäude liegt in Trümmern, zwiſchen denen wir umſonſt umher irren das verlorne Glück zu ſuchen. Es liegt verſchüttet, und wenn wir danach wühlen, ſtören wir nur eine züngelnde, ziſchende Natter auf, vielleicht die Hüterin unſres begrabnen Glückes. — Dort liegt ein Säulenſtumpf, ſetzt Euch nieder und weint, wenn Ihr noch Thränen habt! —

Cecile konnte in ſolcher Stunde weinen, aber es wäre ſchwer geweſen einen Namen für ihre Thränen zu finden. — Als ſie Hugo verlaſſen hatte, fragte ſie noch ob Luiſe ſchon zur Ruhe ſei, dann entließ ſie ihre Kammerfrau, rückte einen Seſſel an das offne Fenſter und träumte, ſann und weinte in die Nacht hinaus. Sie dachte auch an — Clariſſe.

Die Kammerfrau hatte ihre Frage in Bezug auf Luiſe mit Ja beantwortet - ohne nachgeſehn und ſich überzeugt zu haben. Sie irrte, Luiſe war noch wach.

Ihre Zimmer lagen in dem Flügel, der Hugo's Wohnung mit der ſeiner Gemalin verband, aber eine

Etage höher als diese. Nebenan war eine Stube die früher Clarisse bewohnt hatte, noch in demselben Zustande, in welchem sie der Flüchtling verlassen. Luise war noch wach und hatte sogar Besuch.

Als sie und ihre Schwester Kinder waren, hatte die Gräfin nicht nur erlaubt, sondern sogar gewünscht, daß die wenig älteren Töchter ihres Amtmannes in das Schloß kamen und die Spiele und Unterrichtsstunden ihrer Kinder theilten. Später hatte sie den intimen Verkehr, der sich hieraus natürlich entspann, nicht mehr gutgeheißen; die Mädchen wurden nicht eingeladen, und Luise ging nur hinüber wenn sie es thun konnte ohne daß ihre Mutter darum wußte. Und sie ging gern zu Else und Käthchen, wie die Amtmannstöchter hießen. Nicht allein weil diese mit großer Herzlichkeit an ihr hingen und entschieden mehr echtes Gefühl für sie hatten als ihre Salonbekannten, sondern noch aus einem anderen, geheimnißvollen Grunde, den Cecile nicht ahnen durfte und von dem sie in der That keine Ahnung hatte, da ihr die Zahl der Besuche Luisens nicht bekannt war. — Richard Heeren war von vorn' herein von Seiten der Gräfin so schnöde empfangen worden, daß ihn anfangs nur der entschiedene Befehl Tetarskoff's und die Nähe Cram's bestimmen konnten im Hause zu bleiben. Man hatte ihm den Aufenthalt in Hohlenried so unangenehm als möglich zu machen gesucht. Ein kleines Gemach ein Reitknecht direkt

aus dem Stalle als Bedienung, den Tiſch als quaſi Penſion im Hauſe des Amtmanns und mehr dergleichen Plackereien waren ihm zugemutet worden, und die Gräfin war bitterböſe als dieſer »Menſch« erklärte, er würde ſo lang bei Crow in Sauſeneck bleiben bis ihm eine paſſende Wohnung für ſich und den Diener, für den er ſelbſt ſorgte, ſo wie für ſein Reitpferd eine beſondere Ecke im Stalle des Grafen hergerichtet worden. Er beſtand auf ſeinem ihm garantirten Rechte, und man mußte ſich fügen, obgleich die Gräfin ihn ſeiner Forderungen wegen für anmaßend hielt und in ihrer vorgefaßten üblen Meinung dadurch noch beſtärkt ward. Er ſpeiſte in ſeinem Zimmer, und ſein Pferd bekam einen Platz. Nur in die gräfliche Familie, in die Schloßgeſellſchaft konnte er nicht dringen, obgleich Crow den Verſuch machte ihn unter der Firma eines Geſellſchafters des Grafen einzuſchmuggeln. Das letztere Amt verwaltete er in der That von Zeit zu Zeit, d. h. er ſpielte Schach mit dem Einſamen, der oft an ſeinen Seſſel gefeſſelt war während ſich um ſeine Frau der Glanz einer Geſellſchaft ausbreitete. Herren war nicht gewöhnt in ſeinem Verkehre beſchränkt zu ſein und hatte das Bedürfniß mit Menſchen in größerer Zahl in Berührung zu ſtehn. Die halbunterrichteten, gutmütigen, aber mehr als einfachen Amtmannstöchter genügten ihm nicht und die Familie überhaubt trat ihm nur dadurch nahe, daß ſie ihn

ſeiner momentanen Stellung wegen gewiſſermaßen wie ihresgleichen behandelte und ſeine höhere Bildung nur wie eine angenehme Zugabe betrachtete. Die Mädchen, zumal Elſe, vertraten Schweſterſtelle bei ihm und ſorgten für die Befriedigung all der kleinen Bedürfniſſe, die durchaus weibliche Hände erfordern. Er gab ihnen dafür manche Stunde preis, machte ſie mit den beſten Werken der Literatur bekannt, las ihnen vor, erzählte von ſeinen Reiſen, wußte dem kleinſten Feſte einen geputzten Anſtrich zu geben, kurz er war bald das Ideal eines Menſchen für den kleinen ſtillen Kreis geworden in dem ihn der Zufall heimiſch gemacht. Daß ſie ſeine Stellung nach der ihrigen maßen gab ihnen Mut und erhielt das Verhältniß friſch: die Mädchen glaubten den Abſtand zwiſchen dem Sekretär und der „Comteſſe“ ſo groß, daß ſie ihr unbefangen den Antheil den ſie an ihm nahmen vertrauten und ſeines Lobes überſtrömten. Dadurch wurde Luiſe auf den ſchönen Mann, gegen den ſie vorher nicht weniger eingenommen war als ihre Mutter, aufmerkſam, und mit ihrem feineren Takte fühlte ſie ſchon nach dem erſten Zuſammenſein, daß er den Herrn ihrer gewöhnlichen Umgebung nicht bloß gewachſen ſondern überlegen war. Sie faßte ihn anders auf als ihre Geſpielinnen und behandelte ihn anders. Andrerſeits kam durch ihre Gegenwart neues Leben in ihn; ſeine Kenntniſſe, die Lebensbilder die er geſammelt, fanden nun einen

paſſenden Hintergrund, die Anziehungskraft wirkte, und ehe noch irgend eine Silbe die gegenſeitige Neigung verraten hatte, war das Band zwiſchen Luiſe und Heeren ſchon geknüpft. Sie waren verwandte Geiſter, die Milde beider Charaktere machte die Näherung leicht, gemeinſamer Geſchmack den die Lektüre bald verriet, zog den Knoten feſter, und der Gedankenaustauſch, das Beſprechen des Geleſenen, zeigte Jedem in dem Anderen ſeine Ergänzung. Jenes Oſcilliren, jenes Schweben zwiſchen Schmerz und Luſt, Spannung und Abſpannung, das immer einer neuen Geſtaltung, einem Schritte weiter in der Organiſation vorhergeht, bemächtigte ſich auch ihrer. Heeren hätte nicht zu hoffen gewagt, wenn ihn Craw nicht ermutigt und angeſtachelt ohne den Zauber je durch ein beſtimmtes Wort zu ſtören; Luiſe dagegen gab ſich dem Eindrucke der ihr wohlthat mit all ihrer Weichheit und Kindlichkeit hin. Sie ſchwamm, ſie ſchwebte, und er vergötterte ſie. Es war eine romantiſche Liebſchaft, ein Kinderſpiel wie es Craw nannte, dies Verhältniß zwiſchen Luiſe und Heeren. Luiſe fürchtete nur ab und zu daß ſie einen andern Mann heiraten müſſe; daß ſie Richard allem Anſcheine nach nicht heiraten dürfe, machte ihr keine Sorge, — weiter ging ihre Rechenkunſt nicht. Die Amtmannstöchter bemerkten mit Schrecken, daß unter ihren Augen ſich ein Gefühl entwickelte, das um ſo verderblicher zu werden drohte als allerwahrſchein-

ſicht auch die Stellung ihres Vaters dadurch gefährdet war. Man nannte ihn für den Hehler, für den Vermittler ha[illegible], —„und die Gräfin, die auf ähnliche Weiſe ſchon eine Tochter verloren hatte, hätte das nie verziehen. Die Mädchen theilten ihre Bemerkungen, vielleicht nicht bloß aus der oben angedeuteten Rückſicht, ihren Eltern mit, und die ehrlichen Leute, ſo ſehr ſie Heeren vertrauten, ſchienen doch die Verpflichtung zu fühlen den „Sekretär“ in ſeine Grenzen zu weiſen. Geſetzt eine ihrer eignen Töchter dem Herrn, der gewiß nicht von ſeinem Gehalte allein lebte, ſo hätten ſie im Nothfalle auch eine Entführung geſtattet, aber Luiſe war ihnen zu theuer als daß ſie nicht alle Aufmerkſamkeit darauf gerichtet hätten, ſchädlichen Einfluß abzuwenden. Sie fanden indeß keine Gelegenheit mehr als halbe Worte zu ſagen. Luiſe war eines leidenſchaftlichen Aufloderns kaum fähig, und Heeren ging nie darauf aus dieſe Fähigkeit auf die Probe zu ſtellen. Sie wuchſen ohne Kampf in einander und waren nur noch gewaltſam zu trennen. — So hatten ſich die Dinge hinter dem Rücken Cecile's geſtaltet. Sie erklärte ſich die Anhänglichkeit Richard's an die Amtmannsfamilie falſch, die „dicke Elſe“ war nicht die Veranlaſſung ſeiner häufigen Beſuche.

Dies Mädchen aber war es, das noch ſo ſpät zu Luiſe gekommen. Die Kerzen im Salon waren erloſchen, das Schlafzimmer der Gräfin dunkel, die

Paſſage alſo frei. Und die Nachricht die es mitzutheilen galt, litt keinen Aufſchub. Ihr Vater war in der Stadt geweſen und dort zufällig mit einem alten Bekannten zuſammen getroffen der weit her kam. Er hatte eine ſchnelle Reiſe gemacht, da er einen Extrazug benutzen konnte den der Beſchreibung nach — Tetarskoff beſtellt. Der Amtmann erzählte, daß dieſer Herr im Augenblicke als Gaſt in Hehlenried verweile, und dieſe Notiz vermittelte eine neue Ideenaſſociation, der Fremde legte nun auf Umſtände, die er kaum beachtet hatte, größeres Gewicht, entſann ſich abgeriſſner Geſpräche die er gehört, und das Reſultat der Kombinationen war endlich: — Daß Tetarskoff eine Konferenz mit einem jungen äußerſt heftigen Manne gehabt habe, deſſen Frau wahrſcheinlich — Clariſſe Hehlen ſei. Der Freund des Amtmanns hatte ſie früher nur flüchtig geſehn, und es bedurfte der Verbindung Tetarskoff's mit Hehlenried die Erinnerung auf zu friſchen. Die Beſchreibung Schneider's, die der Amtmann gab, paßte auch ungefähr auf den jungen Hitzkopf, den weder die Vorſtellungen Tetarskoff's, noch die Bitten der Dame hatten beruhigen können. Nahm man die Identität der Perſonen für gewiß an, wie die beiden Herrn bei ihrer Flaſche Würzburger gethan, ſo öffnete ſich ein neues Feld von Vermutungen, in dem ſie ſich nicht ſo leicht zurecht finden konnten, obgleich der Amtmann mit der neueren Chronik der Familie Hehlen vertraut

genug war. In der That hatte er nur während der Zeit der Verpachtungen in anderen Dienſten geſtanden und war ſogleich wieder in ſeine alte Stellung getreten als die Gräfin ihre Güter zurück nahm. Er wußte natürlich auch von Tetarskoff's Forderungen, und ſo weit er ſeine Diskretion in dieſer Beziehung getrieben hatte ſo lang die Gefahr der Zahlungsunfähigkeit nicht unvermeidlich ſchien, jetzt, am Vorabende der Entſcheidung entlockte ihm der Kummer doch wenigſtens ſeiner Familie gegenüber das große Geheimniß. Er deckte es am ſelben Abend, an dem er ſeine halben Nachrichten über Clariſſe und Schneider brachte, in ſeiner Bewegung ſo vollſtändig auf als er konnte und machte die Seinigen nicht wenig beſtürzt. Elſe ſchlich fort, ſie nahm ſich zwar vor nur von Clariſſe zu erzählen, aber ſie konnte nicht ſchweigen, und Luiſe wußte bald Alles was Elſe von der Lage der Dinge gehört und erraten hatte.

Erſt war ſie ungläubig. Vor einer Stunde noch war ſie Zeugin eines prunkvollen Feſtes geweſen. Reiches Silbergerät, koſtbare Speiſen und Weine, Ströme von Licht, eine Schaar von Dienern ..... War es denn möglich, daß dahinter die Armut lauere? Und ihre Mutter war ganz die große, vornehme Dame, ihr Auge ſo ſicher als je ..... Es war nicht denkbar! Und doch fiel ihr Manches aus dem Geſpräche mit Craw, die Geſchäftigkeit der Mutter, der Wider-

wille gegen Heeren, der nun einen Grund fand, das auffallende Zuvorkommen gegen Tetarskoff und eine Menge von Dingen die ſie wenig beachtet hatte jetzt ſchwer auf's Herz. Sie weinte, und Elſe weinte mit ihr.

„Ach, was wird es meiner Mutter ſchwer fallen arm zu ſein!“ jammerte das Kind. „Und wenn ſie nun meine liebe Clariſſe auch arm findet und nicht mehr helfen kann . . . . .“ Dann verſuchte ſie ſich wieder damit zu tröſten, daß ihre Mutter ſo viel Schmuck, Gemälde und koſtbare Gegenſtände habe, die ſich verkaufen und entbehren ließen. Es war auf dieſe Weiſe gewiß noch möglich die Schulden zu tilgen oder doch ſo zu vermindern, daß ſie nicht erdrückend wurden.

Elſe mußte ihr dieſe Hoffnung rauben, ſie hatte ausdrücklich von unerſchwinglichen Summen, von Zahlen die ſie gar nicht nach zu ſprechen wagte, ſo koloſſal ſchienen ſie ihr, reden hören. Es ließ ſich nichts loskaufen, Hehlenried, das Schloß, der Park, aller Grund und Boden, das ganze Vermögen war verpfändet und verloren. Sie zählte das auf wie Kinder thun, die ſich Schmerz und Freude zergliedern müſſen um ſie begreifen zu können; wie Kinder die jedes Stück einzeln begrüßen und jedem einzeln Lebewohl ſagen.

„Und Herr Tetarskoff iſt es, der uns Alles nehmen wird?“ fragte Luiſe endlich wieder lebhaft. „Dann iſt doch noch Hoffnung für meine Eltern. Er fixirt

mich immer mit ſo groſſer Theilnahme und ſo herzlich freundlichen Augen, daß ich mich fürchten würde, wenn er nicht ſo alt wäre. Er hat häßliche Augen und ſieht alle Menſchen kalt, Baron Craw, wenn er mit mir ſpricht, ſogar finſter an, nur mir gegenüber wird ſein Blick weich, manchmal auch wehmütig und traurig. Mir wird er nicht wehthun wollen. Noch geſtern als er ſich bei mir empfahl blieb er ſo lang vor mir ſtehn als käme er nicht fort, als müſſe er mir erſt noch etwas Liebes ſagen."

Elſe meinte, daß in der That von dieſer Seite Rettung kommen könne, aber — durch eine Heirat Luiſens mit Tetarskoff. Sie ſchloß wie die Anderen.

Luiſe lachte aus ihrer Betrübniß hell auf. „Bah! Welche Tollheit! Er iſt mindeſtens ſo alt als Papa und denkt nicht daran mich oder irgend Jemand zu heiraten. Ein Mann wie er — und ich! Das iſt eine lächerliche Idee!"

Elſe that ſich ein wenig auf ihre drei Jahre ältere Lebenserfahrung zu gut und zählte in kürzeſter Zeit ein Duzend ähnlicher Verbindungen auf, die Niemand lächerlich fand. In ihrem Eifer bemerkte ſie gar nicht, daß ſie Luiſe eine furchtbare Ausſicht eröffne, und hielt für notwendig die Nützlichkeit eines ſolchen Verhältniſſes noch durch die weiſe Notiz zu begründen, daß man Summen, von denen der hundertſte Theil ein

Vermögen ſei, nicht opfern könne um einem Mädchen nicht weh zu thun, möge man auch noch ſo reich ſein.

Luiſe lachte dennoch, obgleich nicht mehr ſo herzlich, und es bedurfte großer Betheuerungen ſie zu überzeugen, daß der Einfall mehr als eine häßliche Neckerei ſein ſolle. Daran hatte ſie nicht gedacht, das lag ihr außer dem Bereiche der Möglichkeit, ſo verſtand ſie auch Tetarskoff's Bemühungen und Blicke nicht. — Es iſt ein Unterſchied zwiſchen den Äußerungen einer Neigung, deren Ziel eine Vernichtung aller Fremdartigkeit iſt, und denen die ſich bei aller Innigkeit in beſcheidner Ferne halten wollen. Frauen fühlen dieſen Unterſchied inſtinktiv und unabweisbar, — vorausgeſetzt, daß nicht ein eignes mächtiges Gefühl ihren Blick verdunkelt. Während ſie im erſten Falle nach ihrer Neigung handeln und ſofort abweiſend oder aufmunternd, aber immer thätig auftreten, dulden ſie im anderen unbefangen und mit jener reizenden Lieblichkeit, die erſt in gewiſſem Alter zur Coquetterie hinüber neigt, Alles was man ihnen bietet und haben für Alles einen ihrer tiefen, kindlichen Dankblicke. — Luiſe hatte vom erſten Zuſammentreffen an Tetarskoff's Benehmen ſo gefaßt, jene Szene im Parke hatte einen unauslöſchlichen Eindruck zurück gelaſſen und ſie ebenſo ſehr für Tetarskoff als dieſen für ſie gewonnen. Von der widerwärtigen Macht des Geldes und der Unmöglichkeit einer Bitte nachzugeben ſobald Geldintereſſen

dadurch gefährdet werden konnten, hatte ſie nur ſchwache Begriffe. Sie fürchtete das nicht einmal was Elſe für den letzten Rettungsweg hielt, ſie fürchtete nicht einmal was dieſe hoffte. — Elſe ſprach vergebens und kam zuletzt in den leiſen Verdacht nicht ohne Seitenintereſſe zu ſein.

Als Luiſe endlich allein blieb und in ſchlaftrunkener Abſpannung vorüberrollen ließ was ihr der Tag gebracht, kam ihr der ganze Wirbel zuletzt doch nur vor wie eine Introduktion, wie ein wirres Tonſtück voller Übergänge, das die Einleitung bilden mußte zu einer neuen Weiſe, von der ſie ſich — Freude verſprach.

Die Schweſter war näher als ſie geahnt. Das liebe, launige Bild mit ſeiner wilden Lebendigkeit und den ſchönen großen Augen die immer wieder verſöhnten wenn die Neckerei, die Ausgelaſſenheit und der Humor ihrer Herrin Verdruß oder Unordnung gemacht hatten, tauchte wieder empor und ſang ſeine luſtigtraurigen Weiſen, ſo daß Luiſe hätte die Arme ausbreiten und das liebe Geſicht küſſen mögen. Clariſſe war ein Kobold, aber ein liebenswürdiger. Sie hatte ſeit je gethan was man ihr verboten und doch immer jede Strafe für ſich und ihre Geſpielinnen unmöglich zu machen gewußt. Der Gedanke an ſie war in dem Traumgewimmel Luiſens wie eine eigentümliche, hundertfach variirte aber immer wieder zu erkennende Melodie, die allenthalben hervorbrach. Tetarskoff gab

den drohenden, finstern Baß an, der die Soprantöne niederdonnern zu wollen schien, den sie sich aber doch nicht als Mißlaut denken konnte. Alles Scharfe ging von Schneider aus, welcher Baß und Sopran, Tetarskoff und Clariſſe umſpannte und zwiſchen beiden ein Netz von häßlichen Läufern wob. Was hatte Tetarskoff mit dieſen Beiden zu thun, woher kannte er Clariſſe und Schneider. Dieſe Frage beſchäftigte ſie aber nur einen Augenblick, das mechaniſche Traumkonzert ſpielte weiter, die Tonwogen warfen ſich brandend auf Cecile und Hugo, auf Hehlenried, das wie die Dekoration eines Melodrams den Hintergrund bildete und den Augen verſtändlich machen mußte was dem Gehör entging. Die Töne waren Perſonen, Geſtalten mit bekannten Zügen, ſie klangen und handelten zugleich. Es war als ob das Schloß zuſammenſtürzte: — die Introduktion ſchloß mit einer mächtigen Kadenz .....

Und die liebliche Weiſe, von der die Ahnung, die Sehnſucht der Träumerin geflüſtert, begann ihren Reigen. Es war ein Hochzeitsreigen, ſchöner noch als Mendelsſohn's Marſch im Sommernachtstraum — — — Hehlenried war untergegangen, Luiſe nicht mehr zu vornehm für Richard. — Sie weinte ſchlummernd. Auch ihre Thränen hatten keinen Namen.

Fünftes Kapitel.

Familienkram und ein Farbenreiber.

Die Romantik in der Pflanzenwelt iſt in den Ebnen heimiſch, die Klaſſizität auf den Bergen; jene wohnt in heißen Erdſtrichen, dieſe in gemäßigten; jene fordert Schatten, Moore, vegetabilfoſſilen Untergrund und Maſſen von Feuchtigkeit, dieſe: Sonne, Felſenboden und nur mäßige Befeuchtung. Die Romantik wird vorzugsweiſe repräſentirt durch die Tropengewächſe, zumal durch die Orchideen, die mit ihren bizarren, wahrhaft romantiſchen Formen, ihren Blüten mit Schmetterlingsflügeln, Palpen und Spinnenbeinen alles Übergangsſpiel, alles Ineinanderſchillern der Naturreiche in ſich vereinen. Die Cattleyen, Gangoren und Oncidien erinnern ſtets an jene fantaſtiſchen Gebilde, jene Zauber-Metamorphoſen der Märchenwelt, es iſt als ob uns die Natur necken und Abenteuer dichten wollte. Eine Farbe erſcheint immer als zu karg, es iſt eine Verſchwendung in den Farbſtoffen

wie im Geſchnitzel der Geſtalt, daß man glauben möchte es habe gegolten alle Möglichkeiten zu erſchöpfen und mit dem Unmöglichen zu coquettiren. — Bergpflanzen zeichnen ſich durch ihren gedrungenen Bau, durch die Einheit und Regelmäßigkeit ihrer Blütenform und durch den markigen, kernhaften Wuchs ihrer Stauden aus. Man kann die Ränder ihrer Kronblätter faſt immer in einen Kreis ſchließen, deſſen Mittelpunkt die Staubwege andeuten. Ihre Starrheit hat nichts Verletzendes, denn es iſt nicht hart; ihre Eintönigkeit nichts Langweiliges, denn es trägt das Gepräge der Vollendung. — Höher hinauf, auf unwirtſamen Höhen, ſtockt die Vegetation, krankt und verkümmert, gipfelt ſich in Verwitterungsgewächſen, Flechten und Mooſen zu und erfriert endlich in Eis und Schnee. Die Kryptogamen ſind weder romantiſch noch klaſſiſch, weder Spiel noch Ernſt, weder wahnſinnig noch edel, ſie ſind ein Schlummerlied, aber ein geſchriebenes, ein Lied ohne Singweiſe, ohne Jubel und Schmerz.

Die Geſellſchaft gibt hier wie immer das Spiegelbild der Natur. Die Flächen der Romantik mit ihren myſteriöſen Schatten, ihrer Tropenhitze, ihrer Leidenſchaft und Farbenpracht liegen in jenen Kreiſen, in denen das Niveau ein hergebrachtes, angenommenes iſt. Es iſt keine Form menſchlicher Bildung und Verirrung die ſich dort nicht geltend machte bis auf

die feſte, konſolidirte. Allenthalben kann man in jener Region Luftblaſen, Waſſertropfen, loſe Zellgewebe und romantiſche Spiegelfechtereien, Excentricitäten und Zwittergebilde finden. Die civiliſirte Leidenſchaft hat Alles was Leben heißt zu geformter Formloſigkeit ventilirt und geſchraubt. — Klaſſiſche Charaktere ſind in einer andern Sphäre zu ſuchen. Sie müſſen Berge zu erſteigen, an harten Felſenabhängen emporzuklettern und ſcheinbar dürftige Nahrung haben. Sie darben nicht, denn ein Mehr würde ſie verderben, aber ſie brauchen wenig und gedeihen nur durch dieſes Wenige. Männer ohne jede zweideutige Linie ſind immer nur an Orten empor gewachſen, die ihrem Wachsthume Hemmniſſe boten, ſie haben ſich nur entwickelt wo verwirrte romantiſche Naturen verkümmert wären. — Man verkehrt die Stellung der Geſellſchaftsklaſſen in der Regel gänzlich indem man die Ebne mit den Güterchauſſeen und Gunſteiſenbahnen für eine Höhe nimmt. Das iſt falſch, die ſogenannten oberen Schichten bilden die geſtreckte Flächenausdehnung, — in den Bergen, auf der Höhe wohnen die Kletterer, die man die unteren Schichten nennt. Sie ſteigen nicht immer hinauf, aber ihr alltäglichſter Verkehr iſt ſchon durch ein Klimmen bedingt. Sie müſſen, um nur zu ſein, über Klüfte und Spalten weg, von einer Wand zur andern. Ihre Exiſtenz iſt ein Kampf, darum ihre Form eine gehärtete, abgeſchloſſne. —

Was die Geſellſchaft zugipfelt iſt tot wie in der Natur. In Eis und Moos, umgeben von Knieholz, wohnen die „Herrſcher“. Die Erde würde immer noch bunt und hügelig genug bleiben, wenn man die troſtloſen Firnen hinabſtürzte und Moräſte damit ausfüllte. Es gäbe Kontraſte genug, wenn auch nicht ſo raffinirte, als Angeſichts der ewigen Eismaſſe des Montblank Orangen pflücken zu können. In der Geſellſchaft pflücken wir noch dazu die Orangen nicht für uns, ſondern für die Gletſcher. Sie werfen uns dann die Schalen und die Lawinen in's Geſicht. Ob die Menſchen von heute dümmer oder gutmütiger ſind, bleibt zwar eine Frage, aber Jeder kann ſie ſich ſelbſt beantworten.

Tetarskoff gehörte in die Kategorie der Bergpflanzen; man ſah ihm an daß er ſich ſeinen Weg ſelbſt gehauen habe. Der Kreis in dem er ſich bewegte war ein feſter, und daß er ihn nicht mehr ſtraff einhielt, zeigte nur daß er zu welken anfange. Die Jahre brechen Naturen die immer geſpannt gearbeitet eben ſo ſicher zuſammen als ſolche die immer genoſſen. Seine große Zeit war vorüber, oder vielmehr er hatte zu viel Zeit verloren groß ſein zu können um am Rande ſeiner Beſtrebungen mit der ganzen Kraft aufzutreten. Die Ermüdung hatte ihn überholt, er bot den Ereigniſſen nicht mehr Stirn und verfolgte ſeine Zwecke nur noch weil ihm ein früher entworfner Plan vorſchwebte. Er

trat nicht frei wollend, ſondern gewiſſermaßen von der Erinnerung gezwungen auf; er trieb nicht vorwerts, ſondern wurde getrieben. Er war eben eine welkende Bergpflanze; man ſah wol noch die Umriſſe ſeines Strebens und würde ſie haben auffriſchen können wenn neuer Saft in die Blätter gekommen wäre, wenn ſie noch einen Frühling gehabt hätten, — aber woher ſollte dieſer kommen? Der Mann ſtand allein und abgeriſſen da, alle jene Wärme die aus einem Familienleben ſproßt und die Glieder eines Hauſes froh durchdringt, fehlte ihm gänzlich; er ſah aus als habe er nie eine Familie gehabt.

Am Morgen nach dem Rennen, dem erſten, den er ruhig in Hehlenried zubrachte, denn am Tage vorher war er erſt ſpät in der Nacht heim gekommen, ſchickte er frühzeitig zu Heeren und ging, da dieſer noch nicht zurück war, in den Park. Er ſtrich ſtill, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, durch die Laubgänge, aber er hörte offenbar die Nachtigallen nicht, die auf's Neue in den Büſchen laut wurden. Jenes raſche Spiel des Ausdrucks ſeiner Züge, das Heeren für Tücke, Craw für Unſicherheit nahm, zitterte auch jetzt in der Einſamkeit über ſein Geſicht. Tiefes Bekümmertſein und dann wieder ein Stolz, ein Gefühl von Freude, das ihn mit einer gewiſſen Gier um ſich blicken und die Schritte beflügeln ließ, wechſelten darin ab mit einem Wetterleuchten, das man in der That

für Tücke oder Schadenfreude halten konnte. Er durchwanderte den ganzen Park, eilte dann, als er von einem Pavillon einen Blick auf das Dorf geworfen, hinaus und ſtieg den Hügel hinab. Als er noch im Park, um den Weg zu kürzen, über einen der großen Raſenplätze ging und durch eine Hecke brach, blieb er plötzlich ſtehn und ſtrich mit der Hand über die Stirn, als käme ihm eine Szene aus der Vergangenheit in Erinnerung, — er ſann einen Augenblick nach und lachte dann ironiſch. Wollte er im Dorfe ebenfalls ein Bild auffriſchen, ſo war es wol vergebens. Vielfache Feuersbrünſte hatten es in den letzten zehn Jahren heimgeſucht und ſeine Außenſeite verändert. Er ſah den Leuten, die ihn auf der Dorfſtraße ehrerbietig grüßten, neugierig in's Geſicht, ſchüttelte aber immer wieder den Kopf und nickte zerſtreut ſeinen Gegengruß.

„Immer noch das alte Treiben", murmelte er. „Man grüßt noch immer den Rock, nicht den Menſchen. Und eine Partei ſchreit, die Welt ſei zu ſehr demokratiſirt, die andere rühmt ſich das Bewußtſein der Gleichheit in das Volk gebracht zu haben. Ekelhafte Furcht und ſchamloſe Lüge, — und das ſind die Regenten der Zeit. — Ich hielt mich für einen Pair, aber um es zu beweiſen und nicht in's Tollhaus zu kommen, brauchte ich zwanzig Jahre Arbeit und das Bewußtſein Millionär zu ſein. Käme ich heute auf

denſelben Gedanken, ich müßte denſelben Weg machen trotz aller Fortſchritte und Errungenſchaften.“

Im Schloſſe fragte er wieder nach Heeren, erhielt aber denſelben Beſcheid der ihm vorhin geworden. Der Diener fügte eine Erzählung des beabſichtigten Ueberfalls bei und ſagte daß Baron Craw den Sekretär mitgenommen habe um nicht allein zu ſein. Es könne wol hart hergegangen ſein, denn das Pferd das Graf Wetterheim geritten ſei erſt vor einer Stunde, ohne Reiter und übel zugerichtet, zurück gekommen. — Wir wiſſen, daß er irrte. Das Pferd hatte Umwege durch Dick und Dünn gemacht und war an ſeinem Ausſehn ſelbſt ſchuld.

Tetarskoff benutzte die Gelegenheit ſich beilaüfig nach den Beziehungen Craw's zu Heeren zu erkundigen, und es ſchien als hätte er es lieber gehabt, wenn das Verhältniß nicht ſo eng und das gegenſeitige Vertrauen minder groß geweſen wäre. Indeß ſagte er nichts darüber ſondern trug dem Diener nur auf Heeren in den Park zu ſchicken wenn er käme und nicht zu müde wäre. Das Attentat beunruhigte ihn, und es ſchwebte auf ſeinen Lippen, man möge einen Reitknecht auf Kundſchaft ſchicken, der Vorfall mit Wetterheimb's Pferde bot einen paſſenden Vorwand dafür, aber ein anderer Gedanke verdrängte dieſen, er wandte ſich um und begann ſeinen Spazirgang auf's Neue.

Es gab einen hübſchen Platz im Parke, von der Natur vorbereitet und von der Kunſt mit Vorliebe behandelt. Man hatte einen jäh abſtürzenden Felſen ſenkrecht abgeſprengt und auf ſeinen Gipfel in das Buſchwerk einen Tempel mit ſchlanken Saülen gebaut, von dem aus ſich ein Blick über den Park weg weit in die Landſchaft hinaus öffnete. Dicht darunter, in der Tiefe, waren Blumenparterres angelegt, vor denen, an den Felſen angeſchmiegt, eine Steinbank ſtand.

Der Himmel war rein und nur am Horizonte leicht mit Dunſt behaucht, die Baumgruppen mit ihrem weichen, jungen Grün umgab ein roſiger Nimbus, auf einzelnen Zweigen huſchten blendende Lichter gleich kleinen goldenen Vögeln durch die Blätter, und von unten herauf trug der leiſe Luftzug, den der Morgen immer mit ſich bringt, Duft von den Blumenbeeten. — Tetarskoff beugte ſich über das Gitter vor, das die Saülen verband, und ſog die parfümirte Kühlung behaglich in die Poren. Er bemerkte unten auf der Steinbank eine Dame, die er zuerſt für Cecile hielt, und wollte ſich entfernen; als er aber Luiſe erkannte ſtieg er die Staffeln hinab und ſchritt auf ſie zu.

Das Mädchen ſaß in ſeinem roſa Morgenüberrocke, ein weißes Tuch um den Kopf geknüpft, nachdenklich da und zeichnete mit einem Blumenſtäbchen Figuren oder Buchſtaben in den Sand. Die Träume dieſer Nacht hatten ſie früh hinausgeſcheucht, mit dem Schlummer

war die frohe Ruhe gegangen, mit dem Erwachen Sorge und Kummer gekommen. Sie hatte nun nicht mehr den Mut ein gutes Ende, eine heitre Zukunft zu dichten. Ihre Wangen waren bleich, ihre Augen gerötet, und ab und zu preßte sie schmerzlich aufseufzend die Hände an die Brust. — Tetarskoff stand schon vor ihr als sie ihn erblickte, sie hätte es sonst vielleicht vorgezogen sich zu entfernen. Nun war es zu spät. Er grüßte, sie sah zu ihm hinauf und sagte statt des Dankes in einer Weise, die ihn fremdartig berührte, indem sie nach den Blumen deutete: „Dies sind meine Blumen, ich habe sie selbst gepflanzt!“ Ohne sein erstauntes Gesicht zu beachten fuhr sie fort: „Wollen Sie mir auch diese kleine Freude nehmen? Werden Sie mir und den Meinen, wenn wir hier fremd sein werden und Hehlenried die Heimat anderer Menschen ist, wenigstens erlauben mitunter die Büsche die wir gepflanzt, die Blumen die wir gepflegt, zu besuchen? Alles was Sie hier Schönes sehn, ist das Werk meiner Mutter . . . . . O, Sie wissen nicht wie traurig es ist aus dem was man selbst geschaffen hat vertrieben zu werden! Ich fühle es, ich, die ich nur meine Blumen und Rosenbäumchen zu verlassen habe, wie mag es nun erst meiner guten Mutter sein!“ Ihre Blicke hingen während sie sprach vorwurfsvoll, ja fast feindlich an den seinen, und schwere Thränen

rollten dabei über ihre Wangen ohne daß sie versuchte sie zu verbergen oder abzutrocknen.

Tetarskoff war auf das Peinlichste überrascht. Er wußte nicht von welcher Seite Luise die Lage der Dinge erfahren. Hatte die Gräfin mit ihr darüber gesprochen, oder Craw, der von Heeren alle Details wissen konnte? Immerhin war der Umstand daß sie davon wußte, und mehr noch die Art in der sie urteilte überaus unangenehm. Er erschien wie ein Raüber, Cecile wie eine Märtyrerin: Luise faßte nur die Folgen, nicht aber die Ursachen in's Auge. Er setzte sich neben sie, und das Mädchen machte ihm Platz ohne ihr trauriges Gesicht von ihm abzuwenden. Dann ergriff er Luisens Hand und sah ihr lang schweigend in die frommen Augen. „Sie hassen mich also?“ sagte er endlich ernst, und in seiner Stimme klang ein unsäglicher Schmerz nach.

„Ich hasse Sie nicht, aber warum verderben Sie uns?“

„Wenn nun nicht ich die Schuld trüge daß das Verderben herein gebrochen, wenn ich im Gegentheil den schon seit Jahren drohenden Sturz aufgehalten, wenn ich Vertrauen genug gehabt ein durch eigne, mühselige Arbeit erworbnes Vermögen daran zu wagen die Hehlen auf ihrer Höhe zu halten? Wenn dies Vermögen, das in der That mein Eigentum ist, gefährdet wäre, und ich die Früchte langen Fleißes und alter Folterqualen hinwerfen sollte, nutzlos und danklos?

Bin dann nicht ich aus einer Heimat getrieben, in der nicht ein Staub iſt, den ich nicht gehegt und gepflegt?“

„Geld iſt keine Heimat. Wer kann daran Freude haben? Blumen und Bäume die man wachſen geſehn, die Luft die man von frühauf geathmet, das Haus das man immer bewohnt . . . . . wie wollen Sie damit Ihre Goldſtücke vergleichen an denen aller Schmutz klebt und die aus einer Taſche in die andere wandern?“

Die Dialektik eines Kindes hat Wendungen, auf die der Verſtand nichts zu antworten weiß. Tetarskoff mochte Luiſe nichts ſagen was ihre Achtung gegen die Mutter untergraben konnte, und ohne eine ſolche weitere Erklärung war es unmöglich ihr ein Bild von ſeinen Rechten zu geben. Die naiven Laute des Herzens, mit denen das Mädchen immer wieder ſeine Freude an den lieben Plätzen ſchilderte die es ſeit ſeiner erſten Erinnerung gekannt und zu Spielen benutzt, und die rührende Bedeutung die es dem Schmerze der Mutter beilegte, entwaffneten ihn, er mußte die Vertheidigung von der Hand weiſen und über ſich ergehen laſſen was die liebliche Richterin verhängte. Einen Augenblick dachte er daß man ſie abgeſchickt, daß ſie eine vorgeſchriebne, ſtudirte Rolle ſpiele, — und eine Wolke zog ſich auf ſeiner Stirn zuſammen. Aber es bedurfte nur eines Blickes auf das holde Weſen, aus deſſen Bruſt die Rede wie ein kryſtallheller, nie getrübter Strom,

wie ein weicher Klagegeſang floß, um den Argwohn zu verſcheuchen. Er lauſchte ihren Worten, ſie thaten ihm unſäglich weh und doch wunderbar wohl, es war als ob ſie ihn in einen Zauberkreis bannten, den er zu brechen fürchtete.

„Hier oben, da, ſehen Sie hinauf,“ fuhr Luiſe in ihrer Erzählung, die immer lebhafter und wärmer wurde, fort. „Das Gitter am Tempel war noch nicht eingefugt und der Efeu hatte noch nicht den ganzen Felſen beſpannt, man konnte ſich an nichts feſthalten. Unſre Bonne las einen Roman, und wir ſpielten da oben, Clariſſe, Elſe, Käthchen und ich. Elſe wollte mich haſchen, ich glitt aus, fiel und hätte mich nicht einen Augenblick länger an der Felſenecke halten können, die ich in der Angſt gefaßt hatte, denn ſie riß mir die Hand blutig. Da iſt die Narbe noch . . . .“ Sie hielt ihm ihre rechte Hand hin, und er ſah in der weichen durchſichtigen Haut deutlich eine lange Naht. „Ich war verloren wenn nicht Clariſſe mit einem lauten Schrei mein Kleid gefaßt und mich hinauf gezogen hätte ehe noch Jemand wußte was geſchah. O, Sie hätten Clariſſe ſehn ſollen . . . . . aber Sie kennen meine Schweſter ja, Sie haben ſie erſt vorgeſtern geſehn . . . !“ rief ſie lebhaft, plötzlich wieder an Elſe's Erzählung erinnert. „Sie kennen ſie, o, bringen Sie uns meine liebe Schweſter wieder und nehmen

Sie Hehlenried und Alles! Auch meine Mutter wird mit dieſem Tauſche zufrieden ſein. Die Mutter hat mich lieb, aber Clariſſe noch viel mehr, Clariſſe iſt auch viel, viel beſſer als ich . . . . .“

Ihr Geſicht bebte vor freudiger Erwartung, ihre Augen jubelten, ſie preßte Tetarskoff's Hände zwiſchen den ihrigen zuſammen, ſo daß er mit ihr zugleich die Pantomime des Bittens machen mußte. Sie war wie umgewandelt, das milde, ſchüchterne Geſchöpf zeigte mit einem Schlage Willen und Mut . . . . .

„Muß ich denn Alles bereuen lernen was ich je gethan? Bezahle ich jeden Triumf mit tauſendfachen Schmerzen?“ ſeufzte Tetarskoff. „Hoffen Sie mit mir daß noch Alles gut wird, hoffen Sie und vertrauen Sie mir . . . . Mag Alles, Alles verziehen ſein um Deinetwillen, Du liebes, edles Kind!“ ſagte er dann mit gebrochener Stimme, zog ſie an ſich und küßte ihre Stirn wiederholt.

Er eilte fort um ſeine Bewegung zu verbergen, und ſie blieb in der Stellung in der er ſie verlaſſen bewegungslos ſitzen.

So fand ſie Heeren der Tetarskoff ſuchte. Er wagte nicht näher zu kommen da ſie allein war, ſondern grüßte nur von fern und fragte ob ſie Tetarskoff geſehn. Sie ſtand auf, ging ihm entgegen und ſagte daß er ſie eben verlaſſen habe, aber wol jetzt nicht für Geſchäfte zugänglich ſei, da er ihr ſehr erſchüttert ge-

ſchienen. Richard's Geſicht verzog ſich. „Dann iſt's alſo vorbei!“ rief er.

„Was iſt vorbei?“ fragte Luiſe die nun dicht vor ihm ſtand.

„Ich habe nichts mehr zu ſagen, wenn Herr Tetarskoff hier ein ernſtes Zwiegeſpräch mit Ihnen gehabt,“ ſagte er mit einer Stimme die hinter einer gewiſſen Rauhheit ſeinen Schmerz verbergen ſollte.

„Ich kann Sie nicht verſtehn, Herr Heeren!“ entgegnete ſie, und die feine, zierliche Perſon umgab ſich dabei mit einer Würde die in Richard's Augen einen Heiligenſchein aufwog.

„O wenn Sie wüßten . . . . .“ rief er ſchmerzlich.

„Vor Allem möcht' ich wiſſen, ob Sie etwas von Baron Craw erfahren haben,“ ſagte ſie mit jener kleinen Malice, für die auch die ſanfteſte Frau einem Manne gegenüber Sinn hat. Oft ſoll ſie nicht necken, ſie ſoll nur eine Verlegenheit verbergen oder ein Geſtändniß das man errät und im Moment nicht zu beantworten weiß, hinausſchieben. Man bricht ab weil man das Kommende wünſcht und erſehnt, weil man in der Erwartung ſchwelgen kann, während jenſeits der Gewißheit eines höchſten Verſprechens eine neue Kette von Erwartungen beginnt, deren Ende ſich nicht mit ſchmeichelnder Sicherheit vorausſetzen läßt. Frauen unterbrechen in ſolchem Falle eine Rede nur wenn ſie

wiſſen was geſagt werden ſoll. „Baron Craw,“ fuhr ſie fort, „hatte ſich geſtern mit einigen Herrn verun, einigt, aber ich hoffe, daß die Sache keine weiteren Folgen gehabt. Hörten Sie nichts Näheres?“

„Ich verließ ihn erſt vor einer Stunde, vollkommen wohl und mit ſeinen Gegnern ausgeſöhnt, ſo viel ich weiß,“ antwortete er einigermaßen verletzt.

„Warum ſehn Sie trüb?“ fragte ſie. „Ich meine es müßte Ihnen lieb ſein Ihren Freund in Sicherheit zu wiſſen.“ Und ſie ſah ihm lauernd in's Geſicht, als wollte ſie den Erfolg ihrer Neckerei tropfenweiſe genießen.

„Ich habe Craw lieb, aber er iſt nicht mein höchſter Gedanke.“

„Sie ſind ja auch ein Dichter, müſſen alſo Höheres denken können als wirkliche Menſchen, ſo poetiſch auch Ihr Freund iſt.“

Beide wurden rot.

„Es gibt Menſchen die der Dichter nicht ſchöner denken kann, Weſen die man lieben und ehren muß,“ ſtammelte Richard.

„Mir fällt eben ein, daß ich Herrn Tetarskoff nach der Platane gehn ſah .... es iſt zehn Uhr geworden, ich muß zu Mama,“ ſagte Luiſe haſtig, nahm ſich aber doch die Zeit ihre Hand, von der ſie vorher ſchon wie im Spiele den Handſchuh abgezogen, Heeren flüchtig hinzureichen, der ebenſo flüchtig, aber deßhalb nicht weniger warm, ſeine Lippen darauf preßte.

Er ſah ihr nach. „Hab' ich doch nie glauben wollen, daß alle Liebenden blöde und dumm ſein müſſen, bis ich's an mir ſelbſt erfahre. Wenn Craw uns jetzt geſehn hätte . . . . ! Und Tetarskoff! Hat er geſprochen, hat ſie ihn abgewieſen? Warum gibt Craw mir nun die Papiere nicht, warum zeigt er ſie mir nicht einmal? Er will ſie ſelbſt bringen, aber wozu das? Und warum ſoll ich nun mit einemmal Tetarskoff ſo ſchroff und angreifend gegenüber treten? Mich drängt es längſt dazu, Craw war es nur, der mich hinderte, der mich noch beſchwichtigen wollte als ich ſchon wußte daß Tetarskoff um Luiſe werbe . . . . . Warum gibt er nun das Signal zur Schlacht und reibt ſich dabei die Hände als ſei ihm ein Haubtſtreich gelungen? — Und Luiſe, liebt ſie mich? Und wenn ſie es thut, was wird aus uns in all dem Wirrwar?" Dieſe Gedanken bahnten ſich ihren Weg durch ſein Hirn während er noch immer mit abgezognem Hute am Eingange der Lichtung ſtand und dem Mädchen nachblickte. Luiſe war heitrer geweſen als ihm anfangs angemeſſen ſchien weil er ſelbſt keine Veranlaſſung zum Frohſinn fand, die Art aber wie ſie ihm entſchlüpfte, heiterte auch ihn endlich wider Willen auf und er mochte Tetarskoff jetzt nicht begegnen um wenigſtens eine Zeit lang in fröhlicher Aufregung zu bleiben. Er wandte ſich und ging in das Schloß zurück, vermied aber abſichtlich den Weg den Luiſe eingeſchlagen.

Die Gräfin hatte mit derſelben Unruhe nach ihrer Tochter geſchickt mit der Tetarskoff Heeren verlangte. Man hatte ſie geſucht aber nicht gefunden. Sie kam erſt zu ihrer gewöhnlichen Stunde zu ihrer Mutter herab und war erſtaunt dieſe ſchon völlig angekleidet zu finden. Man ſah die Spuren einer ſchlafloſen Nacht und eines harten Kampfes in ihrem Geſichte, das ſich vergebens bemühte nichts als liebevollen Ernſt zu zeigen. Als ſie ſich Luiſen's Antlitz ſo lebensfreudig wie nie zuvor entgegen leuchten ſah, denn in der That ſchien dem Mädchen erſt vor einer Stunde ein Schimmer von Selbſtbewußtſein gekommen zu ſein, preßte ſie ihre Lippen ſchmerzlich zuſammen und zog das Kind, das ihr in gewohnter Weiſe die Hand küſſen wollte, an ihre Bruſt, küßte ſeine Augen und glättete ſein Haar. — Es gab eine Pauſe, in der ſich Luiſe mit ſeligen Thränen an die Mutter ſchmiegte und eine niegekannte, langerſehnte Luſt empfand. Ihre Pulſe klopften, ihre Bruſt flog, es war ihr als müſſe ſie Alles ſagen, Alles geſtehn.

„Ich habe Dich rufen laſſen um ein ernſtes Wort mit Dir zu reden, liebes Kind," ſagte die Gräfin endlich und wies Luiſen einen Platz neben ſich an. „Wir Mütter können leider unſre Kinder nicht immer bei uns behalten, ſie müſſen hinaus um eigne Familien zu bilden und ſelbſt wieder zu erziehen. Die Söhne, die einmal von vornherein in ſelbſtändigen

Verkehr mit der Welt treten und zweitens zu solchem Schritte in der Regel erst greifen wenn sie eine Reihe von prüfenden und bildenden Erfahrungen gemacht haben, handeln am besten unbeschränkt oder doch nur den Rat der Eltern vernehmend. Bei den Töchtern ist es anders. Ihnen fehlt die Menschenkenntniß, ihnen fehlen Erfahrungen, ihnen fehlen endlich häufig genug die Jahre, die jene beiden ersten Bedingungen können erfüllt scheinen lassen. Sehr junge Mädchen, die immerhin schon heiratsfähig sind und Gelegenheit haben passende Verbindungen zu schließen, handeln einzig richtig wenn sie die Wahl ihren Eltern vollständig überlassen. Die in Romanen gepriesene Selbstwahl ist eine Lotterie, ein Hazardspiel. Die Mädchen und ihre Familien treten damit auf eine Brücke von der sie niemals wissen wohin sie führt, weil sie ihre Entstehung nicht ruhiger Überlegung sondern einem vagen Gefühle verdankt. Die Eltern wählen dagegen mit Sicherheit, und die Liebe die sie für ihre Kinder haben ist diesen zugleich die sicherste Garantie für ihr Glück und für eine gute Wahl. Ich könnte Dir Beispiele, sehr nahe liegende Beispiele von Ehen anführen, die von Töchtern den Warnungen der Mutter zum Trotze eingegangen worden und die insgesammt unglücklich geendet haben. Ist ein Mann von achtungswertem Charakter da, dessen Stand und Vermögen so wie seine Gemütsart convenable erscheinen, und wird er einem Kinde von den Eltern vorgeschlagen, so ist es

ſträflicher Leichtſinn wenn es ſich gegen ihn ſträubt. Selbſt körperliche Gebrechen," fuhr ſie mit Anſtrengung fort, „werfen kein ſonderliches Gewicht in die Wage; auch die ſchlimmſten, Blindheit und Taubheit, weiß eine verſtändige Frau in decenter Weiſe zum Vortheile zu benutzen, ja ſie iſt der Liebe ihres Mannes durch das ſcheinbare Opfer das ſie ihm bringt nur um ſo mehr verſichert. — Ich würde Dir allerdings nur ungern zumuten Dein Liebesamt gleich mit der Stellung als Krankenpflegerin zu beginnen, aber ſelbſt wenn ich's thäte würde ich von Dir erwarten daß Du meiner Erfahrung blindlings vertrauteſt und meine Pläne nicht durchkreuzteſt. Du biſt jetzt in dem Alter, daß morgen oder übermorgen ein Mann an uns herankommen und Dich für ſich verlangen könnte, mir liegt alſo daran zu wiſſen wie Du in dieſer Beziehung denkſt. Wir haben einen Fall in unſrer Familie gehabt, der mir eine Tochter, Dir eine Schweſter geraubt, bloß weil ich verſaümt hatte ihr früh genug zu ſagen was Du jetzt zu überlegen haſt. Sie iſt uns entriſſen, wir trauern um ſie und ſie ſelbſt iſt nicht glücklich. Ihr Eigenſinn hat gewählt, nicht die Liebe einer Mutter. Willſt und wirſt Du ein gehorſames Kind ſein?"

Luiſe weinte heftig aber ſtill; ſie dachte an die ſeltſamen Andeutungen Craw's und an die Idee der Amtmannstochter. Sie wagte nicht die Frage, die ihr ſo kategoriſch geſtellt worden, mit Nein zu beantworten und brachte es doch auch nicht über das Herz

ſie zu bejahen. Inſtinktiv griff ſie nach der Anſpielung auf das Loos Clariſſens und vermied ſo für den Augenblick die Antwort gänzlich.

„Weißt Du denn auch daß Clariſſe in Deutſchland iſt, daß ſie nicht weit von hier ſein muß, daß Herr Tetarskoff ſie zu kennen ſcheint?“ Und nun erzählte ſie was ſie davon wußte.

Die Gräfin hatte anfangs freudeſtumm aufgehorcht, als ſie aber hörte auf welchen Kombinationen die ganze Nachricht beruhe, erloſch das Feuer ihrer Augen wieder, ſie ſchüttelte den Kopf und ſagte ſeufzend: „Das iſt wol ein Irrtum, von dort haben wir nichts mehr zu hoffen. Ich habe mich oft ſo getäuſcht und Spuren verfolgt, die nicht an's Ziel führten. Und wie käme Herr Tetarskoff zu Clariſſe?“

„Und doch ſagte er nicht Nein als ich ihn fragte ob er ſie geſehn.“

„Tetarskoff? Wie kamſt Du dazu ihn zu fragen? Wo ſprachſt Du ihn und wenn?“

„O Gott!“ rief Luiſe und ſank neben der Mutter auf die Kniee, „Du wirſt mir zürnen, aber ich konnte nicht anders. Er fand mich am Tempel auf meiner Bank, ſetzte ſich zu mir, und ich machte ihm Vorwürfe darüber, daß er uns von hier vertreiben wolle, denn ich hatte gehört, daß Du ihm ſo verſchuldet ſeiſt, daß keine Rettung möglich iſt wenn er hart ſein will!“

„Und weiter, was ſagte Er?“ fragte Cecile haſtig.

„O, er verſuchte ſich erſt zu vertheidigen,“ rief Luiſe, glücklich darüber, daß der gefürchtete Zorn nicht gekommen war, „als ich ihm aber von all unſern Lieblingsplätzen erzählte, die wir nun verlaſſen ſollten, ſtockte er und dann ..... dann küßte er meine Stirn und verſprach, daß .... mir zu Liebe noch Alles gut werden ſolle.“

„Dir zu Liebe! Sieh doch!“ verſuchte die Gräfin zu ſcherzen. „Und 'geküßt hat er Dich? Du haſt am Ende doch auch ſchon hinter meinem Rücken gewählt! Was meinſt Du zu Herrn Tetarskoff? Nun, werde nicht rot und erſchrick nicht weil Du ertappt biſt, ich wüßte Dir in der That keinen beſſeren Mann vorzuſchlagen.“

„Du glaubſt doch nicht ....“ brach Luiſe voller Angſt aus.

„Ich glaube nicht daß Du Dich ſo weit vergeſſen haſt ihm etwas zu verſprechen worüber Du nicht zu entſcheiden haſt; dazu kenne ich Dich hinlänglich, mein gutes Kind, aber ich bin überzeugt, daß Du die Hand dazu bieten wirſt wenn er Dir zu Liebe „Alles gut machen will.“ Nicht wahr, das wirſt Du thun?“

„Aber wie ſoll ich denn helfen, was ſoll ich thun?“ jammerte das unglückliche Mädchen.

„Du kannſt ſein Benehmen unmöglich mißverſtehn. Er wird um Deine Hand anhalten und dann

Alles wie zwischen Verwandten arrangirt werden. Du hast also neben einem Manne der Dich liebt und verehrt noch das besondere Verdienst den alten Besitz Deiner Vorfahren, den wir nicht durch unsre Schuld zu verlieren im Begriffe standen, erhalten zu haben. Du mußt sehr gut sein, mein Kind, um so viel Glück zu verdienen."

Die Wahrheit läßt sich oft so verwenden, daß sie die Dienste der Falschheit leistet. Es war nichts wesentlich Unwahres in dem was die Gräfin gesagt hatte und doch war die Spitze von Allem, der Schluß, kaum etwas Anderes als eine listige Umgarnung der gesunden Sinne, eine Einschläferung gesunder Gefühle. Das grobe Unrecht lag darin daß Cecile gegen ihre innerste Ueberzeugung sprach, daß nicht Mutterliebe, sondern ihr schlau durchdachter Plan sie leitete. Sie hatte den Alt selbst gekauft; sie opferte ihr Kind ihrer socialen Stellung. Muß eine Stellung, die zu Unnatürlichkeiten veranlaßt und oft nur durch solche zu halten ist, nicht selbst unnatürlich sein? Wer aber meint daß derartige Mutter selten sind, der ist fremder in der Gesellschaft als Cicero bei den Esquimaux.

Luise war zusammen gesunken, trotz ihrer Hoffnungen drückte sie die Möglichkeit die ihr hier als gräßliche Gewißheit in Aussicht gestellt wurde zu Boden.

Da meldete ein Diener plötzlich Herrn Tetarelleff. Luise zuckte wie von einem elektrischen Schlage ge-

troffen vom Teppich empor und ſah ihrer Mutter totenbleich in's Geſicht.

„Du darfſt gehn, mein Kind, Du ſiehſt zu alterirt aus. Bade dein Geſicht in Orangenwaſſer! Geh!“

Sie ſchwankte hinaus. Als ſie an Tetareſoff vorüber kam, ließ ſie ihn einen Augenblick ihre thränennaſſen Wangen ſehn und faltete mit dem Ausdrucke des heißeſten Flehens die Hände. „Machen Sie mich nicht elend!“ hauchte ſie.

„Vertrauen Sie mir, ich habe mehr Macht als Sie ahnen können!“ gab er zurück. „Wehe dem der Sie kränkt!“ —

Daß Luiſe dem Anſcheine nach ihren Plan ſo vortrefflich unterſtützte, hatte Cecile's Züge faſt ganz aufgehellt. Sie hielt nun, wie ſie glaubte, die Züge mit denen der Löwe gebändigt werden konnte und hatte damit den Löwen ſelbſt in der Gewalt. Ihr Geſicht bot wieder ganz das Bild jener unerſchütterlichen Ruhe, welche ihre Erſcheinung ſo impoſant machte.

Sie kam Tetareſoff einige Schritte entgegen, fragte ihn ob der geſtrige Unfall keine Folgen gehabt, ob der Park von Hohlenried ſeinen Beifall habe, kurz, eine Menge von Dingen die ihre völlige Unbefangenheit verriet und die er nicht anders als verbindlich oder dankend beantworten konnte.

Es war zum erſtenmal daß er die Zimmer der Gräfin betrat; er konnte ſich nicht enthalten einen

prüfenden Blick rings herum zu ſenden und die tägliche Umgebung der Dame mit Intereſſe zu muſtern. — Von den hundert Arten ſich über den Charakter eines Menſchen nach äußeren Merkmalen zu täuſchen iſt die Zimmerphyſiognomik nicht die ſchlechteſte, und man kann für gewiß annehmen daß das Temperament, die Neigungen und Wünſche der Menſchen ſich in der Wahl, der Anordnung, Stellung und Richtung des Hausrates mehr und lebhafter äußern alſo auch deutlicher erkennen laſſen als durch alle Schädelhügel die man entdeckt hat und noch entdecken wird. Ihre Feinheiten und Wolfsgruben hat dieſe Wiſſenſchaft freilich wie jede andere. Die Arbeitsſtube eines Herrn zum Beiſpiel, die in allen Stücken gradlinigte, triviale Ordnung, rechte Winkel und regiſtergemäße Aufſtapelung alles Nutz- und Studienapparates zeigt, läßt für den Bewohner mit unerſchütterlicher Gewißheit auf einen Mangel an Einheit, eine Konfuſion im Kopfe und die gänzliche Abweſenheit eines leitenden Gedankens ſchließen. Künſtliche Unordnung, deren Abſichtlichkeit leicht daraus zu erkennen iſt, daß an all den verſchobenen übereinander geſtürzten Büchern, Kupferſtichen und Rippes kein Stäubchen hängt, verrät im Zimmer einer Dame jene Coquetterie die ſich nicht mehr auf die Reize des Körpers allein verlaſſen kann und deßhalb eine Schauſtellung von Geſchmack und Talenten zu Hülfe ruft. Eine Verbindung von Luxus und Eleganz endlich, deren Zweck aber augenſcheinlich nur iſt eine einheitliche,

freundliche Umgebung zu ſchaffen, die ihr höchſtes Ziel, die eigentliche Befriedigung, in der Bequemlichkeit findet, iſt ein ſicheres Zeichen von dem Artizismus des Beſitzers. Auch die maſſivſte Pracht kann an ſolchem Orte nicht plump erſcheinen und ſtören, denn ſie tritt nie oſtenſible auf ſondern iſt ſo geſchickt vertheilt, daß ſie allenthalben notwendig erſcheint. Ebenmäßig modellirte Koloſſe machen durch das Gleichgewicht ihrer Formen nicht einen zermalmenden ſondern angenehmen Eindruck, — und ſo iſt es dort eben auch.*)

Was der Geſchmack aus Meubles, Luxusgegenſtänden, Kunſtſachen und Blumen zwiſchen vier Wänden zuſammen ſetzen kann, bewies das mäßig große Gemach in dem Cecile Tetarekoff empfing. Es war ihr Heiligtum. Wenige ihrer gewöhnlichen Gäſte konnten ſich rühmen ihren Fuß auf den perſiſchen Teppich dieſes Zimmers geſetzt zu haben wenn Cecile in Hehleuried war. Aber ſie ſah es nicht ungern wenn in ihrer Abweſenheit Jemand ſeine Neugierde befriedigte und, wie ſie zu ſagen pflegte, „mit einem Munde voll Bewunderung“ von dannen ging. In der Gallerie

*) Schwanthaler, der uns leider zu früh Entriſſene zeigte dem Verfaſſer in der Gießerei in München das Modell ſeiner koloſſalen Bavaria. Ich war erſtaunt die Rieſin nicht ſo rieſenhaft zu finden als ich erwartet hatte. „Sie ſagen mir damit das Beſte was ich hören konnte!“ antwortete er und ließ mich nun an den Zehen das Maß für die Verhältniſſe nehmen. Der Koloß war wirklich ein Koloß, aber ein ſchöner, ebenmäßiger.

gab sie das von ihren Schätzen preis was auch dem Haufen gefiel, für sich aber bewahrte sie jene kleinen, nicht blendenden Kabinetstücke, deren Reize man nur durch vertrauten Umgang mit ihnen in vollem Maße würdigen lernt. Ihre Raritäten waren nicht mißformige Curiosa, chinesische Wurzelmännchen und Fratzen aus Chili und Peru, sondern edelgestaltete antike Gerätschaften und Werke der Kunst aus allen Zeiten. Auf einem Tischchen das in eine Nische paßte, von deren schattigem Hintergrunde sich die mediceische Venus, in verjüngtem Maßstabe von weißem Marmor ausgeführt, abhob, stand zwischen Arbeiten von oxydirtem Silber und Bronce unter einer Glasglocke die Gruppe der heiligen Cäcilie, die zu schildern wir schon früher Gelegenheit hatten.

Tetarekoff bemerkte sie und wurde von dem Schnitzwerke wie von einem Magneten angezogen. Cecile folgte der Richtung seiner Blicke, und da sie glaubte die Venus fesselte ihn, nannte sie einen Italiener als den Meister der Statue.

„Und dies, von wem ist diese kleine Arbeit?“ fragte er mit auffallend bewegter Stimme indem er nach dem Elfenbein unter der Glocke zeigte. „Wie kommt dies Stück in solche Gesellschaft?“

„Nun, ich meine, daß es sich neben den andern Dingen wol sehn lassen kann, und es hat sicher nur an dem Willen des Schnitzers gelegen wenn es ihm nicht gelungen ist sich neben den besten Künstlern

unſrer Tage genannt zu hören und jeder Geſellſchaft Ehre zu machen. Er lebte einige Zeit hier im Dorfe, und ich gab mir vergebens Mühe ihn in eine ſeinem Talente angemeſſene Karriere zu lanciren. Unten in der Kapelle ſeyn ſie noch eine Arbeit von ihm, die er zum Theil ſelbſt, zum Theil ein Anderer nach ſeiner Zeichnung ausgeführt hat. Ich weiß leider nicht was aus ihm geworden iſt; er verlor hier ſeine Frau und ſchien mir darüber geiſtig zerrüttet worden zu ſein. Dieſe Frau, wie überhaubt das zu frühe Gründen einer Familie für Männer ſo oft hindernd iſt, trug offenbar die Schuld an ſeinem Untergange als Künſtler. Er mußte ihrethalben erwerben in einer Zeit die er noch hätte auf ſeine Bildung verwenden können. Freilich machte er aus der Not eine Tugend und ſprach ſchon damals, vor mehr als zwanzig Jahren, Anſichten aus die heute durch die Socialiſten laut gepredigt werden. Bei Henninges, ſo hieß er, erſchien mir dieſe Geiſtesrichtung als ein Reſultat ſeines ganzen Seins, ich hörte ihn alſo ungleich lieber als die Menge von heute, die nur eine Mode mitmacht. Ich hatte lebhaftes Intereſſe an ihm und beklage noch heute, daß er ſo ſpurlos verſchwand, wie ich beklage daß er verheiratet war. Männer können immerhin etwas reif ſein wenn ſie eine Frau nehmen ..... Sind Sie nicht auch dieſer Meinung?"

„Ich hätte allen Grund Ihnen beizupflichten, da Sie mich wol mindeſtens für reif gelten laſſen, wenn

ich nicht grade deßhalb fürchten müßte, daß Sie mir nur etwas Angenehmes ſagen wollten. Sie würden doch, jenſeits der Theorie, falls Sie Ihre Tochter zu vergeben gedächten, einen jüngeren Mann einem älteren vorziehen.“

„Kaum, wenn nicht ganz beſondere Gründe mich dazu beſtimmten. Es iſt meine feſte Überzeugung, und ſie iſt durch meine Lebenserfahrung unerſchütterlich geworden, daß ein anfangs faſt väterliches Verhältniß des Mannes zur Frau die beſte Baſis dauernder Übereinſtimmung in der Ehe iſt. Die Frau verjüngt den Mann, und dieſer reift die Frau. Wie die Luft eines Zimmers durch das Öffnen eines Fenſters mit der äußeren in Verbindung tritt und ſich dann allmälig das richtigſte Gleichgewicht zwiſchen beiden Schichten herausſtellt, ſo iſt es mit der Vereinigung zweier Menſchen auch. Junge, gleichberechtigte und gleich ſtürmende Leute bleiben immer nur neben einander und können ſich darum auch trennen; der Mann der älter iſt als ſeine Frau, glaubt ihr nie genug dafür danken zu können daß ſie ihm ihre Jugend gegeben und hält ſie darum hoch, ſie fühlt ſich gehoben und ſchmiegt ſich mit glücklichem Vertrauen an ihn: dieſe Beiden werden Eins.“

„Und ohne alle Klauſel wollen Sie dieſen eigenthümlichen Satz, der den gewöhnlichen Annahmen ſo ſchroff widerſpricht, aufrecht erhalten?“ fragte Tetarsloff,

in dem ein neuer Gedanke aufzusteigen schien, nachdenklich und lebhaft zugleich.

„Nur die einzige mache ich, daß der Mann ehrenhaft und gebildet genug ist ein Weib zu schätzen und es nicht durch Mißtrauen und Eifersucht in eine falsche Bahn zu reizen. — Die Gewohnheit beherrscht uns ja immer, und eine verständige Hand hat es so leicht die Gewohnheiten eines jungen Mädchens zu regeln. Je jünger die Frau ist, desto leichter gelingt es ein glückliches Ende herbei zu führen. — Sie meinen, daß mir überall widersprochen wird, aber wer thut es? Romanenschreiber, die das Leben nicht kennen und ewig von dem erzählen was sein soll. Ideale Zustände lassen sich am Schreibtische ausrechnen, für die Welt der Träume tragen wir einen Kompaß in uns der ohne Abweichung nach der Natur zeigt und nur in natürlichen Verhältnissen das Begehrenswerte findet, — aber die Gesellschaft ist einmal da, und tritt man mit dem Kompasse in der Brust unter das Treiben der Menschen, so springt die Nadel wild nach allen Richtungen. Es ist überall Natur, aber sie ist nirgend festgehalten und natürlich gelassen. Die Erfahrung in der Gesellschaft beweist meine Behauptung so bald Sie nur meine Mansel stehn lassen; die Romanenschreiber, die sich die brotlose Aufgabe stellen die Falten aus dem Gesichte der Welt weg zu glätten, müssen erst alles Bestehende wegleugnen und ganz außergewöhnliche Thatsachen in Konflikt bringen ehe sie Argumente für

ihre Theorien plaſtiſch darſtellen können. Lebten wir in romantiſchen Lagen, thäten die Menſchen was man ſie in Romanen thun läßt, ſo hätte ich unrecht, — jetzt aber habe ich recht.“

Tetarskoff ließ ſie reden und folgte ihren Worten mit den Augen faſt eben ſo aufmerkſam als mit den Ohren. Als ſie geendet hatte lauſchte er noch eine Zeit lang ſtill, als wolle er den Nachhall, den Widerhall in ſeinem Inneren vernehmen. Ein Bild, das offenbar freundlich ſein mußte, dämmerte in ſeiner Bruſt herauf, er konnte ſich das Vergnügen nicht verſagen, es lang und innig zu betrachten. Seine Lider ſanken herab aber ſeine Lippen lächelten und bewegten ſich flüſternd. Er ſann in wachem Traume vor ſich hin und das erſte Wort das er vernehmlich ausſprach war: „Luiſe . . . .“

„Sie ſahen meine Tochter heute ſchon!“ ſagte Cecile und kleidete ihr Geſicht in ein feines, vieldeutiges Lächeln.

Tetarskoff erſchrak und fuhr aus ſeinen Träumen auf. „O, Luiſe iſt ein reines liebliches Kind, ſie iſt wie ein Thautropfen hell und ungetrübt, es hat mich nie ein Weſen ſo erfriſcht wie ſie,“ ſagte er dann.

„Und ſonderbar genug, es iſt Niemand im Stande geweſen dies Kind ſo mittheilſam zu machen als Sie. Es hielt unglaublich ſchwer Luiſe zum Sprechen zu bewegen, ich glaubte lange Zeit ihre geiſtige Entwicklung

habe der körperlichen nicht das Gleichgewicht gehalten, denn ſelbſt mit mir oder ihrem Vater war ſie ſchweigſam und ſchien nie recht zu verſtehen wovon die Rede. Nun kommen Sie, und die ſcheue Perſon gibt ſich Ihnen vom erſten Augenblicke an mit einem Freimut, einer Offenheit, die mich ſtaunen macht. Baron Craw, der Herr der geſtern Abend die konfuſe, händelſüchtige Rede über die Orden hielt und der mit Ihnen ritt, — ich hatte ſchon das Vergnügen Sie mit ihm bekannt zu machen, — war ſo gütig in den letzten Jahren den Unterricht meiner Tochter zu leiten und beſitzt ihr volles Vertrauen, aber ich bin überzeugt, daß er es nie dahin gebracht hat ſie aus ihrer Ruhe zu hetzen. Seit jeher war Luiſe auffallend ſchüchtern und ſcheu in ihrer frühſten Jugend jedem fremden Geſichte gram . . . . . Sie müſſen geſehn haben, wie ſehr es uns Alle überraſchte als ſie am erſten Abend, Sie waren kaum angekommen, ſchon wagte Ihnen mit einer gewiſſen Feſtigkeit zu begegnen die ganz entſchieden zeigte, daß ſie Vertrauen zu Ihnen habe. Craw war ebenſo erſtaunt als ich, und wie geſagt Baron Craw, ihr Lehrer, iſt außer meinem Manne und mir der einzige Menſch der ſich rühmen darf ihre Anhänglichkeit zu beſitzen."

„Ich meinte daß ein näheres Verhältniß zwiſchen ihnen beſtände," ſagte Tetarskoff zögernd.

„Nein, das mag ich verbürgen. Craw würde sein Leben für meine Tochter einsetzen, er hat sie lieb wie ein braver Bruder wol mitunter seine Schwester lieb hat, aber auch eben nur wie eine Schwester. Er sagt Ihnen das selbst, denn er gehört zu den seltnen Menschen die sich für zu gut halten irgend etwas nicht zu sagen was sie denken. Craw hat nur eine Leidenschaft für eine Person, aber diese ist ausgebildet und krystallisirt, — er liebt Niemand als Herrn Heeren. Tasten Sie in schlimmer Absicht Luise an, so ist er gewiß im Augenblicke da Sie zur Rechenschaft zu ziehn; werfen Sie aber Heeren nur einen scheelen Blick zu, so haben Sie sofort die ganze Lauge seiner Satyre aus zu baden. Zur Frau will er Luise nicht, ich hätte sie ihm sonst gern gegeben; sie paßt nicht für ihn, er ist zu klug sie zu nehmen. Ich hätte ein Mädchen für ihn gewußt, das seinen Geistessprüngen folgen konnte, aber . . . . . Nun, lassen wir das! — Craw hat eine Menge wunderlicher Eigenschaften und fast keine Tugend im üblichen Sinne, aber er ist doch edel bis zur Nagelprobe. Ihm fehlt nichts als eine Frau die ihn firirt, die ihm an Humor überlegen ist und ihn darum durch einen Scherz über sich selbst zu bringen vermag. Luise und er, das ist Alles was ich habe: Sie können also denken, wie gern ich aus ihnen ein Paar gebildet hätte wenn sich's thun ließe. Aber ihn würde sie nicht ergänzen, und

ſie hat zu viel Scheu vor ihm als daß ſie durch ihn frei werden könnte .... Kennen Sie meine Tochter Clariſſe, mein verlorenes Kind ....?"

Tetarskoff ſah ihr ſprachlos in's Geſicht.

Sie glaubte ſeine Bewegung zu verſtehn und fuhr fort: „Es iſt wahr, Sie können davon nichts wiſſen. Ich hatte noch eine Tochter, die mir auf ſchändliche Weiſe entriſſen worden iſt. Hätte ich ſie jetzt noch bei mir, ſo würde es mir überaus leicht meine Wohnung irgendwo anders aufzuſchlagen wenn meines Bleibens hier nicht mehr iſt. Craw wäre mit mir gezogen, denn er hätte Clariſſe haben müſſen, für Luiſe hätte ſich vielleicht hier oder drüben ein paſſender Mann gefunden, Hugo hätte mich entbehren können, ich ihn, ich glaube Amerika würde uns eine glückliche Heimat geboten haben. Iſt man mit Denen die man gern hat aus dem alltäglichen Strudel heraus getreten, ſo kann es nicht ſchwer werden ein neues Leben zu beginnen. Mir wenigſtens zeigt der Gedanke nichts was nicht zu überwältigen ginge."

„Und daran dachten Sie wirklich?"

„Meinen Sie daß es ſo ſchwer ſei eine Buße auszubeuten? So wie ein Fall eintritt der mich zwingt irgend eine Stellung zu nehmen, ſo nehme ich ſie. Ich würde mich ja aber ſelbſt quälen wenn ich nicht ein wenig Freiheit des Geiſtes, ein wenig Heiterkeit mitbrächte. Ich überrede mich dann daß ich's

ſelbſt nicht anders gewollt und habe guten Mut. Mein Auswanderungsprojekt iſt mir nur darum nicht recht weil Luiſe zu zart und in der That auch nicht über Europa hinaus iſt. Es müßte ſie etwas hinüber ziehen, ſie müßte Jemand zu Liebe von hier fort gehen."

Obgleich ſie mehr geſagt hatte als berechnet war, kam ſie doch immer wieder auf ihr Vorhaben zurück und betonte Luiſe weit mehr als ſie es in Wahrheit fühlte. Sie war der Unterwürfigkeit ihrer Tochter ſo gewiß, daß ſie wenig oder keine Rückſicht genommen hätte wenn es ihrem Kinde beliebt irgend eine Sympathie oder Antipathie zu äußern. — Tetarskoff war in der Lage die rechte Interpretation für ihre Entſchloſſenheit nur ſo weit zu finden als Luiſe nicht in Rechnung kam, er fand alſo nur einen Grund mehr die Gräfin zu bewundern, wenn ihm dazu der Gedanke an das liebe, friſche Kind noch irgend Zeit ließ. Luiſe konnte die Verſtellung nicht kennen, und daß ſie Zutrauen zu ihm gefaßt hatte lag auf der Hand. Wie groß aber dieſes war erfuhr er erſt hier von der Gräfin; war es nun wirklich möglich, daß dies Gefühl einen Charakter hab: oder annehmen könne wie ihn ihre Mutter vertheidigte? Ihm war ſeltſam um's Herz. Sollte er den Plan den er beim Anblicke Luiſens geformt, aufgeben, ſollte er ſelbſt noch einmal jung werden? Blühte auch ihm noch eine eigne Zukunft? Warum ging denn Luiſe vor ihm auf, warum

klammerte ſie ſich unbefangen an ihn? Unwillkürlich warf er einen Blick in den Kaminſpiegel um dort Aufſchluß für das Rätſel, Antwort auf ſeine Frage zu erhalten. Der Anblick ſeines durchfurchten Geſichtes erſchreckte ihn erſt, dann faßte er ſich zwar wieder, aber er fühlte zu lebhaft daß es ihm nicht mehr zieme jugendlich raſch zu ſein als daß er geſprochen hätte ohne zu prüfen wo jedes Wort eine unwiederrufliche That war.

„Iſt Gräfin Luiſe ſtets in Ihrer Nähe?“ fragte er. Aber indem er das Wort „Gräfin“ ausſprach zuckte ſein Geſicht, diesmal wie von einem überaus peinlichen Gedanken berührt. Die Abſpannung folgte der Spannung auf dem Fuße, hätte er jetzt in den Spiegel geſehn ſo hätte er mehr Grund gehabt ſich zu entſetzen als vorhin, denn um ſeine Lippen lagerte wieder ſein ſtereotypes Hohnlächeln das um ſo abſchreckender ausſah als es jetzt ihm ſelbſt zu gelten ſchien.

„Ich laſſe meiner Tochter gern alle Freiheit. Das iſt ja das Schöne am Landleben daß wir uns jeden Augenblick friſche Luft und geſunde Kühle holen können. Sie war ſehr ſchwächlich, viele Bewegung, Luftbäder und das Arom des Parkes haben aus ihr gemacht was ſie iſt. Aus Gewohnheit und Liebe zum Freien iſt ſie denn auch faſt den ganzen Tag im Park zu finden, ich mußte ſogar Stunden feſtſetzen, zu denen

ſie ſich bei mir einzufinden hat, ſonſt bliebe ſie den ganzen Tag über drauſſen. Die Bank unter dem Tempel, wo ſie heute mit Ihnen zuſammen traf, wie ſie mir ſagte, iſt ihr Lieblingsplatz."

War das eine Weiſung für Tetarskoff, oder wie ſollte er es verſtehn? Sein Geſicht hellte ſich wieder auf, er wußte nun wenigſtens wo er Luiſe finden konnte.

„Sie ſagen, daß an Ihrer Tochter mein Einfluß wirkſam ſei, und ich fühle, daß ſie einen unerklärbaren Eindruck auf mich gemacht hat; ich will ſehn daß ich ſie wieder in ihrer Einſamkeit überraſche, vielleicht enträtſelt ſich mir bei häufigerem Verkehre der Zauber, wenn ich ihn auch um alle Welt nicht bannen möchte."

Er ſagte das um aus Cecile's Inſtruktionen, — denn ſie gab Luiſe deren gewiß, und er konnte ſie ebenſo gewiß aus dem Benehmen des Mädchens erraten, — heraus zu ſpüren ob und wie ſie ihn verſtanden, und wie ſich ihre „zufällig" ausgeſprochene Theorie zur Praxis verhalte. Ihm war trotz alledem wirr und jung, man hatte ſich ſeiner bemächtigt ehe er etwas dagegen thun konnte. An eine Abſicht in Alledem was die Gräfin geſagt dachte er nicht, im Gegentheile hoffte er günſtigen Falls das was die Gräfin ihrerſeits für eine Schlinge anſah als Waffe gegen ſie brauchen zu können. Im Augenblicke wußte weder ſie noch er recht Wer in des Anderen Hand ſei.

Da er jene Worte im Aufſtehen geſprochen, erhob ſich Cecile gleichfalls und entließ ihn mit dem Vorgefühle eines Triumfes, von dem ſie nur bedauerte daß er gar ſo leicht errungen worden. — Was Tetarskoff anbelangt, ſo wäre es ſchwer geweſen einen Namen für ſeine Gemütsſtimmung zu finden. Dieſe eine Stunde hatte zugleich einen Schleier um ſeine Augen gebunden und neue Ausſichten eröffnet. Die Vergangenheit, mit der er bisher allein korreſpondirt zu haben ſchien, war verſunken und verwiſcht, an der Stelle der Feuerzeichen die den Untergang einer Sonne verkündeten und die jene unauslöſchlichen Furchen in ſeine Stirn gebrannt haben mochten, war tiefe Grabesnacht getreten, aber gegenüber kam ein Lichtſchein herauf wie die Dämmerung einer neuen Zeit. Er ſchritt durch die Gänge hin, geſenkten Haubtes, demütig und gedrückt faſt, und doch löſte ſich ein Panzerring nach dem andern von ſeinem Herzen ab, die ungeahnte Glut ſchmolz das Eis heraus, und er hätte jubeln können.

„Bin ich denn ein Kind geworden?“ murmelte er. „Kam ich mit dem Schwerte der Rache hierher um mich für ein Myrtenkränzchen kaufen zu laſſen? — Darf ich's annehmen, ſelbſt wenn es mir geboten wird? Gertrud, Clariſſe, Cecile, Gutes und Böſes was ich Euch gethan, gleicht Luiſe das Alles aus? Verſöhnt ſie auch was geſündigt worden ehe wir

waren? Luiſe, Luiſe . . .!“ rief er dann, „ich bin wahrhaftig ein Kind!“

„Bewahre der Himmel!“ ſagte eine Stimme neben ihm, „Sie ſind alt genug um nicht mehr auf dem Korridor eines alten Hauſes Mädchennamen auszurufen wie man Pickelhäringe und Flunder ausſchreit. Die Mädchen im Allgemeinen, und Luiſe Hehlen in's Beſondre brauchen und ſollen nicht feil geboten werden, lieber Herr Tetarskoff, das können Sie im Pater Abraham a Sancta Clara nachleſen, wenn Sie nicht lieber in ein anderes Buch ſehn wollen.“

Der Redende war Craw, der Tetarskoff in deſſen Vorzimmer erwartet, bei der Näherung ſeiner Schritte die Thüre geöffnet und ſeine Ausrufe gehört hatte.

Der Angeredete ſah ihn mit großen Augen an.

„Kommen Sie nur erſt hinein!“ ſagte Craw und führte ihn in den Salon. „Nein, mein alter Herr,“ fuhr er fort, „Sie ſind kein Kind, wenigſtens thäte es mir ſehr leid wenn Sie die Unterſcheidungsjahre noch nicht erreicht hätten und darum auch nicht wüßten was ein Schurkenſtreich iſt.“

„Mein Herr . . . .!“ ſagte Tetarskoff.

„Mäßigen Sie ſich! Es gibt eine viel leichtere Art mir zu beweiſen daß Sie kein Kind, kein Narr und kein Schurke ſind, eine viel leichtere als alle Exklamationen in der Welt, zumal die Natur Sie minde-

ſtens ſechs Zoll zu kurz geſchaffen hat wenn Sie ein veritables Ausrufungszeichen ſein ſollten. — Es handelt ſich übrigens hierbei weder um Sie ſpeciell noch um mich. Beantworten Sie mir einfach die Frage: Was haben Sie mit Luiſe Hehlen vor? .... O, Sie wollen nach meinem Rechte fragen? Als wenn Männer wie ich überhaubt kategoriſche Fragen ſtellten wenn ſie nicht dazu berechtigt ſind!"

Tetarskoff biß die Zähne über einander. Der Augenblick war für ihn übel gewählt, er war ohnehin in größter Aufregung und durch Craw's Sprache noch dazu dermaßen gereizt, daß er ſeine Sinne kaum beherrſchen konnte. Eine Heftigkeit ohne gleichen flammte in ihm auf, ſeine Faüſte ballten ſich zuſammen, ſein Geſicht ward fahl und ſeine Augen unterliefen mit Blut.

„Wer ſind Sie?" rief er wütend, „daß Sie es wagen mir auf dieſe Weiſe nah: zu treten, was kümmert Sie mein Vorhaben? Sind Sie mein oder Luiſens Vormund? Was wollten Sie dagegen haben wenn ich das Mädchen zu meiner Braut, zu meiner Frau machte? Sie werden mir Rechenſchaft geben, Herr, für die Frechheit mit der Sie es wagen in einem fremden Hauſe, in meinem Zimmer Worte zu brauchen die ich nie gehört und die ich nie geduldet hätte!"

„Zu uns! ſpäter und nach Belieben,“ ſagte Craw den der Ausbruch gar nicht in Erſtaunen ſetzte, ja es ſchien als habe er ihn abſichtlich hervorrufen wollen.

„Es iſt unſchwer Ihre Wünſche und Beſtrebungen in dieſer Beziehung richtig zu würdigen da Sie in ſolcher Weiſe herauspoltern. Gefühle und dergleichen Schnickſchnack kümmern Sie nichts, Sie ſind Ihrer Sache gewiß, ja ſo gewiß, daß Sie ſofort ihren beſten Trumpf ausſpielen ..... Nun, wir wollen ſehen, ob er ſich nicht ſtechen läßt; in zehn Minuten ſoll's entſchieden ſein. Auf Wiederſehn! Herr Bräutigam in partibus!“

Er eilte hinaus ehe Tetarskoff etwas entgegnen konnte, und dieſer ſtand der Thüre gegenüber aufrecht da, immer noch von Wut zitternd und faſſungslos über den Ton den Craw angeſchlagen und der durch die darin mitklingende Moquerie die Beleidigungen noch gewichtiger machte. Craw wollte ihn in dieſen Zorn hetzen, ihm lag daran ihn überlegungsunfähig zu machen damit er ſeine Empfindungen nicht verbergen könne.

„Sei nur recht barſch und ſtarr,“ ſagte er Richard, mit dem er raſchen Schrittes wiederkam, „Du ſollſt ſehn daß er zuſammenknicken und endlich doch beichten wird. Es gibt eine wilde Szene, aber ich weiß wie ſie endet. In dieſer Stunde

entſcheidet ſich das Schickſal der Hehlen für die nächſte Generation.“

Hinter ihnen trug Craw's Diener einen kleinen Kaſten von Paliſanderholz, reich eingelegt, den ihm Craw im Vorzimmer abnahm. Dann ſagte er ihm daß er ſeiner nicht mehr bedürfe und verſchloß die Thüre.

Heeren grüßte beim Eintritte kalt und ſtellte ſich ohne weitere Notiz von Tetarskoff zu nehmen, der ihn mit einem Gemiſch von Staunen und Verwirrung betrachtete, ſeitwerts an einen Tiſch, an deſſen Platte er ſich lehnte. Craw öffnete den Kaſten und nahm zwei Piſtolen heraus, die er kaltblütig lud. Dann maß er von einer Ecke des Zimmers zur andern und ſagte: „So geht es, die Diſtance paßt. — Ich ſagte Ihnen,“ wendete er ſich zu Tetarskoff, „daß ich erſt ſpäter das Vergnügen haben könnte, d. h. erſt wenn Sie zufällig meinen Freund Heeren erſchoſſen haben ſollten, der es ſich nicht nehmen laſſen kann der Erſte zu ſein der mit Ihnen abrechnet. Zeugen ſcheinen mir überflüſſig, die Herrn werden damit einverſtanden ſein. Wählen Sie die Waffen, treten Sie an ihre Plätze und geben Sie auf's Kommando nach Belieben Feuer. — Iſt es gefällig?“ Er präſentirte Tetarskoff in der einen Hand die Piſtolen, in der andern eine Anzahl Zündhütchen.

„Aber was ſoll die Komödie?“ rief Tetarskoff und ſtieß die Waffen zurück. „Welcher Wahnſinn, daß ich mich mit Richard ſchießen ſoll? Wo iſt der Grund dazu . . . ?“

„Ich bin kein Freund des Duells, es kommen aber Fälle vor, und der vorliegende iſt ein ſolcher, wo zwei Menſchen unmöglich neben einander leben können. Sie kommen hierher und benutzen die Lage in der ſich die Familie befindet dazu Herrn Heeren, einem Menſchen, dem Sie aus irgend einem Grunde viel Gutes gethan haben, Alles zu nehmen was ihm das Leben lebenswert machen kann. Sie ſind alſo quitt, und mehr als quitt . . . . . “

„Sind Sie toll geworden, oder was iſt's mit Ihnen! Es iſt unmöglich, daß ich mich mit Richard ſchieße, hätte ich auch Alldas gethan was Sie mir vorwerfen . . . . !“

„Ich bin vollkommen ruhig, Sie ſind der Erhitzte, ſonſt würden Sie begreifen daß Sie ſich grade mit Herrn Heeren ſchießen müſſen!“

„Das iſt ein Wahnſinn ohne gleichen! Richard iſt mein Sohn!“ rief er außer ſich.

Heeren machte eine Bewegung, hielt aber auf einen Wink Craw's an ſich.

„Mag ſein,“ fuhr Craw unerſchütterlich fort. „Einem Menſchen das Leben geben, das iſt eine unbedeutende Zufälligkeit; einen Menſchen unglücklich machen, das

iſt aber eine That für die man verantwortlich iſt. Laſſen Sie dieſe Sentimentalität bei Seite, ſie ſteht Ihnen ſchlecht. Erinnern Sie ſich nur Ihrer Anſichten über Familienzuſammenhang, die ich in Paris nicht niederkämpfen konnte. Iſt Heeren Ihr Sohn, ſo ſind Sie es, der ihn zu einem Fremden erzogen hat, Ihr Syſtem trägt Früchte, Sie haben den glänzendſten Triumf und müſſen ſich unendlich geſchmeichelt fühlen Ihren eignen Sohn mit der Piſtole ſich gegenüber zu ſehn. Das iſt Conſequenz, weiter nichts!"

„Bei Gott, der Mann iſt wahnſinnig!" rief Tetarskoff und ſchritt auf Heeren zu, der trotz den Aufmunterungen Craw's bleich und ſchwankend an ſeinem Platze ſtand.

„Schießen Sie immerhin nach mir," ſtammelte er. „Es iſt nun gleichgiltig genug wo und wenn ich bleibe. Väterlich waren Sie gegen mich nie, warum ſollten Sie nicht feindlich ſein können? Baron Craw berichtete mir ſchon heute früh daß Sie mein Vater wären, daß Sie wie ich einen falſchen Namen führten und daß Sie endlich Gräfin Luiſe durch die Macht Ihres Geldes in Ihre Hände bringen wollten."

„Aber Luiſe . . . ?"

„Ich liebe ſie, und ſie liebt mich . . . . . wie ich glaube!"

„Alſo doch, doch! O, nun verſtehe ich! Und Ihr liebt einander? Wunderliches Spiel des Zufalls!

Wie ſich das Alles zuſammendrängt, beſſer als ich's gehofft und vielleicht gewollt .... Ach, wenn Ihr wüßtet, Ihr jungen, heißen und gewaltthätigen Menſchen, was mir Hehlenried iſt .... Haſt Du die Papiere gefunden, Richard, haſt Du ſie?" rief er plötzlich ſeinen Gedankengang unterbrechend dazwiſchen. Dann fuhr er wie im Traume fort: „Richard liebt Luiſe, ſie ihn, dann brauchen wir ſchlimmſten Falls nichts mehr, nichts, auch die Papiere nicht. O, wie ungerecht ſeid Ihr gegen mich geweſen, wie grauſam .... Ich wollte Luiſe ja für Richard, und der Gedanke ſie ſelbſt zu behalten iſt nicht mein, er wurde mir erſt jetzt, erſt vor einer Stunde eingeflüſtert, — und ich war blind. Warum waret Ihr nicht offen, warum thatet Ihr mir ſo weh? Ich habe gelitten und gekämpft mein Leben lang, warum lehnen ſich auch meine Kinder noch gegen mich auf?"

„Das mag wol verdient ſein," ſagte Craw, der ſeinen Ton noch immer nicht umſtimmte. „Sie finden nun unnatürlich was Ihnen doch früher ideale Natur ſchien und was in der That nichts als natürliche Folge Ihrer Maßregeln iſt. — Die Piſtolen werden wir allerdings nicht mehr brauchen, es ſei denn, daß Sie glaubten meine Tour ſei jetzt gekommen."

„Junger Mann, ich mag verdient haben was gekommen iſt, und ich will Ihnen vergeben, wie ich weiß daß Sie mich gerechtfertigt finden werden wenn

ich Ihnen Licht über mich und die Lage der Dinge gebe."

„Das ſoll mir eine Wohlthat ſein, aber ich fürchte es hält ſchwer. Nehmen Sie indeß hier mein Kontingent als vorläufigen Dank dafür daß Sie mir einen Menſchen retten wollen. Finden Sie eine Entſchuldigung für die heilloſe Verwirrung Ihrer Grundſätze, ſo haben Sie meinen Dank verdient." Er zog aus ſeiner Taſche ein Päckchen in rauhes Leder gewickelt, bei deſſen Anblick Tetarskoff laut aufſchrie und ſich mit einer Freude darauf ſtürzte die kein Maß kannte. Er riß mit zitternden Händen die Bänder auf, las ein Blatt nach dem andern haſtig durch, und als er zu Ende war ſank er überwältigt auf einen Stuhl zurück, preßte ſeine Hände vor das Geſicht und ſchien völlig bewußtlos geworden zu ſein.

„Nun glaub' ich in der That, daß er etwas aufzuklären hat, denn dieſe Papiere weiß ich trotz allen meinen Notizen nicht in Zuſammenhang mit dem Drechsler Hennings zu bringen" ſagte Craw.

Richard war zu Tetarskoff herangetreten, ſeine neue Stellung zu dieſem ſetzte ihn in Verlegenheit, er war unſchlüſſig was er thun ſolle. Die Eröffnungen die Tetarskoff im Fluge und halb gemacht hatte ſtimmten ihn weich und doch fand er keinen Ausdruck für ſein Gefühl.

Tetarskoff kam wieder zu ſich und erhob ſich ruhig und mit einer gewiſſen Würde. Seine rechte Hand lag auf den Papieren, die linke auf Richard's Schulter.

„Du ſagteſt daß ich einen falſchen Namen führe und Du hatteſt recht; aber mein Name war ſo lang gleichgiltig, als ich ſelbſt den rechten nicht wußte oder ihn doch nicht nachweiſen konnte. Jetzt kann ich's, hier liegt der Beweis. Jetzt gibt es in meiner Geſchichte keine Lücke mehr, und ich vermag Dich und Alle zufrieden zu ſtellen. — Du biſt kalt gegen mich, mein Sohn, ich verlange auch nicht, daß Du mich liebſt bis Du mich frei ſprechen kannſt, und um dies möglich zu machen muß ich Dir eine lange Reihe von Dingen erzählen, die ich ſelbſt nur mühſam zuſammen bringen konnte. — Bleiben Sie hier, Baron Craw. Nehmt Euch Stühle, denn meine Erzählung läßt ſich nicht in drei Worte faſſen. Urteilt erſt, wenn Ihr mich gehört.“ —

Sechstes Kapitel.

Der Schlüssel.

Es lag eine eigentümliche Verklärung auf den Zügen des alten Herrn, und sein ausdrucksvolles, gesammeltes Gesicht verfehlte nicht seine Zuhörer die ihn fast immer nur in leidenschaftlichem Affekte gesehn hatten, noch mehr zu spannen. Craw stützte den Kopf in die flache Hand, er hatte erreicht was er beabsichtigt, und nun verfiel er wieder in seine gewöhnliche Melancholie: er konnte nur so lang freudig an einem Werke theilnehmen als er thätig sein mußte, war die Krisis da und konnte die Auflösung ohne seine Vermittelung kommen so war auch seine Kraft dahin. Er war gespannt aber doch theilnahmlos. Richard dagegen harrte den Aufschlüssen, die ihn freilich auch viel näher angingen, ungeduldig und athemlos entgegen. Craw wollte die Geschichte Tetarskoff's, Richard die Geschichte selbst.

„Aus meiner Kindheit," begann der Erzähler, „sind mir nur wenig Momente erinnerlich geblieben.

Der Tod ſchnitt Faden um Faden an dem Netze das mich hielt durch, und die Gutmütigkeit einzelner Menſchen nur war zuletzt der Fallſchirm der mich mit heiler Haut in die Geſellſchaft brachte. Ich muß ſehr ſchwächlich geweſen ſein, denn meine ganze Entwickelung war noch in meinem achten Jahre enorm zurück. Ich unterſchied wenig und vom Faſſen konnte gar nicht die Rede ſein. Es lag Alles zurück gedrängt und dumpf in mir; Laute der Empfindung, des Gefühles waren die einzigen die ich artikuliren konnte. Mein Vater ſchwebt mir nur in einer Szene vor. Er hatte ein edles, ſcharf geſchnittnes Geſicht, keinen Bart und blonde Haare; er trug Uniform und nahm damals Abſchied von mir und meiner Mutter. Dieſer erinnere ich mich lebhafter. Sie war ſchlank und ſchön, von beſonderer Pracht aber waren ihre Haare. Ich habe mich als Knabe oft hinein gewickelt und, ſie neckend, aus dem Verſteck heraus gerufen: Suche mich, ich bin fort! Sie hatte große, lebhafte Augen die aber in der Zeit, in die mein Wiſſen reicht, gar oft voll Thränen waren. Es verging faſt ein Jahr nach dem Abſchiede meines Vaters ohne daß wir viel aus unſrer Manſarde heraus kamen. Draußen war Krieg, mein Vater war Soldat und ſtand im Felde, aber auch an dem Orte wo wir lebten, in Paris, ging es wild her und meine Mutter ſchloß oft die Vorhänge unſrer Fenſter und ließ mich nicht auf die Straße hinunter ſehn, von der das

Geheul vieler Menſchen herauf drang. Es war die Zeit, in der die Guilloiine die Staatsmaſchine plaſtiſch darſtellte und der Henker Premier-Miniſter war. Meine Mutter arbeitete viel; wir waren arm und der Sold meines Vaters gering, — ſie mußte ſich und mich durch ihre Nadel erhalten. Endlich hatte der Krieger eine Auszeichnung und einen höheren Grad erhalten, es kam ein Brief, der uns zu ihm in das Lager forderte. Meine Mutter jubelte, und ich mit ihr ohne recht zu wiſſen was ſie ſo ſtolz und froh machte. Ich weiß auch, daß Männer von anſcheinender Bedeutung ſie damals zu beſuchen kamen und behaubteten die Ehre des Vaterlandes fordere daß ſie in eine andere Lage verſetzt würde. Wir reiſten mit Allem ab was wir beſaßen, und deſſen war freilich nicht mehr als auf einem Karren Platz hatte, begegneten zuerſt vielen Soldaten die zum Heere zogen, ſpäter aber Wagen mit Verwundeten, von denen wir hörten daß kürzlich ein Gefecht vorgefallen, das zwar für die Unſrigen glücklich geendet aber große Verluſte gekoſtet habe. Die Mutter fragte nach ihrem Manne, und ein alter Sergeant mit grauem Barte und einem blutigen Tuche um den Kopf, deſſen Erſcheinung mir noch ganz gegenwärtig iſt, meinte kopfſchüttelnd, den würden wir wol kaum noch lebend finden, denn von ſeinem Bataillone ſeien nur wenige Mann übrig geblieben. Meine Mutter trieb zur Eile, aber wir kamen doch zu ſpät um auch

nur ſeine Leiche zu ſehn. In ſeiner Taſche waren Briefe an meine Mutter und einige andere gefunden worden, die man uns übergab. Die Bemühungen der Kameraden des Gebliebenen ſeine Wittwe zu tröſten oder auch nur zu beruhigen waren vergebens; die Armee rückte weiter, und wir blieben in einem Meierhofe zurück wo meine Mutter faſt ein halbes Jahr krank lag. Sie hatte die Briefe meines Vaters an ihre Adreſſe geſandt und jedem einige Zeilen beigefügt. Auf den einen kam nach langer Friſt Antwort, und zwar eine günſtigere als die Mutter erwartet zu haben ſchien. Sie hatte früher oft bittre Worte über die deutſchen Verwandten meines Vaters gebraucht, jetzt entſchuldigte ſie ihr langes Schweigen durch die Entfernung und ſagte mir oft, daß nun wenigſtens meine Zukunft geſichert ſei, wenn auch die ihre für immer vernichtet. Endlich war ſie ſo weit daß ihr Körper ihrer Ungeduld Schritt zu halten verſprach. Wir reiſten, eine alte Frau als Dienerin mit uns, auf Umwegen die den Kriegeſchauplatz vermieden nach Deutſchland. Alles ging gut, bis in einer Stadt die ich für Regensburg halte, — wenigſtens kam ſie mir beim erſten ſpäteren Wiederſehn ſo vor, obgleich meine Erkundigungen ohne Reſultat blieben, — meine Mutter, von den Strapazen der Reiſe über ihre Kräfte angeſtrengt, abermals erkrankte. Der Arzt erkärte ihr daß er keine Hoffnung habe ſie zu retten und beſchleu-

nigte dadurch noch ihr Ende, denn ſie war troſtlos, bat den Mann ihr nur noch Wochen Friſt zu geben und ſtarb endlich indem ſie mich und das Vollbringen der Reiſe der Alten an's Herz legte. Aus dem Überzuge eines Lederkiſſens hatte ſie die Taſche gemacht, die Sie hier ſehn, und die Papiere, die ebenfalls auf dem Tiſche liegen, ſorgfältig hinein geſteckt. Dieſe Taſche und ein kleines Käſtchen, deſſen Inhalt ich nicht kannte, das aber ihre wenigen Koſtbarkeiten umſchloß, war mein Erbtheil. Es war noch eine Summe in Gold dageweſen, die meiner Mutter von einem Offiziere als ein Beſitz meines Vaters ausgehändigt worden, aber der Aufenthalt, der Arzt und die Koſten der Beerdigung verzehrten einen Theil davon und den Reſt beanſpruchte die Alte, ich weiß nicht ob mit Recht. Jedenfalls vollzog ſie die Wünſche meiner Mutter nicht. Sie ließ mir die Taſche, das Käſtchen und einen Theil des Leinenzeugs ſo wie meine Kleider, ſchloß einen Akkord mit einem Schiffer und ſchickte mich mit einer Adreſſe wie einen Waarenballen zu Schiffe ab. Der Strom war die Donau, und mein Beſtimmungsort Wien. — Ich ſtand auf einmal ganz allein in der Welt. Dieſe Todesfälle und dies plötzliche Hinausgeſchleudertſein legten offenbar den Grund zu der Gehirnentzündung die wenige Zeit darauf durch wiederholte Rückfälle mein Gedächtniß vollſtändig zerrüttete und auch mich an den Rand des Grabes brachte. — Die

Treuloſigkeit der Dienerin bildet übrigens noch nicht den Schlußſtein in der Reihe meines Unglücks. Ich kam nach Wien, der Schiffer führte mich ſelbſt an den Ort meiner Beſtimmung. Er ſprach eine Sprache die ich nicht verſtand, die deutſche. Ich ſah nur, daß die reichgekleideten Diener die ich für Offiziere hielt die Köpfe zuſammen ſteckten als wir im Vorzimmer einer prächtigen Wohnung ſtanden, daß der Schiffer für mich zu bitten ſchien und daß endlich ein kleiner Mann mit einem guten Geſichte dazu kam, der den Streit beendete. Er nahm mich an die Hand und führte mich durch einige prächtig dekorirte Zimmer, dann durch ein Kabinet voller glänzender Waffen in ein Schlafgemach, auf deſſen Bette ein alter Herr ganz ſteif und ſtarr lag. Ich hätte lieber draußen die Büchſen, Schwerter und Dolche betrachtet als dieſes fahle Geſicht deſſen eine Seite regungslos war während die andere beſtändig zuckte. Gleichwohl feſſelte mich etwas daran, die Augen des Mannes glichen denen meines Vaters, wenn ſie auch nicht ſo friſch und durchdringend waren. Ich hatte meine Ledertaſche und das Käſtchen in der Hand; als der kleine Mann, der Kammerdiener des Kranken, dieſen auf mich aufmerkſam gemacht hatte, reichte ich ihm meine Schätze auf die Decke. Er griff mit der linken Hand, die rechte war gelähmt, danach und als er das ſchwarze Siegel an dem Käſtchen ſah und das darauf ausgeprägte Wappen erkannt hatte,

bemächtigte ſich ſeiner eine heftige Bewegung. Es war gräßlich anzuſehen wie das linke Auge im Kopfe rollte und blitzte während das rechte tot und kalt blieb. Ich fing aus Furcht an zu weinen. Sprechen konnte der Kranke nicht, aber durch Zeichen gab er dem Diener zu verſtehen, daß er mich auf das Bett heben ſolle. Nun ſah er mich lenge Zeit feſt an, ich wagte mich nicht zu rühren, ſein Geſicht wurde immer freundlicher, er verſuchte zu blinzeln und zu nicken, dann ſtreichelte er mich und zog mich zu ſich herab ſo daß ich ihn küſſen mußte. Plötzlich aber ſchien ihn ein Gedanke furchtbar zu ängſtigen, er ſtrengte ſich ſo ſehr an einen Laut hervorzubringen, daß ſein Geſicht wie mit Blut unterlaufen ausſah. Zugleich machte er heftige Zeichen in der Luft, er wollte etwas, aber Niemand verſtand ihn. Das ganze Haus rannte hin und her, eine Menge von Menſchen wurde herbei geholt, ſo daß ich mich in dem Tumulte in eine Ecke verkroch und nur von Zeit zu Zeit nach der lividen Maske auf dem Bette zu ſehn wagte. — Der Kranke fuhr fort heftig zu agiren und wurde zuletzt ſo wütend, daß Schaum auf ſeine Lippen trat. Umſonſt ſuchte man ihn zu beruhigen, auch die Ärzte kamen und warnten vergebens; — an mich dachte Niemand mehr ich war ſo matt und müde, ſo grenzenlos überſpannt, daß ich endlich in meiner Ecke einſchlief und nicht eher erwachte bis ein Diener mich hervorzog. Den Kranken

hatte unterdeß ein neuer Schlaganfall getroffen, auch er war tot. Ich ſah nach meiner Taſche und meinem Käſtchen, aber ſie waren nicht mehr da. Wir mußten hinaus, die Leiche ward ſogleich in das Vorzimmer geſtellt, und alle Thüren mit Siegeln verſchloſſen.

„Es fehlte nicht viel daß man mich ganz einfach auf die Straße geſetzt und meinem Schickſale überlaſſen hätte, wenn nicht der alte Kammerdiener trotz ſeines Schmerzes ſich meiner angenommen. Er verſtand auch ein wenig franzöſiſch und fragte mich aus, aber er konnte keinen Zuſammenhang in meine Reden bringen und hielt mich zuletzt meiner konfuſen Antworten wegen für einen Simpel. Unterdeß kam ein vornehmer Herr mit einer ſtolzen Dame und mehreren Kindern an; er tobte als er vernahm daß die Siegelung auf den Antrag des alten Ignaz vorgenommen worden und daß dieſer den Gerichten mehrere Schriftſtücke überliefert, aber es war nicht mehr zu ändern. Er mußte ſeinen Zorn darauf beſchränken den alten Diener aus dem Hauſe zu weiſen. Das geſchah denn auch, und ich lief dem Alten nach. — Als die Leiche fortgeführt wurde, ging ich mit ihm weit hinten im Zuge, denn wir durften nicht unter der Dienerſchaft erſcheinen. Es gab dabei geharniſchte Männer, hinter dem Sarge wurden Orden getragen und ein prächtig geſchirrtes Pferd geführt. Lange Reihen von Soldaten waren auf einem freien Platze

aufgeſtellt, die drei Salven in die Luft abfeuerten. Bis dahin war der Sarg getragen worden, dann wurde er auf einen Wagen geſtellt und nur mit geringer Begleitung weiter gefahren. Auch wir kehrten in die Stadt zurück. Ignaz war ſehr erſchöpft und durch die Kränkung die er als Lohn für langjährigen Dienſt und treue Erfüllung der Beſtimmungen des Verſtorbenen erfahren mußte, nieder gebeugt. Er ſchickte mich, weil er ſelbſt nicht wagte das Haus zu betreten, etwa zwei Wochen ſpäter wieder in die Wohnung des Toten. Ein Mädchen brachte mich dahin. Die Siegel waren abgenommen, die Zimmer voller Menſchen, die Mobilien des Verſtorbenen wurden nach deſſen letztwilliger Verfügung öffentlich verſteigert. — Ich miſchte mich unter die Bietenden und ſah nicht ohne Betrübniß wie all die ſchönen Sachen bald von Dieſem, bald von Jenem erworben und fortgeſchleppt wurden. Silbergerät, japaniſche Vaſen und rieſige Schalen von chineſiſchem Porzellan, koſtbare Waffen aller Art, Damaszenerklingen, kunſtvoll eingelegte Büchſen und Piſtolen, Säbel und Dolche, deren Scheiden mit Steinen beſetzt waren reizten die Bewunderung und die Liebhaberei der Anweſenden. Ich hatte mich aus Neugier vorgedrängt und befand mich dicht an dem Tiſche der Auktionatoren. An demſelben Tiſche ſaß auch jener Mann, der den alten Ignaz fortgejagt hatte, mit finſtrem Geſichte in ſeinen

Fauteuil zurückgelehnt. Ich konnte kaum von ihm wegsehn, und doch zitterte ich wenn sein Blick mich streifte. So ging es drei Tage fort, der Mann war an seinem Platze, und ich ebenso regelmäßig an dem meinen. Endlich war die Auktion ihrem Ende nah, es kamen nicht mehr so viele Menschen, auch waren nur noch zwei Gerichtspersonen am Tische beschäftigt. Es wurde eine Menge alten Trödels auf den Tisch geworfen, und unter diesem sah ich Kleider von mir, die der Schiffer abgegeben hatte und die unter die andern Sachen gekommen waren. Ich reklamirte, aber so leise daß das Geschrei der bietenden Trödler mich übertaubte. Ein Theil meiner Sachen blieb in der Hand eines Juden und wurde über die Köpfe weg nach der Thüre zu gelangt. Ich sah ihnen traurig nach, aber ich weinte nicht. Dann kam eine Jacke, die mir die Mutter aus einem Uniformrocke meines Vaters gemacht; es war mein bestes Stück. Diesmal wagte ich laut zu bitten daß man mir mein Eigentum lasse. Ich bat flehentlich, meine Sprache fiel auf, und der finstre Mann warf mir einen überraschten, stechenden Blick zu; es war das erstemal daß er mich besonders zu bemerken schien. Der Auditör sagte ebenfalls französisch zu dem Herrn: „Es ist eine so große Kleinigkeit!“ — Der Herr blieb stumm, der Hammer fiel, meine Jacke war verkauft. Meine Augen füllten sich mit Thränen, ich zitterte am ganzen Körper, und als das Kleidungsstück

an mir vorbeigetragen wurde küßte ich den herabhängenden Ärmel. Die Leute lachten, und ich ſchluchzte.

„Die Menge verlief ſich immer mehr. Eine Bonne brachte ein kleines, ſehr hübſches Kind herein, ein Mädchen von etwa zwei Jahren, das eine kleine Haube von Spitzen mit ſchwarzem Bande aufgeputzt auf dem Köpfchen hatte und ſehr lebhaft war. Es ſtieß beim Anblicke des Herrn einen Freudenſchrei aus und ruhte nicht bis es auf ſeinen Knien ſaß. Mit dem eigentümlichen Zuge meines Alters näherte ich mich dem „Schweſterchen“ und vergaß über der Freude das Kind zu betrachten und ſeinen Bewegungen zu folgen faſt meine Verluſte . . . . Da erblickte ich plötzlich mein Käſtchen. Das Siegel war noch unverletzt, man hatte es bei der Anfertigung des Inventariums überſehen. Ich griff danach, aber man wies mich zurück und drohte mir mich heraus bringen zu laſſen. Ich hielt mir die Hände auf dem Rücken feſt, rief aber immerfort: „Das iſt mein, das iſt wahrhaftig mein!“ Der Auditör zeigte dem Herrn das Wappen, dieſer ſagte barſch ein paar Worte, riß das Siegel durch und warf das Käſtchen auf die Platte, ſo daß die darin bewahrten Gegenſtände herausfielen. Umwickelt war Alles mit einer prächtigen Haarflechte, die ich ſogleich als das Haar meiner Mutter erkannte. Sie ging durch den Wurf auf, und es rollten zwei goldne Trauringe, ein Armband-

mehrere Ringe mit Steinen, drei oder vier Medaillen und eine kleine goldne Uhr an einer feinen venetianischen Kette heraus. Der andern Sachen erinnerte ich mich nicht besonders, legte also auch keinen Wert darauf, aber diese Uhr hatte meine Mutter immer getragen, ich hatte mit der Kette gespielt und die Emailplatte mit dem umgestürzten Blumenkorbe hundertmal geküßt, — durfte man mir diese Uhr auch nehmen? — »Das ist ja ein kleiner Schatz, der Junge ist nicht dumm!« sagte eine von den Gerichtspersonen zu dem Herrn der die Trauringe aufmerksam betrachtete und mir nun Blick um Blick zuwarf als wolle er mich töten. Dieser gab wieder einen kurzen Bericht. Die vorgefundenen Gegenstände wurden aufgehoben und wie die andern versiegelt. Das kleine Mädchen aber hatte die Uhr an der Kette herausgezogen und wollte sie nicht wieder los lassen. Ich drängte mich an das Kind heran und bat so viel ich nur konnte, es möge mir meine Uhr, die Uhr meiner Mutter, wieder geben. Die Kleine verstand mich, ich hatte gehört daß sie Worte meiner Sprache gegen ihren Vater brauchte, aber sie weigerte sich meine Bitte zu erfüllen, und als ich sie berührte fing sie an zu weinen. Der Herr stieß mich zurück, warf mir die Haarflechte zu und erstand die Uhr für seine Tochter. Damit erhob er sich und ging. Ich schluchzte noch ein paarmal nach meiner Uhr, brach

dann zusammen und wand mich in Krämpfen auf dem Boden ....

„Ich sah drei Mädchen später wieder, und abermals in Trauer, der Herr, der so erbarmungslos gegen mich gewesen, war gestorben. Aber es lag eine lange Zeit dazwischen, ich erkannte sie erst später an der Uhr und bekam erst da mein Gedächtniß wieder. Alles was ich Ihnen hier erzählt habe, hat viele Jahre lang tot in mir gelegen, ich mochte sinnen wie ich wollte, der Traum meiner Kindheit war begraben. Mächtige Erschütterungen und das Wiedererscheinen der Uhr in einem aufgeregten Momente zerstreuten die Nebel, und ich wußte Alles wieder. Das Mädchen war Cecile Hehlen, der Mann ihr Vater.“

Seine beiden Zuhörer stießen einen Ruf des Erstaunens hervor.

Actenstoff fuhr fort.

„Was darauf mit mir vorgegangen ist weiß ich nicht. Ich fand mich in einer öffentlichen Anstalt wieder, mußte auf's Neue sprechen lernen und vegetirte so bis ein Bürger aus einer größeren Provinzialstadt, ein kinderloser, wohlhabender Mann, sich des Ismael, der nicht einmal eine Hagar hatte, annahm. Wahrscheinlich hatte jener vornehme Herr, dem ich eine unbequeme Person war, Sorge getragen mich dem alten Kammerdiener zu entreißen und unter dem Haufen anderer Kinder zu verstecken. Man nannte mich Fritz

Hennings, weil das eine Hemde das mir geblieben, F. H. gezeichnet war; mein Rufname aber war nach dem meiner Mutter: François, wie hier aus diesem Auszug der Civilstandsregister des dritten Arrondissements in Paris ersichtlich.

„Es war als ob sich nun die ganze zurückgedrängte Entwickelung mit einemmal Luft brechen wolle. Meine Fortschritte waren erstaunlich, und ein nicht geringes Talent für plastische Kunst machte sich immer mehr geltend. Ich formte aus Thon, Wachs und Holz Gestalten, die in meiner Umgebung Bewunderung erregten ehe ich noch irgend einen Unterricht im Zeichnen erhalten hatte. Meine Geschicklichkeit interessirte bald eine Menge von Menschen für mich, meine Lehrer erwarb ich mir selbst, sie gaben mir Unterricht weil es ihnen Freude machte mich zu belehren. Außer diesen geregelten Stunden erhielt ich noch durch einen besondern Umstand Kunde von allerhand Dingen, die eigentlich damals noch außerhalb meines Gesichtskreises lagen. Ein verwundeter französischer Offizier wohnte lange Zeit in dem Hause meines Pflegevaters und verheiratete sich, da er kampfunfähig geworden, im Orte. Er war ein gebildeter Mann, ein begeisterter Verehrer der Freiheit im damaligen Sinne des Wortes, der um für diese Freiheit zu kämpfen seine wissenschaftliche Laufbahn aufgegeben hatte. Er brachte mir die französische Sprache, für

die ich ein mir jetzt sehr erklärliches Geschick hatte, spielend bei und nährte mich außerdem mit den Grundsätzen und Gedanken der Philosophie Voltaire's, Rousseau's und Diderot's, die er auf seine eigne Weise weiter gebildet hatte. Er stand eigentlich schon mit einem Fuße in unsrer Zeit. Ich hatte ihn überaus lieb, und wie ich bei dem Drechsler und Bildschnitzer, zu dem man mich »in die Lehre« gethan, den Lust hinbrachte, gehörten dem Franzosen meine freien Abende.

„Es war indeß noch eine andere Sache die mich in dieser Gedankenbahn befestigte und mich früh schon in die praktische, schwere Seite der aufgesognen Ansichten einweihte. An dem Orte lebte eine alte Person, eine Fromme, die sich's wie fast alle Personen ihrer Art zum Verdienste machte ein armes junges Geschöpf unter dem Vorwande es zu allem Guten anzuhalten um seine Jugend zu betrügen. Ihre Nichte war zwar, wie sie oft genug laut verkündete, die einzige Erbin ihres nicht unbedeutenden Vermögens, aber diese mußte die ferne Aussicht durch Entsagungen jeder Art im voraus bezahlen und wurde wenig anders gehalten als eine Magd. Gertrud's Eltern waren gleich den meinen früh gestorben, aber mein Loos unter Fremden war dem ihren gegenüber noch beneidenswert. Wie wir einander näher kamen, wie sich nach und nach in sehr jungen Jahren schon ein ernstes Verhältniß zwischen uns

entſpann, iſt hier ohne Intereſſe. Genug, wir hatten uns Herz und Hand verſprochen ohne daß Jemand etwas davon ahnte. Da ſtarb, ich war eben achtzehn Jahr geworden, — ſo viel konnte ich mich erinnern und nach den Jahreszahlen ausrechnen, — mein Meiſter, und ſeine Wittwe erbte ſeine Gildengerechtigkeit. Die Frau war etwa zwei und zwanzig Jahre alt und hatte ſeit jeher eine beſondre Vorliebe für mich gehabt. Da ich faſt gleichzeitig mit dem Todesfalle mein Meiſterſtück geliefert hatte und vorläufig den Gang der Geſchäfte regelte, trat ſie immer kecker heraus und machte mir endlich offne Anerbietungen weil ſie wahrſcheinlich glaubte daß ich zu blöde ſei ſie zu verſtehn. Die Partie war ſo ziemlich das was man für einen jungen, mittelloſen Menſchen ein »Glück« nennt. Ich konnte koſtenlos in die Gilde kommen, eine Menge von Vorräten finden und nach Herzensluſt ſtudiren und arbeiten. Wäre nicht zu derſelben Zeit Gertrud ein Antrag gemacht worden, der ihr in anderer Richtung ebenſo große Vortheile bot, ſo hätte ich wahrſcheinlich die Entſcheidung hinzuziehen geſucht. Nun drängte aber dort die Tante, hier die Frau, wir beſprachen uns und handelten in Übereinſtimmung. Ich dankte der Wittwe für ihre gute Meinung, und ſie wies mir dafür die Thüre; Gertrud gab dem Senator einen Korb und erhielt dafür von der Alten die Erlaubniß mit mir, dem Landläufer, vor den Altar zu treten in der Form

eines Fluches. Dieſe Entrüſtung war das einzige Glück das wir dabei hatten, denn wäre es ihr eingefallen zu widerſprechen, ſo hätte es neue Schwierigkeiten gegeben. So aber war ſie in der erſten Wut Willens das widerſpenſtige Ding, meine Gertrud, um jeden Preis los zu werden. Ich war ſehr zufrieden damit, und da meine Jugend in jenen Tagen der Erſchöpfung durch den Krieg gar kein Gewicht in die Schale warf, waren wir bald vereint. Man höhnte uns, denn wir hatten nichts als unſre Arbeitskraft; alle meine wohlhabenden Beſchützer zogen die Hand von uns ab, überhäuften mich mit Vorwürfen und trieben mich raſch aus dem Orte wo ohnehin meines Bleibens nicht ſein konnte, da die Gilde einen wilden Schößling nicht neben ſich leiden mochte. Von daher datirt mein Haß gegen die Reichen. Ich mochte nichts beſitzen, ich wollte von der Hand in den Mund leben. Das führte ich durch und war Jahre lang glücklich dabei; ich vergaß das Elend der Menſchen wenigſtens im Kreiſe meiner Familie. Wir waren auf unſern Wegen, einen Platz ſuchend wo wir uns fixiren konnten, nach Hebienried gekommen und hatten uns hier niedergelaſſen weil weit und breit kein ordentlicher Drechsler zu finden war. Gertrud, mein einfaches, redliches Weib, ein Wunder von Sanftmut, eine muſterhafte Gattin, gebar mir hier nach einander drei Söhne. Der jüngſte ſtarb bald nach der Geburt, der zweite

warſt Du, Richard, und der älteſte heißt Chriſtian und lebt ebenfalls noch.“

„Ich habe einen Bruder, von dem ich nie gehört?“ rief Richard im Tone des Vorwurfs.

„Warte das Ende ab, ehe Du urteilſt! — Chriſtian bekam die Blattern und ward ſchwächlich, auch Gertrud kränkelte, aber im Ganzen blieben wir beiter und getroſt. Nun war Chriſtian ein auffallend gewecktes Kind, ich glaubte nicht früh genug die Erziehung beginnen zu können und wollte ihm den Kampf gegen Angelerntes, Dumpfes und Verbrauchtes erſparen. Mein Fehler war, daß ich mich nicht ſo ſehr bemühte ihm Liebe für das Gute, als Haß gegen das Schlechte einzuflößen. Er war fertig im Haſſen ehe er noch eine Spur von Liebe zu den Menſchen in ſich trug. Mich ſelbſt verbitterte dieſe Lehre des Haſſes und ich war auch an meinem Heerde nicht mehr ſo freundlich und lebensfroh. Einzelne kleine Vorfälle trieben die Sache auf die Spitze, Gertrud kränkelte nicht mehr, ſie wurde krank, und ich, der ich unterdeß durch Zufall mit der jetzigen Gräfin zuſammen getroffen war, verlor meine Zeit damit der jungen Dame meine Grundſätze geläufig machen zu wollen. Daß ich ſo viel außer dem Hauſe war, nahm Gertrud, durch ihre Krankheit verſtimmt und verdrießlich gemacht, für Vernachläſſigung, eine Brutalität die Graf Hugo Hehlen gegen ſie verübte beſchleunigte den Gang der Krankheit . . . . . .

Gertrud liegt neben ihrem Sohne auf dem hiesigen Kirchhofe, dicht an dem Begräbnißplatze der Hehlen. Wenige Zeit darauf erfuhr ich daß Cecile und jene Kleine aus meiner Kinderzeit identisch seien. Hugo tötete meine Frau, und Cecile hatte mir schon als Kind tiefes Weh bereitet. — Behalten Sie das im Gedächtnisse, Baron Craw. — Alles Vergessene kam zurück, ich war außer mir und begreife heute noch kaum wie ich es über mich gewinnen konnte damals nicht zu morden. Aber daß ich mich rächen wollte vergaß ich seit jenem Tage nie.

„Kurze Zeit vorher war mir durch einen Juden die Offerte gemacht worden mich in Petersburg zu etabliren. Ich schlug es anfangs aus, nahm den Antrag aber gleich nach der Katastrofe selbst wieder auf. Gertrud hatte einige hundert Gulden in der Lotterie gewonnen, die grade hinreichend schienen meine Reise zu bestreiten und für den ersten Moment meine Ausgaben zu decken, denn ich zog es vor den Plan auf eigne Gefahr auszuführen und mich nicht in die Hände eines jener Seelenverkäufer zu geben, die damals in Rußland einen vollständigen Wucher mit Handwerkern trieben. Ich machte zu Geld was mir beschwerlich gewesen wäre, nahm meine Kinder und eine Wärterin . . . . . ."

„Welche Lore Steinerbach hieß und aus Sauseneck war," sagte Craw.

„Woher wiſſen Sie das?“

„Das iſt leicht erklärt! Die Tochter dieſer Frau war meine Amme. Dieſe hatte mir früher öfter Briefe ihrer Mutter gebracht, die einer Ihrer Arbeiter geſchrieben haben mag. Ich dachte nicht mehr daran, als aber der Einfall, Sie wären Richards Vater, heute früh wieder ſtärker als je in mir auftauchte, ſchien es mir als ob ich in jenen Briefen Ihren richtigen und angenommenen Namen geleſen hätte. Ich ließ nachfragen, und die Briefe fanden ſich wirklich noch vor, daher wußte ich ſchon heute früh einen Theil deſſen was Sie uns jetzt erzählen.“

„Es iſt ein wahres Glück, daß Sie nicht eher an dieſe Zettel dachten. Sie hätten wahrſcheinlich viel ſchlecht gemacht um Alles gut zu machen.“

„Kaum!“ ſagte Crow. „Ich wußte und weiß noch viel Anderes, aber ich kann ſchweigen.“

„So kamen wir alſo nach St. Petersburg. Der Jude hatte nicht gelogen. Ich bekam Vorſchüſſe und Beſtellungen in Menge; ehe noch ein Monat vorüber war, hatte ich meine Werkſtatt ſchon in vollem Gange. Einerſeits war es unmöglich dort in meiner früheren Weiſe knapp zu erwerben, andrerſeits hatte ich auch einen großen Plan im Hintergrunde, der damals ſehr jugendlich poetiſch ausſah, heute aber ernſt genug geworden iſt. Ich wollte Hehlenried haben, und dazu bedurfte es großer Summen. Ich erwarb ſie. Aus

meiner Werkſtatt wurde im Laufe dreier Jahre eine große Fabrik. Ich trat in Verbindung mit einem Franzoſen, du Brèsmenil, der Leute aus Paris herbei rief, wie ich deren zum Theil ſelbſt bildete, zum Theil aus Deutſchland heranzog. Unſer Umſatz in künſtlich geſchnitzten Schachſpielen allein war unglaublich. Bald konnten wir neue Unternehmungen beginnen und mit großem Kapitale durch alle Windungen des Geldmarktes agiren. Wir hatten Glück, betheiligten uns an Allem und gewannen faſt überall ſo, daß kleine Verluſte die etwa dazwiſchen liefen kaum erwähnt zu werden verdienen. Ich war in kurzer Zeit reich geworden, hatte aber unterdeß auch begriffen, daß es nicht allein keine Rache ſondern ein höchſt alberner Streich wäre, wenn ich mit meinen Wechſeln in der Taſche nach Hehlenried zöge und wie ein Poltron fragte: Was koſtet der Plunder? So hatte ich mir mein Auftreten als Reicher gedacht als ich arm war. Von dieſer Jugendlichkeit kam ich indeß natürlich ab, zog durch unſre Korreſpondenten Nachrichten ein und beſchloß zu laviren. — In dieſe Zeit fällt eine Nachricht, die meiner Weltanſchauung eine neue Richtung, und meinem Haſſe gegen die Herrn von Hehlenried neue Schärfe gab.

„Unter unſeren franzöſiſchen Drechslern gab es nette, ſtrebſame Menſchen; einer von ihnen machte den Vorſchlag einen Tag der Woche zu Verſammlungen zu

benutzen, die uns unter einander näher rücken und ebenso sehr für fachmäßige Weiterbildung als für gesellige Unterhaltung bestimmt sein sollten. Zunächst galt dies allerdings nur dem Kreise der Arbeiter selbst und ihren Familien, aber sowohl mein Kompagnon als ich waren der Ansicht daß wir uns nicht ausschließen dürften. Unsre Gegenwart hinderte nicht, sie diente höchstens dazu eine gewisse Haltung in den Verkehr zu bringen. Alles was zu uns gehörte fand sich in der Regel ein, und die bunten Lebensbilder der Glieder unsrer Gesellschaft, zum Theil recht abenteuerliche Schicksale, bildeten oft die Tapeten für unsern Abend, — wir putzten uns damit unser Zusammensein in einer fremden Welt zur Heimat heraus. Als wir einander hinlänglich kannten, und die Elemente die sich nicht sonderlich wohl dabei fühlten freiwillig fort blieben, ging mein Vertrauen so weit auch meine Geschichte zu erzählen. Ich hatte kaum den Namen Hehlen genannt als die Frau unsres Werkmeisters, eine kleine Französin die noch immer gefallsüchtig war obgleich ihre Zeit längst vorüber, dazwischen rief: „Von den H[illegible]len weiß ich sehr viel!“ Ich fragte natürlich, was und woher sie etwas wisse, und es fand sich wirklich, daß die Person durch ihre Mutter und deren Beziehungen zu einer Gräfin Hehlen in den Stand gesetzt war meine Jugendgeschichte zu ergänzen.

„Adelaide Trauchburg, ein überaus schönes Mädchen, einer alten deutschen Grafenfamilie entsprossen, lebte mit ihren Eltern zu einer Zeit in Paris wo die Nachklänge der wilden Galanterie aus den Tagen der Ludwige sich unter den Auspizien der Oesterreicherin mit dem Gemurre, dem Morgengetöse der Revolution mischten. Am Hofe gab es noch immer Feste, und die galante Tradition hatte ihre Verehrer und Verehrerinnen. Adelaide gehörte unter diese, und Caton Legrange, ihre Zofe, die Mutter der Frau des Werkmeisters, war ihre Vertraute in einer großen Zahl von Intriguen und Liebesavantüren die nicht immer sehr in den Schranken einer Tändelei geblieben zu sein scheinen. Ein Interesse, das einen soliden materiellen Hintergrund hatte, faßte sie für einen ebenfalls in Paris lebenden Landsmann, einen jungen Grafen Hehlen, den präsumtiven Majoratserben von Hehlenried. Seine Person wie sein Vermögen waren in gleicher Weise angenehm und begehrenswert, die Dame warf ihre Netze aus, und es gelang ihrer piquanten Erscheinung in der That ihn anzulocken. Er machte ihr den Hof, aber der Zufall wollte, daß er einst ein junges Mädchen aus der Bürgerklasse vor den Insulten mehrerer Hofherren rettete und dadurch selbst mit diesem Mädchen in Beziehungen kam. Adelaide, die in dem Benehmen des Grafen eine Änderung bemerkte, schickte Spione in's Feld und erfuhr bald seine Stellung im

Hauſe des Apothekers und ſeine Neigung für deſſen Tochter. Sie fürchtete nicht daß ihre Hoffnungen durch eine „Bürgerdirne“ vereitelt, aber daß ihre Erfüllung verzögert werden könnte. Um dieſe „Zerſtreuung“ aus dem Wege zu raümen, ſchrieb ſie anonyme Warnungen an den Apotheker, worin ſie eine Anzahl erdichteter Abenteuer und ſchlauer Verführungen von ſeinem täglichen Gaſte erzählte und ihn mahnte die Ehre ſeiner Tochter zu bewachen. Es gelang dem Grafen nur ſchwer das Mißtrauen des Alten zu beſiegen, da ein irgend gutes Ende für dies Verhältniß wirklich nicht leicht abzuſehn war. Der Graf ſelbſt wußte ſich nicht zu helfen und kam um ſo mehr in ein Gedränge widerſtrebender Gefühle als ihm durch die Intriguen der ſchönen Adelaide von ſeinem Vater der gemeſſene Befehl ward um die Hand dieſer Dame anzuhalten. Dieſe war indeß leichtſinnig genug, während ſie hier einen Gemal zu erobern ſuchte, ihre Liebhaber nicht zu vernachläſſigen. Ihre Zofe hatte eine Vorliebe für den Grafen, ſie gönnte ihm ein beſſeres, ſeinem ehrenhaften Charakter gemäßeres Weib als ihre Herrin. Dieſer Zug in einem Weſen, das ſelbſt nicht eben übertrieben decent zu leben gewohnt war, wie die Tochter naiv geſtand, ſpricht ſehr für den Mann und in gleicher Weiſe gegen die Dame. Die Zofe war untreu. Als die Entwirrung des Verhältniſſes durch neue kategoriſche Forderungen von Seiten des alten

Grafen immer näher gedrängt wurde, als ſogar mißliebige Bemerkungen und Drohungen eintrafen, die Bezug auf die „Bürgerdirne," auf das „gemeine Frauenzimmer" nahmen, und der Graf als gehorſamer Sohn den ihm befohlenen Schritt thun wollte, verriet Caton einen Theil der Geheimniſſe ihrer Herrin und verſchaffte ihm ſogar Gelegenheit ſich ſelbſt von der Wahrheit ihrer Ausſagen zu überzeugen. Er überraſchte die ihm beſtimmte Braut im Garten von Verſailles in äußerſt zweideutiger Geſellſchaft und berichtete darüber nach Hauſe. Man war ihm aber zuvor gekommen und hatte den Vorfall vollſtändig umgekehrt, dem alten Grafen über den üblen Lebenswandel ſeines Sohnes falſche Notizen gegeben und ihn darauf aufmerkſam gemacht, daß nur eine raſche Heirat ihn wieder in das rechte Geleiſe bringen könne. Der junge Mann antwortete, daß ihm eine Heirat recht wäre, aber die mit der Tochter des Apothekers. Dies Begehren wurde als Beweis für die Tiefe ſeines Geſunkenſeins ausgebeutet, und der Alte, ein Mann der ſeinen Sohn liebte, ſo beſchränkt er auch immer war, wußte nichts Beſſeres zu thun als ſeinen zweiten Sohn mit dem Auftrage nach Paris zu ſchicken alle Mittel anzuwenden die Heirat ſeines Bruders mit Adelaide Trauchburg zu Stande zu bringen. Nun entſpann ſich die eigentliche ſchlechte Intrigue. Adelaide fand in dem Grafen Wenzel einen warmen Anbeter,

er war zwar weder ſo ſchön noch ſo liebenswürdig als ſein Bruder, aber er war jedenfalls leichter zu feſſeln. Als jüngerer Sohn einer Majoratsfamilie war ſein Beſitz zu gering als daß die Trauchburgs eine Verbindung mit ihm gern geſehn hätten, aber man konnte vielleicht eine Enterbung des älteren Sohnes durchſetzen, und dahin arbeitete ſeit da Graf Trauchburg, Adelaide und der eigne Bruder des jungen Hehlen. Die Revolution brach aus, Hugo Hehlen nahm warmen Antheil an dem Vordringen der Zeit, Wenzel Hehlen gab ſich denſelben Schein, ſchrieb aber zugleich Anklage auf Anklage nach Deutſchland und verleumdete ſeinen Bruder dergeſtalt, daß eine perſönliche Miſſion, die der alte Trauchburg übernahm, den Boden ſchon vorbereitet genug fand um dem Projekte Worte geben zu dürfen. Hugo hatte keine Ahnung von dieſem Treiben und hielt es ſelbſt nachdem die Legrange ihn gewarnt für unmöglich daß eine blinde Leidenſchaft für ein Weſen wie Adelaide und ſchmutzige Habſucht zu einem Verbrechen eines Bruders gegen den andern führen könne. Er war eben eine biedre, deutſche und ritterliche Natur, die ſich ſchon durch den Gedanken an ſolche Scheußlichkeit zu beflecken glaubte. Man fing ſeine Briefe an den alten General, ſeinen Vater, auf oder ſchob andere unter, ſo daß Vater und Sohn einander mißverſtehen mußten. Ein Aufſatz über die Verwerflichkeit der Majorate, den Hugo zunächſt im

Intereſſe ſeines Bruders geſchrieben und auch an ſeinen Vater geſchickt hatte, wurde von ſeinen Feinden auf die abſcheulichſte Weiſe mißbraucht. Wenzel heuchelte ſich in ſeinen adligen Gefühlen verletzt zu fühlen und ſpielte den Uneigennützigen. Die beſtochene Umgebung des alten ariſtokratiſchen Haudegen ſagte dieſem, daß der Plan zur Auflöſung des Majorates von Hugo nur entworfen worden um das Geſetz über die Ebenbürtigkeit der Gemalinnen, das im Statut vorgeſehn war, zu umgehn und einen Theil des alten Beſitzes ſeiner „gemeinen Liebſchaft“ zu zu wenden. Der alte Herr geriet über ſolche Ausartung in großen Zorn und forderte ſeinen Sohn vor ein Familiengericht. Dieſer wollte gehorchen, aber die Einflüſterungen ſeines ſchlauen Bruders, der ihm ſagte daß man ihn nie wieder zurücklaſſen würde, ſo daß ihm ſeine Geliebte für immer verloren ſei, bewegten ihn für den Augenblick wenigſtens die Reiſe zu verſchieben und reſpektsvoll aber beſtimmt ſeine Bedenken über die Rechtmäßigkeit des Verfahrens gegen ihn zu äußern. Der Alte wurde über dieſe Hartnäckigkeit wütend, citirte Advokaten und ſiehe da es fand ſich in der That ein Paragraph des Statuts, der eine Ausſchließung von der Succeſſion möglich machte. Indeß mußte doch noch etwas geſchehn, ehe der heftige aber ſonſt rechtſchaffene Mann den entſcheidenden Schritt that. — Adelaide hatte ſich noch immer nicht von dem

Gedanken trennen können den ſchönen Kavalier zu erobern. Sie ließ ihm durch die Legrange einen Brief zugehn, in welchem ſie ihn von dem drohenden Wetter in Kenntniß ſetzte und ihm die Vermittelung ihrer Familie anbot. Sie glaubte ihn durch dieſen Akt zu verſöhnen und zu gewinnen. Sie irrte, er verachtete ſie zu ſehr und war unklug genug den Brief wieder zurück zu ſchicken. Er blieb in den Händen der Legrange, die ihrer Herrin nur ſagte, daß er ihr melden ließe, ſie möge ſich nicht weiter bemühen. Damit war Weg und Steg zur Verſöhnung abgebrochen. Adelaide ſorgte nun dafür daß die Entſcheidung raſch erfolgte. Ein letzter drohender Brief des Alten ward gegen einen halb freundlichen vertauſcht, der zwiſchen den Zeilen zu verſtehn gab, daß er der vollbrachten That gegenüber nicht unerbittlich geweſen wäre, aber jetzt wo das Unheil noch zu verhüten ginge mit aller Kraft dagegen auftreten müſſe. Wenzel riet Hugo auf Anſtiften Adelaiden's ſich heimlich mit der Apothekerstochter zu vermälen. Dies geſchah, und eine Stunde darauf war Graf Trauchburg ſchon mit der Nachricht unterwegs. Der Plan war gelungen, die Enterbungsakte wurde vollzogen, Wenzel zum Nachfolger deſignirt und zugleich ſeine Brautſchaft mit Adelaide Trauchburg öffentlich erklärt. Hugo empfing dieſe Wetterſchläge als Hochzeitsgeſchenk. Seine Quellen verſiegten, die Rente die man ihm ausgeſetzt

wies er zurück, er wollte von den Menſchen die ihn auf ſo ſchandbare Weiſe hintergangen, nichts haben, aber arm wie er war mußte er an Erwerbsmittel denken und nahm deßhalb in Frankreich Militairdienſte. — Dies iſt das hochadlige Complot, durch welches der rechtmäßige Erbe von Hehlenried um die Liebe ſeines Vaters und ſein Gut betrogen worden, — ich aber bin Franz Hehlen, ſein Sohn!"

„Bravo!" ſagte Craw. „Das iſt immerhin ſchon ein Bewußtſein, wofür man wol in der Geſchwindigkeit ein Duzend Menſchen ruiniren kann, vorausgeſetzt, daß ſie ſelbſt die Schuld tragen. An kommenden Generationen aber rächt ſich bekanntlich Niemand als der Gott des alten Teſtaments und das preußiſche Hochverratsgeſetz. Ich verſtehe Ihren Haß; wie Sie ihn aber rechtfertigen wollen weiß ich immer noch nicht. Ich hätte vielleicht nicht anders gehandelt, aber ob mit Recht, das bleibt eine Frage."

„Ich bin ein Hehlen?" rief Richard, „ich ein Hehlen!"

„Dem Anſcheine nach ja, lieber Freund, aber kein ſtiftsfähiger," ſagte Craw trocken. „Die Sache verwickelt ſich, oder ſie entwirrt ſich vielmehr. Du biſt und bleibſt Luiſens Couſin, damit biſt Du ja auch wol abgefunden!"

Seine Ironie dämpfte Richard's Freude um ein Beträchtliches, die Verwandtſchaft war ihm einen

Augenblick ſpäter ſchon wieder unangenehm und darum verdächtig und zweifelhaft. Er ſah bald ſeinen Vater, bald Craw mit jener Unſchlüſſigkeit an, die uns immer bewältigt wenn wir eine Nachricht erhalten von der ſich nicht mit Gewißheit ſagen läßt ob ſie gut oder ſchlecht.

Tetarskoff, wie wir ihn immer noch nennen wollen, unterbrach ſein ſtummes Spiel und fuhr in ſeiner Erzählung fort.

„Meine Erinnerungen beſtätigten die Richtigkeit der Angaben jener Frau, und die Beweiſe dafür mußten in der Ledertaſche enthalten ſein, die ich ſeit meinem Beſuche bei meinem Großvater, dem alten General Hehlen nicht wieder geſehn hatte. Daß ſie ſich noch vorgefunden haben erkläre ich mir, da ich durch jahrelanges Forſchen mit der Geſchichte des Hauſes genau bekannt geworden, leicht genug. — Dem alten General war es gegangen wie König Lear. Sein Sohn Wenzel war undankbar und mehr noch deſſen Frau. Der Greis bereute den Schritt, aber er konnte ſich nicht entſchließen mit ſeinem Sohne, dem citoyen, wieder in Verkehr zu treten. Für alle Fälle beſtimmte er in ſeinem Teſtamente daß ſein ganzer Nachlaß verkauft und die Summe wie das geſammte Allodialvermögen dem Verſchollenen oder deſſen Erben reſervirt bleiben ſolle. Es wäre längſt gelungen dieſen ſeither enorm angewachſenen Beſitz in Cecile's Hände zu

bringen, wenn ich nicht anfangs durch bloße Andeutungen, ſpäter aber durch meinen Sohn Chriſtian direkt hätte Anſprüche laut werden laſſen, die den Gerichten das Übertragen unmöglich machten. Graf Wenzel hatte die einzige Waffe die man gegen ihn mit Erfolg brauchen konnte in dem Heiratskontrakte und in den Auszügen aus den Civilſtandsregiſtern in der Hand; er konnte ſie vernichten, aber er that es nicht weil er vielleicht im Falle des Sterbens ſeiner Söhne eine Reſtitution üben wollte. Später gelang ihm die Auflöſung des Majorats, und zwar ſo gut, daß es Cecile, die noch zuletzt gern durch einen Wiederruf jenes Aktes meine Anſprüche vereitelt hätte, unmöglich wurde ihren Plan durchzuführen. Wenzel's Kinder ſtarben bis auf Cecile, die Reſtitution hatte nun kein adliges, kein Familienintereſſe mehr, ein menſchliches hatte ihn dabei nie beſeelt, die Papiere blieben alſo im Archive und konnten ſpäter dazu dienen den Nachweis über den Tod aller Erben des Enterbten zu führen. Es iſt natürlich, daß er dies Mittel nicht benutzte ſo lang er Reklamationen zu fürchten hatte. Er ſtarb, und nun wußte außer mir Niemand von dem Vorhandenſein der Papiere.

„Der General war durch mein plötzliches Erſcheinen und vielleicht durch irgend eine Ähnlichkeit meines Geſichtes mit dem ſeines Sohnes ſo erſchüttert worden, daß er gewiß neue Beſtimmungen treffen und

kurz vor seinem Tode noch den Notar sprechen wollte. Ihr wißt wie seine Aufregung seinen Todeskampf abkürzte.

„Mir war es eine Gewißheit, daß ich Franz Hehlen sei, aber ich trat mit meinen Ansprüchen nicht offen heraus weil ich nichts besitzen mochte, was ich nicht selbst erworben hatte. Ich sah, daß die Wirtschaft hier in Hehlenried mir in die Hände arbeite, daß ich triumfiren würde, aber ich wollte auch hierbei selbst thätig sein; ich wollte nicht gerächt werden, sondern mich rächen.

„Um Familienanhänglichkeit und Familienzwiste unmöglich zu machen, trennte ich mich von meinen Söhnen und diese von einander. Richard war noch so jung daß er die Existenz seines Bruders Christian ganz und gar vergaß. Sie sollten allein stehn und sich ihre Gasse selbst hauen. Ich nahm einen andern Namen an, und jeder meiner Söhne führte einen verschiedenen. Bei Christian gelang mir die Entfremdung vollständig, er wurde immer härter und bittrer, er riß sich von aller Empfindung los, sein Ich einerseits und das Allgemeine als Individuum aufgefaßt andrerseits waren seine Welt. Er wurde ein tüchtiger Gelehrter, ein hitziger Politiker, aber nicht, was ich auf diesem Wege anzustreben hoffte, ein Mensch. Er war der Gesellschaft feindlich wie ich gewollt, aber er verwechselte zuletzt die Gesellschaft

mit der Menſchheit und übertrug ſeinen Haß auf Alles. Ich hoffte ihn dadurch daß ich ſeinem Haſſe ein beſtimmtes Ziel gab in eine andre Bahn zu leiten und verwendete ihn direkt für meine Zwecke. Der Stolz der Hehlen mußte gebrochen, ihre Ausſicht auf künftigen Glanz zertrümmert werden. Sie ſollten untergehn. Ich erzählte ihm was uns von dieſer Familie gekommen und in welchen Beziehungen ſie zu uns ſtehe. Er ging mit der Anweiſung hierher als Hauslehrer die beiden Töchter Eeciles zu korrumpiren. — Ich geſtehe es ein, ich war damals ſelbſt in meinem Haſſe verſunken. — Er entführte auch richtig Clariſſe, aber es kam nicht dazu, daß ſie dann verlaſſen und dem Elende preis gegeben wurde. Das Mädchen brachte uns durch ſeinen großartigen, ich möchte faſt ſagen genialen Leichtſinn eine derbe Niederlage bei. Ihr Verhältniß zu Chriſtian war ein rührendes, ich war nicht beſiegt, aber entſchieden ſchon damals geſchwächt. — Ohne es zu wiſſen hatte mein Pfeil die empfindlichſte Stelle getroffen. Clariſſe war der Liebling der Gräfin, ihr Verluſt jagte ſie in den Strudel hinaus. In voller Haſt wurden jene unſinnigen Pachtkontrakte geſchloſſen, die von Seiten der Pächter von vornherein Betrügereien waren; ungeheure Summen wurden in Feſten und Reiſen verſchwendet, Rechnung wurde nie gelegt, nie etwas nachgeſehn, kurz ich, der ich Cecile niemals aus den Augen ließ, ſah jeden

Augenblick was kommen mußte und wirklich kam. Ich war vorbereitet. Inzwiſchen nach Paris übergeſiedelt, rettete ich von dort aus einen Gutsbeſitzer wenige Meilen von hier durch Vorſchüſſe vom Untergange, machte durch die dritte Hand Cecile mit der Sachlage bekannt und gab ihr endlich durch jenen Geretteten Winke die ihr ſagten, daß ich nicht abgeneigt ſei auch ſie dem Verderben zu entreißen. Ich wollte ihr noch Friſt geben, das war eine Conceſſion die ich im Geheimen Clariſſe machte. Ich demütigte ſie vorläufig nur dadurch, daß ſie an verſchiedenen Thüren Kunde von dem Werte des Geldes erwerben mußte. Sie litt damals ſehr, und ich war hier überraſcht daß ſie ſich wieder zu einer ſo großen Feſtigkeit emporarbeiten konnte. Das Unglück, die Hoffnungsloſigkeit hat ſie gehoben.

„Nun mußte Richard auf die Bühne. Ich hatte ihn für die Rolle, die ich ihm ſeinen natürlichen Anlagen nach beſtimmte, erzogen. Er war nicht von ſo hartem Holze wie Chriſtian. Ich verſuchte den Widerſpruch in ihm wach zu reizen, aber es war vergebens, er haßte nichts, er kämpfte niemals, alſo war er nicht für den Kampf geſchaffen und mußte dem Streite fern bleiben. So ſchloß ich. Da aber Chriſtian die Papiere nicht gefunden hatte, und ich außerdem nicht darauf dringen mochte daß er ſie ernſtlich ſuche, weil er ſie gewiß verbrannt hätte um uns die

Rückkehr in Verhältniſſe die er verabſcheute unmöglich zu machen, ſo bedurfte ich Richard's in einer andern Lage. Er mußte als Sekretär in das Haus der Feinde, ſeine ganze Aufgabe beſtand im Suchen der Papiere. Das unterſchlagene Codizill, das Wenzel durch Beſtechung der Teſtamentsexekutoren ſeines Vaters bei Seite geſchafft hatte, kam auf dieſe Weiſe in meine Gewalt. Die Ausdrücke darin ſind ſo eigentümlich, daß es noch fünfzig Jahre dauern kann ehe Cecile einen Heller von dem Legate ausgezahlt erhält, wenn wir es nicht wollen. Und ſo lang kann ſie nicht warten, daher iſt ihre Lage in der That hoffnungslos. Die Zeit hat mitgeholfen, es ging raſcher zu Thal als ich hoffen konnte. Ich kam endlich hier an um das Gut meiner Väter in Beſitz zu nehmen, ich hatte es mit meinem Schweiße erkauft, mein Recht war ein doppeltes. Ich fuhr hier ein, in daſſelbe Dorf, wo ich Jahre lang kümmerlich erworbenes Brot gegeſſen hatte, ich zog ein als ein Sieger. Ich war an jenem Abend unſäglich ſtolz, und es wäre vielleicht Manches anders gekommen wenn ich nicht im Vorbeifahren am Friedhofe daran gedacht hätte daß dort oben meine Gertrud neben ihrem Kinde ſchlummere. Ich ſtieg aus und ging hinauf, die Erinnerung ſtimmte mich weich, ich war in traurig ſchöne Träume verloren als mir plötzlich Luiſe in den Weg trat. Sie gleicht Cecile, wie ich ſie einſt

kannte, und ich hatte ja eben jener Zeit gedacht. Die Träume überwältigten mich, ich gab Alles auf und dachte immerwährend an das liebliche Mädchen, das mich, in dem Augenblicke wo ich ihre Familie zu stürzen kam, stärkte und pflegte wie einen Freund. Sie wußte damals nichts von meinem Vorhaben, aber sie hätte wissend nicht anders gehandelt. Wie ein Blitz kam mir der Einfall, Richard und Luise zu vereinen. Um dies aber ohne Störung zu können mußte ich Christian, der seit der Juni-schlacht Cavaignac's aus Paris geflüchtet ist und durch mich in Deutschland ein Asyl gefunden hat, entfernen oder umstimmen. Daher meine schleunige Reise. Er schien zu merken daß ich Versöhnungspläne in mir trage und war hartnäckig Willens hierher zu kommen und Zeuge des Triumfes zu sein, aber ich zog Clarisse, die ohne daß er es selbst weiß, großen Einfluß auf ihn hat, in's Vertrauen und hoffe daß er aus der Schußweite gebracht ist. — Das Rennen machte ich aus Stolz mit und nahm Ihr Anerbieten, Baron Craw, mir ein sichres Pferd zu leihen, gern an. Ich mochte vor Cecile in keiner Weise die Waffen strecken. — Das Benehmen Luisen's heute früh, und gewisse Winke von ihrer Mutter brachten mich erst vor kurzer Zeit auf den vorübergehenden Gedanken Luise mir selbst zu behalten, da ich von Eurer Liebe nichts wußte. Daß Ihr Euch lieben könntet und müßtet sobald die Verhältnisse nur

einige Hoffnung boten, davon war ich überzeugt, da ich aber Deine Stellung im Hause kannte, hielt ich's nicht für wahrscheinlich, daß sich wirklich ein Verhältniß angesponnen. Ich glaubte der Vorfall mit Christian habe Cecile vorsichtiger gemacht. Das ist nun vorbei, Du sollst Luise haben, ich verpfände mein Wort dafür. Aber auch das Versprechen das ich mir gegeben habe die Hehlen zu vernichten will ich erfüllt sehen."

Er stand auf, nahm eine Hand voll unnützer Papiere und entzündete im Kamine ein kleines Feuer, dann warf er die Aktenstücke, nach denen er sich so lange Zeit gesehnt, hinein.

Craw sprang hinzu und riß sie aus den Flammen. „Um alle Welt, was thun Sie? Wir bedürfen dieses Krames noch um den Schatz zu heben!"

„Auch dafür ist gesorgt! Der Beweis, daß ich und meine Mutter in einem belgischen Dorfe vor mehr als dreißig Jahren gestorben sind, kostet 10,000 Francs. Ich bewahre ihn in meinem Portefeuille. Ich habe mir für diese Fälschung den ärgsten Schuft von einem Maire ausgesucht, den ich finden konnte, und ihn durch diese kleine Summe zu einem ordentlichen Manne gemacht. Die Summe war für ihn groß, ich schnitt die Ursache die ihn zu Schurkereien trieb damit ab, und ohne Ursache keine Folge."

Er warf die Papiere wieder in das Feuer und sagte lächelnd: „Da brennt meine Grafenkrone lichterloh,

die Hehlen ſind tot! Sie müſſen geſtehn, Baron Craw, daß ich konſequent bin. — Ich nehme Hehlenried, Richard bekommt Luiſe, und am Hochzeitstage ſchenke ich Cecile die beiden Totenſcheine, die ſie wieder reich machen. Aber Hehlenried bekömmt ſie nicht zurück. Sie muß hinaus, Luiſe darf und ſoll bleiben wo ſie geſpielt und geſcherzt, getrauert und geliebt. — Iſt nun nicht Alles gut?“

Richard umarmte ſeinen Vater.

„Aber die Moral“, rief Craw, „die Moral von der ganzen Sache? Ihre Geſchichte zeigt wie die adlige Tradition, der ſociale Wirrwar, Schurken bildet ſie weiſt aber auch nach, daß die Theorie der Entblößung von allem Hergebrachten, in der Geſellſchaft angewendet, Böſewichter erzieht. Haben Sie geſiegt? haben Ihre Pläne irgend Jemand gut gemacht, haben ſie Segen gebracht? Der Verſtand hat in Ihren Feinden gethan was er mit ſeinen Prämiſſen thun mußte, er hat in Ihnen und Chriſtian das Gleiche vollbracht; Jene hatten ganz beſtimmt unrecht, Sie Haben in Ihren Grundſätzen bis auf den Haß allerwahrſcheinlichſt recht, — und doch trafen die Antipoden in der Kunſt zu verderben zuſammen. Geſiegt über beide Principe der Starrheit und der Formfeſtigkeit hat das vagirende Element, das Gefühl. Luiſe und Richard ließen ſich nicht modeln, ſie thaten von allen hierbei thätigen Perſonen einzig und allein das Rechte,

und ſie vollbrachten es ſo gut als thatlos. Wo iſt nun der Zug der Natur unverfälſcht geblieben? Weder in dem Graus des Bruderbetruges, noch in Ihrer Rache, in Ihrer Erziehung zum Haſſe und Ihrer Art von Ausbildung der Individualität, er ſteckte ganz einfach in dem gewöhnlichſten aller Gefühle, in dem verſtandloſeſten, in der Liebe."

„Laſſen Sie es nur," ſagte Tetarskoff heiter, „der Sieg iſt die Haubtſache, der Sieger kümmert uns nicht!"

„Und Chriſtian, mein Bruder .....?" fragte Richard.

Schluß-Kapitel.

„La force des choses.“

Der Klang der Tiſchglocke ſprengte die Herren aus einander. Tetarskoff ging in den Speiſeſalon um mit der gräflichen Familie zu diniren und fand ein eigentümliches Vergnügen darin Cecile über Craw, der es vorzog noch einmal mit Richard am „Katzentiſche“ wie er es nannte zu ſpeiſen, ſpotten zu hören. Richard war am Ende doch das eigentliche Ziel ihres Witzes, Richard der nach der Verabredung noch dieſen Nachmittag in ſeine neue Lage gebracht werden ſollte. Tetarskoff war ſo glücklich wie er ſich nicht entſann je geweſen zu ſein, er war ſo frei in ſeinem Inneren daß er ſich darüber freuen konnte Cecile auch ihre ſtereotype Idee, Heeren ſchmachte für des Amtmanns Elſe, ausſprechen zu hören. Er ſah wie dabei in Luiſen's verſtörtem Geſichte ein Lächeln aufblitzte und ein tröſtlicher Gedanke auf und ab wogte. Luiſe liebte ſeinen Richard wirklich, und Cecile gönnte er die

Schrecken der Wahrheit von Herzen. Seit er die finſtere Idee der Rache verbannt hatte und ihm außerdem die Gewißheit geworden war, daß er in der That im eignen Hauſe, im Hauſe ſeiner Väter weile, entfaltete er einen Schatz von Liebenswürdigkeit und Geiſtesfriſche, eine Gewandtheit in der Form und ein ſo großes Unterhaltungstalent, daß Hugo faſt nicht mehr für Luiſe bangte, Cecile aber die Motive ſeines Benehmens vollſtändig zu kennen glaubte. Auch Luiſe mußte von Zeit zu Zeit lächeln wenn ſie auch immer wieder in ihr dumpfes Brüten verſank. Um ſo freudiger konnte das Erwachen ſein. Cecile betonte gelegentlich die Vorliebe Luiſen's für den Aufenthalt im Park nochmals ſo ſtark, daß Tetarskoff nicht mehr zweifeln konnte, der Wink gelte ihm. Leid aber that ihm als er hören mußte daß die Gräfin Luiſe nach der Tafel zu ſich beſtellte. Preßte ihr die Angſt ein Geſtändniß ab, ſo gab es neue unnütze Qualen für das arme Kind, die er gern vermieden hätte. Er verſuchte noch ehe er ging ſie durch ein paar recht „väterliche" Worte, und mehr noch durch herzliche Blicke für den kommenden Sturm zu ſtählen.

Aber dieſer Sturm war kein Orkan wie er im Weſten ſchnaubt, Lebenseichen und Magnolien zerſpaltet und ganze Pflanzungen vernichtet; er ſummte daher, gehüllt in einen fahlen Mantel glühenden Sandes, tötend und begrabend ohne Spuren zu hinter-

laſſen, nicht einmal die Spuren der Zerſtörung, er kam und begrub die Karavane von Hoffnungen in einem Nu wie der Samum der Wüſte.

Cecile ſagte Luiſe nur ganz kurz ohne alle Einleitung, daß ſie ſich auf ihre Bank am Tempel zu begeben und dort Tetarskoff's Werbung mit Ja zu beantworten habe.

Wollte ſie nicht Zeugin eines Gefühlsausbruchs von Seiten ihrer Tochter ſein, oder hatte ſie ſelbſt einen ſolchen zu verbergen, — genug, ſie ging in ihr Kabinet und ſchloß die Thüre hinter ſich. Luiſe ſtieg vernichtet, ſtumm und ſo gut als gedankenlos die Stufen zu ihren Zimmern hinauf, ließ ſich dort auf den Boden gleiten und wußte nicht einmal daß ſie weinte.

Es fiel ihr endlich ein, daß ihr Vater vielleicht noch ein Rettungsmittel wiſſe, ſie eilte zu ihm, — aber er hielt ſeine Sieſta, und ſie hatte nicht das Herz ihn ihrethalb zu wecken. Einmal unterwegs, ging ſie ohne es zu wollen ihren gewöhnlichen Gang weiter, nahm mechaniſch einige Stücke Weißbrot für die Schwäne vom Büffet und wanderte in den Park. Sie hatte ihren Hut vergeſſen, und ihre Hände waren bloß. Es war ein ſo wunderſchöner, friſcher Tag, die erſten, halb geöffneten Roſenknospen ſtreckten ihren Purpurmund, ihre vollen, duftigen Lippen aus dem Haze als wollten ſie die Vorübergehenden küſſen, die Springaufglocken läuteten das Blumenfeſt der Natur ein, der

Cytiſus hing ſeine Goldtrauben in den Weg, und die Luft warf ſich mit auf Zweigen gewachſenen Schneebällen um ſich kühl zu erhalten. Reſeda duftete mit Kalikanthus um die Wette, und der Hibiskus ließ die feine Zugluft auf ſeinen Trompetenblüten Reveil blaſen. Es war wunderſchön, — und Luiſens Herz lag dürr und glühend, trocken und feſtgeſchnürt in ihr, ſie konnte ſich nicht freuen, ſie fühlte heute zum erſtenmal ſchmerzlich daß ſie ein Herz habe. — Die Schwäne ſahen kaum die bekannte Geſtalt heran kommen als ſie eilig an das Ufer ruderten, ihre langen Hälſe empor ſtreckten und mit den ſtumpfen Schwänzen wedelten wie befreundete Hunde. Luiſe ſah nichts davon. Sie warf ihnen die Stücke hinein ohne darüber zu lächeln wenn einer der Vögel ſeine Beute im Triumfe davontrug und den ganzen Schwarm verfolgend hinter ſich her zog. Der Brocken war oft noch nicht durchgeweicht, das Thier ſchüttelte den Kopf und zerriß die Speiſe dadurch in Fetzen die von den andern aufgeſchnappt und einander ſtreitig gemacht wurden. Es war dann nichts zu ſehen als ein Gewühl blendendweißer in einander verſchränkter Schlangen, die aus weißen, nicht unterſcheidbaren Körpern heraus wuchſen. Luiſe hatte heute keinen Sinn für dies lebendige Treiben das große Wellenringe an das Ufer rollen ließ; ſie ging weiter. Es zog ſie nach der Steinbank und drängte ſie mit gleicher Gewalt von dem Platze ab. — Unfern davon

ſtand eine alte, breitgliedrige Eiche. Sie hatte zu früh Äſte gemacht und wahrſcheinlich in ihrer Jugend in gedrückter Sonne geſtanden. Kaum fünf Fuß vom Boden verbreiteten ſich die Stammtheile, und das Laubdach hing faſt bis zum Raſen herab. Es war ein düſtrer aber doch freundlicher Ort, die Natur hatte ſelbſt eine Laube geſchaffen in der ſich die Liebe wie der Schmerz verbergen konnte. Der Baum bildete eine Kapelle, die Bank von Birkenſtäben war der Altar und die Vögel oben zwiſchen den Blättern die Chorknaben. Sie ſteckten ihre neugierigen Schnabelgeſichter hervor als Luiſe eintrat und ſangen und piepten leiſer als wüßten ſie, daß ihr ein lauter Ton wehthun müſſe. Ein ſchlanker Pirol ſchlüpfte vorüber und fing eine Biene; er verzehrte ſeine Koſt auf einem Zweige, und Luiſe mochte denken daß die andern kleinen Burſchen die ſie mit ihren mitleidigen Kohlenaugen anſahen auch hungrig ſein könnten. Sie ſchüttete die Krumen aus ihrer Taſche auf den Sand, und ein behäbiger Fink war bald der erſte Wagehals, der ſich einen Biſſen holte. Nach und nach kamen ſeine Gefährten ebenfalls herab und wagten dann auch wieder laut zu ſingen.

„O, ihr kleinen Näſcher ſeid glücklich!“ ſeufzte Luiſe, „ihr dürft lieben wen ihr lieb habt.“

Sie ſetzte ſich auf die Bank, und dem Tempel fehlte nun auch nicht mehr das Heiligtum — oder das Opfer.

Hätte Jemand jetzt das edle, bleiche Geſicht des Mädchens geſehen, ſo hätte er ähnliche Phänomene beobachten können, wie man ſie beim Schmelzen von Metallen wahrnimmt. Es brodelte und wallte darin, die harten Erzſtücke, der Gehorſam und die Willenloſigkeit, die Rückſichten für Andere und das Vergeſſen ſeiner ſelbſt, wurden von wilden, mächtigen Flammen umleckt, die ſich Bahn brachen in alle Riſſe und Fugen, das Geſtein verglaſten und das Metall herauslockten. Die zähe Maſſe hob und ſenkte ſich, mitunter war es als ob ein Abgrund ſie einſchlürfe, die Oberfläche ward dunkel und eine Wolke verbarg Alles, aber wieder ſchlugen die Flammen heftiger noch aus dem Schmelzofen empor, es war ein Ringen als ſollten die Mauern zerſprengt werden, die Erze gerieten in Fluß, der Silberblick zuckte zwiſchen den Schlacken heraus, huſchte über die wogende Maſſe und — dieſer Silberblick ſagte daß in der Einſamkeit der Eichenkapelle ein Charakter geboren worden.

Luiſe kniete nieder, ſie hatte keine Worte, ſie ſelbſt war ein Gebet, ein wunderſam tröſtendes und kräftigendes Gebet. Die Laſt war von ihrem Herzen gewälzt, ſie athmete wieder ruhig und das Blut ſchoß nur raſcher durch ihre Adern weil ſie mutiger und verlangender war als vorher, weil ſie Willen genug in ſich fühlte dem was kommen ſollte die Stirn zu bieten und die Lenkſeile ihres Schickſals ſelbſt in die

Hände zu nehmen. Sie war ein Dankgebet, und die Blätter rauſchten nicht, die Vögel ſchwiegen, die Natur hielt ihren Athem zurück, eine heilige Stille ſchwamm über der Erde.....

Da kamen Schritte, Schritte eines einzelnen Mannes heran, der Sand knirſchte unter ſeinen Füßen als ſollte ihn das Geräuſch anmelden. Luiſe überlief ein Fröſteln, ſie drückte ihr Antlitz noch einmal in die Hände und murmelte: „Schon jetzt...?“ — Die Zweige wurden aus einander gebogen, der Mann trat ein, blieb aber in der Entfernung ſtehen als er die Knieende erblickte. Luiſe hörte ſeine Athemzüge neben den ihren. Sie erhob ſich endlich um — Tetarskoff entſchloſſen zu empfangen. Sie wendete ſich langſam, und — Richard trat ihr entgegen.

„Luiſe,“ ſagte er beſtürzt, „ich komme um.....“

„O, ſagen Sie mir nicht Lebewohl! Ich weiß daß Sie nun werden fort wollen, daß Sie nicht bleiben mögen, weil Sie glauben daß ich geopfert werden muß. Nennen Sie es auch nicht Herzloſigkeit, verkennen Sie mich nicht wenn ich mich weigre mich für meine Eltern hin zu geben. Ich übernähme dadurch ja auch Pflichten gegen einen Anderen, die ich nicht erfüllen könnte. Meine Weigerung thut nur ſcheinbar Böſes, ich thue dabei nichts, aber ich wäre unehrlich wenn ich Herrn Tetarskoff ein Ja gäbe wo Alles in mir Nein ſagt. Ich mag recht unglücklich

ſein, aber unehrlich macht mich das Unglück nicht, ich thue was ich muß.“

Sie ſprach das mit ihrer ſanften, melodiſchen Stimme einfach aber feſt, es war an ihrem Entſchluſſe nichts zu rütteln, ſie fürchtete weder das Urteil der Menſchen noch den Zorn ihrer Mutter, eine höhere Stimme, die der Natur, hatte geſprochen, Luiſe war in ſich einig, ſie konnte nicht mehr widerlegt werden. — Für Richard klang noch mehr heraus. Sie wußten Beide daß ſie einander liebten, nun war es auch ſo gut wie geſagt; im höchſten Augenblicke der Entſcheidung gab es keine alberne Scheu mehr, ein großer Entſchluß läßt auch den zweiten reifen.

Luiſe ſah nun erſt daß Richard's Geſicht von Freude ſtralte und glaubte natürlich daß ihre Erklärung in Bezug auf Tetarskoff dieſes Entzücken hervorgerufen habe. Sie näherte ſich ihm, legte ihre Hand auf ſeinen Arm und fuhr fort: „Freuen Sie ſich nicht, der Kampf that mir viel Weh, und es iſt wol noch nicht das letzte. Ich habe zum Troſte nur das Bewußtſein ein Unrecht nicht gethan zu haben, aber ich habe auch nicht eine Hoffnung mehr .....“

„Nein, keine Hoffnung, aber Gewißheit, ſüße, ſelige Gewißheit!“ rief Heeren, der nun endlich Worte gewann. „Mein Vater ..... Herr Tetarskoff hat Sie nie für ſich, er hat Sie immer für mich fordern wollen. Werden Sie mich nun auch ausſchlagen,

werden Sie das auch ein unerfüllbares Opfer nennen?«

»Herr Tetareskoff iſt Ihr Vater? Und ſie ſagten mir nichts davon?« rief Luiſe und trat einen Schritt zurück.

»Ich weiß es ſelbſt erſt ſeit dieſen Mittag! — Aber eine Antwort, eine Silbe nur für meine Frage . . . . .«

»O Gott, Richard . . . .!« flüſterte Luiſe faſſungslos, der Sprung war für ihr Gefühl zu groß, ſie lag an ſeiner Bruſt, aber ſie war ohne Beſinnung. — —

— Im Schloſſe langte unterdeß auf triefendem Pferde ein Courier an. Er brachte einen Brief für Cecile, der folgende Zeilen enthielt:

»Der Kampf der enterbten Hebleu gegen die durch Betrug und gemeine Intrigue beſitzenden ſoll nicht durch die Lächerlichkeit einer verſöhnenden Heirat beendet werden. Haben Sie, was freilich bei Weſen Ihrer Art nicht ſein muß, nur einen Funken von Ehrgefühl in ſich, ſo werden Sie ſich dagegen ſträuben, Sie werden lieber untergehn und haſſen dürfen als die Hand Ihrer Tochter meinem Bruder Richard geben. Die Gründe dafür liegen in Folgendem.

»Um Sie zu ſtürzen wurde ſeit Jahren Plan auf Plan entworfen und zum Theile ausgeführt. Ich kam nur in Ihr Haus um Clariſſe zu verführen und dann

dem Elende preis zu geben, Sie ſollten auch in Ihren Kindern vernichtet werden. Mein Vater, den Sie Tetarskoff nennen und den Sie früher ſchon als Drechsler Hennings kannten, leitete Alles, er arrangirte auch Ihren Ruin. Sie ſind rettungslos verloren, er zögert nur den Schlag zu führen weil er die Schweſter meiner Begleiterin für ſeinen Sohn verlangen will. Denken Sie an die Schmach Ihrer Tochter Clariſſe, denken Sie an das voraus berechnete Elend das wir über Sie bringen wollten, und nun thun Sie was Sie müſſen!

„Um Ihnen Alles aufzuklären noch die Nachricht, daß Hennings-Tetarskoff der Sohn jenes Grafen Hugo Hehlen, des citoyen français iſt, den Ihr Vater im Vereine mit Ihrer Mutter um ſein Erbe betrog. Richard Heeren iſt mein Bruder und wie ich der Sohn von Franz Hehlen, der eins iſt mit Tetarskoff. —

Chriſtian Schneider.“

— Das konnte Alles wahr ſein. Je mehr ſie nachdachte deſto gewiſſer ſchien es ihr. Die frühere Szene mit der Uhr, die von heute mit der Elfenbeinſchnitzerei..... Hennings war Tetarskoff und konnte ebenſo gut Franz Hehlen ſein. Und nicht er ſondern Heeren, der Sekretär, ſollte Luiſe haben? Aber dann war ja auch dieſer ein Graf Hehlen...! Nur

Clariſſe . . . ! Das Wort „Begleiterin“ das Schneider unterſtrichen hatte, wollte ihr nicht aus dem Sinne. — Ehe ſie aber noch irgend überlegen konnte traf ein zweiter Courier ein. Sie erkannte die Handſchrift, riß den Brief auf und las:

„Liebe, liebe Mama, könnte ich doch das Wetter abwenden das ſich über Dir zuſammen zieht, vielleicht wäreſt Du dann verſöhnt und nennteſt mich wieder, o nur ein einzigmal, Deinen lieben Sauſewind! Es hat mich ſo lang Niemand Sauſewind genannt, ich möcht's wol wieder hören und mir dabei einbilden ich ſei wieder Clariſſe Hehlen und ſpiele mit Luiſe auf dem Parkraſen meine wilden Spiele. — Ja, von Luiſe muß ich Dir in aller Eile ſchreiben, ich hätte es ſonſt nicht gewagt, ich hätte nicht gewagt an meine — Mutter zu ſchreiben wenn die böſe Tochter nicht vielleicht etwas für ihre gute Schweſter thun könnte. Das darf ich doch, wenn ich auch für Dich tot bin. Ich bin recht arm und nicht glücklich geweſen, aber das that doch am meiſten weh. Weißt Du das, Mama? — Gib Luiſe nur recht raſch Richard Hehlen; Tetarekoff war böſe, aber er iſt jetzt gut. — o was muß meine kleine Luiſe lieb geworden ſein, er vergöttert ſie, der alte ſtarre Mann. Er hat ſogar geweint, und weißt Du, Mama, wenn ein Mann weint, dann iſt er immer gut. Ich glaube daß die

Beiden recht für einander paſſen. Aber gib ſie raſch zuſammen, denn ich habe große Not Chriſtian zurück zu halten, er will durchaus nach Hehlenried, und dann iſt Alles verdorben. Er kann ſo ſehr boshaft ſein, mich hat er überreden wollen er habe mich nie lieb gehabt, ſein Plan ſei nur geweſen mich ſchlecht zu machen. Handle raſch wenn dadurch noch etwas gut zu machen iſt, denn ich kann ihn nicht zwingen wenn er erſt zu Euch will, — und ich darf ja doch nicht mitkommen, ich bin ja tot. Schenke mir nur einen einzigen freundlichen Gedanken wenn Du durchaus nicht mehr liebhaben kannſt Deine arme Clariſſe."

Die ſtolze Frau war geknickt, zwiefach gebrochen. Der Brief ihrer verlorenen Tochter ſchnitt ihr durch's Herz, es war noch der alte Ton, ſie trug noch die alten unverſieglichen Schätze unbändiger Naturkraft in ſich, aber wie tief mußte ſie auch darum wieder ihre Lage fühlen, wie mächtig mußte ihre Sehnſucht ſein. In ſolcher Weiſe, begleitet von ſolchen Schrecken hatte Cecile ſich auch im ſchlimmſten Falle den Untergang ihres Hauſes nicht gedacht. Es drängte ſie in den Garten zu Luiſe. War es aber nicht ſchon zu ſpät? Was war geſchehn? Und wenn Schneider, dieſe widerliche, boshafte Larve, die einzige Perſon die ſie ſo recht aus voller Seele haſſen konnte, wirklich kam?

. . . . . Diesmal war sie aus dem Gleichgewichte gehoben, sie fühlte sich todmüde und sollte handeln.

. . . . . Es näherten sich laute Stimmen, ein Diener riß die Flügelthüren auf und herein trat zunächst Luise am Arme Richard's, hinter ihnen Tetarskoff mit Hugo und Craw.

Luise flog auf ihre Mutter zu, aber sie wäre niedergesunken als sie ihr in das regungslose, verzogne Gesicht sah, wenn Richard sie nicht aufgefangen hätte.

„Graf Hehlen, lesen Sie hier!" sagte Cecile mit tonloser Stimme und reichte Tetarskoff den Brief Christian's.

„Graf Hehlen . . .?" fragte Hugo erstaunt.

„Ich war es, oder ich konnte es sein; es ist aber besser daß der Name erlischt, er war nicht mehr rein."

„Aber Richard . . . . . Herr Heeren, wie wir ihn bisher genannt, Ihr Sohn, wie ich höre, führt hoffentlich den Namen seiner Väter?" fragte Cecile gespannt.

„Er bleibt Richard Heeren und wie ich hoffe der Bräutigam ihrer Tochter Luise, die ihn liebt. . ."

„Aber lesen Sie doch nur, und dann fragen Sie sich was ich thun muß!" sagte Cecile die immer noch nicht so weit war ein entschiedenes Wort zu sprechen. Sie fand keinen Gedanken in sich, Alles lag wirr

durch einander, Schmerz, Zorn, Entrüſtung, Trauer, Hohngelächter und Klugheit. Die Notwendigkeit allein ſah ihr kalt und ernſt in das Geſicht, in der einen Hand den Untergang, in der andern die Rettung bietend. Sie hatte zu wählen. Die Rettung war nicht einmal unehrenhaft, Luiſe liebte ja Richard. Aber dieſer Menſch blieb für die Welt ein Plebejer wenn ſich ſein Vater nicht umſtimmen ließ, und das war nicht zu erwarten. Sie hatte auch noch nicht gefragt wie dieſer ſeine Herkunft überhaubt beweiſen wolle. Er war von ihrer Anrede überraſcht geweſen, hatte ſich aber doch bald wieder gefaßt und ruhig geantwortet; machte er nun keine Anſprüche geltend ſo fiel ihr jenes bedeutende Reſervekapital zu und ſie war im Stande ihm die Spitze zu bieten. Im ärgſten Falle blieb ihr endlich noch übrig zu ſagen, daß die Liebe ihrer Tochter ſie beſiegt, ſie ging aus einem Lager der Geſellſchaft in ein anderes und konnte trotz alledem der Welt gegenüber eine Poſition nehmen . . .

Tetareskoff hatte den Brief durch geleſen, und die Freude auf ſeinem Geſichte war erloſchen, er ſtarrte ſchmerzlich bewegt vor ſich hin.

„Wie wollen Sie beweiſen, daß Sie Franz Heblen ſind?“ fragte Cecile, ſeine Verwirrung benutzend.

„Sie ſelbſt gaben mir die Aktenſtücke neulich als Novellenſtoff mit nach Sauſeneck,“ ſagte Craw. „Und da ich wollte daß Luiſe und Richard, von deren Liebe

ich wußte, vereint werden. lieferte ich die Papiere aus."

„Schändlich!" rief Cecile.

„Nicht so schlimm als Sie jetzt meinen, da es ihrem Cousin nur darum zu thun war persönlich von der Richtigkeit seiner Vermutungen überzeugt zu sein. Richard mußte Cecile haben, der Grafentitel und die Papiere wurden den Flammen geopfert . . . ."

„Dann bin ich Herrin . . . .!" rief Cecile. „Herr Tetarskoff, Sie sollen befriedigt werden!"

„Die Sache liegt nicht ganz so wie Sie meinen," sagte Tetarskoff mit Überlegenheit. „Dieser Brief meines Sohnes, der mich in gerechte Trauer versenkt, ließ mich Ihnen im Augenblicke nicht gleich die treffende Antwort geben. Wollen Sie mir fünf Minuten in Ihrem Kabinet schenken so sollen Sie bald mit dem Arrangement das ich in Ihrem Namen übernommen, wie es mir bis auf Ihre Zustimmung als Haubt der Familie Heblen zukommt, vollständig zufrieden sein. Fürchten Sie nichts, ich beanspruche diese Würde nur momentan, und nur um die Macht der Verhältnisse civiler wirken lassen zu können."

Die Gräfin zögerte einen Augenblick, ging aber dann mit ihm in ihr Boudoir. Als sie nach einer Viertelstunde, die für Richard und Luise eine Ewigkeit währte, heraus kam hatte sie zwei Papiere in der

Hand, — den Totenschein Franz Hehlen's und seiner Mutter; der Tod seines Vaters war längst konstatirt.

„Nun, wenn Ihr Euch liebt, so sollt Ihr Euch haben!“ sagte sie dem Paare.

„.... Nein, und abermals nein!“ rief eine schneidende Stimme zu der eben wieder aufgerissnen Thüre herein.

Der Rufende machte einen hastigen Schritt über die Schwelle, ballte die Faüste, drohte Tetarskoff und Cecile, stieß noch einen dumpfen Laut aus und brach dann in sich selbst zusammen.

Hinter ihm war eine schöne Frau gekommen, die im Vorzimmer stehen blieb und weinte. Cecile, Hugo und Luise starrten mehr diese Frau als den Mann, mehr Clarisse als Schneider an, aber ehe Christian noch nieder fiel, riß sich Luise aus den Armen Richard's, lief an dem Manne vorbei und umarmte ihre Schwester: „Mama, das ist Clarisse,“ rief sie, „meine liebe Clarisse! Nun ist Alles gut!“ —

Schneider zuckte, wie von einem gräßlichen Schmerze empor geschnellt, am Boden und wurde dann starr, — er hatte vergessen, daß er herzkrank sei, daß er nicht heftig werden dürfe: sein Herz war geborsten, er war tot.

Was nun kam? Tetaczkoff wohnt mit Richard und Luiſe in Hehlenried, Hugo lebt in Berlin, Cecile in Sorrent, und Craw wird Clariſſe, die bei ihrer Schweſter geblieben iſt, je eher je lieber als ſeine Frau nach Sauſeneck führen.

Ende

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN